This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

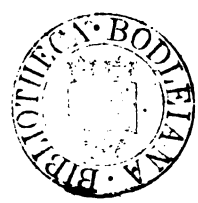
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600031690P

Vermischte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.



Erster Band.

Mit 2 Tafeln.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1879.

24 c 117

Inhalt.

		Seite
I.	Der Weltumſegler, Admiral v. Kruſenſtern	1
II.	Kriegsſcenen aus den Zeiten der Kaiſerin Katherina II.	57
III.	Das Ende des Kaiſers Paul I. von Rußland am 23. März 1801 .	133
IV.	Die neuere Literatur der Befreiungskriege 1812 bis 1814 und ihre Ergebniſſe	166
V.	Der Feldzug 1812 in Rußland noch einmal	222
VI.	Leibeigenſchaft und Freilaſſung der Bauern in Rußland (1859) . .	282
VII.	Das ruſſiſche Heer im Frühjahr 1854	337
	Nachtrag zu den Kriegsſcenen aus den Zeiten der Kaiſerin Katherina II.	469

I.

Der Weltumsegler, Admiral v. Kruſenſtern.

Die Skizze die wir hier mittheilen, wurde, wie ſchon aus den einleitenden Worten hervorgeht, wenige Wochen nach Kruſenſtern's Ende geſchrieben, und in dem „Inlande", einer zu Dorpat in Liefland in deutſcher Sprache erſcheinenden Zeitſchrift veröffentlicht. Sie war zunächſt den Verwandten, den perſönlichen Freunden des Admirals, wie ſeinen Landsleuten im engſten Sinn des Worts beſtimmt. Indem wir ſie jetzt einem weiteren Kreiſe vorlegen, glauben wir die einleitenden Zeilen ſtehen laſſen zu ſollen, wie ſehr ſie ſich auch auf den Augenblick beziehen in dem die kleine Schrift erſchien, und auf ihren nächſten Zweck. Wir laſſen ſie ſtehen weil wir doch verſuchen müßten mit anderen Worten zu ſagen was da über Kruſenſtern's Perſönlichkeit geſagt iſt. Im Uebrigen erſcheint die kleine Schrift hier nicht ganz unverändert. Wir haben Manches eingeſchaltet, das ihrem urſprünglichen Zweck aus mehrfachen Gründen nicht entſprochen hätte, aber zur Sache gehört und charakteriſtiſch iſt für Zeit und Ort.

Am 6./18. October 1846 wurden die irdiſchen Reſte des kürzlich verſtorbenen Admirals Adam Johann v. Kruſenſtern, mit den ſeinem Rang gebührenden Ehren in der Ritter- und Domkirche zu Reval beſtattet.

Der Abſchluß eines Menſchendaſeins fordert uns immer, wo er uns irgend berührt, zu ernſter Betrachtung auf, zu einem Blick rückwärts, auf den Verlauf und die Bedeutung der nun geſchloſſenen Laufbahn, und in einem höheren Grade wie in einem weiteren Kreiſe wird das ernſte Intereſſe der Ueberlebenden in Anſpruch genommen,

wenn das Leben das vor unſeren Augen geendet hat, für das gemeinſame Streben und die gemeinſame Entwickelung der Menſchheit, für Wiſſenſchaft und Geſchichte, von wirklicher Bedeutung war. Und tritt nun noch ein anderes Element hinzu, läßt der rückwärts gewendete Blick den edelſten, reinſten Charakter erkennen, der ſich, früh entwickelt, treu bewährt durch ein langes Leben, den vielfache Berührung mit der Welt, eine reiche prüfende Erfahrung nur gereift und geſtählt, nie getrübt hat, der ſich ſtets unverändert zeigt, in der würdevollen Milde des Greiſes, wie in dem hoffnungsreichen Streben des Jünglings, dann verweilen wir gewiß gern vor dem Bilde. So glauben wir denn eine Pflicht, mehr noch gegen die Ueberlebenden, gegen das heranwachſende Geſchlecht, als gegen den Verſtorbenen zu erfüllen, wenn wir hier in wenigen Worten an die Hauptzüge ſeines Lebens, und die Bedeutung ſeines Daſeins und Wirkens erinnern.

Adam Johann v. Kruſenſtern war, der jüngſte von ſechs Geſchwiſtern (vier Töchtern und zwei Söhnen) den 8. November (a. St.) 1770 auf dem väterlichen Gute Haggud in Eſthland geboren, und erhielt den erſten Unterricht theils im elterlichen Hauſe, theils auf der Ritter- und Domſchule zu Reval, die er während der drei Jahre von 1782 bis 1785, mit ſeinem Bruder zuſammen beſuchte. Sein Lebensweg wurde faſt zufällig beſtimmt, da man ſich, blos auf den Rath eines Freundes der Familie, bei Gelegenheit eines Beſuchs auf dem Lande, dafür entſchied ihn dem Seedienſt zu widmen, an den bis dahin weder er ſelbſt noch einer ſeiner Angehörigen gedacht hatte. Im Januar 1785 trat demgemäß der junge Kruſenſtern in das Seecadetten-Corps ein, das, damals noch in Kronſtadt, den Zöglingen in mancher Beziehung weit geringere Mittel der Bildung bot, als zu einer ſpäteren Zeit; die Anſtalt durfte ſogar, was Lehre und Lehrer und wiſſenſchaftliche Hülfsmittel betrifft, ſehr dürftig ausgeſtattet genannt werden. Und auch ſonſt war da für die jungen Leute nicht zum beſten geſorgt.

„Zwiſchen der Regierung Katherina's II. und der der Kaiſerin Eliſabeth liegt ein Abgrund," ſagt ein neuerer ruſſiſcher Hiſtoriker mit vollem Recht; Katherina war unabläſſig und mit Erfolg bemüht der europäiſchen Civiliſation in Rußland, die unter Peter dem Großen gleichſam decretirt worden war, in ihrem Reich zu größerer Realität zu verhelfen. Auch die Zeit und die häufiger werdenden Berührun-

gen mit dem weſtlichen Europa trugen das Ihrige dazu bei die wunderlichen Erſcheinungen allmählich auszugleichen, die der ſchroffe Gegenſatz dieſer Scheinbildung und der urwüchſigen Rohheit der alten, einheimiſchen Zuſtände nur zu oft zu Tage förderte, und von denen alle Fremden erſtaunt in die Heimath berichteten. Es war gewiß ein wichtiger Schritt auf der Bahn zu beſſeren Zuſtänden, daß Peter III. wenigſtens den Adel von allen körperlichen Strafen freigeſprochen hatte! — Doch ſelbſt nachdem Katherina ein Viertheil Jahrhundert über gewaltet und gewirkt hatte, war Rußland noch immer das Land ſeltſamer Contraſte; Kruſenſtern ſollte das an ſich ſelbſt und an ſeinem Bruder gewahr werden. Im Seecadetten-Corps herrſchte kein großer Luxus. Selbſt die Wäſche wurde nicht all' zu oft gewechſelt, obgleich ſie Tag und Nacht ohne Unterſchied getragen wurde; wenn wir uns recht erinnern nur zweimal — oder vielleicht ſogar nur einmal in der Woche. An den Tagen, an denen es reine Wäſche gab, ſchritt ein Matroſe früh Morgens durch alle Corridore des Cadettenhauſes und läutete mit einer großen Handglocke. Auf dieſes wohlbekannte Zeichen ſprangen die Cadetten aus den Betten, und rannten, wie ſie waren — im Hemde — nach dem Saal in dem die friſche Wäſche ausgetheilt wurde. Da ſtellten ſie ſich in Reihe und Glied — im Hemde natürlich — und wie nun ein Unteroffizier die Fronte einer Abtheilung entlang ſchritt um die getragene Wäſche in Empfang zu nehmen, zog ein jeder ſein Hemd über die Ohren um es dieſer Autorität zu übergeben, worauf denn die jungen Leute einſtweilen, einige Augenblicke über ohne Hemden in Reihe und Glied ſtanden, bis ein zweiter Unteroffizier heran gekommen war, der jedem von ihnen ein reines Hemd einhändigte. — Kruſenſtern's Bruder Karl war Page der Kaiſerin. Wenn der Cadet dieſen Bruder mit Urlaub in Petersburg beſuchte, und früh Morgens das ſtattliche, palaſtartige Gebäude betrat das die kaiſerlichen Pagen bewohnten, wurde er wohl von einem Hoflakeien flüſternd bedeutet daß der junge Herr noch zu ſchlummern geruhe. Einen Pagen zu wecken, damit er ſeinen Bruder empfange — daran war gar nicht zu denken; ſo etwas geſchah nicht! — Wenn dann der Cadet vorgelaſſen wurde, fand er ſeinen Bruder in einem Zimmer mit getäfeltem und ſorgfältig polirten Fußboden, in einem Zeltbett mit ſeidenen Vorhängen; ein Hoflakai trat ein und präſentirte dem Pagen, noch im Bett, eine Taſſe Chocolade.

Uebrigens blieb Kruſenſtern nicht ſo lange als gewöhnlich war in dem Seecadetten-Corps; die Umſtände erlaubten ihm nicht den herkömmlichen Curſus hier ganz zu vollenden, und führten ihn bald in die fruchtbare Schule des thätigen Lebens und bedeutender geſchichtlicher Ereigniſſe.

Da im Jahr 1787 die Ottomaniſche Pforte der Kaiſerin von Rußland den Krieg erklärte, wurde in den ruſſiſchen Oſtſeehäfen eine Escadre ausgerüſtet, die unter dem Admiral Greigh nach dem Mittelländiſchen Meer ſegeln ſollte, um das türkiſche Reich auch von dieſer Seite zu bedrohen. Schon waren drei Schiffe von je einhundert Kanonen, die nicht mit ihrem Geſchütz und der ganzen Ladung durch den Sund gehen konnten, nach Kopenhagen voraus geſendet, um bei Zeiten, erleichtert und mit Bequemlichkeit durch dieſen Engpaß des Meeres geſchafft zu werden, als der König von Schweden, Guſtav III. durch einen raſchen, und wie ſich bald ergab, übereilten Angriff auf Rußland, auch der ruſſiſchen Seemacht eine andere Beſtimmung aufnöthigte. Sie hatte ſich nun mit einem näheren Feinde zu meſſen, gegen den im Frühjahr 1788 die geſammte Oſtſeeflotte ausgerüſtet wurde. Es mangelte an Offizieren. Da erfolgte der Befehl, ſämmtliche „Gardemarine" (d. h. Cadetten der älteſten Klaſſe) auch diejenigen die den Curſus noch nicht vollendet hatten, wenn ſie nur, wenigſtens einmal zur See geweſen ſeien, als Offiziere aus dem Cadetten-Corps zu entlaſſen. Kruſenſtern gehörte zu denen auf die der kaiſerliche Befehl bezogen werden konnte. Im Mai 1787 zum Gardemarin befördert, hatte er noch im Laufe deſſelben Jahres ſein Element kennen gelernt, auf einer erſten Uebungsfahrt in der Oſtſee, die er mit neunundzwanzig anderen Zöglingen des Cadetten-Corps zuſammen, unter den Befehlen eines Capitains v. Steinheil, auf der Fregatte Mſtislawetz von 36 Kanonen machte. Ein Jahr früher als er unter gewöhnlichen Verhältniſſen hoffen durfte, verließ demgemäß der Jüngling, im Mai 1788, das Cadettenhaus als Mitſhipman, und ein günſtiges Geſchick gewährte ihm eine Anſtellung auf dem Mſtislaff, einem Linienſchiff von 74 Kanonen, das unter den Befehlen eines vielſeitig gebildeten ſehr ausgezeichneten Seemanns ſtand. — Ja man könnte eine Vorbedeutung, ein Zeichen ſeiner künftigen Beſtimmung, in der zufälligen Anordnung ſehen, die den jungen Offizier gerade auf dieſes Schiff führte. Die Kaiſerin Katherina II. deren thätiger

Geiſt ſo Vieles umfaßte, ſcheint auch die Bedeutung wiſſenſchaftlicher Unternehmungen, für die Bildung einer tüchtigen Seemacht wohl erkannt zu haben. Schon, und zwar in den erſten Regierungsjahren der Kaiſerin, war Tſchitſchagow zweimal nach dem hohen Norden entſendet worden, um durch das Eismeer, über Spitzbergen hinaus, womöglich bis zur Behringsſtraße vorzudringen. Wenn ähnliche Verſuche nicht wiederholt wurden, ſo lag der Grund wohl darin, daß die ruſſiſche Flotte ſelbſt ſich ſolchen Unternehmungen nicht gewachſen glaubte, wie man denn auch die eben erwähnten Expeditionen — freilich mit Unrecht — für gänzlich verfehlt hielt. Lag doch die Zeit noch nicht fern, wo es unmöglich ſchien, ein Schiff im Laufe eines Sommers aus Archangelsk nach Kronſtadt zu bringen. Jetzt endlich ſollte der Befehlshaber des Mſtislaff, Capitain Mulowsky (ein natürlicher Sohn des Grafen Zachar Czernyſchew) an der Spitze einer Escadre von fünf Schiffen, eine Weltumſegelung unternehmen, und zum erſten Mal die ruſſiſche Flagge den entfernteſten Küſten und Meeren zeigen. Doch nicht ihm, ſondern dem jüngſten der Offiziere unter ſeinen Befehlen, war dieſer Ruhm vorbehalten. Der Krieg, der ausbrach, verhinderte die Ausführung des für ihn entworfenen Plans.

Noch im Jahr 1788 nahm der Mſtislaff einen ſehr thätigen Antheil an der Schlacht bei Hochland, die zu keinem entſcheidenden Ergebniß führte, und kreuzte dann, bis ſpät in den October mit der übrigen Flotte vor Carlscrona, in der vergeblichen Hoffnung, die ſchwediſche Seemacht aus dieſem Hafen, in den ſie ſich zurückgezogen hatte, zu neuem Kampf hervorzulocken. In Reval, wo die ruſſiſche Flotte überwinterte, verlor ſie ihren Befehlshaber, den Admiral Greigh, der hier endete, und durch Tſchitſchagow erſetzt wurde. Unter den Befehlen dieſes Letzteren ging ſie darauf im folgenden Jahr früh wieder in See um ſich mit einem Geſchwader zu vereinigen, das aus Archangelsk kommend, den Winter über in Kopenhagen gelegen hatte. Vergebens wagte die ſchwediſche Seemacht in den Gewäſſern von Oeland eine Schlacht, um dieſe Vereinigung zu verhindern, die ungeſtört erfolgte, als König Guſtav's Flotte nach dem Treffen wieder in dem Hafen von Carlscrona Schutz ſuchte. In dieſem Gefecht verlor der Capitain Mulowsky, deſſen ganzes Weſen, wie ſich aus Tagebüchern und Briefen ſchließen läßt, auf den jungen Kruſenſtern den lebhafteſten Eindruck gemacht zu haben ſcheint, von einer Kanonen-

kugel getroffen, das Leben, und Herr v. Eſſen, der im Jahre 1834 als Gouverneur von Eſthland ſtarb, befehligte nun den Mſtislaff; der Reſt des Sommers aber verging ohne Thaten, da die ſchwediſche Flotte ſich mit der ruſſiſchen, die nun auf mehr als fünfzig Segel, worunter 33 Linienſchiffe, angewachſen war, nicht mehr zu meſſen wagte.

Um ſo reicher an Ereigniſſen war bekanntlich das folgende Jahr. Den Umſtand benützend, daß die ſchwediſche Küſte früher vom Eiſe befreit iſt als der finniſche Meerbuſen, erſchien der Herzog von Südermanland, an der Spitze der ſchwediſchen Flotte zuerſt in See, und ſuchte die ruſſiſche in ihren Hafen auf, um die Geſchwader, die getheilt in Reval und Kronſtadt überwintert hatten, vor ihrer Wiedervereinigung vereinzelt anzugreifen — und ſo wurde Kruſenſtern Zeuge einer der denkwürdigſten Seeſchlachten. Zehn ruſſiſche Linienſchiffe, unter Tſchitſchagow auf der Rhede von Reval vor Anker, wurden von 30 ſchwediſchen angegriffen. Die Stellung der ruſſiſchen Flotte war der der franzöſiſchen bei Abukir ähnlich; ein Nelſon hätte ihr gefährlich werden können; der Herzog von Südermanland aber war glücklicher Weiſe nicht ein Mann dem ſein Geiſt neue und geniale Manoeuvre eingab. Die ſchwediſche Flotte ſegelte in einer Colonne in die Bay von Reval hinein, und nahm ihre Richtung auf das äußerſte Schiff des linken Flügels der ruſſiſchen Linie — aber nicht um dann, wie Nelſon bei Abukir, zwiſchen dieſem Schiff und dem Ufer hindurch zu ſegeln, die feindliche Linie ſo zu umgehen und dann zu umfaſſen, und ſie zu gleicher Zeit von beiden Seiten, in der Fronte und im Rücken anzugreifen. Der ſchwediſche Admiral war nur darauf bedacht ſeine Schiffe in einer der ruſſiſchen Stellung gleichlaufenden Linie zu ordnen, und verſuchte auch das in der am wenigſten Erfolg verſprechenden Weiſe. Das Schiff an der Spitze ſeiner Colonne ſegelte bis auf etwa halbe Schußweite an die ruſſiſche Linie heran, wendete dann links und lief die ganze Linie entlang um dem äußerſten ruſſiſchen Schiff zur Rechten gegenüber ſeine Stellung zu nehmen und dann den Kampf zu beginnen. Natürlich hatte es unterwegs das Feuer der ganzen ruſſiſchen Linie auszuhalten. Die folgenden Schiffe waren angewieſen dies Manoeuvre nachzumachen, und wenn ſie auch, beſtimmt eine der Mitte, endlich dem linken Flügel der Ruſſen näher gelegene Stellung in der Linie einzunehmen, nicht die ganze

Fronte des ruſſiſchen Geſchwaders entlang zu ſegeln hatten, litten ſie doch ſämmtlich bedeutend durch das feindliche Feuer ehe ſie das eigene eröffnen konnten. Der Herzog von Südermanland hielt es bald gerathen, den Kampf als hoffnungslos aufzugeben und ſich zurückzuziehen. Zwei Schiffe — dasjenige das die Spitze ſeiner Colonne gebildet hatte und ein anderes — waren beſchädigt und unlenkbar geworden, auf den Strand gerathen, und gingen den Schweden verloren.

Der Herzog-Admiral verſuchte darauf bei Krasnaya Gorka einen, wenn nicht ebenſo unglücklichen, doch ebenſo vergeblichen Angriff auf das andere ruſſiſche Geſchwader, das von Kronſtadt herkam, — und nachdem auf dieſe Weiſe der Plan die Vereinigung der ruſſiſchen Flotte zu verhindern, ihre getrennten Abtheilungen einzeln zu ſchlagen, mißlungen war, ſah er ſich bald genöthigt vor der Uebermacht der nunmehr vereinigten feindlichen Flotte, in die Bay von Wiburg zu flüchten. Hier fand er ſich dann auf das engſte eingeſchloſſen und in der bedrängteſten Lage, die von Tag zu Tage bedenklicher wurde.

Indeſſen, mit ſo vieler Umſicht die Blockade auch angeordnet war, gelang es doch endlich dem König Guſtav, der ſich nun ſelbſt an die Spitze ſeiner Flotte geſtellt hatte, mit dem verhältnißmäßig geringen Verluſt von zwei Linienſchiffen zu entkommen. Er verdankte dies, wohl kaum gehoffte Glück, großentheils der zaudernden Vorſicht eines Unterbefehlshabers in der ruſſiſchen Flotte, der, zur raſcheſten Verfolgung befehligt, Zeit damit verlor, ſeine Anker in regelmäßiger Weiſe zu lichten. Nur einer der Capitaine, ein zwar ſehr roher, aber ebenſo tapferer und entſchloſſener Seemann, kappte augenblicklich ſeine Anker und eilte den fliehenden Schweden nach. Es war der Capitain Biloff, ein Däne von Geburt, der nunmehrige Befehlshaber des Mſtislaff, und Kruſenſtern ſah ſich auch hier wieder in den Vorkampf, in den Kreis der lebendigſten Thätigkeit geführt. Dem zuerſt ereilten ſchwediſchen Schiff, der Sophia Magdalena von 74 Kanonen, gedachte Biloff vorbei zu ſegeln, und es gleichſam dem weiter rückwärts folgenden Geſchwader zu überlaſſen, während er ſelbſt ein weiter entferntes einholte — aber die Schweden erwiderten die Geſchützlage, die ihnen im Vorbeigehen gegeben wurde; eine Kugel traf die Großmaſt Marsraa des Mſtislaff und das Segel ſtürzte auf das Verdeck herab,

Kanonen und Mannſchaft bedeckend. So in ſeinem raſchen Lauf gehemmt, außer Stand geſetzt einen anderen Gegner aufzuſuchen, ſah ſich Biloff genöthigt, den einmal begonnenen Kampf mit dieſem auszufechten. Nach Dreiviertel Stunden war die Sophia Magdalena gezwungen die Flagge zu ſtreichen. Daß Kruſenſtern ſchon damals Mittel gefunden hatte ſich auszuzeichnen, dafür bürgt der Umſtand, daß ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, ſowohl die Flagge des beſiegten Schiffes, als die des Admirals Lyenanker, die auf deſſen Maſt wehte, in Empfang zu nehmen, und den ſchwediſchen Admiral ſelbſt, ſo wie den Capitain der Sophia Magdalena, an Bord des ſiegenden Mſtislaff zu bringen. Auch wurde er, wegen ſeines Antheils an dieſem Treffen, zum Schiffslieutenant befördert.

Wir übergehen die weiteren Ereigniſſe, an denen Kruſenſtern keinen Antheil hatte, namentlich die merkwürdigen Kämpfe welche die beiderſeitigen Scheeren (Ruder) Flotten mit wechſelndem Glück beſtanden. Merkwürdig an ſich, und blutig änderten ſie doch nichts an der allgemeinen Lage. Bald nach dieſen wiederholten Treffen wurde Friede geſchloſſen und es folgten, auf dieſe bewegten Zeiten des Krieges, Tage einförmiger Ruhe, die Kruſenſtern zu Reval um ſo drückender empfand, da das Schiff, zu deſſen Bemannung er gehörte, während der zunächſt folgenden Jahre, nicht einmal zu Uebungsfahrten in See geſchickt wurde.

Ueberhaupt konnte man bis dahin die Umſtände, unter denen ſich Kruſenſtern herangebildet hatte, nicht eben beſonders günſtige nennen. Wenigſtens lag in ſeinen bisherigen Erlebniſſen nichts, das beſonders geeignet geweſen wäre ſeinen Geiſt zu einem höheren Streben zu erwecken. Aber ihn ſelbſt hatte die Natur in reichem Maße begabt mit dem was den Menſchen eigentlich zum Menſchen macht und den edleren Geiſt über den alltäglichen erhebt: mit einem ſtrebenden Sinn, der aus eigener Bewegung unabläſſig ringt einen erweiterten Horizont zu beherrſchen, und die Flügel in einem ſtets wachſenden Kreiſe zu regen. England und die reichen Erfahrungen, die er dort ahnte, waren das, was ihn lockte. Ein anderer junger Offizier, Namens Behring — ein Enkel des berühmten Reiſenden — theilte ſeine leidenſchaftlich erfaßten Wünſche, und während dieſe beiden Jünglinge, von denen der Eine einen ſchon bedeutenden Namen trug, der Andere beſtimmt war den ſeinigen zu einem bedeutenden

zu machen, mit Plänen beſchäftigt waren, wie wohl dorthin zu gelangen ſei, um die größte Seemacht der Welt kennen zu lernen, kam ihnen das Glück auf mehr als halbem Wege entgegen.

In Folge eines Vertrages den die Kaiſerin Katherina mit der Regierung Englands geſchloſſen hatte, wurden zwölf Offiziere der ruſſiſchen Flotte beſtimmt eine Reihe von Jahren auf der engliſchen zu dienen; Kruſenſtern befand ſich, gleich ſeinem Freunde Behring, unter den dazu auserſehenen, und betrat im Jahre 1793 zuerſt im Hafen von Hull den Boden Englands. Es war eine große Zeit zu der er dorthin kam, und ein großartiges Schauſpiel eröffnete ſich vor ſeinen Blicken: die geſammte Energie einer thatkräftigen Nation, deren raſtloſe Thätigkeit und vielverzweigte Intereſſen den geſammten Erdkreis umfaſſen, aufgeboten im Kampf mit einem Gegner, der ihr gewachſen ſchien. Dies Schauſpiel ergriff den Fremdling mit ſeiner ganzen Macht, die Tüchtigkeit vaterländiſcher Geſinnung die ſich hier offenbarte, bewegte das junge Herz des ruſſiſchen Seemanns, und im Bewußtſein daß der eigene Geiſt dort, in dieſer Umgebung erſt zu ſeiner ganzen Energie erwacht ſei, blieb ihm das Andenken an England in hohem Grade werth und theuer bis an ſein Ende. Als etwas Bemerkenswerthes tritt daneben hervor daß Kruſenſtern's ſtiller Werth ſich auch dort, in dieſem Meer von Weltbegebenheiten, geltend zu machen wußte.

Daß ſpäter faſt ein jeder ausgezeichnete Mann, der in ſeinen Kreis trat, ſich von ihm angezogen und bald in Freundſchaft mit ihm vereint fühlte, war nicht mehr als natürlich. Sein Ruhm, verbunden mit ſeiner einfach anſpruchsloſen Beſcheidenheit, mußten die Aufmerkſamkeit jedes ſinnigen Menſchen feſſeln, und die fleckenloſe Reinheit des Charakters, die Achtung gebot, konnte der ſo geweckten Aufmerkſamkeit nicht entgehen. Daß er aber ſchon damals, jung und fremd, Niemandem beſonders empfohlen, ſelbſt der äußeren Vortheile entbehrend, die ein bedeutendes Vermögen gewährt, den Blick ausgezeichneter und achtungswerther Männer auf ſich zu ziehen wußte, iſt in gewiſſer Hinſicht noch bezeichnender. Berühmte Seemänner, bedeutende geſchichtliche Charaktere, Gelehrte von hohem Anſehen, ſo wie mancher redliche und tüchtige Privatmann, wurden im fremden Lande zu jener frühen Zeit ſeine Freunde und ſind es geblieben bis an ſein Ende.

Die meiſten von den ruſſiſchen Offizieren, Kruſenſtern's Gefährten, gingen in das Mittelländiſche Meer, wo ihrer mehrere am gelben Fieber ſtarben. Kruſenſtern dachte dorthin, in das Mittelländiſche Meer könne ihn, früher oder ſpäter auch wohl der Dienſt auf der Flotte ſeines Heimathlandes führen, und erbat ſich eine Verwendung in entfernteren Regionen, wohin unter ruſſiſcher Flagge zu gelangen, weniger Ausſicht war. Sein Wunſch wurde erfüllt. Er kreuzte längere Zeit, unter dem Admiral Murray und dem damaligen Capitain Cochrane (ſpäter als Admiral Lord Cochrane ſehr bekannt) auf der Fregatte Thetis an der Küſte von Nordamerika gegen die Franzoſen. Da England mit den Vereinigten Staaten in Frieden war, ergab ſich dabei mehrfach Gelegenheit an's Land zu gehen und die bedeutendſten Städte der Küſte, beſonders New-York und Philadelphia zu ſehen. Gern erinnerte ſich Kruſenſtern bis in ſein ſpäteres Alter des Generals und Präſidenten Waſhington, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er hier erwarb.

Die Fregatte gerieth auf den Strand und wurde dadurch genöthigt, zur Ausbeſſerung bei Norfolk einzulaufen. Ihre Thätigkeit war auf längere Zeit unterbrochen. Kruſenſtern benutzte die Zwiſchenzeit, um auf einem kleinen Fahrzeuge nach Weſtindien zu gehen, und gelangte ſo nach Barbadoes, Surinam und den Bermuden. Seine Mäßigkeit bewahrte ihn vor dem gelben Fieber, das hier wüthete.

In ſeinem ſtrebenden Eifer benützte Kruſenſtern natürlich ſtets die nächſte und kürzeſte Gelegenheit von einem Ort zum anderen zu gelangen, ohne immer auf die bequemſte zu warten. So fand er ſich öfter auf ſehr unſcheinbaren Fahrzeugen eingeſchifft. Unter Anderem legte er namentlich eine dieſer Fahrten im Meer der Antillen, auf einem kleinen ſpaniſchen Kauffahrer zurück, deſſen Bemannung nur aus wenigen Matroſen beſtand. Der Capitain dieſes Fahrzeugs ſchwebte in ſchweren Aengſten. Jene Meere waren in der That zur Zeit nichts weniger als ſicher; es wimmelte da von Kapern aller kriegführenden Nationen. Der Capitain zeigte ſich beſonders um einen mit breiter goldener Treſſe galonirten dreieckigen Hut beſorgt, der das koſtbarſte Stück ſeines perſönlichen Eigenthums zu ſein ſchien, und den er im verborgenſten Winkel ſeines Schiffes verſteckte. Die gefürchteten Gefahren ſtellten ſich nicht ein. Das wehrloſe kleine Fahrzeug begegnete nirgends unheimlichen Seefahrern. Dagegen

hatte es einen Sturm auszuhalten, wie ſie in den Antillen zu toben pflegen. In den Maßregeln die der Capitain verfügte, lag das Geſtändniß der unbedingteſten Hülfloſigkeit dem gewaltigen Element gegenüber. Alle Segel wurden eingezogen — das Steuerruder wurde in ſolcher Weiſe feſtgebunden daß es unbeweglich blieb — alle Luken des Verdecks wurden ſorgfältig geſchloſſen, damit kein Waſſer in das Innere des Schiffes dringe, auch wenn Sturzwellen das Verdeck momentan überſchwemmten — und darauf verkrochen ſich Capitain und Matroſen — und mit ihnen natürlich auch der Paſſagier — in Cajüte und Schiffraum, und ließen das Schickſal walten. Erſt als der Sturm ſich gelegt, das Meer ſich einigermaßen beruhigt hatte, kam die Bemannung wieder hervor an das Tageslicht, wie die Geretteten der Sündfluth aus der Arche Noä, um ſich des gleichſam neu gewonnenen Daſeins zu erfreuen und ſich nach Möglichkeit zu orientiren; zu ermitteln wo man denn in der Zwiſchenzeit eigentlich hingerathen ſei. Die Schiffsrechnung nach dem Logg hatte ſelbſtverſtändlich während des Unwetters ſtill geſtanden.

Im Jahre 1796 endlich kehrte Kruſenſtern auf der Fregatte Cleopatra unter Capitain Penroſe nach England zurück. Schon hatte er Gefechten gegen einzelne franzöſiſche Schiffe beigewohnt — auf dieſer Fahrt drohte ihm die Gefahr franzöſiſcher Gefangenſchaft in großer Nähe. Bekanntlich hatte die franzöſiſche Regierung eben damals eine Expedition ausgerüſtet, die beſtimmt war ein anſehnliches Heer unter dem General Hoche an die Küſten des unzufriedenen Irlands zu bringen. Das Unternehmen wurde von Wind und Wetter nicht begünſtigt. Stürme zerſtreuten die Flotte, die gar nicht zum Landen kam, und vereinzelt irrten die Schiffe im hohen Meer und an den Küſten umher. Langſam, unter wenigen Segeln, ſteuerte die Cleopatra, deren Befehlshaber natürlich von dieſen Verhältniſſen nichts wußte, in dichtem Nebel an der Küſte von Irland dahin. Plötzlich theilten ſich die Wolken, es ward hell, und man fand ſich überraſchend in der unmittelbarſten Nähe eines franzöſiſchen Linienſchiffs (des Caſtor von 84 Kanonen). Nur ein ganz geringer Zwiſchenraum von wenigen Ellen trennte die beiden Fahrzeuge; deutlich unterſchied man die Phyſiognomien der franzöſiſchen Seeleute, hörte ihre Geſpräche — man konnte kaum näher ſein ohne zuſammen zu ſtoßen! — Auf der Cleopatra bereitete man ſich in Eile zu gleicher Zeit zu einem Wider-

ſtande, der, wie ſchon der Augenſchein lehrte, vergeblich ſein mußte, und zur Flucht, von der man aber auch keine Rettung hoffen konnte, da ſich ſehr bald ergab, daß das franzöſiſche Schiff beſſer ſegelte als die engliſche Fregatte. Indeſſen, die Franzoſen waren nicht darauf vorbereitet, die günſtigen Umſtände zu benützen, auch mochten ſie es wohl bedenklich achten, in dieſen Gewäſſern einen Kampf zu beginnen; ſie wendeten bald ihren Lauf der Küſte Frankreichs zu. Dieſe Scene, wohl geeignet einen lebhaften Eindruck zu machen, gehörte zu denen, deren ſich Kruſenſtern ſelbſt in ſpäter Zeit noch oft erinnerte. Als einen bezeichnenden Zug dürfen wir wohl hier im Vorbeigehen erwähnen, daß Kruſenſtern die verhältnißmäßig ſehr bedeutenden Priſengelder, zu denen er berechtigt war, den Mannſchaften der Schiffe ſchenkte auf denen er gedient hatte.

Schon mit dem Gedanken beſchäftigt dem ruſſiſchen Handel den Weg nach Oſtindien zu eröffnen, trachtete Kruſenſtern zunächſt nach den indiſchen Meeren zu gelangen, ein Streben, in dem er von den engliſchen Behörden nicht gerade unterſtützt wurde, ſo daß es im Gegentheil mancherlei Schwierigkeiten zu beſiegen gab. Mit zweien ſeiner ruſſiſchen Gefährten Baskakow und Liſſianskiy, auf dem engliſchen Linienſchiff Raiſonnable nach dem Cap der guten Hoffnung gelangt, fand er hier eine nach Oſtindien beſtimmte Fregatte, wußte die Erlaubniß des kommandirenden Admirals zur weiteren Reiſe auf dieſem Fahrzeug zu erlangen — und verdankte es dennoch nur einer ſeltſamen Fügung, daß er das Ziel ſeiner Wünſche erreichte! — Jene Fregatte, Oiſeau — eine ehemals franzöſiſche, von den Engländern erobert — jetzt von einem Capitain Lindſay befehligt, war einige Zeit vorher auf ein Riff gerathen und wieder flott gemacht worden, aber in dem allerſchlechteſten Zuſtand; ſo leck daß ſelbſt im Hafen die Pumpen Tag und Nacht arbeiten mußten, um ſie über dem Waſſer zu erhalten. Man glaubte allgemein, daß ſie den Ort ihrer Beſtimmung, Calcutta, nicht erreichen werde, und widerrieth den ruſſiſchen Offizieren die gewagte Fahrt auf das dringendſte. Wirklich entſchloſſen ſich auch die drei Gefährten ihr Gepäck, das bereits an Bord der Fregatte war, wieder abzuholen, und ihren Wünſchen, für jetzt wenigſtens zu entſagen. Baskakow und Liſſianskiy thaten das auch, glücklicherweiſe an einem Tage, an welchem Kruſenſtern durch andere Beſchäftigungen verhindert war ſich ihnen anzuſchließen. Als er am

anderen Morgen in derſelben Abſicht auf das Schiff kam, wurde er, ehe er noch ein Wort ſprechen konnte, von dem Capitain mit dem Zuruf: „Nun, es freut mich, daß Sie wenigſtens ſich nicht fürchten mit mir nach Oſtindien zu gehen," und mit einem Handſchlag empfangen. Dieſe Anrede bewog Kruſenſtern zu bleiben. Die Fahrt nach Madras und von dort nach Calcutta gelang ohne Unfall, als aber hier die Fregatte, behufs ihrer Ausbeſſerung auf die Seite gelegt wurde, zeigte ſich, daß ein großes Felsſtück ſich nahe am Kiel in das Schiff eingedrückt hatte, und da in unſicherer Lage wunderbarer Weiſe feſtgehalten war. Ein Windſtoß, ein ſtarker Wellenſchlag, und der losgerüttelte Stein ſtürzte in die Tiefen des Meeres. Dann drang, durch die gewaltige Oeffnung eine ſolche Waſſermaſſe in das Schiff, daß dies rettungslos in wenigen Minuten ſinken mußte. Es ſchien unglaublich, daß ein Schiff in dieſem Zuſtand den indiſchen Ocean hatte durchſchneiden können, und die ganze Bevölkerung von Calcutta ſtrömte in die Docks um das Wunder zu ſehen.

Während dieſe Fregatte hier ausgebeſſert wurde, kreuzte Kruſenſtern auf einer anderen drei Monate lang in dem Bengaliſchen Meerbuſen. Nach Calcutta zurückgekehrt, lernte er einen Liefländer, Namens Torkler kennen, der die Nordweſtküſte von Amerika aus eigener Anſchauung kannte, und im fortgeſetzten Umgang mit ihm wurde er aufmerkſam darauf, wie vortheilhaft es für Rußland werden konnte, die Producte ſeiner Colonien unmittelbar nach Kanton zu verführen. Es erwachte der Wunſch in ihm nach China vorzudringen und die dortigen Verhältniſſe näher kennen zu lernen; aber auch hier hatte er Schwierigkeiten zu beſiegen, die um ſo größer ſchienen da die perſönlichen Hülfsmittel, über die er gebot, beſchränkt waren, und Capitain Lindſay, ein harter Mann, für rückſichtsloſe Behandlung ſeiner Offiziere und unmenſchliche Grauſamkeit gegen die Untergebenen bekannt, weit entfernt war, ſeinem Verlangen entgegen zu kommen. Zu Kruſenſtern's Glück wurde die Fregatte, auf der er nun wieder kreuzte, durch Unwetter bedeutend beſchädigt, gezwungen in Poolo-Penang einzulaufen. Hier verließ Kruſenſtern den Capitain Lindſay und begab ſich zunächſt nach Malacca, von wo er, nach überſtandener ſchwerer Krankheit, in der Freunde die er ſich hier erwarb (Engländer) ihn treulich pflegten, auch ſonſt mit ſeltener Theilnahme von dieſen ſelben Freunden in ſeinen Plänen gefördert, auf einem kleinen

Fahrzeug nach Kanton gelangte. An dieſem Ort, dem einzigen Punkt an dem die abgeſchloſſene und ſtillſtehende Welt der Chineſen, und die bewegte der wirklich lebenden Völker ſich damals berührten, konnte Kruſenſtern während ſeines Aufenthalts (1798—1799) den Gang des Handels mit der Nordweſtküſte von Amerika beobachten, und die Vortheile würdigen, die er den Europäern gewährte. Beſonders feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit ein kleines Fahrzeug von nicht mehr als einhundert Tonnen, das in Makao ausgerüſtet, von dort in der Zeit von kaum fünf Monaten an die Nordweſtküſte Amerika's gegangen und nach Kanton zurückgekehrt war, mit einer Ladung Pelzwerk, die es in wenigen Tagen ſehr vortheilhaft für 60,000 Piaſter abſetzte.

Kruſenſtern's Rückreiſe nach Europa wurde durch den Capitain Hamilton, der einen ſogenannten, in mancher Beziehung wie ein Kriegsſchiff ausgerüſteten Indiafahrer befehligte, und ihn als Freund einlud, faſt zu einer vielfach intereſſanten Luſtreiſe gemacht. Mit ihm beſuchte Kruſenſtern noch einmal das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Felſeninſel St. Helena, die ſpäter eine ſo große geſchichtliche Bedeutung erlangen ſollte. Für Kruſenſtern war dieſe viermonatliche Fahrt eine Zeit vollkommener Muße; da war es natürlich um ſo erwünſchter, daß zu den Annehmlichkeiten die Hamilton ſeinen Gäſten an Bord ſeines Schiffes zu bieten hatte, auch eine nicht unbedeutende und ſehr gewählte Bibliothek gehörte. Kruſenſtern benützte die Zeit um ſich mit den Werken der berühmten engliſchen Hiſtoriker bekannt zu machen, die damals unbedingt für claſſiſch galten, und auch wohl in der That das beſte waren, was die hiſtoriſche Literatur Europa's damals aufzuweiſen hatte.

In England angelangt, eilte Kruſenſtern noch in demſelben Jahr (1799) der Heimath zu, wo er bald darauf bei dem Seeminiſterium den ausführlichen, motivirten Plan zu einer Weltumſegelung einreichte, bei der Vieles und Großes beabſichtigt wurde.

Es galt nicht allein die ruſſiſche Flagge zum erſten Mal um das Erdrund zu führen, und ſie ſo als denen der anderen großen und berühmten Seemächte ebenbürtig geltend zu machen, was allein ſchon ein ruhmvolles Unternehmen geweſen wäre; viel mehr ſollte hier geleiſtet und erreicht werden. Der Handel mit den ſchönen Pelzwerken der Nordweſtküſte von Amerika, der Aleutiſchen Inſeln und Kurilen, ſeit 1798 ausſchließlich von der neu gegründeten ruſſiſch-ameri-

kanischen Compagnie geführt, war für Rußland bedeutend und wichtig geworden, bewegte sich aber in den sehr unvortheilhaften Bahnen, welche die ersten Unternehmer eigentlich blos deshalb eingeschlagen hatten, weil sie ihnen am unmittelbarsten zu Gebote standen, und bei unzureichenden Kenntnissen und beschränktem Ueberblick, keiner von allen Betheiligten je darauf verfiel zu fragen, ob es nicht auch andere Möglichkeiten gebe. Irkutzk war in Sibirien der Mittelpunkt der Handelsunternehmungen dieser Compagnie, Ochotzk an einer höchst unwirthbaren Küste der einzige Hafen, vermöge dessen man mit den Ansiedelungen an der Küste von Amerika und jener Inselwelt in Verbindung stand. In Ochotzk wurden die nöthigen Schiffe gebaut, aber das öde Land weit umher bietet keine Hülfsmittel für ihre Ausrüstung. Alles was erforderlich war, was zur Versorgung der Colonien gehörte, selbst das Brod, alles was an Ammunition, an Jagd- und Fanggeräth gebraucht wurde, so wie die Waaren, die den Eingeborenen jener entfernten Länder überlassen werden sollten, wurde, wenigstens von Irkutzk, zum großen Theil aber sogar von Europa aus, mit unendlicher Beschwerde und ganz unverhältnißmäßigen Kosten, auf ungebahnten Wegen, durch rauhe Wüsteneien, die ungeheuere Strecke zu Lande nach Ochotzk geschafft und von dort erst eingeschifft. Große, gewichtige Gegenstände, wie Anker und Ankertaue, die auf dem Rücken der Saumpferde fortgeschafft werden sollten, machten dabei die größte Beschwerde; es blieb kein Mittel als sie in Stücke zu zerschneiden und dann in Ochotzk wieder zusammen zu setzen, was immer nur unvollkommen gelingen konnte, und die Schiffe, die sich in stürmischen Meeren auf so mangelhafte Anker und Taue verlassen sollten, oft der größten Gefahr aussetzte. Andere Vorräthe gelangten kaum anders als verdorben an den Ort ihrer Bestimmung. Ebenso wurden die Pelzwaaren der Nordwestküste zur See nicht weiter als bis nach Ochotzk, von dort auf demselben beschwerlichen Wege über Jakutzk und Irkutzk zu Lande nach Kiachta, an der Grenze China's, oder nach Europa gebracht. — Krusenstern schlug nun vor, die Colonien fortan zu Schiffe, auf dem Wege um das Cap Horn mit allem Nöthigen zu versehen; die Pelzwerke aber, besonders die in China kostbar geachteten Seeotterfelle, von der Nordwestküste ebenfalls zu Schiffe nach Kanton zu senden, von wo dann die Fahrzeuge der russisch-amerikanischen Compagnie mit einer Ladung chinesischer

Waaren um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Europa ſteuern konnten.

So wurde es möglich allen Uebelſtänden abzuhelfen, die Colonien konnten gegen den Mangel ſicher geſtellt werden, dem die ungenügende Verbindung mit Europa auf den bisherigen Wegen ſie nur all' zu oft ausſetzte; unüberſehbare Betriebskoſten wurden erſpart, und der kümmerliche, mühſelige Verkehr zwiſchen der Nordweſtküſte und Ochotzk, konnte ſich zu einem Welthandel entwickeln.

Und nicht geringere Bedeutung als für den Handel, hatte das Unternehmen für die ruſſiſche Seemacht. Nicht einmal nur und vorübergehend ſollte Rußlands Flagge dem ganzen Erdenrund gezeigt werden — die Flotte ſollte aus ihrem bisherigen engen Thätigkeitskreiſe in den größten möglichen geführt werden; aus der Oſtſee auf den Ocean, mit dem ſie vertraut werden, auf dem ſie ſich einheimiſch fühlen ſollte; nicht Eine Entdeckungsreiſe nur wurde bezweckt — Weltumſegelungen mußten vielmehr, dieſem Plan zufolge, für die ruſſiſche Flotte etwas Herkömmliches und Gewöhnliches werden, das ſich wiederholte, ſo oft Proviſionen nach den Colonien zu ſenden waren. So waren gleichſam mit einem Schlage die Forderungen, welche ſowohl die Flotte im Allgemeinen als jeder einzelne Offizier an ſich ſelbſt zu ſtellen hatte, zum Heil des Ganzen unberechenbar geſteigert. Und daß die ruſſiſche Flotte, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, berechtigt war von dieſem erweiterten Wirkungskreiſe Beſitz zu nehmen, daß ſie ihren Kräften vertrauen durfte, und ſolchen Aufgaben gewachſen war, das war Kruſenſtern bereit durch die eigene That zu beweiſen. Wie wichtig es war die ruſſiſche Flotte zu dieſem Bewußtſein deſſen, was ſie vermochte, zu erwecken, überſieht man ganz erſt wenn man ſich erinnert, daß die bedeutendſten Männer, die älteſten Seeleute, namentlich der bejahrte Admiral Chanikow, deſſen Stimme ſehr viel galt, als es zur Ausführung kam, bis an das Ende dringend riethen, die zur weiten Seereiſe beſtimmten Schiffe wenigſtens durchaus mit engliſchen Seeleuten zu bemannen; mit ruſſiſchen Matroſen werde das Unternehmen nimmermehr gelingen! — Kruſenſtern dagegen hegte die Ueberzeugung, die er oft ausſprach, daß die ruſſiſchen Seeleute, in Beziehung auf Gelehrigkeit, Ausdauer und guten Willen, über, nicht unter den engliſchen ſtehen.

Im Drang der damaligen Zeiten blieb übrigens Kruſenſtern's

Plan mehrere Jahre über unbeachtet. Der Kaiſer Paul war in ſeiner leidenſchaftlichen Weiſe von ganz anderen Dingen in Anſpruch genommen. Erſt von dem Haß gegen die franzöſiſche Revolution und dem Krieg in Italien, dann von ſeinem raſch auflodernden Unwillen gegen Oeſterreich und England — und einer ebenſo raſch entſtandenen Bewunderung und Freundſchaft für den Erſten Conſul Buonaparte — endlich von dem abenteuerlichen Plan einen Heereszug nach Indien zu unternehmen. Erſt der Kaiſer Alexander erfaßte Kruſenſtern's Vorſchläge mit dem lebhafteſten Intereſſe, als er durch den damaligen Handelsminiſter, den nachherigen Kanzler Grafen Rumänzow und den Admiral Mordwinow, die beide den regſten Antheil daran nahmen, damit bekannt gemacht wurde. Unverzüglich ſchritt man zur Ausführung; dem Verfaſſer des Entwurfs ſollte ſie anvertraut werden. Kruſenſtern, ſeit wenigen Monaten vermählt, und in ſeinen neuen, glücklichen Verhältniſſen geneigt ſich in einen ſtilleren Wirkungskreis zurückzuziehen, wurde durch eine ganz unerwartete Aufforderung überraſcht; ein Auftrag der ihn auf drei Jahre von Haus, von ſeiner Familie entfernen mußte, konnte ihm unter ſolchen Bedingungen, zu einer Zeit wo er ſich andere Lebenswege vorgezeichnet hatte, nicht in jeder Beziehung erwünſcht ſein, doch hielten ihn perſönliche Rückſichten nicht auf, wo es ſich darum handelte eine Pflicht von ſolcher Bedeutung zu erfüllen.

Die Sache, einmal angeregt, wurde zunächſt ſogar mit dem etwas jugendlichen Eifer betrieben, der ſich während der erſten Regierungsjahre Alexander's mehr oder weniger in allen Maßregeln kund that, die vom Thron ausgingen. Dem Wunſch des Kaiſers zufolge, hätte die Expedition ſofort, wenige Wochen nachdem er den Plan gutgeheißen hatte, unter Segel gehen ſollen; er ſchien den Augenblick kaum erwarten zu können. Der Admiral Mordwinow hatte einige Mühe ihn zu überzeugen, daß die Vorbereitungen, die Beſchaffung der Schiffe, die in England angekauft, und dann zu Kronſtadt dem Zweck entſprechend ausgerüſtet wurden, — die Beſchaffung der aſtronomiſchen Inſtrumente und ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Apparate — die Verabredungen mit den Männern der Wiſſenſchaft, die aufgefordert wurden ſich der Expedition anzuſchließen, eine etwas längere Zeit erforderten.

Nach Verlauf eines Jahres, am 26. Juli (7. Auguſt) 1803 konn-

ten zwei Schiffe, die Nadeſhda (Hoffnung) und die Newa, wohl ausgerüſtet unter Kruſenſtern's Befehlen von der Rhede von Kronſtadt aus, unter Segel gehen. Unter peinlicheren Bedingungen als dieſe, iſt aber wohl ſchwerlich jemals eine Entdeckungsreiſe ausgeführt worden.

Es war nämlich dem Plan Kruſenſtern's nachträglich ein dem urſprünglichen Entwurf durchaus fremdes Element angefügt worden. Die Direction der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie war, da von Verbindungen zur See mit China die Rede war, auf den Gedanken verfallen, daß es für ſie ſehr vortheilhaft ſein könne, Handelsverbindungen auch mit Japan anzuknüpfen, und richtete die Bitte an den Kaiſer, daß eine ruſſiſche Geſandtſchaft zu ſolchem Ende nach Jeddo geſendet werden möge. Dem Kaiſer gefiel auch dieſer Vorſchlag. Einer der Directoren dieſer Handelscompagnie, Räſánow mit Namen, wurde zum Geſandten auserſehen und zum Kammerherrn ernannt, um in Japan mit der gehörigen Würde auftreten zu können. Kruſenſtern erhielt den Nebenauftrag dieſe Geſandtſchaft an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen.

Ganz anders wollte Räſánow das Ganze verſtanden wiſſen. Er wollte daß die Geſandtſchaft zur Hauptſache, zum eigentlichen Zweck der Expedition und alles Andere Nebenſache werde. Dem entſprechend ſollten alle Anordnungen getroffen, und namentlich die beiden Schiffe, lediglich als Vehikel der Geſandtſchaft angeſehen, vollſtändig und unbedingt zur Verfügung des Geſandten geſtellt ſein. Nur die techniſche Leitung der Schiffe ſollte dem Capitain-Lieutenant Kruſenſtern vorbehalten bleiben, und auch die unter der höheren Autorität Räſánow's, eigentlich nur in dem Sinn, daß er die Manoeuvres anzuordnen hätte, vermöge deren den Wünſchen und Weiſungen des Geſandten entſprochen werden konnte.

In dieſer Weiſe war das Verhältniß in den amtlichen Inſtructionen Räſánow's aufgefaßt. Er hatte ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach ſelber entworfen, oder wenigſtens jedenfalls ihren Inhalt an die Hand gegeben, da niemand ſonſt wiſſen konnte, was die ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie eigentlich bezweckte. Ein Umſtand beſonders nöthigt die Autorſchaft dieſer Inſtructionen auf ihn zurückzuführen. Er hatte offenbar erfahren was in Kruſenſtern's Verhaltungsbefehlen ſtand, welche wiſſenſchaftlichen Aufgaben da der Expedition geſtellt

waren. Mit Abſicht und ſchlauer Berechnung wiederholte er nun in ſeiner eigenen Inſtruction alles was ſich in der des Seemanns darauf bezog, als ob er, der Kammerherr, nicht blos mit der Geſandtſchaft, ſondern auch mit der Löſung der rein ſeemänniſchen Aufgaben beauftragt werde — etwas das dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, von dem ſeine Inſtruction der Form nach ausging, ganz gewiß nicht von freien Stücken eingefallen wäre! — Der Kammerherr hatte, dieſer eigenthümlichen Urkunde zufolge, vor Allem zu erlangen daß Japan, dieſes faſt mehr noch als China in ſich abgeſchloſſene Reich, dem ruſſiſchen Handel geöffnet werde; auf dem Rückwege aus Japan ſollte Er eine genaue Aufnahme der Kuriliſchen Inſelkette, der Inſel Sachalin, der Meerenge zwiſchen dieſer Inſel und dem Feſtlande, und der Mündung des Amur vollführen — endlich die Zuſtände des öſtlichen Sibiriens überhaupt unterſuchen und dort verfügen was nothwendig erachtet werden würde.

Dieſe ſeltſame Inſtruction wurde von dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten gut geheißen, vom Kaiſer wahrſcheinlich unbeſehen unterſchrieben, jedenfalls ohne daß man ihren Inhalt gehörig erwogen hätte. Es wäre übrigens nicht undenkbar daß der Kaiſer, ſelbſt wenn man ihn darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß die Verhaltungsbefehle des Diplomaten mit denen des Seemanns nicht zu vereinigen ſeien, in ſeiner damaligen Lebensperiode, nicht zu dem Entſchluß gekommen wäre, ein entſcheidendes Wort zu ſprechen und ſie zurückzuweiſen. Er ſcheute ſich irgend jemanden perſönlich zu verletzen — beſonders jemanden mit dem er perſönlich in Berührung kommen konnte. Wo ſich einander widerſprechende Anſprüche gegenüber ſtanden, ſuchte er gern einen Ausweg und ließ die Dinge ohne Entſcheidung in der Schwebe — wobei er wohl auch erwarten mochte, die Betreffenden würden ſich ſchon ſelbſt irgend wie verſtändigen. Konnte er ſich doch ſelbſt im Jahr 1812, als er die Armee verließ, nicht entſchließen, mit Beſtimmtheit auszuſprechen daß Barclay, der Kriegsminiſter, aber im Rang jüngerer General war als Bagration, den Befehl führen ſollte! — Er beſchränkte ſich darauf in ſeinen Briefen wiederholt die Ueberzeugung auszuſprechen, daß die beiden Generale ſich ohne Zweifel auf das allerbeſte verſtehen, verſtändigen und vertragen würden — eine Erwartung die ihn täuſchte, wie bekannt.

Da der Inhalt der Inſtructionen Räſánow's ſolcher Art war, iſt es wohl ſeltſam zu nennen daß ſie dem befehlführenden Marineoffizier nicht mitgetheilt wurden. Kruſenſtern hätte wohl ſchwerlich das Commando übernommen wenn ihm ſolche Bedingungen geſtellt wurden. Aber wie geſagt, er erfuhr nichts davon. Er hatte ſeine ſeemänniſche Inſtruction, in der ſeine Aufgabe Punkt für Punkt ſeinem eigenen Entwurf, ſeinen eigenen Vorſchlägen gemäß, klar und beſtimmt feſtgeſtellt war, und die ihm, wie das im Seedienſt herkömmlich und unerläßlich iſt, ebenſo klar und beſtimmt den Befehl über die Expedition ohne Einſchränkung überwies. Nicht entfernt fiel ihm ein nach den Verhaltungsbefehlen und Aufträgen zu fragen, die Räſánow haben mochte. Die Geſandtſchaft war, ſeiner Anſicht nach, die wohl auch ein jeder Andere an ſeiner Stelle getheilt hätte, eine ihm durchaus fremde Angelegenheit, um die er ſich nicht weiter zu bekümmern hatte, als inſofern ihm oblag den kaiſerlichen Bevollmächtigten wohlbehalten an Ort und Stelle zu bringen. — Räſánow ſeinerſeits ließ während der erſten Periode der gemeinſchaftlichen Reiſe gar nichts von der Machtvollkommenheit laut werden, die er erſchlichen zu haben glaubte. Erſt als die Expedition von England — von Falmouth — aus zur weiteren Fahrt unter Segel gegangen war, trat er bei einer beſonderen Veranlaſſung mit ſeinen Anſprüchen hervor, und auch da zunächſt nur mittelbar, ohne ſie unumwunden auszuſprechen.

Kruſenſtern hatte nämlich beſtimmt daß Madeira die nächſte Station ſein ſollte und Räſánow freute ſich darauf dieſe ſchöne Inſel kennen zu lernen. Doch als man ſich bereits in dem benachbarten Meere bewegte, zeigten ſich Wind und Wetter ganz beſonders günſtig für eine Fortſetzung der Fahrt in der Richtung nach Südweſten, die ohnehin in geraderer Richtung und auf kürzerem Wege auf die entfernteren Ziele der Seefahrt hinführte; Kruſenſtern wollte die Gunſt der Umſtände nicht unbenützt laſſen, nicht verlieren; er befahl den Curs zu ändern und auf Teneriffa zu ſteuern. In dem Augenblick wo er auf dem Verdeck ſeine Befehle zu ſolchem Ende gab, fragte ihn Räſánow in dem Ton eines Mannes der berechtigt iſt Rechenſchaft zu fordern, warum er dieſe Anordnungen treffe. — Ein Seemann iſt unfehlbar auf das Aeußerſte befremdet, wenn ein Laie ihm auf ſeinem eigenen Verdeck darein reden will in ſeine techniſchen An-

ordnungen. Dergleichen iſt durch die Unbedingtheit ſeemänniſcher Disciplin ein- für allemal ausgeſchloſſen. Kruſenſtern antwortete dem Kammerherrn, er habe im Augenblick nicht Zeit ihm die Gründe auseinander zu ſetzen, die ihn beſtimmten, und deutete nebenher an daß dergleichen überhaupt nicht Räſánow's Sache ſei; der würde doch, die ſeemänniſchen Gründe der getroffenen Anordnungen, auch wenn man ſie ihm mittheilen wollte, nicht zu würdigen wiſſen.

Räſánow ſchwieg, aber das Herz ſchwoll ihm von dem Augenblick an von giftigem Aerger, und er erging ſich fortan, nicht gegen Kruſenſtern, wohl aber gegen die anderen Offiziere wiederholt in geheimnißvollen und bedenklichen Andeutungen, wie die, daß Kruſenſtern ihr gegenſeitiges Verhältniß ganz zu verkennen ſcheine. Etwas deutlicher ſprach er, als man ſich der Küſte von Braſilien näherte, zu einem der Herren, und zwar zu dem erſten Lieutenant des Schiffs, Makary Rátmanow. Es war natürlich Abſicht und Berechnung dabei daß er ſeine vorläufigen und geheimnißvollen Mittheilungen gerade an dieſen Offizier richtete, auf den, ſeinem Rang nach, das unmittelbare Commando des Schiffs übergehen mußte, falls Kruſenſtern in einer oder anderer Weiſe verhindert wurde es zu üben. — Dieſen Offizier ſuchte Räſánow eines ſchönen Tages in ſeiner Kajüte auf um ihm, nach einigen gleichgültigen Geſprächen, unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes ſeine Inſtruction mitzutheilen und zu eröffnen daß Er, der Geſandte, der alleinige Befehlshaber der ganzen Expedition ſei, die unbedingt zu ſeiner Verfügung geſtellt lediglich ſeinen Befehlen zu gehorchen habe. Rátmanow „erſchrak" — konnte aber nicht umhin ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen, daß eine Urkunde von ſolcher entſcheidenden Wichtigkeit geheim gehalten werde, daß ſie nicht gleich zu Anfang, ja vor der Ausfahrt dem geſammten Offiziercorps officiell bekannt gemacht worden ſei. Räſánow erwiderte, auch dazu werde ſich die Zeit finden.

Schon die Abenteuerlichkeit des Vorgebens an ſich, beſonders aber der Umſtand, daß der Geſandte mit der Urkunde, auf die er ſeine Anſprüche gründete, nicht offen vor allen Betheiligten, vor der ganzen kleinen Welt des Schiffs hervortreten wollte, erweckte bei Rátmanow, wie wir ſeinem eigenen Tagebuch entnehmen, den Verdacht daß es ſich hier wohl in einer oder anderer Weiſe um Betrug und Unwahrheit handeln könne; daß Räſánow eine ſolche kaiſerliche Vollmacht

überhaupt gar nicht habe — oder daß die Urkunde, wenn er sie besaß, möglicherweise eine Fälschung sei. Daraus erklärt sich großentheils das fernere Benehmen dieses Offiziers.

Die Expedition erreichte am 21. December 1803 den Hafen von Sta. Catharina an der Küste Brasiliens, wo sich Krusenstern nur wenige Tage aufhalten wollte, um frisches Wasser und frische Lebensmittel einzunehmen — aber bis zum 2. Februar 1804 verweilen mußte, weil die Masten der Newa schlecht befunden wurden, so daß sich die Nothwendigkeit ergab sie durch neue zu ersetzen, ehe man sich auf die Fahrt um das Cap Horn begab.

Das Verhältniß Krusenstern's zu dem Gesandten war inzwischen bereits ein sehr gespanntes geworden. Rásánow wußte sehr wohl was er damit meinte, daß sich die Zeit finden werde seine Vollmacht geltend zu machen —: er wollte das in Kamtschatka thun, auf russischem Gebiet, wo er glaubte eine militairische Macht requiriren zu können, die ihm dienen sollte seinen Ansprüchen den gehörigen Nachdruck zu geben, und vielleicht auch ein immer steigendes Verlangen nach Rache zu befriedigen. Aber er hatte offenbar dazu nicht kaltes Blut genug; seine Geduld reichte nicht so weit. Seine Aeußerungen, daß er allein hier Befehle zu geben habe, wurden so oft wiederholt, und mit solcher Bestimmtheit, daß die Offiziere nicht umhin konnten ihrem Capitain darüber zu berichten. Krusenstern selbst sah sich nun genöthigt Rásánow zu fragen, ob wahr sei was er gehört habe — und erhielt die Antwort, er sei allerdings recht berichtet worden, wobei der Gesandte dann auch unumwunden aussprach, daß die Expedition in der That lediglich zu seiner Verfügung und unter seine alleinige Autorität gestellt sei. Krusenstern konnte nur erwidern, daß ihm von seinen Vorgesetzten — dem Seeministerium und der Admiralität — von denen allein er Befehle und Instructionen zu erhalten habe, darüber gar nichts mitgetheilt worden sei; daß seine vom Kaiser unterschriebenen Verhaltungsbefehle im Gegentheil ihm selbst das selbstständige Commando auftrügen, und die Verantwortung für den Erfolg auferlegten.

Die Sache blieb unerledigt in der Schwebe. Dem Lieutenant Rátmanow aber war sehr unheimlich dabei zu Sinn. Da ihm möglicherweise zugemuthet werden konnte an Krusenstern's Stelle den Befehl zu übernehmen, mußte er sich als einen zunächst Betheiligten an-

ſehen. Zu Sta. Catharina bot ſich die Gelegenheit Briefe nach Europa abzufertigen und Rätmanow benützte ſie um ſich (19./31. Januar 1804) kurz vor dem Antritt der weiteren Fahrt mit Brief und Bitte an den Gehülfen des Seeminiſters, den ſpäter im Jahr 1812 viel genannten Admiral Tſchitſchagow zu wenden. Er ſagt in dieſem Schreiben, die Zwiſtigkeiten, durch den Kammerherrn Räſánow herbeigeführt, der ſich des Oberbefehls zu bemächtigen ſuche, nöthigten ihn den Miniſtergehülfen auch ſeinerſeits um Gehör zu bitten. Er bat, falls wider Erwarten dem Geſandten gewillfahrt werde — da Kruſenſtern alsdann gewiß nicht an ſeiner Stelle bleibe — auch ihn, den älteſten Lieutenant, abzurufen und ihn der Laſt des Befehls unter Räſánow's höherer Autorität zu entziehen. Am Schluß fügt er hinzu, der Charakter des Geſandten offenbare ſich von Tag zu Tag mehr — „ſchon ſchämt er ſich nicht mehr uns zum Voraus zu drohen, daß er in Japan ſeine Macht zeigen und uns Alle zu Paaren treiben werde; und von Kamtſchatka ſpricht er in dem Ton, daß er dort alles Beliebige mit uns machen könne."

Wie es ſcheint, ſetzte Rätmanow voraus, daß auch Räſánow ſowohl als Kruſenſtern von Braſilien aus in die Heimath berichtet hätten, und er rechnete darauf, daß die Entſcheidung ſich in Kamtſchatka ergeben werde; daß zur Zeit wenn die Nadeſhda dort landete, die Antwort auch auf ſeinen Brief über Land ebenfalls dort eintreffen könne.

Doch der Bruch ſollte noch viel vollſtändiger werden ehe dieſes Ziel erreicht war, und wieder war es ein an ſich unbedeutender Vorfall, der die unmittelbare Veranlaſſung dazu gab. Die Expedition hatte nach einer langen und ſtürmiſchen Fahrt um das Cap Horn — unter ungünſtigen Witterungsverhältniſſen, wie ſie die Jahreszeit, der Herbſt der ſüdlichen Hemiſphäre mit ſich brachte, am 6. Mai 1804 die bis zur Zeit wenig bekannte Inſel Nukahiwa in der Gruppe der Waſhingtoninſeln erreicht. Hier kam es nun darauf an nicht nur friſches Waſſer einzunehmen, ſondern auch der Bemannung nach langer Entbehrung friſche Nahrungsmittel, namentlich Fleiſch zu verſchaffen. Es zeigte ſich aber, daß Schweine, bekanntlich damals das einzige Schlachtvieh der Südſeeinſeln, hier nur in geringer Anzahl aufzutreiben und ſchwer zu haben waren. Kruſenſtern ſah ſich dadurch veranlaßt zu befehlen, daß diejenigen Gegenſtände, die in den

Augen der Einheimiſchen die werthvollſten waren, Aexte und Beile, nur gegen Schweine vertauſcht werden dürften, nicht gegen Kokosnüſſe, Brodfrüchte und Bananen, oder vollends gegen Tand und Curioſitäten, Dinge die auch für kleine Stücke altes Eiſen zu haben waren. Da eine ſehr unbedeutende Perſönlichkeit die ſich auch an Bord befand, ein Commis der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie, Namens Schamelin, mit großer Keckheit erklärte, der Capitain habe ihm nichts zu befehlen, und das ergangene Gebot wiederholt übertrat, woraus ſich denn zum Schaden der Mannſchaft ergab, daß die Inſulaner keine Schweine mehr zum Verkauf brachten, wurden die zu ſolchem Tauſchhandel beſtimmten Aexte und Beile ſeiner Obhut entzogen.

Darüber verlor Räſánow auf das vollſtändigſte Faſſung und Haltung. „Unſer theuerſter Ambaſſadeur hat nun ſeinen Charakter ganz gezeigt und ſeine ſchwarze Seele enthüllt" bemerkt Rátmanow in ſeinem Tagebuche. Räſánow erging ſich auf dem den Offizieren vorbehaltenen Theil des Verdecks gegen die Offiziere ſo laut, daß auch die Mannſchaft hören konnte, was für angenehme Dinge er ihnen ſagte, in den heftigſten Reden, in Ausdrücken die in gewiſſem Sinne ſehr gewählt genannt werden konnten; bezeichnete den Capitain als einen Knaben von dem gar nicht die Rede ſein könne, und wiederholte daß er hier auf dem Schiff Alles ſei, der Capitain aber nichts; er allein habe hier Macht über Alles und Jedes, er allein habe zu befehlen — der Capitain habe nur die Handhabung des Schiffs zu leiten, der habe nur „mit den Segeln" zu ſchaffen und weiter nichts. Nun riß aber auch den Offizieren die Geduld; ſie verlangten laut und dringend, er ſolle ſeine Vollmacht vorlegen, und da er ſich deſſen weigerte, war Rátmanow vollends überzeugt, daß er gar keine ſolche Urkunde habe, daß alles was er davon ſagte erdichtet, ein leeres Vorgeben ſei. Wie es ſcheint erregter als jeder Andere, trug Rátmanow darauf an, daß man den Kammerherrn einfach als einen Menſchen behandle der ſich unter falſchem Vorwande eine Autorität anmaßen wolle die ihm nicht gebühre, der die Ordnung und Disciplin auf dem Schiff ſtöre.

Die Offiziere wiederholten mehrfach ihre Forderung, auch Kruſenſtern mußte nun darauf beſtehen, daß die vielbeſprochene kaiſerliche Vollmacht öffentlich dem geſammten Offiziercorps mitgetheilt werde —

und Räſánow konnte ſich deſſen nicht länger weigern, wenn er ſich nicht in der bedenklichſten Weiſe bloßſtellen wollte.

Es ſollte alſo geſchehen. Aber auch dabei ſollte ſich eine ſeltſame Scene ereignen. Die Offiziere wurden auf dem Verdeck verſammelt; Räſánow ſtieg in ſehr vernachläſſigtem Anzug langſam die Capitainstreppe herauf; als er aber der Offiziere anſichtig wurde, mochte ihm der augenblickliche Ausdruck ihrer Züge etwas bedenklich vorkommen; er wagte ſich nicht ganz herauf; nur bis zum Gürtel erhob er ſich aus der Luke, und in dieſer eigenthümlichen Stellung begann er, wie aus einem Souffleurkaſten auf dem Theater heraus, ſeine Inſtructionen vorzuleſen. Als er an die Stelle kam der zufolge die ganze Expedition zu ſeiner Verfügung geſtellt war, rief Rátmanow mit lauter Stimme: „das lügt er!“ — Nicht minder laute Aeußerungen des Unwillens aller Offiziere ſchienen dieſe Worte zu beſtätigen — Räſánow verſchwand augenblicklich die Treppe hinunter in die Tiefe — und ſuchte ſeine Anſprüche nicht weiter geltend zu machen.

Sein Aerger aber war grenzenlos. Jener Schamelin deſſen wir bereits gedachten und der auch ein Tagebuch führte, iſt ſo naiv darin zu erzählen, das Nervenſyſtem Seiner Excellenz ſei nach dieſen Scenen in ſolchem Grade zerrüttet geweſen, daß man habe befürchten müſſen der Zuſtand werde in Wahnſinn enden. Natürlich war die Sache nicht beendigt, wie vielleicht einige der Offiziere glauben mochten. Mehr als je zuvor ſann der Geſandte auf Rache und die Mittel ſie zu üben. Einſtweilen erſchien er nicht mehr auf dem Verdeck. Es mochte ihm unter den obwaltenden Umſtänden nicht angenehm ſein den Offizieren zu begegnen, beſonders aber hielt er ſich in den verſchloſſenen Räumen des Schiffs um ſpäter vorgeben zu können, Kruſenſtern habe ihn in der Kajüte gefangen gehalten.

Inwiefern es aber für Kruſenſtern erfreulich ſein konnte, mit dieſem Menſchen in ſolcher Stimmung ein- und dieſelbe Kajüte zu bewohnen und jede Mahlzeit mit ihm zu theilen iſt gewiß leicht zu ermeſſen!

Die Expedition hatte inzwiſchen am 18. Mai 1804 Nukahiwa verlaſſen und Anfang Juni einige Tage, in der vergeblichen Hoffnung hier friſche Lebensmittel einzuhandeln, an den Küſten der Sandwichinſeln gekreuzt. Bei dieſem Archipel trennten ſich die Schiffe; die

Newa richtete ihren Lauf nach der Nordweſtküſte von Amerika um dort die Pelzwaaren zu erjagen und einzuhandeln die in China abgeſetzt werden ſollten, die Nadeſhda ſteuerte nach Kamtſchatka und landete am 5. Juli in dem Hafen von Petro-Pawlowsk.

Hier hatten nun Offiziere und Mannſchaft zunächſt vollauf mit dem Ausladen der hierher beſtimmten Waaren und Vorräthe zu thun. Alles fand ſich wohl erhalten; Kruſenſtern's Vorſchlag, Kamtſchatka auf dem Seewege zu verſorgen, hatte ſich bei dieſem erſten Verſuch vollſtändig bewährt. Man hatte hier noch nie Proviſionen in ſo gutem Zuſtand erhalten. Auch die Ausbeſſerung des Schiffs und ſeiner Ausrüſtung erforderte die angeſtrengteſte Thätigkeit. Räſánow war inzwiſchen mit anderen Dingen beſchäftigt. So wie das Schiff im Hafen lag ging er an das Land und bezog eine Wohnung, d. h. ein Zimmer, das ihm der Hafencommandant, Major Krupskoy, in ſeinem Hauſe einräumte. Von hier aus ſendete er dann ſofort eine Eſtafette an den Gouverneur der Provinz, Generalmajor Koſchelew, der 700 Werſt weit von dem Hafenort, in Niſhny-Kamtſchatsk reſidirte; ſchrieb ihm, auf der Nadeſhda ſei eine Empörung ausgebrochen, und forderte ihn auf nicht nur ſelbſt ſchleunigſt herbeizukommen, ſondern auch eine Compagnie Soldaten mitzubringen, damit man der Empörung Herr werden und die Rädelsführer beſtrafen könne!

Erſchreckt eilte Koſchelew an Ort und Stelle; ſein jüngerer Bruder, der Adjutantendienſte bei ihm leiſtete, begleitete ihn, und dem Wunſch des Geſandten zu entſprechen, brachte er auch 60 Mann von dem Garniſonbataillon des Landes, unter ihrem Capitain mit. Der ſchleunige Transport dieſer Truppe auf eine Entfernung von einhundert deutſchen Meilen durch das öde, wegeloſe Land, verurſachte natürlich verhältnißmäßig ſehr große Unkoſten und verhängte ſehr großes Ungemach und ſchwere Verluſte über die armen Kamtſchadalen, die ihr koſtbares Zugvieh, das den weſentlichſten Theil ihres armen Reichthums bildet, ihre beſten Hunde dazu hergeben mußten und viele davon verloren. Doch der Zweck, den Räſánow im Auge hatte, war von ſolcher Wichtigkeit daß dergleichen dabei gar nicht in Betracht kommen konnte.

So wie dieſe bewaffnete Macht am 12. Auguſt an der Küſte eingetroffen war, ſchritt Räſánow zum Werk, indem er Koſchelew ganz für ſich zu gewinnen und durch ſeine, nicht eben unparteiiſche, Dar-

ſtellung des Verlaufs der Dinge, zu einer raſchen That zu verleiten ſuchte. Er hatte nichts geringeres im Sinn, als Kruſenſtern erſchießen zu laſſen, und diejenigen Offiziere die ſich am entſchiedenſten ausgeſprochen hatten, namentlich Rätmanow und einen jüngeren Lieutenant, v. Romberg, in Ketten geſchmiedet als Verbrecher nach Petersburg zu ſchicken. Das ſei unerläßlich um die Disciplin auf dem Schiff herzuſtellen. Dann wollte Räſánow den unbedingten Oberbefehl antreten, den ihm niemand mehr ſtreitig machen konnte, die techniſche Leitung des Schiffs einem der jüngeren Offiziere übergeben und nach Japan ſegeln. Der glänzende Erfolg den er ſich da verſprach, konnte und ſollte zur Folge haben daß man in Petersburg der Sache nicht weiter nachfragte und ſeine Berichte ohne weiteres gelten ließ. Er konnte dann ſogar noch dafür belobt und belohnt werden, daß er eine gefährliche Empörung auf dem Schiff mit raſcher Umſicht und Energie unterdrückt habe. Der Gouverneur ſollte ſofort zur Execution ſchreiten. Doch Koſchelew, der ſich durchaus als ein beſonnener und ehrenhafter Mann erwies, erklärte im Gegentheil, daß er in keiner Weiſe einſchreiten könne, ohne auch die andere Partei gehört zu haben.

Da Räſánow ſah, daß man ſich nicht in der gehofften genialen Weiſe über alle Rechtsformen und Förmlichkeiten hinwegſetzen könne, änderte er ſeinen Plan. Er wollte nun ein Kriegsgericht bilden und ſelbſt, als der höchſte im Rang, den Vorſitz darin übernehmen; Koſchelew und Krupskoy ſollten die Beiſitzer ſein und das Urtheil mit unterſchreiben, das er ſelbſt zu fällen hoffte. Er wäre auf dieſe Weiſe Ankläger und Richter in einer Perſon geworden — doch auf ſo geringfügige Unregelmäßigkeiten konnte es hier nicht ankommen.

Kruſenſtern, der ſich ohnehin zu dem Geſandten verfügte um zu melden, daß das Schiff wieder in ſegelfertigem Zuſtand ſei und zu fragen, ob es dem Geſandten nicht genehm ſei, daß die dem Kaiſer von Japan beſtimmten Geſchenke wieder an Bord gebracht würden — ſah ſich vorgefordert und ſtand unerwartet vor dieſem improviſirten, formloſen Kriegsgericht, deſſen Beiſitzer die Rollen die ihnen zugedacht waren, wohl noch nicht einmal unbedingt übernommen hatten.

Räſánow überhäufte ihn maßlos mit ſchmähenden Reden, nannte ihn einen Verräther, einen Rebellen, einen Banditen — offenbar in der Abſicht ihn zum Jähzorn zu reizen, zu heftigen Aeußerungen zu

verleiten, die dann als Verleugnung der kaiserlichen Autorität, als Empörung gegen den geheiligten Willen des Kaisers ausgelegt werden konnten. Doch Krusenstern sah sofort, worauf es hier abgesehen war, und entsprach durch sein gehaltenes Benehmen in keiner Weise den Hoffnungen Rásánow's. Er übergab seinen Degen dem Gouverneur, erklärte sich für dessen Arrestanten, und bemerkte dabei, der Gouverneur werde ihn wohl als Arrestanten, unter Wache, nach Petersburg senden müssen, damit er dort vor einem competenten Kriegsgericht, der Anklagen Rásánow's wegen, zur Verantwortung gezogen werde.

Koschelew erschrak; er übersah nun welche schwere und weit reichende Verantwortung auf ihn selber fiel, wenn die kaiserliche Expedition auf diese Weise in der Ausführung gestört und gehindert, ihren Zweck verfehlte, und er selber irgendwie beitrug, sie zu hintertreiben. Er erklärte ein Kriegsgericht, in dem ein Kammerherr präsidirte, für unmöglich und weigerte sich zugleich, Krusenstern als Arrestanten anzusehen oder zu behandeln. Dieser mußte seinen Degen zurücknehmen. Es war vergebens, daß Rásánow sich bemühte, das Kriegsgericht in Gang zu bringen, oder wenn das nicht ging, wenigstens Krusenstern als Arrestanten oder Verbrecher nach Petersburg schaffen zu lassen; vergebens daß er zu diesem Ende die abenteuerlichsten Beschuldigungen vorbrachte; nicht nur daß Krusenstern ihn in der Kajüte gefangen gehalten habe, sondern auch daß er einen Versuch gemacht habe, ihn zu vergiften.

Da Koschelew sich auf nichts einlassen wollte, sich namentlich weigerte, Krusenstern als Gefangenen nach Petersburg bringen zu lassen, weil er dazu nicht durch eine competente Behörde ermächtigt sei —: da mußte Rásánow bald alles Andere fallen lassen, und sich vorläufig damit begnügen, daß Krusenstern einfach beseitigt sei, um nur die Fahrt nach Japan antreten zu können. Er forderte die jüngeren Offiziere Einen nach dem Anderen auf, nicht den Befehl über die Expedition, den er sich selbst vorbehielt — sondern unter seinen Befehlen die unmittelbare Leitung des Schiffs zu übernehmen. Von Rátmanow, der als erster Lieutenant dem Commando am nächsten stand, konnte natürlich nicht wohl die Rede sein. Den zweiten Lieutenant, Golowatschew, glaubte Rásánow dagegen vollständig gewonnen zu haben. Doch auch dieser weigerte sich, gleich

allen Anderen, den Befehl anzutreten, und alle aus demſelben Grunde, nämlich weil Kruſenſtern nicht durch eine competente, dazu berechtigte Behörde des Commandos enthoben ſei. — Vergebens drohte ihnen Rãſánow mit dem Tode auf dem Schaffot, für ſolche Auflehnung gegen den Bevollmächtigten des Kaiſers. Da dem Geſandten jetzt Alles daran gelegen ſein mußte um jeden Preis nach Japan hin zu kommen, um dort die gehofften diplomatiſchen Erfolge davonzutragen, die alle Eigenmächtigkeiten und Unregelmäßigkeiten ſeines Verfahrens decken ſollten, ging er ſehr weit in ſeinen Verſuchen, die Seefahrt auf ſeine Weiſe in Gang zu bringen. Er verſuchte es nicht nur mit allen Offizieren, die ganze Liſte durch bis auf den jüngſten herab, ſondern, da keiner ſich fügen wollte, ging er ſogar noch weiter: er forderte einen Unteroffizier, den älteſten Bootsmann, auf, an die Stelle des Capitain's zu treten, und dieſer Mann, der gar nicht zu beurtheilen wußte, was es mit Rãſánow's Autorität für eine Bewandtniß haben mochte, der außerdem in ſeiner Unwiſſenheit keine Ahnung von den Schwierigkeiten der Navigation in den chineſiſchen Meeren hatte, zeigte ſich wirklich einen Augenblick geneigt auf Rãſánow's glänzende Verſprechungen einzugehn und die Leitung der Fahrt zu übernehmen. Doch genügte ein bekannter energiſcher ruſſiſcher Zuruf von Seiten der Offiziere, auch dieſen Bootsmann ſofort wieder zur Beſinnung zu bringen.

Rãſánow wurde nun gewahr, daß er ſich in einen ſehr ſchlimmen Handel eingelaſſen hatte. Wie wollte er ſich in Petersburg rechtfertigen, wenn in Folge ſeiner Umtriebe die ganze Expedition ſo vollſtändig aus den Fugen kam, daß ſie ſich ohne jeglichen Erfolg in irgend einer Beziehung auflöſte, daß es darüber auch zu ſeiner eigenen Geſandtſchaft nach Japan gar nicht kam; wenn er keine diplomatiſchen Erfolge aufzuweiſen hatte.

Die Schwierigkeiten der Lage in die er ſich unvorſichtiger Weiſe verwickelt hatte, das Gewicht der Verantwortung, der er ſich dadurch unterzog, bewogen ihn auf Koſchelew's Rath zu hören, ſeinen Anſprüchen zu entſagen, und ſo ſchwer es ihm auch fallen mochte, die Hand zur Verſöhnung zu bieten — wenn auch wohl mit dem ſtillen Vorbehalt, daß ſie nicht eine unbedingt redliche zu ſein brauchte.

Koſchelew richtete, von dem Augenblick an, wo er Rãſánow's Treiben durchſchaut und die wirkliche Lage der Dinge erkannt hatte,

ſeine redlichen Bemühungen ausſchließlich darauf, ein gänzliches Verunglücken der Expedition zu verhindern. Um ſie wieder in einen Gang zu bringen, der nach allen Seiten dem Zweck entſprach, war eine Verſöhnung der ſtreitenden Parteien unerläßlich — und die konnte nicht ſtattfinden, wenn nicht Räſánów ſein Unrecht eingeſtand und ſich förmlich entſchuldigte. Dazu forderte ihn Koſchelew auf, indem er die Vermittlerrolle übernahm.

Auf die erſten Eröffnungen erwiderte Kruſenſtern, er könne ſich allein und lediglich im eigenen Namen, wie die Sachen einmal ſtünden, auf nichts mehr einlaſſen; er müſſe ſeine Offiziere zu Rathe ziehen. Unter den von ihm zuſammenberufenen Offizieren ſtimmte Rátmanow leidenſchaftlich dafür, daß man ſich ein für allemal von Räſánow losſagen und nichts mehr mit ihm zu thun haben müſſe. Was weiter werden, wie die Geſandtſchaft nach Japan kommen ſollte, das war die Sache des Geſandten! mochte er ſelber zuſehen, nachdem er Alles in Verwirrung gebracht hatte! — So weit wollte natürlich keiner der Anderen gehen — am wenigſten wohl Kruſenſtern. Die Offiziere ſtellten ihre Bedingungen, denen Räſánow entſprechen ſollte, und von denen die vornehmſte war, daß er dem Kaiſer alles was vorgefallen war, auch die Verſöhnung, melden, und in ſeinem Bericht auch dem Kaiſer gegenüber, ſein Unrecht eingeſtehen ſolle. — Sie hatten gewiß nicht unrecht darin, daß ſie ſich ſelbſt und Kruſenſtern auf dieſe Weiſe auch gegen künftige Anklagen, Verleumdungen und Intriguen ſicher ſtellen wollten.

Räſánow ging nun auf Alles ein. — Er bat den Arzt der Expedition, einen ſehr würdigen, allgemein hochgeachteten Mann, gegen den er ſich gröblich vergangen hatte, Dr. Eſpenberg, öffentlich um Verzeihung; er bat Kruſenſtern in Koſchelew's Gegenwart um Verzeihung — und er ſollte ſich nun auch dem geſammten Offiziercorps gegenüber entſchuldigen, oder eigentlich etwas mehr als entſchuldigen. Dazu begaben ſich die verſammelten Offiziere am 16. Auguſt, von Kruſenſtern geführt, in Räſánow's Wohnung, wo ſie einige der Herren die zur Geſandtſchaft gehörten, und den General Koſchelew bereits vorfanden. Der Geſandte trat in ihre Mitte, aber er richtete nicht eine Anrede an die Geſammtheit, wie man erwartet hatte, ſondern bemüht gewiſſe Abſtufungen zu beobachten, wendete er ſich in merklich verſchiedenem Ton an die Einzelnen. So zuerſt an den

zweiten Lieutenant Golowatſchew, den er einfach bat zu vergeſſen und — zu vergeben! da er, Räſánow, ſich mit dem Capitain verſöhnt habe. Er fügte ſogar noch hinzu, ſie beide, Golowatſchew und er ſelbſt, hätten immer „harmonirt"! Dann zu Rátmanow gewendet hub Räſánow mit den Worten an: „Sie wollten mich in die Kajüte einſperren und haben geſagt, ich ſei keinen Groſchen werth —" hier aber unterbrach ihn Koſchelew mit der Bemerkung, da Alles vergeben und vergeſſen ſein ſolle, ſei es nicht nöthig wieder an alle früheren Mißverſtändniſſe zu erinnern. Doch konnte es ſich der Geſandte nicht verſagen, auch gegen den Lieutenant Romberg zu äußern: „Sie haben alle meine Höflichkeiten ſtets nur durch Grobheiten erwidert" — und gegen den jüngſten von allen, den nachherigen Admiral Bellingshauſen: „Sie haben unrecht gethan zu ſagen, daß ich nicht ihr Vorgeſetzter ſei." — Dem Lieutenant Herrman v. Löwenſtern (einem älteren Bruder des „Liefländers" der von Smitt herausgegebenen Denkwürdigkeiten) dagegen ſagte er wiederholt in mehrfachen Wendungen die höflichſten entſchuldigenden Dinge. Schamelin, der eben eintrat, erhielt einen ſehr ſtrengen Verweis; es wurde ihm auf das nachdrücklichſte zur Pflicht gemacht, ſich niemals wieder dem Capitain Kruſenſtern ungehorſam zu erweiſen. So ſchien Alles ſo ziemlich geſchlichtet; eine Einladung an die gaſtliche Tafel des Geſandten wurde indeſſen doch von den Offizieren abgelehnt.

Nun ſollte Räſánow auch noch die letzte der geſtellten Bedingungen erfüllen. Er erſchien (am 24. Auguſt) kurz vor der Mittagsſtunde, ganz unerwartet auf dem Schiff und las den durch Kruſenſtern zuſammenberufenen Offizieren ſeinen Brief an den Kaiſer vor. Er erzählte darin den Verlauf der Seefahrt von Sta. Catharina bis Kamtſchatka, fügte ſtatiſtiſche Nachrichten über dieſe entfernte Provinz des ruſſiſchen Reichs hinzu, und legte dann das Geſtändniß des begangenen Unrechts ab. Räſánow bat um die Nachſicht des Kaiſers, da lediglich ein zu weit gehender Ehrgeiz ihn zu manchen ungehörigen Aeußerungen verleitet habe; es folgte die Bemerkung, daß der Lieutenant Graf Tolſtoy der hauptſächlichſte Urheber des Streits geweſen ſei und darauf ſchloß das Schreiben mit einer ſchwunghaften Lobrede auf Kruſenſtern.

Räſánow fragte ob man zufrieden ſei? ob man irgend etwas in dem Schreiben geändert zu ſehen, irgend etwas hinzuzufügen wünſche?

— Da ſich alle befriedigt zeigten, ſteckte er den Brief wieder in die Taſche und entfernte ſich, indem er äußerte, er werde ihn ſammt anderen Papieren ſofort nach Petersburg abfertigen. Die Offiziere erſchraken; ſie glaubten dem Mann ſei auch jetzt nicht zu trauen; nach ihrer Meinung mußte ihm Kruſenſtern das Schreiben abfordern, um deſſen gewiß zu ſein und ſelbſt die Sorge übernehmen es nach der Hauptſtadt zu befördern. Da das der befehlführende Offizier nicht gethan hatte, konnte es keiner der Untergebenen thun. Kruſenſtern geſtand, daß er daran nicht gedacht habe — doch ſei eine ſolche mißtrauiſche Vorſicht auch nicht nöthig; die Verſöhnung ſei eine vollſtändige und redliche.

Sie war es von ſeiner Seite! — Die Offiziere aber hatten ſich in ihrem Argwohn nicht geirrt; ſie wußten einen ſolchen Mann beſſer zu errathen als Kruſenſtern in ſeiner argloſen, zu redlichem Vertrauen gern geneigten Weiſe. Räſánow überſendete dem Kaiſer nicht den Brief den er vorgeleſen hatte — ſondern einen ganz anderen der ſehr kunſtreich abgefaßt war, keineswegs ihn ſelbſt als den vorzugsweiſe Schuldigen hinſtellte, überhaupt je nach der Gunſt der Umſtände in ſehr verſchiedener Weiſe gedeutet und commentirt werden konnte und ein weites Feld für weitere Intriguen offen ließ. Dieſes Schreiben, im Archiv des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Petersburg aufbewahrt, lautet in wörtlicher Ueberſetzung wie folgt:

„Nachdem ich E. M. von Braſilien aus über die Zwiſtigkeiten berichtet hatte, die ſich zwiſchen mir und den Marineoffizieren ergeben hatten, ſind wir, während unſerer ganzen weiteren Fahrt ſchmerzlich mit dem Gedanken beſchäftigt geweſen — (folgt eine unleſerliche Stelle) — und dieſe Nachricht Eure Kaiſerliche Majeſtät, in Beziehung auf uns zu dem peinlichen Schluß führen werde, daß irgend welche perſönliche Rückſichten unter uns das Uebergewicht über (die Rückſicht auf) das Wohl des Staats gewonnen haben. Ich geſtehe E. M., daß das Verlangen nach Ruhm die einzige Urſache (dieſer Zwiſtigkeiten) war; es hatte unſer Aller Geiſt in dem Grade verblendet, daß uns ſchien, als ob Einer ihn (den Ruhm) dem Andern nehme. Von dieſem Enthuſiasmus war, zu ſeinem Unglück, beſonders der Unter-Lieutenant Graf Tolſtoy ergriffen. In Folge ſeiner Jugend und da, endlich, der gemeinſame Eifer Aller für das all-

gemeine Beste, eine noch größere gegenseitige Achtung Eines vor dem Anderen hervorgerufen hat, ist er das Opfer seines eigenen Betragens geworden. Indem ich ihn an seinen Ort — (d. h. zu seinem Regiment) — zurücksende, bitte ich allerunterthänigst um allergnädigste Verzeihung — denn die Strafe, (die ihn schon betroffen hat) der Möglichkeit beraubt zu werden, an dem Ruhm eines großen Unternehmens theilzunehmen, ist schwer für ein fühlendes Herz."

„Die Gnade Eurer Kaiserlichen Majestät ist unser Aller einzige Zuflucht."

„Ich fühle mich schuldig," ich eile mit meinem Bericht und indem ich mich E. K. M. zu Füßen werfe, erbitte ich allerunterthänigst um Verzeihung für mich und für die sämmtlichen Marineoffiziere."

Damit es auch an einer schwunghaften Phrase enthusiastischer Ergebenheit in slavischem Styl nicht fehle, schließt Räsánow mit den Worten: „Allergnädigster Kaiser, wir haben Dir freudig das Leben dargebracht und werden es Dir auch fortan ebenso freudig opfern."

Man darf wohl sagen, dieser Brief wäre eines Jesuiten würdig! — Auch einen Sündenbock hatte Räsánow ausfindig gemacht! Es war der blutjunge Garde-Unterlieutenant Graf Feodor Tolstoy, dem Gesandten als Gesandtschaftscavalier beigegeben. Der junge Mann war der Vertraute seines Chefs gewesen, hatte allerdings entschieden für ihn Partei genommen und scheint sich vorlaut benommen zu haben, wie es weder seinen Jahren noch seinem Dienstrang ziemte. Doch ist in Rátmanow's und Löwenstern's Aufzeichnungen nicht eben besonders viel von ihm die Rede — und ganz gewiß war er nicht einer von denen die den Ruhm der ganzen Expedition für sich allein in Anspruch nehmen wollten! — Räsánow hatte den jungen Mann inspirirt, hatte sich seiner bedient — und ließ ihn nun fallen, wie das unter solchen Leuten Rechtens ist.

Aus dem Personale der Gesandtschaft durch seinen bisherigen Freund und Beschützer Räsánow ausgeschlossen, mußte er den Weg zu seinem Regiment in Petersburg zu Lande antreten. An seine Stelle trat Koschelew, der Bruder des Gouverneurs, und außerdem schloß sich der Hauptmann Feodorow an, als Commandeur einer kleinen Ehrenwache des Gesandten, die von Kamtschatka aus mitgenommen wurde.

Bemerkenswerth ist nebenher wohl auch, daß der Kaiser Alexan-

der selbst durch die Berichte die er aus Brasilien erhalten hatte, nicht bewogen wurde der Expedition neue Verhaltungsbefehle über Land nach Kamtschatka entsenden zu senden und zu entscheiden, welche der beiden von ihm ausgestellten Vollmachten gelten solle. Es wäre von einigem Interesse genauer zu wissen ob die Zeit dazu gereicht hätte oder nicht. (Während Krusenstern's zweitem Aufenthalt in Kamtschatka traf dort ein Feldjäger ein der den Weg von St. Petersburg nach Petro-Pawlowsk in 62 Tagen zurückgelegt hatte.) Thatsächlich blieb es nach wie vor den Betreffenden selbst überlassen sich mit einander abzufinden wie sie konnten.

Am 6. September endlich konnte die Nadeshda wieder unter Segel gehen — durch die thätige Sorgfalt des Gouverneurs reichlich versehen mit allem was Kamtschatka an frischen Lebensmitteln aufzubringen vermag, mit Wild und Fischen — und am 5. October endlich ließ das Schiff, nach einer sehr stürmischen Fahrt und vielen glücklich überstandenen Gefahren, seine Anker in der Bay von Nangasaki fallen, in dem einzigen Hafen in dem Fremden — eigentlich aber, seit der Vertreibung der Jesuiten, doch nur Chinesen und Holländern gestattet war zu landen. Zwar hatten auch die Russen in etwas früherer Zeit (1792) einmal die Erlaubniß erhalten Nangasaki zu besuchen, sie war aber nicht benützt worden und in Vergessenheit gerathen.

So war also der Schauplatz erreicht auf dem sich Rásánow's diplomatische Thätigkeit entfalten sollte. Vom ersten Augenblick an aber zeigten sich nichts weniger als günstige Aussichten und der Gesandte machte die Dinge vielleicht dadurch noch schlimmer, daß er darauf bestand seine Ehrenwache, und zwar bewaffnet, mit an das Land zu nehmen. Die Russen wurden vollständig wie Gefangene gehalten auf ihrem Schiff, bewacht von mehreren japanischen Booten die rund umher lagen, deren Bemannung aber kein Wort mit den Fremden wechseln durfte. Alle Waffen, selbst die Jagdgewehre der Offiziere wurden der Nadeshda genommen, der ganze Vorrath von Schießpulver mußte ebenfalls den japanischen Behörden ausgeliefert werden. Zu Spaziergängen auf dem Lande wurde den Fremdlingen erst nach vielen Bemühungen ein öder Platz an einem einsamen Ufer, etwa einhundert Schritte lang und höchstens vierzig Schritte breit angewiesen und selbst dieser Raum wurde durch eine hohe Bambus-

wand gegen die ganze übrige Welt abgeſperrt. Als der Geſandte endlich nach zwei Monaten die Erlaubniß erhielt an's Land zu gehen und ſeine Wache mitzunehmen, wurde ihm, auf einer kleinen Inſel ein beſcheidenes Haus angewieſen, deſſen kleine Fenſter doppelt mit Eiſen vergittert waren; und auch dieſes Haus wurde wieder, zuſammt einem geringen Raum umher, vermöge einer hohen Bambuswand allem Verkehr geſperrt. Zwei Thore, eins vom Waſſer, das andere vom Lande her, führten in dieſen abgeſchloſſenen Raum; beide wurden verſchloſſen gehalten; japaniſche Offiziere hatten die Schlüſſel in Verwahrung und waren ſomit Herren des geringen Verkehrs der zwiſchen dem Schiff und dieſer Behauſung des Geſandten ſtattfinden konnte.

Monate vergingen in dieſem troſtloſen Zuſtand und doch hoffte Räſánow immerdar von einem Tage zum anderen, zu einer von allem Glanz umgebenen Fahrt nach der Hauptſtadt eingeladen zu werden. Die Japaner enttäuſchten ihn nicht eher als bis ſie ihm die nahe Ankunft eines ſehr vornehmen Mannes anzukündigen hatten, der beauftragt ſei mit ihm zu unterhandeln. Es ſei ein Mann, ſo vornehm, ſagten die Japaner, daß er, wenn auch allerdings nicht mehr, doch die Füße des Kaiſers ſehen dürfe! —

Endlich, am 30. März 1805 war dieſer Grande von Japan — ein Daimio, ein Gaufürſt — in Nangaſaky eingetroffen; die Unterhandlungen über das Ceremoniel, das bei der Audienz beobachtet werden ſollte, von beiden Seiten mit großer Wärme geführt, nahmen noch einige Tage in Anſpruch. Man wollte ſich damit begnügen, daß der Vertreter des ruſſiſchen Kaiſers ſich zum Gruß nach europäiſcher Weiſe verbeugte, anſtatt ſich nach japaniſcher zur Erde zu werfen. Dagegen mußte ſich der Geſandte gefallen laſſen ohne Degen und ohne Schuhe — in Strümpfen — vor dem japaniſchen Großen zu erſcheinen.

In der erſten Audienz, die am 4. April ſtattfand, wurden nur Complimente gewechſelt, und gewiß fühlte ſich Räſánow dem Daimio gegenüber nicht in der bequemſten Lage. Ein Stuhl oder etwas dem ähnliches wurde ihm nämlich nicht gewährt; er mußte auf dem Fußboden ſitzen und zwar wie es die japaniſche Etiquette erfordert, die dem Schönheitsſinn nicht zu huldigen ſcheint, mit nach beiden Seiten von ſich geſtreckten Beinen. In der zweiten Audienz hätten die Unter-

handlungen beginnen ſollen; dem Geſandten wurden Documente eingehändigt — ſie enthielten ein ewiges Verbot für alle ruſſiſchen Schiffe je wieder nach Nangaſaky zu kommen — und die Unterhandlungen waren beendigt! — Vielleicht auch jetzt noch zu Räſánow's Ueberraſchung.

Die koſtbaren Geſchenke und ſelbſt der Brief des Kaiſers Alexander an den Kaiſer von Japan wurden zurückgewieſen. Als Grund dafür wurde angeführt, daß der Kaiſer von Japan, wenn er dieſe Geſchenke annähme, auch ſeinerſeits Brief und Geſchenke durch einen eigenen Geſandten nach Petersburg ſenden müßte. Das aber ſei gegen die Geſetze des Landes; kein Japaner dürfe ſein Heimathland verlaſſen. — Die Nadeſhda hatte mehrere zufällig an die ruſſiſchen Küſten verſchlagene Japaner in ihre Heimath zurück gebracht. Räſánow wurde jetzt bedeutet, wenn der Zufall wieder Japaner nach Rußland führe, möge die ruſſiſche Regierung ſie nur den Holländern ausliefern. Die würden ihre Rückkehr vermitteln.

Wenn wir uns erinnern, in welcher Weiſe Räſánow den Offizieren der Nadeſhda mit der Macht gedroht hatte, die er in Japan entfalten werde, können wir einigermaßen ermeſſen mit welchem Aerger, mit welchem Gefühl der Beſchämung er ſolche Erlebniſſe und ein ſolches Ergebniß ſeiner Sendung empfunden haben mag! — Alle Uebrigen die zur Bemannung der Nadeſhda gehörten, begrüßten die Erlaubniß zur Abreiſe aus Japan freudig als eine Erlöſung aus halbjähriger Gefangenſchaft.

Uebrigens hatte ſich die japaniſche Regierung zwar hochmüthig und mißtrauiſch, wie Barbaren pflegen, aber nichts weniger als kleinlich erwieſen. Die Geſandtſchaft nicht nur, ſondern auch die geſammte Mannſchaft der Nadeſhda war während der ganzen Zeit auf Koſten der Regierung mit allem an Lebensmitteln oder ſonſt nöthigen, nicht reichlich nur, ſondern mit einem gewiſſen Luxus verſehen worden; ebenſo erhielt das Schiff bei der Abfahrt noch Lebensmittel auf zwei Monate und außerdem Geſchenke; die Mannſchaft 60,000 Pfunde Salz und 15,000 Pfunde Reis; die Offiziere 2000 Stücke Seidenwatten.

Am 17. April 1805 konnte die Nadeſhda endlich von Nangaſaky unter Segel gehen; waren die Ruſſen froh das ungaſtliche Ufer zu verlaſſen, ſo zeigten ſich andererſeits die Japaner in ſolchem Grade befliſſen die unwillkommenen Gäſte ſo ſchnell als möglich wieder los

zu werden, daß ſie gern die Mühe übernahmen das Schiff aus dem Hafen hinaus in das offene Meer zu bugſiren.

Da es nicht nöthig war Kamtſchatka früher als im Juli wieder zu erreichen, beſchloß Kruſenſtern die Zeit zu einer genauen Aufnahme der wenig bekannten Meere jener Region, zwiſchen dem japaniſchen Archipel und der Küſte des Feſtlandes von Aſien zu benützen und namentlich die einzigen Unterſuchungen fortzuſetzen, die hier in neuerer Zeit ſtattgefunden hatten, nämlich die des verunglückten und berühmten La Perouſe. Gar vieles war hier zu ergänzen und zu berichtigen. Der ſüdliche Theil von Sachalin namentlich war ſeit dem Jahr 1643 von keinem europäiſchen Seefahrer unterſucht worden. Die Fahrt ging demgemäß durch den Koreakanal, an der Nordweſtküſte von Japan, an der Weſtküſte von Jeſſo entlang, um dann in die Straße La Perouſe einzulenken und hier erſt — 10. bis 13. Mai — an der Nordſpitze von Jeſſo, dann vom 14. bis zum 16. Mai in der Aniwabay am ſüdlichen Ende von Sachalin zu ankern. Von hier aus wurde die Oſtküſte von Sachalin nordwärts bis über das Cap Patience hinan verfolgt. Die weitere Fahrt wurde dann aber, ſelbſt in den letzten Tagen des Mai in ſolcher Weiſe durch treibendes Eis erſchwert — unter dem 48° der Breite — daß Kruſenſtern gerathen fand die weitere Unterſuchung der Küſten auf eine günſtigere Jahreszeit — d. h. auf den hohen Sommer — zu verſchieben und einſtweilen den Curs nach Kamtſchatka zu nehmen, wo die Nadeſhda am 5. Juni wieder im Peter-Pauls-Hafen Anker warf.

Hier verließ Räſánow das Schiff. Abgeſehen davon, daß das Zuſammenleben mit Kruſenſtern, nach dem Schiffbruch ſeiner Hoffnungen in Japan für ihn doppelt peinlich ſein mußte, hatte ſeine Anweſenheit an Bord ſeitdem in der That gar keinen Zweck mehr. Er ging zunächſt auf einer Transportbrigg, die eben mit durchaus verdorbenen Lebensmitteln und Vorräthen aus Ochotzk eingetroffen war, nach der Inſel Kodiak an der Nordweſtküſte von Amerika, um die dortigen Faktoreien der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie zu beſichtigen — und da ſich eben die Gelegenheit dazu bot, verſagte er es ſich nicht eine etwas kleinliche und vollkommen ſinnloſe Rache an den Japanern zu üben. Zwei kleine Fahrzeuge waren an der Küſte von Kodiak für den Dienſt der Compagnie erbaut worden; Räſánow ſtellte ſie unter die Befehle zweier Offiziere der kaiſerlichen Marine,

die in den Dienſt der Compagnie getreten waren, der Lieutenants Chwoſtow und Dawydow, und ſendete ſie aus um ein paar elende kleine Wachtpoſten zu verwüſten, welche die Japaner in der Aniwa-Bay und an der Nordſpitze von Jeddo hatten. Welchen Sinn ſollte das haben? — oder was ſollte ſich daraus ergeben? — Und wodurch glaubte ſich der verunglückte Geſandte berechtigt im Namen Rußlands einen Krieg mit Japan zu beginnen?

Darauf eilte Räſánow zurück nach Ochotzk, und von dort über Land durch Sibirien nach Petersburg, wo er früher als Kruſenſtern einzutreffen ſuchte, um den Kaiſer zum Voraus zu ſeinen Gunſten und gegen Kruſenſtern einzunehmen. Doch er ſtarb unterwegs und ſeine weiteren Pläne wurden mit ihm begraben.

Zugleich mit ihm verließ das geſammte Perſonal der Geſandtſchaft die Nadeſhda um auf den kürzeſten Wegen nach Petersburg zu eilen. Nur einer der Herren die dazu gehörten blieb an Bord zurück und machte die Reiſe bis an das Ende mit. Das war der Major Friderici vom Generalſtab; derſelbe, den wenige Jahre ſpäter (1810) der junge General Nikolay Michailowitſch Kamensky, — als ihn der Kaiſer, in der Hoffnung einen großen Feldherrn in ihm gefunden zu haben, an die Spitze des Heeres an der Donau ſtellte — zu ſeinem General-Quartiermeiſter und Mentor — zu dem leitenden Genius ſeines Hauptquartiers auserſah.

Feodorow und ſeine wenigen Soldaten vom Garniſonbataillon, blieben natürlich wieder in Kamtſchatka.

Die Nadeſhda, am 5. Juli von neuem unter Segel gegangen, nahm die unterbrochene Aufnahme der Küſten von Sachalin da wieder auf wo ſie ſtehen geblieben war, am Cap Patience; ſie folgte der Oſtküſte, die noch nie wirklich aufgenommen worden und auf den Karten eigentlich nur nach Vermuthungen verzeichnet war, nordwärts bis an die äußerſte Spitze, die umſchifft wurde und dann ſüdwärts der Nordweſtküſte, bis in den Canal, der den Ausfluß des Amur-Limans bildet. Bis an die Mündung des Amur ſelbſt vorzudringen, geſtatteten die ſtarke Strömung und die geringe Waſſertiefe nicht. Noch einmal mußte das Schiff, um ſich neu zu verſorgen, nach Kamtſchatka zurückkehren, wo es vom 30. Auguſt bis zum 9. October zu verweilen genöthigt war, — und nun endlich wurde die Fahrt

zur Heimkehr, zunächſt nach China angetreten. Dort ſollte man wieder mit der Newa zuſammentreffen.

Am 20. November ging die Nadeſhda auf der Rhede von Macao vor Anker, und als am 3. December auch die Newa mit einer reichen Ladung Pelzwerk von der Nordweſtküſte Amerikas dort eingetroffen war, erhielten beide Fahrzeuge, als Kauffahrtei-Schiffe die Erlaubniß den Strom hinauf nach Kanton zu ſegeln. Es gelang — wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten — durch Vermittelung der engliſchen und der holländiſchen Factorei das Pelzwerk zu verkaufen, bis auf wenige koſtbare Stücke für die hier kein angemeſſener Preis zu erhalten war; es wurde Thee und Anderes von chineſiſchen Waaren dafür eingehandelt — dann aber erwachte bei den örtlichen Behörden Sorge und Bedenken; ſie fragten ſich nun erſt zweifelnd, ob die Zulaſſung der ruſſiſchen Flagge in dem Hafen von Kanton auch am Hof zu Peking werde gutgeißen werden — und man wollte den beiden Schiffen die Abreiſe verbieten bis auf Weiteres. Nicht ohne Mühe erhielt — erzwang beinahe der Director der engliſchen Factorei, Namens Drummond, für ſie die Erlaubniß den Ankerplatz zu verlaſſen. Es bedurfte dazu ſeiner langjährigen Kenntniß der dortigen Verhältniſſe und einiger Energie. Und es war ſehr glücklich, daß er mit ſeinen Vorſtellungen durchdrang — und zwar zu rechter Zeit durchdrang, denn kaum 24 Stunden nachdem die beiden ruſſiſchen Schiffe (am 9. Februar 1806) von Kanton den Strom hinab unter Segel gegangen waren, traf aus Peking der ſtrenge Befehl ein, ſie mit Beſchlag zu belegen und es iſt nicht abzuſehen was ſich weiter ergeben mußte, wenn dieſer Befehl ausgeführt wurde.

Ueberhaupt gelang es nicht, den Handel der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie bleibend in den Seeweg zu leiten. Die chineſiſche Regierung, unwiſſend in Beziehung auf alle auswärtigeu Verhältniſſe und weniger mit ſtaatswirthſchaftlichen Berechnungen und Erwägungen beſchäftigt, als mit der Sorge ſich gegen die übrige Welt abgeſchloſſen zu erhalten, meinte, daß Rußland an der Grenze der beiden Reiche, zu Kiachta, einen Punkt habe, wo ihm der Handel mit dem himmliſchen Reich offen ſtehe, und daß dies genüge; daß ein Verkehr auch zur See nicht nöthig ſei und nur von den Völkern beanſprucht werden könne, die nicht an China grenzten. Von Seiten Rußlands hat man vielleicht nicht das Mögliche gethan um den

beabſichtigten Verkehr zur See in Gang zu bringen. Und doch hatte Kruſenſtern gewiß darin nicht unrecht, daß der Handel der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie nur dann wirklich einträglich werden konnte, wenn er zur See betrieben wurde. In der That wurde dieſe Compagnie, wie die Sachen ſtanden, lange Jahre über künſtlich erhalten, hauptſächlich dadurch, daß die Einfuhr des Thees und überhaupt aller chineſiſchen Waaren zur See in Rußland verboten war. Dadurch war die Concurrenz der Engländer und Holländer ausgeſchloſſen und die Compagnie erfreute ſich thatſächlich eines Monopols. Der Thee aber wurde dadurch in Rußland natürlich gar ſehr vertheuert — und der Handel überhaupt auf die gewählteren Theeſorten beſchränkt. Die geringeren Sorten, die den arbeitenden Klaſſen hätten zu Statten kommen können, mußten ausgeſchloſſen bleiben, weil die Koſten des weiten Landtransports außer allem Verhältniß zu dem Werth der Waare geweſen wären.

Die weitere Fahrt der Expedition ging nun durch die Süd-Chineſiſche See — durch die Gaspar- und Sundaſtraße — an der Küſte von Sumatra und Java entlang — der Süd-Oſt-Küſte von Afrika zu. — Nach allem was Kruſenſtern in Kanton von der augenblicklichen politiſchen Lage erfahren hatte, ſchien es gerathen, daß die beiden Schiffe ſtets zuſammenblieben, und dem entſprechend waren auch alle Anordnungen getroffen. Dennoch aber ſah ſich die Nadeſhda von der Newa getrennt, noch ehe das Vorgebirge der Guten Hoffnung umſchifft war.

Das war nicht zufällig, wie ſich bald zeigen ſollte — nämlich als die Nadeſhda am 3. Mai auf der Rhede der Inſel St. Helena vor Anker ging. Kruſenſtern hatte für den Fall, daß man zufällig getrennt werde, dieſe Inſel zum Vereinigungspunkt beſtimmt — aber vergebens! die Newa war hier nicht eingelaufen, nicht geſehen worden! — Der Offizier, der auf dieſem zweiten Schiffe den unmittelbaren Befehl führte, wollte den Umſtand, daß die Newa beſſer ſegelte als die Nadeſhda, gehörig benützen; er hatte, während einer dunklen Nacht einen Curs genommen, der ihn ſo ſchnell als möglich aus dem Geſichtskreis der Nadeſhda hinausführte, ſo daß er, als es wieder tagte, für das Schweſterſchiff der Expedition verſchwunden war, und weitere Signale und Befehle unmöglich wurden. An St. Helena ſegelte er dann vorüber ohne ſich aufzuhalten, grade

nach England, nach Portsmouth, von wo er dann die Gelegenheit benützte, in Geſellſchaft und unter dem Schutz einer engliſchen Fregatte auf dem kürzeſten Wege nach Kronſtadt zu ſegeln. Es war dieſem Offizier daran gelegen, zuerſt in der Hauptſtadt Rußlands einzutreffen, und hier nicht als Untergebener, als Nebenperſon aufzutreten, ſondern ſelbſtändig als der Erſte, der eine Weltumſegelung unter ruſſiſcher Flagge vollführt hatte, Senſation zu erregen — und die erſte Freude des Kaiſers über das gelungene Unternehmen auszubeuten.

Kruſenſtern ſah ſich durch alles was er auf St. Helena erfuhr, zur größten Vorſicht aufgefordert und veranlaßt Wege einzuſchlagen, auf denen er am wenigſten Gefahr lief, feindlichen Kriegsſchiffen oder Kapern zu begegnen. Er blieb allen Küſten und den Spanien unterworfenen Inſeln fern, ſegelte im Weſten an Irland vorüber nordwärts, zwiſchen den Orkaden und den Shetlands-Inſeln hindurch, um die Nordſpitze von Schottland herum, und dann auf die Küſte von Norwegen zu, um auf dieſem Wege zunächſt Kopenhagen und von hier aus endlich am 29. Auguſt 1806 die Rhede von Kronſtadt zu erreichen.

Näher und im Einzelnen auf die allſeitigen Ergebniſſe dieſer Reiſe einzugehen würde hier zu weit führen. Nur im Vorbeigehen dürfen wir daran erinnern, daß dieſe Weltumſegelung, auch ganz abgeſehen von ihrer beſonderen Wichtigkeit für Rußland, die Wiſſenſchaft im Allgemeinen durch mannichfaltigen Gewinn bereichert hat. Die Hydrographie der Südſee wurde mehrfach berichtigt, namentlich die Nicht-Exiſtenz mancher vorgeblichen Inſel früherer Karten erwieſen. Die genaue Aufnahme der Küſten von Japan, Jeſſo und Sachalin in einem weiten Umfang, ſo wie der nördlichen Kurilen, die genaue Beſtimmung der geographiſchen Länge von Nangaſaky, die bis dahin nicht bekannt war, die linguiſtiſchen Sammlungen, die Schilderungen japaniſcher und chineſiſcher Zuſtände, der Ainos auf Jeſſo und Sachalin, wie der Eingeborenen von Nukahiwa, endlich die Arbeiten der Gelehrten, des Aſtronomen Horner, der Naturforſcher Langsdorf nnd Tileſius bilden zuſammen ein Ganzes, auf das man wohl ſtolz ſein durfte.

Dann iſt es auch ſchon öfter anerkannt worden, daß wohl nie ein Befehlshaber ſeiner Mannſchaft eine größere und wohlwollendere

Sorgfalt gewidmet hat und daß die treue Sorge Kruſenſtern's durch den ſchönſten Erfolg belohnt wurde. Außer dem ſchwindſüchtigen Koch des Geſandten fehlte, als die Nadeſhda nach drei Jahren wieder auf der Rhede von Kronſtadt ankerte, niemand von allen die das heimiſche Ufer auf ihr verlaſſen hatten. Auch darf hier wohl noch erwähnt werden, daß während der ganzen Reiſe nur ein einziges Mal die Anwendung einer Disciplinarſtrafe nöthig geworden war, und zwar gleich in den erſten Tagen, als ſich noch nicht Alles eingelebt hatte in den Geiſt, der hier fortan herrſchen ſollte. Daß die Eingeborenen der fernen Küſten und Länder, auf die europäiſche Geſetzlichkeit ſich nicht erſtreckt, mit größerer Schonung behandelt wurden, als ſie von der Willkür manches anderen Seefahrers erfahren haben, war eine natürliche Folge der humanen Geſinnung Kruſenſtern's.

In welcher Weiſe der Kaiſer Alexander alle Theilnehmer an der Reiſe, Offiziere, Gelehrte und Seeleute, durch Orden, Beförderungen und Penſionen reichlich belohnte; daß er eine Denkmünze auf die erſte Weltumſegelung der ruſſiſchen Marine ſchlagen ließ — das Alles dürfen wir hier, nach ſo langen Jahren wohl nur im Allgemeinen berühren. Kruſenſtern, bereits Ritter des Annen-Ordens zweiter Klaſſe, erhielt den nächſt-höheren in der Stufenleiter der ruſſiſchen Orden, den Wladimir-Orden dritter Klaſſe. Merkwürdig iſt, daß auch der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., ſich bewogen fühlte, Kruſenſtern in nicht gewöhnlicher Weiſe auszuzeichnen. Er verlieh ihm den großen Rothen Adler-Orden — Stern und Band — den Kruſenſtern in ſeinem damaligen Dienſtrang, ſtrenggenommen, gar nicht haben konnte; es war eine Ausnahme, die zu ſeinen Gunſten gemacht wurde.

Wie ſchon im Allgemeinen und mehr noch ihrer beſonderen Anlage gemäß zu erwarten ſtand, war dieſe Reiſe reich an mittelbaren wie an unmittelbaren Folgen. Kruſenſtern's Berichte veranlaßten weſentliche Verbeſſerungen in der Verwaltung von Kamtſchatka; neue wiſſenſchaftliche Expeditionen wurden nun häufiger ausgerüſtet und ausgezeichnete Seefahrer in nicht unbedeutender Zahl haben ſeither ſich ſelbſt auf dieſem Felde einen verdienten Ruf erworben und das Anſehen der ruſſiſchen Flagge geſteigert. Beſonders aber war in einer Hauptbeziehung der Zweck der Reiſe vollſtändig erreicht. Die ruſſiſchen Beſitzungen im Nordweſten von Amerika und im Nordoſten

von Aſien haben durch die ſeit dieſer Fahrt nicht mehr unterbrochene See-Verbindung mit der Hauptſtadt des Reichs unendlich gewonnen; ſie werden ſeither regelmäßig auf dem Wege um das Cap Horn mit allem Bedarf verſorgt, und dieſes weite Feld der Thätigkeit und Uebung iſt der ruſſiſchen Flotte ein herkömmliches geworden.

Kruſenſtern ſelbſt, zum Capitain zweiten Ranges befördert, gewann bald die nöthige Muße, um auf dem Lande, in Eſthland, die Beſchreibung ſeiner Reiſe auszuarbeiten. Sie erſchien in deutſcher Sprache in St. Petersburg in den Jahren 1810—1812, in ruſſiſcher eben dort 1809—1813 und bald war ſie in faſt alle europäiſchen Sprachen überſetzt, ein Umſtand in dem ſich wohl am entſchiedenſten ausſpricht, wie allgemeine Anerkennung das Werk gefunden hatte. In das Engliſche wurde es (1813) durch Hoppner überſetzt; in das Franzöſiſche von Eyriès (1821); etwas früher ſchon in das Holländiſche (1811—1815), dann in das Schwediſche, in das Däniſche, und in der bekannten Mailänder Sammlung von Reiſebeſchreibungen, auch in das Italieniſche; der berliner Ausgabe des deutſchen Textes, einer Bearbeitung für die Jugend, und vieler Auszüge nicht zu gedenken. —

Im Jahr 1811 zum Klaſſeninſpector im Seecadetten-Corps ernannt, blieb Kruſenſtern vielfach, wie für den Dienſt, ſo für die Wiſſenſchaft thätig. Sein Einfluß war es großentheils, der den Kanzler Grafen Rumänzow beſtimmte, auf eigene Koſten eine wiſſenſchaftliche Expedition auszurüſten, deren Führung dem damaligen Lieutenant zur See, Otto v. Kotzebue, anvertraut wurde. Kruſenſtern ſelbſt, der auch den Plan zu dieſer Seefahrt und die dem Befehlshaber gegebene Inſtruction entwarf, begab ſich im Frühjahr 1814 auf ein Jahr nach England, um dort die nöthigen Inſtrumente unter ſeinen Augen anfertigen zu laſſen, wie er denn auch unterwegs in Finnland ein Schiff beſtellt hatte: den Rurick, der dort auf einer Privatwerft gebaut wurde. Außerdem benützte Kruſenſtern ſeinen Aufenthalt in England um von Neuem die bedeutendſten Seeplätze dieſes Reichs, Portsmouth, Plymouth, Woolwich und Chatham nach einander zu beſuchen und dort alle Fortſchritte des engliſchen Seeweſens im Intereſſe der ruſſiſchen Flotte zu beobachten. Zurückgekehrt nach Reval und St. Petersburg leitete er noch die Ausrüſtung des Rurick, der gegen das Ende des Sommers 1815 ſeine Reiſe nach

der Behringſtraße antrat, dann aber ſah er ſich durch den ſchwankenden Zuſtand ſeiner Geſundheit genöthigt auf den activen Dienſt für mehrere Jahre Verzicht zu leiſten. Der Kaiſer Alexander, der einen ſolchen Offizier nicht ganz aus der Flotte ſcheiden ſehen wollte, gewährte ihm einen unbeſtimmten Urlaub auf mehrere Jahre.

Die freie Zeit, die Kruſenſtern dadurch gewann, verwendete ſein thätiger Geiſt im Dienſte der Wiſſenſchaft, auf dem Lande, wo er nunmehr lebte, damit beſchäftigt, eine umfaſſende Aufgabe zu löſen, die er ſich ſelbſt geſtellt hatte. Wir verdanken dieſer Zeit das zweite Hauptwerk Kruſenſtern's, den für Schifffahrt und Erdkunde in gleichem Grade wichtigen, von umfangreichen hydrographiſchen Memoiren begleiteten Atlas der Südſee. Ueber den Werth dieſes bedeutenden Werks haben der Gebrauch und das anerkennende Urtheil der Sachverſtändigen längſt entſchieden; die Schwierigkeit der Ausführung ſich zu vergegenwärtigen, muß man einen Blick auf die Materialien werfen, die dazu vorlagen und ſich Rechenſchaft davon geben, wie Mangel und Ueberfluß an Nachrichten in entgegengeſetztem Sinn, aber in gleichem Maße, jeden Schritt erſchwerten. So vielfach auch der transatlantiſche Ocean durchkreuzt worden iſt, ſeitdem Anſon's Reiſe um die Welt — und mehr wohl noch das geſteigerte, regere wiſſenſchaftliche Leben der neueren Zeit — im Geiſt der europäiſchen Menſchheit auch das Verlangen, alle Zonen unſeres Planeten zu durchforſchen, den Entdeckungstrieb von Neuem angefacht hatten, gab es doch damals, vor ſechs Jahrzehnten, — ja, giebt es auch wohl jetzt noch, neben ganz ununterſuchten Regionen, Theile jener weiten Meeresflächen, über welche nur die Nachrichten älterer Seefahrer vorliegen. Dieſe Nachrichten ſind natürlich ungenügend, und beſonders ungenau in Beziehung auf die geographiſchen Lagen, die in jenen früheren Zeiten bekanntlich nur ſehr unvollkommen beſtimmt werden konnten. Von anderen Theilen jenes Oceans konnten vielfache Nachrichten, die ſich durchkreuzten und widerſprachen, leicht ein ſehr verwirrtes Bild geben. In vielen Fällen konnte es zweifelhaft ſcheinen, ob dieſe und jene Inſel, welche neuere Seefahrer beſucht oder geſehen, deren Lage ſie beſtimmt haben, mit Eilanden, welche die berühmten Reiſenden früherer Jahrhunderte in denſelben Meeren, aber angeblich unter etwas verſchiedener Polhöhe und Länge, geſehen hatten, identiſch ſind oder nicht. — Vielfache Verwirrung haben außerdem die Befehls-

haber mangelhaft ausgerüſteter Schiffe, namentlich Kauffahrer veranlaßt, indem ſie ſich nur all' zu leicht ſchmeichelten, neue Entdeckungen gemacht zu haben, wenn ſie blos für irgend ein ſchon bekanntes, aber von ihnen nicht erkanntes Eiland eine falſche Länge und Breite berechneten. Viele Hydrographen machten es ſich zur Pflicht, alle ſolche angeblichen Entdeckungen in ihre Karten aufzunehmen um dieſe, ihrer Anſicht nach, reich auszuſtatten — und ſo wimmelten viele, zum Theil ſehr berühmte Karten jenes Oceans, von hunderten, ja von tauſenden von Inſelchen und Klippen, die es in der Wirklichkeit gar nicht giebt. Dieſe Andeutungen mögen genügen um daran zu erinnern, wie hier der emſigſte, gewiſſenhafteſte Sammlerfleiß durch die beſonnenſte Kritik nnterſtützt werden mußte, und wer die Memoiren, durch die Kruſenſtern die einzelnen Theile ſeiner Karte rechtfertigt, nur einigermaßen aufmerkſam durchgeht, wird darin beides bewährt finden. Außerdem wurde hier manches Neue zum erſten Mal bekannt. Denn Kruſenſtern benutzte mit Umſicht die handſchriftlichen Schätze der ruſſiſchen Admiralität, und brachte ſo viele, und zum Theil ſehr mühſame und genaue Arbeiten der ruſſiſchen Marine an das Licht, die ſonſt gar nicht bekannt geworden wären.

Natürlich konnte ein ſolches Werk eigentlich nie als abgeſchloſſen betrachtet werden, am wenigſten zu einer Zeit, während der die Flotten aller bedeutenden Seemächte ihre friedliche Thätigkeit in ſo reichem Maße und mit ſo vielem Erfolg der Durchforſchung der fernſten Meere zuwendeten. Auch war Kruſenſtern bis in die letzten Monate ſeines Daſeins, ſo vielfach ſeine Thätigkeit auch ſonſt in Anſpruch genommen ſein mochte, unabläſſig bemüht, ſeine Karten zu vervollſtändigen und zu berichtigen. Die Ergebniſſe keiner Expedition nach der Südſee entgingen ſeiner Aufmerkſamkeit, und man darf hinzuſetzen, daß ſein wohlerworbener Ruf dieſe fortgeſetzte Arbeit ſehr weſentlich erleichterte. Die Befehlshaber mancher, mit der Aufnahme entfernter Küſten beauftragter Expeditionen beeilten ſich, ihm die Ergebniſſe ihrer Unterſuchungen mitzutheilen, noch ehe ſie durch den Druck allgemein bekannt wurden, und Offiziere, beſonders der engliſchen Flotte, die irgend welche Aufträge in die Südſee führten, machten es ſich ebenfalls oft zur Pflicht, ihn von den genaueren Aufnahmen einzelner Küſtenſtriche und Inſeln in Kenntniß zu ſetzen, die ſie nebenher Gelegenheit gefunden hatten auszuführen.

So hatte Kruſenſtern, als er die mittleren Jahre erreichte, bereits im thätigen Seedienſte und im Dienſte der Wiſſenſchaft das Ehrenwertheſte geleiſtet; nun ſollte ſich ihm noch eine dritte Laufbahn eröffnen, in der er wohlthätig in der Gegenwart, in fruchtbarer Weiſe für die Zukunft wirken konnte. Schon während der Jahre die er auf dem Lande verlebte, war er öfter nach Petersburg gefordert worden, um an den Sitzungen mehrerer Commiſſionen Antheil zu nehmen und über manche vorgeſchlagenen Aenderungen und Verbeſſerungen wie über beabſichtigte wiſſenſchaftliche Expeditionen, ſeine Meinung abzugeben. Seit 1822 war er wieder ganz in der Hauptſtadt einheimiſch und thätig als Mitglied des gelehrten Comité's des Seeminiſteriums, des Admiralitätsconſeils, der Oberſchuldirection und des Comité's für die Organiſation der Civilſchulanſtalten. Hier traf ihn 1826, wenige Monate nachdem der Kaiſer Nicolaus den Thron beſtiegen hatte, die Ernennung zum Director des Seecadetten-Corps — das, beiläufig bemerkt, längſt von Kronſtadt nach Petersburg verlegt worden war — und von dieſem Augenblick an, bis gegen Ende des Jahres 1842, faſt ſiebzehn volle Jahre, leitete Kruſenſtern dieſe Erziehungsanſtalt, aus welcher, mit wenigen Ausnahmen alle Offiziere der ruſſiſchen Flotte hervorgehen. Ein wichtiges Amt, deſſen gewiſſenhafte Führung auf die Zukunft der ruſſiſchen Seemacht einen unberechenbaren Einfluß übt; treue, einfache Pflichterfüllung, die ſich darauf beſchränkt, das Beſtehende in ſeinem geregelten Gang zu erhalten, wäre hier ſchon ehrenvoll und verdienſtlich — Kruſenſtern aber hätte geglaubt ſeiner Pflicht nicht zu genügen, wenn es ihm nicht gelang, das Corps auf eine höhere Stufe zu erheben und Forderungen zu entſprechen, die er ſelbſt ſteigerte. Die ſittliche wie die intellectuelle Bildung der Zöglinge, lagen ihm auf gleiche Weiſe am Herzen.

Nicht allein die Studien der Cadetten wurden beſſer geregelt und gleich der Pünktlichkeit der Profeſſoren in Erfüllung ihrer Pflichten, einer ſtrengeren Controle unterworfen, wie ſie bis zur Zeit in dieſer Anſtalt nicht geübt wurde —: auf Kruſenſtern's Vorſchlag genehmigte der Kaiſer außerdem die Bildung einer Offiziers-Claſſe, in welche die Fähigſten unter den Cadetten, nach vollendetem gewöhnlichem Curſus, nach ihrer Beförderung zum Midſhipman aufgenommen werden konnten, um während dreier Jahre den Sommer praktiſchen Uebungen zur See,

den Winter dem Studium der höheren Mathematik, eines umfaſſenderen Curſus der See-Taktik, der Aſtronomie, Phyſik und überhaupt aller das Seeweſen berührenden Wiſſenſchaften zu widmen. Diejenigen Zöglinge, die den geſtellten Forderungen entſprechen, treten alsdann als Lieutenants zur See in den activen Dienſt. — Im Lauf der Jahre hatte dann freilich Kruſenſtern mit großen Schwierigkeiten, zum Theil ſehr eigenthümlicher Art, zu kämpfen, denn es ſollte ſich zeigen, daß es nicht ſo leicht ſei, dieſe Offiziers-Claſſe in der ihr gebührenden Geltung zu erhalten, als ſie zu gründen und einzurichten. Eine gewiſſe Vorliebe für den ſogenannten Kamaſchen-Dienſt — für die boutons de guêtres-Wiſſenſchaft wie man das in Frankreich nennt — ſuchte ihre Befriedigung auch in Kreiſen, in denen ihre Berechtigung ſehr ſchwer nachzuweiſen war. Wie in der Bergakademie und in der Schule für Civilingenieure, war das Infanterie-exercitium auch im Seecadetten-Corps eingeführt; es wurde dafür immer mehr Zeit in Anſpruch genommen, und dabei der größte Werth auf eine elegante Ausführung der ſogenannten Handgriffe — mit dem Gewehr — und des Parademarſches gelegt. Vier Stunden täglich mußten auf dieſe fruchtbaren Künſte verwendet werden. Bedeutende Männer, die das große Wort führen durften, äußerten ſich mehrfach ungünſtig über wiſſenſchaftliche Pedanterie, welche die jungen Leute dem „praktiſchen Dienſt“ entfremde. Für die wiſſenſchaftliche Thätigkeit, ſo weit ſie überhaupt in der Flotte erforderlich, meinten dieſe Herren, für die ſogenannte „Navigation“, Berechnung des Schiffsweges nach dem Logg und deren Correctur durch die nöthigen aſtronomiſchen Beobachtungen — dafür ſei das Steuermanns-Corps da! — Dieſes Corps ergänzte ſich, wie wir dazu bemerken müſſen, großentheils aus den Söhnen von Unteroffizieren und ähnlichen Elementen, die in einer eigenen Anſtalt zu Kronſtadt, wo die wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel ſehr dürftig waren, für ihren Beruf gebildet wurden. Die „Offiziere“ des Steuermanns-Corps, erhielten ſelbſtverſtändlich nie ein wirkliches Commando und damit war ihnen thatſächlich auch der Weg zu den höheren Stellen beinahe vollſtändig geſperrt. Dieſe Parias der Flotte ſollten, nach der Meinung der erwähnten Herren, die alleinigen Vertreter des wiſſenſchaftlichen Elements in der Flotte ſein; die wirklichen Seeoffiziere hatten edlere Dinge zu thun!

Der Fürſt Menſchikow, Chef des Generalſtabs der Flotte, immer befliſſen den Ton anzunehmen und anzugeben der eben an der Tagesordnung war, bemühte ſich auch noch aus anderen Gründen rein perſönlicher Natur, die jungen Leute die aus der Offiziersclaſſe hervorgingen, womöglich unbrauchbar zu finden. Er ſuchte ſie, wo es ſich thun ließ, aus dem Seedienſt hinaus zu drängen und durch Mißgunſt zum Uebergang in eine andere Laufbahn zu zwingen. Mochten ſie Lehrer an Gymnaſien werden, oder dergleichen; dazu konnten ſie allenfalls tauglich ſein; zu dem „praktiſchen" Seedienſt aber, wie Menſchikow vorgab zu glauben, entſchieden nicht.

Kruſenſtern ging, unbeirrt durch alle Schwierigkeiten die ihm in den Weg gelegt wurden, ſtill und ruhig ſeinen folgerichtigen Weg, und ſorgte für das Wohl ſeiner ſonſtigen Untergebenen, wie für die Bildung ſeiner Zöglinge. Zu dem Perſonal des Seecadetten-Corps gehören nämlich außer den Offizieren, Profeſſoren und Cadetten, auch mehrere hundert Matroſen — der Mehrzahl nach verheirathete, die bis zur Zeit mit ihren zahlreichen Familien, mit Frauen und Kindern, im Kellergeſchoß des Hauptgebäudes, nicht eben bequem untergebracht waren. In einer weiſen Sparſamkeit fand Kruſenſtern die Mittel, mehrere anſehnliche Häuſer in der Nähe des Seecadetten-Corps für dieſes anzukaufen, umzubauen und zu geräumigen und geſunden Wohnungen einzurichten, in denen beſonders mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt für Trockenheit der Räume, eine gleichmäßige Temperatur und genügende Ventilation geſorgt war. Hierher wurden die meiſten der verheiratheten Matroſen verſetzt. — Ebenſo hatte es bis zur Zeit im Cadettencorps wohl ein Lazareth für die erkrankenden Zöglinge gegeben, an einer ähnlichen Anſtalt für das dienende Perſonal aber gefehlt. Die Kranken mußten in die großen Militairhospitäler der Stadt abgegeben werden. Die Folge war, daß die Matroſen ſehr häufig ſelbſt gefährliche Uebel zu verheimlichen bemüht waren, um ſich nicht von Frau und Kindern getrennt zu ſehen und auch wohl, weil ſie jene ihnen fremden Anſtalten, in denen ſie unter der Obhut und den Befehlen ihnen unbekannter Autoritäten ſtehen ſollten, mit einem eigenthümlichen und ſehr entſchiedenen Mißtrauen betrachteten. Sie konnten in Folge deſſen in manchem bedenklichen Fall, erſt dann in das Hoſpital geſendet werden, wenn ihr Zuſtand bereits ein hoffnungsloſer geworden war und natürlich kehrten ver-

hältnißmäßig viele nicht wieder zurück zu den Ihrigen. Jetzt wurde ein neuer Anbau des Seecadettenhauſes zum Lazareth für die Matroſen eingerichtet und das glückliche Ergebniß ſo vieler das Wohl der Untergebenen bezweckenden Veränderungen war, daß die Sterblichkeit unter ihnen ſich in einem wirklich überraſchenden Verhältniß verminderte. Wir dürfen hier wohl auch noch erwähnen, daß Kruſenſtern außerdem im Cadettencorps ſelbſt eine Elementarſchule für die Kinder der Matroſen einzurichten wußte und daß ſowohl die Begründungs- als die Erhaltungskoſten aller neuen Anſtalten, ſowie ſämmtlicher Neubauten lediglich aus Erſparniſſen beſtritten wurden. Die gewöhnlichen, für die Erhaltung des Corps beſtimmten Summen genügten, ohne daß je ein beſonderer Zuſchuß nöthig geworden wäre.

Doch es wäre vergebens Kruſenſtern's Verwaltung in allen Einzelnheiten ſchildern zu wollen; am wenigſten könnte das in einer kurzen Ueberſicht geſchehen. Größere Reformen, wie eben die erwähnten, laſſen ſich, ſelbſt in der Kürze andeuten: die ſtille, geräuſchloſe, nie ruhende Thätigkeit jedes Tages dagegen, in ihrer dauernd ſegensreichen Wirkſamkeit, der Einfluß, den eine würdevolle und durchaus edle Perſönlichkeit auf die Zöglinge und auf die ganze Umgebung üben mußten, das ſind wichtige, folgenreiche Elemente ſeines Wirkens, die ſich jeder Analyſe entziehen und im Einzelnen nicht nachweiſen laſſen.

Was Kruſenſtern als Befehlshaber ſeinen Untergebenen war, das ſprach ſich am deutlichſten in der Feier ſeines fünfzigjährigen Dienſtjubiläums aus, die urſprünglich von den Offizieren des Seecadetten-Corps veranſtaltet wurde und an der ein großer Theil der Flotte, die Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften, die ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie und mancher ausgezeichnete Freund ſich beeiferten Antheil zu nehmen; die auch der Kaiſer Nicolaus auszeichnete. Wir übergehen hier das Nähere dieſer Feier. Die Tagesblätter haben zu ſeiner Zeit Bericht darüber erſtattet, ſie wurde in ganz Europa bekannt, ja es war erfreulich zu ſehen wie namentlich in Deutſchland die Theilnahme, die der fleckenloſe Ruhm eines edlen Greiſes jedem Wohlgeſinnten einflößte, der Beſchreibung dieſes Feſtes ſelbſt in Volksbücher und Volkskalender Eingang verſchaffte. Nur an einen Zug, der ergreifend auf die Anweſenden und ſelbſt in die Ferne wirkte, ſei es vergönnt hier noch einmal zu erinnern. Er iſt bezeichnend. Mehrere Wochen früher, als kaum die erſten Berathungen in

Beziehung auf das Feſt ſtattgefunden hatten, langte, von Niemandem gerufen oder erwartet, ein ehemaliger Matroſe der Nadeſhda, Klim Grigoriew, jetzt ein Greis mit weißen Haaren, in Petersburg an. Er hatte die weite Reiſe aus ſeiner Heimath her, die er mitten im Winter zurücklegen mußte, unternommen, nur, wie er auf Befragen erklärte, weil er nicht ſterben wollte ohne ſeinen ehemaligen Capitain noch einmal geſehen zu haben. Die Ordner des Feſtes hielten dieſen alten Seemann heimlich zurück. Man wußte daß ein anderer jener Matroſen, Taraß Gledianow, der mit ſeltener Treue ſein ganzes Leben dem Dienſt Kruſenſtern's gewidmet hatte, jetzt im pachtfreien Beſitz eines kleinen Vorwerks bei ſeinem ehemaligen Befehlshaber auf dem Lande lebte; dieſer wurde nun nach Petersburg entboten, und als die Kunde von der bevorſtehenden Feier ſich verbreitete, ſtellte ſich noch ein dritter greiſer Veteran aus den Tagen der Nadeſhda. Dieſe drei begrüßten den Jubelgreis im Feſtſaal und neigten vor ihm das ſchneeweiße Haupt und die Flagge die ſie einſt um die Welt geführt hatte. Es iſt gewiß charakteriſtiſch, daß von allen Auszeichnungen, die dem Admiral Kruſenſtern je zu Theil wurden, ſicher keine ihn mehr erfreut hat, als dies gewichtige Zeugniß, das ehemalige Untergebene ihm ſo durch die einfachſte That gaben. Noch während ſeiner letzten Krankheit, kurze Zeit vor ſeinem Ende, ſprach er den Wunſch aus: wenn je einige Zeilen ſeinem Andenken gewidmet würden, möge Klim Grigoriew nicht vergeſſen werden.

Auch im Intereſſe der Wiſſenſchaft raſtlos thätig, durfte Kruſenſtern während der Jahre des herannahenden Alters faſt jeden durch Geiſt und Charakter ausgezeichneten Mann in Petersburg, unter Fremden und Einheimiſchen ſeinen Freund nennen. So lag etwas wahrhaft Rührendes in der innigen Zuneigung, mit der Friedrich Maximilian Klinger, dieſer ſtrenge, catoniſch geſinnte, oft gegen das Leben und die Welt herb abgeſchloſſene Mann an Kruſenſtern hing. Welche Achtung ſein anſpruchsloſes Sein und Wirken dem Fremden einflößte, der ihn vorübergehend ſah, darüber haben Selbſtbiographieen und Reiſeberichte bedeutender Männer der gebildeten Welt hinreichende Kunde gegeben.

Und doch war Kruſenſtern's Beförderung zu den höheren Rangſtufen im Dienſt nicht ohne Anſtoß erfolgt, nicht ohne daß hemmende Elemente ſich geltend machten. Er wurde vielfach beneidet

und der Neid war vielleicht um so intensiver, weil er sich nicht auf etwas Aeußerliches, Greifbares bezog oder beziehen konnte — etwa auf eine äußerliche Bevorzugung, die ihren Ausdruck in ungewöhnlich rascher Beförderung oder reicher Ausstattung durch kaiserliche Gnade gefunden hätte. Dergleichen lag nicht vor. Gegenstand des Neides konnte eben nur sein was Krusenstern sich selbst durch That und Wesen verschafft hatte und was mancher Andere, wie sehr er auch begünstigt sein mochte, sich nicht zu verschaffen wußte: persönliches Ansehen, allgemeine Achtung und ein europäischer Ruf. Die Art aber wie diese feindselige Gesinnung wirksam zu werden suchte, war mitunter seltsam genug. Ueber die Marineoffiziere, die zur Beförderung zu den höheren Rangstufen — mit Generalsrang — vorgeschlagen werden sollten, wurde im Admiralitätsrath — durch Ballot — abgestimmt. Als Krusenstern der älteste Capitain ersten Ranges geworden war und zum Flaggenoffizier — zunächst zum Commodor — befördert werden sollte, fanden sich, bei der Abstimmung, zwei schwarze Kugeln in der Urne. Man wußte so ziemlich von wem sie herrührten. Der eine der Herren besonders, die Krusenstern's Beförderung durch schwarze Kugeln unmöglich zu machen suchten, hatte sich bei einer früheren Gelegenheit nicht gerade glorreich bewährt. Er hatte 1808 in der Flotte die unter dem Admiral Chanikow ohne Kampf vor der schwedisch-englischen die Flucht ergriff und sich dann in der Bucht von Baltischport blokirt halten ließ, ein Linienschiff commandirt. Ein Schiff das schlechter segelte als die übrigen, der Wsewolod, war zurückgeblieben und wurde von zwei englischen Schiffen eingeholt; der Capitain von dem hier die Rede ist, erhielt, gleich noch einem anderen, durch Signale vom Admiralschiff den Befehl umzukehren und dem Wsewolod zu Hülfe zu eilen. Er gehorchte nicht, floh weiter ohne sich umzusehen, und der Wsewolod ging nach mannhaftem Widerstand verloren. In der englischen Flotte wäre dieser Mann ohne Zweifel zum Tode verurtheilt, nicht erschossen, sondern gehangen worden, gleich dem unglücklichen Admiral Byng — in Rußland entging er glücklich, nicht nur jeder Verurtheilung, sondern auch jeder Untersuchung — und wurde später sogar durch die Gunst des Fürsten Menschikow — Seeminister! — Menschikow brauchte eben, als „Chef des Generalstabs" der Flotte, einen geschmeidigen Seeminister mit dem er machen konnte was er wollte.

Doch wir kehren zu den beiden ſchwarzen Kugeln zurück. Als ſie in der Urne gefunden wurden, erhob ſich einer der Admiralitätsräthe, der Admiral Crown mit lauter Entrüſtung gegen ſolchen Unfug. Dieſer Crown war ein in ſeiner Art merkwürdiger Mann. Er war ein Engländer von geringer Herkunft und beſchränkter Bildung, aber ein tüchtiger Seemann. Als die Kaiſerin Katherina II. engliſche Offiziere in ihre Dienſte berief, hatte auch er ſich gemeldet. — Maſter eines Kohlenſchiffs das zwiſchen Newcaſtle und der Themſe fuhr, hatte er, ohne alle ariſtokratiſchen und parlamentariſchen Verbindungen, in der Heimath gar keine Ausſichten — auf der ruſſiſchen Flotte wußte er ſich, namentlich in den Kämpfen gegen die Schweden wiederholt in glänzender Weiſe auszuzeichnen und ſeinen Weg bis zum Rang eines Admirals zu machen. „Schwarze Kugeln gegen Kruſenſtern!“ rief dieſer alte Seeheld entrüſtet: „das iſt nicht möglich! das muß ein Mißverſtändniß ſein! — Meine Herren, laſſen Sie uns noch einmal abſtimmen und öffentlich! — Ein jeder zeigt die Kugel die er in die Urne legt.“ — Das geſchah und niemand zeigte eine ſchwarze Kugel.

Auch die Beförderung Kruſenſtern's vom Viceadmiral zum Admiral wurde in künſtlicher Weiſe verzögert. Das hatte ſeine Gründe. Der Fürſt Menſchikow war mit dem Admiral Greigh verfeindet. Die Urſache dieſer Feindſchaft war ſo eigenthümlicher Art und wirft ein ſo helles Licht auf Menſchikow's Weſen, daß es wohl der Mühe werth wäre ſie zu erzählen, doch würde das hier zu weit führen. — Kruſenſtern war von früher Jugend an mit Greigh befreundet, unter deſſen Vater er ſeine Laufbahn begonnen hatte, und da er dieſem Verhältniß bis an das Ende treu blieb, dehnte ſich Menſchikow's Feindſchaft auch auf ihn aus. Als Kruſenſtern, zum älteſten im Rang vorgerückt, an der Spitze der Liſte der Viceadmirale ſtand und Admiral werden ſollte, wurden ſechs ältere Viceadmirale, die ſich längſt mit Ruhegehalt vom Dienſt zurückgezogen hatten, wieder herbei gezogen und in den activen Dienſt berufen zur Verwaltung nominaler Aemter, blos damit ſie wieder vor Kruſenſtern auf die Liſte der activen Viceadmirale geſetzt werden konnten. Der älteſte dieſer abgelebten Herren, die zu ſolchem Ende aus ihrer Ruhe geſtört wurden, war ein Schauſtück der eigenthümlichſten Art. Er war einſt mit Kruſenſtern zuſammen zum Dienſt auf der engliſchen Flotte commandirt worden;

an Jahren weitaus der älteſte aller der Offiziere die dieſe Beſtimmung erhielten. Er war nie beſonders ausgezeichnet geweſen, und in der Zeit vor ſeiner Wiederanſtellung beinahe vollſtändig blind und vor Alter auch nahezu blödſinnig geworden.

Indeſſen war Kruſenſtern doch endlich in ſeiner Reihe nach der Anciennität zum Contreadmiral, Viceadmiral und wirklichen Admiral empor geſtiegen; er war in hergebrachter Folge mit den Orden des ruſſiſchen Reichs bis zum Alexander-Newsky-Orden beliehen worden. An ſeinem Jubeltage hatte er nicht, wie man in Petersburg allgemein erwartete, den höchſten Verdienſtorden des Reichs, den Wladmir erſter Klaſſe erhalten, ſondern die diamantnen Inſignien des Alexander-Newski-Ordens, deſſen Ritter er bereits ſeit längerer Zeit war. — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg hatte ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt, die Univerſität Dorpat zum Doctor honoris causa der Philoſophie, das Inſtitut de France zum Correſpondenten, die Royal Society zu London, die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen und mehrere andere gelehrte Geſellſchaften ſowohl in Rußland als auswärts zu ihrem Mitglied. Auch unter die Ritter der Civilklaſſe des preußiſchen Verdienſtordens war er aufgenommen worden. Die vergehenden Jahre hatten ihn mit der Würde des Greiſes umkleidet.

Erſt im Jahre 1842 begann Kruſenſtern das Bedürfniß verhältnißmäßiger Ruhe zu fühlen und bat, ihn der Leitung des Seecadetten-Corps zu entheben. Der Kaiſer gewährte die Bitte, indem er dem Admiral eine in Rußland herkömmliche Ehrenſtellung „unmittelbar bei der Perſon Sr. Majeſtät" anwies. Ein Amt war damit nicht verbunden und in den Reichsrath wurde Kruſenſtern nicht berufen, obgleich das durch ſeine Dienſte, ſeinen Rang und ſeine Stellung angezeigt ſchien. Der Fürſt Menſchikow wünſchte nicht dem Admiral Kruſenſtern im Reichsrath zu begegnen. Doch nur wenige Jahre noch war es dem edlen Greiſe vergönnt in dieſen neuen Verhältniſſen zu leben; er ſank nach langen Leiden den 24. Auguſt 1846 in die Gruft. Treffend hat die Pietät der Seinigen ſein eigenſtes Weſen ausgeſprochen, indem ſie auf ſein Grab ſchrieb: „Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen."

Wenn irgend etwas die letzten Jahre Kruſenſtern's hätte trüben können, ſo war es das Schickſal des Seecadetten-Corps, das man allerdings nicht ohne Bedauern ſehen konnte. An Kruſenſtern's Stelle als Director trat eine der elendeſten Creaturen Menſchikow's und es waltete da fortan ein Geiſt der nicht nur jeder Wiſſenſchaftlichkeit Feind war, ſondern auch geneigt ſittliche Verwilderung mit großer Nachſicht zu behandeln. Der Director nach Menſchikow's Wahl nahm übrigens in kurzer Zeit ein unglückliches Ende. Er trieb eine verwegene Verſchwendung, wobei er namentlich ſehr große Summen auf eine mehr als elegante Einrichtung ſeiner eigenen Amtswohnung verwendete. Alles Andere hätte ihm vielleicht nicht geſchadet — aber ſo große und erfolgreiche Aufmerkſamkeit er auch auf die „Handgriffe" und den Parademarſch verwenden mochte, die Verwirrung in die er die Finanzen des Seecorps brachte, das maßloſe Anwachſen der Schulden die er darauf häufte, zwangen den Fürſten Menſchikow ihn fallen zu laſſen. Bedenklichen Unterſuchungen, die darauf nicht ausbleiben konnten, entging der Director nur — durch einen plötzlichen Tod, der wie man allgemein — und nicht ohne Veranlaſſung — glaubte, ein freiwilliger war.

Durch die Erfahrungen die der Krimkrieg brachte, fühlte man ſich dann bewogen das Syſtem, das unter dem Fürſten Menſchikow herrſchend geworden war, vollſtändig aufzugeben und zu den Grundſätzen zurückzukehren, die vor allen Kruſenſtern vertreten hatte, d. h. die Tüchtigkeit der Seeoffiziere von einer gründlichen wiſſenſchaftlichen Bildung zu erwarten und von der Erfahrung, die ſie auf weiten Seefahrten gewinnen konnten. Die Zöglinge Kruſenſtern's, namentlich die ehemaligen Schüler der Offiziersklaſſe, hatten ſich keineswegs als unbrauchbar im praktiſchen Dienſt — ſondern im Gegentheil, als die unter allen tüchtigen Offiziere erwieſen — und aus Kruſenſtern's Schule hervorgegangen zu ſein, war fortan eine gewichtige Empfehlung.

Welches Bewußtſein aber die Schüler ſelbſt hatten, in Beziehung auf den Dank den ſie ihrem väterlichen Freund und Führer ſchuldeten, das zeigt dem jüngeren Geſchlecht das Denkmal, das eben die Schüler ihrem Lehrer und Meiſter, dem Admiral Kruſenſtern, vor dem Gebäude des Cadetten-Corps zu Petersburg errichtet haben.

Als Anhang möge hier ein Verzeichniß der durch den Druck bekannt gewordenen Schriften Kruſenſtern's folgen. Der Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt mit dem Atlas von 104 Blättern haben wir bereits gedacht, ſowie der Karte der Südſee, deren genauere Titel wir hier jedoch an der betreffenden Stelle einfügen. Mit dieſen beiden Hauptwerken ſind zu nennen:

Wörterſammlung aus den Sprachen einiger Völker des öſtlichen Aſiens und der Nordweſtküſte von Amerika. St. Petersburg 1813. 4.

Mémoire sur une carte du détroit de la Sonde et de la rade de Batavia. St. Pétersbourg 1813. 4.

Rechtfertigung des Lord Cochrane. Berlin 1817. 8.

Beiträge zur Hydrographie der größeren Oceane, als Erläuterungen zu einer Karte des ganzen Erdkreiſes nach Mercator's Projection. Leipzig 1819. Mit einer großen Karte.

Atlas de l'Océan Pacifique Publié par ordre de Sa Maj. Imp. T. I—II. Gr. Fol. (34 Blätter) 1824—1827.

Recueil de Mémoires hydrographiques, pour servir d'analyse et d'explication à l'Atlas de l'Océan Pacifique. T. I et II. St. Pétersbourg 1824 - 1827. 4.

Supplément au Recueil de mémoires hydrographiques publiés en 1824 et 1827 pour servir d'analyse et d'explication à l'Atlas de l'Océan Pacifique. St. Petersburg 1835. 4.

An dieſe größeren, ſelbſtändigen Werke ſchließen ſich in großer Menge einzelne Abhandlungen, die in Zeitſchriften, Sammlungen ꝛc. erſchienen ſind. So befindet ſich in Otto v. Kotzebue's erſter Reiſe in die Südſee eine ausführliche

Ueberſicht der Polarreiſen zur Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt aus dem atlantiſchen Ocean in das Südmeer;

ferner eine

Analyſe der auf dem Rurick im großen Ocean entdeckten Inſeln und die Einleitung zu dem ganzen Werk.

In den Memoiren der Kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, im II. Bande:

Observations et réflexions sur les marées dans le port de Nangasaki.

In dem Bulletin de l'Académie des Sciences de St. Pétersbourg:

Mehrere kritiſche Würdigungen angeblich neuer Entdeckungen in der Südſee.

In Storch's Zeitſchrift: Rußland unter Alexander dem Erſten:

Briefauszüge, Mittheilungen von Seefahrern an Kruſenſtern. Auch über die Handelsverbindungen der ruſſiſchen Colonieen.

In den naturwiſſenſchaftlichen Mittheilungen aus Dorpat:

Beobachtungen über die Wirkung des Eiſens auf die Magnetnadel.

In Gilbert's Annalen der Phyſik:

Nutzen des Verkohlens der Waſſertonnen auf Seereiſen.

In den Memoiren der kaiſ. ruſſiſchen Admiralität:

Ueber die eigene Reiſe auf der Fregatte Diſeau. — Ueber Golownin's Reiſe

um die Welt. — Ueber Maldenado's und Malaspina's Reisen. — Ueber die Karolinen.

In den allgemeinen geographischen Ephemeriden:

Ueber das Daseyn von Davisland. — Ueber Maldenado's vorgebliche Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt 1588. — Verschiedene Briefauszuge.

In Bergbaus Hertha und dessen Annalen der Länder- und Volkerkunde:

Mehrere Berichte uber neue russische Reisen, Kritiken neuer Entdeckungen in der Südsee.

In Oldekop's St. Petersburger Zeitschrift:

Ueber Grönland und die neueren Versuche die Nordwestpassage zu finden.

Instruction fur den Lieutenant Otto v. Kotzebue zu seiner zweiten Reise um die Welt.

In den Memoiren des gelehrten Comitee's des kaiserlich russischen Seeministeriums:

Eine Abhandlung uber die Erhaltung der Gesundheit der Seeleute auf den Schiffen.

Möglicher, wahrscheinlicher Weise sogar ist dieses Verzeichniß nicht ganz vollständig. Es könnten sich wohl, namentlich in russischen Zeitschriften, noch einige weitere Aufsätze von Krusenstern's Hand finden.

II.

Kriegsscenen aus den Zeiten der Kaiserin Katherina II.

I.

Die Kaiserin Katherina wurde, wenige Jahre nachdem eine sehr eigenthümliche Revolution sie auf den Thron Rußlands erhoben hatte, ihr selbst unerwartet und sehr gegen ihren Wunsch und Willen, in ihren ersten Krieg mit der Türkei verwickelt. Ihr Bestreben war während dieser Jahre dahin gegangen, sich der Herrschaft in Polen zu versichern, indem sie nach dem Tode König August's das Haus Chur-Sachsen, das sechs Jahrzehnte lang an der Spitze dieses Reichs oder dieser Republik gestanden hatte, durch ihren Anhang aus dieser Stellung verdrängen, und einen Einheimischen, Stanislaus August Poniatowski, zum König von Polen erwählen ließ. Bald aber hatten sich im Lande, in Folge von Familien-Feindschaften und Intriguen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, — von Umtrieben der Polnischen Geistlichkeit, die den sogenannten „Dissidenten", den nicht römisch-katholischen Landesgenossen, weder politische noch selbst bürgerliche Rechte zugestehen wollte, — zahlreiche Adels-Conföderationen gegen diesen König, gegen die mit ihm verwandte Familie Czartoryski, und die schützende Macht Rußland gebildet. In dem vollkommen planlosen Bürgerkriege, den dieses Treiben herbeiführte, und bei dem eine Entscheidung in irgend einem Sinne gar nicht abzusehen war, wenn Polen sich selbst überlassen blieb, riefen der König Poniatowski und die officielle Regierung des Landes, gleich der Familie Czartoryski den Beistand der russischen Waffen an, um dann

Sorge hervorrufen mußte. Namentlich ſchien unheilvoll werden zu können, daß die Südgrenze, ja überhaupt die ſüdliche Region des Reiches zur Zeit nur von ſo geringen Streitkräften bewacht war, daß man kaum hoffen durfte, ſie wirkſam vertheidigt zu ſehen, wenn die Heere der Türkei, kriegsbereit, wie man ſie vorausſetzen mußte, entſchloſſen zum Angriffe übergingen. Abgeſehen von den wenigen, in Polen verwendeten Truppen, lag die ruſſiſche Armee faſt ganz in Groß-Rußland, zwiſchen Moskau und Petersburg, in weitläuftigen Quartieren vertheilt. An der Südgrenze ſtand für den Augenblick eigentlich nichts zur Verfügung als die dort, am Saume der weiten, damals durchaus öden und unbebauten Steppe angeſiedelten leichten Reitertruppen; die Grenzhüter, beſtimmt die Streifereien der Tataren abzuwehren, die jenſeits der Steppe in der Krimm hauſten; die Doniſchen Koſacken nämlich, ziemlich ſelbſtändig in ihrer Heimath, und die einzigen Huſaren-Regimenter, die Rußland damals hatte, — Serben und Kroaten griechiſch-katholiſcher Religion, die der Glaubenseifer Kaiſer Karl's VI. und ſeiner Beichtväter aus Ungarn vertrieben hatte und die nun in militairiſcher Verfaſſung hier angeſiedelt waren, in einem Lande, das der ungariſchen Pußta ähnlich ſah. Die Namen, welche dieſe Regimenter urſprünglich führten — das Serbiſche, Slawäno-Serbiſche, Ungariſche, Neu-Serbiſche — deuteten auf ihren Urſprung zurück. Da die ruſſiſche Regierung dieſe Anſiedelungen in jeder Weiſe zu fördern ſuchte und dafür werben ließ, hatten ſich nach und nach auch andere Elemente dazu gefunden, verſchiedener Nationalität, doch ſämmtlich griechiſch-katholiſcher Religion. Namentlich hatten ſich aus der Moldau und aus Siebenbürgen Wlachen, wie man ſie damals nannte — Bolgaren, wie ſie in Rußland genannt wurden — wie man heute zu Tage ſagen würde, „Rumänen“ in ziemlicher Anzahl eingefunden, ſo daß ſie eine Zeit lang ein eigenes „Moldauiſches“ Huſaren-Regiment bildeten. Doch vermehrten dieſe Ankömmlinge nur zum Theil die Bevölkerung der Anſiedelungen. Eine gewiſſe Anzahl derſelben bildete ſtehende Huſaren-Regimenter, die gleich der Linien-Reiterei in Sold und Verpflegung der Regierung ſtanden. Ein ſolches Regiment war namentlich das Moldauiſche. Dieſe Schaaren waren aber ſehr ſchwer vollſtändig zu erhalten. Zwiſchen den Huſaren der Steppengrenze waren auch ein Paar Regimenter „Pikeniere“ angeſiedelt, von denen Eines, das Tſchuguyewſche

in das vielgenannte Gefängniß der „sieben Thürme" gesperrt, wie das damals im Reiche des Sultans herkömmlich war.

Dieser Krieg kam der Kaiserin Katherina in hohem Grade ungelegen, und beunruhigte sie, wenn sie sich auch wohl nicht in jeder Beziehung Rechenschaft davon zu geben wußte, wie die Dinge wirklich standen. Daß die russische Armee, seitdem nicht mehr der Feldmarschall Münnich an ihrer Spitze stand, im Laufe der zwanzig Jahre einer sorglosen und unverständigen Regierung unter der Kaiserin Elisabeth gar sehr in Verfall gerathen und durchaus nicht in einem erwünschten Zustande war, wußte Katherina wohl eigentlich als Frau nicht zu beurtheilen, und um so weniger, da sie bis zu ihrem Regierungsantritt natürlich allem, was das Heerwesen betraf, fremd geblieben war. Auch hatte sie nichts davon gesehen, als die Garden, und hin und wieder ein Feld-Regiment, das zur Verstärkung der Besatzung in Petersburg herangezogen war. Solche Regimenter wurden dann aber, da das allgemeine Streben nur zu sehr dahin ging, durch den Schein zu täuschen, natürlich etwas besser in Ordnung gehalten als die Uebrigen. Die Truppen erschienen sauber gekleidet und sorgfältig gepudert auf dem Paradeplatze; die Mängel kamen bei dem Ablösen der Wachen und dergleichen Dienstverrichtungen nicht zum Vorschein — und am Ende kümmerte sich die Kaiserin selbst darum nicht, wie es dabei herging. Eine Gelegenheit, sich in ernsterer Weise und eingehender mit dem Zustande ihres Heeres zu beschäftigen, suchte sie nicht einmal. Sie scheint die Nothwendigkeit nicht eingesehen zu haben, und mochte sich vielleicht auch sagen, daß sie in solchen Dingen doch kein Urtheil habe.

Auch der Zustand der sehr zerrütteten Finanzen erregte nicht so ernste Bedenken wie er wohl sollte, denn schon glaubte man in dem Zauber der Banknotenpresse das Mittel gefunden zu haben, den verschwenderischen Aufwand des Hofes, die glänzende Ausstattung kaiserlicher Günstlinge, die reichen Jahrgelder, welche polnischen Magnaten, namentlich der Familie Czartoryski, gezahlt wurden, und alle wirklichen Bedürfnisse des Staatswesens bestreiten zu können.

Mochte man aber auch in Beziehung auf die eigene Macht im Großen und Ganzen in mancherlei Täuschungen befangen sein, so trat doch im Besonderen der augenblicklichen Lage mehr als ein Umstand hervor, der dennoch im Cabinet der Kaiserin Unruhe und

Abgesehen von zehn Regimentern „Panduren", d. h. Kosacken zu Fuß, die nur zur örtlichen Vertheidigung der Grenze brauchbar erachtet werden konnten, bestand die gesammte Infanterie aus zehn Garde-Bataillonen in drei Regimentern (dem Preobraschenskischen zu vier, dem Semenowschen und Ismailowschen zu je drei Bataillonen), vier Grenadier- und 46 Musketier-Regimentern (zu zwei Bataillonen); die Reiterei, außer der „Garde zu Pferde", aus sechs Küraſſier- und zwanzig Carabinier-Regimentern, zu denen die Husaren und Pikeniere aus den Ansiedelungen kamen, die auf 8000 Reiter angeschlagen wurden, und dann weiter das Aufgebot der verschiedenen Kosackenstämme, in der Ukraine und am Don.

Die ungefähr 10,000 Mann starke Artillerie wurde als eine Elite-Truppe angesehen und bevorzugt. Dazu kamen 80 Garnison-Bataillone und 17 Dragoner-Regimenter, die für den Dienst im Innern und an den Grenzen bestimmt waren.

Da seit längerer Zeit keine Recruten-Aushebungen stattgefunden hatten, waren die Regimenter bei Weitem nicht vollzählig, sie waren es sogar noch viel weniger, als die Regierung ermessen konnte — denn bei einer sehr dürftigen Besoldung waren, wie das bis auf die neueste Zeit herab üblich geblieben ist, die Regimenter für die Obersten, die Compagnien für die Hauptleute, Quellen einer keineswegs streng redlichen Einnahme geworden. — Damals suchten die commandirenden Offiziere den Gewinn, um den es ihnen zu thun war, auch dadurch zu steigern, daß sie nicht unerheblich mehr Leute in den Listen führten, als die Regimenter wirklich zählten, — ein Unfug, dem zu steuern, selbst dem Kaiser Alexander erst spät gelang. Außerdem aber ging auch noch ein ganz unverhältnißmäßig großer Theil der wirklich bei der Fahne befindlichen Mannschaft dem wirklichen Dienste auf mehr als eine Weise verloren und konnte nicht als „Combattanten" gezählt werden. Schon dadurch, daß den Offizieren gestattet war, eine größere Anzahl von Leuten als in irgend einer anderen Armee als „Dentschiks" zu ihrer persönlichen Bedienung zu verwenden, wurde die Mannschaft in Reihe und Glied sehr beträchtlich vermindert. Nicht weniger dann auch dadurch, daß alles, was das Regiment an Kleidungsstücken und Fußbekleidung bedurfte, im Regimente selbst angefertigt werden mußte. Theils die Culturzustände in den entfernteren Provinzen, wo brauchbare Handwerker nicht immer

zumeist aus Kosacken bestand, die aus der polnischen Ukraine herübergewandert oder geflüchtet waren.

Auch in den Bezirken der angesiedelten Husaren-Regimenter, deren Zahl, Eintheilung und Benennung mehrfach verändert wurden, waren übrigens durch freie Werbung mobile Regimenter gebildet worden, über die man, wie über das Aufgebot der Kosacken, frei verfügen konnte — aber es fragte sich, ob man auch nur diese jedenfalls ungenügenden Schaaren gegen die eigentliche Heeresmacht des Türkischen Reiches werde verwenden können. Sie wurden wahrscheinlich durch Angriffe der Tataren an Ort und Stelle festgehalten, während die Hauptmacht der Türken durch die Moldau, am Dniestr und Pruth aufwärts, nach Podolien vordrang, wo sie durch die Schwärme der polnischen Conföderirten verstärkt werden konnte, die dann auch in dieser Verbindung eine gesteigerte Bedeutung gewannen. Auf einen irgend nennenswerthen Widerstand, den die wenigen, im weiten Polenlande zerstreuten russischen Truppen einem solchen Angriffe hätten entgegensetzen können, war gar nicht zu rechnen. Das wichtige Kiow konnte gefährdet sein.

Was geschehen mußte, war freilich so einfach und selbstverständlich, daß es darüber verschiedene Meinungen gar nicht geben konnte. Die Aufgabe war, Truppen aus dem nördlichen Rußland so schnell als möglich nach Podolien, an den oberen Dniestr zu senden, um sie dort zu einer hinreichenden Heeresmacht zu vereinigen; ob das aber rechtzeitig gelingen werde, um dem gefürchteten Unheil vorzubeugen, mußte sehr zweifelhaft scheinen, denn die Entfernungen waren sehr groß und der weite Marsch mußte unter den ungünstigsten Bedingungen angetreten werden.

Selbst ein Heer aufzubringen, das der Zahl nach genügend scheinen konnte, war wenigstens nicht so leicht, als die Kaiserin gedacht haben mochte, oder als im westlichen Europa, in Folge der hohen Vorstellung, die man sich schon damals von der Macht Rußlands gebildet hatte, im Allgemeinen angenommen wurde.

Die russische Armee war unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege nicht unerheblich vermindert, namentlich war das sogenannte „neue Corps", das die zur Zeit der Kaiserin Elisabeth einflußreichen Gebrüder Schuwalow nach ihren besonderen Ideen von militairischer Zweckmäßigkeit gebildet hatten, wieder aufgelöst worden.

Eliten; die übrigen Dragoner-Regimenter, vernachlässigt und gering geachtet, sanken immer tiefer, so daß am Ende eben nur die Carabinier-Regimenter als tüchtig für den Felddienst angesehen wurden. Noch viel später war, in Erinnerung an die Zeiten, von denen hier die Rede ist, „schlechter als Dragoner", eine herkömmliche Redensart, durch die ein höherer Offizier gelegentlich seine Unzufriedenheit mit dem Zustande, mit dem Exerciren eines Reiterregimentes zu erkennen gab. — Die Pferde auch der Carabinier-Regimenter waren übrigens zum großen Theil noch schlechter als sie schienen, nämlich zu alt, um den Beschwerden eines Feldzuges widerstehen zu können. Die Remontegelder waren den Obersten anvertraut, und diese fanden es meist zweckmäßig, ihre alten Pferde in Reihe und Glied zu behalten, so lange sie nicht fielen, die Gelder aber zu eigenem Vortheile zu verwenden.

Die Cavallerie ritt schlecht, das hatte seinen Grund zum Theil in Dingen, denen nicht ganz leicht abzuhelfen war. Die Kleinrussen stellten damals zu der stehenden Armee keine Recruten; sie dienten vorkommenden Falls in ihrem eigenen Kosacken-Aufgebote. Die Großrussen aber sind kein Reitervolk. Sie reiten nie, wenn man sie gewähren läßt; sie spannen ihre Pferde ein und fahren. Selbst ihre nationalen Wettrennen sind Trabrennen, bei denen die Pferde im Winter — am liebsten auf dem Eise — vor Schlitten, im Sommer vor federleichte Droschken gespannt werden. Zum Theil werden sie durch das Klima ihres Heimathlandes dazu veranlaßt, da man dort während der langen Wintermonate bei großer Kälte und tiefem Schnee in der That so gut wie gar nicht reiten kann — dann aber auch ist der Großrusse wirklich schon von der Natur zum Reiter nicht geschaffen. Er hat, bei einem sehr kräftig entwickelten Oberkörper, häufig ein schwaches Bein, namentlich schwache Kniee. Es ist das eine Raceneigenthümlichkeit.

Die russische Artillerie führte schon seit 1744 neben den anderen, zur Zeit allgemein üblichen Geschützarten, auch noch, als etwas ihr Eigenthümliches, sogenannte „Einhörner" — Kammergeschütze von verschiedenen Calibern — Granatkanonen, wie man sie wohl mit einem damals nicht gebräuchlichen Namen benennen könnte, deren Kammern die Form eines abgestumpften Kegels hatten, und die vorzugsweise Granaten warfen. Obgleich keine andere Artillerie sich bewogen fand,

diese Geschützart anzunehmen, war und blieb sie doch in der Russischen sehr beliebt; man versprach sich viel von der Wirkung des mit schwacher Ladung, unter einem geringen Erhöhungswinkel geworfenen, ricochetirenden Geschosses. Die „Einhörner", später theils in Batterien zusammengestellt, theils zu je zweien, wie anderswo Haubitzen, den Zwölf- und Sechspfünder-Batterien zugesellt, wurden beibehalten, bis in neuester Zeit die gezogenen Geschütze die gesammte frühere Artillerie verdrängten.

Das gesammte Material der russischen Artillerie war das schwerfälligste in Europa, und es blieb auch dabei, trotz aller Bemerkungen und Klagen einsichtsvoller Offiziere. Die Verwaltung der Arsenale ließ nichts an den herkömmlichen Maßen ändern und lieferte fortwährend schwerwiegende Geschützrohre, schon weil der Gewinn, den die Vorgesetzten darauf machten, und der sich zum Theil aus dem der Regierung angerechneten Preis des Metalls ergab, mit der Masse des verwendeten Metalls zunahm. Ueberhaupt machte sich die allgemeine Unredlichkeit auch hier in allen Dingen geltend. Wie fehlerhaft die Geschützrohre, welche die Arsenale lieferten, auch im Guß gerathen sein mochten, sie wurden immer gut befunden, wenn die Verwaltung der Arsenale dem betreffenden Artilleriecommando etwas von ihrem Gewinne zukommen ließ. Selbst das Pulver war verfälscht, mit allerhand wohlfeilen Substanzen gemischt, die nur schwarz auszusehen brauchten, um zu genügen. Die Trefffähigkeit der Geschütze wurde natürlich in Folge aller dieser zusammentreffenden Ursachen eine sehr geringe; selbst die Schußweiten fielen, je nach der zufälligen Beschaffenheit des Pulvers, so ungleich aus, daß man dahin kam, sie für unberechenbar zu halten — und da der Feldzeugmeister Gregor Orlow erklärte, treffen mit grobem Geschütze sei etwas ganz Zufälliges, alle Berechnungen trügerisch und selbst Uebung in diesem unsicheren Elemente vergeblich, ließ sich die russische Artillerie auf Schießen nach dem Ziele gar nicht mehr ein.

Zur Zeit als Katherina's erster Türkenkrieg ausbrach, war dann vollends das gesammte Material dieser schon an sich sehr unvollkommenen Artillerie, in Folge mehrjähriger Vernachlässigung, in einen bedenklichen Zustand kaum übersehbaren Verfalls gerathen. Gregor Orlow war General-Feldzeugmeister, Chef der gesammten Artillerie, und verwendete den größten Theil der bedeutenden Summen, die jähr-

[illegible] vernachlässigt und gering geachtet, sanken immer tiefer, so daß am Ende eben nur die Carabinier-Regimenter als tüchtig für den Felddienst angesehen wurden. Noch viel später war in Erinnerung an die Zeiten, von denen hier die Rede ist, „schlechter als Dragoner“, eine herkömmliche Redensart, durch die ein höherer Offizier gelegentlich seine Unzufriedenheit mit dem Zustande, mit dem Exerciren eines Reiterregimentes zu erkennen gab. — Die Pferde auch der Carabinier-Regimenter waren übrigens zum großen Theil noch schlechter als sie schienen, nämlich zu alt, um den Beschwerden eines Feldzuges widerstehen zu können. Die Remontegelder waren den Obersten anvertraut, und diese fanden es meist zweckmäßig, ihre alten Pferde in Reihe und Glied zu behalten, so lange sie nicht fielen, die Gelder aber zu eigenem Vortheile zu verwenden.

Die Cavallerie ritt schlecht, das hatte seinen Grund zum Theil in Dingen, denen nicht ganz leicht abzuhelfen war. Die Kleinrussen stellten damals zu der stehenden Armee keine Recruten; sie dienten vorkommenden Falls in ihrem eigenen Kosacken-Aufgebote. Die Großrussen aber sind kein Reitervolk. Sie reiten nie, wenn man sie gewähren läßt; sie spannen ihre Pferde ein und fahren. Selbst ihre nationalen Wettrennen sind Trabrennen, bei denen die Pferde im Winter — am liebsten auf dem Eise — vor Schlitten im Sommer vor federleichte Droschken gespannt werden. Zum Theil werden sie durch das Klima ihres Heimathlandes dazu veranlaßt, da man dort während der langen Wintermonate bei großer Kälte und tiefem Schnee in der That so gut wie gar nicht reiten kann — dann aber auch ist der Großrusse wirklich schon von der Natur zum Reiter nicht geschaffen. Er hat, bei einem sehr kräftig entwickelten Oberkörper, häufig ein schwaches Bein, namentlich schwache Kniee. Es ist das eine Raceneigenthümlichkeit.

Die russische Artillerie führte schon seit 1744 neben den anderen, zur Zeit allgemein üblichen Geschützarten, auch noch, als etwas ihr Eigenthümliches, sogenannte „Einhörner“ — Kammergeschütze von verschiedenen Calibern — Granatkanonen, wie man sie wohl mit einem damals nicht gebräuchlichen Namen benennen könnte, deren Kammern die Form eines abgestumpften Kegels hatten, und die vorzugsweise Granaten warfen. Obgleich keine andere Artillerie sich bewogen fand,

diese Geschützart anzunehmen, war und blieb sie doch in der Russischen sehr beliebt; man versprach sich viel von der Wirkung des mit schwacher Ladung, unter einem geringen Erhöhungswinkel geworfenen, ricochetirenden Geschosses. Die „Einhörner", später theils in Batterien zusammengestellt, theils zu je zweien, wie anderswo Haubitzen, den Zwölf- und Sechspfünder-Batterien zugesellt, wurden beibehalten, bis in neuester Zeit die gezogenen Geschütze die gesammte frühere Artillerie verdrängten.

Das gesammte Material der russischen Artillerie war das schwerfälligste in Europa, und es blieb auch dabei, trotz aller Bemerkungen und Klagen einsichtsvoller Offiziere. Die Verwaltung der Arsenale ließ nichts an den herkömmlichen Maßen ändern und lieferte fortwährend schwerwiegende Geschützrohre, schon weil der Gewinn, den die Vorgesetzten darauf machten, und der sich zum Theil aus dem der Regierung angerechneten Preis des Metalls ergab, mit der Masse des verwendeten Metalls zunahm. Ueberhaupt machte sich die allgemeine Unredlichkeit auch hier in allen Dingen geltend. Wie fehlerhaft die Geschützrohre, welche die Arsenale lieferten, auch im Guß gerathen sein mochten, sie wurden immer gut befunden, wenn die Verwaltung der Arsenale dem betreffenden Artilleriecommando etwas von ihrem Gewinne zukommen ließ. Selbst das Pulver war verfälscht, mit allerhand wohlfeilen Substanzen gemischt, die nur schwarz auszusehen brauchten, um zu genügen. Die Trefffähigkeit der Geschütze wurde natürlich in Folge aller dieser zusammentreffenden Ursachen eine sehr geringe; selbst die Schußweiten fielen, je nach der zufälligen Beschaffenheit des Pulvers, so ungleich aus, daß man dahin kam, sie für unberechenbar zu halten — und da der Feldzeugmeister Gregor Orlow erklärte, treffen mit grobem Geschütze sei etwas ganz Zufälliges, alle Berechnungen trügerisch und selbst Uebung in diesem unsicheren Elemente vergeblich, ließ sich die russische Artillerie auf Schießen nach dem Ziele gar nicht mehr ein.

Zur Zeit als Katherina's erster Türkenkrieg ausbrach, war dann vollends das gesammte Material dieser schon an sich sehr unvollkommenen Artillerie, in Folge mehrjähriger Vernachlässigung, in einen bedenklichen Zustand kaum übersehbaren Verfalls gerathen. Gregor Orlow war General-Feldzeugmeister, Chef der gesammten Artillerie, und verwendete den größten Theil der bedeutenden Summen, die jähr-

dung. In den gesellschaftlichen Verhältnissen, in der geistigen Oede, in der sie aufgewachsen waren, lag nichts, das eine Ahnung von dem Wesen geistiger Thätigkeit und ein Verlangen danach, einen strebenden Sinn erwecken konnte. Sie hatten großentheils daheim kaum nothdürftig lesen und schreiben gelernt, und lernten dann im Regimente auch nichts weiter als den sogenannten praktischen Dienst. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß die Bevorzugung der Garden, der vornehmen, besser erzogenen jungen Leute, selbst der Zöglinge des Cadettencorps keine Unzufriedenheit in der Armee erregte. Es erschien dies ganz selbstverständlich; die Menge fand ihre Bestimmung in den unteren Graden, war schon mit dem Commando einer Compagnie und den Vortheilen, die es mit sich brachte, zufrieden, und träumte kaum an den Oberstenrang. — Daß sie gelegentlich von ihren Vorgesetzten in der schnödesten Weise mißhandelt wurden, das wußten solche Leute zu ertragen.

Es war daher vielleicht doppelt ungünstig zu erachten, daß den Offizieren auch so gut wie gar keine Gelegenheit geboten war, durch Uebung etwas zu lernen. Die Regimenter lagen zum bei Weitem größten Theil auf dem flachen Lande zerstreut, in den Dörfern und auf den Edelhöfen einquartiert. Selbst das Regiment wurde nur selten zu Uebungen vereint. Zusammenziehungen größerer Truppenmassen und Manövers, wie sie in Nachahmung preußischer Einrichtungen zur Zeit bereits so ziemlich überall in Europa üblich geworden waren, fanden in Rußland niemals statt — und die Manövrirfähigkeit der Truppen war natürlich eine sehr geringe.

Wußte man aber auch, wie schon gesagt, Natur und Tragweite aller dieser Mängel am Hofe nicht in ihrem ganzen Umfange zu ermessen, zahlreicher hätte man die Armee gern gehabt; man suchte sofort durch Recrutirungen nachzuhelfen — und Eines wurde in dem Augenblicke, wo es darauf ankam, in möglichst kurzer Zeit eine Heeresmacht am Dniestr zu sammeln, beängstigend empfunden —: der Umstand nämlich, daß diese Armee sehr schwer mobil zu machen war. Sie bedurfte, nach ihrer ganzen Organisation, eines beinahe unermeßlichen Trosses und war daran gewöhnt. Die Reiterei z. B. führte gar keine Mantelsäcke; das sämmtliche Gepäck wurde ihr auf Wagen nachgefahren. Bei der Infanterie war es nicht viel anders. Die Infanteristen waren gewöhnt an heißen Sommertagen selbst Rock und

Mantel auf die Wagen zu werfen, die dem Regimente folgten, und in ihren Aermelweſten zu marſchiren.

Die zahlreichen oder zahlloſen Wagen und Pferde, deren man bedurfte, beſaß aber die Armee zur Zeit natürlich nicht; es fehlte auch ſonſt noch gar manches, das im Felde nöthig war, das aber die commandirenden Oberſten der Regimenter, eines Krieges nicht gewärtig, ſich erſpart hatten. So fehlten namentlich die Zelte. Sie waren längſt verfault, da man ihrer im Frieden nicht bedurfte, und die Oberſten hatten keinen Beruf gefühlt, Geld auf neue zu verwenden. Doch es war keine Zeit zu verlieren; die Regimenter erhielten den Befehl aufzubrechen, ohne ihre Mobilmachung vollendet, ihre Feldausrüſtung vervollſtändigt zu haben. Sie ſollten unterwegs anſchaffen, was noch fehlte — und nebenher wurden ſie fortwährend zur Eile aufgefordert. Vor mir liegen Briefe, die ein junger Offizier während dieſes Marſches an ſein elterliches Haus richtete.

Ein Eſthländer, Karl v. Knorring mit Namen; derſelbe, der ſpäter, als General, vom Kaiſer Paul beſtimmt wurde, ein ruſſiſches Heer von Orenburg aus quer durch das innere Aſien nach dem Britiſchen Indien zu führen. Er war damals Cornet in einem Carabinier-Regimente, das in der Weihnachtszeit von Petersburg aufbrechen mußte, zum weiten Marſche nach dem Dnieſtr. Ich erſehe aus den Briefen, daß das Regiment, als es bereits einen bedeutenden Theil des weiten Weges zurückgelegt hatte, Befehl erhielt, ſich unterwegs unter Anderem auch Mühlſteine anzuſchaffen, zu Handmühlen, die auf Wagen fortgeſchafft werden ſollten, und deren man in den Steppen der Moldau bedürfen werde. Wo man Mühlſteine hernehmen ſollte, in einem Lande, wo dergleichen nirgends als Gegenſtand des Handels in größerer Anzahl und im Vorrathe angefertigt werden, iſt nicht wohl zu begreifen. Solcher Befehle mögen wohl mehrere unausgeführt geblieben ſein. Auch Salz ſollte im Vorrathe angeſchafft werden; das ſei in den Steppen nicht zu haben.

Unter dieſen Bedingungen in der böſeſten Jahreszeit, theils im Spätherbſte, theils mitten in einem nordiſchen ſtrengen Winter angetreten, mußte der lange Marſch ein überaus beſchwerlicher werden. Umſomehr, da die allgemein herrſchende Unredlichkeit unter Anderem auch bewirkt hatte, daß die Truppen im Allgemeinen ſehr ſchlecht bekleidet waren.

Das Carabinier-Regiment, in welchem Karl v. Knorring diente, verlor unterwegs ſieben Mann, die erfroren, und am Ende war kaum ein Mann in der geſammten Schaar zu finden, dem der Froſt nicht etwas angehabt hätte. Als dann die ſtrenge Kälte nachließ, wurden die Beſchwerden in anderer Weiſe faſt noch größer. Das Regiment war angewieſen, die ſogenannten Winterwege zu marſchiren, d. h. die Schlittenbahnen entlang, die im Winter über zugefrorene Flüſſe und Sümpfe in möglichſt gerader Richtung von einem Orte zum anderen eingefahren werden. Im März 1769 aber fanden die Truppen in Kleinrußland bereits anhaltendes Thauwetter und gelangten auf grundloſen Wegen an offene Flüſſe, die ſie auf improviſirten Brücken überſchreiten mußten.

Doch klagt der genannte junge Offizier beinahe weniger über alle dieſe Beſchwerden als über einiges Andere, namentlich die drückende Einſamkeit, in der er die Raſttage zubringen müſſe. Die Truppen cantonnirten natürlich unterwegs, und zwar, wie das die Verhältniſſe mit ſich brachten, ſtets weit zerſtreut in dem dünn bevölkerten Lande, nicht ſelten ein Offizier vereinzelt mit ſeinem Zuge in einem kleinen Dörfchen, auf Meilen getrennt von ſeinen Kameraden. Die Landleute aber gingen, wenn ſie irgend konnten, den Soldaten und Offizieren mit banger Scheu aus dem Wege. Der junge Mann klagt, daß er auch keine anderen Bücher bei ſich habe als Benjamin Schmolke's Morgen- und Abend-Andachten; die wiſſe er aber bereits alle auswendig.

Für die Gegenden, durch die der Marſch ging, geſtaltete ſich der Heereszug zu einer wahren Calamität. Da den Regimentern der Troß meiſtentheils fehlte, mußte das Gepäck durch Vorſpann von Ort zu Ort geſchafft werden, und das war unter allen Bedingungen eine drückende Laſt für den Landmann, der oft aus großer Entfernung zu dieſer Frohn herankommen mußte, und unterwegs ſelbſt für ſich und ſeine Pferde zu ſorgen hatte. Gar mancher Regiments-Commandeur wollte dann aber — beſonders in der Nähe des Kriegsſchauplatzes — den Vorſpann gar nicht wieder entlaſſen, und nahm ihn mit Gewalt weiter und weiter mit.

Sehr drückend waren dann auch die Einquartierungen und in entſprechender Weiſe gefürchtet. Zwölf oder ſelbſt fünfzehn Mann kamen in eine arme kleine Bauernhütte, und mußten von den Bauern

zu haben waren, theils die finanziellen Zustände des Reichs machten dies nothwendig — und selbst, wo es sonst nicht gerade unerläßlich gewesen wäre, entsprach es dem Vortheile des Obersten. Nur die Waffen, die Hüte und das Riemenzeug wurden den Regimentern fertig geliefert, im Uebrigen erhielten sie nur das Material, Tuch, Leinwand und Leder — und wenn dann auch die Regierung gewisse Summen für Arbeitslohn auszahlte, ließen die Obersten doch alles unentgeltlich im Regimente selbst verarbeiten. Selbst die Heiligenbilder für die Regimentskapellen wurden von Soldaten gemalt, die dazu „commandirt" waren, und sich, so gut sie konnten, darauf einüben mußten. So bestand denn ein jedes Bataillon zum Theil aus Schuhmachern und Schneidern. Natürlich standen sie, wie ein großer Theil der Dentschicks, mit in Reihe und Glied, wenn das Regiment sich vor einem inspicirenden General, wenn nicht vollzählig, doch recht stattlich ausnehmen sollte, aber sie waren zum wirklichen Dienste ohne Ausnahme nicht brauchbar, sie mußten zum Theil, gleich den Dentschiks, schon wenn es zu Evolutionen auf dem Exercierplatze kommen sollte, wieder austreten. Besonders aber war dem Obersten aus ökonomischen Gründen daran gelegen, diese Leute im Felde nicht zu verlieren. Er nahm sie herkömmlicher Weise nicht mit in das Gefecht. Sofern sie nicht im Depot zurückblieben, wurden sie zu der überaus zahlreichen Bagage commandirt, bei der immer eine ganz unverhältnißmäßige Wache eingetheilt war. Die Folge aller dieser zusammenwirkenden Umstände war, daß die Bataillone stets sehr unvollzählig in das Gefecht gingen.

Die Reiterei war schlecht beritten und ritt auch schlecht. Man glaubte damals in Rußland keine für die schwere Reiterei brauchbaren Pferde zu haben, und suchte dergleichen zum Theil durch Lieferanten aus der Fremde zu erhalten. Die Küraſſierregimenter namentlich hatten schwerfällige Thiere, von der Art, die Pferdehändler und Lieferanten zu jener Zeit als „Holsteiner" zu verkaufen pflegten. — Die Carabinier-Regimenter — zum Theil mit nicht sehr sorgfältig gewählten kleinrussischen Pferden beritten gemacht — hatten eine eigenthümliche Geschichte; man war zuerst darauf verfallen, dergleichen in geringer Anzahl als Eliten-Dragoner-Regimenter zu errichten, was aber der Armee nicht zum Heile gereichen wollte. Denn bald kümmerten sich die höheren Befehlshaber eben nur um diese

Karl v. Knorring bezahlte natürlich gleich den Anderen und berichtet: „Die Leute haben mir gedankt und Wunder erzählt, wie die russischen Offiziers mit ihnen verfahren sollen, und jetzt thun sie es nicht besser. Die Bestien" — so bezeichnet der Liefländische Cornet in seiner naiven Entrüstung diese Art von „Offiziers" — „die Bestien seind damit nicht zufrieden, daß sie so viel nehmen, als wie sie nöthig haben; wenn sie weg gehen, so prügeln sie dem Wirthe die Haut voll, das ist die Bezahlung. — Unser Regiment hat erstaunenden Ruhm. Sie (die Landleute) beten für das Regiment: nicht so viel für das Regiment als für die Deutschen Offiziers. Sie hören schon zum Voraus, daß das Regiment gut marschirt. Dieses sagen sie alle."

Wie man aber auch das Land in Anspruch nehmen mochte, da die Armee den Marsch unzulänglich ausgerüstet angetreten und im Winter zurückgelegt hatte, konnte sie natürlich nicht im besten Zustande sein, als sie endlich den Dniestr erreichte. Die Anstalten, die hier zunächst getroffen wurden, lassen erkennen, daß man von den ungestümen Angriffen der türkischen Reiterei von alten Zeiten her eine sehr hohe Vorstellung hatte. Es wurden vor allen Dingen tragbare spanische Reiter angefertigt, durch welche die Infanterie sich gegen diese Angriffe schützen sollte. Selbst die Reiterei mußte sich mit dergleichen versehen, um ihre Lagerstätten in den Ebenen der Moldau sicher zu stellen.

Glücklicherweise hatte der Feind die Zeit, während welcher Rußland am Dniestr wehrlos war, nicht benutzt — nicht benutzen können. Die Pforte hatte den Krieg thörichter Weise in einem Augenblicke, — d. h. zu einer Jahreszeit — erklärt, in der sie ihn eigentlich gar nicht thatsächlich beginnen, gar keine ernstliche Operation unternehmen konnte, nämlich spät im Herbste, während die Hauptmasse ihrer damaligen Heeresmacht, das Lehensaufgebot der asiatischen Provinzen, ihr nur den Sommer über zu Gebote stand. Die Leute gingen jedesmal im Herbste unaufhaltsam nach Hause, überzeugt, daß sie ihrer Dienstpflicht vollständig genügt hätten. Einem Rufe zu den Waffen, der etwa im Herbste erging, folgten sie erst im darauf folgenden Frühjahre.

So hatte die Pforte durch ihre übereilte Kriegserklärung Rußland herausgefordert und gewarnt, und ihm dann fünf Monate Zeit und Ruhe gelassen, sich zum Kampfe zu bereiten. — Auch in dem

Feldzuge, der im Frühjahr 1769 eröffnet wurde, wußten die Türken der nichts weniger als impoſanten ruſſiſchen Heeresmacht gegenüber nichts irgend Zweckmäßiges zu beginnen. In welcher rathloſen Weiſe der Krieg auch von Seiten der Ruſſen geführt wurde, iſt beſonders aus dem Berichte eines preußiſchen Offiziers bekannt, des Grafen Henckel, der dieſen Feldzug, von Friedrich dem Großen geſendet, mitmachte. — Dieſer Feldzug, der ſich auf einem ſehr beſchränkten Schauplatze am oberen Dnieſtr bewegte, endete nach rathloſem Hin- und Herziehen und Gefechten, die meiſt gar keinen beſtimmten Zweck hatten, damit, daß die Ruſſen die wichtige Feſtung Chocim nicht ſowohl eroberten als in Beſitz nahmen, nachdem die Türken, — und zwar die Bevölkerung ſo gut wie die Beſatzung — ſie vollſtändig verlaſſen hatten. Ruſſiſche Soldaten mußten über die Wälle in die menſchenleere Stadt klettern, um die Thore von Innen zu öffnen.

Wie wenig aber auch die Kaiſerin Katherina von dem wirklichen Zuſtande der ruſſiſchen Armee wiſſen, wie wenig ſie überhaupt über das eigentlich Techniſche in militairiſchen Dingen ein Urtheil haben mochte, über Eines täuſchte ſie ſich nicht: ſie wußte, als eine in hohem Grade geiſtreiche und in der Welt und im Leben erfahrene Frau, ſehr wohl zu beurtheilen, daß mit den Generalen, die aus den Zeiten der Kaiſerin Eliſabeth her an ihrem Hofe glänzten, wenig anzufangen war; daß das nicht Leute waren, von denen man große Thaten erwarten durfte.

Einer war freilich darunter, dem man zutrauen konnte, daß er fähig ſei, ein Heer mit Erfolg zu führen. Das war der General — ſpäter Graf — Peter Iwanowitſch Panin. Er war zwar nicht minder unwiſſend als die anderen Herren, aber nach dem Zeugniſſe der Zeitgenoſſen, der Leute von Einſicht, hatte er viel natürlichen Verſtand, einen entſchloſſenen Charakter und feſten Willen. Aber gerade dieſem Einen glaubte Katherina nicht trauen zu dürfen. Sie hatte ihn ſammt ſeiner Nichte, der Fürſtin Daſchkow, im Verdachte bei dem Verſuche, den beklagenswerthen, vom Throne in den Kerker geſtoßenen Kaiſer Iwan Antonowitſch zu befreien, die Hand im Spiele gehabt zu haben. Panin ſelbſt ſteigerte die Unruhe, das Mißtrauen der Kaiſerin fortwährend durch die freien, oft bis zum Cynismus

freien Aeußerungen, die er sich, als Feind der Gebrüder Orlow, auch darüber erlaubte, daß Katherina ohne alles Recht die Krone trage, die ihrem Sohne gebühre. Die Kaiserin konnte ihn nicht wohl in entschiedener Ungnade entfernen, da sein Bruder, Nikita Iwanowitsch, ihr Kanzler war, ihr Vertrauensmann, mit dessen Hülfe sie sich in manchem Falle der etwas brutalen Tyrannei Gregor Orlow's und seiner nicht selten unverschämten Forderungen zu erwehren suchte. Aber sie verwendete den General Panin nicht gern, immer nur in zweiter Linie — und der General war auf jedem Schritte von Spähern umgeben, die alle seine Worte belauschten und geheime Berichte über ihn einsendeten.

Der Fürst Galitzyn, der, begünstigt als Freund und Anhänger Orlow's, die Hauptarmee während des ersten Feldzuges commandirte, war ein liebenswürdiger vornehmer Mann, aber eine vollständige Null, darüber sind alle Stimmen einig. Der General — bald Feldmarschall — Graf Rumäntzow, der im zweiten Jahre des Krieges an seine Stelle trat, konnte vielleicht am Hofe und in den Sälen der Hauptstadt für einen geistreich witzigen Mann gelten, zum Feldherrn aber fehlten ihm die wesentlichsten Eigenschaften. Wir dürfen uns nur des Bildes erinnern, das Graf Falckenskiöld von ihm entwirft, der den Feldzug, in nicht unbedeutender Stellung, in der unmittelbaren Umgebung des Feldmarschalls mitgemacht hatte.

„Rumäntzow," sagt Falckenskiöld, „hatte als Capitain in dem Kriege in Finnland (1741) gedient, und als General im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, wo er Colberg belagerte. Im Jahre 1769 commandirte er die zweite Armee, 1770 die erste. Er war ein Mann von viel natürlichem Geiste, aber wenig unterrichtet; eigensinnig in seinen Meinungen, sehr geneigt zur Eifersucht, aus Besorgniß sich blos zu stellen unsicher und unbestimmt in allen Befehlen, die er gab. Sein Secretair erklärte in naivster Weise: „„Er hat mich so sehr daran gewöhnt, in unbestimmten und mehrdeutigen Ausdrücken zu schreiben, daß meine Eltern aus den Briefen, die ich ihnen schreibe, niemals zu entnehmen wissen, ob ich gesund bin oder krank."" — Mir schien der Graf Rumäntzow eher geeignet in der Conversation zu glänzen, als an der Spitze eines Heeres. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen, wie er in seinem Zelte, von einem zahlreichen Kreise umgeben, im Schlafrocke, die Tabackspfeife in der Hand, herum

spazierte, und entweder alle Einzelnheiten der Belagerung von Colberg erzählte, oder auch sich in beißenden Scherzreden über diesen oder jenen Offizier erging. Uebrigens hatte dieser General einen redlichen, der Verführung und dem Geize unzugänglichen Charakter (un fond de caractère intégre)." —

Das Bild ist im Ganzen wahr; indessen — obgleich Rumäntzow, der weder Veranlassung noch Gelegenheit hatte, sich käuflich zu erweisen, allerdings der Käuflichkeit nicht angeklagt wird — dürfen wir doch den „redlichen Charakter" nicht ganz ohne alle Einschränkung all' zu buchstäblich nehmen.

Auch ließen sich diesem Bilde wohl noch einige Züge hinzufügen, oder dasselbe etwas bestimmter zeichnen. Ich habe selbst in früher Jugend noch einige bejahrte Offiziere gekannt, die den Türkenkrieg unter Rumäntzow mitgemacht hatten, darunter auch solche, die, aus dem Stande der Leibeigenen, aus der Zahl der vom Lande gelieferten Recruten hervorgegangen, sich, wie man das zu nennen pflegt, von der Pike an mühsam empor gedient hatten. Es ist mir immer merkwürdig geblieben, daß Rumäntzow namentlich auch bei diesen in schlechtem Andenken und geringem Ansehen stand. Sie sprachen mit Geringschätzung von ihm: ein Beweis, daß Rumäntzow auch der Masse des Heeres, dem gemeinen Soldaten, wenig imponirt hatte. Was diese Offiziere besonders hervorhoben, war die asiatische Trägheit des Feldmarschalls. Besonders während der späteren, weniger thatenreichen Feldzüge, vergingen mitunter Monate, in deren Lauf sich der Feldherr der Armee nicht ein einziges Mal zeigte. Er führte in seinem Hauptquartier sein bequemes Satrapen-Leben für sich und konnte kaum in besonders wichtigen Augenblicken bewogen werden hervor zu treten. Zu dieser Trägheit gesellte sich eine große Unentschlossenheit. Beides tritt auch schon in Falckenskiöld's schonendem Berichte hervor. Die Unentschlossenheit scheint ihren Grund zum Theil in Rücksichten auf das eigene, persönliche Interesse gehabt zu haben, in der Besorgniß, sich eine Blöße zu geben, sich selbst zu schaden.

Das störendste war vielleicht, daß Rumäntzow bei alledem nicht eine Null sein wollte, wie Galitzyn. Er war — wie eben auch Falckenskiöld andeutet — zu mißtrauisch, um sich arglos leiten zu lassen, wie sein Vorgänger im Heerbefehle, und legte dem Mentor,

den ihm ſeine Kaiſerin zugeſellt hatte, gelegentlich Schwierigkeiten in den Weg. Auch war Rumäntzow, am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth gebildet, nicht all' zu gewiſſenhaft und keineswegs abgeneigt den eigenen Vortheil je nach den Umſtänden, auch auf den Wegen der Intrigue zu ſuchen. Er betrachtete jeden höheren Offizier, der ſich einen Namen machte, argwöhniſch als einen möglichen Nebenbuhler, und war geneigt Demjenigen, der ihm nach ſeiner Meinung in ſolcher Weiſe gefährlich werden konnte, bei Gelegenheit ein Bein zu ſtellen, wie man das mit einem etwas trivialen Ausdrucke nennt —: ihn in ſchlimme Händel zu verwickeln, wo ihm dann ein ungünſtiger Erfolg die Kaiſerliche Ungnade zuziehen konnte. Rumäntzow verſäumte dergleichen nicht, und wenn ein ruſſiſcher Heertheil darüber zu Schaden kommen ſollte.

Katherina wußte, wie geſagt, offenbar ſehr gut, was ſie an dieſen Generalen hatte, aber ſie wußte auch, daß ſie dennoch ihre Feldherren nur unter ihnen wählen durfte; daß ſie, in ihrer unſicheren Stellung auf dem Thron, nicht, wie die Kaiſerin Anna, Fremde, Ausländer, an die Spitze ihres Heeres ſtellen konnte. Das ruſſiſche Nationalbewußtſein mußte um jeden Preis befriedigt werden. Suchte die Kaiſerin doch ihren eigenen deutſchen Urſprung in Vergeſſenheit zu bringen und ſich, ſogar mit einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit und Uebertreibung, durchaus als Ruſſin zu geberden. Es iſt ja bekannt, daß ſie einſt, als ſie ſich zur Ader laſſen mußte, den Arzt dringend aufforderte, ihr das deutſche Blut bis auf den letzten Tropfen abzuzapfen; nur ruſſiſches Blut wollte ſie in ihren Adern dulden.

Galitzyn, Rumäntzow, Panin, Dolgoruky, Alexey Orlow mußten demnach an der Spitze der Heere und Flotten ſtehen — oder den Namen hergeben; zugleich aber ſuchte die Kaiſerin auch — zum großen Theil aus der Fremde — tüchtige Leute herbei zu ziehen, die ergänzen konnten, was den genannten Herren an Talent und Kenntniſſen fehlte; die von zweiter Stelle aus heilſamen Einfluß üben ſollten. Selbſt über Alexey Orlow war die Kaiſerin allem Anſcheine nach nicht verblendet; ſie wußte recht gut, daß er nicht der Mann dazu war, als Seeheld zu glänzen, wenn ſie auch glauben mochte, daß er, wie kein Anderer, geeignet ſei, ihre — oder vielleicht ſeine eigenen — politiſchen Pläne unter den Griechen in Morea zu fördern. Zwei ausgezeichnete See-Offiziere, Greigh und Elphinſtone, wurden

aus England herbeigerufen, um unter Orlow's Namen den Befehl über die russische Flotte im Mittelmeere zu führen und die berühmte Schlacht bei Tschesme zu gewinnen.

Mit kluger Berechnung wurde aller Ruhm jenen hochgestellten Russen zugewendet; sie wurden maßlos verherrlicht, mit Ehren und Belohnungen jeder Art überhäuft. Alexey Orlow war es, der, sehr unschuldig an dem Siege, den Beinamen Tschesmensky erhielt, dem ein Triumphbogen in den Gärten des Lustschlosses Zarskoe Selo gewidmet wurde. Rumänzow war es, dem ein Ehren-Obelisk auf dem Rumänzow'schen Platze zu Petersburg errichtet, der „Sadunayshy" (Transdanubianus) genannt wurde. Die unentbehrlichen Gehülfen dagegen wurden so viel als möglich im Hintergrunde gehalten und maßvoll belohnt, so daß die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf sie gelenkt, nicht ein feindseliger Neid gegen sie gewendet werden konnte.

Zu diesen Gehülfen gehörte unter Anderen auch der Generallieutenant Johann Dietrich v. Rennenkampff, ein esthländischer Edelmann, der eigenthümliche Schicksale erlebt hatte. Er hatte in früher Jugend unter Münnich's Befehlen dessen Feldzüge gegen die Türken mitgemacht. Als dann eine Palast- und Soldaten-Revolution die Kaiserin Elisabeth auf den Thron erhob, die altrussische Partei eine Schreckens-Herrschaft übte, und den Haß, dessen Gegenstand für sie die Fremden in russischen Diensten waren, in brutalster Weise befriedigte, als Ostermann, Münnich, die Brüder Löwenwolde als Verbrecher zum Tode verurtheilt und dann zu einem unsäglich elenden Dasein in Sibirien begnadigt wurden, suchten diejenigen Fremden, die zunächst nicht berührt waren, und selbst mehrere Deutsche aus den Ostsee-Provinzen, sich erschreckt in Sicherheit zu bringen. Der Feldmarschall Keith und General Manstein gingen nach Preußen; Lacy und Laudon nach Oesterreich, wo beide später Feldmarschälle wurden; Rennenkampff folgte dem Marschalle Löwendahl, dem er sich angeschlossen hatte, und trat mit ihm in französische Dienste. Unter Frankreichs Fahnen focht er unter Löwendahl in den Niederlanden, unter diesen Fahnen stieg er im Laufe des siebenjährigen Krieges zum General empor. Später, als Rußland aus der Zahl der gegen Preußen verbündeten Mächte geschieden, seinen Frieden mit Friedrich II. geschlossen hatte, als dann die Angelegenheiten Polens, die Wahl eines Königs, um die es sich da handelte, eine gewisse Spannung

zwischen den Höfen von Petersburg und Versailles hervorgerufen hatte, wurde Rennenkampff in solcher Weise nach Rußland zurück berufen, daß ihm keine Wahl blieb. Warum man eigentlich besonders gegen ihn eingenommen war, ist nicht ersichtlich, denn daß er in fremde Dienste getreten war, konnte ihm nicht als ein Vergehen angerechnet werden; der Adel der russischen Ostsee-Provinzen hatte anerkannter Weise das Recht dazu. Auch ist er nicht zur Verantwortung gezogen worden, wohl aber wurde er ohne Urtheil und Recht in formloser Weise dadurch bestraft, daß er ein Strafcommando, — ein Commando in Sibirien erhielt. Wie er selbst diese Art von Anstellung, seine Lage und seine Zukunft beurtheilte, geht wohl zur Genüge aus dem Umstande hervor, daß er zu dieser Zeit ein Gelübde that, wenn er je wieder aus Sibirien befreit würde, sein ganzes Vermögen einem wohlthätigen Zwecke zu widmen. Als der Türkenkrieg ausbrach, erinnerte man sich seiner; er wurde herbeigerufen und dem Fürsten Galitzyn beigegeben. Alle Zeugen stimmen darin überein, daß er ein Offizier von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten war, aber er wußte nicht einen durchgreifenden Einfluß zu behaupten, und konnte während des Feldzuges 1769 wenig mehr thun, als die allerschlimmsten Fehler, die begangen wurden, einigermaßen wieder gut zu machen. Wie es scheint, hatte er besondere Gründe, nicht unter Rumäntzow dienen zu wollen; als dieser an die Spitze der ersten Armee trat, erhielt er eine Anstellung bei der zweiten, die unter Panin (1770) Bender belagerte. Als sich dann Panin am Schlusse des Jahres in geräuschvoller Unzufriedenheit vom Heere zurückzog, erhielt endlich auch Rennenkampff den lange ersehnten Abschied. In die Heimath nach Esthland zurückgekehrt, konnte er sich nun auch mit einer Dame vermählen, die seit Jahren der Gegenstand seiner Neigung war. Das alternde Paar blieb kinderlos, und Rennenkampff's Güter wurden, seinem Gelübde entsprechend, das Vermögen eines Damenstifts, das noch besteht.

Rumäntzow aber hatte inzwischen an dem rühmlich bekannten Bauer einen anderen „Gehülfen" gefunden, und zwar einen sehr energischen. Dieser Bauer war der Sohn eines Försters im Hanau'schen, und bei dem Beginne des siebenjährigen Krieges als Freiwilliger bei den hessischen Truppen eingetreten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, der das Commando der englisch-hannöver-

schen Armee übernahm, bestimmt die hannöverschen Lande und Friedrich's Staaten und Heer gegen die Angriffe der Franzosen zu decken, lernte ihn kennen und wußte ihn, wie den Secretair Westphal, zu würdigen und an die rechte Stelle zu bringen. Der junge Freiwillige, bereits Offizier, wurde im Laufe des siebenjährigen Krieges vielfach als vertrauter Generalstabsoffizier verwendet. Nach dem Hubertsburger Frieden lebte er als verabschiedeter preußischer General zu Frankfurt a. M. Von dort her berief ihn Katherina in Rumänzow's Hauptquartier. Er konnte dem Feldmarschall kaum willkommen sein, um so weniger, da er kein Weltmann war, und wo sich eine Gelegenheit dazu bot, sehr rücksichtslos auftrat, wie er es kaum wagen konnte, wenn er nicht etwa besondere Instruktionen von Seiten der Kaiserin hatte. Doch ist darüber natürlich nie etwas bekannt geworden. Jedenfalls war Bauer nicht zu beseitigen; man mußte ihn sich gefallen lassen, bis sich vielleicht eine günstige Gelegenheit fand. —

Ein älterer Bruder jenes esthländischen Cornets, aus dessen Briefen wir oben einiges angeführt haben, Gotthart Johann v. Knorring — geboren 1744, im Cadettencorps zu Petersburg erzogen, später als General besonders bei Eilau mit Ruhm genannt — war zur Zeit Bauer's (im Dienstrange) ältester Adjutant, und wurde als ein vielversprechender junger Offizier vielfach in wichtigen Aufträgen verwendet. Wir verdanken ihm Mittheilungen, die das eigentliche Wesen dieser und jener Ereignisse etwas deutlicher erkennen lassen, als die bisher bekannt gewordenen, in der That ungenügenden Darstellungen dieser Feldzüge. Einiges davon mag hier seine Stelle finden. Wir führen gelegentlich Knorring selbst redend ein — erlauben uns jedoch dabei die Sprachfehler zu verbessern, die der würdige alte Herr sich gleich so vielen seiner Zeitgenossen zu Schulden kommen ließ.

Nachdem die türkische Armee sich, wie gewöhnlich im Herbste, aufgelöst und zerstreut, die russische gar keinen Feind mehr vor sich hatte, waren die Donau-Fürstenthümer, Moldau und Walachei, mit Ausnahme der von Türken besetzten festen Plätze an der Donau, russischer Botmäßigkeit verfallen. Während die russische Armee ihre Winterquartiere in Podolien und am oberen Dniestr bezog, hatten einzelne Abtheilungen, die Rumänzow, unmittelbar nachdem er den

Befehl übernommen, südwärts entsendete, genügt, das wehrlose flache Land bis an die Donau und die beiden Hauptstädte, Jassy und Bucharest, in Besitz zu nehmen. — Ein Oberst Fabrician hatte dabei ein siegreiches Gefecht bei Galacz an der Donau, wo er eine Abtheilung Türken auseinander trieb und sich der Stadt bemächtigte. Bucharest wurde zuerst von einer Streifschaar in Besitz genommen, die nur 400 Mann zählte. Der Hospodar, Fürst Ghika, im Lande auf das äußerste verhaßt, wurde als Gefangener nach dem Innern Rußlands abgeführt. — Im Januar 1770 entsendete dann Rumänzow einen größeren Heertheil unter dem Generallieutenant Stoffeln nach der Walachei. Dieser General schlug in der Nähe von Giurgewo einen türkischen Heerhaufen, der eben von dieser Festung aus einen Ausfall in die Walachei zu machen suchte. Der eigentlichen Festung, der Citadelle von Giurgewo, wenn man sie so nennen will, konnte er sich ohne schwere Artillerie nicht bemächtigen; nur die Stadt wurde niedergebrannt. Dagegen fiel Slatina an der Aluta durch Verrath, den die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit des Landes anzettelte, in die Hände der Russen. — Die Bojaren der Moldau und Walachei, erfreut, sich der drückenden Tyrannei türkischer Herrschaft zu entziehen, huldigten willig der russischen Kaiserin, wie es verlangt wurde.

Diese Erfolge, die leicht für glänzende ausgegeben werden und täuschen konnten, waren aber in der That nur Schein ohne Wesen, so lange die festen Plätze an der Donau im Besitze der Türken blieben.

Mit dem beginnenden Sommer (1770) sollte nun die zweite, schwächere russische Armee, die unter dem Grafen Panin stand, von Neu-Serbien — d. h. von den Militair-Colonien aus, die auf russischer Seite den Saum der Steppe bildeten — am Dniestr hinab vorrücken und Bender erobern, womöglich auch Otschakow an der Mündung des Dnieprs. Die Absicht mag gewesen sein, die Verbindung zwischen dem Gebiete der krimmischen Tataren und den der Pforte unmittelbar unterworfenen Provinzen zu unterbrechen; die Moldau, und die russische Armee in ihr, gegen Seitenangriffe von der Krimm her zu sichern. Es scheint sogar, daß die Eroberung von Bender und Otschakow zu Petersburg als der eigentliche Gewinn angesehen wurde, den man von diesem Feldzuge erwartete; daß diese, der zweiten, schwächeren Armee aufgetragenen Belagerungen,

die Hauptoperation des Feldzuges ſein, gleichſam deſſen eigentlicher Inhalt werden ſollten. Die Hauptarmee unter Rumäntzow war beſtimmt von Chocim aus am Pruth hinab gegen die Donau vorzurücken und die Belagerungen am Dnieſtr und am Dniepr-Liman gegen die Angriffe der türkiſchen Heeresmacht zu decken, die man auf dieſen Wegen erwarten mußte. Um wie viel weiter der Operationsplan und die Hoffnungen etwa nach dieſer Seite noch gingen, ob man hoffte, ſich der feſten Plätze an der Donau bemächtigen zu können, oder doch einiger derſelben, das iſt nicht bekannt geworden.

Rumäntzow's Heer ſammelte ſich am 12./23. Mai auf dem linken Ufer des Dnieſtrs, Chocim gegenüber; am 15./26. Mai ging es über den Strom „nach Bauer's Dispoſition", wie Falckenſkiöld ausdrücklich bemerkt. Bei dem weiteren Marſche durch die Moldau ging Bauer jeden Tag mit der Vorhut voraus, und beſtimmte in dem wenig bekannten Lande, von dem man nur ſehr ungenügende Karten hatte, die Stellung, welche die Armee für die folgende Nacht einnehmen ſollte. Die Armee folgte der Vorhut in ſieben Colonnen, von denen das Gepäck mit ſeiner Bedeckung von zwei Bataillonen die mittlere bildete, die Infanterie vier — zwei zu jeder Seite des Gepäcks — und die Reiterei die beiden äußerſten. Die Armee und ihr Feldherr Rumäntzow konnten, wie ſich ergiebt, erſt während des Marſches genau und beſtimmt erfahren, bis wohin die jedesmalige Tagesreiſe gehen, wo und wie Stellung genommen werden ſollte. Da der Tagesmarſch nie ſehr weit ging, ſo daß die Truppen das Ziel ſchon um 10 Uhr Vormittags erreicht hatten, da Alles bereits angeordnet war, wenn das Heer an Ort und Stelle gelangte, wurde die Stellung für die Nacht jedesmal ohne Schwierigkeiten eingenommen. Die Infanterie lagerte in einem großen Quarré, durch ſpaniſche Reiter geſchützt, die Reiterei in einer Linie dahinter. Zum Gefechte ſollte ſich die Infanterie in drei Quarré's formiren, die Reiterei, die der türkiſchen nicht ebenbürtig erachtet wurde, ſollte zwiſchen den Quarré's eine geſchützte Aufſtellung finden. — Einmal wurde während des Marſches der Verſuch gemacht, das Heer unmittelbar aus der Märſchordnung in die Stellung zum Gefechte übergehen zu laſſen, nach Falckenſkiöld's Bericht wäre es aber dabei ſehr verwirrt zugegangen; es ſei kaum möglich, ſagt er uns, ſich ein Manöver ſchlechter ausgeführt zu denken. Demnach hätte ſich im Weſent-

lichen ergeben, daß die russische Armee durch ihre damalige taktische Ausbildung eben nur befähigt war, aus einer vorher eingenommenen Stellung in Linie, in die verlangte Stellung zum Gefechte überzugehen, nicht, was allerdings etwas schwieriger ist, aus der Colonne. Nach Falckenskiöld's Meinung hätten die Mängel, die sich bei diesem ersten Versuche offenbarten, ein Grund sein müssen, solche Versuche auf den Märschen zu wiederholen, namentlich so lange man, fern vom Feinde, keinen Angriff zu besorgen hatte. Aber man ließ es dabei bewenden.

In dem Heertheile, der unter dem General Stoffeln in der Walachei überwintert hatte, war früh im Jahre die Pest ausgebrochen. Stoffeln selbst wurde von der Seuche ergriffen und starb, der Fürst Repnin übernahm an seiner Stelle den Befehl. Man zögerte, aus Besorgniß vor der Pest, diesen Heertheil zur Hauptarmee heranzuziehen, und sah sich dazu auch in der That nicht veranlaßt, so lange Rumäntzow eigentlich gar keinen Feind vor sich hatte. Der Pest erwehrte man sich allerdings eine Zeit lang auf diese Weise, leider aber zeigten sich bald anderweitige Krankheiten in bedenklichem Umfange.

Falckenskiöld macht dabei die Bemerkung, es sei ein Irrthum — den freilich die höheren russischen Offiziere auch absichtlich zu verbreiten suchten — wenn man sich den russischen Soldaten als einen riesenstarken, eisenfesten Menschen denke, der alle Beschwerden des Krieges, alle Unbilden der Witterung mit beneidenswerther Leichtigkeit ertrage. Ihm sei der russische Soldat — dessen gute Eigenschaften, dessen Tapferkeit namentlich er sehr wohl anzuerkennen weiß — keineswegs sehr „robust" vorgekommen. Dieser Soldat habe vielmehr im Allgemeinen ein schwächliches Aussehen (une mine chétive) und sei der Erkältung, Erschöpfung der Kräfte und Dissenterie gar sehr ausgesetzt. Wie könne dem auch anders sein bei der unzureichenden Ernährung des Soldaten, der unzweckmäßigen Bekleidung, so ganz verschieden von der gewohnten, im Lande üblichen Tracht; bei der ganzen, allen Nationalgewohnheiten widersprechenden Lebensweise, der er sich fügen müsse.

Falckenskiöld hat Recht; der russische Soldat lebte damals und bis auf die neuesten Zeiten, auch unter den Regierungen der Kaiser Alexander I. und Nicolaus, ungenügend verpflegt, immerdar in einem

Zustande sehr sichtbarer und bedenklicher körperlicher Schwäche, Selbst im Frieden war die Sterblichkeit in der russischen Armee eine ganz abnorme, und im Felde waren die Lazarethe stets überraschend schnell überfüllt. Unter den Ursachen aber, durch die Falckenskiöld die Thatsache erklärt, übersieht er, unbekannt mit dem Gemüthsleben des russischen Soldaten, das Heimweh, an dem er gar häufig krankte, und das besonders unter der jungen Mannschaft gewaltig aufräumte; die Sehnsucht nach seinem verhältnißmäßig ungebundenen Bauernleben.

Als endlich, zu Anfang des Monats Juli, ein Feind im Felde erschien, war man bereits in der Lage einer Verstärkung dringend zu bedürfen; man ließ die Besorgnisse vor der Pest fallen und zog den Heertheil Repnin's auf das linke Ufer des Pruth heran.

Es war der Tatarenchan Kaplan-Girey, der sich von der Krimm her mit seinen Reiterschwärmen dem russischen Heere zuerst entgegen warf, während der Großvezir seine Schaaren langsam jenseits der Donau sammelte. Häufig fanden nun kleine Gefechte der russischen Vortruppen mit tatarischen Reitern statt, und endlich stellte sich der Chan mit seiner gesammten Macht, zu der auch türkische Truppen gestoßen waren, die sich überhaupt von Tag zu Tag verstärkt hatte, und in Rumäntzow's Hauptquartiere, wahrscheinlich sehr übertrieben, auf einmal hunderttausend Mann geschätzt wurde, am Flüßchen Larga, einem Nebenflusse des Pruth, dem russischen Heere gerade in den Weg.

Rumäntzow ließ sich bestimmen den Chan hier anzugreifen. „Der Tag vor der Schlacht", berichtet Falckenskiöld, „verging in Berathschlagungen und Vorbereitungen zum Angriff; es war der General Bauer, der den Entschluß dazu herbeiführte; er war die Seele aller unserer Unternehmungen."

Die Armee setzte sich, nach Bauer's Anordnungen, schon in den ersten Stunden der Nacht in Bewegung, um mit Tagesanbruch (den 7./18. Juli) anzugreifen. Ein russischer Heertheil unter dem General Plemänikow sollte den Feind in der Front beschäftigen, die Hauptmacht dessen rechte Flanke angreifen. Hier war die russische Infanterie in fünf Quarré's formirt, von denen drei, unter den Generalen Fürst Repnin, Potemkin, dem späteren Herrn Rußlands und seiner Kaiserin, und Bauer das erste Treffen bildeten; die beiden

anderen unter den Generalen Bruce und Olitz das zweite. Die Reiterei folgte weiter rückwärts in Linie. Rumäntzow befand ſich in dem Quarré, das Olitz führte. Zu einem Gefechte kam es eigentlich überhaupt nur bei dem Scheinangriffe, den Plemänikow führte, und in der That auch da kaum. Die Türken und Tataren verließen ihre ſchlechten, in der Eile aufgeworfenen Schanzen und ergriffen die Flucht, ſowie die Hauptmacht der Ruſſen in ihrer rechten Flanke erſchien, nachdem ſie nur ein paar Kanonenſchüſſe abgefeuert hatten. Ihre Verſchanzungen waren bereits verlaſſen, als ſie erſtiegen wurden. Plemänikow ging auch ſeinerſeits zu einem wirklichen Angriffe über, und ſeine Truppen überſtiegen die türkiſchen Verſchanzungen ungefähr zu derſelben Zeit, wie Bauer's Bataillone auf dem linken ruſſiſchen Flügel. Plemänikow ſoll noch einen fliehenden Widerſtand gefunden haben, der kann aber auch nur ſehr unbedeutend geweſen ſein, da der ruſſiſche Verluſt nicht über 100 Mann betrug. Die Türken und Tataren hatten ſo früh die Flucht ergriffen, daß ihrer nur 23 gefangen genommen werden konnten. Dagegen fiel die geſammte Artillerie des Chans — 60 Stück — in die Hände der Ruſſen, und desgleichen das ganze Lager und alles Gepäck. — Falckenskiöld meint, das zweite Treffen des Hauptangriffes, und mithin Rumäntzow ſelbſt, habe den Feind auch nicht einmal von Weitem geſehen.

Nach dieſem leicht gewonnenen Siege entfernte ſich das ruſſiſche Heer vom Pruth und wendete ſich oſtwärts in die Steppen Beſſarabiens — vielleicht um dem Tatarenchan zu folgen, vielleicht um der Armee des Großvezirs entgegen zu gehen, die von Ismail und Iſaktſcha her erwartet werden mußte. In dieſem ſüdöſtlichen Theile der Moldau — oder Beſſarabiens — ſtrömen die Gewäſſer nicht mehr dem Pruth zu; — die Abdachung des Geländes geht nach Süden, die Waſſerläufe nehmen eine dem Pruth gleichlaufende Richtung an und münden in die Donau. So der Kagul, der in einen langen, ſchmalen See endet, ſo der Jalpuch, der ebenfalls einen See bildet. Der „Trajaniſche Wall" — ein viele Meilen langer Erdaufwurf — zieht ſich, die Richtung der Flüſſe durchſchneidend, vom Pruth zum Meere durch das Gelände.

Der Großvezir Chalil-Paſcha hatte aus Conſtantinopel den gemeſſenen Befehl erhalten über die Donau zu gehen. Am 19./30. Juli verkündete der Donner der Geſchütze von Iſaktſcha, daß er über den

Strom gehe. Er erschien an der Spitze einer Macht, die nirgends auf weniger als 100,000, in den russischen Berichten auf 150,000 Mann geschätzt wird, auf dem Kriegsschauplatze. —

An demselben Tage rückte Rumänzow an seine Vorhut heran, die ihm unter dem Fürsten Repnin und Bauer auf einen kleinen Tagmarsch vorangegangen war, und das russische Heer lagerte nun auf dem linken — östlichen — Ufer des Kagul, diesseits des Trajanischen Walls, den rechten Flügel an den Fluß gelehnt, während der linke die Saltscha — ein Gewässer, das dem Jalpuch in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zufließt — nicht ganz erreichte. — Am folgenden Tage nahm der Vezir mit seiner gewaltig überlegenen Heeresmacht in der Entfernung einer kleinen Meile den Russen gegenüber Stellung, in der Nähe des Trajanischen Walls, der vor seiner Front blieb, unweit des Punktes, wo der Kagul sich zum See erweitert. Sein linker Flügel stand nahe am Kagul auf einer das Gelände weit umher beherrschenden Anhöhe, und, wie sie es gewöhnt sind, gingen die Türken sofort daran, ihre Stellung durch ziemlich planlos angelegte Verschanzungen zu schützen.

Die bereits auf winzige Zahlen zusammengeschmolzene russische Armee befand sich nun in einer überaus gefährdeten Lage. Vor sich hatte sie die weit überlegene Macht des Vezirs, während der Tatarenchan, an der Spitze seiner Schaaren, die durch die Schlacht am Larga kaum erheblich vermindert sein konnten, wenn auch ohne Artillerie, am Jalpuch in ihrer linken Flanke, fast schon in ihrem Rücken, beobachtet von schwachen Abtheilungen unter den Generalen Gudowitsch und Potemkin, die eben nur beobachten, keinen wirklichen Schutz gewähren konnten. In dieser Lage hatte das russische Heer nur noch auf wenige Tage Brod. Sein Heil schien davon abzuhängen, daß ein Lebensmitteltransport, der aus Podolien heranzog, und um den Tataren auszuweichen, den größten Theil des Weges auf dem rechten Ufer des Pruth zurückgelegt hatte, glücklich das russische Lager erreichte. Das aber wurde als sehr zweifelhaft angesehen. Der Tatarenchan stand diesem Transporte bereits näher als das russische Heer. Man hatte zwar dem Wagenzuge eine Abtheilung von 8 Reiterregimentern, 4 Bataillonen und einer Anzahl Pikets Infanterie entgegengesendet, aber das war, bei der Schwäche der Regimenter, nur eine geringe Streiterzahl, und augenscheinlich ein ungenügender

Schutz gegen einen Angriff mit ſolcher Macht, wie ſie dem Chan zu Gebote ſtand.

Wir laſſen nun Knorring erzählen:

„Es iſt eigentlich wohl kindiſch zu nennen, daß dem Grafen Rumäntzow wegen der Schlacht am Kagul eine Ehrenſäule errichtet worden iſt. Er hatte gleich zu Anfang des Feldzuges einen gewaltigen Bock geſchoſſen. Wir waren beſtimmt am Pruth hinab gegen die Donau vorzurücken. Da hätte Rumäntzow ſollen während des Winters im Gebirge Flußſchiffe mit flachem Boden bauen laſſen, dann hätten wir unſere Vorräthe für den ganzen Feldzug ſchwimmend auf dem Pruth mit uns führen können. Aber daran war nicht gedacht worden. Anſtatt deſſen waren in Polen Tauſende von Wagen und Pferden aufgeboten worden, die der Armee, wie man glaubte, auf zwei Monate Brod nachfahren ſollten. Aber man hatte ſich dabei ſehr verrechnet. Unter Anderem hatte man auch daran nicht gedacht, daß die Tauſende von Fuhrknechten, die bei den Wagen waren, auch ernährt werden mußten. Die Pferde konnte man wohl jede Nacht auf die Weide treiben, die Fuhrleute aber mußten Brodportionen bekommen ſo gut wie die Soldaten. Kurz, unſere Lebensmittel gingen früher zu Ende, als wir gerechnet hatten. Die Leute mußten zu ſchlechten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nehmen, es entſtanden Krankheiten, täglich ſtarben uns viele Menſchen, und die Armee wurde immer ſchwächer. Ein neuer Transport Lebensmittel wurde erwartet, aber dem mußte ein Corps entgegendetachirt werden, damit er nicht den Tataren in die Hände fiel — danach waren wir nur noch 17,000 Mann ſtark, und vor uns ſtand die ganze türkiſche Armee, 150,000 Mann ſtark, in ſehr vortheilhafter Stellung. Die Verlegenheit war groß.“

„Am 20./31. Juli wurde ein Kriegsrath gehalten, in dem Rumäntzow ſehr entſchieden ausſprach, daß man ſich zurückziehen müſſe, zuvörderſt, um dem Brodtransporte entgegen zu gehen, ohne den die Armee nicht länger leben konnte; um ihn auf alle Fälle ſicher zu ſtellen und um ihn früher zu erreichen. Die allermeiſten Generale ſtimmten ihm natürlich bei.“

„Da erhob ſich General Bauer und erklärte: meine Meinung iſt, daß wir den Feind angreifen müſſen. Zu unſerem Brode kommen wir doch nicht, wenn wir den Rückzug antreten. Der Feind (der Ta-

tarenchan) kann ihn eher erreichen als wir, und wird ſich auch darauf werfen, ſo wie wir weichen. Die Armee geht zu Grunde, wenn wir uns zurückziehen. Greifen wir an und werden geſchlagen, dann kann uns auch nichts Schlimmeres geſchehen, als daß wir eben dieſen beabſichtigten Rückzug antreten. Siegen wir aber, ſo fallen uns alle Vorräthe der Türken in die Hände, und wir bekommen unſer eigenes Brod dazu, das dann ganz ſicher eintrifft, was gewiß nicht geſchieht, wenn wir uns zurückziehen."

„Rumäntzow wendete ein, daß wir viel zu ſchwach wären und ganz gewiß nicht ſiegen würden. — Nun gut! ſagte Bauer, aber ich verlange, daß meine Meinung ſchriftlich zu Protokoll genommen und zu den Acten gelegt wird. — Das geſchah denn. — Bauer erklärte, er habe das verlangt, um außer aller Verantwortung zu ſein, wenn die Dinge ſchlecht gingen und ſpäter einmal zur Sprache kämen. Darauf entſchloß ſich denn Rumäntzow zum Angriffe am folgenden Tage, und der Entwurf dazu wurde auf der Stelle gemacht." —

Der Feldzug war jedenfalls verfehlt und endete in unrühmlicher Weiſe, wenn der Rückzug angetreten wurde, das mußte ſich Rumäntzow wohl ſagen. Das kaiſerliche Mißfallen konnte dann gar ſehr geſteigert werden, wenn ſich ergab, daß der General-Quartiermeiſter abweichender Meinung geweſen war, und kühnere Rathſchläge an die Hand gegeben hatte. Darauf wollte es Rumäntzow nicht ankommen laſſen; lieber wagte er das Alleräußerſte. Mißlang der Angriff und führte Unheil herbei, ſo konnte der Feldherr dagegen, vermöge derſelben Acten deſſelben Kriegsraths, jede Schuld auf Bauer ſchieben.

So wurde denn am 21. Juli (1. Auguſt) die berühmte Schlacht am Kagul geſchlagen. Der amtliche ruſſiſche Bericht, der bis auf die neueſte Zeit herab allen unter dem Scepter der ruſſiſchen Cenſur veröffentlichten Darſtellungen zum Grunde gelegt werden mußte, iſt ein Phantaſiebild in großartig heroiſchem Style, das ſich in verwegenen Phantaſien ergeht. Schon aus Falckenskiöld's im Weſentlichen wahrhaften Bericht iſt dagegen ſo ziemlich zu erſehen, wie die Dinge wirklich verliefen, und wir glauben ihn deshalb — und des Zuſammenhangs wegen, hier einſchalten zu müſſen.

Die Infanterie wurde in fünf Quarré's aufgeſtellt, vom rechten Flügel an unter den Generalen Bauer, Plemänikow, Olitz, Bruce und Repnin. Bauer ſollte den linken Flügel der Türken angreifen,

Plemänikow, Olitz und Bruce ihre Front, der Fürſt Repnin ſollte den rechten Flügel des Feindes umgehen. Das Quarré unter Olitz, das die Mitte der geſammten Schlachtordnung bildete, und in dem Rumäntzow ſelbſt mit ſeinem Stabe ſich aufhielt, war das größte von allen.

„Man ſetzte ſich mit dem Einbruch der Nacht in Bewegung," ſo lautet Falckenskiöld's Bericht; „gleich bei dem Antritte des Marſches gab es eine gewiſſe Verwirrung bei der Batterie des großen Quarré's, die aus zwölf Stücken Geſchütz beſtand. Einige dieſer Geſchütze waren nach einer Richtung, andere nach einer anderen gewendet; einige waren vorwärts, einige rückwärts beſpannt, der General Mileſſino, der dieſe Artillerie commandirte, ſchien den Kopf verloren zu haben; der Oberbefehlshaber der Armee wurde ungehalten und machte ihm Vorwürfe; der General Olitz äußerte ſich noch ungehaltener, weil das Quarré nicht in Ordnung marſchirte und Oeffnungen darin entſtanden. So ging einige Zeit hin, ehe man ſich zu verſtändigen wußte."

„Wir konnten von dem großen Quarré aus, in dem auch ich mich befand, die anderen Quarré's nicht ſehen, mit denen wir in Uebereinſtimmung marſchiren ſollten; die Dunkelheit der Nacht ließ es nicht zu, und man hatte nicht die angemeſſenen Maßregeln getroffen, um die Verbindungen zwiſchen unſerem Quarré und den anderen zu vermitteln, ſo daß wir nichts von ihnen erfuhren; und ſei es nun, daß man die Entfernungen nicht richtig berechnet hatte, ſei es, daß wir von der Richtung abgewichen waren, die wir innehalten ſollten, anſtatt das feindliche Lager noch vor der Dämmerung zu erreichen, wurden wir ſchon in dem Augenblicke, wo wir uns dem Trajaniſchen Wall näherten, vom Tage überraſcht."

„Da ſahen wir denn zu unſerer Linken das Quarré des Generals Bruce, das über ein erhöhtes Gelände vorrückte, weit vor uns voraus, und noch weiter links das Quarré Repnin's noch weiter vorgerückt."

„Ein Trupp kam aus dem feindlichen Lager und warf ſich zwiſchen uns und das Quarré von Bruce, aus dieſem gaben einige Kanonen Feuer auf dieſen Trupp und ihre Kugeln kamen gegen uns heran. Das veranlaßte einiges Stocken bei unſerer Abtheilung; es wurde Rath gehalten; ich war der Meinung, man müſſe ohne Zeit-

verluſt auf die Verſchanzungen des Feindes losgehen, da man ſah, daß Repnin bald deren rechte Flanke gewonnen haben werde; dieſer Vorſchlag wurde befolgt."

„Einige Türken ſchoſſen auf uns von hinter dem Trajaniſchen Wall her, wie von einer Verſchanzung aus. Ich nahm in unſerem Heertheile eine Abtheilung Infanterie von einer Reſerve, bei der ſich in dieſem Augenblicke kein einziger Offizier befand, und ging vorwärts, ohne einen Befehl dazu zu haben, dieſe Türken aus ihrem Poſten zu vertreiben; ſie wichen, ſowie man einige Flintenſchüſſe auf ſie abgefeuert hatte. Indem wir den Trajanswall überſchritten, wurden wir Plemänikow's Quarré, zu unſerer Rechten marſchirend, auf Kanonenſchußweite vor uns gewahr."

„Ich eilte ſofort dahin, den Befehl des Höchſtcommandirenden zu überbringen, auf uns zu warten, um den Feind dann gemeinſam anzugreifen. Der General Samätin, einer der höheren Offiziere dieſes Heertheiles, empfing die Botſchaft, die ich brachte. Schon war ich zurück und beendete eben meinen mündlichen Bericht, als ich, indem ich rückwärts ſchaute, jenes Quarré Plemänikow's in Verwirrung gewahrte: die (Munitions-)Wagen, das Gepäck (?) und die Artillerie verließen es in großer Eile."

„Ich ſagte zu dem Grafen Rumänzow: das Quarré iſt geſchlagen! — Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als Plemänikow's Truppen in der allergrößten Unordnung auf uns zuſtürzten: es war eine vollſtändige Flucht (déroute). Die Hälfte der Fliehenden drang, durch eine Oeffnung an einer der Ecken, in unſer Quarré ein; das 1. Grenadier-Regiment, das an eben dieſer Ecke ſtand, feuerte Salven in die Luft. Aber wie man auch ſchreien mochte, nicht zu ſchießen, man konnte ſich nicht Gehör verſchaffen. Sechs Stück ſchweres Geſchütz (pièces de parc) mit Kugeln geladen, die auch an dieſer Ecke ſtanden, feuerten zweimal, glücklicherweiſe ohne Jemanden zu treffen. In dieſem ſchwer zu beſchreibenden drunter und drüber (bagarre) gewahrte man an der Stelle, die Plemänikow's Quarré innegehabt hatte, vierzig Stück verlaſſenes Geſchütz."

„Die Türken verfolgten die Fliehenden nur wenig. Uebrigens, da ich nicht geſehen habe, was auf dem rechten Flügel vorgegangen iſt, kann ich nicht als Augenzeuge davon ſprechen."

„Ein Oberſtlieutenant von der Cavallerie ſagte mir noch an dem-

selben Tage, er habe seine Truppe (ein Regiment) vorrücken lassen, da hätten denn die Türken, die das Quarré Plemänikow's zerstreut hatten, als sie diese Reiterei gewahr wurden, erst angehalten, dann sich zurückgezogen. Er — der Oberstlieutenant — habe einen Angriff auf sie machen wollen, und „vorwärts!" gerufen, seine Truppe sei aber unbeweglich geblieben. Nur einer seiner Offiziere sei allein vorgegangen gegen einen Türken, der zurückgeblieben und niedergekniet war und auf ihn angeschlagen hatte. Der Türke schoß den Offizier nieder und entfernte sich dann."

„Was aber die Veranlassung dieser Flucht betrifft, habe ich Folgendes erfahren. Ein Hohlweg, der von den feindlichen Verschanzungen herkömmt, mündet gegen die Stelle aus, an der Plemänikow's Quarré Halt! gemacht hatte. Man hätte diesen Hohlweg erkunden und durch ein dort aufgestelltes Piket krönen sollen. Nichts der Art geschah. Plötzlich stürzte ein Trupp Türken aus diesem Wege hervor, warf sich auf das Quarré und überraschte es in solcher Weise durch diesen ungestümen Angriff, daß die Truppen in demselben nicht Zeit fanden sich zu besinnen und in Unordnung geriethen. — Bei alledem blieb von den 10 Bataillonen, die das Quarré bildeten, nur ein einziger Offizier todt auf dem Platze."

„Gewiß, Diejenigen, die diese Scene mit angesehen haben, werden nicht sagen, daß die Russen in Linie niemals weichen, daß man sie todt schlagen muß, um sie aus ihrer Stellung zu verdrängen. Der russische Soldat ist allerdings sehr tapfer, aber er ist doch nicht so ganz überzeugt davon, daß sein Schutzheiliger ihn ohne Weiteres in den Himmel einführt, wenn er auf dem Schlachtfelde gefallen ist. Unordnung und Schrecken waren auch in unserem Heertheile so groß, daß er vielleicht nicht besser Stand gehalten hätte, als der Plemänikow's, wenn er in dem Augenblicke auch nur von 1000 Türken angegriffen worden wäre."

„Aber während eine schwache Abtheilung (un détachement) türkischer Infanterie uns in eine so lebhafte Aufregung versetzte, verbreitete sich Schrecken (consternation) in ihrem eigenen Lager."

„Repnin's Quarré erschien in ihrer rechten Flanke, auf einer Anhöhe, die sie überhöhte und wo er sehr vollständig sichtbar war; bei diesem Anblicke lösten sich alle Truppen in ihrem Lager auf und ergriffen die Flucht. Es scheint sogar, daß sie zu der Zeit, wo Ple-

mänikow's Heertheil seine Niederlage erlitt, bereits begonnen hatten, sich zur Flucht zu wenden, und daß dieser Umstand die eigentliche Ursache war, die den Feind verhinderte, seinen Erfolg auf dieser Seite weiter zu treiben. Repnin's Heertheil entschied also den Tag, ohne einen einzigen Kanonenschuß abgefeuert oder einen einzigen Mann verloren zu haben. Bauer's Quarré, das wir bis nach dem Gefechte nicht hatten sehen können, war dem Laufe des Kagul gefolgt und hatte die linke Flanke des Feindes angegriffen."

„Unser großes Quarré war nahe daran, die feindlichen Verschanzungen zu erreichen, als wir zwanzig oder dreißig türkische Infanteristen gewahr wurden, die rückwärts ganz ruhig auf einer kleinen Anhöhe standen. Unser gelbes Husaren-Regiment war kaum fünfzig Schritt von ihnen entfernt, sie kamen aber doch unbehelligt davon: mehrere türkische Infanteristen wurden im hohen Grase getödtet, oder in den Gräben der Verschanzungen, wo sie sich versteckt hatten."

„Die Türken gaben mit ihrem Lager ihr gesammtes Gepäck preis, und ihre Artillerie, die aus 180 Stücken bestand. Die Russen machten nicht einhundert Mann zu Gefangenen; ich zweifle, daß dieser Sieg der Russen den Türken mehr als fünfhundert Mann gekostet hat." —

Falckenskiöld irrt, wenn er meint, daß Repnin's Heertheil durch sein bloßes Erscheinen die Entscheidung bewirkt habe; er trifft die Wahrheit, indem er die damit im Widerspruche stehende Vermuthung ausspricht, daß die Türken sich bereits zur Flucht gewendet hatten, noch ehe Repnin in ihrer Flanke erschienen war. Bauer's Heertheil, den Falckenskiöld während der Schlacht nicht sehen konnte und nicht gesehen hatte, war es, der die Entscheidung bewirkt hatte. Knorring's Bericht ergänzt hier Falckenskiöld's Darstellung in folgender Weise:

„In der Disposition war auf Stunden und Minuten berechnet und festgestellt, wann jedes Corps aufbrechen sollte, damit alle zu gleicher Zeit vor der türkischen Stellung einträfen und gleichzeitig angreifen könnten. Wir (Bauer's Heertheil) brachen am spätesten auf, weil wir den kürzesten Weg zurückzulegen hatten — wir waren aber die Ersten zur Stelle, von der übrigen Armee nichts zu sehen. Die Türken standen vor uns, ihr linker Flügel auf einer sehr steilen Anhöhe, auf der sie, wie um ihr ganzes Lager, Verschanzungen aufge-

worfen hatten, und an deren Fuß der Kagul fließt." (Von Norden nach Süden nämlich, während die türkiſche Stellung die Richtung von Oſten nach Weſten hatte.) — „Wir lehnten unſeren rechten Flügel an den Kagul, der ſehr ſumpfige Ufer hat, und avancirten, die Infanterie in zwei Treffen, darauf folgten als drittes Treffen ſechs Schwadronen Carabiniers, dann weiter zurück zwei Regimenter Huſaren, und endlich noch weiter zurück ein Schwarm Koſacken." Man muß ſich dabei erinnern, daß die geſammte Armee aus einer ſehr anſehnlichen Zahl von Bataillonen und Schwadronen beſtand, dennoch aber nur 17,000 Mann zählte, ſo daß man ſich alſo bei einer Schwadron Carabiniers und ſelbſt bei einem Huſaren-Regimente nur eine mäßige Zahl Reiter denken darf. Waren doch die Bataillone im Durchſchnitt wohl nicht ganz 250 Mann ſtark. — Aus dem Folgenden ergiebt ſich denn auch, daß Bauer's Infanterie entweder ein Quarré bildete, und daß daher unter dem zweiten Treffen eigentlich die Rückſeite des Quarré's zu verſtehen iſt, oder daß zwiſchen den beiden Treffen, in den Flanken, Abtheilungen Infanterie marſchirten — vielleicht im Reihenmarſche —, ſo daß leicht eine Quarré-Formation herzuſtellen war.)

„Nun erſchien aus dem türkiſchen Lager der Seraskier von der Cavallerie mit vielen Tauſenden von Reitern gegen uns und machte den Verſuch, uns zu umgehen und uns in die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen; aber er konnte nicht über den Kagul kommen. Es ging nur eine einzige ſchmale Brücke nahe bei der türkiſchen Stellung über den Fluß, und weiter ſtromaufwärts fanden dann die türkiſchen Reiter keinen Uebergang, um über den ſumpfigen Fluß und uns unmittelbar in Flanke und Rücken zu kommen. Da machten ſie denn wiederholt den Verſuch im Carrière zwiſchen unſerem rechten Flügel und dem Kagul hindurchzujagen, obgleich da nur ein ſehr ſchmaler Raum frei geblieben war, da dieſer Fluß unſeren Flügel decken ſollte; es waren keine hundert Schritt frei. Zweimal wurden die Türken bei dieſen Verſuchen durch das Feuer unſerer Infanterie zurückgetrieben; auch das dritte Mal wurde die große Maſſe durch unſer Feuer gezwungen umzukehren, nur ein kleiner Trupp kam durch und jagte glücklich an unſerer Infanterie vorbei, obgleich er unterwegs ein furchtbares Feuer auszuhalten hatte. Es war ein ſehr kleiner Trupp, ich glaube, es waren kaum fünfzig Mann, die durch-

kamen. Diese fünfzig Mann jagten auch an unserer Cavallerie vorbei, wendeten dann herum und fielen den Kosacken in den Rücken. Diese waren überrascht und ergriffen die Flucht; sie stürzten sich in den Rücken der beiden Husaren-Regimenter und rissen auch die in die Unordnung und Flucht mit sich fort; das Ganze warf sich dann auf die Carabiniers, die auch in Unordnung gebracht und fortgerissen wurden. Es waren kaum fünfzig Mann türkische Reiter, die diese ganze fliehende Masse vor sich her trieben! — Bauer war genöthigt, unser zweites Treffen rechts um kehrt machen und auf unsere eigene Cavallerie Feuer geben zu lassen, damit die Infanterie nicht auch überritten und zersprengt wurde. Durch unser Feuer abgewiesen, wälzte sich dann die ganze Masse wieder rückwärts."

(Aus dieser Darstellung ergiebt sich, wenn wir sie anders recht verstehen, daß der Seraskier mit seinen Reitern auf dem rechten Ufer des Kaguls erschien, und daß, wenn nicht das Ganze, doch ein Theil seiner Reiter über die gedachte Brücke auf das linke Ufer herüber kam, und darauf den gewagten Versuch machte, zwischen dem russischen Heertheile und dem Flusse hindurch zu gehen. Die bekannt gewordenen Berichte geben überhaupt nur sehr obenhin dürftige Auskunft über das, was auf dem rechten Flügel der Russen vorgegangen ist und erwähnen des Seraskiers und seiner Reiter gar nicht. — Knorring erzählt nicht, wie das seltsame Reitergefecht endete, und was schließlich aus den fünfzig verwegenen türkischen Reitern geworden ist. Wie es scheint, hat er dies Gefecht über die weiteren Ereignisse, die sich ergaben, und den thätigen Antheil, den er daran nehmen mußte, aus den Augen verloren.)

„Unterdessen war unser erstes Treffen von der Infanterie bis an den Fuß der Anhöhe vorgerückt und sogar schon etwas bergan gegangen. Bauer wollte nicht länger zögern und sendete mich zu dem General Weißmann, der das zweite Treffen commandirte, mit dem Befehle, das zweite Treffen solle auch den Berg hinan rücken. Ich ritt hin und überbrachte den Befehl; General Weißmann, der ein sehr kaltblütiger, besonnener Mann war, sagte darauf: Sagen Sie Seiner Excellenz dem General Bauer, ich glaube, es wäre noch etwas zu früh; die ganze übrige Armee ist noch weit zurück. Bauer war ein heftiger und sehr grober Mensch; wie ich mit dieser Antwort zu ihm kam, fuhr er sehr heftig auf und schrie: „„Was zum Henker!

reiten Sie gleich noch einmal hin, ihn soll der Teufel holen, wenn er nicht augenblicklich herauf marschirt!"" — Ich ritt also wieder zu Weißmann und sagte ihm: Herr General, ich glaube, Sie würden gut thun dem Befehle des Generals Bauer nachzukommen, denn ich erlaube mir nicht buchstäblich zu wiederholen, was er mir aufgetragen hat. — Wie Weißmann das hörte, ließ er sogleich antreten und rückte nun auch den Berg hinan."

„Wir suchten nun den Berg zu ersteigen, aber der Abhang war sehr steil, das Hinaufklettern war sehr mühsam, die Pferde vor den Kanonen konnten nicht fort, sie mußten ausgespannt, die Kanonen mußten durch Menschenhände den Berg hinangeschleppt werden. Wenn hier die Türken einen lebhaften Angriff auf uns machten, so hätten sie uns so gewiß geschlagen, wie zweimal zwei vier macht. Aber es fielen nur einzelne Schüsse aus ihren Verschanzungen; Niemand störte uns, man ließ uns alle Zeit, unsere Kanonen den Berg hinanzuschleppen und in Batterie zu stellen. So wie diese Batterie ihr Feuer eröffnete, ergriffen die Türken in ihren Verschanzungen die Flucht; was nur Beine hatte lief davon, und es dauerte nicht fünf Minuten, so war kein einziger Türke mehr in dem ganzen Retranchement."

„Bauer wollte dem Generalmajor Woronzow sehr wohl und suchte ihm immer Gelegenheit zu verschaffen, sich auszuzeichnen; so gab er ihm denn auch jetzt den Befehl, die türkischen Verschanzungen zu stürmen. Woronzow sagte darauf: ich will mir die Ehre des Sieges nicht allein aneignen, erlauben Sie, daß ich Knorring mitnehme. — Bauer willigte ein, und so erstürmten wir Beide denn an der Spitze des Nowgorod'schen Infanterie-Regiments die verlassenen türkischen Verschanzungen, d. h. wir überstiegen sie ganz ungehindert, und dann marschirten wir weiter fort durch das türkische Lager, so ruhig, als wenn ich hier" — auf seinem eigenen Landsitze nämlich — „über den Hof nach der Brandweinsküche gehe. So nahmen wir neunzig Stück Geschütz — ohne die Spur eines Gefechtes natürlich — denn es war kein einziger Mann mehr dabei, sie zu vertheidigen. — Nachgehends kam auch die ganze übrige Armee heran, in der ganzen Schlacht aber waren von den Türken kaum 600 Mann geblieben!" —

Der Seraskier der Cavallerie hatte offenbar die russische In-

ſanterie zu meiden und an die Reiterei zu kommen geſucht; darin liegt etwas ſehr Bezeichnendes. Auch ergiebt ſich aus dem ganzen Hergange, daß die ruſſiſche Reiterei der türkiſchen gegenüber ſehr wenig Selbſtvertrauen hatte. Sie wagte ſich nicht ſehr weit vor — und daraus erklärt ſich denn auch, daß die Ruſſen hier, wie am Larga, trotz des paniſchen Schreckens, der die türkiſche Armee ergriff und in beſinnungsloſer Verwirrung die Flucht ergreifen ließ, ſo gut wie gar keine Gefangenen machten.

Der amtliche ruſſiſche Bericht zählt freilich, neben den 140 eroberten Kanonen, auch 2000 Gefangene auf, aber er erwähnt auch, um Rumänzow durchaus zum Helden des Tages zu machen, deſſen, was auf dem rechten Flügel vorgegangen war, wie geſagt, eigentlich gar nicht, und obgleich Falckenskiöld — der ſich unmittelbar bei Rumänzow befand — ſo gut wie Knorring bezeugt, daß das Quarré der Mitte das türkiſche Lager erſt erreicht hat, als es längſt verlaſſen war, läßt dieſe amtliche Darſtellung doch die türkiſchen Verſchanzungen durch Rumänzow in Perſon und durch die Truppen, bei denen er ſich unmittelbar befand, heldenhaft erſtürmt werden. Die ſchlechten Laufgräben und Erdaufwürfe, welche die Türken nach ihrer Gewohnheit und in ihrer Weiſe ſeit dem vorhergehenden Tage ziemlich planlos aufgeworfen hatten, verwandeln ſich in dieſer Darſtellung in die in ſolchen Berichten herkömmlichen „drei Reihen Schanzen", die dann trotz der „verzweifelten" Gegenwehr des Feindes „im Fluge" erobert werden.

Rumänzow wurde zum Feldmarſchall befördert, mit Belohnungen jeder Art, mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Doch wußte die Kaiſerin Katherina wohl mehr, als der amtliche Bericht beſagte, davon, wie es an dem großen Tage eigentlich hergegangen war, wenn ihr auch wohl Niemand unumwunden die ganze Wahrheit geſagt haben mag; namentlich nicht, in welchem Grade unbedeutend die wirklichen Gefechte geweſen waren. Bauer erhielt das Großkreuz zweiter Klaſſe des neu geſtifteten militairiſchen St. Georgen-Ordens, und war ſogar, wenn wir nicht irren, der allererſte Ritter dieſer Klaſſe. Worontzow und Knorring, die miteinander die türkiſchen Verſchanzungen „erſtürmt" hatten, wurden ebenfalls in die Zahl der zwölf erſten Ritter dieſes Ordens (vierter Klaſſe) aufgenommen. —

„Den Tag nach der Schlacht", ſo berichtet Knorring weiter,

„detachirte Rumänzow den General-Bauer mit 4000 Mann, als ein Avant-Corps an die Donau. Ich begleitete natürlich meinen General. Wir rückten vor, und als wir etwa zehn Werst (1½ Meilen) von der Donau eine kleine Anhöhe erstiegen hatten, sahen wir in geringer Entfernung ein seltsames Schauspiel; in der Niederung zwischen der von uns besetzten Anhöhe und der Donau ein gewaltiges Gewimmel von Menschen und Thieren, die durcheinander liefen. Es war wie ein Ameisenhaufen. Unsere Kosacken gingen etwas weiter vor und nahmen einen Türken gefangen. Der wurde vor den General geführt und befragt. Der Dolmetscher aber übersetzte uns seine Aussagen nicht, er sagte nur, nach den ersten Antworten, die er erhalten hatte, dem General Bauer etwas in das Ohr. — Wir sahen, daß Bauer betroffen war und blaß wurde, und fragten natürlich, was denn sei. Bauer wollte lange nicht mit der Sprache heraus, doch da wir sehr in ihn drangen, zeigte er auf das bunte Gewimmel und sagte: „Sehen Sie, die ganze Armee, mit der wir uns gestern geschlagen haben, ist hier vor uns!“ “

„Es war die ganze türkische Armee, und außerdem waren da alle Lastthiere und alle Heerden, die dieser Armee folgen sollten, und die nun wieder zurückgingen. Alles zusammen waren da über 150,000 Menschen; es sollen da an 40,000 Ochsen gewesen sein, 30,000 Kameele, 60,000 Schafe — diese Heerden und die ganz aufgelöste Armee, das lief Alles ohne alle Ordnung durcheinander —, wie gesagt, es war wie ein Ameisenhaufen.“

„Man denke sich unsere Lage und wie uns dabei zu Muth sein mußte! — Wir waren unserer nur 4000 und hatten wenigstens 100,000 Mann unmittelbar vor uns — und die Armee war 45 Werst weit hinter uns zurückgeblieben, von der hatten wir keine Hülfe zu erwarten — es gab keine mögliche Unterstützung. Wenn die Türken sich ermannten und uns angriffen, waren wir ohne Rettung verloren.“

„Indessen, Bauer wollte doch nicht zurückgehen, und es ging doch Alles gut. Wir wurden nicht angegriffen und wir thaten auch von unserer Seite nichts, wodurch der Feind zum Widerstande gezwungen werden konnte. Die Türken waren in einer Lage, die sie um alle Besinnung brachte. Zu ihrem Unglücke hatte der Strom ihre Brücke über die Donau fortgerissen, und der Großvezir hatte sich schon davon gemacht; er hatte seine Armee verlassen und war über

die Donau geflohen. Wie wir später von Gefangenen erfuhren, hat der Seraskier von der Cavallerie wohl daran gedacht, Widerstand zu leisten, er hat den Seraskier von der Infanterie aufgefordert, ihm darin beizustehen und am folgenden Morgen gemeinschaftlich die Truppen zu ordnen und es dann auf ein Gefecht ankommen zu lassen. Wie man uns erzählte, soll er dem Seraskier von der Infanterie Würfel gegeben und dabei gesagt haben: da kannst Du Dir die Nacht über die Zeit damit vertreiben, im Würfeln das Schicksal zu befragen, ob es uns morgen gelingen wird. — Der Seraskier von der Infanterie versprach Alles, dann aber machte er sich während der Nacht ganz in der Stille davon über den Strom. Wie der Seraskier von der Cavallerie das hörte, da rief auch er aus: „Nun rette sich wer kann!“ — und entfloh über die Donau.“

„Die türkische Armee blieb nun ganz ohne Befehlshaber in größter Verwirrung. Die Leute suchten sich in Booten über den Strom zu retten — eine Zeit lang erschienen zwei Fregatten auf der Donau, aber die verschwanden bald wieder. Der Boote waren viel zu wenig, und da der Strom sehr breit ist und die Strömung sehr stark, dauerte jede Hin- und Herfahrt sehr lange — ein Jeder wollte so schnell wie möglich über den Fluß kommen, ein Jeder wollte der Erste sein, und da an Ordnung und Disciplin gar nicht mehr zu denken war, wurden nicht allein alle Boote überfüllt, sondern es klammerten sich immer auch noch eine Menge Menschen von außen an die Boote an und wollten sich durch das Wasser mit hinüberschleifen lassen; viele Boote schlugen um, die Menschen ertranken zu Tausenden; dazwischen ließen die Türken von Zeit zu Zeit ein paar Centner Pulver in die Luft fliegen, um den Besatzungen von Tultscha und Isaktscha jenseits ihre Noth zu erkennen zu geben. Die Verwirrung war grenzenlos! — Es sind wohl die wenigsten Türken hinübergekommen auf das jenseitige Ufer. Viele, sehr viele Menschen und Thiere müssen in den grundlos sumpfigen Strecken in der Niederung und am Ufer zu Grunde gegangen sein. In der ganzen Gegend verbreitete sich bald ein entsetzlicher Leichengeruch; es war so arg damit, daß wir genöthigt waren von Zeit zu Zeit einige der mit Kuhhaaren gestopften Sättel in unsere Lagerfeuer zu werfen, und den Gestank zu ertragen, um nur nicht den unerträglichen Leichengeruch zu spüren.“

„Rumänzow hatte unser schwaches Corps mit Absicht so weit

vorgeschickt, außer Bereich jeder Unterstützung, während er mit der Armee zurückblieb. Weil Bauer seine Meinung im Kriegsrathe schriftlich zu den Acten gegeben hatte, wollte ihn Rumänzow exponiren: er wollte ihn in eine gefährliche Lage bringen und veranlassen eine Unvorsichtigkeit zu begehen oder etwas Tollkühnes zu unternehmen, das ihn in eine unglückliche Affaire verwickeln und ihm die Ungnade der Kaiserin zuziehen konnte." —

Der Schrecken, den die Schlacht am Kagul unter den Türken verbreitete und mit ihm die Erfolge, zu denen diese seltsame Schlacht führte, die man kaum ein Gefecht nennen konnte, gingen weit über jede Erwartung hinaus. Hier an der Donau wurde das noch immer gewaltige Heer der Türken durch das bloße Erscheinen eines russischen Heertheiles auf dem Thalrande der Donauniederung — eines Heertheiles, der durch seine Schwäche auf ein ganz passives Verhalten beschränkt war — veranlaßt, in blindem Schrecken gleichsam sich selbst zu vernichten, in einer Weise, die an die Schrecken der Beresina erinnert, ohne daß hier dieselbe zwingende Nothwendigkeit gewaltet hätte — die aber sonst kaum ihres Gleichen hat in der Geschichte —, und zu gleicher Zeit entfloh der Tatarenchan Kaplan-Girey mit seinem den Russen nicht minder überlegenen Heere, auf die bloße Kunde von der Schlacht am Kagul, aus seiner Stellung am Jalpuch, ohne eigentlich einen Feind vor sich zu haben! — Er floh zunächst an die Donau nach Ismail. Aber auch hier glaubte er nicht Stand halten zu können — er floh weiter nach der Krimm, und seltsamer Weise entfloh auch, von demselben Schrecken ergriffen, die Besatzung von Ismail mit ihm, so daß der Fürst Repnin, den Rumänzow in dieser Richtung entsendet hatte, die Festung ohne Kampf in Besitz nehmen konnte. Auch Kilia ergab sich dem Fürsten nach einer Belagerung von 10 Tagen — Brailow fiel später einer anderen russischen Abtheilung unter dem General Glebow in die Hände, und noch ehe der Herbst eintrat, war die Stellung der Russen an der Donau durch den Besitz dieser Festungen gesichert.

Es ist kaum ein entschiedenerer Gegensatz denkbar, als der, den die ängstliche Lage der russischen Armee am Kagul mit der Leichtigkeit bildet, mit der dasselbe Heer jetzt glänzend von Erfolg zu Erfolg fortschritt. Und doch sehen wir im Geiste einen noch entschiedeneren Gegensatz, wenn wir uns denken, daß General Bauer seinen Willen

in dem Kriegsrathe am Kagul nicht durchgesetzt hätte — das unheilvolle Schicksal berechnen, dem die russische Armee höchst wahrscheinlich verfiel, wenn der Rückzug angetreten wurde, den Rumänzow beabsichtigte — und damit die Erfolge vergleichen, die ihr in der Wirklichkeit beschieden waren.

Die Schlacht am Kagul hatte den Feldzug im Allgemeinen zu Gunsten Rußlands entschieden; die zweite Armee unter dem Grafen Panin konnte gewiß sein, daß keine türkische Heeresmacht den Versuch machen werde, sie in den Belagerungen zu stören, die ihr am Dniestr aufgetragen waren. Auch von der anderen Seite, von der Krimm her, wurde nichts gegen sie unternommen, — und dennoch wollte die Eroberung von Bender nicht so bald glücken, wie man gerechnet hatte. Die Ungeschicklichkeit der russischen Ingenieure war hauptsächlich Schuld daran.

Graf Panin war in den ersten Tagen des Juni aus Neu-Serbien aufgebrochen, und am 29. Juni (10. Juli) bei dem Flecken Jagorlyk über den Dniestr gegangen; nur eine Brigade unter dem Generalmajor Kamensky (dem späteren Feldmarschalle) blieb auf dem linken Ufer zurück, um Bender von dieser Seite zu beobachten. Am 15./26. Juli wurde diese Festung dann endlich auf dem rechten Ufer eingeschlossen. Die nicht sehr zahlreichen russischen Truppen standen in fünf verschiedenen Lagern, in einer Entfernung von drei und vier Werften um Bender herum. Ein kleines Beobachtungscorps unter dem Generallieutenant Berg und dem Generalmajor Fürsten Prosorowsky, gegen Otschakow vorgeschoben, sollte die Belagerung von dieser Seite decken. Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 19./30. zum 20./31. Juli unter der Leitung eines Ingenieurs, Generalmajor Gerbel, eröffnet, dem Major v. Fersen, der spätere Besieger Kosciuszko's, als Tranchéemajor zur Seite stand. Doch schritten die Arbeiten nur langsam vor, und besonders der Minenkrieg, auf den man sich einlassen mußte, erforderte viele Zeit.

„Da die Belagerung sich in die Länge zog," erzählt Knorring, „Panin's Armee durch Krankheiten sehr zusammengeschmolzen und der Feldzug in der Moldau beendigt war, detachirte Rumänzow den General Bauer mit seinem Corps, um Panin zu verstärken. Aber

Panin und Rumäntzow waren verfeindet, und Panin nahm die Verſtärkung nicht an. — So reiſte denn Bauer (im September) allein, ohne ſein Corps, nach Bender, um zu ſehen, wie es mit der Belagerung ſtand, und nahm einen preußiſchen Ingenieuroffizier Namens Haas mit, der als Volontair, oder eigentlich von ſeiner Regierung geſendet, bei uns war."

„Der General fuhr in einer Britſchka voran, ich folgte mit Haas in ſeinem Reiſewagen. Unterwegs ſagte ich zu meinem Gefährten, er würde wohl die Führung der Tranchéen übernehmen. Er antwortete mir, daß er das wohl thun wolle, aber unter der Bedingung, daß es geheim und ganz unter uns bleibe; denn er wolle mir ſeine Inſtruktion zeigen; ſie beſage ausdrücklich, daß er uns in keiner Weiſe, weder durch That noch Rath, Beiſtand leiſten ſolle."

„Wie wir vor Bender ankamen, zeigte ſich, daß Panin's ganze Armee, die aus 14 Infanterie- und 4 Huſarenregimentern beſtand, nur noch 8000 Mann ſtark war (d. h. ſeine Bataillone im Durchſchnitte nur 230 Mann). Und doch wollte er keine Verſtärkung von Rumäntzow annehmen!"

„Gleich den Tag nach unſerer Ankunft beritten wir die Tranchéen. Man hatte die Feſtung von der ſtärkſten Seite angegriffen, und anſtatt daß man wenigſtens den einen Flügel hätte an den Fluß — den Dnieſtr — anlehnen können, hatte man die Laufgräben ſo geführt, daß ihre beiden Flügel durch Verſchanzungen gedeckt werden mußten. Haas erklärte, die Attake ſei allerdings ſehr fehlerhaft geführt, aber jetzt ſei es zu ſpät, etwas daran zu ändern. Die Arbeiten ſeien doch ſchon viel zu weit vorgerückt, als daß man ſie aufgeben könnte, um anderswo von vorne anzufangen. So wurden die Tranchéen fortgeführt, wie ſie angefangen waren."

„Aber dem Grafen Panin dauerte das zu lange, er wurde ungeduldig, und da nun vollends Rumäntzow doch dem Fürſten Repnin den Befehl gab, mit ſeinem Corps zur Verſtärkung nach Bender zu marſchiren, beſchloß Panin den Platz mit Sturm zu nehmen, ehe Repnin eingetroffen war. Der Plan wurde entworfen. An einer Stelle, von den Laufgräben aus, ſollte eine ſogenannte überladene Mine, ein globe de compression, die Contre-Escarpe in den Graben ſtürzen und auf dieſe Art einen Damm zum Hauptwalle hinüber bilden. Sobald die Mine geſprungen war, ſollte der Sturm in vier

Colonnen unternommen werden, von denen die eine über dieſen Damm vorgehen ſollte; eine zweite ſollte ein Thor ſprengen, an das man kommen konnte, die beiden anderen mußten die Wälle mit Leitern erſteigen. Den Sturm im Ganzen leitete General Rennenkampff, die vier Colonnen wurden commandirt von den Generalen Kochius und Browne, einem Oberſten Müller und einem Maltheſer-Ritter Baron Stein, der als Volontair bei uns war, und auf dieſe Weiſe ſeine in der Ordensregel vorgeſchriebenen „„Karavanen"" gegen die Ungläubigen machte."

„Ich war (14./26. September) in der Batterie, wo die Mine um zehn Uhr Abends angezündet wurde; da fühlten wir alle eine ſtarke Erſchütterung, wie ein paar ſtarke Erdſtöße in verſchiedener Richtung, und die Mine flog in die Luft. Eine ſchwarze Säule ſtieg hoch auf, darin ſahen wir im Mondlichte allerhand Körper; große Klumpen Erde, die zuſammen geblieben waren, menſchliche Geſtalten, Paliſſaden, Kanonen — dann erſchien oben ein kleines Flämmchen und die ganze Säule ſank in ſich zuſammen. Die ganze Erſcheinung hatte nur einen Augenblick gedauert. Nun hatte ſich aber der Mineur um einige Toiſen in der Entfernung verrechnet, die Mine machte nur einen großen Trichter; ſie nahm wohl den Kamm des Glacis mit und einen Theil des bedeckten Weges, aber ſie warf nicht die Contre-Eſcarpe in den Graben. Wie die Mine ſprang, begann von allen unſeren Batterien ein heftiges Bombardement, und ſchon während unſere Colonnen anrückten, entſtand Feuer in der Stadt."

„Stein kam glücklich an das Thor, das er ſprengen ſollte. Wie er aber nun ſelbſt die Petarde anſchraubte, ſchien ihm deren Keſſel zu klein; er glaubte, ſie würde das Thor nicht ſprengen, ließ ſie liegen, und rief nach Leitern, die auch glücklicherweiſe im Vorrathe waren und herbeigeſchafft werden konnten. So ſtieg denn auch dieſe Colonne, wie die drei anderen, auf Leitern den Wall hinan. Noch auf der Leiter, an der Spitze ſeiner Leute, wurde Stein durch einen Schuß am Halſe verwundet und, wie er ſich oben auf die Bruſtwehr ſchwingen wollte, bekam er einen Hieb in den Kopf, er ließ ſich aber nicht abhalten. Wie er dann oben auf dem Walle ſtand, traf ihn ein eigenthümliches Schickſal. Er hatte ein ſehr ſchwaches Geſicht und trug Augengläſer; die Flammen der brennenden Stadt ſpiegelten ſich in den Gläſern ſeiner Brille; wie es ſcheint, zielte ein Türke nach

den leuchtenden kleinen Scheiben; Stein bekam einen Schuß durch eines seiner Brillengläser, durch das Auge und durch den Kopf. Er war auf der Stelle todt."

„Oberst Müller war ein sehr corpulenter, schwerer Mann; wie er schon hoch hinauf war an der Leiter, brach ein Sproß unter seinen Füßen, und er fiel durch. Die Grenadiere hinter ihm faßten ihn zwar noch bei einem Rockschooße, aber der Rockschooß riß ab, Müller stürzte in den Graben hinunter und fiel sich todt. — Kochius bekam einen Schuß durch beide Backen. Browne war der Einzige von den vier Colonnenführern, der gesund und wohlbehalten auf den Wall kam und auch unverwundet blieb. — Wie es Tag wurde, schlugen die Türken Chamade. Sie waren ihrer, Besatzung und bewaffnete Einwohner zusammen, an 30,000, und wir waren nur 8000."

Repnin, der für Bender zu spät kam, nahm Ackermann am Dniestr-Liman in Besitz. — Panin verließ die Armee, weil Gregor Orlow zu bewirken wußte, daß alle seine Vorschläge, Belohnungen und Beförderungen seiner Offiziere betreffend, unberücksichtigt blieben. Wie schon gesagt, zog sich der verdiente Rennenkampff mit ihm zurück.

II.

In Folge der drohenden Haltung, die Oesterreich angenommen hatte, konnte die russische Armee während des folgenden Jahres — 1771 — ihre Vortheile an der Donau nicht energisch verfolgen. Während der Feldzug hier deshalb ziemlich thatenlos verlief, wurden die hauptsächlichsten Anstrengungen der Russen gegen die Krimm gerichtet, die einer vorübergehenden Eroberung verfiel. Während des dann zunächst folgenden Jahres — 1772 — ruhten die Waffen ganz. Friedrich II. von Preußen, der Verbündete Rußlands, drang auf Frieden, weil er befürchtete, daß der Krieg sich zu einem europäischen erweitern, und daß er dann in den Fall kommen könne, dessen hauptsächlichste Last zu tragen; die Angriffe Oesterreichs und vielleicht auch Frankreichs von Rußland abzuwehren, und, wenn es glücklich ging, in Böhmen die Moldau und Walachei für Rußland zu erobern.

Friedrich drang auf Frieden, und über den Frieden wurde denn auch, erst zu Focsany, dann zu Bucharest unterhandelt. Im Rathe der Kaiserin Katherina aber war es wenigstens nicht den beiden Par-

trien, in die er sich theilte, in gleicher Weise redlicher Ernst mit diesen Unterhandlungen. Der Kanzler Panin wollte allerdings den Frieden, und fast noch entschiedener verlangte ihn der commandirende Feldmarschall Rumäntzow, der die Fortsetzung des Krieges als hoffnungslos darstellte, und stets klagend von den Kosten sprach, die er verursache, von den Verlusten, die er herbeiführe. Anders dagegen der vor allen mächtige Gregor Orlow, der auf dem Congresse zu Focsany als der Bevollmächtigte Rußlands erschien. Er wollte den Frieden nicht. Während er die Unterhandlungen in gebieterischer Weise betrieb, wurde zugleich der Plan zu einem Angriff unmittelbar auf Constantinopel entworfen, bei dem natürlich die russische Flotte im Mittelmeere eine Hauptrolle spielen sollte — und der Waffenstillstand, der Unterhandlungen wegen geschlossen, wurde benutzt, um G. v. Knorring von Focsany aus über Constantinopel zu eben der Flotte im Mittelländischen Meere zu senden. Er sollte dort das Nöthige des Angriffes wegen mit dem Grafen Alexey Orlow verabreden, und unterwegs die Dardanellen-Schlösser besichtigen.

Knorring brach von Bucharest auf und gelangte, mit den nöthigen Papieren versehen, ohne auf Hindernisse zu stoßen, über die Donau und in das Lager der türkischen Armee, wo er gut empfangen und wo, in dem besonderen Lager des Großvezirs, ein großes Zelt für ihn aufgeschlagen wurde. Wir lassen ihn nun selbst erzählen.

„Kaum daß ich in meinem Zelte eingerichtet war, so kam der Schatzmeister des Großvezirs zu mir und fragte mich durch seinen Dolmetscher nach allen Richtungen aus, wer ich wäre, woher ich käme und wohin ich ginge? — Ich gab ihm Bescheid, wie es sich gehörte: ich sei der Oberstlieutenant Knorring, komme vom Grafen Rumäntzow und gehe zum Grafen Alexey Orlow. — Endlich fragte er, ob ich Depeschen an den Großvezir zu übergeben habe? — Ich hatte dergleichen nicht. — Dann, erklärte der Schatzmeister, könne mir auch der Großvezir nicht eine Audienz gewähren, denn der Großvezir empfange keinen Fremden, der nicht Depeschen an ihn überbringe. — Das nahm ich ziemlich gleichmüthig auf, denn mir lag in der That wenig daran, ob mir eine Audienz gewährt wurde oder nicht; zu meinem Auftrage that das nichts. Indessen nach einer kleinen Weile kam der Schatzmeister wieder, um mir ohne weitere Einleitung zu

sagen, der Großvezir wolle mir am folgenden Tage um 10 Uhr früh Audienz gewähren."

„Ich hielt mich natürlich bereit, und zur festgesetzten Stunde kam denn auch der Schatzmeister, mich abzuholen. Der ganze Weg von meinem Zelte bis zu dem des Großvezirs war von Soldaten — Arnauten — besetzt, die eine Gasse bildeten. Wie ich in das Zelt eintrat, sah ich den Großvezir, Muhsinsade-Mohamet-Pascha, im Fond, mir gerade gegenüber, auf einem rothen Teppiche sitzen, umgeben von mehreren Türken vornehmeren und geringeren Standes — und hinter ihm sah ich gleichsam ein Meer von Köpfen. Es war nämlich hinter seinem Sitze ein vertiefter Raum, in dem sich sein geringeres Gefolge, Wache und Dienerschaft versammelt hatten; so viel tiefer, daß nur die Köpfe der Leute in gleicher Höhe mit dem Boden waren, auf dem wir standen."

„Die Ceremonien der Audienz waren wunderlich genug, so daß es nicht ganz leicht war, ernsthaft dabei zu bleiben. Ich mußte mich drei Mal vor dem Großvezir verbeugen; darauf wurde mir ein Becken und Wasser hingehalten und ich mußte mir die Hände waschen; dann wurde ein schwarzsammtener, mit Silber gestickter Teppich herbeigebracht und vor dem Großvezir ausgebreitet; es wurde ein rothsammtenes, mit Gold gesticktes Kissen darauf gelegt, das war der Sitz, der mir dem Großvezir gegenüber angewiesen wurde. Aber noch war der Augenblick nicht gekommen, das Gespräch anzufangen. Wie ich dem hageren alten Manne gegenüber saß, wurde ein großes rothseidenes, mit Gold gesticktes Tuch gebracht und mir um die Schultern und um den Hals gelegt, ganz so, wie der Barbier einem, den er rasiren soll, seine Servietten umhängt. Jetzt endlich redete der alte Muhsinsade mich an, und fragte durch seinen Dolmetscher nach Allem, was er gewiß schon wußte: wer ich sei, nämlich — woher ich komme, wohin ich ginge. Ich beantwortete natürlich diese Fragen jetzt, wie früher. Da näherte sich mir der Schatzmeister und wollte mir einen Beutel mit 2000 Ducaten überreichen; die lehnte ich ab, indem ich sagte, ich sei mit Gelde hinlänglich versehen. Das nahm der Großvezir aber ganz gewaltig übel, er sah sehr verdrießlich aus, sprach sehr heftig und ließ mir durch den Dolmetscher sagen: „„Es ist nicht das Geld, das wir schenken, sondern durch das Geschenk suchen wir unsere Zuneigung zu der Person zu beweisen, und wir er-

warten nicht, daß man die Beweiſe unſerer Achtung und unſeres Wohlwollens zurückweiſe.“ — Ich ſah nun wohl, daß ich einlenken mußte, und erwiderte, wenn dem ſo ſei, nähme ich das Geſchenk an und bedanke mich beſtens für die Ehre, die mir dadurch erwieſen werde.“

„Nun nahmen ſie mir das ſeidene Tuch wieder ab, dagegen aber wurde mir ein türkiſcher Kaftan über die Uniform angezogen, und darauf wurde mir ein großherrlicher Firman übergeben, daß man mich überall ſolle frei paſſiren laſſen, daß Niemand mich aufhalten dürfe. Dieſer Firman ſteckte wie immer in einem gelbſeidenen Beutel. Alle Türken kennen den gelbſeidenen Beutel und haben eine große Scheu und Ehrfurcht davor. Nun wurde mir wieder ein Becken mit Waſſer gebracht, das iſt ein Zeichen, daß die Audienz zu Ende iſt. Ich wuſch mir abermals die Hände, machte meine drei Verbeugungen und zog mich zurück.“

„Der Großvezir hat immer eine beſondere Truppe, auf die er ſich glaubt beſonders verlaſſen zu können, unmittelbar um ſich. Dieſe Truppe, die bis an 30,000 Mann ſtark iſt, hat ſtets im Lager der ganzen Armee ein abgeſondertes Lager für ſich inne, in deſſen Mitte das Zelt des Großvezirs ſteht. Dieſes innere Lager iſt durch eine Art von Wand, von rothem und grünem Seidenzeuge, ſo hoch, daß Niemand herüber ſteigen oder ſpringen kann, von dem übrigen Lager abgeſperrt. Innerhalb dieſes abgeſperrten Raumes ging ich den Tag über ganz ungehindert herum. Ich kam da unter Anderem an ein ungemein langes Zelt — das war der Pferdeſtall des Vezirs. Da ſah ich 150 Reitpferde, herrliche Thiere von hochedler Zucht, eines ſchöner als das andere, und wie das im Orient ſo üblich iſt, einige an zwei, andere an drei, einige ſogar an allen vier Füßen gefeſſelt. Ich kam auch zu dem Raume, wo alle Vorräthe für die Armee, zu meiner Verwunderung ganz ohne Obdach, unter freiem Himmel aufgeſtapelt waren. Da waren Pyramiden von Weizen aufgehäuft, von Reis, von Haber und Gerſte, von Butter ſogar, jetzt im Herbſte.“

„Als ich nun am anderen Morgen weiter reiſte — zu Pferde natürlich, wie ich angekommen war — wurden mir zwei Tataren zur Begleitung mitgegeben. Ueberall, wo wir unterwegs anhielten, fand ich eine reichliche Mahlzeit für mich und meinen Diener bereit, und wenn ich bezahlen wollte, wurde nichts angenommen; man ſagte mir,

ich werde auf Befehl des Großvezirs und auf Koſten des Sultans bewirthet. Meine beiden Tataren waren ein paar recht gute zuverläſſige Menſchen und ſo dienſtfertig, daß der Eine, als er ſah, daß der Beutel mit den 2000 Ducaten, den mein Diener im Buſen trug, ihm die Bruſt wund gerieben hatte, dieſen Beutel übernahm und bis an das Ende der Reiſe im Buſen trug — und ich muß ihm zur Ehre nachſagen, daß er nicht einen einzigen Ducaten davon genommen hat. Wie ich dieſe Tataren an den Thoren von Conſtantinopel entließ, ſchenkte ich einem jeden von ihnen fünfzig Ducaten. Sie waren ſehr erfreut, aber fußfällig haben ſie meinen Diener gebeten, keinem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, denn wenn der Großvezir etwas davon erführe, würden ſie Beide ſtrangulirt."

„Die ruſſiſchen Curiere ſtanden damals in Conſtantinopel unter dem Schutze der preußiſchen Geſandtſchaft, und ſo kam denn auch ich in das Haus des preußiſchen Geſandten, Herrn von Zegelin, in Pera. Er ſelbſt war nicht zu Hauſe, er war auf dem Congreſſe in Focſany. So fand ich denn nur Frau v. Zegelin. Das war eine ſehr lebhafte, liebenswürdige Dame, die mich auf das beſte aufnahm, und es unter Anderem auch dahin zu bringen wußte, daß mir ein Lieblingswunſch erfüllt wurde. Ich hätte nämlich gern eine vornehme türkiſche Dame und das Innere eines Harems geſehen. Ich fragte Frau v. Zegelin, ob ſich das nicht machen laſſe — da mir der türkiſche Ambaſſadeur in Focſany einen Brief an ſeine vornehmſte Gemahlin mitgegeben hatte. Sie antwortete zuerſt, das würde wohl nicht gehen — da ich aber hinzufügte, der Ambaſſadeur habe mir aufgetragen, den Brief ſelbſt perſönlich abzugeben, meinte ſie, wenn das der Fall ſei, werde es ſich vielleicht möglich machen laſſen. Die Schwierigkeiten erwieſen ſich beinahe größer ſelbſt, als ſie erwartet haben mochte; ſie mußte mehrere Tage über mit der Türkin capituliren, ehe dieſe ſich entſchloß, mich vorzulaſſen; aber Frau v. Zegelin war eine Dame, die nicht leicht etwas aufgiebt, und ſo wurde denn doch am Ende der Entſchluß gefaßt, mich im Innern des Harems zu empfangen."

„An der Thüre des türkiſchen Palaſtes hatte ich dann aber zur feſtgeſetzten Stunde noch eine letzte Schwierigkeit zu überwinden, auf die ich nicht gefaßt war. Die Türken tragen bekanntlich Stiefelchen, deren Sohlen, wie das Ganze, von weichem Safian ſind, und nur

in den Straßen darüber Pantoffeln mit wirklichen Sohlen, die aber ſtets an der Hausthüre abgelegt werden. Der Thürhüter wollte nun die allgemeine Regel auch auf mich anwenden, und verlangte ſehr entſchieden, ich ſolle meine Reiterſtiefel an der Hausthüre ausziehen. Vergebens ſuchte ich ihm begreiflich zu machen, daß das nicht gut möglich ſei; er beſtand auf ſeinem Sinne und ließ mich nicht ein, bis am Ende einer von der vornehmeren Dienerſchaft aus dem Hauſe trat und mich einführte. In dem Saal, in den ich nun geführt wurde, ſaßen auf Teppichen und Polſtern vier türkiſche Damen ohne Schleier. Ich wußte nicht, an welche dieſer Damen ich mich mit meinem Briefe wenden ſollte, doch die vornehmſte Gemahlin des Ambaſſadeurs half mir ſelbſt aus der Verlegenheit, indem ſie Miene machte, den Brief in Empfang zu nehmen. Merkwürdig aber war mir bei dieſem Beſuche, wie wenig meine Anweſenheit die Damen ſtörte, nachdem ſie ſich einmal entſchloſſen hatten, mich zu empfangen. Sie waren vollkommen unbefangen. Ich durfte ſie in ihren mit hohen Mauern umgebenen Garten begleiten, ſie ſcherzten und lachten unter ſich — ja ſie ſpielten Verſteckens mit mir, und wir liefen wie Kinder im Garten herum. Natürlich waren wir bei alledem ſehr gut bewacht."

„Wie ich von dieſem Beſuche zurückkam, wurde ich dem Kaimakam vorgeſtellt, der auch wieder die Fragen über Woher und Wohin, an die ich nun ſchon gewöhnt war, an mich richtete. Zuletzt fragte er mich, ob ich einen Dolmetſcher bei mir habe? — Da ich darauf mit Nein! antworten mußte, hatte er die unerwartete Güte mir einen Türken mitzugeben, der mir als Dolmetſcher dienen konnte, und darauf wurde ich entlaſſen."

„Ich nahm nun auch von Frau v. Zegelin Abſchied und ſchiffte mich auf einem gemietheten Boote ein, um nun zunächſt die Dardanellen-Schlöſſer genau zu beſichtigen. Bei dem erſten dieſer Schlöſſer aber wurde ich einige Tage aufgehalten. Der Kapudan-Paſcha hatte ſich krank dorthin bringen laſſen, und verlangte mich zu ſehen. Am Tage nach meiner Ankunft wurde ich denn zur Audienz entboten. Der kranke alte Mann, der Kapudan-Paſcha, lag in ſeinem Bette und erhob ſich auch nicht, um mich zu empfangen. Sein Arzt ſtand neben dem Bette, und ſonſt umher noch eine Menge anderer Perſonen. Er ſelbſt richtete wieder die gewöhnlichen Fragen an mich

und zwar in ganz beſonders umſtändlicher Weiſe, und da ich berichtete, daß ich zu dem Grafen Alexey Orlow gehe, ſagte er mit ſo viel Eifer, als ſeine ſchwachen Kräfte zuließen: „Grüße den Grafen Alexey recht herzlich von mir, denn nie werde ich vergeſſen, wie viel Gutes er mir gethan hat.“"

„Nämlich, der Kapudan-Paſcha hatte, ich weiß nicht mehr weswegen, das Gelübde gethan nach Mekka zu pilgern, und auf der Rückreiſe von dieſer Wallfahrt war er unverhofft unſerer Flotte zu nahe gekommen; das Schiff, auf dem ſich ſeine Frauen und Kinder befanden, war in unſere Hände gefallen. Orlow aber hatte dieſes Schiff nicht nur ganz unverſehrt wieder frei gegeben, ſondern er hatte ihm auch eine unſerer Fregatten als Escorte beigegeben und es auf dieſe Weiſe ſicher bis an die Dardanellen geleiten laſſen.“

„Zum Schluſſe der Audienz verehrte mir auch der Kapudan-Paſcha 2000 Ducaten, und mit den Anſichten der Türken beſſer bekannt, machte ich diesmal keinen Verſuch ſie abzulehnen. — Später wurde ich auch mit dem Arzte des alten Herren etwas näher bekannt, und er erzählte mir ſeine Lebensgeſchichte — freilich nicht ganz vollſtändig und ohne Lücken. Er war ein Deutſcher von Geburt; was ſein eigentlicher Lebensberuf geweſen war — warum er auf Reiſen gegangen war, und warum gerade nach dem Orient: das erfuhr ich nicht; aber er erzählte mir, daß ihm auf Schio das Geld ausgegangen ſei, ſo daß er nicht weiter gekonnt habe. Da habe er denn verſucht, als Lehrer ſein Fortkommen zu finden; worin er eigentlich die griechiſche Jugend unterrichten wollte, das weiß ich nicht — jedenfalls wollte es ihm damit nicht glücken. Da ging er denn mit ſich ſelbſt zu Rath, und überlegte, wie er mir ſagte, er habe doch in früher Jugend im elterlichen Hauſe und auch ſonſt viel von Arznei reden hören — kurz, er entſchloß ſich und wurde Arzt, d. h. er erklärte ſich einfach dafür und fing an zu prakticiren, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß der Kapudan-Paſcha, als er erkrankte, von einem berühmten Arzte hörte, der auf Schio wunderbare Curen vollführe, und eigens ein Schiff dorthin ſchickte, ihn abzuholen. Nun behandelte er alſo den guten alten Kapudan-Paſcha, und wie er mir ſagte, hatte ihm die Cur ſchon 10,000 Ducaten eingetragen.“

„Nach einigen Tagen Aufenthalt ſetzte ich dann meine Fahrt im Boote fort, um auch die anderen Dardanellen-Schlöſſer zu beſichtigen.

Da traf es ſich unglücklich, daß mein Dolmetſcher die Bewegung des Bootes nicht vertragen konnte; er wurde ſeekrank, und kam auch, wo wir landeten, nicht ſo bald wieder zu ſich, daß er mich hätte begleiten können. Ich mußte ihn im Boote liegen laſſen, und doch war es bedenklich, die Feſtungen zu beſuchen, ohne Jemanden, der für mich antworten konnte, wenn ich angeredet wurde, der mir geſagt hätte, was man von mir wollte. Ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich den gelben ſeidenen Beutel mit dem großherrlichen Firman an mein Degengefäß hing, und die Ehrfurcht und Scheu, die alle Türken vor dem gelben Beutel haben, half mir wirklich überall durch. Ich ging ganz ungehindert in den Schlöſſern herum und orientirte mich darin, ich ſah mir ſelbſt die Kanonen auf den Wällen ganz genau im Einzelnen an, Niemand ſtörte mich. Die Türken, denen ich begegnete, ſahen mich wohl verwundert an, aber Niemand wagte mich anzuhalten oder auch nur anzureden."

„Nachdem ich nun meinen Auftrag hier erfüllt hatte, mußte ich ſuchen nach Naxos zu kommen, wo damals unſere Flotte unter dem Grafen Alexey Orlow lag. Ich fand aber keine andere Möglichkeit dahin zu kommen, als daß ich ein kleines altes griechiſches Fahrzeug miethete. Es war eines von den kleinen Segelſchiffen, wie ſie in den dortigen Meeren üblich ſind; ein Fahrzeug, das ſich nach Umſtänden auch der Ruder bedienen kann. Es war alt und in ſehr ſchlechtem Zuſtande; indeſſen ich hatte keine Wahl. — Im Anfange ging die Fahrt ganz gut, wir hatten günſtigen Wind, aber wie wir auf der größten Höhe waren, zwiſchen der Einfahrt in die Dardanellen und Schio, wurde der Wind ſtärker, die See unruhig und die Wellen zerſchlugen uns das Steuerruder. Wir ſuchten in den nächſten Hafen zu flüchten, nach dem uns Wind und Wellen trieben, und das war Schio. Hier aber geriethen wir zuerſt in eine noch größere Gefahr. Die Einfahrt in den Hafen von Schio, zwiſchen Felſen, wie durch eine Pforte hindurch, iſt nämlich ſehr ſchwierig; ſelbſt die Einfahrt durch den mittleren und größten der drei Canäle, die in den inneren Hafen führen. Da, bei unruhiger See, ohne Steuerruder durchzukommen, war nicht leicht. Wir ſuchten uns zwar mit den Rudern zu helfen, aber es war doch eine ſchlimme Sache. Indeſſen wir kamen doch glücklich durch in den Hafen und an das Land."

„Am Ufer liefen eine große Menge Menſchen zuſammen, um

mich als einen Fremden zu ſehen; es waren viele Frauen darunter, und ich war überraſcht und erſtaunt. Ich muß ſagen, was der Ruf von der Schönheit der griechiſchen Frauen ſagt, iſt wahrlich nicht übertrieben. Nie und nirgends habe ich ſo viel ſchöne Frauen geſehen, als auf Schio. — Ich ging zu dem türkiſchen Gouverneur der Inſel und erzählte ihm meinen Unfall; er erwies ſich ungemein gefällig und dienſtfertig; er ließ mein Fahrzeug an das Land ziehen und nicht nur mit einem neuen Steuerruder verſehen, ſondern auch überhaupt ſo gründlich repariren, als in der Geſchwindigkeit möglich war."

„So wie es wieder im Stande war, ſetzte ich meine Seefahrt fort und kam glücklich nach Naxos. Da hatte ich natürlich viel mit dem Grafen Alexey Orlow zu verhandeln. Der ganze Entwurf zum Angriffe und, wie wir hofften, zur Eroberung von Conſtantinopel wurde hier zwiſchen mir und dem Grafen Alexey verabredet und feſtgeſtellt. Er iſt nur deswegen nicht zur Ausführung gekommen, weil es inzwiſchen dem Kanzler Grafen Panin, der immer für den Frieden ſtimmte, gelungen war, den Günſtling der Kaiſerin, den Grafen Gregor Orlow, zu ſtürzen. Das konnten wir auf Naxos nicht wiſſen."

„Wie ich nun zur Rückreiſe wieder auf einem ſolchen Segel- und Ruder-Fahrzeuge eingeſchifft an die Dardanellen gelangte, hörte ich bald, da die Schiffsleute gelegentlich mit den Leuten am Ufer verkehrten, und mit Fahrzeugen, die uns begegneten, ein Gerücht, daß die Friedens-Unterhandlungen zu Bucareſt ſich zerſchlagen hätten und daß der Krieg wieder ausgebrochen ſei; ich achtete aber nicht ſonderlich darauf. Der Kapudan-Paſcha, den ich noch immer bei dem erſten der Dardanellen-Schlöſſer fand, empfing mich wieder in Audienz, fragte aber nur nach dem Grafen Alexey und nach gleichgültigen Dingen, und ließ ſich gar nichts merken von der veränderten politiſchen Lage. Sein Arzt aber zog mich bei Seite, als ich entlaſſen war, und ſagte mir in deutſcher Sprache: „Wiſſen Sie! der Krieg iſt von Neuem ausgebrochen und Sie haben alle Urſache, ſich in Acht zu nehmen.""

„Das merkte ich mir wohl, aber ich konnte doch vor der Hand nichts Anderes thun, als meine Reiſe nach Conſtantinopel fortſetzen, mich dort unter den Schutz der preußiſchen Geſandtſchaft ſtellen, und dann ſehen, wie ich wieder zu unſerer Armee kam."

„In Constantinopel eingetroffen (März 1773), sah ich gleich zuerst in den Straßen türkische Werbungen. Da trägt ein türkischer Unteroffizier oder Subalternoffizier, begleitet von einem Tambour und einem Pfeifer, eine Fahne durch die Straßen. Wer sich unter die Fahne stellt, ist angeworben und Soldat."

„Wie ich bei Frau v. Zegelin eintrat, nahm sie mich bei der Hand, führte mich an ein Fenster, das die Aussicht auf Constantinopel mit allen seinen Minarets hatte, und sagte zu mir: „„Sehen Sie, was hier während Ihrer Abwesenheit Alles vorgegangen ist!"" — Jede Stunde erschien auf jedem der Minarets ein türkischer Beamter, stieß in eine Trompete und rief dann mit lauter Stimme in die Straßen hinunter, daß der Krieg wieder ausgebrochen sei."

„Frau v. Zegelin sagte mir auch gleich, ich würde wohl einige Zeit in Constantinopel verweilen müssen. Es vergingen acht Tage, die ich natürlich ganz zurückgezogen im Hause zubrachte, und ich konnte wohl gewahr werden, daß während dieser Zeit etwas Besonderes vorging. Es kamen vornehme Türken mit ihren Dolmetschern in das Haus und Frau v. Zegelin unterhandelte lange mit ihnen; auch war sie zerstreut und schien öfter auf dem Punkte mir etwas zu sagen und hielt dann doch wieder an sich. Endlich, nach ungefähr acht Tagen, sagte sie mir: „„Sie können jetzt reisen!"" — und dann, nach einiger Ueberlegung, fügte sie hinzu: „„Ich muß Ihnen sagen, wenn ich nicht gewesen wäre, säßen Sie längst in den sieben Thürmen."" — Ich antwortete, ich habe wohl bemerkt, daß etwas im Werke sei und daß sie viel zu unterhandeln habe, und bat sie, mir zu sagen, was denn eigentlich vorgegangen sei. Da erzählte sie mir dann, der Kaimakam habe mich wollen verhaften und in die sieben Thürme setzen lassen; sie aber habe das entschieden nicht zugelassen, weil ich hier unter preußischem Schutze stehe. Endlich habe sich der Kaimakam entschlossen, einen Courier an den Großvezir abzufertigen und anzufragen, wie man mit mir zu verfahren habe. Der Vezir Rubsinsade war ein sehr billig denkender Mann; er antwortete: der Waffenstillstand sei zwar gebrochen, ich aber sei während desselben nach Constantinopel abgefertigt worden, und habe nicht rechtzeitig benachrichtigt werden können, daß die Feindseligkeiten wieder beginnen würden; ich hätte also bis zu meiner Rückkehr in das russische Lager

alle Rechte, die der Waffenſtillſtand gewährte, und man müſſe mich reiſen laſſen."

„Ich hatte wohl alle Urſache mich bei Frau v. Zegelin zu bedanken, aber ich nahm auch ſo bald als möglich Abſchied von ihr und ſäumte nicht abzureiſen. — Nicht weit von Conſtantinopel begegnete ich dem preußiſchen Geſandten Zegelin, der aus Bucharest zurückkam. Er war ſehr unzufrieden mit den dortigen Unterhandlungen, ſehr unzufrieden damit, daß der Friede nicht zu Stande gekommen war. Wir frühſtückten zuſammen und reiſten dann Beide weiter; er nach Conſtantinopel und ich in das türkiſche Lager."

„Hier wurde mir, ſo wie ich eingetroffen war, wieder, wie das erſte Mal, ein Zelt in dem beſonderen Lager des Großvezirs eingeräumt, man ſagte mir aber gleich, ich werde einige Tage verweilen müſſen, der Vezir könne mich nicht ſofort empfangen. Nach einer Mahlzeit, die mir vorgeſetzt wurde, legte ich mich nieder, etwas zu ſchlafen. Wie ich wieder aufwachte, ſah ich, daß ſich in meinem Zelte vierzig oder fünfzig türkiſche Offiziere eingefunden hatten, wahrſcheinlich, um den Fremden zu ſehen. Sie ſaßen mit gekreuzten Beinen auf dem Teppiche, rauchten ihre langen Pfeifen und tranken Caffee. Um mir ihr Wohlwollen und ihre Achtung auf ihre Weiſe zu beweiſen, bot mir Einer nach dem Anderen erſt ſeine Pfeife an, aus der ich ein paar Züge rauchen mußte, und dann ſeine Taſſe, und ich mußte einen Schluck daraus trinken —: Beides für mich ſehr unangenehm, da ich kein Raucher bin, und die Türken ihren Caffee ohne Zucker und ohne Sahne trinken."

„Einige der Herren entfernten ſich, andere kamen — es war ein beſtändiges Gehen und Kommen — allmälig aber wurde die Zahl derer, die da gingen, überwiegend — der Türken wurden nach und nach weniger in meinem Zelte — endlich verloren ſie ſich alle, und die Letzten, die ſich entfernten, machten das Zelt von außen zu. Das fiel mir auf; ich wollte zu der Oeffnung an der Rückſeite meines Zeltes hinaus, um zu ſehen, was das bedeuten ſollte — da wurde ich aber zwiſchen den beiden Leinwandwänden des Zeltes meinen Dolmetſcher gewahr, der an allen Gliedern zitterte, mir winkte, nicht hinaus zu gehen, den Finger auf den Mund legte, und noch andere Zeichen machte, ich ſolle mich ruhig verhalten und kein Geräuſch machen. Da hob ich denn nur an einer Stelle das Dach meines

Zeltes ein wenig auf, so daß ich zwischen dem Dache und der äußeren Wand durchsehen konnte. Da sah ich denn in einiger Entfernung ein großes Gewühl von Menschen in großer Aufregung, reitende Boten, die eilig heransprengten oder fortgaloppirten, und in der Entfernung ein Gefecht. Ich ging ganz still in mein Zelt zurück und verhielt mich ruhig."

„Bald darauf erfuhr ich, was vorgefallen war. Die ganze türkische Armee war im höchsten Grade unzufrieden damit, daß der Congreß zu Bucharest sich zerschlagen hatte, ohne den Frieden herbeizuführen, und in Folge dessen war eine gewaltige Desertion in der Armee eingerissen. Das Balkangebirge steckte voll entlaufener Soldaten, die Räubereien im Lande verübten. Der Großvezir hatte darauf die Päße im Gebirge durch seine besten und treuesten Leute, durch Arnauten, besetzen und auch sonst das Gebirge von Abtheilungen Arnauten durchstreifen lassen. Diese hatten nun eine Anzahl Deserteurs — wie man mir sagte, 700 — eingefangen und brachten sie als Gefangene in das Lager. Die Türken aber, ohnehin sehr schlecht gestimmt, waren empört darüber, daß Mahomedaner von Ungläubigen, von Christen, als Gefangene behandelt und daher geführt wurden. Es entstand ein Aufruhr, die Türken im äußeren Lager fielen über die Escorte her, die Gefangenen wurden befreit, die Arnauten niedergemacht, und nun drohte der Aufstand immer weiter um sich zu greifen; er war schon gegen den Großvezir selbst und seinen unmittelbaren Anhang gewendet; Alles hing an einem Haar. Der Großvezir stellte den Leuten seine getreuesten Spahi's entgegen, und es gelang am Ende denn doch die Aufständischen zu beruhigen und es sogar dahin zu bringen, daß die Rädelsführer, etwa 1000 Mann, verhaftet werden konnten. Aber die Gefahr war groß gewesen; der Aufstand regte sich auf beiden Flügeln der Armee, und wäre es nicht gelungen, ihn gleich im ersten Augenblicke zu unterdrücken, später wäre es wohl nicht mehr möglich gewesen, und der Großvezir und Alle, die zu ihm hielten, hätten wohl ihren Untergang darin finden können. Ich natürlich mit den Anderen."

„Sobald der Vezir wieder Herr seiner Armee war, wurde der Aufstand in türkischer Weise bestraft, und ich konnte von meinem Zelte oder vielmehr von meinem Verstecke aus, ohne mich zu zeigen, die Anstalten zu einer Hinrichtung sehen. Die gefangenen Rädels-

führer wurden gebunden auf den Richtplatz geführt; ein jeder von ihnen hatte einen Strick um den Hals und wurde von einem Soldaten, der mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet war, an der Hand geführt. Nebenher ſtanden Truppen genug unter den Waffen. Der Richtplatz war nicht weit vom Zelte des Großvezirs. Wie man mir erzählte, wurden die Verurtheilten da in eine Anzahl Kreiſe auf die Erde geſetzt und feſtgehalten, in der Mitte eines jeden dieſer Kreiſe ſtand ein Scharfrichter, der die Stricke, alles Halsſchlingen, in Händen hatte, und auf ein Zeichen, das der Großvezir ſelbſt gab, die Schlingen alle zugleich zuzog. Das Zeichen zu ſolchen militairiſchen Hinrichtungen wird gewöhnlich dadurch gegeben, daß der Großvezir aus ſeinem Zelte heraustritt und drei Piſtolen nacheinander in die Luft abfeuert. Diesmal aber wagte er das nicht zu thun; er gab das Zeichen dadurch, daß er aus ſeinem Zelte heraustrat und eine Fahne in die Höhe hob."

„Erſt als der Aufſtand auf dieſe Weiſe niedergeſchlagen war, den Tag nach der Hinrichtung, wurde ich zur Audienz bei dem Großvezir entboten. Ich ließ mir natürlich nichts merken von Allem, was ich erfahren und zum großen Theil auch geſehen hatte, aber der Großvezir erwähnte dieſer Ereigniſſe leicht und obenhin, als ſeien ſie kaum der Rede werth. Er erklärte ſie, wie der Dolmetſcher überſetzte, für „„Exceſſe"", die in der Armee vorgefallen ſeien; dergleichen kämen ja überall in allen Armeen vor und würden wohl auch bei uns, in der ruſſiſchen, vorkommen. — Ja wohl! antwortete ich gleichgültig, dergleichen kömmt auch bei uns oft genug vor! — Im Stillen aber war ich ſehr erfreut darüber, daß auch ich der Gefahr ſo glücklich entgangen war."

Von dem Großvezir entlaſſen, gelangte Knorring ohne weitere bemerkenswerthe Erlebniſſe nach Bucharest und zur ruſſiſchen Armee. —

Dieſes Planes, Conſtantinopel zu erobern, den Knorring, von Gregor Orlow beauftragt, mit deſſen Bruder zu verabreden hatte, wird in den Darſtellungen dieſer Zeiten nirgends ausdrücklich gedacht. Es heißt da überall nur, Gregor Orlow ſei in der Abſicht zum Friedenscongreſſe nach Focſany gekommen, Rumänzow von dem Oberbefehle über das Landheer zu verdrängen, und ſelbſt an deſſen Stelle zu treten, um dann an der Spitze dieſes Heeres „in der Krimm"

große Dinge auszuführen, während ſeine beiden Brüder, Alexey und Feodor, als Befehlshaber der Flotten, der Eine im Aegäiſchen, der Andere im Schwarzen Meere, glänzende Thaten vollführen ſollten. Das läßt ſich auch wohl erklären, da um den wirklichen Plan nur ſehr Wenige wußten, da er dann wieder aufgegeben wurde, ohne daß auch nur irgend ſichtbare Einleitungen zur Ausführung getroffen worden wären, und die Kaiſerin, die ſich von Oeſterreich argwöhniſch beobachtet wußte, gewiß aus politiſchen Gründen bedacht war, auch nachträglich nichts davon laut werden zu laſſen.

Da demnach das Ganze in Schweigen und Vergeſſenheit begraben geblieben iſt, erfahren wir auch nicht, was eigentlich beabſichtigt war, das heißt, wie weit die politiſche Abſicht reichte, der die Eroberung von Conſtantinopel dienen ſollte. Daß die Kaiſerin Katherina zu einer ſpäteren Zeit mit dem kühnen Gedanken umging, Conſtantinopel zu erobern, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein neugriechiſches Reich zu gründen, deſſen Krone ſie ihrem zweitgeborenen Enkel Conſtantin beſtimmte, das iſt bekannt, aber das waren Bilder, mit denen Potemkin ihrem Verlangen nach Glanz und Ruhm ſchmeichelte, Gedanken und Pläne, die er erſt hervorrief, und ſo ſehr ſie auch die eigene Macht überſchätzen mochte, wußte ſie ſich doch zu ſagen, daß ſie dazu mindeſtens der Zuſtimmung Oeſterreichs bedurfte, oder ſelbſt eines Bündniſſes mit dieſer Macht. — Nun hatte ſie freilich auch während dieſes ihres erſten Türkenkrieges den Verſuch gemacht, die Griechen in Morea und auf den Inſeln zum Aufſtande gegen die Pforte zu bewegen, aber was damit beabſichtigt wurde, iſt nie klar geworden; nur ſind wir berechtigt zu glauben, daß ihre Pläne zu dieſer Zeit auch nicht annähernd die großartige Tragweite der ſpäteren hatten. Wahrſcheinlich war es für dieſes Mal blos auf den Beſitz von Morea und der einen oder der anderen der Cycladen, bequemer und ſicherer Stationen für eine ruſſiſche Seemacht im Mittelländiſchen Meere, abgeſehen.

Zur Zeit, als dann der Friedenscongreß in Focſany eröffnet wurde, hatte die Kaiſerin bereits auf Friedrich's von Preußen ſehr dringende Ermahnungen diejenigen ihrer Forderungen fallen laſſen, die den Frieden nahezu unmöglich machten, und Oeſterreich in die Schranken, auf den Kampfplatz zu rufen drohten. Sie hatte bereits darein gewilligt, ihre „Entſchädigung" für das Ungemach des Krieges

in Polen zu ſuchen; ſie forderte nicht mehr die Schutzherrſchaft über die Moldau und Walachei, und hatte namentlich auf den Beſitz einer Inſel im Aegäiſchen Meere verzichtet. Woher nun plötzlich dieſer Plan, Conſtantinopel zu erobern, der mit allen dieſen Zugeſtändniſſen in geradem Widerſpruche ſteht, und weit über Alles hinausgeht, was König Friedrich als unzuläſſig widerrathen und Oeſterreich nicht undeutlich als eine Herausforderung zum Kriege bezeichnet hatte?

Nach Allem, was vorliegt, ſind wir wohl berechtigt anzunehmen — oder wenn man will zu vermuthen — daß der Plan nicht eigentlich von der Kaiſerin, ſondern von Gregor Orlow herrührte. Waren doch die Gebrüder Orlow die eigentlichen Urheber ſchon jenes früheren, viel kleiner angelegten griechiſchen Projects geweſen, und ſo wie Gregor beſeitigt war, dachte auch Niemand mehr eines Zuges nach Conſtantinopel. Der Plan wurde nicht eigentlich aufgegeben — er wurde ignorirt, als habe ſich nie ein ruſſiſcher Staatsmann mit ſolchem Gedanken beſchäftigt. Möglicherweiſe hatte Gregor Orlow ſogar das Unternehmen ganz auf eigene Hand geplant, und die Zuſtimmung der Kaiſerin dabei als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt. Er traute ſich ſehr viel zu und wußte ſich nicht Rechenſchaft davon zu geben, daß Katherina ſchon ſeit einiger Zeit den Wunſch hegte, ihn los zu werden. Vielleicht hat er gerade durch dieſe verwegene Eigenmächtigkeit ſeinen ſchon vorbereiteten Sturz vollends herbeigeführt.

Was ſich aber Gregor Orlow ſelbſt bei dieſem Plane gedacht haben mag — ob er glaubte, daß Rußland Conſtantinopel als bleibende Eroberung behaupten könne — oder ob der Angriff auf die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches nur ein Mittel ſein ſollte, die Friedensbedingungen ganz nach Belieben zu ſteigern — darüber fehlt uns jegliche Auskunft.

Merkwürdig iſt in Knorring's Bericht auch die Naivetät, mit der die Türken während des Waffenſtillſtandes, mitten im Kriege, einem ruſſiſchen Offiziere geſtatteten, die Dardanellen-Schlöſſer zu beſichtigen, — unter den Augen des Capudan-Paſcha's!

So viele ihrer Forderungen Katherina auch aufgegeben hatte, mußte der Krieg doch fortgeſetzt werden, weil die Pforte nicht darein willigen wollte, die krimmiſchen und nogaiſchen Tataren der türkiſchen Oberherrſchaft zu entlaſſen, Rußland aber in der That im Intereſſe ſeiner ſüdlichen Provinzen darauf beſtehen mußte, daß dies geſchehe.

Die Stimmung aber, die Knorring im türkischen Lager beobachten konnte, die Scenen, die er dort erlebte, tragen wohl dazu bei, die Ereignisse des folgenden Jahres — 1774 — zu erklären. Wir begreifen, daß die türkische Armee, in solchem Grade unzufrieden und des Krieges überdrüssig, nach der Niederlage bei Babadagh bis auf [illegible] Mann auseinander laufen konnte, und daß dieser geringe Rest, von einer auch nicht sehr zahlreichen russischen Heeresmacht umstellt, nicht entfernt an einen Versuch dachte, sich durchzuschlagen; daß der Großvezir in dieser Lage gezwungen war, sich den Frieden von Kutschuk-Kainardschy vorschreiben zu lassen.

III.

Als die Kaiserin Katherina sich, früher als sie erwartet hatte, und in Folge dessen nicht gehörig vorbereitet, in ihren zweiten Türkenkrieg verwickelt sah, glaubte bekanntlich der etwas abenteuerliche König Gustav III. von Schweden den Augenblick günstig, nicht nur den Theil von Finnland wieder zu gewinnen, der in den Friedensschlüssen von Nystädt und Abo an Rußland abgetreten worden war, sondern die gesammten Ostsee-Provinzen, die Peter der Große dem Schwedischen Reiche entrissen hatte, Ingermanland, Esthland, Liefland. Der unternehmende König hielt es für möglich, seinem Reiche auf diesem Wege wieder, in einer gänzlich veränderten Weltlage, die europäische Bedeutung einer Großmacht zu verschaffen, wie es sie unter großen Königen und Staatsmännern eine Reihe von Jahrzehnten über wirklich gehabt hatte. Die Verfassung Schwedens, die ihm jeden Angriffskrieg ohne Zustimmung des Reichstags untersagte, hielt ihn nicht auf, er glaubte die Nation mit sich fortreißen zu können, und fiel plötzlich selbst, zu Anfang Juli 1788, mit Heeresmacht in das russische Finnland ein, während eine schwedische Flotte unter seinem Bruder, dem Herzog von Südermanland, die russische im Finnischen Meerbusen aufsuchte.

Die Umstände waren in der That günstig genug. Mit ganz geringfügigen Ausnahmen waren alle Truppen, über welche die russische Regierung verfügen konnte, unter Potemkin und Rumänzow nach dem Süden des Reichs gegen die Türken entsendet worden; der Norden, wo man keinen Angriff erwartet hatte, war in dem Grade von Truppen entblößt, daß zunächst den Schweden nur etwa 6000 Mann

entgegengeſtellt werden konnten, obgleich ſelbſt die Garden, ſeit beinahe einem halben Jahrhundert, ſeit den Tagen Münnich's, des Dienſtes im Felde entwöhnt, zum größeren Theil nach Finnland aufbrechen mußten. Erſt zwei Wochen ſpäter konnte dieſes kleine Heer bis auf die doppelte Zahl verſtärkt werden, und bis an das Ende des Feldzuges blieb das Mißverhältniß der Streitkräfte ein ſolches, daß die ruſſiſchen Generale es nicht mit irgend einem Grade von Zuverſicht auf eine Entſcheidung in offener Feldſchlacht ankommen laſſen durften. Die augenblicklichen Verhältniſſe hätten ſich ſogar noch günſtiger für Schweden geſtaltet, wenn König Guſtav ſeinen Angriff noch um ein paar Wochen verſchob, und damit wartete bis die ruſſiſche Oſtſee-Flotte unter dem Admirale Greigh, wie ſie ſollte, nach dem Mittelländiſchen Meere unter Segel gegangen war.

Indeſſen, obgleich dieſe Flotte noch zur Hand war, die Hauptſtadt von der Seeſeite ſchützen konnte, und wirklich am 17. Juli bei der Inſel Hochland in einem Treffen, das unentſchieden blieb, einen Angriff der ſchwediſchen abwehrte, waren doch Beſtürzung und Beſorgniſſe im Rathe der Kaiſerin ſehr groß. Eilig waren die jungen Großfürſten, die Enkel Katherina's, nach Moskau in Sicherheit gebracht worden; auch die Anſtalten zur Abreiſe der Kaiſerin waren, für den Fall, daß ſie nothwendig werden ſollte, in der Stille getroffen, und nicht minder war man darauf bedacht Caſſen, Archive und Koſtbarkeiten zu retten.

Selbſt in dieſer dringenden Verlegenheit aber blieb Katherina, ihrem Syſteme getreu, immer und überall, wo es ſich irgend thun ließ, einen National-Ruſſen, womöglich einen Mann aus den Hofkreiſen, oſtenſibel an die Spitze zu ſtellen, Jemanden aus einem nach den in Rußland herrſchenden Begriffen vornehmen Hauſe, d. h. nach einem Maßſtabe vornehm, durch den ſolche Emporkömmlinge, wie die Raſumowsky's und Orlow's, die ihre Größe perſönlichen Beziehungen zu der herrſchenden Familie verdankten, nicht ausgeſchloſſen waren. Sie ernannte diesmal den Grafen Muſſin-Puſchkin zum commandirenden Feldherrn in Finnland, obgleich ſie über deſſen vollkommene Nullität nicht im Zweifel war. Gotthart v. Knorring weilte in Urlaub auf ſeinen Gütern in Eſthland; ſein Urlaub wurde „caſſirt", er wurde ſchleunigſt nach Petersburg berufen und dem neu ernannten Feldherrn als General-Quartiermeiſter beigegeben. „Die Kaiſerin

wußte, daß ich bei Muſſin-Puſchkin Alles war!" ſagt Knorring ſelbſt.

Seine Stellung bei der kleinen Armee in Finnland war eine ſchwierige, weil hier mit unzureichenden Mitteln Unmögliches geleiſtet werden ſollte, und ſie wurde dadurch noch ſchwieriger, daß der Großfürſt Paul Petrowitſch, der ſich ſo lange Jahre mit der Stellung eines Thronfolgers begnügen mußte, im Hauptquartiere erſchien, um den Feldzug mitzumachen. Das hatte etwas Seltſames. Die Kaiſerin hatte den Großfürſten bis dahin ſehr gefliſſentlich der bewaffneten Macht des Reiches fern gehalten; noch vor Kurzem hatte er vergebens um die Erlaubniß gebeten, ſich dem Heere anzuſchließen, das gegen die Türken im Felde ſtand; er hatte vergebens geltend gemacht, daß ſeine perſönliche Ehre ihm zur Pflicht mache, die Beſchwerden und die Gefahren der ruſſiſchen Krieger zu theilen, vergebens darauf verwieſen, was ganz Europa dazu ſagen würde, wenn er ruhig zu Hauſe bleibe. Seine Mutter hatte ihm mit den bekannten Worten geantwortet: „L'Europe dira que vous êtes un fils obéissant."

Jetzt erſchien der Großfürſt mit Erlaubniß der Kaiſerin bei dem Heere in Finnland, obgleich der Commandirende, Muſſin-Puſchkin, für ihn ein Gegenſtand des leidenſchaftlichſten Haſſes war. Er glaubte ihn nämlich mit Unrecht bei der Ermordung Peter's III. betheiligt. Den General Knorring dagegen, den er oft an ſeinem kleinen Hofe zu Gatſchina ſah, behandelte der Großfürſt als einen perſönlichen Freund mit großer Hochachtung. Er mied demnach den commandirenden General in jeder Weiſe und ſuchte ſich dagegen dem General-Quartiermeiſter auf das engſte anzuſchließen; von ihm wollte er das Kriegshandwerk lernen, unter ſeiner Leitung hoffte er ſich zum General und Feldherrn zu bilden. Knorring hatte aber von der Kaiſerin insgeheim den gemeſſenen Befehl erhalten, dem Großfürſten nie irgend etwas von den wirklich beabſichtigten Operationen mitzutheilen. Da der Großfürſt im Gegentheile um Alles wiſſen, über Alles belehrt ſein wollte, war Knorring in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, den künftigen Kaiſer, mit ihm zuſammen über die Karte von Finnland gebeugt, mitunter halbe Nächte hindurch, von möglichen ſtrategiſchen Combinationen zu unterhalten, ohne je die wirkliche Lage der Dinge zu berühren. Eine überaus peinliche Rolle,

die auf die Länge ſchwerlich durchzuführen war, wenn ſich nicht, zu Rußlands Glück, der Feldzug zu einem ziemlich thatenloſen geſtaltet hätte.

König Guſtav von Schweden war nämlich, zu Rußlands Glück, trotz aller glänzenden Schein-Eigenſchaften, die er gefliſſentlich zur Schau trug, nicht der Mann große Dinge mit ernſter und mannhafter Ausdauer durchzuführen. Sein Charakter war in gewiſſem Sinne ein gemachter; er war weſentlich ein Schauſpieler, der ſtets darauf bedacht blieb, im Leben eine Rolle durchzuführen, die er ſich mit Abſicht vorgezeichnet hatte. Eine ritterliche Genialität, die alle Elemente des Lebens zugleich zu umfaſſen und zu beherrſchen weiß — den Dienſt der Damen und den Ernſt der Schlachten, Kunſt und Wiſſenſchaft, die Sorgen des Staatsmannes und ſelbſt die frivolen Künſte der Zeit, Oper und Ballet — Alles —: das war es, was er in ſeiner Perſon darzuſtellen bemüht war. Er mußte ſich vielleicht einigen Zwang anthun, um den Entwurf zu einem Angriffe auf die Feſtung Friedrichshamm und die Anordnung eines neuen Ballets zu gleicher Zeit und anſcheinend mit gleichem Eifer zu betreiben, aber er that es. Er wußte, daß faſt der ganze Adel ſeines Reiches ihm feindlich geſinnt war, und hätte ſich ſagen müſſen, daß Zeit und Umſtände den ſtrengſten Ernſt von ihm forderten. Anſtatt deſſen erſchien er im Lager in einem ſeidenen Anzuge, der mittelalterlich und elegant ritterlich ſein wollte, trotz der ſteifen gepuderten Locken und des Zopfes, die der augenblicklichen Mode huldigten — zu Pferde, in Schuhen mit rothen Schleifen, einen phantaſtiſchen Hut mit vielfarbigen wehenden Straußfedern auf dem gepuderten Haar. Er brachte Dichter, Sänger und Tänzerinnen mit; Oper- und Ballet-Proben wurden im Lager angeſtellt, während es ſich darum handelte, eine feindliche Feſtung durch einen ſtürmenden Angriff zu erobern, und außerdem gab der König ſeinen Kriegern das geſucht alterthümliche Schauſpiel eines Ritterſchlages unter freiem Himmel. Ueber dieſes theatraliſche Troubadour-Weſen war aber manches Ernſte und Weſentliche vernachläſſigt und verſäumt worden. Die ſchwediſche Armee war ſehr unvollſtändig ausgerüſtet und ſchlecht verſorgt. Das ſchwere Geſchütz, deſſen man zu den Belagerungen bedurfte, war nicht zur Stelle.

Trotz aller Mängel, die ſich gleich vom erſten Augenblicke an

zeigten, hätte der König freilich bedeutende Erfolge erringen, er hätte gar wohl ſiegreich in Petersburg einziehen können, da man ihm ruſſiſcher Seits zunächſt ſo gut wie nichts entgegen zu ſetzen hatte — aber zu Rußlands weiterem Glücke ſah ſich der unternehmende Schwedenkönig gleich bei den erſten Schritten ſeiner Helden-Laufbahn in unerwarteter Weiſe gelähmt. Das Offiziercorps ſeiner Armee, aus dem unzufriedenen Adel hervorgegangen, verſagte ihm in aller Form den Gehorſam (3. Auguſt). In dem Augenblicke, wo er den gewaltſamen Angriff auf Friedrichshamm befehlen wollte, erklärten ihm die Offiziere, daß dieſer Angriffskrieg, den er ohne die Zuſtimmung des Reichstages führe, verfaſſungswidrig ſei. Die Herren konnten es nicht vergeſſen, daß der König die unbedingte Herrſchaft, die ſie ſeit Karl's XII. Ende zu üben gewohnt waren, durch den Staatsſtreich von 1772 ſehr weſentlich geſchmälert hatte, und ihre Standesintereſſen ſtanden ihnen höher als das Vaterland. Oberſt Häſtesko, der vor Allen das Wort führte, drohte ſogar dem Könige in Form einer Warnung, indem er den Augenblick als einen entſcheidenden bezeichnete, und den König aufforderte zu bedenken, daß ein falſcher Schritt ihm die Krone koſten könne.

Vergebens wendete ſich Guſtav unmittelbar an die Soldaten; ſie waren von ihren Offizieren gehörig bearbeitet, und unzufrieden des Mangels wegen, der in Folge ſchlechter Anſtalten im ſchwediſchen Lager herrſchte. Des Königs Reden blieben unbeachtet; das finniſche Regiment Abo, deſſen Oberſter Häſtesko war, legte die Waffen nieder, zwei andere finniſche Regimenter folgten ſofort dem Beiſpiele. König Guſtav mußte gewahren, daß er hier zur Stelle und in dem Augenblicke vollkommen machtlos ſei. Er mußte es geſchehen laſſen, daß ſowohl die Belagerung von Friedrichshamm aufgehoben wurde, als die der kleinen Feſte Nyslot, die auf dem Punkte ſtand, ſich zu ergeben. Damit waren König Guſtav's bis zur Vermeſſenheit ſtolze Hoffnungen vernichtet; der Zweck des Krieges war verfehlt; er hätte kaum erreicht werden können, wenn die Gunſt des fliehenden Augenblickes mit höchſter Energie benützt worden wäre: jetzt mußte jedem Beſonnenen einleuchten, daß nur noch davon die Rede ſein konnte, den Kampf mit Ehren und ohne Verluſt zu beſtehen. König Guſtav übergab nun den Befehl auch über die Landarmee ſeinem Bruder, dem Herzog Karl von Südermanland, und eilte nach Schweden zu-

rück, um sich vor Allem die Autorität wieder zu verschaffen, die dazu nöthig war, um mit Hülfe des Bürger- und Bauernstandes des Adels Herr zu werden.

Die finnländischen Landherren und Offiziere waren dem Könige am entschiedensten entgegen getreten. Dieselben Herren, General Armfeldt, die Obersten Häsiesko, Otter, Klingspor und Andere an der Spitze, versammelten sich nun (9. August) zu besonderer Berathung — und sendeten — wozu sie selbst durch ihre früheren Vorrechte keineswegs berechtigt gewesen wären — einen Major Jägerhorn als ihren Gesandten nach Petersburg an die Kaiserin Katherina. Der Brief, den dieser Gesandte zu überbringen hatte, besagte im Wesentlichen, sie seien über die Grenze in das russische Finnland geführt worden, ohne zu wissen, in welcher Absicht; erst unter den Mauern von Friedrichshamm sei ihnen, bei näherem Nachdenken, einleuchtend geworden, daß dieses Unternehmen gegen die Rechte der Nation verstoße. Sie seien Soldaten, aber auch Bürger, und als solche versicherten sie der Kaiserin, es sei der allgemeine Wunsch der gesammten schwedischen Nation und besonders der Finnländer, daß der Friede zwischen Rußland und Schweden gewahrt bleibe, obgleich er durch einige „unruhige Köpfe" gestört worden sei, die unter dem Vorwande des gemeinen Besten selbstsüchtige Zwecke verfolgten. Das Schreiben schloß mit der Frage, ob die Kaiserin geneigt sei, des Friedens wegen mit den Reichsständen zu unterhandeln, wenn dieselben ordnungsmäßig versammelt seien.

In diesen Worten verriethen sie den Plan des Adels, den Krieg in ganz anderer Weise zu benützen, als König Gustav beabsichtigt hatte, und zwar als Veranlassung zu einer Revolution im Innern, um sich mit Rußlands Hülfe der gesammten Regierungsgewalt zu bemächtigen.

Jägerhorn wurde natürlich in Petersburg auf das freundlichste aufgenommen und in jeder Weise ausgezeichnet. Als Antwort auf die Erklärungen und Fragen der pflichtvergessenen Offiziere gab ihm Katherina bei seiner Abfertigung eine Erklärung an die finnländische Armee mit, in der sie mit hinreichender Deutlichkeit aussprach, daß sie allerdings geneigt sei, eine Adels-Revolution in Schweden zu unterstützen, deren Ergebniß die vollständigste Ohnmacht, wie der Krone, so des Reiches sein mußte. Sie erklärte nämlich, daß sie

das Betragen der ſchwediſchen Nation ſehr wohl von dem des Königs zu unterſcheiden wiſſe. Es ſei ihr daher angenehm, daß ſie von der Denkart der finnländiſchen Armee und ihren Beſchlüſſen benachrichtigt worden ſei. Sie wünſche, es möge ſich eine noch größere Anzahl von ſchwediſchen Staatsbürgern vereinigen, um geſetzlich Alles zu ordnen, was die allgemeine Wohlfahrt jetzt und künftig erfordere. Vorläufig verlange ſie, daß die finnländiſchen Regimenter des ſchwediſchen Heeres ſich aus dem ruſſiſchen Gebiete zurückzögen; das unter dem Könige von Schweden verſammelte Heer wolle ſie mit Gewalt daraus vertreiben.

Mit welcher Entſchiedenheit trat Katherina hier und in Polen für die Freiheit, für die Rechte der Nation in die Schranken!

Noch ehe der Sendbote der finnländiſchen Offiziere mit dieſem Bescheide zurückgekehrt war, hatten die Verſchworenen — wie wir ſie wohl nennen müſſen — am 12. Auguſt — zu Aniola, einem Landſitze dicht am Grenzfluſſe Kymene, eine ſogenannte Bundesſchrift unterzeichnet, in der ſie den Krieg des Königs — nicht Schwedens — nicht nur als verfaſſungswidrig, ſondern auch als ungerecht bezeichneten. Ein „Avertiſſement", an die eigentlich ſchwediſche Armee gerichtet, ſollte dieſe Anſicht auch in ihren Reihen zu unbedingter Geltung bringen, und zugleich wurde auf einen Reichstag gedrungen, der dem Könige und ſeiner Macht die gehörigen Grenzen ziehen werde. Nach Jägerhorn's Rückkehr ſchloſſen dann die finnländiſchen Herren, als ob ſie eine anerkannte ſelbſtändige Macht wären und berechtigt Verträge mit auswärtigen Mächten zu ſchließen, einen Waffenſtillſtand mit Rußland. Die finnländiſchen Regimenter zogen ſich über die Grenze zurück und nahmen weiter nicht Theil an dem Kriege.

Die eigentlich ſchwediſche Armee, auch nach dem Abfalle der finnländiſchen Regimenter, den Ruſſen, die ihr gegenüber ſtanden, ſehr bedeutend überlegen, blieb freilich auf ruſſiſchem Gebiete ſtehen, und zwar in ungemein feſter Stellung, zwiſchen Sümpfen, Felſen und Klüften — aber rathlos — ohne eigentliche Leitung — und bei dem beſten Willen der Offiziere unfähig, etwas Weiteres zu unternehmen.

Muſſin-Puſchkin und Knorring waren, im Bewußtſein der eigenen Ohnmacht, ſehr erfreut, daß die Dinge dieſe Wendung genommen hatten, und vermieden es, der ſchwediſchen Armee Veranlaſſung zu

einer erneuten kriegeriſchen Thätigkeit zu geben, um ſo mehr, da ſie darauf rechnen durften, daß die böſe Jahreszeit das feindliche Heer in wenigen Wochen zwingen werde, über die Grenze zurückzugehen und ſeine Winterquartiere im ſchwediſchen Finnland zu nehmen.

Aber die Kaiſerin Katherina wollte ihr Wort, daß ſie den König von Schweden und ſein Heer mit Gewalt aus ihrem Gebiete vertreiben werde, wahr gemacht wiſſen. Sie befahl, die Schweden in ihrer feſten Stellung anzugreifen.

Vergebens ſtellte Knorring in Muſſin-Puſchkin's Namen vor, daß die Stellung der Schweden eine ungemein feſte ſei, die ruſſiſchen Streitkräfte kaum zureichend zu ſolchem Beginnen, der Erfolg eines Angriffes nichts weniger als gewiß; — daß die Schweden jedenfalls binnen Kurzem genöthigt ſein würden, ſich nach Finnland zurückzuziehen; — daß im beſten Falle ein Sieg zu nichts weiter helfen könne, als dieſen Rückzug um etwas früher herbeizuführen, da weder die eigene Schwäche, noch die Umſtände geſtatteten ihn weiter zu verfolgen; — daß ein Mißlingen dagegen die Schweden zu weiteren Unternehmungen veranlaſſen und bedenkliche Folgen haben könnte. — Die Kaiſerin beſtand auf ihrem Willen und man mußte ſich fügen. Knorring entwarf die Dispoſition zu dem Angriffe, den alle höheren Offiziere der ruſſiſchen Armee für ſehr bedenklich hielten; ſie wurde ausgefertigt, Tag und Stunde waren feſtgeſetzt.

Muſſin-Puſchkin aber ſah dieſem verhängnißvollen Tage mit ſehr geringer Zuverſicht entgegen, hielt einen unglücklichen Erfolg des Angriffes beinahe für gewiß und wußte ſich nicht zu faſſen. Knorring ſuchte ihn zu beruhigen. Er folgerte aus Allem, was geſchehen und nicht geſchehen war, daß auch im ſchwediſchen Hauptquartiere wohl nicht eine unbedingt kriegeriſche Stimmung herrſche, und äußerte, es gebe vielleicht ein Mittel dem Willen der Kaiſerin ohne Schlacht, ohne den ſehr mißlichen Angriff auf die ſchwediſche Stellung zu genügen. — „Nun welches?“ fragte Muſſin-Puſchkin. — „Schreiben Sie dem General Meyerfeldt (der unter dem Herzog von Südermanland den Befehl über die ſchwediſche Landarmee führte), ſagen Sie ihm ganz offen, daß Sie von der Kaiſerin den gemeſſenen Befehl haben, die ſchwediſche Armee unter allen Bedingungen anzugreifen und über die Grenze zu treiben; ſtellen Sie ihm vor, daß es ihm zu gar nichts nützen kann, ſeine Stellung noch länger zu behaupten, da

die herannahende böſe Jahreszeit ihn doch binnen Kurzem nöthigen werde, ſie zu verlaſſen; daß es ihm ſogar nichts helfen könne, wenn es ihm auch gelingen ſollte, unſeren Angriff ſiegreich zurückzuſchlagen, da die ſpäte Jahreszeit ihm doch nicht geſtatten würde, weitere Operationen zu Ende zu führen — und fordern Sie ihn auf, in Erwägung aller dieſer Umſtände, ſeinen Rückzug über die Grenze ſofort anzutreten, und dadurch ſowohl der ſchwediſchen Armee als der Unſerigen ein für beide Theile in gleichem Grade unnützes Blutvergießen zu erſparen."

Muſſin-Puſchkin ſah ſeinen General-Quartiermeiſter groß an und fragte: „Willſt Du mich zum Narren machen?" — (хочешъ меня дуракомъ сдѣлать?) — „Nein! keineswegs! ich hoffe vielmehr den beſten Erfolg von einem ſolchen Verſuche." — Knorring verließ den commandirenden General, um den Brigadier v. Nummers aufzuſuchen, einen Liefländer, den er dafür kannte, daß er ſolche diplomatiſche Sendſchreiben mit Gewandtheit und Takt abzufaſſen wußte. Dieſem trug er auf, den Brief zu entwerfen, deſſen Inhalt er ihm angab. Der Brief wurde geſchrieben, auf Knorring's Betreiben von dem Commandirenden unterzeichnet, und durch einen Trompeter in das ſchwediſche Hauptquartier abgefertigt. Das geſchah gegen Abend, den Tag vor dem zum Angriffe beſtimmten.

Von den Wenigen, die darum wußten, erwartete eigentlich Niemand etwas von dieſem Schritte; Muſſin-Puſchkin in ſeiner gedrückten Stimmung am wenigſten. — Doch als kaum der folgende Morgen graute, traf ein ſchwediſcher Trompeter mit der Antwort im ruſſiſchen Lager ein. Meyerfeldt ſagte darin, daß er, in Erwägung der Gründe, die der ruſſiſche Feldherr ihm vorgelegt habe, ſeinen Rückzug über die Grenze ſofort, noch in der Nacht, antrete; er erwarte nun — gleichſam als Gegengefälligkeit — auf dieſem Rückzuge weder verfolgt noch ſonſt beläſtigt zu werden.

Das wurde ohne die mindeſte Schwierigkeit ſehr gern gewährt, und ſo war die Aufgabe des Augenblickes in einer Gemüthlichkeit gelöſt, wie ſie im Kriege wohl nur ſelten vorgekommen ſein möchte. Im ruſſiſchen Hauptquartiere und Lager herrſchte die heiterſte Stimmung; allen höheren Offizieren der Armee war ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen; Alles eilte, die verlaſſene ſchwediſche Stellung zu beſichtigen. Erſt in den folgenden Tagen folgte man der ſchwe-

diſchen Armee in gemeſſener Entfernung, und nur ſo weit, als nöthig war, um die Grenzpäſſe zu beſetzen. Damit war der Feldzug beendigt. —

Der Großfürſt Paul Petrowitſch ſollte aber Heer und Lager nicht verlaſſen ohne auch hier wieder inne geworden zu ſein, welcher Art ſein Verhältniß zu ſeiner Mutter eigentlich ſei. Auch er beritt nämlich die ſchwediſche Stelluug, und da er überhaupt in dem General Knorring den Mann ſah, der ihn in das Verſtändniß der Kriegführung einführen ſollte, wollte er auch auf dieſem Ritt von ihm begleitet ſein. Der Großfürſt mochte ſich wohl während dieſes Ritts alles deſſen erinnern was man im Hauptquartier, und zwar vorzugsweiſe ihm geſagt hatte, wollte aber doch natürlich mit einem eigenen Urtheil auftreten, und ſprach bald, etwas emphatiſch, als ſein eigenes Urtheil aus: die Stellung ſei vollkommen unangreifbar!

Knorring, der die Dispoſition zum Angriff entworfen hatte, war zu ſehr Militair, zu wenig Hofmann um das eben ſo unbedingt gelten zu laſſen — gab zu, daß der Angriff ſchwierig, die Stellung eine ſehr feſte ſei — machte aber nebenher auf einige Punkte aufmerkſam, wo ihr doch wohl beizukommen wäre. Der Großfürſt nahm das übel, das Geſpräch wurde bald von ſeiner Seite in etwas gereiztem Ton geführt, und als Knorring in dem Fluß der einen Theil der ſchwediſchen Stellung in einiger Entfernung vor der Aufſtellung der Truppen deckte, eine Fuhrt nachwies, die zwar etwas tief, aber doch für Reiterei brauchbar ſei, äußerte er empfindlich, wenn Knorring das glaube, ſolle er doch durchreiten. Dadurch fühlte ſich nun Knorring ſeinerſeits verletzt, ſo daß er nicht unterlaſſen konnte zu erwidern: „K. H. meine Charge bringt das gar nicht mit ſich, daß ich bloß zu Ihrem Vergnügen naß werden muß“ — wenn der Großfürſt einen Verſuch machen laſſen wolle, habe er dazu in ſeinem Gefolge Leibkoſacken genug.

Der Großfürſt ließ den Verſuch nicht machen fuhr aber fort —: nun gut! angenommen die Fuhrt ſei brauchbar für Reiterei —: aber die Infanterie! wie käme die hinüber? „Da verſchnappte ich mich!“ geſteht Knorring; er erklärte, was die Infanterie betreffe — wenn der Großfürſt dort im Gehölz nachſehen wolle, werde er die Laufbrücken bereit finden!

In schnell auflodernden Zorn, rief der Großfürst fragend aus: „Was! es war also ein Angriff beabsichtigt?" — Anstatt der Antwort erfolgte ein allgemeines Schweigen der Verlegenheit. Der Großfürst wendete sein Pferd, ohne die Besichtigung der feindlichen Stellung fortzusetzen, ritt in das Hauptquartier zurück, und blieb den Rest des Tages unsichtbar für die Generale und Offiziere des Hauptquartiers.

Es fehlte dem Sohn der Kaiserin Katherina gewiß nicht an Geist und an der Fähigkeit die Erscheinungen des Lebens rasch aufzufassen. Was er von seiner Mutter zu gewärtigen hatte, das wußte er zur Genüge, stets wiederholte, erbitternde Erfahrungen hatten ihn darüber von seinen Knabenjahren an belehrt. Daß die Generale nur ihre Verhaltungsbefehle befolgten, indem sie ihn den ganzen Feldzug über hinhielten und täuschten, daß sie gar nicht anders handeln konnten oder durften, — das mußte er sich zu sagen wissen. Aber es lag auch in seiner gequälten und gereizten, nicht gebändigten Natur seinen Unwillen ohne Unterschied an Allem auszulassen was ihm in den Weg trat, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, ob da ein böser, ihm feindlicher eigener Wille walte, oder einfacher dienstlicher Gehorsam und Nothwendigkeit. Das führte später, als die Selbstherrschermacht in den Händen dieses Fürsten lag, nicht selten zu furchtbaren Scenen eines vielfach ungerechten Jähzorns — während des Kriegs in Finnland konnte es sich nur in einem ohnmächtigen Grollen zeigen.

In dieser Weise sollte er sich auch diesmal kund geben. Der Großfürst verließ am folgenden Tage die Armee um nach Petersburg, oder vielmehr nach seiner gewöhnlichen Residenz Gatschina zurückzureisen. Die Generalität war früh in seinem Vorzimmer versammelt zur Abschiedsaudienz; der Großfürst trat rasch ein — ging an Mussin-Puschkin und Knorring vorüber ohne sie zu begrüßen, gerade auf einen der jüngeren Generale, den Brigadier Rummers zu; diesen fragte der Großfürst mit lauter Stimme ob er auch die verlassene Stellung der Schweden besehen habe? — Ja, allerdings! — „Nicht wahr, rief der Großfürst aus, sie ist vollkommen unangreifbar?

Das war, mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen, in Gegenwart des gesammten Hauptquartiers, eine verfängliche Frage! — Rummers aber wußte sich zu helfen, er antwortete: „K. H. in der Natur ist

eigentlich nichts abſolut unangreifbar; es kömmt immer darauf an, wie der Feind das Terrain benützt!" — Augenblicklich verließ der Großfürſt das Zimmer und das Haus, und ſtieg in ſeinen Reiſewagen, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ohne ein Wort oder ein Zeichen des Abſchieds an die verſammelten Generale.

Er hätte die Armee verlaſſen müſſen, auch wenn der Feldzug nicht beendigt geweſen wäre. Der Kaiſerin war — wir wiſſen nicht auf welchen Wegen — hinterbracht worden, daß der Herzog von Südermanland Verbindungen mit ihrem Sohn anzuknüpfen ſuche, — oder auch daß die Soldaten den Großfürſten gern in ihrer Mitte zu ſehen ſchienen — und ſie hatte ihn darauf hin bereits abgerufen.

In der Hauptſtadt erwarteten den unglücklichen Thronfolger neue Kränkungen, die ihm freilich nur, ſo zu ſagen, aus zweiter Hand zukamen, da er in Gatſchina lebte und den Hoffeſten in der Regel nicht beiwohnte.

Es wurde nämlich im folgenden Winter auf dem Theater der Eremitage eine ſatyriſche Oper gegeben, von der man wiſſen ſollte und wußte, daß die erhabene Kaiſerin geruht habe ſie höchſt ſelbſt zu verfaſſen — den Text nämlich. Es hieß, der König von Schweden ſolle darin verſpottet werden. Der Inhalt erwies ſich — wir möchten ſagen — phantaſtiſch ohne Phantaſie, und eher boshaft als witzig; der Witz jedenfalls etwas derberer Art als man von einer geiſtreichen Kaiſerin erwarten durfte.

Das kündigt ſich ſchon in dem Titel an: „Der Traurige Held Schiefzielerſohn" (Gore Bogatyr Koſſométowitſch) — und das Weitere übertrifft ſogar noch den Titel.

Der Traurige Held hat ſich ſein Leben lang mit nichts beſchäftigt als — Roſinen aus der Vorrathskammer ſeiner Mutter zu entwenden — und „Swaika" zu ſpielen (ein ruſſiſches Volksſpiel, in dem man einen großen eiſernen Nagel mit breitem Kopf, aus einiger Entfernung in einen auf der Erde liegenden eiſernen Ring zu werfen ſucht). Aber es iſt ihm auch damit nicht gelungen; er trifft nie in den Ring, weil er immer ſchief zielt — gerade wie ſein verſtorbener Vater, der den Beinamen Schiefzieler davon getragen hatte. Bei alledem hält der flinke junge Mann ſich für einen Helden, und bittet ſeine Mutter um die Erlaubniß in den Krieg zu ziehen. Die zärtliche Mutter will ihn, die einzige Hoffnung und Stütze ihrer Erb-

lande, nicht der Gefahr entgegen gehen lassen; doch ihr wird von allen Seiten zugeredet, da entschließt sie sich am Ende mit den Worten: „Mag er gehen; wenn der Hund nicht wüthend wird, geht er nicht zu Grunde!“ — Aber sie ordnet dem Sohn zwei „Kinderwärter“ zu: „Schiefgehirn“ und „Eilfertig“ denen sie befiehlt ihn nie aus dem Auge zu lassen.

Der Traurige Held möchte ein feuriges Roß besteigen und zu den Waffen der Helden slawischer Märchen greifen; den Helm des Jeruslaw Lazarewitsch aufsetzen, sich mit dem zerschmetternden Schwert des Iwan Archidéitsch umgürten und die Keule des Peter von den goldenen Schlüsseln zur Hand nehmen. Es endigt aber damit, daß er eine elende Mähre reitet, einen Harnisch von eisenfarbenem Packpapier anlegt, und anstatt des Helms eine schiefe, mit Daunen gefütterte, mit Kranichfedern gezierte Mütze aufsetzt; auch hat man ihm eine Miniatur-Keule angefertigt. So zieht er aus, nachdem er sich vor den Damen gerühmt hat, er werde den Ocean bezwingen und schöne Geschenke für sie heimbringen.

Doch wie er kaum zum Hofthor hinaus ist, weht ihm der Wind die schiefe Mütze vom Haupt. Mit Mühe nur erhascht sie „Eilfertig“ wieder. Erschreckt durch das böse Zeichen suchen die Kinderwärter den Traurigen Helden zur Umkehr zu bewegen — der aber thut noch sehr tapfer. Da verfällt „Eilfertig“ auf eine List; er eilt voraus, galoppirt in Staubpilzen herum, und erregt einen gewaltigen Staub. „Schiefgehirn“ versichert dem Traurigen Helden, das sei Pulverdampf; er rühre vom Geschütz und Gewehr der „Knochenfresser“, der Feinde her; sein Rath ist, den Feind zu umgehen. Doch der Held will essen ehe er sich auf Kampf und Treffen einläßt; er wendet sich zur nächsten Hütte, wo er nur eine alte Frau, ein kleines Mädchen und einen einarmigen Greis findet; hier fordert der Held gebieterisch Speise; der Greis ist ein wohlwollender Mann, der gern einem jeden hilft wenn er geziemend darum angegangen wird — aber er erklärt, mit schnöden Worten sei von ihm nichts zu erlangen. Die drei Ritter ziehen ihre Schwerter und wollen mit Gewalt in die Hütte eindringen — aber der einarmige Greis schlägt sie mit Leichtigkeit in die Flucht, und läßt seinen Hund von der Kette los sie zu verfolgen.

Inzwischen sendet die zärtliche Mutter ihren Schatzmeister „Tief-

gebell" aus; der überbringt neue Befehle; Schiefgehirn und Eilfertig ſollen den Traurigen Helden bewegen wieder nach Haus zu gehen. Den Helden zu erſchrecken fällt nicht ſchwer. Er ſchläft eben auf einer wollenen Decke, den Sattel unter dem Haupt, nach Heldenſitte. Die Kinderwärter erheben ein großes Geſchrei und ſtoßen in das Horn, wie man auf der Bärenjagd zu thun pflegt. Der Traurige Held ſpringt erſchreckt auf und klettert einen Baum hinan, auf daß der Bär ihn nicht freſſe. Aber die Gefährten verſichern ihm, daß er auch da nicht außer Gefahr ſei; ſie erzählen, von rechts her ſtürmten die Feinde, die Knochenfreſſer heran — von der Linken die Waldteufel — in der Mitte eine gewaltige Anzahl Hexenmeiſter — und dieſe ganze Heeresmacht reite auf den Gipfeln der Pappeln daher; da oben, in der Baumkrone, ſei er grade dem allererſten Angriffe ausgeſetzt.

Der Traurige Held ſchwankt; er ſehnt ſich nach der Sicherheit daheim — aber er fürchtet die Schande der Flucht. Doch die Kinderwärter wiſſen auch dafür Rath. Alle drei kommen überein, ſie wollen daheim erzählen, daß ſie den einarmigen Greis und die Feinde, die Waldteufel und die Zauberer und den Bären ſammt und ſonders beſiegt haben. Triumphirend und bekränzt kommen ſie zu Hauſe zur Mutter — da erwartet den Traurigen Helden die Braut, Gremila Schumilowna (etwa Donnerollina Lärmmowna) — die Großſprechereien nicht weniger liebt als ihr Auserkorener. — Der Held und ſeine Gefährten erzählen Wunder und der Chor rühmt ſie als die drei — einzigen — Zeugen ihrer eigenen Thaten.

Die „Couplets", die der Chor zu allen dieſen ſchönen Dingen ſingt, ſind, beiläufig geſagt, von bemerkenswerther Plattheit. —

Es war nicht leicht, das Alles auf den Schwedenkönig anzuwenden, der von keiner Mutter aus dem Heerlager zurück gerufen wurde. Höchſtens konnte man ſich erinnern, daß Guſtav III. allerdings den Damen ſeines Hofs Wunder verheißen und ſie zu einem Ball in Petersburg eingeladen hatte. Wenn der gute Wille recht weit gehen wollte, konnte man vielleicht auch in dem ſiegreichen einarmigen Greis Rußland ſehen, das in einen Krieg mit der Türkei verwickelt, nur einen Arm gegen Schweden zu verwenden hatte.

Die Zeitgenoſſen, ſo weit ſie dieſes Erzeugniß der kaiſerlichen

Rufe wirklich kennen lernten, Zuschauer und Schauspieler, waren überzeugt, daß es der eigene Sohn sei, den Katherina verspotte. Namentlich die Rosinen, die der Traurige Held aus der Vorrathskammer der Mutter zu entwenden sucht, waren für Alle, und vor Allen für den Großfürsten selbst nur zu verständlich! — Der Thronfolger Paul Petrowitsch wurde bekanntlich an Geld sehr knapp gehalten — nicht aus Geiz, denn Katherina neigte, wie ihre Günstlinge zu sagen wußten, vielmehr zur Verschwendung — sondern aus Gründen der Politik —: er sollte sich keinen Anhang machen können. Immer in Verlegenheit, kam der Großfürst nicht selten in den Fall, seine Mutter um eine außerordentliche Beisteuer bitten zu müssen, und sie wurde in der Regel verweigert. Einmal sah sich Paul sogar genöthigt den verhaßten Potemkin um Geld zu bitten, und der erwies sich — gnädig!

Auch das Swaika-Spiel, das der „Traurige Held" leidenschaftlich, aber verkehrt und ungeschickt treibt, gleich seinem verstorbenen Vater, war leicht auf die Exerziermanie zu deuten, die Paul von seinem Vater geerbt hatte. Da Peter's III. tragisches Schicksal und Ende unmöglich vergessen sein konnte, streift diese Verspottung des Vaters in bedenklicher Weise an Rohheit.

Welche Pein mag es für einen Mann wie Paul gewesen sein, zu solchem — Scherz schweigen zu müssen!

Wie die Ueberlieferung berichtet, lag es nicht an der Kaiserin, daß ihr Werk, diese satyrische Oper, nicht in den weitesten Kreisen bekannt wurde. Potemkin soll die Veröffentlichung dringend widerrathen haben. Sie wurde nur in wenigen Exemplaren gedruckt, und somit eigentlich — außer dem Hofkreise der zugesehen hatte — nur den Schauspielern und Sängern bekannt die darin auftraten. Erst in neuerer Zeit ist sie (1849) in einer Sammlung der sämmtlichen dramatischen Werke der Kaiserin Katherina von neuem abgedruckt, allgemeiner zugänglich geworden, ohne großes Interesse zu erregen.

Der Großfürst Paul erhielt nie wieder die Erlaubniß sich einem russischen Heer im Felde anzuschließen.

Was Knorring's weitere Erlebniſſe betrifft, bemerken wir nur, daß er im Jahre 1794 ein ſelbſtändiges Commando in Litthauen führte, Wilna einnahm und den Aufſtand in Litthauen niederſchlug.

Von ſeinem Antheil an den Ereigniſſen in Preußen 1807 und in Finnland 1809 haben wir in der „Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Politik" — in der II. Abtheilung des zweiten Bandes, S. 523, 585—588 und 837–844
dann im dritten Bande S. 724—731 Rechenſchaft gegeben.

III.

Das Ende des Kaiſers Paul I. von Rußland am 23. März 1801.

(Die Quellen, aus welchen die gegenwärtige Darſtellung der Ereigniſſe geſchöpft iſt, im Einzelnen nachzuweiſen, ſchien vor der Hand nicht thunlich, und muß einer etwas ſpäteren Zeit vorbehalten bleiben; hier müſſen wir uns auf die Andeutung beſchränken, daß dabei ein Bruchſtück der handſchriftlichen Denkwürdigkeiten des Generals Grafen Bennigſen zu Grunde gelegt iſt, und daß unſere Erzählung im Uebrigen durchaus auf unmittelbaren Mittheilungen ſolcher Perſonen beruht, die zur Zeit dem ruſſiſchen Hof und den Ereigniſſen nahe ſtanden.)

Die weltgeſchichtliche Bewegung, die das letzte Viertheil des 18. Jahrhunderts zu einer neuen Epoche in dem Leben und den Schickſalen der europäiſch gebildeten Menſchheit ſtempelt, hatte in ihrer wilden Macht Throne mit ſich fortgeriſſen — einen unglücklichen Monarchen, der in ſeiner Schwäche ſolchen Stürmen nicht gewachſen war, und eine tief gebeugte Königin auf das Blutgerüſt geführt. Noch war die Bewegung kaum ſcheinbar beruhigt; ſie bebte noch durch das erſchütterte Europa und verhieß noch manchen Sturm, während der unmittelbare Kampf kaum auf kurze Friſt durch einen eilig geſchloſſenen Frieden unterbrochen war — da ereignete ſich auch in Rußland eine Revolution, deren Art und Weſen nur zu deutlich ausſprach, wie fern der ſlawiſche Oſten zur Zeit noch dem weſtlichen Europa ſtand, welche Kluft ihn von der Bildung und dem Völkerleben Europas trennte. Der Kaiſer Paul wurde ermordet.

Wie eigenthümlich erschien das Ereigniß, wenn man es vom Standpunkt eines Europäers beurtheilte. Es war in Rußland nicht, wie einst in England, und hundert Jahre später auch in Frankreich, eine Nation, die sich gegen einen der Zeit und ihrem Geist widerstrebenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustand erhob; auch nicht eine politische Partei, die ein bestimmtes Regierungssystem bekämpfte — es war eine Palastrevolution, die sich lediglich gegen die unbequeme Person des Monarchen richtete. Auch wurde nur diese Person beseitigt, Staat und Gesellschaft blieben, was sie waren. Es war mit einem Wort eine jener plötzlichen, von wenigen, dem Throne nahestehenden Männern bewirkten Umwälzungen, wie sie das byzantinische Kaiserreich in seiner tiefsten Erniedrigung, und die despotischen Regierungen des mahomedanischen Orients so vielfach erlebt haben.

Auch ging die Bewegung nicht, wie in England und Frankreich, zunächst von dem edelsten und gebildetsten Theil der Nation aus, um dann später erst im Kampf der Leidenschaften maßlos zu verwildern. Denn was in Rußland edel geartet und von ehrenhafter Gesinnung war, hatte längst den Hof verlassen, flüchtete auf das Land, suchte in anspruchsloser Zurückgezogenheit Sicherheit vor den wilden Launen des Kaisers, hoffte am Hof vergessen zu werden, duldete und schwieg. Die verworfensten Individuen eines verderbten Hofs waren es, die sich gegen das Leben ihres Herrn verschworen. So zeigte der ganze Verlauf, um wie viel näher Rußland damals noch dem byzantinischen Leben stand als dem europäischen.

Um so natürlicher ist es, daß das tragische Schicksal des unglücklichen Kaisers vielfach lebhafte Theilnahme erweckt hat. Ganz Europa wußte von seiner launenhaften und grausamen Tyrannei, die in ihrem Thun und Treiben ganz unberechenbar war, wie der Halbwahnsinn, aus dem sie hervorging. Aber dennoch hatte ein jeder, der Paul I. kannte, auch Züge einer gewissen Ritterlichkeit, eines ursprünglichen Seelenadels in diesem auf das tiefste zerrütteten Gemüth wahrgenommen. Mit seinen Mördern verglichen, konnte der Kaiser edel erscheinen.

Freilich hatte ihn schon die Natur in mancher Beziehung sehr unglücklich ausgestattet; er war wenig geeignet, als Selbstherrscher eines großen Reiches aufzutreten, schlecht gewaffnet gegen alle Schwierigkeiten, die er bestimmt war, zu bekämpfen. Obgleich er in der

Jugend wohl mitunter einzelne — aphoristisch — recht geistreiche Dinge sagte, die sich anführen ließen, war doch sein Verstand nicht geschaffen, ein weiteres Feld zu umfassen; es fehlte die Ordnung des Geistes, jede Energie folgerichtigen Denkens; um so leichter traten Laune, Stimmung, Eigensinn an die Stelle der Ueberzeugung. Er war eigentlich schwach von Charakter und stand unter der Herrschaft einer übermächtigen Phantasie; namentlich aber hatte ihn die Natur, wie seinen unglücklichen Vater Peter III., mit einer unseligen Neigung zu krankhafter, überspannter Exaltation begabt, die jede Vorstellung, wenn sie sich einmal seiner bemächtigt hatte, bis zur äußersten Uebertreibung, und die Stimmung, die ihn eben beherrschte, wie es fiel, zu einem Aeußersten ritterlicher Großmuth, oder auch blinder Leidenschaft und tyrannischer Wuth steigerte.

Und was dann vollends entscheidend wurde: er war unter Lebensbedingungen, deren Einfluß auch wohl einen tüchtigeren Charakter und gesunderen Geist zerstören konnte, vom Knaben zum Mann herangewachsen. Man denke sich einen Menschen, wie der Großfürst Paul war, in seiner Lage; der Krone beraubt, von seiner Mutter gehaßt, weil sie ihm gegenüber das Bewußtsein frevelnden Unrechts hatte; von allen ernsten Beschäftigungen, von jedem Antheil an den Staatsgeschäften fern gehalten, selbst aus dem gesellschaftlichen Kreise Katherina's II. verbannt; von ihren Günstlingen, besonders von Potemkin, mit schnödem Uebermuth wegwerfend behandelt; vom ganzen Hof natürlich vernachlässigt, mit unverhehltem Argwohn beobachtet, von Verräthern und Spionen umgeben — man sage sich dann, daß der unglückliche Erbe der Krone Peter's des Großen solche Seelenqualen vom Knabenalter an bis über das vierzigste Lebensjahr hinaus ertragen mußte, und man wird es sehr natürlich finden, daß sein Geist wie sein Gemüth zerrüttet und verbittert war.

Seine erste Gemahlin, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, die nicht ohne Ehrgeiz war, hatte dadurch, daß sie ihren strebenden Sinn und das Verlangen nach der Krone, wenigstens nach einer angemessenen Stellung nicht zu verbergen wußte, das Verhältniß Paul's zu seiner Mutter vollends verdorben. Mit der zweiten, der schönen Maria Feodorowna, lebte er in einer Art von Halbverbannung zu Gatschina, von einem sehr kleinen Kreise umgeben, ohne auch nur den Mitgliedern dieses Kreises unbedingt trauen zu dürfen.

Selbst seiner Kinder hatte ihn seine Mutter beraubt; sie nahm die Großfürsten unter ihre Obhut und leitete deren Erziehung — wie man gestehen muß, in einer Weise, die manches Bedenken erregen konnte. Zwar erhielt der junge Großfürst Alexander in dem liberalisirenden waadtländer Schöngeist Laharpe einen nach französischem Zuschnitt untadelhaft gebildeten Erzieher, und es fehlte auch, um das Herz der jungen Prinzen frühzeitig zu bilden, weder an weichlich sentimentalen Schriftchen, deren einige Katherina II. sogar selbst verfaßte, noch an rührenden kleinen Dramen und Operetten, die von Pagen und Cadetten gespielt wurden — von Ernst und Strenge, von wirklichem Lernen war nicht die Rede. Vor Allem aber glaubte die bejahrte Kaiserin im Alter noch weniger als in ihrer Jugend an eine gewisse Reinheit des Sinnes und der Phantasie, und achtete deshalb auch Reinheit der Sitten über das Knabenalter hinaus unmöglich. Im Sinn solcher Ansichten hielt sie es, wie Zeitgenossen berichten, für weise und wohlgethan, ihre Enkel, so wie sie den Knabenjahren entwachsen waren — ehe man sie noch mit bestimmter Zuversicht Jünglinge nennen durfte — in Liebeshändel zu verwickeln, die sie selbst herbeiführte und leitete, indem sie Damen ihres Hofes, die ihr zu einer solchen Rolle passend schienen, veranlaßte den jungen Prinzen gefällig entgegen zu kommen. Die Natur mußte Wunder gethan haben, wenn aus dieser Erziehung mannhafte Charaktere hervorgehen sollten.

Der Großfürst Paul sehnte sich in seiner Zurückgezogenheit zu Gatschina nach Theilnahme und Freundschaft, und suchte sie sogar mit krankhafter Leidenschaftlichkeit. Aber theils sah er sich von den Leuten, denen er mit der ganzen Heftigkeit seiner augenblicklichen Empfindung entgegen kam, betrogen — theils mit einer gezwungenen, vorsichtigen Zurückhaltung aufgenommen. Dies ablehnende Benehmen derer, die er sich zu Freunden wählte, ließ sich — selbst abgesehen davon, daß Paul wenig geschaffen war, Vertrauen einzuflößen — ganz gut rechtfertigen, und hatte zum Theil sehr ehrenhafte Gründe. Denn wer sich der Freundschaft des Großfürsten hingab, lief Gefahr, selbst der regierenden Kaiserin verdächtig zu werden, — wenn er sich nicht etwa bereit finden ließ, eine zweideutige Rolle zu spielen, und mitzutheilen, was ihm anvertraut wurde. — Es gehörte Charakter und Gewandtheit dazu, sich in einem so schwierigen Verhältniß mit Anstand zu behaupten.

So machte der Großfürst selbst mit den redlichsten und besten unter denen, die er gern zu Freunden gehabt hätte, schmerzliche Erfahrungen, die ihn immer von Neuem auf das Bewußtsein einer höchst unglücklichen Lage zurückführten.

Welcher Art diese Erlebnisse waren, die ihn selbst da, wo er es nicht mit dienstfertiger Untreue zu thun hatte, an den Haß und Argwohn seiner Mutter, wie an die eigenen Ketten erinnerten, davon ließe sich gar manches erzählen. Doch reicht ein Beispiel hin um eine ganze Reihe von Begebenheiten zu kennzeichnen, und so genügt es wohl hier an das zu erinnern, was wir bereits an anderer Stelle — in den Kriegsscenen aus der Zeit der Kaiserin Katherina — berichtet haben.

Unter die erwählten Freunde des Großfürsten Paul waren namentlich zwei Brüder Knorring zu zählen; esthländische Edelleute, ehrenwerthe Männer, beide Generale. Den jüngeren, Karl, liebte der Großfürst ganz besonders, so daß er ihn, wenn er von ihm sprach, um ihn von Anderen desselben Namens zu unterscheiden, stets „mein Knorring" nannte — und da er den nicht eigentlich hervorragenden Mann gar sehr überschätzte, wollte er ihm später, als er Kaiser war, den Feldherrnstab in einem ungeheueren Unternehmen, in einem Eroberungszug nach Indien anvertrauen. Der ältere der beiden Brüder, Gotthart Johann, wurde allgemein, und wohl mit Recht, für einen der tüchtigsten Generale der russischen Armee gehalten. Der Großfürst achtete ihn sehr hoch, aber da Knorring ein Mann von unabhängigem Charakter war, der seine Meinung unumwunden auszusprechen pflegte, kam es hin und wieder auch zu Reibungen zwischen ihm und dem Erben der russischen Krone. Zu einem Bruch gestalteten sie sich indessen doch nie, da die Großfürstin Maria Feodorowna stets liebenswürdig und besonnen zu vermitteln wußte. — Einmal ergab sich zu Gatschina eine geradezu leidenschaftliche Scene, als der Großfürst eines Tages dort in seinem Cabinet mit Knorring allein war. Er lieh hier dem Haß Worte, dessen Gegenstand für ihn Graf Russin-Puschkin war, weil er in ihm einen der Mörder seines Vaters sah. Knorring widersprach entschieden, da er mit Bestimmtheit wußte, daß Russin-Puschkin in keiner Weise bei jener frevelnden Unthat betheiligt gewesen war. Der Großfürst konnte Widerspruch auch in einer gedrückten Lage — oder vielleicht eben in dieser Lage, um

derentwillen man sich, wie er meinte, erlaubte ihm zu widersprechen — nicht mit Geduld ertragen; er wurde maßlos in seinen Aeußerungen; Knorring sah in solcher Heftigkeit keinen Grund seine Ueberzeugung zu verleugnen; das Gespräch wurde so laut und leidenschaftlich, daß die Dienerschaft erschreckt aus den Vorzimmern entfloh, um nicht unfreiwillig Zeuge von — sie wußte nicht was — zu werden. Erst die Großfürstin wußte der seltsamen Scene ein Ende zu machen. Von irgend jemand benachrichtigt, eilte sie im Peignoir von ihrem Putztisch herbei, und rief schon von der Schwelle in deutscher Sprache in das Zimmer hinein: „Um Gotteswillen, was geht hier vor? Das ganze Haus glaubt die Herren liegen sich in den Haaren!“ — Noch genügte die Gegenwart einer Dame auch den Großfürsten Paul zur Mäßigung zurück zu führen. Der Friede wurde in solcher Weise hergestellt, daß Knorring — früher geladen — der Gast des großfürstlichen Hofs auch blieb.

Als König Gustav III. von Schweden im Jahre 1788 Rußland und dessen Kaiserin durch einer raschen Angriff in Finnland überraschte, erhielt der Großfürst die früher verweigerte Erlaubniß sich dem russischen Heere anzuschließen. In welcher Weise er da von Knorring, dem eigentlichen Leiter dieses Heeres, mit dem Wesentlichen der Kriegführung bekannt gemacht zu werden hoffte — was er erlebte — und wie zuletzt eine Uebereilung Knorring's ihm verrieth, daß er den ganzen Feldzug über mit leeren Wahngebilden getäuscht und hingehalten worden sei — das haben wir in dem oben erwähnten Aufsatz gesehen. Der Großfürst grollte diesmal dem General Knorring — mit Unrecht — längere Zeit, bis es dann endlich seiner Gemahlin gelang das Zerwürfniß auch diesmal wieder auszugleichen und das alte Verhältniß herzustellen. —

Die Besorgniß, die den Großfürsten Paul peinigte, daß seine Mutter ihn in der Thronfolge ganz übergehen, und ihren Enkel, seinen Sohn Alexander, zu ihrem unmittelbaren Nachfolger ernennen wolle, war nicht ganz ohne Grund — und wie ein Gespenst verfolgte und ängstigte den Großfürsten ein Gedanke, der sich natürlich genug dieser Besorgniß anschloß. Er fürchtete, man wolle ihn, um die beabsichtigte Thronfolge ganz sicher zu stellen, aus dem Wege räumen; seine Mutter wolle ihn vergiften lassen! — Die Angst trieb ihn zu abenteuerlichen Rettungsplänen; er verfiel auf den Gedanken, der ihn

längere Zeit beschäftigte, sich für todt ausgeben zu lassen, heimlich zu den Kosacken am Ural hin zu entfliehen, und sich dort für seinen unglücklichen Vater auszugeben. Der Erfolg, mit welchem Pugatschew unter jenen Grenzkosacken die Rolle Peter's III. gespielt hatte, führte ihn auf diesen Gedanken; er selbst war dem wilden Reitervolk unbekannt und hatte, wie er glaubte, für seine Person nichts von ihm zu erwarten; unter dem Namen seines Vaters hoffte er es in Waffen um sich versammeln zu können. Paul sendete wirklich seine Vertrauten aus um die Wege und die Mittel zur Flucht zu erfunden; aber er war nicht der Mann entschlossener That; es blieb bei dem Plan.

Und nun erwachte dieser charakterschwache, verbitterte, verfolgte, durch Angst und Seelenpein bis hart an die Grenzen des Wahnsinns gehetzte Mensch eines Morgens, da seine Mutter plötzlich gestorben war, unerwartet als Kaiser — als Gebieter des weitesten Reichs — im Besitz unumschränkter Herrschermacht!

Er gebrauchte sie als ein Thor. Dem wirklichen Leben überhaupt war er so gut wie fremd; von dem Leben eines Staats vollends, und seinen Bedingungen hatte er nicht den entferntesten Begriff; eine ungeheuere Vorstellung von der Macht und Würde Rußlands, und von seinen eigenen Herrscherrechten trat an die Stelle gesunder Einsicht. Angst vor den Ideen der Revolution hieß ihn diese Rechte mit der Leidenschaftlichkeit des Halbwahnsinns wahren — ein unheilbares Mißtrauen hatte sich tief in sein krankes Gemüth gesenkt; es konnte bei der geringsten Veranlassung erwachen, und sich dann mit der Wuth eines haltungslosen Charakters in vollkommen regelloser Weise gegen seine Vertrauten wenden, so gut wie gegen Andere.

Seine Launen führten die Politik des Reichs in regellose Wege und zerrütteten die Finanzen, da er in der Vermehrung des Papiergeldes eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer zu besitzen glaubte; das Heer wurde dadurch beleidigt, daß Alles und Jedes in slavischer Nachahmung auf preußischen Fuß eingerichtet werden sollte, und fügte sich, nach dem sehr lässigen Wesen, das unter der Kaiserin Katherina geherrscht hatte, nur mit Mühe in die maßlose Peinlichkeit des Kamaschendienstes, die jetzt eingeführt wurde. Doch hätten diese großen und ernsten Uebelstände wohl schwerlich den jähen Sturz des Kaisers herbeigeführt, wenn nicht die rohen Ausbrüche zügelloser Willkür ge-

wesen wären, die einzelne Personen aus den höhern Ständen in großer Anzahl und in furchtbarer Weise trafen, unzählige Familien auf das Unheilbarste verletzten und beleidigten, und eine allgemeine Unsicherheit, Angst und Schrecken über Alles verbreiteten, was dem Hof und Adel angehörte, oder überhaupt vom Kaiser unmittelbar bemerkt werden konnte.

Gegen das Ende der Regierung Paul's waren es vor Allen drei Männer, die sich in das Vertrauen des Kaisers zu theilen schienen, ohne eben unter sich sehr einig zu sein, nämlich die Grafen Kutaissow, Rostoptschin und Pahlen.

Kutaissow, jener Türkenknabe, den russische Soldaten bei dem Sturme von Bender gerettet und mitgenommen hatten, der zunächst in Rumänzow's Hause aufgewachsen, und dann vom Kammerdiener des Großfürsten Paul zu den höchsten Würden und Orden des Reichs emporgestiegen war, konnte sich leicht für den einflußreichsten und mächtigsten von Allen halten. Selbst Suworow mußte, als er aus Italien zurückkehrte, seine Allgewalt empfinden.

Bekanntlich befahl der Kaiser, den siegreichen Feldherrn überall mit den höchsten Ehrenbezeugungen zu empfangen, und sendete ihm Kutaissow entgegen, ihn zu begrüßen. Suworow konnte es sich nicht versagen, den werthlosen Emporkömmling bei dieser Gelegenheit zu demüthigen; er stellte sich als ob er Kutaissow nicht kenne, sich nicht auf ihn zu besinnen wisse, und nöthigte diesen dadurch, in Erinnerung zu bringen, unter welchen Bedingungen beide sich früher gesehen hatten. Sogleich rief Suworow mit lauter Stimme seinen nichts weniger als eleganten Diener „Filka" herbei, um in Kutaissow's Gegenwart eine höchst wunderliche Ermahnungsrede an ihn zu richten: an diesem bestornten Herrn da solle er sich ein Beispiel nehmen; der sei auch Bediente gewesen; da möge er sehen, wohin man es bringen könne, wenn man sich nicht dem Trunk ergebe, nicht nachlässig sei, sondern sich anständig aufführe und seinen Herrn ordentlich bediene u. s. w.

Nicht lange darauf wurde dem eben noch vergötterten Feldherrn in schnödester Weise verboten nach Petersburg zu kommen, und in Zorn entbrannt ließ der Kaiser Paul unter Trommelschlag in den Straßen der Hauptstadt bekannt machen: der Feldmarschall Suworow habe sich durch Nichtachtung kaiserlicher Befehle die Ungnade Seiner

Majeſtät verdientermaßen zugezogen. Man hatte nämlich dem Kaiſer hinterbracht, daß einige Kleinigkeiten des Kamaſchendienſtes, die er während des Krieges anbefohlen hatte, bei der Armee in Italien nicht beachtet worden ſeien.

Kutaiſſow wußte auch den Grafen Roſtoptſchin zu entfernen, und zwar indem er eine von dieſem Letzteren angeſponnene Intrigue gegen ihn ſelbſt zu wenden wußte. Ein in Moskau hauſender Theil der Familie Naryſchkin wünſchte nämlich eine Eheſcheidung zu erlangen, die in Rußland bekanntlich nur durch die ausdrückliche Zuſtimmung des Kaiſers möglich wird. Es iſt kein Beiſpiel bekannt, daß Paul dieſe Zuſtimmung gegeben hätte; die Familie Naryſchkin hoffte ſie aber dennoch zu erhalten, indem ſie Kutaiſſow — oder, wenigſtens der Form nach, deſſen Freundin, die franzöſiſche Schauſpielerin Chévalier, zu erkaufen ſuchte, eine damals ſehr bekannte Dame, die aller Wahrſcheinlichkeit nach im Solde des Erſten Conſuls Napoleon Buonaparte ſtand und ſeiner Regierung mit mancherlei intereſſanten Mittheilungen an die Hand ging. Sie konnte ſogar in eigener Perſon ſehr nützlich werden, da ſelbſt der Kaiſer Paul ihr einſt gehuldigt hatte und noch nicht ganz entfremdet war. Als Mittlers bediente ſich die Familie Naryſchkin eines gewiſſen Mermes, eines Savoyarden, der früher zu der ſardiniſchen Geſandtſchaft in Petersburg gehört hatte. Mdme. Chévalier verſprach das Beſte, da aber trotz des aufgewendeten Goldes die Sache ſich verzögerte, ſprach Mermes ſeine Klagen und Sorgen gegen eine andere Franzöſin aus, eine zweite ſchöne und intereſſante Dame, die nach Petersburg gekommen war, um dort die Intereſſen des Conſuls Buonaparte wahrzunehmen. Es war dies eine Emigrirte, die ſich hatte gewinnen laſſen, Frau v. Bonneuil; ſie hatte in Petersburg die freundſchaftlichſten Beziehungen zu dem Grafen Roſtoptſchin anzuknüpfen gewußt.

Dieſer wähnte nun, er habe ein ſicheres Mittel in Händen, ſeinen Nebenbuhler zu ſtürzen; Kutaiſſow wurde dem Kaiſer denuncirt als ein Intrigant, der glauben mache, daß Er eigentlich im Namen des Monarchen entſcheide, und dieſen durchaus nach ſeinem Willen zu lenken wiſſe. Das hieß eine der empfindlichſten Saiten in dem Gemüth des Kaiſers in gefährlicher Weiſe berühren! — Aber ſo wüthend auch Paul in ſeinem Zorn auffuhr, wußte es doch der geſchmeidige Kutaiſſow dahin zu bringen, daß eine Unterſuchung ver-

hängt wurde — eine Umständlichkeit, die sonst unter der Regierung dieses Kaisers nicht üblich war — er wußte ferner die Sache so geschickt zu leiten, daß die Untersuchung in die Hände seiner Anhänger, befreundeter Senatoren, gelegt wurde, und das Ergebniß war, daß Rostoptschin als gefährlicher Verleumder der Unschuld auf seine Güter verwiesen wurde. Mermes, als „Jakobiner" angeklagt, erlitt die Strafe der Knute und mußte die Reise nach den Verbrecher-Colonien in Sibirien antreten.

Graf Pahlen, General-Gouverneur der Ostsee-Provinzen, Gouverneur von Petersburg und Chef der geheimen Polizei, wurde nun auch an Rostoptschin's Stelle Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in deren Leitung er sich ohnehin schon früher mit dem nun verbannten Grafen getheilt hatte.

Die allgemeine Unsicherheit, die tägliche und stündliche Gefahr, in der ein jeder schwebte, führte gar Manchen natürlich genug auf den Gedanken, sich von dieser Angst und Qual zu befreien, einem Zustand, den in der That kaum irgend Jemand länger zu ertragen wußte, ein Ende zu machen, und eine Revolution herbei zu führen, wie deren in der Geschichte Rußlands schon mehrere vorgekommen waren. Die Elemente zu einer Verschwörung gegen den Kaiser lagen überall bereit; es lag in der Natur der Verhältnisse, daß sie sich hier und da wie von selbst zusammenfügten; eines Anstoßes von Außen bedurfte es dazu nicht.

Von den Staatsmännern und Generalen, die unter Katherina etwas gegolten hatten und jetzt beseitigt waren, um Emporkömmlingen wie Kutaissow und Araktschejew Platz zu machen, mußte wohl Mancher geneigt sein, an die Spitze zu treten. Viele bedeutende Familien, die schwere Kränkungen, körperliche Mißhandlungen und selbst den willkürlich verhängten Tod naher Verwandten zu rächen hatten, brauchten nur aufgerufen zu werden, wenn man ihrer zu bedürfen glaubte, und außerdem fanden sich zur Zeit in Petersburg eine Menge Menschen, welche selbst die Noth auf ein waghalsiges Unternehmen hintreiben konnte.

Zu den seltsamsten Erscheinungen dieser Regierung gehörte nämlich ein Dank-Manifest, das der Kaiser Paul, gerade zur Zeit, als die verhängnißvolle Verschwörung gegen ihn sich zu bilden begann, bekannt machen ließ. Paul dankte darin dem russischen Volk öffent-

lich für die bewiesene Treue. Zugleich wurden eine Menge unschuldig oder um kleiner Versehen willen nach Sibirien verwiesener Beamten zurückberufen, und erhielten das Versprechen, wieder angestellt zu werden. Das geschah nicht; die Leute wußten nicht wohin.

Am bedenklichsten war aber gewiß, daß die Günstlinge Paul's, die seine nächste Umgebung bildeten, und von ihm mit Reichthümern und Ehren überhäuft wurden, kaum weniger geneigt sein mußten, sich gegen ihn zu verschwören, als die Beleidigten und Verfolgten. Denn hatten sie auch keine schon erfahrene Unbill zu rächen, so schwebten sie doch auch, gleich allen anderen in beständiger Gefahr; ja mehr als andere; eben weil sie dem Kaiser am nächsten standen, konnte sie die losbrechende Leidenschaft zu allererst treffen.

Und dennoch, so natürgemäß hier auch Alles mit nahe liegender Nothwendigkeit auf eine Katastrophe hindrängte, ist der Versuch gemacht worden, die Umwälzung, die erfolgte, als das Werk einer auswärtigen Intrigue darzustellen. Napoleon, damals als Erster Consul Herr Frankreichs, hielt es damals wie später in seinem Interesse geboten, bei jeder Gelegenheit über England Wehe! zu rufen. Stimmen und Federn, die in seinen Diensten standen, mußten der Welt die Lehre verkünden, der eigene Vortheil gebiete allen Staaten des europäischen Continents dem Willen des Ersten Consuls nachzuleben; thaten sie das nicht, so sündigten sie gegen sich selbst, und eine solche Verkehrtheit ließ sich nur durch die Ränke des „perfiden Albions" erklären. Die englische Regierung erkaufte, nach dieser Darstellung, mit ihrem Golde alle Minister aller Staaten, und beging oder bezahlte so ziemlich jeden Frevel, der überhaupt in der Welt vorkam. So hat denn Napoleon geradezu auch die Beschuldigung ausgesprochen, England habe den Kaiser Paul ermorden lassen.

Bignon hatte von Napoleon selbst den Auftrag erhalten, die Geschichte der napoleonischen Regierung zu schreiben, und erkannte darin mit richtigem Takt die Verpflichtung, die Wahrheit vielfach zu verläugnen. Er folgt überall treulich den Andeutungen Napoleon's; in Beziehung auf das Ende des Kaisers Paul wagt er indessen doch nicht, so entschieden zu sprechen, als sein Herr und Meister; er bleibt bei einer sehr unbestimmt gehaltenen Verdächtigung stehen, die ohne den Schatten eines Beweises hingestellt wird; — wenn nicht etwa das für einen Beweis gelten soll, daß, wie angeführt wird,

die Verschworenen sich gelegentlich im Salon der Frau v. Sherebzow — einer Schwester der Subow's, versammelten, und daß diese Dame in früheren Zeiten in freundschaftlichen Beziehungen zu Lord Whitworth, dem englischen Gesandten in Petersburg, gestanden hatte.

Die Wahrheit ist, daß die Verschwörung, die den Untergang Paul's herbeiführte, keineswegs von dem Salon der genannten Dame ausging, sondern zuerst von einem bedeutenden Mann angeregt wurde, den weder Bignon noch Thiers zu nennen weiß: nämlich von dem Vice-Kanzler Grafen Panin, dem früheren Gesandten Rußlands am preußischen Hof. Sein erster Gehilfe war der Admiral Ribas, ein Emporkömmling aus der Fremde, der schon früher gezeigt hatte, daß er Aufträge zweideutiger Natur unter Umständen nicht zurückwies; namentlich als er zu Livorno die unglückliche Tarachanow in Orlow's Gewalt brachte.

Nur von einer Palast-Revolution konnte und durfte die Rede sein, aber auch eine solche war in Rußland nicht zu unternehmen, wenn nicht ein Theil der kaiserlichen Familie — namentlich derjenige, der begünstigt werden sollte — seine Zustimmung gegeben hatte; denn welches Schicksal mußten sonst die Verschworenen für sich erwarten, selbst wenn ihre That gelang? — Es gab keine Macht, die sie schützen konnte.

Panin ließ es daher auch einen seiner allerersten Schritte sein, dem jungen Großfürsten Alexander Eröffnungen zu machen; wie es scheint, that er das selbst, ehe er sich noch mit Pahlen in Verbindung gesetzt und verständigt hatte. Er suchte den Großfürsten zu gewinnen, indem er ihm vorstellte: die Wohlfahrt des Staats und der Nation erfordere, daß er als Mitregent an die Seite seines Vaters gestellt werde; auch sei der entschiedene Wunsch der Nation, ihn solcher Gestalt auf den Thron erhoben zu sehen, und der Senat, als Repräsentant derselben, werde den Kaiser ohne Zuthun des Großfürsten, zwingen, ihn als Mitregenten anzuerkennen.

Der Großfürst, täglich mißhandelt von seinem Vater, und kaum weniger als jeder Andere in beständiger Angst erhalten, wollte zuerst von dergleichen Dingen gar nicht hören, und antwortete zurückweisend, doch aber nicht in solcher Weise, daß es unmöglich geworden wäre, auf den Gegenstand zurückzukommen, und da er in wiederholten Ge-

sprächen sehr bald die Nothwendigkeit einer Veränderung einräumte, durfte man auf seine endliche Zustimmung rechnen.

Den Grafen Pahlen, den Polizeiminister, als einen der Ersten in die entstehende Verbindung zu ziehen, war durch die Verhältnisse durchaus geboten; er konnte ein Interesse dabei haben, jede Verschwörung, die ohne ihn angezettelt wurde, aufzuspüren und anzuzeigen; unter seinem Schutz dagegen konnte sich der Bund mit verhältnißmäßiger Sicherheit entfalten und zur That bereiten.

Pahlen war, wie man vorausgesehen hatte, sofort mit dem Unternehmen einverstanden. Der Mann, dem der Kaiser die Sorge für seine Sicherheit anvertraut hatte, stellte sich nun durch seine energische Thätigkeit an die Spitze der Verschwörung, und Paul war bald in nächster Nähe von Verräthern umgeben und bewacht; denn mehrere seiner Günstlinge traten dem Bunde gegen ihn bei und Niemand zeigte sich treu!

Einen gab es freilich unter seinen Vertrauten, der nun und nimmer und unter keiner Bedingung die Hand zu einer Verschwörung geboten hätte; das war Araktschejew. Ein merkwürdiger Mann; bekannt durch die furchtbare Grausamkeit und fabelhafte Brutalität mit der er alle Untergebenen behandelte, wie durch die stumpfsinnige Ergebung, mit der er jede Mißhandlung, die er selbst von einem Vorgesetzten erfuhr, wie ein Verhängniß ertrug, ohne eine Miene zu verziehen. Ein gewisses Ideal höchst seltener tugendhafter Knechtestreue, das in den russischen Annalen aus der Zeit der Tataren-Herrschaft verherrlicht wird, erschien gewissermaßen in ihm verwirklicht. In diesen oft sehr charakteristischen Annalen werden diejenigen Fürsten, die sich gegen den höchsten Herrn, den Tatarenchan, auflehnten, um das Land zu befreien, nicht selten als frevelnde Missethäter geschmäht — und als das Musterbild aller Tugenden wird dagegen ein Fürst von Twer gepriesen, der auf Befehl des Chans seinen Bruder erschlug, ohne auch nur zu fragen, weßwegen. So unbedingt, so blind wußte der Edle zu gehorchen! — Dieser schönen Vergangenheit gehörte Araktschejew an; sie lebte in ihm fort. Aber diesen unersetzlichen Mann hatte Paul in seiner unberechenbaren Launenhaftigkeit zu seinem Unglück mit allen Zeichen der Ungnade entfernt.

Dagegen wurden auf Betreiben der ersten Verbündeten die verbannten Gebrüder Subow zurückgerufen; man glaubte ihrer zu be-

dürfen, weil man dem Aeltesten, Platon, bedeutenden Einfluß in den Garde-Regimentern zutraute; mehr wohl, als er in der That hatte. Er war bekanntlich der letzte Günstling Katherinen's gewesen, und unter allen denjenigen, denen sie noch im Alter jugendliche Gefühle widmete, der Einzige, dem sie Einfluß auf die Staatsgeschäfte gestattete, zu Potemkin's tödtlichem Verdruß; ja sie war bemüht gewesen, ihn zum Staatsmann und Feldherrn heran zu bilden, und überschätzte ihn dann, weil sie in ihm das Ergebniß ihrer Erziehungskünste bewunderte. Auch hatte sie ihn in den Fürstenstand erhoben. Eine andere als diese scheinbare Bedeutung hatte sie ihm aber natürlich nicht geben können, und trotz aller Reichthümer, die er ihr verdankte, auch nicht den Grad von Stolz, der ihn für Bestechungen unzugänglich gemacht hätte.

Der Kaiser Paul wurde sogar bewogen, diesem Mann wieder ein Amt anzuvertrauen, wenn auch nur ein nominales; das ist in Petersburg allerdings nothwendig, wenn die Stellung eines vornehmen Herrn, der zum Hof gehört, nicht abnorm scheinen soll. Platon Subow wurde Gouverneur des ersten Cadettencorps. Seine beiden Brüder, Valerian und Nikolaus, nahmen ebenfalls ihre Stellen im Senat wieder ein — der Verschwörung gehörten alle drei an, als verstehe sich das ganz von selbst.

Der Verbindung gegen den Kaiser waren aber inzwischen auch noch sehr viele andere Männer von Gewicht und Bedeutung beigetreten; namentlich die Senatoren Orlow, Tschitschérin, Tarótinow, Graf Tolstoy und Tróschinsky; vom Militair die Generale Fürst Galitzin, Commandeur der Preobraschenskischen Garde, Depreradowitsch, Commandeur der Semenow'schen Garde, Talisin, Uwarow, Archimákow (General-Adjutant des Kaisers), Fürst Jaschwil (Bruder desjenigen, der später an der Spitze der russischen Artillerie stand) — und viele andere Offiziere.

Auch Paul's Gemahlin, die Kaiserin Maria Feodorowna, wußte um das, was vorbereitet wurde, und hatte ihre eigene kleine Coterie, deren besondere Intriguen ziemlich ohnmächtig neben den Plänen der großen Verschwörung hergingen. Die Familie Kurakin, der Kaiserin eng befreundet, spielte in diesem Nebenkreise die Hauptrolle, und schmeichelte ihrer hohen Gönnerin mit der Vorstellung, sie könne regierende Kaiserin, Selbstherrscherin von Rußland werden, und Ka-

therina's Rolle wiederholen. Man sagte ihr, der Großfürst Alexander sei offenbar für den Thron nicht reif, er sei zu jung, unerfahren, schwach und bestimmbar; er werde wohl selbst vor der Last der Krone zurückbeben. Dagegen sei die glänzende Regierung der Kaiserin Katherina noch allen gegenwärtig; ältere Leute erinnerten sich selbst noch der Regierung der Kaiserin Elisabeth als einer schönen und glücklichen Zeit; ja Rußland sei an ein weibliches Regiment gewöhnt, habe sich unter einem solchen stets am besten befunden — und die Nation verlange nach der milden Herrschaft einer Kaiserin. Sie selbst aber sei außerordentlich beliebt, und die Liebe der Nation werde sie, vereint mit schönen Erinnerungen, ganz von selbst auf den Thron erheben.

Natürlich hörte die Kaiserin Marie dergleichen gern; besonders war sie sehr leicht davon zu überzeugen, daß sie im höchsten Grade beliebt sei — denn ihr ganzes Thun und Leben war — vorher und nachher — ein fast ängstlich zu nennendes Haschen nach Popularität. Sie hatte sich an die Spitze mehrerer Wohlthätigkeitsanstalten gestellt, und betrieb deren Verwaltung zwar mit geringem Verständniß, aber mit großem Eifer und einiger Ostentation. Sie machte keinen Spaziergang, auf dem sie nicht bedacht gewesen wäre, irgend ein kleines Ereigniß herbeizuführen, eine Anekdote zu veranlassen, die sie dem Volk in dem Licht liebenswürdiger Herzensgüte und würdevoller Herablassung zeigen konnte. Sie fiel nie, auch nur auf Augenblicke, aus der Rolle, und ihr ganzes Wesen hatte dadurch in der späteren Zeit etwas entschieden Theatralisches und Gemachtes bekommen.

Die Verschwörung hatte bald einen solchen Umfang gewonnen, daß darin, bei längerem Zaudern, eine nicht geringe Gefahr lag. Im ersten Bataillon der Semenow'schen Garde — des Regiments, an dessen Spitze der Großfürst Alexander als Oberster stand — waren z. B. alle Offiziere — selbst die Fahnenjunker nicht ausgenommen — in die Absichten der Verschworenen eingeweiht: wie durfte man hoffen, ein Geheimniß, das so vielen Männern von zweideutigem Charakter, und so vielen unbesonnenen Jünglingen anvertraut war, auf die Länge bewahrt zu sehen.

Auch entgingen die Verschworenen der Entdeckung nur wie durch eine Art von Wunder; sie drohte oft in großer Nähe. Die Gefahr

wurde dringender, da der Kaiser Paul, durch anonyme Briefe mehrfach gewarnt, aufmerksam geworden war. Wir wollen die verschiedenen Geschichten, wie mehr als einmal die Entdeckung, theils durch Glück und Zufall, theils durch Pahlen's Geistesgegenwart, noch im entscheidenden Augenblick vermieden wurde, hier nicht wiederholen: sie sind, wie das eben mit pikanten Anekdoten zu geschehen pflegt, zum Theil in sehr verschönerter Gestalt, in die herkömmliche Erzählung dieser Ereignisse übergegangen; einige möchten wir überhaupt gar nicht verbürgen. Nur eine dieser Fährlichkeiten erlauben wir uns, hier beizubringen, weil sie Bennigsen erzählt, der sie doch gewiß von Pahlen selbst hatte.

Als Gouverneur von Petersburg und Polizeiminister hatte Graf Pahlen die Verpflichtung, dem Kaiser täglich einen Bericht über alle geheimen Nachrichten vorzutragen, die aus den Provinzen eingelaufen waren, sowie über Alles, was in der Hauptstadt während der letzten vierundzwanzig Stunden vorgefallen war. Häusliche und Familienangelegenheiten ohne weitere Bedeutung wurden von diesen Berichten so wenig ausgeschlossen als galante Abenteuer u. dgl., denn alle solche Klatschereien interessirten den Kaiser auf das Höchste. Auf geschichtliche Treue kam es dabei dem Grafen Pahlen natürlich nicht an; er richtete vielmehr seinen Vortrag darauf ein, den Kaiser in eine heitere Laune zu versetzen, was seine sehr entschiedene Wichtigkeit hatte, und war nichts besonders Spaßhaftes vorgefallen, so wurden allerhand komische Begebenheiten eigens für den Bericht erfunden. — Eines Morgens hatte Pahlen, als er in das Kabinet des Kaisers trat, neben seinem schriftlichen Bericht unvorsichtiger Weise auch eine Liste der Verschworenen in der Tasche. — Heiter, zum Scherz aufgelegt kam ihm der Kaiser mit den Worten entgegen: „Was hast Du mir denn heute Neues aufzutischen?" — und fuhr mit der Hand in Pahlen's Tasche. Auf das Aeußerste erschrocken griff auch Pahlen in die Tasche und hielt die Liste fest, die er an dem stärkeren Papier erkannte. — Der Kaiser richtete das Interesse gespannter Neugier auf den Bericht, fand darin bald etwas, das ihn zu lautem Lachen veranlaßte, und bemerkte in seiner Heiterkeit die erbleichende Angst seines Ministers nicht.

Was ihn aber trotz aller Anzeigen und Winke, die ihm zugingen, stets wieder beruhigte, lag übrigens nicht bloß in den beschwich-

tigenden Künsten Pahlen's — sondern vor Allem in einem gar seltsamen Aberglauben, der ihn beherrschte. Es war ihm einst prophezeit worden, daß er glücklich und ohne Störung herrschen werde, wenn dies während der ersten Regierungsjahre der Fall wäre. Die ersten Jahre waren nach Paul's Rechnung vorüber, und schon hatte der Glaube an diese Prophezeiung jenen seltsamen Dank-Ukas an die russische Nation eingegeben. Der Kaiser fürchtete in thörichtem Vertrauen auf seine Sterne nicht mehr für sein Leben und seinen Thron; er fürchtete die Verschwörung nicht, wenn er auch an deren Dasein, und namentlich sehr entschieden an die Strafbarkeit seiner Gemahlin und seiner Kinder glaubte. Ueber diese ließen, bei dem tiefen, unheilbaren und seltsamen Mißtrauen gegen die Menschen, das neben jenem abergläubigen Vertrauen auf sein Geschick in seinem Gemüth waltete, die wiederholten namenlosen Andeutungen, die ihm zukamen, keinen Zweifel. Hatten doch schon die Pläne seiner Mutter, ihn vom Thron auszuschließen, das Mißtrauen gegen seine Familie vorbereitet. Man hörte ihn sagen, er wisse recht gut, daß man ihn ermorden wolle, und er brütete zu Zeiten über Rachplänen, die seine Familie vernichtend treffen sollten.

Die Gefahr, die für die Verschworenen im Verzuge lag, war somit einleuchtend genug, und Pahlen drang wiederholt auf ein entschlossenes Handeln, da in der That nicht einzusehen war, worauf man eigentlich noch wartete. Aber der Großfürst Alexander, ohne dessen Zustimmung nun einmal nichts geschehen konnte, bebte stets vor dem wirklichen Entschluß zurück; selbst nachdem er längst die Nothwendigkeit einer Regierungsveränderung eingeräumt hatte, und im allgemeinen mit den Absichten der Verschworenen einverstanden war. — Er vermochte nicht, seine Einwilligung zu geben, und veranlaßte immer wieder einen neuen, unbestimmten Aufschub.

So blieben die Dinge unheimlich in der Schwebe, bis im Anfang des Jahres 1801 ein ganz unerwarteter Zwischenfall auf der einen Seite die Pläne des Kaisers, auf der anderen, durch Rückschlag, auch die der Verschworenen schnell zur Reife brachte.

Die Kaiserin ließ ihren Neffen, den Prinzen Eugen von Württemberg nach Rußland kommen. Er war der Sohn ihres Bruders, des Herzogs Eugen von Württemberg, der, in Schlesien begütert, als General der Cavallerie in preußischen Diensten stand. Der Kaiser

Paul hatte diesen Neffen seiner Gemahlin, einen damals neunjährigen Knaben, schon bald nach seiner Thronbesteigung 1797, zum Generalmajor, und ein Jahr später zum Chef des Pskow'schen Dragonerregiments ernannt. Jetzt, da der junge Prinz eben sein vierzehntes Jahr angetreten hatte, wurde er durch den General Diebitsch (Vater des Feldmarschalls) zweiten Commandanten des ersten Cadettencorps in Petersburg und, vom Kaiser zu seinem Gouverneur ernannt, aus Schlesien nach der nordischen Hauptstadt abgeholt.

Hier in den ersten Tageu des Februar eingetroffen, wurde er gleich den Tag nach seiner Ankunft am frühen Morgen seinem kaiserlichen Oheim vorgestellt, und gefiel diesem ganz außerordentlich. Schon nach diesem ersten Zusammentreffen sagte Paul zu seiner Gemahlin, die er selbst herbeigerufen hatte, ihren Neffen zu begrüßen: „Savez-vous bien que ce petit drôle a fait ma conquête!" — Und bald steigerte sich sein Wohlgefallen an dem schönen und gescheidten Knaben zu einer maßlos leidenschaftlichen Exaltation, die, wie Alles, was er that, bis an die Grenzen des Wahnsinns ging. Dieser Knabe schien ihm wie vom Himmel gesendet; sein Plan war nun fertig, und das Strafgericht über seine Familie sollte gewaltig hereinbrechen; er wollte Gemahlin und Söhne zunächst in strenge Haft gefangen setzen — die Kaiserin in Cholmogor, im hohen Norden, den Großfürsten Alexander in Schlüsselburg, den Großfürsten Constantin, der um die Verschwörung gar nicht wußte, auf die Citadelle von Petersburg; — den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg aber, dachte er zum Thronfolger von Rußland zu ernennen! — Nach einigen Andeutungen scheint es, als habe er damit die Absicht verbunden, diesen Prinzen mit seiner Lieblingstochter, der Großfürstin Katherina, nachherigen Königin von Württemberg, zu vermählen — und was man beinahe am auffallendsten nennen könnte, wenn in den Plänen des Halbwahnsinns irgend etwas befremden dürfte — es ist, als ob Paul das Dasein seiner beiden jüngsten Söhne ganz vergessen hätte.

Die Gunst, die er seinem erwählten Thronfolger zuwendete, wurde bei jeder Gelegenheit sichtbar, nicht bloß im Familienkreise und bei allen Hoffesten — sondern auch bei allen öffentlichen Veranlassungen, die sich boten. Schon in den ersten Tagen hatte er den Knaben zum Commandeur des Maltheser-Ordens ernannt, besonders aber

mußte es auffallen, daß er ihm einst auf der Parade persönlich die Honneurs machte, und das paradirende Bataillon selbst vor ihm vorbeiführte: eine Ehre, die Paul noch Niemand erwiesen hatte. Auch redete er den dreizehnjährigen Knaben in deutscher Sprache stets mit den Worten „gnädigster Herr" an. Natürlich lag der ganze Hof zu den Füßen des jungen Prinzen von Württemberg. Nur die Gräfin Lieven, der die Interessen ihrer Zöglinge, der Großfürsten, am Herzen lagen, und die sich niemals einen Zwang anthat, zeigte ihm ihre Abneigung ganz unverhohlen.

Schon mehrfach hatte der Kaiser Winke fallen lassen, von einem „grand coup" gesprochen, den er vorhabe; jetzt äußerte er drohend gegen seine Geliebte, die schöne Fürstin Gagarin, geborene Lapuchin, und gegen Kutaissow, daß er nun seinen grand coup vollbringen werde. Er fügte sogar die bedenklichen Worte hinzu: „Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères!" — Wer konnte ermessen, wie weit diese Drohung reichte, und wem sie galt! — Seine Worte wurden sofort dem Grafen Pahlen hinterbracht — von wem? — ob von dem ehemaligen Diener, den Paul als Freund bis zu den Stufen des Thrones erhoben hatte, oder von seiner Geliebten, wissen wir nicht näher anzugeben; ein Dritter kann es kaum gewesen sein.

Pahlen sah nun sein eigenes Leben in unmittelbarer Gefahr, und konnte nicht zweifeln, daß sie in nächster Nähe drohe, als er erfuhr, daß der Kaiser zwei verbannte Günstlinge zurück berufen habe: den Ingenieur-General Lindener, einen ehemaligen preußischen Offizier, den Paul erst mit Gunstbezeugungen überhäuft, dann von sich gewiesen hatte — und dann den mit Recht gefürchteten Araktschejew, dessen Namen Schrecken verbreitete; von dem man wußte, daß er ohne Zögern und Zweifel, wie ohne Schauder, jede That beging, die ihm befohlen war.

Aber die Entscheidung war nun auch auf der anderen Seite aus doppelten Gründen leichter herbeizuführen; Pahlen konnte bei dem Großfürsten Alexander mit ganz anderem Nachdruck als früher auf einen augenblicklichen Entschluß dringen, seitdem er mit den Plänen des Kaisers bekannt war. Paul hatte sie in thörichtem Vertrauen gegen diejenigen ausgesprochen, die er für seine Getreuen hielt. Pahlen konnte nun dem Großfürsten Alexander den erwählten Thron-

folger nennen, der gefunden war und an ſeine Stelle treten ſollte; er konnte ihm die Drohungen ſeines Vaters wiederholen, und Araktſchejew's nahe Ankunft als den Augenblick bezeichnen, wo das Ganze unrettbar zuſammenbrechen werde. Er verſicherte, daß Alles vorbereitet ſei, und für die Ruhe des Reichs wie für die kaiſerliche Familie nichts zu befürchten. — Alexander gab unter Thränen ſeine Einwilligung dazu, daß die That, die der Augenblick forderte, ſofort ausgeführt werde; ſein Vater ſollte gezwungen werden, abzudanken; aber wie man erwarten mußte, machte der Großfürſt zur Bedingung, daß kein Frevel gegen das Leben ſeines Vaters unternommen werde.

Man ließ ihm das ohne Widerſpruch gelten, doch konnten natürlich erfahrene Männer wie Pahlen und ſeine Freunde gewiß nicht einen Augenblick darüber zweifelhaft ſein, was geſchehen mußte, um ſie ſelbſt ſicher zu ſtellen — welche Wendung das Unternehmen unvermeidlich nehmen mußte, wenn es einmal begonnen war.

Auch nach einem rüſtigen Mann, dem die unmittelbare Ausführung anvertraut werden konnte, hatten ſich die Häupter der Verſchwörung ſchon umgeſehen; er war in dem General Bennigſen bereits gefunden.

Bennigſen, bekanntlich ein Hannoveraner von Geburt, früher auch in Dienſten ſeines Vaterlandes, in denen er einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, ſeit 1770 ruſſiſcher Offizier, jetzt Generallieutenant, und von der Kaiſerin Katherina mit Gütern im Gouvernement Minsk reich beſchenkt, war ſo eben vom Kaiſer in einem Anfall übler Laune aus Petersburg verwieſen worden. Es war ihm befohlen, ſich auf ſeine Güter zu begeben. Pahlen und Platon Subow bewogen ihn, heimlich in Petersburg zu bleiben, was ſich unter dem Schutz des Polizeiminiſters natürlich ſehr leicht machen ließ. Auch hatten ſich die beiden Herren in Bennigſen nicht getäuſcht; ſo wie ihm der Großfürſt Alexander als Haupt der Verſchwörung genannt wurde, trat er derſelben bei, und zeigte ſich mit entſchiedenem Eifer bereit, bei der Ausführung an die Spitze zu treten.

Aber ſo weit ſich auch der Bund verbreitet hatte, ſo zahlreich er geworden war, ſo ſehr man auf die ganz allgemeine Zuſtimmung der höheren Stände, der ganzen Bevölkerung von Petersburg und der Provinzen hoffen durfte, hatte die Ausführung doch in einer Beziehung ihre Schwierigkeiten — die gemeinen Soldaten der Garde waren,

trotz Allem und Allem, dem Kaiser treu ergeben. Nur die des Semenowschen Regiments glaubte man gewinnen zu können, weil sie gewohnt waren, dem Großfürsten Alexander als ihrem Obersten zu folgen. Der Offiziere war man ohnehin gewiß. Eben deshalb glaubte man einen Tag abwarten zu müssen, an dem eine Abtheilung dieses Regiments die Wache im Schloß bezog. Um bei Nacht in die Gemächer des Kaisers gelangen zu können, rechnete man auf den General-Adjutanten Archimákow, der in dem als Festung behandelten Palast, den Dienst als Platzmajor versah, und in dieser Eigenschaft dienstlich zu jeder Stunde Eintritt dort verlangen und erhalten konnte.

Die Zustände während der letzten Tage scheinen vollkommen unerträglich geworden zu sein. An jedem Sonnabend fand ein großes Concert bei Hof statt. Zu den Seltsamkeiten, die Paul eingeführt hatte, gehörte auch, daß der Gesellschaft in den Pausen unaufhörlich Wein angeboten wurde. Der Kaiser selbst trank sehr viel. Er liebte es, die abenteuerlichsten Paradoxen auszusprechen und zu vertheidigen, und wenn er von Wein erhitzt war, steigerten sich diese gewagten Sätze bis zu vollkommenem Unsinn, den er höchst leidenschaftlich mit einer wunderbaren Suade zum Besten gab. — An dem letzten Sonnabend, den er erlebte, schien er vollends so seltsam aufgeregt, richtete auf die Kaiserin, auf seine Söhne so wüthende Blicke, fuhr sie mit drohenden Mienen mit so schnöden Worten an, daß selbst die unbefangensten unter den Anwesenden sich böser Ahnungen nicht erwehren konnten.

Die schöne Fürstin Gagarin hatte den jungen Prinzen von Würtemberg schon wiederholt in geheimnißvollen Worten gewarnt vor Gefahren, die auch ihm drohten; an diesem Abend sagte sie ihm: „Si jamais vous aviez besoin d'un asile vous le trouveriez chez moi!" — Sie wußte, was bevorstand: den jungen Prinzen warnte sie; den Mann, dem sie die Rechte eines Geliebten eingeräumt hatte, warnte sie nicht!

Endlich brach der 23. März an; an diesem Tage, dem letzten seines Lebens, erließ der Kaiser Paul noch ein sehr heftiges Schreiben an den Baron Krüdener, seinen Gesandten in Berlin. Ganz für Napoleon's Pläne gewonnen, — und selbst sehr ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, Ost-Preußen durch Eroberung für Rußland zu gewinnen — befahl er seinem Gesandten in Berlin, ganz entschieden darauf zu dringen, daß Preußen feindlich gegen England einschreite,

und namentlich Hannover besetze. Er sollte im Weigerungsfalle mit einem russischen Heer von achtzigtausend Mann drohen. Wahrscheinlich damit Krüdener sich mit der Befolgung dieses Befehls nicht übereile, fügte Pahlen als Nachschrift die Worte hinzu: „Sa Majesté Impériale est indisposée aujourdhui. Cela pourrait avoir des suites." — Sie lassen keinen Zweifel über seine Ansichten und Pläne.

Man erstaunt, wenn man sieht, in wie weiten Kreisen zur Zeit bekannt gewesen sein muß — nicht allein, daß eine Verschwörung dem Wahnsinn und der unerträglichen Tyrannei dieser Regierung ein Ende machen wollte — sondern selbst, daß der Abend dieses Tages zu dem entscheidenden Streich gegen den Kaiser ausersehen war. Ein sehr großer Theil wenigstens der sogenannten großen Welt in Petersburg scheint darum gewußt zu haben. In zahlreicher Gesellschaft an der Abendtafel der Fürstin Biéloselsky sah der Kammerherr Sagrâshsky, als es spät wurde, nach der Uhr und sagte: „Le grand Empereur n'est pas en ce moment fort à son aise!" — Die Gesellschaft versank in dumpfes Schweigen, und trennte sich, ohne daß jemand der Bedeutung dieser dunklen Worte nachgefragt hätte; man verstand sie also!

Auch der General Diebitsch, obgleich der Verschwörung fremd, erfuhr was geschehen sollte, und besorgte, die Verschwornen könnten auch dem jungen Prinzen, der ihm anvertraut war, ein Leides anthun; das geht aus seinem Thun und Treiben an diesem verhängnißvollen Tage sehr deutlich hervor. Er sprach von Gefahren; der preußische Rittmeister v. Trebra wollte den Prinzen, dem er als „Sous-Gouverneur" beigegeben war, gegen Abend in das erste Cadettencorps, wie er meinte, in Sicherheit bringen; der erste und eigentliche Commandant dieser Anstalt aber, unser berühmter deutscher Schriftsteller Friedrich Maximilian Klinger, verweigerte entschieden die Aufnahme. Aus welchen Gründen — ob er durchaus das Ansehen bewahren wollte von allem, was vorging, und woran er nicht Antheil nahm, auch nicht gewußt zu haben — ob er sich sagte, daß der Großfürst Alexander ihm als Kaiser eine solche ängstliche, noch dazu überflüssige, Vorsorge für den Prinzen, nie verziehen hätte — darüber ist nichts bekannt geworden.

Diebitsch ließ den Prinzen aufbleiben und gekleidet, bis endlich tief in der Nacht ein Offizier, Capitain Volkersberg, erschien und

durch die halbgeöffnete Thür hereinrief, daß Alles vorüber sei — wobei er mit der Hand eine Bewegung an der Seite des Halses hinauf machte. Diebitsch sagte darauf dem Prinzen, nun könne er zu Bett gehen.

Alles war vorüber; der Kaiser Paul, der am Morgen das Schicksal Europa's zu entscheiden wähnte, hatte am Abend nicht Einen Getreuen gefunden, der sein Leben gegen Mörderhand schützte.

General Talisin, der in der Nähe des Sommergartens und des Michailowschen Palastes wohnte, hatte an diesem Abend die Verschworenen in großer Anzahl an seiner Abendtafel versammelt — doch fehlten gerade die beiden Stifter des Bundes; der Admiral Ribas war vor der Ausführung gestorben, Graf Panin befand sich zur Zeit in Moskau und verdankt es diesem Umstand, daß er nirgends unter den Verschworenen genannt wird. Dagegen waren sehr viel junge Offiziere geladen; namentlich solche, die kürzlich wegen geringer Vergehen harte und beleidigende Strafen erfahren hatten, und darunter manche, die bis zu dem Augenblick von den Anschlägen gegen den Kaiser nichts gewußt hatten. Pahlen und Bennigsen befliffen sich mit Berechnung der strengsten Mäßigkeit: den jungen Herren wurde der Wein überreichlich eingeschenkt.

Der Senator Geheimrath Trótschinsky entwarf ein Manifest, in welchem gesagt wurde, der Kaiser habe Krankheits halber den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen. Daß Paul nur durch Gewalt dahin gebracht werden konnte, ein solches Aktenstück zu unterschreiben, verstand sich von selbst; er sollte also gezwungen und zu diesem Ende nöthigenfalls auf die Festung nach Schlüsselburg gebracht werden. Ein Theil der Soldaten vom Semenow'schen Regiment, über die man verfügen konnte, hatte sich inzwischen in Talisin's Haus eingefunden; ein anderer war angewiesen, sich an bestimmter Stelle in der Newskischen Perspective zu versammeln. Platon Subow und Bennigsen übernahmen es, „die Angelegenheit mit dem Kaiser persönlich abzumachen." Graf Pahlen und der General Iwarow übernahmen es, an der Spitze jener in der Perspective versammelten Soldaten für die Sicherheit der Verschworenen nach Außen zu sorgen. Noch im letzten Augenblick fragte ein von Wein erhitzter junger Mann, was denn geschehen solle, wenn der Kaiser sich thätlich zur Wehr setze? — Pahlen antwortete mit dem bekannten trivialen

französischen Spruch: „Quand on veut faire une omelette il faut casser des oeufs!“ — So erzählt Bennigsen, der dabei war. Auf diese Worte hin — die vollkommen zu Pahlen's Nachschrift an Krüdener paßten — waren die berauschten Offiziere vollends nicht mehr in Ordnung zu halten.

Man setzte sich in Bewegung nach dem Michailow'schen Palast, dem wunderlichen, festungsartigen, von einem Wassergraben umgebenen Gebäude, das Paul hatte aufführen lassen, und seit einiger Zeit mit der kaiserlichen Familie bewohnte. Archimákow führte den Trupp; er kannte alle Treppen und Gänge; auf sein Geheiß öffnete auch der Kammerhusar, der in dem unmittelbaren Vorzimmer des Kaisers die Wache hatte, dessen Thür. In wahnsinniger Aufregung schlug einer der Offiziere diesen Husaren mit einem Stock dermaßen auf den Kopf, daß er, nach einem lauten Schrei, bewußtlos hinfiel. Der Offizier, der wohl kaum mehr wußte, was er that, drückte sogar eine Pistole auf den zu Boden gefallenen Diener ab; sie versagte zum Glück der Verschwornen — aber schon auf diesen ersten, so thöricht veranlaßten Lärm liefen die allermeisten derselben fliehend auseinander. Nur Subow, Bennigsen und vier Offiziere traten in das Schlafzimmer des Kaisers, dessen Thüre Bennigsen öffnete. Subow eilte bei dem Schein der Nachtlampe auf das Bett zu, und verlor in lähmendem Schrecken ganz die Fassung, als er es leer fand. Der Lärm im Vorzimmer hatte Paul veranlaßt, aufzuspringen, um sich zu verbergen. Bennigsen fand ihn hinter einer spanischen Wand, wo die Lampe brannte; da stand er mit bloßen Füßen, nur mit einem Hemd, einer Nachtjacke und Nachtmütze bekleidet.

Subow und Bennigsen gingen nun mit gezogenen Degen auf den Kaiser zu, und da der Erstere Muth und Fassung in dem Grade verloren hatte, daß er nicht sprechen konnte, nahm Bennigsen das Wort. Er rief dem Kaiser zu: „Sire vous êtes arrêté!“ — Ohne ihm zu antworten, sagte Paul gegen Subow gewendet; „Que faites-vous Platon Alexandrowitsch!“ — Ein Offizier meldete dem Fürsten Subow in diesem Augenblick, daß die Schloßwache sich sehr widerspenstig zeige und Pahlen nicht komme; Subow eilte davon. Nur Bennigsen „blieb unerschüttert“, wie er sich dessen selber rühmt; er wiederholte seine früheren Worte, aber anstatt zu antworten, suchte Paul in das Nebenzimmer zu gelangen. Dort wurden der Sitte

gemäß, welche der Kaiser eingeführt hatte, die Degen aller Offiziere, die unter Arrest waren, aufbewahrt: Paul suchte eine Waffe zu seiner Vertheidigung. Aber man vertrat ihm den Weg, denn die Verschworenen, die erst entflohen waren, fanden sich nun wieder so zahlreich ein, daß nach und nach das ganze Gemach mit ihnen angefüllt war, und Bennigsen verschloß die Thüren, die nach jenem Nebenzimmer und in die Wohnung der Kaiserin führten. Paul suchte sich nun den Weg zur Flucht zu bahnen, indem er in russischer Sprache schrie: „Arretirt! was heißt das, arretirt!" — man hielt ihn mit Gewalt zurück, wobei besonders der Fürst Jaschwil und Major Tatitinow rücksichtslos auf ihn eindrangen; vergebens rief Bennigsen dem Kaiser zweimal zu: „Restez tranquille Sire, il y va de vos jours!" — Der Unglückliche suchte sich durchzuringen und wiederholte seine Worte; es entstand ein leidenschaftliches Handgemenge, die spanische Wand stürzte um; in dem Lärmen unterschied Bennigsen die Stimme eines jungen Offiziers, der dem Kaiser zurief: „Schon seit 20 Jahren hätte man ein Ende mit Dir machen müssen!" — „Was habe ich denn gethan?" erwiderte der Kaiser. — Auf ein plötzliches Geräusch im Vorzimmer wendeten sich wieder viele der Verschworenen in neuer Flucht; aber Bennigsen sprang in die Thüre und drohte mit lauter Stimme, jeden niederzustoßen, der die Flucht versuchte. „Jetzt ist nicht mehr Zeit, zurückzutreten!" fügte er hinzu.

Jenes gewaltige Geräusch war dadurch veranlaßt, daß ein mitverschworener Offizier, Bibikow, mit einer Abtheilung des Semenowschen Regiments in das Vorzimmer einrückte. — In diesem Augenblicke, wo kein Zweifel mehr darüber walten konnte, wie das Handgemenge mit dem Kaiser — das immer gewaltsamer wurde — in den nächsten Minuten enden mußte — besonders da Paul jetzt endlich darauf verfallen war, mit lauter Stimme unaufhörlich nach Hilfe zu rufen — da befahl der kluge Bennigsen dem jungen berauschten Fürsten Jaschwil, den Kaiser zu bewachen, und eilte selbst hinaus in das Vorzimmer, um — „die Aufstellung der Wachen zu besorgen!" Wie die Zeugen dieser letzten grauenhaften Augenblicke nachher erzählten, suchte sich der Kaiser mit der Anstrengung der Verzweiflung von Jaschwil loszureißen; im Ringen stürzten beide zu Boden; der Garde-Offizier, den Bennigsen Skellerét nennt, (ohne Zweifel Skarjatin) riß sich die Schärpe ab und wand sie dem Kaiser, den Jaschwil

niederhielt, um den Hals; die Entfernteren drängten vorwärts, mehrere, die näher standen, wurden so auf die Ringenden gestürzt — der Kaiser wurde erdrosselt und erdrückt, ohne daß die entfernter stehenden bestimmt wußten, was eigentlich geschehen war.

Als Bennigsen nach wenigen Minuten wieder eintrat, stürzte ihm schon in der Thür ein betrunkener, wüthender Offizier mit den Worten entgegen: „il est achevé!“ — Bennigsen stieß ihn zurück, rief „halt! halt!“ in die Menge hinein — drängte sich durch zu der Leiche des Kaisers und stieß in großem Zorn die furchtbarsten Drohungen gegen die Thäter aus. Er, der die ungemein verständlichen Winke des Grafen Pahlen an der Abendtafel angehört hatte, ohne den geringsten Widerspruch zu erheben, untersuchte jetzt mit eifrigster Sorgfalt, ob der Kaiser noch am Leben zu erhalten — in das Leben zurückzurufen sei; — als er sich „endlich“ überzeugen mußte, daß jede Hoffnung vergebens sei, ließ er den entseelten Körper auf das Bett legen. Den Dienern, die nun herbeigerufen wurden, sagte Bennigsen, der Kaiser sei am Schlage gestorben, und zugleich befahl er, den Körper sofort mit der Uniform zu bekleiden.

Platon Subow war unterdessen zur Schloßwache geeilt, die er ausrücken ließ. Er traf hier mit seinen beiden Brüdern zusammen, und auch der Großfürst Alexander hatte sich eingefunden. Dieser hatte den Abend an der Tafel seines Vaters gespeist, und seitdem das Manifest unterschrieben, vermöge dessen er die Mitregierung übernahm; — jetzt stand er vor der aufmarschirten Wache; vielleicht dort hinbeschieden, um den Soldaten durch seine persönliche Erscheinung zu imponiren. Denn es war vergebens, daß die Subow's die Wache aufforderten, dem „Kaiser Alexander“ ein huldigendes Hurrah! zuzurufen. Selbst die persönliche Gegenwart des Großfürsten vermochte nichts über die Leute, sie weigerten sich standhaft, bis ein von Bennigsen gesendeter Offizier die Nachricht brachte, daß der Kaiser Paul geendet habe.

Hier, im Schloßhof, der Wache gegenüber, traf den bisherigen Großfürsten diese furchtbare Botschaft, und im ersten Augenblick, während die Soldaten der Wache ihn jetzt willig als Kaiser begrüßten, schien Alexander außer sich vor Schmerz über diesen unerwarteten Schlag.

Doch wußte er sich schnell einigermaßen zu fassen; als Bennigsen

jetzt herantrat, erhielt er den Befehl über die Truppen und in dem Palast, den er bewachen sollte. Auch Pahlen, der durchaus nicht geeilt hatte, kam jetzt mit Uwarow und den Soldaten aus der Perspective herbei. Ihm wurde der Auftrag, der Kaiserin Marie anzukündigen, was geschehen war; der junge Kaiser selbst eilte, von seinem erschreckten Bruder Constantin begleitet, in den Winterpalast, um dort in der Schloßcapelle einem sehr frühen Gottesdienst beizuwohnen, und die Huldigungen seiner Unterthanen zu empfangen.

Die Kaiserin Marie — die seltsamer Weise ihrem Leibarzt, dem Geheimrath Beck, befohlen hatte, diese verhängnißvolle Nacht über im Palast, in der Nähe ihrer Zimmer zu verweilen, obgleich niemand von der kaiserlichen Familie krank war — gerieth über Pahlen's Botschaft in den leidenschaftlichsten Zorn — sprach es offen aus, daß sie an den natürlichen Tod ihres Gemahls nicht glaube, und drohte den Thätern mit ihrer Rache, mit den furchtbarsten Strafen. Sie verlangte den Leichnam ihres Gemahls zu sehen; da man ihren Befehlen in dieser Beziehung mit einer entschiedenen Weigerung antwortete, eilte sie zu ihrer Schwiegertochter, Alexander's Gemahlin, der nunmehrigen Kaiserin Elisabeth — und „hier zeigte sie nicht sowohl Schmerz über den Tod ihres Gemahls als andere Gemüthsbewegungen" — die sich bald auch vor Anderen verrathen sollten.

Denn hier trat wenig später auch General Bennigsen ein, und forderte sie im Namen des Kaisers Alexander auf, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu begeben. Die Kaiserin Marie, weit entfernt, ihre Bewegung bemeistern oder verbergen zu wollen, brach in die Worte aus: „Wer ist Kaiser? — wer nennt Alexander Kaiser?" — und da Bennigsen erwiderte: „Die Stimme der Nation!" erklärte sie mit gleicher Heftigkeit, sie werde ihren Sohn nicht anerkennen. Niemand antwortete etwas auf diese kühne Weigerung; sie fügte bald mit leiserer Stimme bedingend hinzu: „bis er mir Rechenschaft von seiner Aufführung in dieser Angelegenheit gegeben hat!" — Dann ergriff sie wieder mit erneuter Heftigkeit Bennigsen's Arm und befahl ihm, ihr zu gehorchen, sie in die Zimmer des Kaisers Paul zu führen. — Bennigsen aber fürchtete, wie er selber sagt, die Soldaten; fürchtete, daß sie in ihrer Anhänglichkeit an den ermordeten Kaiser sich wohl könnten zu irgend einem thörichten Beginnen verleiten lassen, verweigerte den verlangten Gehorsam, und hielt die Kaiserin

zurück. Sie drohte, ihn dereinst dafür büßen zu lassen — und brach endlich in Thränen aus, die sie etwas zu beruhigen schienen.

Bennigsen glaubte nun die Aufforderung zur Fahrt nach dem Winterpalast wiederholen zu können, und die junge Kaiserin Elisabeth vereinigte ihre Bitten mit seinen Vorstellungen aber sie reizte dadurch nur von Neuem den Zorn ihrer Schwiegermutter, die das sichtlich sehr übel nahm. „Que me dites vous!“ fuhr die Kaiserin Wittwe die Gemahlin ihres Sohnes an — ein Anfahren nennt es Bennigsen — „Ce n'est pas à moi à obéir! — allez! — obéissez si vous voulez!“

Da sie sich durchaus weigerte, den Michailow'schen Palast zu verlassen, ohne den entseelten Körper ihres Gemahls gesehen zu haben, ließ Bennigsen dem jungen Kaiser melden, wie hier die Sachen standen, und erhielt von ihm die Weisung, der Kaiserin Wittwe darin zu willfahren, wenn es ohne Gefahr geschehen könne —: Worte, die beweisen, daß Alexander schon von früher her um das Treiben der Familie Kurakin wußte, und um die Wahngebilde, die seiner Mutter vorgespiegelt wurden. Ohnehin geht aus Pahlen's und Bennigsen's Benehmen zur Genüge hervor, daß man diese Kreise überwacht hatte, und darauf gefaßt war, ihren Plänen zu begegnen.

Bennigsen erbat sich darauf vom Kaiser Pahlen's Beistand, und als dieser gefährlichste Günstling und Verräther ihres Gemahls, eilig gesendet, noch einmal vor der beleidigten Kaiserin erschien, führte ihre auflodernde Heftigkeit eine neue leidenschaftliche Scene herbei. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen — er nahm alle Ausbrüche ihres Zorns mit der kältesten Fassung auf, erklärte mit cynischer Offenheit geradezu, daß er von Allem unterrichtet gewesen sei; Rücksicht auf das Wohl des Staats und selbst auf die Sicherheit der kaiserlichen Familie rechtfertige, was geschehen sei. Gründe der Politik und Vernunft sollten die Kaiserin trösten — da aber seine rauhe Beredtsamkeit keinen Erfolg hatte, eilte er fort, seinem neuen Herrn zu berichten.

Noch einmal ergriff nun die Kaiserin Marie „mit harten und drohenden Worten“ Bennigsen's Arm und wollte ihn zum Gehorsam zwingen. Der General weigerte sich stets, sie an das Lager ihres Gemahls zu führen, so lange sie sich nicht vollkommen beruhigt habe — und wie es scheint, glaubte auch er sich berechtigt, ziemlich rück-

sichtslos mit ihr zu sprechen; wenigstens erzählt er uns selbst, daß er ihr unter Anderem sagte: „Madame, on ne joue pas la comédie!“

Endlich versprach sie sich zu beherrschen, wenn man ihr nur den entseelten Körper zeige, rief ihre Töchter herbei, nahm den Arm, den ihr Bennigsen bot, und es erfolgte, was dieser Mann in seiner schonungslosen Weise eine „vollkommene Theaterscene“ nennt. Schon auf dem Wege durch die Säle und Zimmer des Palastes ließ sich die Kaiserin mehrmals nieder, wie nach Fassung ringend, und rief wiederholt in deutscher Sprache aus: „Gott helfe mir ertragen!“ — So wie sie das verhängnißvolle Gemach betrat, wo jetzt der todte Kaiser mit der Garde-Uniform bekleidet auf dem Bette lag, schrie sie laut auf, warf sich an dem Lager nieder, und küßte die Hände des Gemahls, vor dem noch wenige Stunden früher ihre Freiheit, ihr Leben, ihre Kinder nicht sicher waren. Dann verlangte sie eine Scheere, schnitt eine Locke von dem Haar des Kaisers ab, und forderte ihre Töchter auf, ein gleiches zu thun, was auch geschah. — Endlich schien die Kaiserin sich entfernen zu wollen, aber sie kehrte plötzlich um, hieß ihre Töchter gehen, warf sich noch einmal verzweifelnd an dem Bett nieder, und rief: „ich will die letzte sein!“ — In ihre Wohnung zurückgekehrt, kleidete sie sich in die äußeren Zeichen tiefer Trauer, ehe sie den Weg nach dem Winterpalast antrat.

Auf dem Wege zum Winterpalast erwartete die Kaiserin Marie, wie uns versichert wird, sichtlich, daß die Menge, die hier durch die Straßen wogte, bei ihrem Anblick etwas zu ihren Gunsten unternehmen werde. Das geschah natürlich nicht; es waren vielmehr Scenen ganz anderer Art, die sich auf diesem Wege dem Auge der Kaiserin zeigten; überall begegnete ihr der Ausdruck der lautesten, jubelnden Freude; man begrüßte sich gegenseitig wie nach einer langen Trennung; man umarmte sich, und Einer wünschte dem Anderen Glück, als sei jeder Einzelne persönlich aus dringender Gefahr erlöst; Menschen, die einander fremd waren, sprachen wie vertraute Freunde ihre Gefühle gegen einander aus.

Trüb und formlos wurde im Innern des Palastes die Regierung Alexander's eingeleitet. Hier in der Kapelle des Kaiserhauses wohnte der neue jugendliche Herr in nachlässiger Kleidung, mit aufgelöstem Haar, in Thränen dem Gottesdienst für Sterbende bei; die Eintretenden leisteten wie sie ankamen, den Eid der Treue, ohne daß

irgend eine Rangordnung, irgend ein Ceremoniel beobachtet worden wäre.

Wenige Tage später wurde Paul mit allem Pomp bestattet, den ein Kaiserhof entfalten kann, und bald bewegte sich Hof- und Gesellschaftsleben wieder in den gewohnten Geleisen.

Pahlen und Subow mußte der junge Kaiser Anfangs in seiner nächsten Nähe dulden — dagegen wurde die Familie Kurakin augenblicklich aus der Hauptstadt verwiesen, ohne daß man sich darüber ausgesprochen hätte, wessen sie eigentlich angeklagt war. — Auch die untergeordneten Verschwörer, die Handlanger, die man erhitzt und berauscht in Paul's Schlafgemach gesendet hatte, wurden aus Petersburg verbannt.

Alles ging indessen hoffnungsvoll einer besseren Zeit entgegen, nur die Kaiserin-Mutter, wie Maria Feodorowna jetzt genannt wurde, wußte ihren Unmuth über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten, weder zu beherrschen noch zu verbergen. Aus der kürzlich erschienenen Biographie des Grafen Siewers ersehen wir, wie scharf und schneidend sie diesem Staatsmann schrieb, da er das Ende des Kaisers Paul und die Regierungsveränderung nicht so beklagte, wie sie verlangte. Aehnliche Aeußerungen ließen sich viele anführen. Die nächsten Wochen nach Alexander's Thronbesteigung brachten mancherlei Veranlassung, denn gar mancher Staatsmann und Krieger, der ihr aus früherer Zeit bekannt war und seit einigen Jahren entfernt in der Provinz lebte, erschien jetzt wieder am Hof, dem neuen Kaiser seine Verehrung zu bezeugen. Unter ihnen waren auch die beiden Generale Gotthart v. Knorring und Benckendorff. Der Letztere, ein liebenswürdiger Weltmann, war mit einer Jugendfreundin der Kaiserin Maria, einer Württembergerin, Frl. v. Schilling-Cannstadt vermählt, und hatte zu dem vertrauten Kreise in Gatschina gehört. Die beiden Generale, die nach längerer Trennung bei Hofe zusammen trafen, hatten einander mancherlei mitzutheilen — sie zogen sich in einen Nebensaal zurück und setzten sich dort in eine Fensternische. Unerwartet stand die Kaiserin Mutter neben ihnen; beide wollten sich erheben, die Kaiserin hielt sie auf ihren Sitzen zurück, indem sie mit den Händen ihre Schultern berührte, und flüsterte in deutscher Sprache: „Ach! wenn Sie beide hier gewesen wären, dann wäre das Unglück nicht geschehen!" — Benckendorff schwieg betroffen;

Knorring, in dessen Art es lag, seine Meinung stets sehr unumwunden auszusprechen, antwortete nach kurzer Pause: „Wer weiß, Euer Majestät! — Der selige Herr war nicht beliebt!“ — Die Kaiserin wendete sich kurz um, und war augenblicklich aus ihrer Nähe verschwunden, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Nach einigen Monaten jedoch, als der Kaiser Alexander anfing, sich etwas fester zu fühlen, wurden sowohl Pahlen als Subow entfernt. Pahlen war für ein Bündniß mit Frankreich, wie es Paul eingeleitet hatte, Subow stimmte für die Politik Katherina's und ein Bündniß mit England; seinen Ansichten schloß sich Alexander an. Doch waren es wohl nicht Gründe der Politik, die Pahlen's Entfernung herbeiführten; Bennigsen belehrt uns eines Anderen: sein „zweideutiges Nichterscheinen im entscheidenden Augenblick“ — während jener verhängnißvollen Nacht — „wurde ihm übel ausgelegt.“ — In der That war unter denen, die den Mann zu kennen meinten, die Ueberzeugung allgemein, daß Pahlen sich darauf eingerichtet hatte, im Fall der Streich mißlang, den Großfürsten Alexander sammt allen Verschworenen zu verhaften, und als Paul's Retter aufzutreten.

Platon Subow war zu unbrauchbar und nichtig, um sich halten zu können, nachdem er sich mit bedeutenderen Männern entzweit hatte. Er wurde nicht verbannt, aber er entfernte sich und ging auf seine Güter in Curland, als er sah, daß ihm keine eigentliche Stellung in der neuen Staatsverwaltung angewiesen wurde.

Ihn und Pahlen hatte Alexander in dem Augenblicke, wo sein Vater oben in seinem Schlafgemach ein gewaltsames Ende fand, unten im Schloßhof gesehen; er wußte demnach, daß sie nicht unmittelbare Zeugen der blutigen That gewesen waren. Anders verhielt es sich mit Bennigsen. Und gerade dieser gewann jetzt das Vertrauen Alexanders, dem er bis dahin ziemlich fremd geblieben war, und kam in dessen persönliche Umgebung. Er begleitete den Kaiser, als dieser zur Krönung nach Moskau ging; wurde außer der Reihe zum General der Cavallerie befördert, wurde General-Adjutant — und obgleich der Kaiser ihn mit der Zeit gering achten lernte, hat die Welt ihn doch mehr als einmal an der Spitze der russischen Heere gesehen. Es scheint fast, als sei ihm sein Benehmen der Kaiserin Maria gegenüber sehr hoch angerechnet worden; als habe man darin den Beweis großer Zuverlässigkeit gesehen.

Ueberhaupt, wie die Revolution selbst sich um Persönlichkeiten in einem engen Kreise drehte — nicht welterschütternd um Principien, gleich jener im westlichen Europa — wurden auch ihre Nachwirkungen, die lebendigen Erinnerungen an das Ereigniß, gleichfalls vorzugsweise in persönlichen Beziehungen fühlbar.

Bis auf einen gewissen Grad wurde, ganz unschuldiger Weise, auch der junge Prinz Eugen von Württemberg davon betroffen — der Knabe, der, wie sich von selbst versteht, von den mehr als seltsamen Plänen Paul's gar nichts erfahren hatte. Er wurde von dem Augenblick der Katastrophe an sehr wenig mehr beachtet in Petersburg, denn der Kaiser Alexander schien sich seiner nicht zu erinnern — und natürlich glaubte ein jeder dem neuen Herrn seinen Hof zu machen, indem er ebenfalls den jungen Prinzen geflissentlich ignorirte. — Nach einigen Monaten, als ein solcher Schritt nichts Auffallendes mehr haben konnte, fand die Kaiserin Mutter angemessen, ihren Neffen nach Schlesien zurück zu senden.

Später vermittelte dieselbe hohe Verwandte wieder den wirklichen Eintritt des Prinzen in die russische Armee; er erwarb durch ausgezeichnete Dienste, die er leistete, einen schönen militairischen Ruf. Die Kaiserin Mutter, die ihn sehr liebte, war hoch erfreut darüber — der Kaiser Alexander dagegen schien es nicht durchaus gern zu sehen, und so lange er lebte, kam der Name des Prinzen Eugen von Württemberg in den öffentlichen Berichten entweder gar nicht, oder nur ganz beiläufig vor. Das war um so auffallender, da der Kaiser sich im Gespräch, so wie in den Briefen an seine Mutter, gelegentlich sehr anerkennend über die Dienste des Prinzen aussprach. Die Kaiserin theilte solche Stellen aus den Briefen ihres Sohnes hin und wieder in dem Kreise ihrer Gesellschaft mit — und man war dann um so mehr befremdet, den Namen des Prinzen in den öffentlichen Berichten nicht zu finden. Selbst in der Relation von der Schlacht bei Kulm wurde Eugen von Württemberg nicht genannt; Graf Ostermann, dem zur Zeit der Verstand etwas aus den Fugen gekommen war, wurde seltsamer Weise zum Helden des Tages gestempelt — und zwar hatte der Kaiser Alexander selbst dem Prinzen schon auf dem Schlachtfelde angekündigt, daß von ihm auch bei dieser Gelegenheit wieder nicht die Rede sein werde, indem er die bekannten Worte

an ihn richtete: „Je sais tout ce que nous vous devons — mais la résignation est la plus belle des vertus!“

Am entschiedensten trug das Verhältniß Alexander's zu seiner Mutter die Spuren der Erinnerung an den verhängnißvollen März an sich. Sie war ihm eigentlich sehr fremd, denn er war früh von ihr getrennt worden, und wußte im Grunde wenig mehr von ihr als daß sie nach der Krone gestrebt hatte. Ein eigenthümliches, sorgfältig unter den würdigsten Formen verborgenes Mißtrauen zog sich in Folge dessen durch alle seine Beziehungen zu ihr. Es ging so weit, daß selbst in späteren Jahren noch die Briefe, welche die Kaiserin Mutter mit gewissen Verwandten in Deutschland wechselte, zu Warschau im Kabinet des Großfürsten Constantin geöffnet und abgeschrieben wurden.

Die Kaiserin Mutter war lange Jahre mit ihrer Schwiegertochter gespannt, suchte diese in den Schatten zu stellen und selbst überall die erste Rolle zu spielen. Das gelang — und war in der That nicht schwer — da bei der Entfremdung, die zwischen Alexander und seiner Gemahlin obwaltete, so ziemlich ein jeder sich berechtigt glaubte, die regierende Kaiserin zu vernachlässigen. Man glaubte selbst wahrzunehmen, daß die Kaiserin Mutter eine Annäherung der getrennten Gatten wenigstens ganz gewiß nicht begünstigte. Wußte sie doch, wie sehr sie sich an jenem unvergeßlichen Morgen vor dieser Schwiegertochter bloßgestellt hatte!

Die edle, zart gebildete Kaiserin Elisabeth zog sich still zurück, und lebte in der Einsamkeit ohne Klage ihrem Kummer — und als dann in späteren Jahren der Kaiser Alexander in frühem Alter, in körperlichen und Seelenleiden, einer milden, tröstenden Freundin bedurfte, fand er sie in dieser vielgeprüften Frau.

Uebrigens ist bekannt, daß der Kaiser Alexander seiner Mutter stets mit höchster Verehrung und kindlicher Ergebenheit begegnete. Die Kaiserin Maria trug ihre leidenschaftliche Mutterliebe hin und wieder sogar etwas geräuschvoll zur Schau. Sie war stolz auf ihren herrlichen Sohn, und vergötterte ihn.

Wie der einzelne Mensch trägt auch fast jedes Verhältniß der Menschen zu einander wunderbare, räthselhafte Widersprüche in sich.

IV.

Die neuere Literatur der Befreiungskriege 1812 bis 1814 und ihre Ergebnisse.

1) Histoire du Consulat et de l'Empire par A. Thiers, tome XIII—XVI. — 2) Mémoires du Cte. Miot de Melito. — 3) Mémoires du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, de 1792 à 1841. — 4) Mémoires et correspondance politique et militaire du Roi Joseph, publiés etc. par A. du Casse. — 5) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes von Ludwig Häußer. — 6) Lord Castlereagh's correspondence, III. series. — 7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen v. Toll, von Th. v. Bernhardi. — 8) Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky, von einem österreichischen Veteranen. — 9) Memoiren des königl. preuß. Generals v. d. Infanterie Ludwig v. Reiche, von L. v. Weltzien. — 10) Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813. Beiheft zum (preußischen) Militär-Wochenblatt für 1859.

Es giebt gewisse, umfassende und bedeutungsvolle Perioden der fortschreitenden Weltgeschichte, die vorzugsweise in der Gefahr schweben, der Nachwelt nur durch eine vielfach entstellte, und selbst absichtlich gefälschte Ueberlieferung bekannt zu werden; durch Berichte die darauf berechnet sind, über alle näheren, charakteristischen Umstände der Begebenheiten, sowie über die eigentlichen Ursachen der Erscheinungen absichtlich zu täuschen, und gerade in den wesentlichsten Beziehungen überall die Lüge an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Es geschieht dann wohl, daß die Wahrheit, wo sie dennoch in einzelnen Andeutungen zu Tage tritt, von den Stimmführern der Täuschung überschrieen, und mit dreister Stirn laut als Lüge geschmäht und verurtheilt wird.

Natürlich sind es vor Allen die Zeiten leidenschaftlicher Bewegung, hartnäckiger Anstrengungen und Kämpfe, großer, tief in das Leben der Völker eingreifender Entscheidungen, deren Geschichte Gefahr läuft, in solcher Weise der Wahrheit entkleidet, ja zu ihrem Gegensatz zu werden. Denn wer hätte ein sonderliches Interesse über thatenlose Perioden verhältnißmäßiger Ruhe und Zufriedenheit zu täuschen? — Aber wo Völker oder Parteien mächtig miteinander ringen, wie verletzt da die gewaltsam herbeigeführte Entscheidung in fast unberechenbarer Weise nicht nur die Interessen und den Stolz ganzer Nationen als solcher, sondern außerdem auch noch die Hoffnungen und Erwartungen unzähliger Individuen, das schon gegründete Glück unzähliger Anderer. Die verletzte Selbstsucht, die getäuschte Hoffnung, die leidenschaftliche Erbitterung schreiben dann Geschichte; sie finden in den verstimmten Massen ein gläubiges Publikum, und das redliche, pflichttreue Streben nach Wahrheit vermag nur zu oft und zu lange nichts dagegen; niemand giebt ihm Gehör.

So ist es namentlich in Beziehung auf die Geschichte des ersten französischen Kaiserreichs und besonders seines Sturzes geschehen. Ungemein viel, weit mehr selbst als in anderen verwandten Fällen traf hier zusammen, um eine leidenschaftlich unwahre Darstellung dieser denkwürdigen Zeit zu veranlassen und ihr in einem weiten Kreise Glauben, ja fast schon eine bleibende Autorität in der Geschichte zu verschaffen.

Ein geistreiches Volk, von großem Selbstgefühl beseelt, gewöhnt, sich für das erste Volk der Welt zu halten, aufgewachsen sogar in der etwas naiven Vorstellung, daß seine Ueberlegenheit von allen anderen Nationen als selbstverständlich anerkannt und unbestritten sei, sah sich besiegt, nachdem es selbst des Sieges lange Jahre hindurch gewöhnt war und ihn nur zu sehr mißbraucht hatte. Dieses Volk mußte sich einer Regierung fügen, die ihrem Geist und Wesen nach einer vergangenen, verhaßten Zeit angehörte, und die man dem Lande durch den Willen fremder Mächte auferlegt sah. In dem allgemeinen, vielfach selbst ungerechten Mißbehagen, vergaß man leicht und gern alle Unbill, den schweren Druck der vorhergegangenen Zeit, und gefiel sich darin, sie verherrlicht zu sehen. Der Gedanke, daß man besiegt worden sei, schien ganz unerträglich, man war sehr geneigt, zu glauben, daß die endliche Entscheidung durch wunderbare Fügung herbeigeführt

sei, ohne daß die Feinde einen Sieg über die Helden Frankreichs davon getragen hätten. — Den Glanz und Ruhm der Kaiserzeit suchte die Regierung in Vergessenheit zu bringen, die Prinzen des königlichen Hauses, besonders Karl X., behandelten sie zum Theil mit wegwerfender Geringschätzung — um so mehr war die Masse geneigt, sie in makelloser Verklärung zu sehen, und jeder Uebertreibung, die sie zu steigern bemüht war, und wenn sie sich auch bis zum vollkommen abenteuerlichen verstieg, ein williges Gehör zu leihen.

Diesem so gestimmten, so vorbereiteten Geschlecht erzählten nun napoleonische Offiziere und Staatsmänner, Leute, deren militairischer Stolz verletzt war, die eine glänzende Stellung verloren hatten, deren weit reichende Hoffnungen und Aussichten unter den Trümmern des Kaiserthrones begraben lagen, in der Erbitterung ihres Herzens die Geschichte ihrer Zeit. Man erwäge nur, wie viele ihrer waren, die sich durch einen so vollständigen Umschwung der Dinge in ihrem soldatischen Bewußtsein wie in ihren unmittelbarsten Interessen auf das empfindlichste berührt sahen, und es kann nicht befremden, daß sich sehr viele Stimmen in ihrem Sinn erhoben, daß sie laut und leidenschaftlich sprachen, und jede widersprechende Aeußerung zu übertäuben suchten.

Nun kam noch hinzu, daß der Gefangene auf St. Helena auch dort noch sein Geschick nicht für unwiderruflich abgeschlossen halten, nicht der Hoffnung auf einen Wechsel der Dinge entsagen wollte. Er hoffte, machte Pläne, und spielte mit Absicht und Berechnung eine Rolle, die neue Aussichten und Pläne begünstigen sollte, und die allerdings mit vieler Klugheit angelegt war, wenn wir auch nicht gerade Würde und Größe daran rühmen können. Sein nächstes Streben war darauf gerichtet, nicht in Vergessenheit zu gerathen, und indem er die Aufmerksamkeit des mitlebenden Geschlechts immer wieder von Neuem für seine Person in Anspruch nahm, auch dessen lebendige Theilnahme zu gewinnen. Zu diesem Ende trieb er mit dem unglücklichen englischen Gouverneur der Insel ein unwürdiges Spiel. Weit entfernt, sich in die nothwendigen Bedingungen seiner Lage zu fügen, war er vielmehr bemüht, fortwährende Reibungen herbeizuführen und sich kleine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, um dann vor der ganzen gebildeten Welt ein lautes Wehklagen zu erheben. Die ganze Umgebung Napoleon's war, wie jetzt eingestanden ist, darauf

instruirt, sowohl die Reibungen mit dem Gouverneur gehörig in Gang zu erhalten, als die rührende Kunde von den Leiden ihres Herrn und Meisters im weitesten Kreise zu verbreiten. Gleichzeitig wurde mittelbar oder selbst unmittelbar von St. Helena aus eine ganze Literatur in Umlauf gesetzt, bestimmt die Tage des französischen Kaiserreiches als eine vielversprechende Blüthezeit der Menschheit, seinen Sturz als ein unermeßliches und unverdientes Unglück darzustellen. Der Held des Jahrhunderts wurde als stets unfehlbar und frei von jedem politischen oder militairischen Fehler hingestellt; nur zu groß und edel, zu mild vertrauend und hingebend war er gewesen. Die französischen Heere waren nach diesen Berichten aus allen Kämpfen ruhmbedeckt, ja eigentlich siegreich hervorgegangen; die Gegner verdankten ihre Erfolge selbst der unermeßlichen Uebermacht nur mit Hülfe unberechenbarer Zufälle, des Verraths und der Feigheit französischer Bundesgenossen.

Nicht wenig wurde der Erfolg dieser Bestrebungen dadurch begünstigt, daß ein großer Theil der liberalen Opposition in Frankreich solche verherrlichende Erzählungen vom Kaiserreich, die der Nationaleitelkeit schmeichelten, auch gegen besseres Wissen ganz gern aufnahm und gelten ließ. Sie dienten, die Zeit der Restauration in Schatten zu stellen, und da das königliche Haus den Ruhm jener Tage verleugnete, hielt die liberale Partei es ihrem Vortheil gemäß, diesen Ruhm als den Ihrigen in Anspruch zu nehmen, und sich gleichsam mit ihm zu identificiren. Man glaubte dadurch der Regierung gegenüber eine günstige Stellung und vortreffliche Waffen zu gewinnen, und das Mittel schien besonders nach Napoleon's Tode vollkommen harmlos. Eine Gefahr konnte nicht damit verbunden sein, wenn man eine Art von Napoleon-Cultus förderte und in der Masse an Umfang gewinnen ließ — denn eine Wiederherstellung des Kaiserthrones und der Willkürherrschaft schien ganz entschieden außer aller Möglichkeit zu liegen. Wie mancher mag jetzt (1859) im Stillen die Thorheit dieses Treibens bitter bereuen!

Einstweilen aber übte das Gebahren der liberalen Opposition in Frankreich großen Einfluß weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, denn bei der Trägheit des politischen Lebens anderer Länder, und mancher Verstimmung, die da keinen rechten Ausdruck zu finden wußte, war die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz Europa den Häup-

tern der französischen Opposition zugewendet; ihre Redner, Geschichtschreiber und Dichter waren überall bekannt und populär.

So fand das, was den Franzosen über Napoleon und die Ereignisse seiner Zeit vorerzählt wurde, selbst in Deutschland einen gewissen Widerhall und Glauben; — der Osten von Europa, der keine eigene lebensfähige Literatur hatte, war ohnehin gewöhnt, sich über Alles und Jedes vorzugsweise aus französischen Quellen zu belehren. Daß die Heldenthaten der Deutschen namentlich keine Heldenthaten gewesen seien, das glaubte man dort sehr leicht und willig.

Und nicht nur daß diese französischen Darstellungen unmittelbar auf das Publikum wirkten —: auch die deutsche Geschichtschreibung vermochte sich nicht frei von ihrem Einfluß zu erhalten. Es gab auch bei uns eine Zeit, wo ein Schriftsteller, der die Dinge bei ihrem Namen genannt, und die gesammte St. Helena-Literatur ganz einfach als ein absichtlich auf Entstellung der Geschichte angelegtes Truggewebe bezeichnet hätte, selbst als leidenschaftlich verblendet und parteiisch verurtheilt worden wäre. Zudem widerstrebt es dem Deutschen zu glauben, daß irgend Jemand mit der entschiedenen Absicht wissentlich die Unwahrheit zu erzählen an ein geschichtliches Werk geht; er gestattet sich nicht leicht das voraus zu setzen, und hält sich verpflichtet, anzunehmen, daß jede Darstellung das Ergebniß irgend einer Erfahrung oder Forschung sein müsse. So ging das schöne Streben, unparteiisch in eigener Sache zu sein, häufig über das Ziel hinaus. Die Unwahrheit behielt eine gewisse Geltung neben der Wahrheit, wo diese zu Tage kam; ja, namentlich wo Zahlenverhältnisse zur Sprache kamen, und sich ergeben wollte, daß die Verbündeten in ihren siegreichen Schlachten gegen Napoleon und seine Marschälle, nicht, wie die Franzosen dreist behaupteten, einer an Zahl ganz unverhältnißmäßig überlegenen Macht geboten, war es die Wahrheit, die mit Bedenken und Mißtrauen aufgenommen wurde. Man wagte in tiefer Bescheidenheit nicht recht das zu glauben, und fürchtete parteiisch zu werden, wenn man es gelten ließ.

So bedurfte es vielleicht nicht weniger als einer durchaus veränderten politischen Lage Europas, um uns gründlich und entschieden von allen diesen Täuschungen zu befreien, die durch so mancherlei Verhältnisse begünstigt waren. Eine solche Veränderung, die so manches bisher gepriesene Streben in seiner Hohlheit und Unwahr-

heit erkennen ließ und den herrschenden Sympathieen eine veränderte Richtung gab, mußte das große Publikum erst empfänglich machen für die ernste Wahrheit, und es darauf vorbereiten, Vorstellungen, die schon herkömmliche geworden waren, zu entsagen, wenn die Ergebnisse erneuter, gewissenhafter Forschungen fruchtbar werden, in das allgemeine Bewußtsein, in das Leben übergehen sollten, wie das der eigentliche Zweck aller historischen Forschung ist. Eine solche Umwälzung ist nun erfolgt, und so vollständig zwar, daß in dieser Beziehung kaum noch etwas zu wünschen bleibt. Man ist nun selbst in Frankreich gehörig ernüchtert über das Kaiserreich, und geneigt wenigstens über die Person Napoleon's, über sein politisches System, den Werth seines Thuns und Lassens, die Wahrheit zu vernehmen und sich daran zu erbauen —: immer vorausgesetzt, daß dabei die Nationals-Eitelkeit nicht berührt werde.

Aber auch unmittelbar ist die Forschung selbst durch die neuesten Wendungen der europäischen Verhältnisse mächtig gefördert worden. Die Zeit von 1812 bis 1815 ist für Deutschland allgemach eine geschichtliche geworden, die nicht mehr in derselben Weise wie früher durch tausend zarte Fäden unmittelbar mit den politischen Beziehungen der Gegenwart in Verbindung steht. Manches Verhältniß, das geschont werden sollte, und über manches Ereigniß der Vergangenheit Stillschweigen gebot, hat die Zeit gelöst; reichlicher und mit weniger Zurückhaltung öffnen sich dem ernsten Forscher die echten Quellen der Geschichte.

In Frankreich vollends haben jetzt nicht nur eine große Anzahl mehr oder weniger bedeutender Männer, die sich in ihren Erwartungen getäuscht, in ihrer Lebensstellung beeinträchtigt fühlen, sondern zahlreiche politische Parteien in ihrer Gesammtheit, im geraden Gegensatz mit ihrer früheren Haltung, ein unmittelbares Interesse, die Wahrheit über Napoleon I. und seine Zeit zu Tage zu fördern, und die Täuschung, die zum Theil ihr eigenes Werk ist, wo möglich wieder zu vernichten.

So hat sich denn auf diesem Gebiet historischer Forschung seit einigen Jahren eine doppelt rege Thätigkeit kund gegeben, und die Literatur, die wir diesen vielfachen Bestrebungen verdanken, ist in mehr als einer Beziehung eine sehr reiche zu nennen; reich an bedeutenden Ergebnissen und neuen Aufschlüssen.

Natürlich offenbaren sich in den Schriftstellern dieser Literatur auch wieder mannigfaltig verschiedene Persönlichkeiten, so daß es nöthig wird, sie scharf in das Auge zu fassen, und sich von den Motiven, die den Einen und den Andern unter ihnen bestimmen, genau Rechenschaft zu geben, und in ihnen den Maaßstab für den Werth seiner Mittheilungen zu finden.

Da tritt neben den ernsten, gedankenreichen und streng gewissenhaften deutschen Denker und Forscher Ludwig Häusser, der geistreiche, aber oberflächlich und rhetorisch gebildete Franzose Adolphe Thiers, für den, so viele Wandlungen er auch schon erfahren hat, selbst nach der letzten, Geschichte und Wahrheit nicht Zweck sind, sondern Mittel. Thiers ist nicht Geschichtschreiber, sondern Staatsmann, und seine historischen Arbeiten sind ihm nicht Lebenszweck; sie sind nicht um ihrer selbst willen und im uneigennützigen Dienst der Wahrheit geschaffen, sondern lediglich um die persönlichen oder Partei-Zwecke zu fördern, die er als Staatsmann verfolgt. Die Wahrheit ist ihm nicht eine an sich heilige und gebietende Macht, deren Dienst er sich ganz und ohne Rückhalt weihen könnte. Sie erscheint vielmehr in seinen Werken stets nur in dienender Gestalt, anerkannt oder verläugnet, je nachdem das Eine oder das Andere dem eigentlichen Zweck entspricht, und selbst da, wo sie hervortreten darf, doch immer auf sehr bestimmte willkürliche Grenzen eingeschränkt, über welche hinaus sie National-Vorurtheile und Lieblings-Vorstellungen der Franzosen nicht verletzen darf. In früheren Zeiten, der Restauration gegenüber, erging sich der liberale A. Thiers sehr gern in einer höchst unwahren Verherrlichung des Kaiserreichs und seines Gründers; aber seit zehn Jahren hat sich das Blatt gewendet; das Kaiserreich ist in sehr unerwünschter Weise wieder erstanden, und hat unter Anderen auch Herrn Thiers als Staatsmann und Parlamentsredner gründlich beseitigt. Seitdem ist es natürlich nothwendig geworden, Frankreich in dem großen Werk, das ihm die Geschichte Napoleons I. von Neuem vorführen soll, sehr viel bestimmter auf die Schattenseite des Kaiserreichs aufmerksam zu machen, in dessen Wiederholung es für Thiers keine Stelle gibt. Jetzt, in den neueren Bänden dieses Werkes wird auch wohl von Napoleon's Despotismus gesprochen; seine Fehler und Mißgriffe werden aufgedeckt; es wird nachgewiesen wie Er, nur Er persönlich zuletzt ganz Europa gegen sich empört, Er den Krieg nach Frankreich gebracht,

und den Verlust des linken Rheinufers verschuldet hat. Gar viele Fabeln, von Leuten wie Bignon, Fain, Vaudoncourt, Pelet, oder dem schriftstellernden St. Helena in Umlauf gesetzt, werden bekämpft; siegreich natürlich, denn keinem Anderen standen die echten Quellen der Geschichte jener Zeit, die Acten, namentlich soweit die Archive Frankreichs sie bergen, in solchem Umfang zu Gebot, als dem Minister Thiers, sobald er sie redlich nützen wollte. So ist denn durch sein Werk der Inhalt gar manches wichtigen Actenstückes bekannt, und mehr als ein Punkt, was Napoleon's Absichten und Motive anbetrifft, glücklich aufgeklärt worden.

Nur darf man daraus nicht folgern, daß es nun dem beseitigten Staatsmann auch in anderen Beziehungen strenger redlicher Ernst sein könnte um die Wahrheit, und daß man sich fortan auf seine rhetorisirende Darstellung verlassen dürfe. Abgesehen von dem, was Napoleon's Person betrifft, bleibt diese durchaus in dem alten Geleise und geht auf die Wahrheit nur ein, sofern das zweckmäßig scheint. Weder ein Cato noch ein Tacitus ist Thiers geworden; er verschließt sorgfältig die Augen gegen Alles, was die französische National-Eitelkeit verletzen könnte, und geht der Wahrheit sorgfältig aus dem Wege, sobald ihr Dienst ihn in den Ruf bringen könnte, kein guter Franzose zu sein, worauf man es allerdings in Frankreich wagen muß. Vergebens würde man in seinen Berichten auch nur Ein Wort über die Rohheit und bodenlose Corruption der französischen Kaiserzeit suchen; über das Diebs- und Gaunerwesen, das französische Beamte und Armeen überall wohin sie kamen mit nie übertroffener Virtuosität betrieben, über den Haß, den die französische Nation, nicht bloß ihr Oberhaupt, durch Uebermuth und rohen Mißbrauch der Uebermacht sich zuzog. Gewisse Lieblingshelden des französischen Publikums, wie z. B. Ney, erscheinen auch hier wieder sorgfältig in der herkömmlichen Weise idealisirt, und am allerwenigsten darf man bei Thiers Wahrhaftigkeit in Beziehung auf die Zahlenverhältnisse erwarten, die niemand besser kennen konnte als eben er. Was er auch im Stillen mit Bestimmtheit wissen mag, wir sehen ihn stets beflissen, ein Bekenntniß, daß Franzosen je anders als durch eine ganz unverhältnißmäßige Ueberlegenheit besiegt sein konnten, um jeden Preis zu umgehen.

Seine Beschreibungen der Schlachten bei Groß-Beeren, an der

Katzbach und bei Dennewitz verdienen unser Studium als Musterwerke einer ohne Zweifel wissentlich unwahren Darstellung.

Bei Groß-Beeren leisteten bekanntlich die Sachsen unter Reynier den Preußen mannhaften Widerstand, die französische Division Durutte dagegen wendete sich, in dem Augenblick wo sie zur Unterstützung vorrücken sollte, noch ehe sie mit dem Feinde in Berührung kam, ohne Gefecht zur wildesten Flucht. Thiers erzählt, die Division Durutte habe einen „heroischen Widerstand" geleistet; von den Sachsen verlassen habe sie sich freilich zurückziehen müssen, aber sie habe ihren Rückzug in der schönsten Ordnung ausgeführt; in solcher Haltung, daß der Feind die Lust verlor, sie zu verfolgen (en ôtant à l'ennemi le goût de la poursuivre) — das schreibt Thiers — und Reynier's eigener Bericht, der das gerade Gegentheil bezeugt, ist in seinen Händen!

Was die Schlacht bei Dennewitz betrifft, so hat selbst ein Mann wie der General Pelet zugegeben, daß die französische Armee in diesem Treffen der preußischen unter Bülow und Tauentzien an Zahl um ein Bedeutendes überlegen war —: unter Thiers Feder wird sie selbst hier zu der sehr viel schwächeren, und dennoch kann die Schlacht nur dadurch verloren gehen, daß die Sachsen und Bayern in Ney's Heer in panischem Schrecken feldflüchtig werden. — Die französische Reiterei unter Arrighi, die diesem Heer beigegeben war, bestand meist aus jungen Rekruten in neu gebildeten Regimentern und war von der elendesten Beschaffenheit; da sie gleich in den ersten Tagen des Feldzugs durch unglückliche Gefechte eingeschüchtert war, namentlich bei Groß-Beeren, kam es dahin, daß sie eigentlich gar nicht mehr focht: sie nahm bei jeder Gelegenheit Reißaus, so wie eine feindliche Schaar gegen sie anritt. Es kam gleich in den ersten Tagen des Feldzugs dahin, daß man diese ganz unzuverlässige Reiterei nicht mehr auf Vorposten zu schicken wagte; im Widerspruch mit der eigentlichen Bestimmung beider Waffen mußte eine Postenkette von Infanterie Arrighi's Reiterei vor jedem unerwarteten Zusammentreffen mit dem Feinde bewahren, und der kommandirende General, Ney selbst, meldet seinem Kaiser, es sei die Frage, ob ihm diese seine eigene Reiterei nicht mehr schade als nütze (il est douteux si la cavalerie que j'ai avec moi n'est pas plus nuisible qu'utile) —: Thiers läßt nun diese Reiterei Heldenthaten verüben, sich heroisch aufopfern

um das Schicksal des Tages selbst nach der böswilligen Flucht der Sachsen noch zu wenden. Ney's Klagebericht nach der Schlacht beginnt mit den Worten: „j'ai été battu complétement", er schildert die regellose Flucht seines Heeres, und gesteht einen Verlust von 53 Kanonen und 412 Munitionswagen. Diesen Bericht vor Augen erzählt Thiers, Ney habe sich — mit Ausnahme der Sachsen und Bayern — in ziemlicher Ordnung nach Torgau zurückgezogen; freilich seien gegen zwanzig Stücke Geschütz, deren Bespannung während des Gefechts erschossen war, zwar nicht vom Feinde erobert worden, aber doch auf dem Schlachtfelde stehen geblieben. Zwar muß Thiers gestehen, daß ein Theil des Heeres vom Schlachtfelde auseinanderlief: aber das waren ihm zu Folge Sachsen und Bayern; von den jungen französischen Kriegern verließen kaum einzelne die Fahnen. Seine Quellen sind die Berichte Reynier's und Oudinot's; beide melden am Tage nach der Schlacht, wie sich ihre Heertheile zerstreut haben; der Erstere erzählt: „von der (französischen) Division Durutte fehlt die Hälfte, von den Sachsen ein Drittheil" (d. h. von den Sachsen fehlte nur, was sie auf dem Schlachtfelde selbst im Kampf verloren hatten) — und Oudinot, dessen Corps vor der Schlacht außer 10 bayerischen Bataillonen 12,000 Mann französischer Infanterie zählte, berichtet den Tag nach derselben, daß er bei dem ersten Appell nur etwa 4000 Mann zusammen gehabt habe, „niemand weiß noch der Infanterie Herr zu werden" (personne ne sait encore être le maître de l'infanterie).

Dieses Geistes, solcher Haltung sind die Berichte des Geschichtschreibers Thiers überall, wo er kriegerische Thaten und Begebenheiten zu erzählen hat, und nicht selten versteigt sich die dithyrambische Darstellung zu solcher Seltsamkeit, daß man geradezu nicht begreift, wie ein verständiger Mann dazu kommt, derlei Abenteuerlichkeiten drucken zu lassen. So wird z. B. die vollständige Niederlage, die der General Maison am 16. Oktober 1813 bei Güldengossa erlitt, in wahrhaft wunderbare Phrasen und Bilder eingehüllt; der besonnene, in seinem Benehmen ganz alltägliche General Maison erscheint da in überraschender Weise als „brüllender Löwe" und wird nur durch das Abenddunkel gehindert, mit dem geringen Rest seiner bis auf ein Sechstheil vernichteten Division den Sieg zu erfechten.

Andere Mängel hat diese Geschichte des Kaiserreichs mit den

meisten historischen Werken der Franzosen gemein; sie gehen mit einer gewissen Unvermeidlichkeit aus dem Wesen der überwiegend rhetorischen Bildung hervor, welche in Frankreich herrschend ist. Es ist da dem Publikum wie dem Schriftsteller selbst Bedürfniß geworden, daß Alles und Jedes, jede Erzählung ohne Ausnahme, sich mit akademischer Eleganz und Würde in wohl cadencirten Phrasen bewege. Wer nicht einen ernsten, prüfenden Blick in die byzantinischen Schriftsteller geworfen — wer nicht die neueren wie die älteren französischen Geschichtschreiber mit ihren Quellen verglichen hat, der kann es nicht wissen, nicht denken, wie weit diese leidige Stylmacherei von der echten, wahren Wahrheit ableitet, selbst da, wo die Unwahrheit nicht beabsichtigt ist. Der Charakter der Thatsachen wird ganz von selbst gefälscht oder übertrieben durch das bloße Streben, die Phrase wohlklingend abzurunden, oder sie zu einer geistreichen Antithese zuzuspitzen. Und manches Bedeutsame muß dann auch ganz wegbleiben, bloß weil es widerstrebender Natur ist und sich in diese eleganten Formen nicht hinein zwingen läßt. Man sehe nur, wie Thiers das Wichtigste behandelt, was er überhaupt mitzutheilen hat: die Wahrheit über das berühmte Gespräch Napoleons mit dem Fürsten Metternich am 28. Juni 1813 zu Dresden. Metternich hatte den Gang dieses Gesprächs, die Aeußerungen des französischen Imperators gleich nach der merkwürdigen Scene niedergeschrieben, und seine Aufzeichnungen Thiers mitgetheilt; aber dieser wagt nicht das Ganze mitzutheilen, er geht mit Wahl zu Werke; den unbezähmbaren despotischen Geist Napoleon's, seine rücksichtslose Selbstsucht, die triviale Rohheit des Ausdrucks bei Conceptionen, die vom Großen und Großartigen in das Ungeheuere und Maaßlose schweifen: das Alles wagt er nicht unfrisirt und unlackirt zu zeigen. Er gesteht, daß er die „familiarité soldatesque" der Worte des Imperators nicht wiedergibt, und der überstürzende Zorn des französischen Heeresfürsten, der sich in abgebrochenen, unzusammenhängenden Sätzen, in sehr trivialen Redeweisen, in Ausdrücken der Rohheit auszusprechen pflegte, bewegt sich hier in einer eleganten Rhetorik, wie sie Racine ganz gut brauchen könnte.

Aehnliche Gegensätze wie in den geschichtlichen Werken begegnen auch auf dem Gebiet der Memoiren-Literatur.

Hier haben wir zunächst die Denkwürdigkeiten Miots zu nennen, die von dem größten Werth sind, obgleich der Verfasser unter der

Republik und Napoleon I. nicht eben eine hervorragende Rolle gespielt hat — oder vielmehr gerade deswegen! — Er ist nie zu jenen Stellungen von bedenklicher Höhe gelangt, in denen, zu Zeiten wie die seinigen waren, nur eine seltene Größe oder Schlichtheit des Charakters vor Thaten schützt, deren Zweideutigkeit man sich selbst im Stillen wohl gestehen muß. Er hat in seinem öffentlichen Leben nichts zu verbergen, und sucht als redlicher Mann nicht zu beschönigen, was er selber darin tadelnswerth findet. Obgleich nicht zu den höchsten Stellen gelangt, hat er doch aber häufig dem Mittelpunkt der Dinge nahe gestanden, viel und gut beobachtet, was er mit überzeugender Wahrhaftigkeit mitzutheilen weiß. So verdanken wir ihm manchen belehrenden Zug, und erfahren namentlich wie früh, wie weit her und mit wie vieler Berechnung Napoleon seine Herrscherpläne eingeleitet hatte.

Eine weit andere Persönlichkeit tritt uns in dem Marschalle Marmont entgegen, und wie durch Miot zum Vertrauen, so fühlen wir uns ihm gegenüber sogleich zur Vorsicht, zu einer sorgfältigen Prüfung seiner Mittheilungen aufgefordert. Marmont hat in seinem langen und glänzenden Lebenslauf viel zu verbergen, noch mehr zu beschönigen, und eben der Inhalt seines Lebens gestattet nicht, an den Charakter zu glauben, der dazu gehörte, dennoch die Wahrheit unumwunden zu erzählen. Schon über seine Feldzüge dürfen wir nicht zuverlässige Mittheilungen erwarten, denn er ist als Feldherr nicht glücklich gewesen; er hat schon da manches drückende Geständniß zu umgehen. Auch finden wir die wenigen Erfolge, deren er sich rühmen durfte, in seinen Berichten gar sehr übertrieben und gesteigert zu höchst glänzenden Ereignissen, das Mißgeschick überall gemildert, und die Lage, in der er sich befunden hat, gar oft als eine sehr bedeutende und ungemein schwierige geschildert, wo sie in Wahrheit weder das Eine noch das Andere war. Noch weniger kann Marmont über die Natur seiner Beziehungen zu Napoleon, besonders in früherer Zeit, die wirkliche Wahrheit sagen; der Schluß des Feldzugs 1814, wo er zuerst von allen Marschällen den gefallenen Kaiser verließ und geheime Unterhandlungen mit dem Feinde anknüpfte, macht das unmöglich.

Vielleicht war es überhaupt schwierig, über jene früheren Verhältnisse mit Unbefangenheit zu sprechen, denn es gab da allerdings

wenigstens einen zarten Punkt zu berühren. Marmont konnte nicht wohl selbst der Welt erzählen, daß Napoleon als General Buonaparte seine jüngste Schwester mit ihm, seinem Lieblingsadjutanten, verheirathen wollte, und daß er auswich. Marmont wußte damals so wenig in den Sternen zu lesen, daß er die reiche Tochter des Banquier Perregaux für eine bessere Partie hielt, als die kleine Italienerin Mademoiselle Pauline Buonaparte. Diese wurde mit einem anderen Adjutanten ihres Bruders, mit dem General Leclerc, und später, als junge Wittwe, mit dem Fürsten Borghese vermählt. — Aber durchaus zu leugnen, daß er je begünstigt worden sei, dazu konnten den Marschall Marmont doch immer nur die schon erwähnten drückenden Erinnerungen bestimmen. Um darzuthun, daß er dem Imperator nicht zu Dank verpflichtet sei, vergleicht er seine Laufbahn und Stellung mit denen der anderen Marschälle und fragt, was er denn vor diesen voraus gehabt habe? — Er vergißt dabei nicht mehr und nicht weniger, als daß die übrigen Marschälle seiner Zeit, mit sehr wenigen Ausnahmen, Leute waren, die Napoleon, als er zur Macht gelangte, schon in bedeutender Stellung, an der Spitze von Armeen vorfand, während seine eigene Beförderung vom ersten Anfang an ganz und durchaus das Werk seines kaiserlichen Freundes war.

So sind denn diese auch in Frankreich trotz der veränderten Strömung der öffentlichen Meinung allgemein sehr ungünstig beurtheilten bändereichen Denkwürdigkeiten in der That sehr unzuverlässig und bedürfen einer strengen Sichtung. Glücklicher Weise hat uns der Verfasser selbst diese gar sehr erleichtert, denn das Buch ist mit einem kaum glaublichen Leichtsinn zusammengeschrieben. Marmont hat seine officielle Correspondenz als Anhang und Beleg hinzugefügt —: offenbar ohne sie wieder durchgesehen zu haben, ehe er das that; denn seltsamer sind Erzählung und Beweise wohl noch nie zusammengefügt worden. Fast überall, wo der Text uns die Thatsachen gleichsam nur in einer freien Uebersetzung giebt — in einer sehr freien mitunter — finden wir in der Correspondenz die schlagendste Widerlegung des Textes und mittelbar Aufschluß über den wahren Hergang, sowie über die wirklichen Motive der gefaßten Entschlüsse.

Dieser Briefwechsel ist es, der dem Werk, trotz aller seiner Mängel, einen sehr großen Werth verleiht. Marmont hat, indem er ihn der Oeffentlichkeit bestimmte, sich selbst in vielen Fällen

einen sehr zweideutigen, der Geschichte aber einen sehr großen Dienst geleistet.

Ueberhaupt sind die Correspondenzen, die in neuester Zeit an das Licht getreten sind, von einem Werth, der kaum zu überschätzen ist. Den Briefwechsel Napoleon's, den die französische Regierung herausgeben läßt, könnten wir eigentlich mit Stillschweigen übergehen, denn er hat die Periode noch nicht erreicht, die uns hier beschäftigt. So weit er bis jetzt geht, bringt er wenig von Bedeutung, das nicht schon in der früheren Ausgabe, in der Correspondance inédite zu finden wäre, und was die Folgezeit betrifft, ist es eine allerdings aufzuwerfende Frage, ob diese officielle imperialistische Ausgabe auch immer zuverlässig bleiben, und die Texte ganz treu wieder geben wird. Auch die Herausgabe der Briefe Eugen Beauharnais' ist noch nicht so weit vorgerückt, daß sie uns hier näher beschäftigen dürften. Sie enthalten gar vieles Werthvolle und Bedeutende; für die Zeit der Befreiungskriege dürfen wir vorzugsweise für den Frühjahrsfeldzug 1813 neues Material von ihnen erwarten; über den Zug nach Rußland wohl kaum mehr als eine neue Bestätigung dessen, was wir schon wissen.

Für den Feldzug 1814 ist der Briefwechsel Joseph Buonaparte's ohne Widerrede eine der wichtigsten und reichsten Quellen, die über Napoleon's Ansichten und Pläne, über die Gründe seines Thuns und Lassens vielfach Aufschluß gibt, wo er uns noch fehlte, und manchen Irrthum verbannt, der bisher gäng und gebe war. Er führt uns unmittelbar mitten in das Leben jener bewegten Zeit; er giebt uns gleichsam ein photographisches Bild des intellectuellen- und Willenslebens Napoleon's, und das ist sein hauptsächlicher Werth.

Auf der anderen Seite wirft außer Toll's Briefwechsel besonders auch Lord Castlereagh's Correspondenz neues Licht auf das, was im Rath der Verbündeten vorging und beabsichtigt wurde, und bestätigt es zugleich von Neuem in der Ueberzeugung, daß wir es hier großentheils mit kleinlicheren Leidenschaften und kleineren Leuten zu thun haben; — daß der Freiherr von Stein nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er den edlen Lord selbst und so manchen seines Gleichen etwas geringschätzend „Homuncionen" nannte.

Doch es kann hier nicht die Absicht sein, alle neueren Werke über die Befreiungskriege kritisch durchzumustern; das würde zu weit

führen; so müssen wir uns denn damit begnügen, nur im Vorbeigehen noch anzudeuten, daß Radetzky's Leben von „einem österreichischen Veteranen" bei manchem Verdienst doch eigentlich nur der wenigen aber werthvollen Actenstücke wegen, die darin mitgetheilt werden, unter den Quellenschriften anzuführen ist. Die Erzählung der Begebenheiten ist etwas skizzenhaft und flüchtig, und auch nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit, die wir allerdings einem „österreichischen Veteranen" wohl nachsehen können, aber doch nicht vergessen dürfen bei der Benutzung des Buches. Wir sind in dieser Beziehung wohl hinlänglich orientirt, wenn wir sehen, daß der Verfasser zwar sehr viel von einer Friedenspartei im Hauptquartier der Verbündeten spricht, die besonders während des Feldzugs 1814 vielfach hindernd und lähmend eingriff in die kriegerischen Operationen, dann aber die Dinge so darstellt, als hätten die Fürsten Schwarzenberg und Metternich an der Spitze der rastlos strebenden, unternehmenden Kriegspartei gestanden!

Wir wenden uns nun von der Betrachtung dieser Literatur an sich, und der Persönlichkeiten, die sich in ihr mit größeren oder geringeren Ansprüchen auf unser Vertrauen kund geben, zu dem, worum es uns hier eigentlich zu thun ist, indem wir die Summe des Gewinns zu ziehen suchen, den sie der Geschichte gebracht hat.

Er ist erfreulich, groß und von weit reichender Bedeutung. Die lange und kunstreich genährte Täuschung war zum Theil von so tief gehender Natur, daß die Wahrheit, die an ihre Stelle tritt, nicht etwa nur berichtigend, sondern umgestaltend einschreiten muß.

Selbst über die Person des außerordentlichen Mannes, der gebietend oder zum Widerstand herausfordernd, die Geschichte Europa's während der ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts bestimmt hat, ist uns mancher neue und wichtige Aufschluß gewährt. Ja wir haben ihn eigentlich jetzt erst aus seinen eigenen Briefen vollständig kennen gelernt — und diese sprechen mit solcher Klarheit zu uns, daß ihnen gegenüber jede idealisirende Darstellung seines Wesens in Nichts verschwindet.

Wer zwei Bildnisse Napoleon's aus verschiedenen Lebensepochen, Bildnisse des republikanischen Generals und des Kaisers, neben einander sieht, wird kaum errathen — wenn er es nicht vorher weiß — daß beide die Züge eines und desselben Menschen wieder geben; so

sehr hatte dieser Mann sich in den wenigen Jahren, die ihn von dem jugendlichen zum Mannesalter hinüber führten, in seinem Aeußern verändert.

Der Gedanke liegt nahe, daß er auch in seinem Innern eine ähnliche umgestaltende Krisis erlebt haben müsse, und man bestärkt sich leicht in diesem Glauben, wenn man bemerkt, in wie merkwürdiger Weise die öffentliche Meinung sich ihm gegenüber im Laufe seines Lebens umgewandelt hat; wie viele Hoffnungen sein erstes Auftreten, den ersten Theil seiner Laufbahn freudig begrüßten, und welch' ein allgemeiner Haß sich zuletzt in dem geknechteten Frankreich wie in dem gepeinigten Europa gegen ihn erhob. Es ist natürlich genug, daß der Grund dieser Erscheinung vielfach nicht in einer Täuschung gesucht wird, der sich die hoffende Welt hingab, und aus der sie dann erwachte, sondern in einer Wandelung, die mit dem Helden selbst vorgegangen sei. Den Zeitgenossen namentlich, die alle Phasen der herrschenden Stimmung mit durchlebt hatten, mußte diese Vorstellung nahe liegen.

So erzählt denn auch einer der bedeutendsten unserer deutschen Historiker, der ehrwürdige Schlosser, in diesem Sinn; er schildert uns den jugendlichen Helden, der aus der Revolution hervorgeht, frei von ihrem Schmutz und ihren Verbrechen, dessen ganzes Wesen von der Natur großartig angelegt war, der in jeder Weise gemacht und bestimmt schien, den Forderungen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen, indem er sie zugleich mit starker Hand vor allen Verirrungen und Ausschweifungen bewahrte. Er zeigt uns, wie dieser Mann, kaum zur Herrschermacht gelangt, von den Menschen, die einer vergangenen, unreinen Zeit angehörten, von Aristokraten, Hofleuten, Absolutisten und Priestern künstlich umsponnen wurde; wie solche Menschen ihn der Einfachheit und Wahrheit, seinem eigenen Wesen und seinem Beruf entfremdeten, indem sie ihn bestimmten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; wie Kriecherei und Schmeichelei ihn umgaben und verdarben, den despotischen Sinn, die Verachtung der Menschen, die er durchschaute, in ihm groß zogen, und seinen Geist in solchem Grade verwöhnten, daß er zuletzt gar keine Grenze seiner Willkür mehr anerkennen wollte.

Marmont scheint in seinen Denkwürdigkeiten diese Vorstellungen zu bestätigen; er sagt uns ausdrücklich, daß in Napoleon, in ver-

schiedenen Lebensaltern, zwei ganz verschiedene Menschen auftraten. Der Eine sei herzensgut gewesen, gerecht, einer wirklichen Zuneigung fähig und großmüthig gegen seine Feinde —: der Andere von einem satanischen Hochmuth und großer Verachtung der Menschen beseelt; die Interessen der Menschheit für nichts achtend. Aber das sind Uebertreibungen, die Marmont wohl nur vorbringt, um sein eigenes sehr verändertes Verhalten gegen Napoleon zu beschönigen.

Was in diesen Vorstellungen wahres liegen mag, hat doch am Ende mehr nur eine scheinbare als wirkliche Bedeutung, denn es bezieht sich auf die untergeordneten, nebensächlichen Eigenschaften, nicht auf die Grundzüge des Charakters. Ohne Zweifel hat die Gracie der Jugend auch der Jugend Napoleon's nicht gefehlt. Viele Zeugnisse bestätigen, daß er in seinen früheren Jahren sehr liebenswürdig sein konnte. Die Poesie, die reine unbefangene Begeisterung der Jugend aber, ist ihm von jeher fremd gewesen; er scheint schon vollendet weltklug auf die Welt gekommen zu sein, als eine von jenen durchaus prosaischen, wenn auch leidenschaftlichen italienischen Naturen, denen jeder Sinn und jedes Verständniß für das Ideale fehlt.

Schon in den Tagebüchern des Artillerie-Lieutenants Napoleone Buonaparte, die Libri-Bagnano bekannt gemacht hat, und die von den Franzosen schon deshalb ignorirt werden, weil der Lieutenant seine Bemerkungen in seiner italienischen Muttersprache niedergeschrieben hatte —: schon in diesen konnte jeder sehen, wie Napoleon die französische Revolution freudig begrüßte, aber ohne alle Begeisterung — ohne entfernt die Täuschungen der Feuillants und der Girondisten, der Leute wie Schiller und Herder zu theilen, und an eine ideale Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände zu glauben. Er freut sich bloß, im Bewußtsein der eigenen Kraft, der trefflichen Gelegenheit, für seine Person empor zu kommen, die so große Ereignisse bringen mußten; und da er zunächst noch unbemerkt bleibt in Frankreich, führt ihn der Verdruß vorübergehend auf den Gedanken, ob er nicht in dieser Verwirrung König von Corsika werden könnte.

In den Briefen, die dann Napoleon als junger General an das Directorium richtet, um darzuthun, daß eine Republik unter Menschen und gesellschaftlichen Verhältnissen, wie die Zeit sie in Italien vorfand, unmöglich sei, zeigt sich das scharfe, nüchterne Urtheil, die Verachtung der Menschen, die ungläubige Feindseligkeit gegen alles Ideale

und die Ideologen, d. h. gegen die Menschen von idealer Gesinnung, schon ganz fertig, wie es nachher in dem Imperator nicht schärfer ausgeprägt sein konnte. Die gebietende Stellung, die er gleich nach den ersten glücklichen Gefechten in Italien einnimmt, verräth, daß auch seine Herrscherpläne damals schon sehr bestimmte Absicht, und daß sie lediglich Pläne der Selbstsucht waren, die nur seine eigene Größe und Verherrlichung zum Zweck hatten.

Für seine Geschichte während dieser Lebenszeit treten Miot's Mittheilungen neu hinzu, um so werthvoller, weil sie aus gleichzeitigen Tagebüchern hervorgegangen sind. Als Miot den General Buonaparte zu Brescia zum ersten Male sah, bemerkte er mit Erstaunen, daß dieser junge Heerführer mit den Officieren seines Stabes durchaus nicht auf dem Fuß der Vertraulichkeit stand, den republikanische Sitte in den französischen Armeen üblich gemacht hatte; Napoleon suchte und wußte seine Umgebung schon damals in einer ehrfurchtsvollen Entfernung strenger militairischer Etikette zu halten; wie Miot sagt: er hatte schon die Stellung bezeichnet, die er einnehmen wollte, und den Abstand festgestellt, der ihn gesondert über jede Umgebung erheben sollte. Das war am 5. Juni 1796, nicht ganz zwei Monate nachdem er seine Feldherrn-Laufbahn begonnen hatte. — Ein Jahr später vollends fand Miot den siegreichen General der Republik zu Mailand schon nicht mehr von einem Hauptquartier, sondern dem Wesen nach von einem glänzenden Hof umgeben, den die strengste Etikette nach pomphafter byzantinischer Weise beherrschte. So hatte er die Sitte angenommen wie die alten Könige von Frankreich allein zu speisen, aber in gewissem Sinne öffentlich. Es wurde begünstigten Personen der Eintritt in den Speisesaal gestattet, wo sie zusehen durften, wie er aß. In allem Wesentlichen verfuhr er sehr willkürlich, ohne sich viel um das Directorium, die höchste Behörde Frankreichs, zu kümmern; „er war schon nicht mehr ein General der Republik, sondern ein Eroberer für eigene Rechnung, der dem Besiegten Gesetze gab."

Und welche Pläne verrieth er damals schon im Gespräch mit Miot und dem nachherigen Herzog Melzi! „Glaubt ihr denn," rief er aus, „daß ich in Italien Siege erkämpfe, um die Advokaten im Directorium groß zu machen, oder solche Leute wie Carnot und Barras? — Oder um eine Republik zu gründen? — Welch' eine Chi-

märe! eine Republik von 30 Millionen Menschen, mit unseren Sitten und unseren Lastern!" — Daß ein Staat zu etwas anderem da sein könnte, als die Selbstsucht der Machthaber zu befriedigen, das war für ihn von Anfang an eine abenteuerliche und leere Vorstellung verschrobener Ideologen, und er war entschlossen, für sich selbst zu arbeiten, nicht für Machthaber, zu denen er nicht gehörte. Mit Stolz verwies er auf sein Heer; schon habe der Sieg den französischen Soldaten seinem wahren Wesen zurückgegeben; Er, der Feldherr, sei Alles für den Soldaten; das Directorium solle nur versuchen, ihm den Oberbefehl zu nehmen, und es werde sehen, wer Herr sei! — Das französische Volk bedürfe eines ruhmgekrönten Herrn und der Befriedigung seiner Eitelkeit, nicht aber schöner Reden der Ideologen, von denen es nichts begreife, und noch weniger der Freiheit; man gebe ihm ein Spielzeug; das genüge!"

Danach war es kaum noch nöthig, daß er hinzufügte, auch die Rückkehr der Bourbons wolle er nicht fördern, für jetzt müsse man daher mit der republikanischen Partei Hand in Hand gehen, und daß er dann mit dürren Worten erklärte: „ich will allerdings dereinst die republikanische Partei schwächen, aber ich will, daß dies zu meinem Vortheil geschieht, nicht zum Vortheil der alten Dynastie."

In diesen Worten sprach er die Gründe seines Verhaltens am 18. Fructidor aus; seiner Parteinahme für die schlechteste Art Republikaner gegen die Royalisten. — Zur Zeit — 1797 — ging sein Streben dahin, den Präliminar-Frieden von Leoben nicht in einen definitiven verwandeln zu lassen, den Krieg gegen Oesterreich wieder aufzunehmen, und ganz gegen den Wunsch und Willen des Directoriums den Papst nach Möglichkeit zu schonen: denn in Papst und Klerisei sah er schon damals seine künftigen Verbündeten, die Werkzeuge, die seine Zwecke fördern sollten.

Es läßt sich demnach kaum etwas unwahreres sagen, als daß die Männer der alten Zeit, Aristokraten, Pfaffen und Absolutisten sich an ihn gedrängt und das unbefangene Gemüth des jugendlichen Helden nach und nach umsponnen hätten, um ihn für ihre Weltanschauung und Grundsätze zu gewinnen. Er war es vielmehr, der von freien Stücken diese Leute aufsuchte und an sich zu ziehen suchte; — nur die Ideologen, die Freisinnigen waren von jeher der Gegenstand seines unversöhnlichen Hasses —: in den Anhängern der alten Zeit

sah er seine natürlichen Freunde; ihre Grundsätze waren ihm sympathisch, soweit sie einen unbedingten Despotismus begünstigten; nur sollten sie in ihm, nicht in den Prinzen einer anderen Dynastie, ihr Oberhaupt verehren.

So geht Ein Grundzug folgerichtig durch sein ganzes Leben, und es ist keine andere Wandelung in ihm vorgegangen, als eine gewisse Steigerung der vorherrschenden Eigenschaften seines Charakters, wie sie die Reife des weiter vorgerückten Mannesalters und die Gewohnheit, eine despotische Macht zu üben, naturgemäß mit sich brachten. Manches freilich wurde Carricatur. So hatte er schon in seiner Jugend selbst den leisesten Widerspruch nur dann ertragen können, wenn er mußte, und selbst dann nur mit der äußersten Ungeduld; als Kaiser mußte er nie, und da ertrug er ihn zuletzt auch in Beziehung auf die Vorstellung nicht mehr, die er sich von der Lage der Dinge gemacht hatte.

In einer Beziehung besonders macht sich diese Steigerung in eigenthümlicher Weise geltend —: in der Spieler-Leidenschaftlichkeit, mit der er zuletzt den Krieg führte. Es läßt sich nachweisen, daß viele tüchtige Krieger zugleich leidenschaftliche Spieler waren, und das ist auch wohl zu erklären; die Freude an dem Wagniß kann zu dem Einen wie zu dem Anderen machen. Bei Napoleon hatte offenbar die Spieler-Leidenschaft sich im Kriege selbst und ausschließlich concentrirt. Sie gestattete ihm nicht, sich, als das Spiel unglücklich ging, besonnen mit einem mäßigen Verlust herauszuziehen; es trieb ihn vielmehr wie den verblendeten Spieler, selbst gegen Vernunft und Berechnung Alles, bis auf seinen letzten Einsatz zu wagen, um seinen ganzen Verlust zurück und darüber hinaus einen neuen Gewinn zu erlangen. Weniger konnte ihm nicht genügen. So forderte er selbst seinen gänzlichen Untergang heraus, den seine Gegner theils nicht den Muth hatten zu wollen, theils, wie die österreichische Regierung, aus überfein intriguirender Klugheit nicht wollten.

Welchen Gewinn dann die neueren Quellenwerke und Forschungen in Beziehung auf eine erweiterte und berichtigte Einsicht in den Gang der Ereignisse überhaupt gebracht haben, davon werden wir uns wohl am leichtesten Rechenschaft geben, wenn wir das Bild der einzelnen Feldzüge dieser Periode nach der bisher geltenden Erzäh-

lung und in ihrer jetzigen, veränderten Gestalt, in leichten Umrissen neben einander stellen.

Da bemerken wir zunächst, daß in Beziehung auf den Zug nach Rußland, was die Führung des Krieges von Seiten Napoleon's betrifft und die Geschichte der französischen Armee, verhältnißmäßig am wenigsten zu wünschen blieb. Chambray hatte bereits die Hauptzüge festgestellt. Leuten, wie Gourgaud und Fain, die der Evidenz zum Trotz fortfuhren, ihren Helden auch hier als unfehlbar und untadelhaft darzustellen, selbst nachdem der Beweis des Gegentheils geführt war, konnte natürlich nicht geholfen werden; denn ihnen war es nicht um die Wahrheit zu thun, sondern darum, die Interessen der Napoleoniden durch Täuschung zu fördern; und ist schon eine wirkliche, leidenschaftlich aufgeregte Stimmung nicht leicht zu überzeugen, so ist es eine vorsätzliche, gemachte Leidenschaftlichkeit noch weniger. Daß ihre handgreiflich unwahren Darstellungen neben den wahrhafteren Berichten eines Chambray und Gouvion St. Cyr namentlich in der französischen Historiographie ihre Stelle behaupteten, beweist nur, was wir schon oben andeuteten: daß nämlich die ernste Forschung, damit ihre Ergebnisse fruchtbar werden können, auch eines Publikums bedarf, das geneigt ist, sie zu hören, anstatt sie mit blinder Leidenschaftlichkeit abzuweisen. — Auch wurden die dreisten Behauptungen dieser Leute durch die St. Helena-Literatur immer wieder von Neuem bestätigt. Was dem Geschichtschreiber in Beziehung auf diesen Theil seiner Aufgabe oblag, war, durch eine kritische Sichtung des bekannt gewordenen Materials die Wahrheit in ihr vielfach bestrittenes Recht einzusetzen, die Lüge und ihre geräuschvollen Ansprüche zu beseitigen.

Anders verhielt sich die Sache in Beziehung auf die Geschichte der russischen Armee, über welche die Wahrheit großentheils noch gar nicht zu Tage gekommen war. Selbst über den Operationsplan, darüber, wie der Kaiser Alexander und seine strategischen Rathgeber sich die Vertheidigung des Reichs gedacht und sie eingeleitet hatten, war man durchaus im Zweifel. Die mehr oder weniger officiellen russischen Schriftsteller durften freilich nicht die Fabel erzählen, daß man mit Absicht den Feind durch einen wohl berechneten Rückzug tief in das Innere des Reichs zu locken suchte, auf daß er dort erschöpft im rauhen Winter seinen Untergang finde, den man mit pro-

phetischem Geist voraussah; denn wie konnte der „rechtgläubige Kaiser" das „heilige" Moskau dem Feinde und dem Untergange mit Absicht und Berechnung Preis gegeben haben! — Aber eben so wenig durften diese Schriftsteller den wirklichen Operationsplan in der ganzen Blöße seiner dürftigen Anlage zeigen. Buturlin schwieg ganz über diesen Gegenstand; Danilewski ging weiter, und war dreist genug zu behaupten, es sei überhaupt gar kein Operationsplan entworfen worden; man sei den kommenden Dingen ganz ohne Plan entgegen gegangen, mit dem einfachen Vorsatz, „sich nach den Unternehmungen des Feindes" zu richten, — wie das im Vertheidigungskriege nicht anders sein könne, — wunderbarer Weise ohne sich auch nur die Frage vorzulegen, was der Feind möglicher Weise unternehmen könne, was er am wahrscheinlichsten unternehmen werde. Der Kaiser Alexander und seine Feldherren wären demnach mit der Seelenruhe der Gedankenlosigkeit, wie man es nehmen will, auf Alles und Jedes oder auf gar Nichts vorbereitet gewesen.

Aber eben weil dieses Schweigen offenbar ein Verschweigen war, konnte jene Fabel sich daneben in einer gewissen Geltung behaupten. Sie war schon früh, als kaum noch die Heere Napoleons über die Grenze des russischen Reichs zurückgedrängt waren, in lobpreisenden Gelegenheitsschriften zu Tage gekommen, und bis auf die neueste Zeit herab erhoben sich gelegentlich Stimmen, die sie ausdrücklich vertheidigen wollten. In diesem Sinne trat noch zuletzt der Feldmarschall Müffling auf, der gern seinen Freund Knesebeck für den eigentlichen Urheber dieses weisen Planes ausgegeben hätte. Da aber doch die Thatsachen theilweise der Behauptung widersprechen, blieb man vielfach bei einer Art von mittlerer Ansicht stehen, der zu Folge der Rückzug zwar im Plan lag, aber nicht folgerichtig, nicht ohne Schwankungen zur Ausführung kam, weil der Plan den untergeordneten Führern des russischen Heeres gegenüber nicht ausgesprochen und eingestanden werden durfte, und der Widerspruch der Generale dann Veranlassung gab, dem angeblichen Grundgedanken des Kriegs zeitweise untreu zu werden.

Jetzt aber sind diese Irrthümer wohl beseitigt, denn es ist erwiesen, daß zwar allerdings außerhalb Rußlands Scharnhorst und seine Geistesverwandten — vielleicht auch Knesebeck — den Gedanken gefaßt hatten, daß in den räumlichen Verhältnissen, in der unge-

heueren Ausdehnung des Reichs, die beſten Mittel der Vertheidigung Rußlands gegeben ſeien, und dieſem Gedanken auch in Petersburg Eingang zu verſchaffen ſuchten —, daß ſie aber bei dem Kaiſer Alexander und ſeinen Vertrauten kein Gehör fanden. Der General Phull, der den Operationsplan entworfen hatte, und die ruſſiſchen Heere im Ganzen leiten ſollte, ſcheint zur Zeit gar nicht davon gehört zu haben. Auch hatte er durchaus kein Verſtändniß für dergleichen, und verwarf den Gedanken an einen Rückzug in das Innere, als er ihm durch Clauſewitz ſpäter an die Hand gegeben wurde, einfach als eine Uebertreibung.

Mit einer Armee, die viel zu ſchwach war, um ſolcher Aufgabe zu genügen, da ſie an Zahl den gewaltigen Maſſen, die Napoleon heranwälzte, nicht zur Hälfte gleich kam, hofften der Kaiſer Alexander und ſein Phull, die feindliche Heeresmacht ſchon an der Grenze des eigentlichen, alten Rußlands, an dem Bogen, den die Düna, die Bereſina und der Dniepr bilden, aufzuhalten. Nur verhältnißmäßig wenige Märſche, bis an dieſe Stromlinie ſollte die ruſſiſche Hauptarmee unter Barclay zurückweichen in das verſchanzte Lager bei Driſſa, das in Phull's Vorſtellung unangreifbar war. Dieſe Schanzen ſollten die Fluthen der Invaſion ſtemmen; an ihnen ſollte ſich der Angriff Napoleon's brechen, während eine zweite ruſſiſche Armee unter Bagration, nicht 40,000 Mann ſtark und einem ſolchen Feinde gegenüber ganz ohnmächtig, in deſſen Flanke und Rücken ſeine Verbindungen bedrohen, und als das active Element in dieſem Vertheidigungs-Syſtem, durch dergleichen endlich den Rückzug des Feindes herbeiführen ſollte. Wie die Sache wirklich ſtand, ging ſie ohne Zweifel ihrem Untergang unmittelbar entgegen, wenn ſie es auch nur verſuchte, dieſe Aufgabe der durchaus überwältigenden Uebermacht des Feindes gegenüber zu löſen. — Eine dritte ruſſiſche Armee unter Tormaſſow ſollte ein untergeordnetes Kriegstheater, das ſüdliche Rußland, gegen einen beſonderen Angriff, den man dorthin erwartete, ſelbſtſtändig vertheidigen.

Beſſeres als dieſe kleinlichen Combinationen, die auf einer beſchränkten Theorie beruhten und im Vergleich mit der Großartigkeit der obwaltenden Verhältniſſe, mit der coloſſalen Macht dieſes Angriffs in der dürftigſten Weiſe ungenügend erſcheinen, wußte Phull nicht. Er dachte dabei an Friedrich's des Großen Lager bei Bunzelwitz im

siebenjährigen Kriege, und glaubte dieses in einer ganz anderen weltgeschichtlichen Lage so genau nachahmen zu müssen, daß neben Drissa Dünaburg zur Festung werden sollte, um in diesem System die Stelle auszufüllen, die Schweidnitz neben dem Bunzelwitzer Lager einnahm. Dem Kaiser Alexander, der ein wirkliches Urtheil in militairischen Dingen nicht hatte, sagte der Plan zu, weil so eben die Linien von Torres-Vedras in Portugal einem glücklichen Vertheidigungs-Feldzug zur Stütze gedient hatten — nämlich einem nur mäßig überlegenen Feinde gegenüber, und gestützt auf das Meer, das jede Umgehung unmöglich machte, bei Drissa aber zusammt der mächtigen, seebeherrschenden, englischen Flotte fehlte.

Die russischen Generale, die den Operationsplan ausführen sollten, widersprachen ihm auf das Lebhafteste, Barclay gleich den Anderen. Noch mehr im Irrthum als selbst der Kaiser, über den Gegner, die Uebermacht, mit denen sie ringen sollten, wollten sie nicht ohne Kampf weichen, und verlangten, daß man die Entscheidung sofort in den ersten Tagen des Feldzugs in einer Hauptschlacht herausfordere. Der Kaiser Alexander gerieth in Schwanken und Zweifel, die Frage, ob man nicht bei Wilna eine Schlacht wagen solle, kam wenigstens zur Erörterung — doch blieb es endlich bei dem Rückzug nach Drissa und dem Gedanken, dort standhaft auszuharren gegen die Angriffe des Feindes, eigentlich blos weil kein anderer Vorschlag überzeugend durchdrang und alles Andere noch bedenklicher schien. Eile schien sogar nöthig, weil Napoleon's Angriff überraschend eingriff von einer Seite her, wo man ihn nicht erwartet hatte. Die Aufstellung der russischen Armee war gegen Grodno und Bialystok gewendet; von dorther erwartete man das Andringen des Feindes, Napoleon aber ging weiter nordwärts bei Kowno über den Niemen und schien die Rückzugslinie von Wilna nach Drissa zu bedrohen.

Dorthin, in das verschanzte Lager, folgten die russischen Generale mit Widerstreben dem Befehle ihres Kaisers — aber an Ort und Stelle wurde dem Kaiser durch viele vereinte Stimmen klar gemacht, daß dies Lager und das ganze Vertheidigungs-System unhaltbar sei; das Bewußtsein, daß die Entscheidung unmittelbar bevorstand und gewagt werden mußte, wenn man bei den bisherigen Plänen beharren wollte, mag beigetragen haben, ihn zu bestimmen; denn gar oft ge-

schieht es, daß man auszuweichen sucht in dem Augenblick, wo der Entschluß zur That werden soll.

Dem Kaiser Alexander war aber klar geworden, daß alle bisherigen Anstalten und Rüstungen überhaupt diesem Feinde gegenüber nicht genügten. Er eilte in die Hauptstädte des Reichs, neue erweiterte Rüstungen, die Bildung der Milizen zu betreiben, den Krieg zu einem Nationalkrieg zu gestalten. Phull war beseitigt, Barclay sollte das Heer führen, aber ohne daß der Kaiser sich entschließen konnte, die älteren Generale kurz und bündig unter dessen Befehle zu stellen, und während der maßgebende Grundgedanke des ursprünglichen Plans darin lag, daß die beiden Heere unter Barclay und Bagration getrennt und selbstständig operiren sollten, beschloß man jetzt vor allen Dingen, diese beiden Armeen, deren jede für sich viel zu schwach schien, zu vereinigen — und die Vereinigung konnte natürlich nur weiter rückwärts gesucht werden.

Weit entfernt, daß der Rückzug in das Innere Plan gewesen wäre, gelangte man umgekehrt nur dadurch, daß der erste Plan aufgegeben wurde, zufällig in die Bahn, die nach und nach bis unter die Mauern der alten Hauptstadt des Reichs zurückführte, und zwar immer ohne daß man es beabsichtigt hätte. Denn auch jetzt noch war nicht der Rückzug an sich, sondern die Vereinigung der beiden russischen Armeen Zweck, der Rückzug das Mittel dazu. So wie die Vereinigung erfolgt war, die bei Smolensk gelang, sollte die Entscheidungsschlacht geliefert werden; darüber war Alles einig. Es erregte fast einen Aufstand unter den russischen Generalen, daß Barclay hier im letzten Augenblick dem Entscheidungskampfe unter sehr ungünstigen Bedingungen auswich. Von dem Großfürsten Constantin dazu angestiftet, waren sie auf dem Punkt, den Gehorsam zu verweigern, und um seine Autorität herzustellen, mußte Barclay den Großfürsten vom Heere verbannen.

Doch das nächste günstige Schlachtfeld sollte nun bestimmt der Schauplatz der Entscheidung werden; man kam, ja man taumelte immer weiter rückwärts, indem man es suchte, und die Intriguen Bennigsen's, Bagration's, Yermolow's alle Entwürfe Barclay's durchkreuzten. Bagration verwarf die Stellungen, die Barclay wählte, und schlug dann selbst ganz unhaltbare vor. So wurde von diesen Leuten eine Schlacht laut gefordert und zugleich hintertrieben, wäh-

rend sie alle einstimmig bei dem Kaiser den Rückzug als ein Werk des Hochverraths und Barclay als Verräther anklagten.

Der Kaiser Alexander mußte bald der öffentlichen Meinung nachgeben, und an die Stelle des redlichen Barclay trat Kutusow, ein listiger, verschlagener, aber altersschwacher Greis, von niedrigem und unsauberem Charakter, dem eigentlich nichts ernstlich am Herzen lag, als sein persönliches Interesse. — Er mußte die Schlacht bei Borodino liefern, die in dem Augenblicke eine arge Thorheit war — denn schon begann die Macht des Raums als Element der Vertheidigung sich geltend zu machen; die französische Uebermacht verlor sich darin, und begann zu schwinden durch die täglichen Verluste, die Anstrengungen und Krankheiten herbeiführten, und durch die Besatzungen und Entsendungen, die auf dieser endlos sich ausdehnenden Operationslinie nothwendig wurden, die Schlacht dagegen stellte die Entscheidung des ganzen Feldzuges vor der Zeit wieder auf die Spitze des Schwertes, wo es Napoleon's Interesse war, sie zu suchen.

Indessen, die alte Hauptstadt des Reichs konnte nicht ohne Kampf preisgegeben werden; die Schlacht wurde geschlagen und ging für die Russen verloren. Die Fabeln, denen zu Folge das nicht eigentlich der Fall gewesen sein soll, die Russen, wie Buturlin sich ausdrückt, nur „die Außenwerke ihrer Stellung" verloren, die Stellung selbst aber, auch die des linken Flügels, behauptet hätten, sind nach den Zeugnissen russischer Generale, vor allen Barclay's, die in Toll's Leben beigebracht sind, wohl für immer beseitigt. Die Stellung des linken Flügels ging vollständig verloren, und die sogenannte zweite Armee, die sie vertheidigt hatte, war unmittelbar nach der Schlacht der gänzlichen Auflösung nahe.

Russische Schriftsteller haben es dann auch zu verbergen oder, wie Danilewsky, sogar ausdrücklich zu leugnen gesucht, daß Kutusow die verlorene Schlacht mit unerhörter Dreistigkeit selbst seinem Kaiser gegenüber für einen Sieg ausgab, aber es ist nun erwiesen, daß die Unverschämtheit des alten Ränkeschmieds in der That noch sehr viel weiter ging, als man nach Clausewitz und aller früheren Andeutungen glauben durfte. Der Kaiser Alexander war durch Kutusow's Berichte so vollständig getäuscht, daß er überzeugt war, Napoleon müsse, besiegt in der Schlacht, unmittelbar nach derselben den Rückzug nach dem Dniepr und der Weichsel antreten, und in diesem Glauben von

seinen Cabinets-Strategen den bekannten Plan entwerfen ließ, demzufolge Napoleon's Heer auf diesem Rückzug schon im Anfang des Oktobers an der Beresina vernichtet werden sollte. Um nicht zu verrathen, auf welche Voraussetzungen hin dieser Plan entworfen war, mußten Buturlin und Danilewsky den Theil desselben, der sich auf die Hauptarmee unter Kutusow bezieht, gänzlich verschweigen; ein Umstand, der bis auf die neueste Zeit herab seltsamer Weise niemandem aufgefallen war.

Alexander war auf das äußerste überrascht und erstaunt, als nach diesem angeblichen Siege Moskau in Feindes Hand fiel, und mehr noch entrüstet über die dreiste Unwahrheit des alten Kutusow, den er eben erst als Helden gefeiert und belohnt hatte.

Napoleon war Herr der alten Zarenstadt, aus der alle Einwohner entflohen, nicht aus stolzer Vaterlandsliebe, wie russische Schriftsteller rühmend vorgeben, sondern, in der Erinnerung an die Heereszüge vergangener Zeiten, ganz einfach aus Furcht, wie einst die Vorfahren vor den sengenden, brennenden und mordenden Polen und Tataren flohen. Die Stadt ging in Flammen auf; Napoleon sah das ganze Unternehmen verfehlt und sich selbst am Rande des Schiffbruchs. Er hatte sich in Beziehung auf den persönlichen Charakter des Kaisers Alexander verrechnet, der nicht, wie er hoffte, betäubt durch den Verlust einer Schlacht und der alten Krönungsstadt, einen übereilten Frieden schloß. Zu seinem Unheil wußte der Heeresfürst Frankreich's sich nicht schnell zu fassen, sich nicht zu gestehen, daß der Zug seinen Zweck verfehlt habe, und sich nicht darein zu finden. Er säumte und zauderte in Moskau, außer Stande, weiter etwas zu unternehmen, und doch nicht gesonnen, verloren zu geben, was verloren war; er wartete auf die gewünschte Friedensbotschaft, als längst einleuchtend war, daß sie nicht kommen würde; er that sogar selbst Schritte, Unterhandlungen herbeizuführen, sah, daß sie vollkommen unbeachtet blieben, sogar sehr entschieden zurückgewiesen wurden, und zauderte auch dann noch in Moskau. So ließ er in verderblicher Verblendung die drohende Jahreszeit heran rücken, die seinen Rückzug doppelt bedenklich machen mußte; er ließ dem russischen Heer Zeit, sich neu zu bilden, so daß es ihm auf diesem Rückzug gefährlich werden konnte, was es unmittelbar nach dem Tage von Borodino, und noch ein Paar Wochen nachher, nur in geringem Grad gewesen wäre.

Man hat sein Zögern durch eine Fabel erklären wollen, die nebenher der List des alten Kutusow zur Ehre gereichen soll. Kutusow, heißt es, habe angebliche Berichte an seinen Kaiser geschmiedet, darin die Lage der Dinge als hoffnungslos geschildert, dringend zum Frieden gerathen, und diese Berichte in die Hände der Franzosen fallen lassen. So habe er künstlich die Täuschung genährt, in der Napoleon lebte, und ihn klug verleitet, bis in die späte Jahreszeit hinein zu zaudern! Es wäre kaum ein Beweis von Scharfsinn, wenn Napoleon sich durch eine so plump angelegte List täuschen ließ, — aber dem ist nicht so. Kutusow war weit entfernt, von dem längeren Verweilen der Franzosen ihren Untergang zu erwarten; er war zu einem so klaren Verständniß der Sachlage nicht gelangt, und besorgte vielmehr neue Angriffe Napoleon's, neue Unternehmungen, die auf den fruchtbaren Süden des Reichs gerichtet wären. Und selbst wenn er klarer gesehen hätte, würde er nichts gethan haben, den Rückzug der Franzosen zu verzögern. Der Kaiser Alexander wünschte Moskau vom Feinde befreit zu sehen, und forderte Thaten von seinem Heer in Briefen an den Feldherrn, die Unwillen und Entrüstung deutlich genug aussprachen. Kutusow's Kleinmuth, seine Furcht vor Napoleon, die sich von Austerlitz herschrieb und seit Borodino gesteigert war, ließ es zwar zu Thaten nicht kommen, aber er verstand seinen Kaiser, und besorgt um seine persönlichen Interessen, die für ihn stets maaßgebend blieben, wünschte er nichts sehnlicher, als die Franzosen je eher je lieber abziehen zu sehen.

Was Napoleon in Moskau festhielt, war ein Wahn, den er sich lediglich selbst geschaffen hatte.

Napoleon trat endlich seinen furchtbaren Rückzug an, suchte sich durch den Süden Rußlands eine neue Bahn zu brechen, und wich vor dem ersten Widerstand, den er fand, zurück auf die verödete Straße, die er gekommen war, auf den Weg, wo sein Heer den Untergang finden mußte und fand! — Wie unwahr, wenn die Franzosen immer wiederholen, nur die Elemente hätten sie besiegt, nur der Frost, ein unerhört früher und strenger Winter sei ihnen verderblich geworden, sonst hätten sie sich siegreich am Dniepr behaupten können! Der Herbst des Jahres 1812 war ungewöhnlich lang und milde, und als endlich, spät, ein zunächst mäßiges Frostwetter eintrat, war der größte Theil der Armee schon durch Hunger und na-

menloſes Elend vernichtet; die grimmige Noth hatte bereits faſt in allen Heereskörpern die Bande der Disciplin gelöſt; der Froſt fand nur geringe und beklagenswerthe Heerestrümmer vor, denen er verderblich werden konnte.

Freilich hatte auch der zagende, altersſchwache Kutuſow den ungeheuern Erfolg nicht verdient, der ihm zufiel. Anſtatt in dem weichenden Feind die ſichere Beute zu erkennen, war er ängſtlich bemüht Kaluga, das er in Gefahr glaubte, und den Süden zu decken; auf Abwehr bedacht, die wo möglich ohne eigentlichen Kampf gelingen ſollte, und dieſe Sorge ließ ihn zunächſt weit hinter dem Feinde zurückbleiben. Auch ſpäter half es wenig, daß ſein General-Quartiermeiſter Toll ihn und das ruſſiſche Heer auf die entſcheidenden Punkte führte, und Napoleon's Armee gleichſam in ſeine Hand gab. Kutuſow's Kleinmuth blieb unbeſiegbar, er wagte bei Krasnoi wie bei Wiäsma nicht an den unfehlbaren Sieg zu glauben, und bebte im letzten Augenblicke zurück vor dem Kampf. Zuletzt bewog ihn der bedenkliche Zuſtand ſeiner eigenen Armee ganz von der Verfolgung abzulaſſen und den Feind aus dem Auge zu verlieren — und die Fehler, das ſchwankende Benehmen der Generale, welche die ruſſiſchen Seitenheere führten, Wittgenſtein's und Tſchitſchagow's, machten es möglich, daß Napoleon an der Bereſina, wo der Eine ihm zuvorgekommen war, der Andere auch bald eintraf, mit den elendeſten Trümmern eines untergegangenen Heeres noch eine Art von Sieg über dieſe letzten Verfolger davon tragen konnte.

Napoleon's Heer war in grauenhafter Weiſe vernichtet. Aber was ſich davon einzeln fliehend rettete, beſtand meiſt aus Offizieren und Unteroffizieren; ein Umſtand, der die Bildung eines neuen Heeres möglich machte.

Wie viel iſt — und mit Recht — von dem Untergang dieſes ſchönſten und mächtigſten Heeres, das die Welt je geſehen hatte, geſprochen worden! — Ein anderes Ergebniß des berühmten Feldzugs, das auch einen ſehr großen und weit reichenden Einfluß auf die Schickſale Europa's geübt hat, iſt daneben bis auf die neueſte Zeit herab faſt ganz unbeachtet geblieben: der Umſtand nämlich, daß der Feldzug von 1812, ſo wie er geführt wurde, auch die ruſſiſche Armee dem Untergang, einer gänzlichen Auflöſung nahe gebracht hatte. Es waren eigentlich nur ſehr geringe, wenn auch geordnete Reſte davon übrig;

nur die Rahmen zu Bataillonen und Regimentern. Von 210,000 Mann, die, alle Verstärkungen und Ersatzmannschaften mitgerechnet, bei der Hauptarmee unter Kutusow zur Verwendung kamen, waren nur 40,000 übrig, als dies Heer im Dezember in Wilna einzog, und die Seitenheere waren in einem ähnlichen Zustande. In den allgemeinen Culturverhältnissen aber lag, daß Napoleon, Herr des Westens, viel leichter und schneller ein neues Heer schaffen konnte, als Rußland sein zerrüttetes wieder herzustellen vermochte. Wenn wir nicht irren, sind diese Verhältnisse in Toll's Leben zum erstenmal mit dem gehörigen Nachdruck zur Sprache gebracht worden.

Zunächst mußten die Folgen dieser bedenklichen Ergebnisse des Krieges sich dadurch fühlbar machen, daß trotz des unerhörten Erfolges durch diesen ersten Feldzug, selbst für Rußlands eigenste und allernächste Zwecke, noch so gut wie nichts entschieden war; Rußlands Gewinn war in gewissem Sinne nur ein scheinbarer, denn es fehlten die Mittel, ihn sicher zu stellen. Weit entfernt, den Krieg weiter über die Weichsel, an die Oder und Elbe tragen zu können, wenn sich nicht Preußen gegen Napoleon erhob, Oesterreich wenigstens vom Kampfe abließ, hatten die Russen in der That keine Aussicht, sich auch nur in Polen zu behaupten, sobald Napoleon im Frühjahr mit seiner neugeschaffenen Armee von zweimalhunderttausend Mann ihnen gegenüber im Felde erschien. In der Verfassung, in welcher die Streitkräfte Rußlands noch Ende Mai 1813 waren, durften sie, auf sich selbst angewiesen, nicht wagen, an der Weichsel einen ernsten Widerstand auch nur zu versuchen.

Zum Glück für Rußland wie für Deutschland griff Preußen zu den Waffen, und veränderte dadurch die allgemeine Lage. Die Russen aber gehen über die Wahrheit hinaus, wenn sie sich als Befreier Deutschlands hinstellen, und die Dinge darstellen, als hätten sie, nachdem der besondere Zweck Rußlands, die Vertheidigung des eigenen Herdes und die Eroberung von Polen vollständig erreicht war, den Kampf in uneigennütziger Großmuth lediglich für die Interessen Deutschlands fortgesetzt. Die Dienste, die man einander leistete, waren gegenseitige und wogen einander auf. Preußens Wagniß war groß und kühn, als es sich mit Streitkräften, die großentheils erst geschaffen werden sollten, Rußland anschloß, das in dem Augenblick nur über schwache Heeresreste gebot.

Oesterreich war nicht geneigt, ähnliches zu wagen. Daß der Kaiser Franz und Metternich sich nicht durch deutsch-patriotische Begeisterung hinreißen ließen, lag in der Natur der Sache. Diese auflodernde Begeisterung, die von einem deutschen Volk, von dessen Rechten und Interessen sprach, war für das Wiener Cabinet im Gegentheil ein Grund mehr, mit kluger Berechnung die weiteren Ereignisse abzuwarten, ehe man sich entschied; denn sie drohte Metternich's byzantinische Weltordnung zu erschüttern, in der es nicht Interessen der Völker, sondern nur Interessen der Regierungen, und keine Nationen, sondern nur Unterthanen geben durfte. Diese „jakobinischen" Elemente, über die der Fürst Metternich sich sehr schneidend und wegwerfend äußerte, mußten sogar vor allen Dingen beseitigt werden, ehe man sich auf etwas einließ.

Oesterreich ließ um sich werben: welche der Parteien den höchsten Preis bot für ein Bündniß, der trat Oesterreich bei, eine Rolle, die sich schwerlich durchführen ließ, wenn die Streitkräfte Rußlands nicht in dem Grade zerrüttet waren, daß ihre Wiederherstellung im Laufe des Krieges nur sehr unvollständig gelang.

So wirkte das Unheil, das auch sie 1812 betroffen hatte, fort und fort in weite Ferne. War das russische Heer aus diesem ersten Feldzug besser erhalten hervorgegangen, dann war Oesterreichs Beitritt zu dem Bunde Preußens und Rußlands nicht unentbehrlich; das Wiener Cabinet durfte dann nicht einen so hohen Preis darauf setzen; es mußte sich wahrscheinlich dem Bündniß auf die Bedingungen anschließen, die ihm geboten wurden, anstatt sie selbst vorschreiben zu können, und der Bund gegen Napoleon war nicht genöthigt, in die Bahnen der Metternich'schen Politik einzulenken.

Einstweilen besiegte Napoleon im Frühjahrsfeldzug 1813 die ungenügenden Streitkräfte, die ihm bei Lützen und Bautzen entgegen geführt wurden, wenn auch mühsam, durch eine außer allem Verhältniß überlegene Zahl. Auch die Führung von Seite der Verbündeten ließ viel zu wünschen; zwar der ganz unbehülfliche, von dem bösesten Willen beseelte Kutusow war gestorben, aber auch Wittgenstein, der an seine Stelle trat, war, selbst von Diebitsch geleitet, seiner Aufgabe nicht gewachsen, und man ließ ihn nicht einmal frei walten. Der Kaiser Alexander leitete eigentlich selbst das Ganze, bald von Diesem, bald von Jenem berathen, in ungenügender Dilettantenweise.

Napoleon schloß, nach diesen Siegen, zu seinem Verderben, den Waffenstillstand von Poischwitz, in dem Augenblicke, wo die russischen Generale auf dem Punkt standen, die Preußen ihrem Schicksale zu überlassen, um weiter rückwärts, an der Weichsel, wie sie thöricht genug wähnten, außer Berührung mit dem Feinde, ihre Armee wieder herzustellen — und nun folgte auf eine Periode eifriger Rüstungen und seltsamer Unterhandlungen, mit denen es Niemandem Ernst war, als dem Wiener Cabinet, die Zeit gewaltiger Kämpfe, in die auch Oesterreich thätig eingriff, — der großartige Herbstfeldzug von 1813, dem kaum irgend ein anderer gleich zu stellen ist.

Die Geschichte dieses Zeitraumes hat zwar noch immer einzelne Lücken, über die wichtigsten Fragen aber hat die neueste Literatur hinreichendes Licht verbreitet, so daß jetzt die Bedingungen des Kampfes sowohl als die Elemente, aus denen der ruhmreiche Erfolg hervorging, im Ganzen und Großen hinreichend aufgeklärt sind.

Ueber drei Punkte vor Allem haben uns diese neueren geschichtlichen Werke in abschließender Weise belehrt, nämlich über den Inhalt der Friedensvorschläge, die Oesterreich vertreten wollte, über die Streitkräfte, welche beide Parteien in das Feld brachten, und über die Entstehung des bekannten Trachenberger Operationsplanes. Es bedarf der Bemerkung nicht, wie wichtig die Verhältnisse sind, deren Geschichte wir somit als vollendet betrachten dürfen.

Die Friedensbedingungen, die Oesterreich vorschlug und für die es einstehen wollte — ursprünglich auch gegen Preußen und Rußland, wenn sie von Napoleon angenommen, von diesen Mächten aber abgelehnt wurden — beschränkten sich auf ein ungemein bescheidenes Maß von Forderungen. In dem zu Reichenbach geschlossenen Vertrag, durch den zuerst Oesterreich bestimmte Verpflichtungen gegen die Verbündeten übernahm, machte sich das Wiener Cabinet anheischig, von Napoleon die 1809 abgetretenen illyrischen Provinzen und Triest für sich selbst, das Herzogthum Warschau für Rußland, Preußen und Oesterreich zusammen zu fordern — weiter nichts!

Preußen, nur durch Danzig und ein Stück von Polen in nicht wünschenswerther Weise nach einem Maßstab vergrößert, der es nicht einmal zu einer Macht zweiten Ranges gemacht hätte, sollte nach diesen Vorschlägen nur bis an die Elbe reichen, und selbst Magdeburg nicht wiedererhalten! — Nur die unmittelbare Herrschaft über

die Länder, die er als „32. Militairdivision" in Besitz genommen hatte, d. h. über die Hanseſtädte und nördlichen Küſtenſtriche Deutſchlands, ſollte Napoleon aufgeben; das Königreich Weſtphalen unter dem Scepter ſeines Bruders, und das Großherzogthum Berg, deſſen Fürſt damals der unmündige Prinz Napoleon Louis war, ſollten mitten in Deutſchland fortbeſtehen. Die Auflöſung des Rheinbundes wurde zwar wünſchenswerth geachtet, aber nicht beſtimmt gefordert — und was hätte ſie auch bedeuten ſollen unter ſolchen Bedingungen? — Der Rhein ſollte Frankreichs unnatürliche Grenze bleiben, als verſtehe ſich das von ſelbſt.

Mehr zu verlangen, weigerte ſich Oeſterreich; den deutſchen Vaterlandsfreunden blieb keine andere Hoffnung als die, daß Napoleon verblendet genug ſein werde, ſelbſt dieſe geringen, ja nichtigen Opfer nicht zu bringen.

Der Vertrag von Reichenbach war längſt bekannt, und dennoch haben buonapartiſtiſche Schriftſteller den Verſuch gemacht, die Welt über die dort getroffenen Verabredungen zu täuſchen, denn Frankreich ſollte nicht wiſſen, daß Napoleon in ſeinem unbeugſamen Streben nach Weltherrſchaft wirklich ſogar einen ſolchen Frieden gebieteriſch von ſich gewieſen hat.

Metternich kam nach Dresden, um perſönlich mit Napoleon zu unterhandeln, und hatte ein langes Geſpräch mit dieſem, das ſeltſamer Weiſe ſehr berühmt geworden iſt, ohne daß man ſeinen Inhalt gekannt hätte. Dieſen Umſtand benützte Napoleon's Cabinetsſekretär Fain, um der Welt einen phantaſtiſchen Bericht von dieſer Unterredung vorzulegen; eine Erzählung, in der Alles erfunden iſt, ſelbſt die Oertlichkeit, in welcher die Scene vorgefallen ſein ſoll, und die Fain ſo wählt, daß man glauben kann, er habe das Geſpräch angehört. Da ſoll der öſterreichiſche Miniſter nicht weniger verlangt haben als Oberitalien, Holland, Belgien — die Auflöſung des Rheinbundes — Antwerpen, Mainz, Mantua und Aleſſandria; er wollte Napoleon's Angehörige von ihren Thronen in Weſtphalen, Berg und Spanien vertrieben wiſſen; es war auf eine Zertrümmerung des napoleoniſchen Kaiſerreiches abgeſehen, und natürlich mußte Napoleon ſo maßloſe Forderungen mit Entrüſtung zurückweiſen.

Ein Jeder, dem der Sinn für Kritik nicht ganz verſagt iſt, brauchte nur dieſe Erzählung mit dem Traktat von Reichenbach zu

vergleichen, um zu wissen, daß sie eine Fabel sei, und dennoch ist sie vielfach nachgeschrieben, und gläubig selbst in deutsche Geschichtswerke aufgenommen worden!

Unter diesen Umständen ist es ein doppelt werth zu achtender Dienst, den Thiers der Geschichte dadurch geleistet hat, daß er dies Gespräch seinem wirklichen Inhalt nach bekannt macht, so wie es Metternich selbst unmittelbar nach dem Ereigniß niedergeschrieben hat. — Wir haben nun Metternich's eigenes Zeugniß dafür, daß er in Dresden nicht um ein Haar breit mehr verlangt hat, als zu Reichenbach verabredet war.

Der österreichischen Regierung lag in allem Ernst daran, einen Frieden auf diese elende, Deutschland vernichtende Grundlage zu Stande zu bringen. Um zu diesem erwünschten Ziel zu gelangen, ließ sich der Fürst Metternich sogar auf eine etwas zweideutige Nebenunterhandlung mit Frankreich ein, die vor den Verbündeten geheim gehalten und selbst nach der Kriegserklärung bis nach der siegreichen Schlacht bei Kulm nicht abgebrochen wurde.

Daß diese Politik bei solchen französischen Schriftstellern, wie Thiers, unbedingten Beifall findet und entschiedene Anerkennung, ist natürlich genug. Eher könnte der seltsame Stolz befremden, mit dem österreichische Veteranen sich auf dieses Lob von zweideutigem Werth berufen! —

Glücklicher Weise blieben Metternich's Bemühungen vergeblich, weil Niemand außer dem Wiener Cabinet den Frieden wirklich wollte, Napoleon so wenig als seine Gegner. Während in Prag, wo ein Congreß diesen Frieden betreiben sollte, die Unterhandlungen nicht einmal zu einem wirklichen Anfang kommen konnten, wurden auch die kriegerischen Unternehmungen berathen, für den Fall, daß es zu einem neuen Feldzug kommen mußte, und diese Besprechungen fanden zuletzt in dem bekannten, zu Trachenberg unterschriebenen Operationsplan ihren Abschluß. Wie lange ist seltsamer Weise dieser Plan dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, zugeschrieben worden! — Wir wissen nun, daß Niemand weniger Antheil daran hatte, als gerade dieser französische Marschall und schwedische Prinz.

Die Berathungen begannen schon am 14. Juni mit einer Sendung des russischen Generals Toll, von dem die ersten Entwürfe herrührten, in das österreichische Hauptquartier nach Gitschin. So wenig

Oesterreich sich damals noch compromittiren wollte, fand Toll doch in mündlichen Verhandlungen mit dem österreichischen Feldherrn und seinem Chef des Generalstabs (Schwarzenberg und Radetzky) eine bereitwillige Aufnahme der Pläne, die er vorlegte. Später wurden vertraute österreichische Offiziere in das Hauptquartier der Verbündeten gesendet, wo neben Toll und Diebitsch besonders General Knesebeck, der militairische Vertraute des Königs von Preußen, bedeutenden Antheil an den Verhandlungen nahm; die „Geschichte der Nordarmee" vom preußischen Generalstab ausgearbeitet, eine vortreffliche Monographie, belehrt uns darüber, in welchem Geist.

Man einigte sich dahin, aus den gesammten Streitkräften drei Armeen zu bilden: eine österreichische, durch 25,000 Russen verstärkt, in Böhmen — eine russisch-preußische, nach den ersten Entwürfen die stärkste, in Schlesien — eine schwedisch-russisch-preußische unter Bernadotte in den Brandenburger Marken. Nach Toll's Entwürfen sollten alle drei Heere die Offensive ergreifen; dasjenige, gegen welches Napoleon sich mit seiner Hauptmacht wendete, sollte Stand halten, bis die beiden andern in Flanke und Rücken des Feindes zu seinem Entsatz vorgedrungen seien.

Knesebeck war mit dieser Combination unzufrieden; ihm zufolge mußten in Schlesien nur die Festungsbesatzungen und preußischen Landwehrbataillone zurückgelassen, die gesammte russisch-preußische Armee aber in Böhmen mit der österreichischen Hauptarmee vereinigt werden, und zwar weil er fest überzeugt war, daß Napoleon den Feldzug mit einem entscheidenden Angriff auf Oesterreich beginnen werde: entweder von Dresden aus nach Böhmen, oder von Würzburg aus auf Wien. Napoleon werde das thun, um in seine natürliche Operationslinie zu kommen; die liege an der Donau, denn die (stromaufwärts über die Quellen hinaus) verlängerte Linie der Donau treffe gerade in das Centrum der französischen Macht.

Knesebeck gehörte zu den strategischen Rathsherren der Zeit, die am allerwenigsten dazu geschaffen waren, Napoleon's Pläne zu durchschauen. Napoleon sagte: „im Kriege entscheiden die moralischen Eindrücke!" — Knesebeck raisonnirt, schließt und folgert stets, als ob er von dem Dasein dieser Elemente des Erfolgs gar keine Ahnung habe. Sein Geist ist ausschließlich mit Operationslinien, strategischen Punkten und örtlichen Verhältnissen beschäftigt. So fällt ihm auch jetzt

nicht ein, daß Napoleon unmöglich das nördliche Deutschland preisgeben durfte, das zum Aufstande reif, den Verbündeten sofort einen großen Zuwachs an Macht zuführte. Es fällt ihm nicht ein, daß Napoleon daran denken konnte, Berlin zu nehmen, dort den Herd der kriegerischen Begeisterung zu zertreten; die Nordarmee zu sprengen, die Festungen an der Oder und Weichsel zu entsetzen, sein Kriegstheater so zu erweitern, und der preußischen Armee, mit der allein unter allen Verbündeten er unbedingt einen Vernichtungskrieg führen mußte, durch die Besetzung der preußischen Provinzen die Mittel der Ergänzung zu nehmen.

Nur ganz nebensächlich deutet Knesebeck an, daß im günstigsten Fall die in Böhmen vereinigte Hauptmacht den Krieg mit einer Offensive beginnen könne, deren Object die französische Armee wäre, wenn sie an der Elbe stände.

Lange drang er nicht durch mit seinen Vorschlägen; es blieb bei der Eintheilung in drei Armeen; ein Aufsatz von Radetzky am 7. Juli entworfen, setzt noch immer die österreichische Armee nur durch 25,000 Russen verstärkt voraus. In den Schlußberathungen zu Trachenberg erlangte Knesebeck aber, daß die größere Hälfte der russisch-preußischen Armee mit der österreichischen in Böhmen vereinigt wurde, die sich dadurch um 120,000 Mann verstärkt sah.

Der Kronprinz Bernadotte war in Trachenberg mit ganz anderen Plänen und Vorschlägen aufgetreten, die Toll noch in der Schlußsitzung bekämpfen mußte; Dank der „Geschichte der Nordarmee" wissen wir nun auch, mit welchen. Da Oesterreich dem Bunde beigetreten war, wollte Bernadotte mit dem ihm anvertrauten Heere Hamburg, Lübeck und Holstein nehmen, und über die untere Elbe gegen den Rhein vorgehen; d. h. er wollte jedem wirklichen Kampf mit den Franzosen ausweichen, und deshalb dahin gehen, wo der Feind nicht war, um dort im Leeren zu demonstriren. Ein Entwurf, der ganz seinem sonstigen, zweideutigen Verhalten entspricht.

Toll ging noch in dem Schlußprotokoll, das er niederschrieb, von der Ansicht aus, daß die Heere der Verbündeten durchaus auf einen Gesammtangriff angewiesen seien. Diese Bestimmung wurde aber in den weiteren Ausführungen einerseits von Knesebeck, andererseits von dem österreichischen Generalquartiermeister Langenau dahin abgeschwächt, daß die Initiative dem Feinde überlassen wurde. Man

deutete nun den Operationsplan dahin, daß diejenige Armee, auf t Napoleon seine Angriffe richtete, dem Kampfe ausweichen solle, b die offensiven Operationen der beiden Anderen in Flanke und Rück des Feindes diesen zwängen, sich gegen sie zu wenden.

Der Congreß zu Prag ging nach fruchtloser Scheinthätigkeit au einander; der Kampf begann —: und er begann mit ziemli gleichen Kräften. Daß diese Wahrheit nun endlich festgestellt is das gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der neuesten Forschunge denn fast bis auf die Gegenwart herab war es den französische Schriftstellern gelungen, die Welt darüber zu täuschen; sie glaube zu machen, daß die Franzosen nur einem ganz unverhältnißmäßige Uebergewicht unterliegen konnten, — und dadurch wurde das Bil des Feldzugs überhaupt ein von Grund aus unwahres. Ein Man wie Fain konnte der Welt erzählen, Napoleon's Heer an der Elb sei nur 280,000 Mann stark gewesen, die Verbündeten aber hätten nicht weniger als 520,000 Mann dagegen vereinigt — und in den redlichen Streben, unparteiisch zu sein, scheute man sich, solche An gaben ganz einfach, wie sie es verdienen, für absichtlich unwahre zu halten.

Die wirklichen Zahlen, auf die sich das französische Heer belief, waren längst bekannt gemacht worden; General Pelet hatte bereits die Tagesrapporte vom 6. August 1813 herausgegeben — aber die Bemerkung hinzugefügt, daß die Zahlen, die sie bringen, die des Effectivstandes seien — d. h. die der gesammten vorhandenen Mannschaft mit Einschluß aller Kranken, Commandirten u. s. w. — nicht die des ausrückenden Standes, der wirklich unter den Fahnen vereinigten Mannschaft: auf diese allein komme es an, und sie seien weit geringer. Da sich nun vollends das Mißverständniß daran schloß, wir hätten in diesen Tagesberichten überhaupt nur die Zahlen nach dem Normaletat, ein Bild des Heeres, wie es sein mußte, wenn alle Regimenter vollzählig waren, sind gerade diese allein zuverlässigen Berichte im Allgemeinen unbeachtet geblieben.

Napoleon's eigene Berechnungen aber, was für Streitkräfte er unter gegebenen Umständen auf diesem oder jenem Punkte vereinigen könne, liegen nicht nur in den Instructionen für seine Marschälle vor, sondern auch in einem Aufsatz, den er zu seinem eigenen Ge brauch, zur Erinnerung niedergeschrieben hatte, und sie liefern den

entschiedenen Beweis, daß die Zahlen, wie sie die von Pelet bekannt gemachten Listen bringen, durchaus die richtigen sind.

Nun haben wir auch noch Marmont's Zeugniß dafür, und was besonders wichtig ist: in der „Geschichte der Nordarmee" sind einzelne Tages-Rapporte über den Zustand französischer Heertheile vollständig abgedruckt, und sie beweisen, daß Pelet's Vorgeben unwahr ist; daß die von ihm zuerst bekannt gemachten Zahlen sich gerade auf den ausrückenden Stand der Truppen beziehen, was er läugnet; die höheren Zahlen des Effectiv-Standes stehen in diesen vollständigen Listen daneben.

Dann aber ergibt sich aus diesen Rapporten, daß einzelne Heertheile des napoleonischen Heeres auch noch nach dem 6. August Verstärkungen erhielten; Lauriston's Heertheil gegen 10,000 Mann, Bertrand's Corps eine würtembergische Brigade von 2446 Mann.

Selbst abgesehen von diesen letzten Verstärkungen und von den Besatzungen der Festungen an der Elbe zählte Napoleon's Heer im freien Felde 440,000 Mann und 1,200 Stücke Geschütz.

Die Verbündeten hatten ihm in runder Summe 495,000 Mann mit 1,490 Stücken Geschütz entgegen zu stellen, und die an sich schon unbedeutende Ueberlegenheit, die sich aus diesen Zahlen zu ergeben scheint, schwindet vollends fast zu nichts zusammen — oder in der That zu nichts — wenn man die Verstärkungen in Rechnung bringt, welche die französische Armee noch erhielt — und erwägt, daß in der Gesammtzahl der verbündeten Streitkräfte 22,000 Kosaken einbegriffen sind, die auf dem Schlachtfelde wenig bedeuten; daß ferner, so wie die Verbündeten einen Schritt vorwärts thaten, die Elbfestungen einen Theil ihrer Streitkräfte neutralisiren mußten, ja daß die Beobachtung von Magdeburg von Anfang an eine Abtheilung der Nordarmee in Anspruch nahm.

Außerdem hatte Napoleon den großen Vortheil seiner centralen Stellung voraus, und die energische Einheit des Oberbefehls. An der Spitze der verbündeten Hauptarmee stand der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der angeblich das Ganze des Kriegs leiten sollte — selbst aber der Leitung bedurfte, und auch in der That von seinem Hauptquartier, überwiegend von Langenau, geleitet wurde. Da die Meinungen in der Umgebung des Fürsten oft zwiespältig waren, kam es da häufig zu Auswegen der Halbheit, nicht

selten zu bloßen Scheinbeschlüssen, denen Recognoscirungen für Thaten gelten mußten. — Die Nordarmee vollends war dem Kronprinzen von Schweden anvertraut, der sich vor Allem besorgt zeigte, dem Feinde keinen Schaden zu thun, und die Kriegführung so viel an ihm lag, in ein bloßes Scheinwesen aufzulösen.

Die Ueberlegenheit der Verbündeten konnte allerdings eine etwas fühlbarere werden, sobald General Bennigsen von Polen her, mit dem dort gesammelten Heer von 57,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze eintraf. Napoleon's Aufgabe war, noch ehe diese neue Macht eintreffen konnte, entscheidende Schläge gegen die Verbündeten zu führen, und durch Siege das in der Ferne drohende Uebergewicht seiner Gegner zu vernichten, ehe es entstand. Die Lösung dieser Aufgabe war an sich gewiß nichts weniger als unmöglich — aber sie mißlang; die Verbündeten erkämpften an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz glänzende Siege, und verdankten nicht, — wie die Franzosen bisher behauptet haben — schon den von Anfang an gegebenen Verhältnissen, sondern einzig und allein diesen Siegen, ein Uebergewicht, das zuletzt in den Gefilden von Leipzig erdrückend wurde.

Napoleon's wirkliche Pläne bildeten zu denen, die Knesebeck voraussetzte, einen geraden Gegensatz; ihm lag vor Allem daran, Berlin zu erobern; nur beging er den Rechnungsfehler, sich dies Unternehmen zu leicht zu denken, und eine nicht genügende Macht unter Oudinot dorthin zu entsenden, während er selbst seine Hauptmacht am Fuß der böhmischen Grenzgebirge von beiden Ufern der Elbe bis an die Katzbach aufgestellt hielt, um jedem Unternehmen der Verbündeten von Schlesien oder Böhmen her abwehrend zu begegnen, und so jenen Eroberungszug nach der preußischen Hauptstadt von dieser Seite sicher zu stellen.

Blücher's ungestümes Vordringen bestimmte ihn, sich zuerst gegen diesen zu wenden —: Schwarzenberg und die Hauptarmee benützten seine Abwesenheit zu einem sehr übel berechneten Angriff auf Dresden; dorthin zurückgeeilt mit einem Theil seines Heeres, erfocht Napoleon unter den Mauern dieser Stadt einen letzten großen Sieg.

Aber unterdessen war der Versuch auf Berlin gescheitert; Oudinot sah sich durch den Sieg, den der preußische General Bülow gegen den Wunsch und Willen, ja gegen die ausdrücklichen Befehle

seines Oberfeldherrn Bernadotte bei Groß-Beeren erfocht, an die Elbe zurückgeworfen.

Den Blick zu ausschließlich auf diesen Theil des Kriegstheaters gewendet, beherrscht von einem leidenschaftlichen Verlangen, sich Berlins zu bemächtigen, vergaß Napoleon seinen Sieg und den beschwerlichen und verwirrten Rückzug der verbündeten Hauptarmee zu benützen, wie er konnte; ihr auf der Straße über Nollendorf, die in seiner Gewalt war, in Böhmen zuvor zu kommen, und ihr Verluste beizubringen, drohende Verhältnisse herbeizuführen, die gar wohl das Bündniß seiner Gegner lösen konnten. So gab er Vandamme, den er allein über das Gebirge nach Böhmen ziehen ließ, bei Kulm einer vollständigen Niederlage preis, und sein Sieg bei Dresden war dadurch mehr als aufgewogen.

Eine ziemlich alberne Erfindung, von Fain, Pelet und Bignon in Umlauf gebracht, soll diese Versäumniß erklären, die eine entscheidende Niederlage herbeiführte, wo der glänzendste Erfolg zu erlangen war, und zwar so, daß angeblich der immer vorausgesetzten Unfehlbarkeit Napoleon's nichts vergeben wäre. Man erzählt uns von einer Ohnmacht, die den Helden bei Pirna in dem Augenblicke befallen hätte, wo er dem General Vandamme mit Heeresmacht folgen wollte. Als ob durch ein solches Unwohlsein von wenigen Stunden gerechtfertigt wäre, daß auch nachher, als Napoleon wieder hergestellt war, das Zweckmäßige nicht geschah! — Bignon weiß sogar den eigentlichen Grund des Unheils auf das Genaueste anzugeben; das, was den Gang der Weltgeschichte gewendet hat, schwindet bei ihm buchstäblich zu — einem Stückchen Knoblauch zusammen, welches Napoleon unversehens in einer Sauce verschluckt hatte!

Die Kritik, indem sie auf Napoleon's Befehle verwies, die in ununterbrochener Reihe vor uns liegen, zum Beweis, daß seine Feldherrn-Thätigkeit in diesen Tagen nie unterbrochen gewesen ist, und nun auch die ausdrücklichen Zeugnisse Thiers' und Marmont's haben uns nun wohl endlich von dieser Fabel befreit. Sie steht in der That mit dem Motiv eines Scribe'schen Lustspiels — des verre d'eau — vollkommen auf einer Linie.

Auch das Heer, das Napoleon unter Macdonald in Schlesien zurückgelassen hatte, war, gleichzeitig mit den Ereignissen bei Dresden, an der Katzbach in eine vollständige Niederlage verwickelt worden.

Aber als ob nichts vorgefallen wäre, nahm Napoleon nach dieſer dreifachen Niederlage, als die beiderſeitigen Streitkräfte ſchon nicht mehr im Gleichgewicht ſchwebten, ſeine urſprünglichen Plane wieder auf. Ney war es, der jetzt an Oudinot's Stelle kam und den Zug auf Berlin von Neuem antrat; Bülow warf ſich ihm entgegen, wie auch Bernadotte ihn zu hindern ſtrebte, und erfocht bei Dennewitz einen glänzenden Sieg; es war eine faſt vernichtende Niederlage, die hier auch dieſes franzöſiſche Heer erlitt.

Von dieſem Augenblicke an war Napoleon's Lage eine ſehr ſchwierige, und er hatte in der That gar keinen Operationsplan mehr. Sein Thun und Treiben beſchränkte ſich darauf, ſich in centraler Stellung zwiſchen den drei Armeen der Verbündeten zu erhalten, raſtlos aber planlos bald gegen die eine, bald gegen die andere gewendet, immer in der Hoffnung, einer ſeiner Gegner werde eine Blöße geben, die er benützen könne. Unfähig, ſich in das Nothwendige zu fügen und auf das Mögliche zu beſchränken, erwartete er zuletzt die günſtige Gelegenheit nur vom blinden Glück. — Die Fabeln, durch welche die St. Helena-Literatur bemüht geweſen iſt, die Leere dieſes Zeitraumes auszufüllen, die genialen Operationspläne, die Leute wie Fain und Pelet erſonnen und Napoleon zugeſchrieben haben, dem klaren Inhalt ſeiner Befehle zum Trotz, ſind ſo ſchwacher Natur, daß ſie dem erſten Feldherrn des Jahrhunderts wahrlich keine Ehre machen würden.

Schon war das Uebergewicht der Verbündeten ein ſehr drückendes geworden, es wurde noch geſteigert, als Ende September Bennigſen mit ſeinem Heere in Böhmen eintraf. Das Netz zog ſich enger zuſammen um Napoleon; Blücher's kühner und ſiegreicher Elb-Uebergang bei Wartenburg, dem Bernadotte widerſtrebend folgen mußte, ſein kühner Zug an die Saale, der dem ſchwediſchen Adoptiv-Prinzen nicht geſtattete, wieder über den Strom zurück zu weichen, und das erneute Vorrücken der verbündeten Hauptarmee, beſchränkten nach und nach den franzöſiſchen Heeresfürſten auf die Umgebung von Leipzig.

Um darzuthun, daß es noch immer in der Macht Napoleon's lag, das Schickſal zu wenden, wenn nicht irgend ein Theatergott oder ein Scheibchen Knobloch hindernd eingriff, haben ihm hier ſeine etwas ungeſchickten Lobredner einen Plan angedichtet, der alle früheren an

Abenteuerlichkeit bis zum vollkommen Fabelhaften überbietet. Er wollte Sachsen und seine Verbindungen mit Frankreich aufgeben, so, versichert man, war dieses geniale Ungeheuer von Plan beschaffen, — er wollte über die Elbe gehen, seine Festungen an der Oder und Weichsel befreien, Preußen und Polen gleichsam zu seiner und seines Heeres militairischen Heimath machen, thun, als ob er da zu Hause wäre, und den Krieg von dort aus fortsetzen, die Stirn gegen Frankreich und den Rhein gewendet. Die Heere der Verbündeten mochten dann zusehen, wie sie, nach Sachsen, auf fremden Boden versetzt, den Krieg von dort aus gegen den neuen Besitzer ihrer Heimathländer fortsetzen konnten. — Woran dieser großartige Plan scheiterte, darüber ist die St. Helena-Literatur nicht ganz einig; die Einen sagen, die Nachricht von Bayerns „Verrath" habe Napoleon zur Umkehr gezwungen, — aber es ist erwiesen, daß er von Bayerns Uebertritt zu den Verbündeten erst fünf Tage später während der Schlacht bei Leipzig unterrichtet wurde —: die Anderen erzählen, die französischen Marschälle hätten ihrem Heeresfürsten, wie einst die Generale des großen Macedoniers am Indus, nicht über die Elbe folgen wollen —: aber es ergibt sich, daß diese Marschälle weder gefragt, noch überhaupt zu einem Kriegsrath versammelt worden sind. Und dennoch sind so schwach zusammengefügte Fabeln selbst von deutschen Schriftstellern nachgeschrieben, und mitunter zum Gegenstand gar seltsamer Declamationen gemacht worden!

Napoleon's Befehle und Briefe beweisen, daß sein Streben zu der Zeit ganz einfach dahin ging, den Kronprinzen von Schweden und sein Heer wieder über die Elbe zurück zu manövriren, und dann, wenn das gelungen war, die Hauptarmee der Verbündeten in den Ebenen von Leipzig, gesondert von den andern und allein zu treffen und zu bekämpfen. Er täuschte sich, glaubte seinen Zweck erreicht, und eilte in diesem Wahn nach Leipzig, wo ihn die Entscheidung erreichte.

Auch über die Völkerschlacht bei Leipzig haben die Franzosen Unwahrheiten verbreitet, die sich bis auf die neueste Zeit herab in einer gewissen Geltung erhalten haben, und die ein Mann wie Thiers, auch jetzt noch bemüht ist, für Thatsachen auszugeben. Auch er erzählt als eine ausgemachte Sache, daß die Franzosen hier vom ersten Augenblicke an eine ganz unverhältnißmäßige Uebermacht zu bekämpfen

hatten, und am ersten Tage (16. Oktober) gegen eine solche den Sieg bei Wachau erkämpften.

Die Wahrheit ist, daß den Verbündeten am 16. Oktober überhaupt keine irgend bedeutende Ueberlegenheit zu Gebote stand; das war das Werk des Kronprinzen Bernadotte, der sich an diesem Tage noch fern von der entscheidenden Wahlstatt zu halten wußte. Außerdem fehlten den Verbündeten an diesem Tage noch Bennigsen und ein bedeutender Theil der Hauptarmee (Colloredo und Bubna).

Dieser letzteren insbesondere aber war Napoleon's Heer, das sie in der Schlacht bei Wachau zu bekämpfen hatte, an Zahl vollkommen gewachsen, wahrscheinlich sogar um eine unbedeutende Kleinigkeit überlegen. Da nun vollends der Fürst Schwarzenberg — oder vielmehr Langenau in dessen Namen — die Streitkräfte, über die er verfügen konnte, in gar seltsamer Weise verwendete, und einen großen Theil derselben in die unwegsame, sumpfige Landspitze zwischen Elster und Pleisse hinein disponirte, wo sie sich nicht zu rühren, am Gefecht keinen Antheil zu nehmen vermochten, konnte Napoleon auf dem eigentlich entscheidenden Schlachtfelde bei Wachau mit einer großen Uebermacht auftreten; mit 109,000 Mann gegen 84,000.

Dieser Uebermacht verdankte er den Sieg, und dennoch war, selbst abgesehen davon, daß Marmont zu gleicher Zeit bei Möckern von York geschlagen wurde, — trotz dieses Sieges, das Schicksal des Feldzuges an diesem Tage schon gegen Napoleon entschieden; denn der Sieg war ein zu unbedeutender um eine ihm günstige Wendung der allgemeinen Verhältnisse herbei zu führen, und es fehlten ihm die Mittel, den Erfolg weiter zu treiben und zu steigern. Er hatte nichts mehr aufzubieten; die Verbündeten aber wurden am Tage nach der Schlacht durch Colloredo, Bubna und Bennigsen, selbst durch den noch immer widerstrebenden Bernadotte, — durch mehr als 100,000 Mann verstärkt, und so sah sich denn Napoleon einige Stunden nach seinem Siege in hoffnungsloser Lager einer erdrückenden Uebermacht gegenüber.

Auch mußte er sich das nun endlich selbst gestehen, nachdem er zu seinem Verderben kostbare Stunden über unentschlossen in dieser gefährdeten Lage gesäumt hatte. Da sendete er den gefangenen österreichischen General Meerveldt mit Vorschlägen zu Unterhandlungen an die verbündeten Monarchen, um wo möglich einen Waffen-

ſtillſtand, oder doch eine Erleichterung ſeines Rückzuges zu erlangen. Er trat den Rückzug an, zu ſpät um der Schlacht bei Leipzig zu entgehen, — die, ſo großartig ſie in jeder Beziehung daſteht, doch ihrer Anlage nach nur ein coloſſales Nachtrabs-Gefecht zu nennen iſt. —

Die Trümmer des franzöſiſchen Heeres wichen über den Rhein, und die anſteckenden Fieber, die ſie dorthin mitbrachten, ergriffen tödtlich ſelbſt die neu ausgehobenen Mannſchaften, die ihre Reihen ergänzen ſollten; ſo lagen Frankreichs Grenzen offen da vor den Verbündeten; Napoleon hatte in den letzten Monaten des Jahres kein Heer, ſie zu vertheidigen, und ſelbſt den achtzehnjährigen, unreifen Knaben, die nun ausgehoben werden mußten, konnte man im erſten Augenblicke nicht einmal Waffen in genügender Anzahl geben. Auch das franzöſiſche Volk unterſtützte ſeinen Kaiſer nicht mehr; es war bereit, ſich von ihm loszuſagen.

Und doch dauerte es noch fünf Monate (November 1813 bis März 1814), doch bedurfte es noch kühner, wohlberechneter Thaten und blutiger Kämpfe, ehe es gelang, Paris zu erobern und Napoleon zu ſtürzen.

Wie ſich die Ereigniſſe ſo eigenthümlich geſtalten, wie eine ſolche Verzögerung der Entſcheidung herbeigeführt werden konnte, das iſt auch erſt durch die neueſten Beiträge zur Geſchichte jener denkwürdigen Zeit vollkommen klar geworden, namentlich durch den Briefwechſel Joſeph Buonaparte's, Marmont's, Caſtlereagh's, durch den des Generals Toll, der auch über manches bisher problematiſche ein neues Licht verbreitet. — Der Gang der Dinge läßt ſich nun wirklich erklären, und die bisher geltenden Erklärungen verlieren zum Theil ihren Werth.

Die Franzoſen gefallen ſich natürlich in der Vorſtellung, der Heldenmuth der wenigen Tapferen, die übrig waren, die Grenzen des Landes zu vertheidigen, und die vollendete Feldherrenkunſt Napoleon's haben hier das kaum Mögliche geleiſtet, und die Entſcheidung hingehalten; eine ganze Schule militairiſcher Doctrinärs iſt bemüht geweſen, dieſe Anſicht zu beſtätigen. Jomini vor Allen, von vielen für eine große Autorität gehalten, glaubte in dieſem Feldzug Napoleon's ſein eigenes Syſtem der „inneren Operationslinien" auf das herrlichſte illuſtrirt in einer Art von Verklärung zu ſehen, und

erklärte ihn deßhalb für den schönsten in der ganzen Kriegerlaufbahn des großen Feldherrn.

Gibt man sich aber ernsthaft Rechenschaft von den Erscheinungen, so sieht man, daß der eigentliche Grund der verspäteten Entscheidung weder in der — allerdings achtungswerthen — Tapferkeit der unzureichenden und schlecht ausgerüsteten Streitkräfte Frankreichs, noch in dem Zauber der inneren Operationslinien zu suchen ist, sondern in dem Zwiespalt, der im Rath der Verbündeten sehr fühlbar hervortrat. Die Unklarheit, die in dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg herrschte, trug dann auch als untergeordnete Ursache das ihrige bei, den Kampf in die Länge zu ziehen.

An sich konnten die Verbündeten zu jeder Zeit, in jeder Periode des Feldzugs dem Widerstand des Feindes und dem Kriege ein fast augenblickliches Ende machen; die Gunst der Verhältnisse war eine solche, daß es dazu nur des einstimmigen, wirklichen Willens bedurfte, und eines kurzen Kampfes, dessen Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte.

Das sahen Männer wie Stein, Blücher und Gneisenau mit vollkommener Klarheit. Blücher und Gneisenau wollten, in den ersten Tagen des November an den Rhein gelangt, die Heere der Verbündeten ohne Aufenthalt über den Strom führen, und auf dem kürzesten Weg nach Paris; französische Marschälle gestanden später, daß sie damals die Hauptstadt des französischen Reichs fast ohne Kampf erreicht und genommen hätten. Aber kaum war der Kampf in Deutschland beendet, der Sturz Napoleon's möglich geworden, so schritt die österreichische Regierung ein, um den französischen Imperator zu retten und dessen Sohn, dem Enkel des Kaisers Franz, die Krone Frankreichs zu erhalten. Der Fürst Metternich fürchtete Rußlands wachsende Macht und die Plane des Kaisers Alexander in Polen; er hätte gar gerne in einem gezähmten Napoleon, der geneigt wäre, seinen Einfluß in Europa mit Oesterreich zu theilen, einen Verbündeten gegen Rußland und Preußen gehabt.

Selbst unter den Preußen gab es bedeutende Männer, wie Hardenberg und Knesebeck, die den Gedanken, Napoleon zu stürzen, für eine Chimäre hielten; und die Russen, des Krieges müde, sehnten sich, ihren Kaiser allein ausgenommen, nach Frieden; gleichviel, wie er sonst beschaffen sein mochte, wenn nur Rußland das eroberte Polen behielt.

Da konnte es dem Fürsten Metternich gelingen, die kriegerische Thätigkeit am Rhein zum Stillstand zu bringen, und zu veranlassen, daß von Seiten der Verbündeten die ersten Schritte geschahen, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Noch einmal bot der Fürst Metternich dem französischen Imperator die gesammten deutschen Lande auf dem linken Rheinufer, Belgien und Savoyen, wenn den Verbündeten nur um diesen Preis der Friede gewährt wurde.

Aber Napoleon war auch jetzt nicht gesonnen, den Kampf um die Weltherrschaft aufzugeben; er wollte auf nichts verzichten, was frühere Siege vorübergehend in seinen Bereich gebracht hatten; nur Zeit zu gewinnen, sollten ihm Unterhandlungen dienen, und so erklärte er sich denn auch in seiner Antwort, die er einen ganzen Monat verzögerte, nur in unbestimmter Weise zu Unterhandlungen bereit, ohne sich darüber auszusprechen, ob er die vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens annehme. Zugleich erbot er sich, den Verbündeten die Festungen an der Weichsel und Oder zu übergeben, die noch in seiner Gewalt waren, wenn man den Besatzungen freien Abzug ohne irgend eine beschränkende Bedingung gewähren wollte. Das heißt, die Verbündeten sollten ihm seine alten Soldaten zuschicken, damit er neu gebildeten Schaaren mehr Haltung und kriegerische Tüchtigkeit geben könne. Die Festungen an der Elbe aber hoffte er noch rechtzeitig entsetzen zu können, denn er befahl seinen Bevollmächtigten ausdrücklich, jede Unterhandlung über deren Abtretung abzulehnen.

Da mußte selbst dem Fürsten Metternich einleuchten, daß die Fortsetzung des Kampfes unvermeidlich sei, den Napoleon nur bis zum Frühjahr verschieben wollte, um ihn dann neu gerüstet wieder aufzunehmen. Schon hatte man den französischen Kaiser einen ganzen Monat für seine Rüstungen gewinnen lassen, und beinahe noch zwei Monate gewährte man ihm durch die Art und Weise, wie der neue Feldzug von Seiten der Verbündeten eingeleitet wurde.

Denn Gneisenau's Vorschlag, gerade über den Rhein auf dem kürzesten Wege nach Paris zu gehen, wurde verworfen; weise Strategen, wie Langenau und Knesebeck, konnten sich davon nicht überzeugen, daß es möglich sei, die Entscheidung auf eine so kunstlose Weise herbeizuführen. Die Hauptarmee mußte im weiten Bogen durch die Schweiz auf das Plateau von Langres geführt werden, das in Langenau's Vorstellung das östliche Frankreich beherrschte. Der Fürst

Schwarzenberg und seine Rathgeber dachten eigentlich, daß es zu einem wirklichen Feldzug gar nicht kommen, daß vielmehr ein bloßer Marsch nach Langres, und der Verlust dieses wichtigen strategischen Punktes genügen werde, Napoleon zum Frieden zu bestimmen. Ja nur in dieser Voraussetzung ließ Schwarzenberg sich überhaupt auf den bedenklichen Zug ein, dem sich einer der bedeutendsten Männer seines Hauptquartiers, der General Duka, bis zum letzten Augenblicke widersetzte.

Dieser Plan, für den zuerst auch der Kaiser Alexander gewonnen war, führte, da er zur Ausführung kam, zu bedenklichen Zerwürfnissen unter den Verbündeten, denn es waren damit auch politische Entwürfe verbunden, die der russische Kaiser nicht billigte. Die alten, aristokratischen Verfassungen sollten in der Schweiz wieder hergestellt werden; der Fürst Metternich hatte dort zu solchem Ende geheime Verbindungen angeknüpft. Der Kaiser Alexander verweigerte seine Zustimmung und verlangte, daß das Gebiet der Schweiz von den Verbündeten nicht berührt werde; darüber kamen die Verhandlungen über den Operationsplan nicht zum Abschluß, Alles blieb in der Schwebe. Die Oesterreicher aber griffen zu dem Mittel, das Heer langsam rheinaufwärts zu führen, und dann unversehens in die Schweiz, ohne auf die Zustimmung des Kaisers oder auf irgend einen bestimmten Entschluß zu warten. Die vollendete Thatsache konnte dann der Kaiser Alexander nicht wieder ungeschehen machen, so unangenehm sie ihn auch überrascht haben mochte.

Langsam manövrirte sich nun Schwarzenberg's Heer durch den Jura nach Langres. Man manövrirte sehr umständlich, wie das bei Friedensübungen genannt wird: mit vorausgesetztem Feind; denn einen wirklichen Gegner hatte die Hauptarmee nicht vor sich. So wurde das Ziel erst Mitte Januar erreicht, und nun veranlaßte die Frage, was weiter geschehen solle, weitläuftige Erörterungen, denn alle bisherigen Plane reichten nur bis zu diesem Punkt, und weder Knesebeck noch die österreichischen Strategen wollten auch nur einen Schritt weiter vorwärts gehen. Gneisenau ließ nicht ab, in wiederholten Briefen dringend zu einem raschen Zug nach Paris aufzufordern — aber Langenau reichte in Schwarzenberg's Namen lange Denkschriften ein, in denen die unendlichen Gefahren eines jeden weitern Schrittes umständlich auseinandergesetzt waren, und nur mit

Mühe erlangte der Kaiser Alexander nach vielfachen Berathungen, daß beschlossen wurde, um einige Märsche weiter nach Troyes vorzurücken, aber ohne daß festgesetzt werden konnte, was von dort aus weiter geschehen sollte.

Nun endlich vermochte Napoleon, eine noch immer höchst ungenügende Heeresmacht im freien Felde zusammenzubringen und gegen die Verbündeten zu führen; es folgte jene thatenreiche, wechselvolle Periode des Feldzugs, die immer, wenn man sie auch nicht unbedingt in Jomini's Sinn beurtheilt, eine der lehrreichsten der gesammten Kriegsgeschichte bleiben wird. Aber die Periode ist so reich an Ereignissen, und diese greifen so sehr in einander, daß es nicht möglich ist, ihnen in den uns hier gesteckten Grenzen zu folgen, um nachzuweisen, in welchem Maße die jüngst eröffneten neuen Quellen unsere Kenntniß derselben mächtig erweitert haben. Ein paar flüchtige Andeutungen müssen genügen.

In dem Augenblicke, wo Napoleon endlich gegen die Verbündeten heranrückte, zog Blücher mit einem Theil seines Heeres zur großen Ueberraschung und zu noch größerem Mißfallen des Fürsten Schwarzenberg und seiner Rathgeber an die Spitze der Hauptarmee; er wollte durch die That erzwingen, was Gneisenau's Briefe nicht zu bewirken vermochten, und die Hauptarmee hinter sich her vorwärts ziehen nach Paris. Er führte so das Treffen bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière herbei, und — was man bisher nicht wußte — der Kaiser Alexander, verstimmt und gereizt gegen Oesterreich, verlangte, daß in dieser der Oberbefehl und ein Theil der Hauptarmee dem Feldmarschall Blücher übergeben wurde.

Um solchen Zumuthungen für die Zukunft zu entgehen, und des eigenen Heeres für die eigenen Zwecke wieder Herr zu werden, wurde darauf im österreichischen Hauptquartier schon vor der Schlacht beschlossen, daß sich nach dem Siege der beiden Heere, die schlesische und die Hauptarmee wieder trennen sollten.

Wirklich erfolgte nach leicht erfochtenem Sieg die Trennung, die vielfaches Unheil herbeiführte; die Hauptarmee blieb an der Seine und rückte langsam gegen Troyes vor; Blücher eilte mit raschen Schritten an die Marne. Wie sich jetzt ergibt, war dieser Zug Blücher's, sein vorübergehendes Erscheinen bei la Fère Champenoise, das was Napoleon in seinem Hauptquartier zu Troyes auf das äußerste

erschreckte. Napoleon sah seinen Gegner im Geist schon bei Nogent und Provins, sich selbst vollständig umgangen, von Paris abgeschnitten und in dieser Lage in eine hoffnungslose Schlacht verwickelt, die unvermeidlich seinen Untergang herbeiführen mußte.

In dieser Lage erbot er sich, den Frieden selbst auf die Bedingung anzunehmen, daß Frankreich sich auf seine alten Grenzen vom Jahre 1792 beschränke. Es war das die Forderung, welche jetzt, da ihnen wirklich die Lage Frankreichs klarer geworden war, die Verbündeten auf Englands und Rußlands Betreiben stellten. Ein Friedens-Congreß war inzwischen zu Chatillon a. d. Seine eröffnet, denn wenn er auch bis dahin den Frieden nicht gewollt hatte, bedurfte Napoleon doch unbedingt fortwährender Unterhandlungen, um durch diese nöthigen Falls die kriegerischen Operationen aufzuhalten, und möglicher Weise die Verbündeten unter sich zu entzweien.

In dem Augenblick, wo Napoleon's Anerbieten den Verbündeten bekannt wurde, war er schon nicht mehr im entferntesten geneigt, ihm wirklich zu entsprechen. Blücher hatte sich nicht an die Seine nach Nogent, sondern gegen den Marschall Macdonald, der aus den Niederlanden heranrückte, an die Marne gewendet, Napoleon war ihm dorthin gefolgt, und erfocht in einer Reihe glänzender Gefechte bedeutende Vortheile über die vereinzelten Theile der schlesischen Armee. Die Lage war verändert.

Metternich und die sämmtlichen Diplomaten des Hauptquartiers glaubten, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, den gebotenen Frieden mit beiden Händen ergreifen zu müssen, und waren außer sich über den widerstrebenden Kaiser Alexander, den Stein bestärkte in dem, was man seinen thörichten Eigensinn nannte. Da der Kaiser von Rußland, um die Unterhandlungen zum Stillstand zu bringen und einen übereilten Abschluß des Friedens zu verhüten, seinen Bevollmächtigten aus Chatillon zurückrief, glaubte die österreichische Regierung als Gegenmaßregel die kriegerischen Operationen zum Stillstand bringen zu müssen, damit der Frieden nicht durch neue folgenreiche Ereignisse verhindert werde; auch neue Niederlagen des Feindes, die den Kaiser Alexander in seinen Ansichten und in dem Streben, den gänzlichen Sturz Napoleon's herbeizuführen, noch bestärken konnten, mußten unter diesen Umständen vermieden werden: — der Fürst Schwarzenberg erhielt von seinem Hof den geheimen Befehl,

mit seinem Heer nicht über die Seine vorzugehen. Dieser Befehl zwang die Hauptarmee zur Unthätigkeit, während Napoleon gegen Blücher beschäftigt war, so nahe auch damals schon — Mitte Februar — die Eroberung von Paris in ihrem Bereich lag. Er machte jede, auch nur mittelbare Unterstützung der schlesischen Armee unmöglich — und diese blieb ohne Beistand schweren Unfällen preisgegeben.

Seitdem diese Thatsache bekannt geworden ist, haben österreichische Schriftsteller sie zu leugnen gesucht; wie es scheint, ohne gehörig zu erwägen, daß entscheidende Beweise vorliegen, und daß diesen gegenüber eine dreiste Behauptung und bloße Declamation nicht genügen.

In solchen Declamationen ergeht sich unter anderen der Major Thielen, ohne die Spur eines Beweises beizubringen; wenn nicht etwa die Aeußerung, daß man eine so zweideutige Maßregel dem biedern Charakter des Kaisers Franz und des Fürsten Metternich gar nicht zutrauen dürfe, für einen solchen gelten soll. Uebrigens, sich auf den Fürsten Metternich zu berufen, ist für den Major Thielen nichts weniger als rathsam. — Sein Buch, seine Behauptungen, seine Declamationen sind in Metternich's Cabinet zur Sprache gekommen, und lächelnd sagte dieser selbst zu einem befreundeten Staatsmann — den wir nennen könnten, der sich aber wahrscheinlich selbst nennen wird: „Warum hat mich der Herr Major Thielen nicht gefragt, ehe er das drucken ließ? — Ich hätte es ihm gesagt, daß der Fürst Schwarzenberg allerdings solche Verhaltungsbefehle hatte!"

In dem Augenblicke, wo es den Diplomaten gelang, den Kaiser Alexander zu überreden und die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu erwirken, mußten sie erfahren, daß es zu spät sei. Napoleon wollte nicht mehr durch sein eigenes Wort gebunden sein; schon wendete er sich gegen die Hauptarmee und erfocht bei Mormant und Montereau über einzelne Heertheile derselben nicht unbedeutende Vortheile.

Die verbündete Hauptarmee wurde bei Troyes versammelt, dort sollte eine Hauptschlacht gewagt werden, zu der auch Blücher mit seinem wieder gesammelten Heer, Freund und Feind zur Ueberraschung, ungebeugten Sinnes herbeieilte. — Im letzten Augenblick aber sank dem Fürsten Schwarzenberg der Muth; der Entschluß zur Schlacht

ging über seine Kräfte; trotz aller Einreden, alles Widerspruchs des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen beschloß er den Rückzug auf das stets wichtig geachtete Plateau von Langres.

Seine eigenen Briefe verrathen noch dazu, daß er weit mehr beabsichtigte, als einen blos einstweiligen Rückzug nach einem nicht allzu entlegenen Punkt. Der Fürst Schwarzenberg war nämlich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Invasionskrieg ohne Basis, den die Verbündeten auf die falsche Voraussetzung unternommen hätten, man werde Frankreich unbewaffnet finden, überhaupt ein verfehltes Unternehmen und nicht durchzuführen sei; daß man sich, so gut es gehen wolle, herausziehen müsse, um zu einer methodischen Kriegführung überzugehen — und wenn das auch erst am Rhein geschehen könne.

Auch die schlesische Armee sollte, nach Schwarzenberg's Anordnungen, über Nancy nach dem Rhein zu den Rückzug aus dem Innern Frankreichs antreten. Aber mit raschem Entschluß steuerten Blücher und Gneisenau dem drohenden unberechenbaren Unheil, das der schwache Feind unmöglich den zahlreichen Heeren der Verbündeten bereiten konnte, und ein ohne irgend welche wirkliche Veranlassung gefaßter, kleinmüthiger Entschluß des eigenen Oberfeldherrn dennoch auf dem Punkt stand herbeizuführen! Sie machten sich los von der Hauptarmee, und eilten mit raschen Schritten — nicht rückwärts nach Nancy — sondern vorwärts an die Marne, zur Vereinigung mit Bülow und Winzingerode, die aus den Niederlanden herankommen sollten — und dann auf Paris. So wurde durch ihre kühne That der gefährdete Erfolg des Feldzugs gerettet.

Blücher's Unternehmen führte in den Invasionskrieg zurück, dem man entgehen wollte; die Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte, weil es nicht zu vermeiden war, zurück in diese Bahn, aber mit Widerstreben, ohne Vertrauen auf den Erfolg, entschlossen ihrerseits nichts mehr zu wagen, immer auf dem Sprung an den Rhein und zu einer methodischen Kriegführung zurückzukehren, wenn das Glück der Waffen dem Feldmarschall Blücher untreu wurde. Dazu in abwartender Bereitschaft verweilte sie ein paar Wochen vollkommen unthätig in der Gegend von Troyes, ohne sich weiter vorzuwagen.

Aber Napoleon unterlag bei Laon in dem erneuten Kampf mit der schlesischen Armee; es knüpften sich an seine Niederlage Begeben-

heiten, denen wir hier nicht im Einzelnen folgen können, da wir zum Schluß eilen müssen. Am 22. März finden wir — während Blücher's Heer von Chalons bis Chateau-Thierry an der Marne stand — Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Arcis an der Aube der verbündeten Hauptarmee gegenüber und gezwungen, sich einzugestehen, daß sein Heer zu schwach sei, Stirn gegen Stirn die offene Feldschlacht zu wagen. Er faßte in dieser Lage den mehr als kühnen Entschluß, Paris für den Augenblick Preis zu geben, und sich ganz in den Rücken der Verbündeten auf ihre Verbindungen zu werfen, um sie zum Rückzug zu zwingen.

Der Gedanke hatte Napoleon schon mehrmals im Lauf des Feldzugs beschäftigt, und war selbst der Lieblingsgedanke geworden, der sich durch das Ganze zog. Einmal hatte Napoleon die Ausführung im Sinn gehabt und wieder fallen lassen, in einem Augenblick, wo sie höchst wahrscheinlich eine ihm günstige entscheidende Wendung des Feldzugs herbeiführte —: unmittelbar nach seinen Siegen über Blücher im Februar. Jetzt wurde die Ausführung sehr zu unrechter Zeit und Stunde unternommen.

Napoleon trat unverzüglich von Arcis aus den Marsch nach Vitry an der oberen Marne an; natürlich war dabei vorausgesetzt, daß Oesterreich auch jetzt noch seinen Sturz nicht wolle, und in einen Zug nach Paris nicht willigen werde, selbst wenn der Kaiser von Rußland und der König von Preußen geneigt sein sollten, sich dazu zu entschließen. Gewiß ließ sich Napoleon auf dies vermessene Unternehmen nicht ein, wenn er auf dem Schlachtfelde von Arcis schon wußte, wie sich unterdessen die Unterhandlungen zu Chatillon gewendet hatten. Selbst die leitenden österreichischen Staatsmänner und alle, die mit ihnen für den Frieden stimmten, hatten nämlich zuletzt einsehen müssen, daß Napoleon keinen Frieden wolle, der ihn nicht zum Herrn von Europa machte. Oesterreich mußte ihn aufgeben, als der Gesandte Napoleon's, Caulaincourt, der eigentlich weder eine Instruction, noch eine wirkliche Vollmacht hatte, gedrängt die Bedingungen anzugeben, auf die sein Gebieter schließen wolle, mit ganz abenteuerlichen Vorschlägen hervortrat. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, der Congreß löste sich auf.

Als Napoleon das, zu spät, erfuhr, sah er sogleich, daß falsche Voraussetzungen ihn in den Unterhandlungen wie im Felde zu fal-

schen Schritten, zu verderblichem Wagniß verleitet hatten, und er verlor die Fassung. Schon die leidenschaftliche Eile, mit der er sogleich Boten auf verschiedenen Wegen an den Fürsten Metternich absendete, um die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, verräth, wie sehr erschreckt er war, und in seinen kriegerischen Operationen vermissen wir von dem Augenblick an Haltung und Zusammenhang.

Im Rath der Verbündeten hatte Gneisenau in richtiger Erkenntniß der allgemeinen Verhältnisse stets erklärt, wenn Napoleon je so thöricht sei, Paris blos zu stellen, um die Verbündeten zu umgehen, müsse man ihn ziehen lassen, ohne sich um seine ohnmächtigen Unternehmungen im Rücken der verbündeten Heere zu kümmern, auf Paris zueilen, das man dann wehrlos finden werde; mit dem Verlust der Hauptstadt sei auch Napoleon's Thron gestürzt. Aber im großen Hauptquartier hatte man solche Worte bis zu diesem Augenblick nur mit Befremden, als etwas Unpraktisches und Extravagantes angehört.

Auch jetzt noch, als ein aufgefangener Brief Napoleon's an seine Gemahlin den Verbündeten seine Pläne verrieth, erwog Schwarzenberg mit seinem Generalstab vor allen Dingen, ob nicht vielleicht doch noch die schon verlorenen Verbindungen mit dem Rhein vermöge eiliger Gewaltmärsche rückwärts wieder zu gewinnen seien, und erst als die vollkommene Unmöglichkeit, so etwas auszuführen, ganz entschieden dargethan war, entschloß man sich zu etwas Anderem: Schwarzenberg, wie seine eigenen Briefe sehr deutlich aussprechen, mit sehr schwerem Herzen; denn in seinen Augen war die Lage der Verbündeten bei Weitem mehr gefährdet, als die Napoleon's.

Es wurde nun beschlossen, zunächst die Vereinigung mit Blücher's Heer zu suchen, und dann mit gesammter Macht dem französischen Kaiser zu folgen, ihn wo möglich zu ereilen, und durch den Sieg in einer entscheidenden Schlacht die verlorenen Verbindungen wieder zu gewinnen.

Aber da die Verbündeten nun schon auf den Verbindungen des Feindes standen, auf der Straße, die von Paris zu Napoleon's Heer führte, fielen zahlreiche Briefe bedeutender Männer, auch Berichte des Polizeiministers Savary, in ihre Hände, und in diesen Papieren zeigte sich der wirkliche, hoffnungslose Zustand Frankreichs, die gänzliche Erschöpfung aller Hülfsmittel, die gährende Unzufriedenheit, die im ganzen Lande, und vor Allem in der Hauptstadt herrschte. Es er-

wachte der Gedanke, Napoleon ziehen zu lassen, mit Heeresmacht nach Paris zu eilen und sich der Stadt zu bemächtigen.

Der Entschluß, diesen Zug, der das Ende des Krieges unmittelbar herbeiführte, wirklich zu unternehmen, wurde am 24. März früh zu Sommepuis in einem Kriegsrath gefaßt, den der Kaiser Alexander um sich versammelt hatte, und dem der Fürst Schwarzenberg gar nicht beiwohnte. Der österreichische Feldherr hatte den Ort bereits verlassen, um, den früheren Beschlüssen gemäß, den Marsch des Heeres an die Marne zu leiten.

Dennoch haben Panegyristen des Fürsten Schwarzenberg und Tendenz-Schriftsteller, denen geschichtliche Wahrheit natürlich Nebensache ist, den gewiß seltsamen Versuch gewagt, gerade diesen Fürsten für den eigentlichen Urheber dieses Planes auszugeben. Sie müssen um dieß Thema irgendwie durchzuführen, gar manche gewichtige Thatsache ignoriren, dagegen ihre Zuflucht zu sehr kühnen Behauptungen nehmen, denen alle wirklichen Documente und die gewichtigsten Zeugnisse widersprechen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir Alles, was von solcher Art angeführt wird, zergliedern und widerlegen wollten. An einer anderen Stelle denken wir es zu thun; hier möge Folgendes genügen.

Von Seiten jener Panegyristen wird behauptet, Schwarzenberg habe den Marsch nach Paris schon ein paar Tage früher, und immer wieder von Neuem vorgeschlagen, aber lange vergeblich, da er den zagenden Kaiser Alexander, den König von Preußen, nicht sofort für ein Unternehmen gewinnen konnte, dessen Größe sie erschreckte.

Thatsache ist, daß der Kaiser Alexander, sobald sein Entschluß in dem eben erwähnten Kriegsrath gefaßt war, dem Fürsten Schwarzenberg nacheilte, ihn einholte, und auf freiem Felde eine Berathung herbeiführte, unmittelbar nach welcher die Anordnungen zu dem Marsch nach Paris getroffen wurden. Den Hergang in diesem letzteren Kriegsrath unter freiem Himmel erzählt nun ein gewiß unparteiischer und glaubwürdiger unmittelbarer Zeuge, Lord Burghersh — vollkommen übereinstimmend mit der Aussage des Grafen Toll — folgender Gestalt:

„Der Fürst Schwarzenberg wurde, bald nachdem er Sommepuis verlassen hatte, von einem Adjutanten des Kaisers von Rußland eingeholt, mit der Bitte, dessen Ankunft abzuwarten, die gleich darauf

erfolgte. Es wurde darauf eine Berathung gehalten, in welcher der Kaiſer mit großem Nachdruck die Zweckmäßigkeit eines Marſches nach Paris geltend machte; er wurde in dieſer Anſicht durch den König von Preußen unterſtützt, und durch die Officiere ſeines eigenen Stabes: den Fürſten Wolkonsky, und die Generale Diebitſch und Toll. Der Fürſt Schwarzenberg willigte, unerachtet der Gründe, die mehrere hochgeſtellte Officiere ſeines eigenen Hauptquartiers dagegen vorbrachten, in das Verlangen des Kaiſers, und traf ſofort Anſtalten zur Ausführung des vorgeſchlagenen Planes."

Danach kann er unmöglich der eigentliche Urheber dieſes Planes ſein. Wäre er das geweſen, hätte er dieſen Vorſchlag ſchon früher und vollends wiederholt gemacht, dann hätte der Kaiſer offenbar keine Veranlaſſung gehabt, die Zweckmäßigkeit des Zuges nach Paris und alle Gründe dafür, gerade dem Fürſten Schwarzenberg gegenüber, mit großem Nachdruck geltend zu machen; er hätte dann in der Discuſſion nicht der Unterſtützung des Königs von Preußen und ſeiner militäriſchen Vertrauten bedurft; der Kaiſer, nicht Schwarzenberg, wäre dann in dem Fall geweſen, einzuwilligen.

Dies ſchlagende Zeugniß ſteht natürlich allen Denen gar ſehr im Wege, die gern den Fürſten Schwarzenberg als den Helden ſchildern möchten, der das Schickſal vollendete. Um es zu beſeitigen, wußte man nichts beſſeres, als Toll's gleichlautende Ausſagen zu ignoriren, und was Lord Burgherſh anbetrifft, glaubte man über die Sache hinweg zu kommen, wenn man annahm — oder vermuthete — er möchte wohl gar nicht gegenwärtig geweſen ſein! — Dieſer oder jener öſterreichiſche Officier wiſſe ſich ſeiner nicht zu erinnern.

Das ließ ſich in's Reine bringen. Lord Burgherſh — jetzt Graf von Weſtmoreland — weilte glücklicher Weiſe noch unter den Lebenden und der Verfaſſer dieſer Blätter war in der Lage, ſich brieflich an ihn wenden zu können. In ſeiner Antwort beſtätigt Lord Weſtmoreland ſeine frühere Ausſage ausdrücklich als unmittelbarer Zeuge. Wir laſſen ihn ſelbſt reden.

Cavendish Square. Aug. 3. 1859. „An dem betreffenden Tage war ich mit dem Fürſten Schwarzenberg von Sommepuis abgeritten, als ein Adjutant des Kaiſers von Rußland zu ihm ſagte: Mon Prince, l'Empereur est derrière vous et il vous prie de l'attendre, dans un moment il vous joindra. Der Fürſt Schwarzen-

berg und ſein ganzer Stab hielten ſogleich, ich ſelbſt mit in der Zahl, und als der Kaiſer mit dem König von Preußen und beider Stab uns eingeholt hatte, fand das Geſpräch ſo ſtatt, wie es S. 224 meines Werks berichtet iſt. So wie es vorüber war, ſtieg die ganze Geſellſchaft zu Pferde und ritt auseinander, jeder nach ſeiner Beſtimmung, und den verſchiedenen Heertheilen die Befehle, Halt zu machen, u. ſ. w. zu überbringen." (On the day in question J was riding with Prince Schwarzenberg from Sommepuis when an aid de camp from the Emperor of Russia said to him: Mon Prince, l'Empereur est derrière vous et il vous prie de l'attendre, dans un moment il vous joindra. Pr. Schwarzenberg and all the staff immediatly halted, myself amongst the number; and upon the Emperor's joining us with the king of Prussia and their staff, the conversation such as is reported in the page 224 of my work took place. When it was over, the whole party mounted their horses and rode off to their different destinations and to convey orders to halt etc. to the different corps.")

Es möchte kaum nöthig ſein, noch etwas hinzuzufügen.

Noch ein kurzer Kampf, deſſen Ausgang nicht einen Augenblick zweifelhaft ſein konnte, vor den Thoren von Paris, und Napoleon war geſtürzt; durch eigene Schuld, die gar manchen Frevel einſchloß. Non temnere Divos!

Wir müſſen hier mit der Bemerkung ſchließen, daß die Geſchichte dieſer ewig denkwürdigen Zeit nunmehr in gewiſſem Sinn vollendet vor uns ſteht. Ohne Zweifel werden neu geöffnete Quellen, beſonders wenn dereinſt die öſterreichiſchen Archive zugänglich werden ſollten, im Einzelnen noch ſehr vieles ergänzen, manches berichtigen —: die Hauptzüge des Bildes aber werden unverändert bleiben, wie wir ſie jetzt kennen.

V.

Der Feldzug 1812 in Rußland noch einmal.

1) Aus dem Leben des Kaiserlich Russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg ꝛc. gesammelt und herausgegeben vom Freiherrn v. Helldorf. — 2) Denkwürdigkeiten des Prinzen Eugen v. Württemberg 1. Band. — 3) Correspondance diplomatique de Joseph de Maistre 1811—1817 recueillie et publiée par Albert Blanc. — 4) Sir Robert Wilson, Narrative of events during the invasion of Russia by Napoleon Buonaparte, and the retreat of the french army 1812. — 5) Private diary of General Sir Robert Wilson. — 6) Friedrich von Smitt, Zur näheren Aufklärung über den Krieg von 1812 aus archivalischen Quellen. — 7) Denkwürdigkeiten eines Liefländers (Generals von Löwenstern), herausgegeben von Friedrich v. Smitt. — 8) Geschichte des Feldzugs im Jahre 1812 nach den zuverlässigsten Quellen. Auf allerhöchsten Befehl bearbeitet von M. Bogdanowitsch, Kais. Russ. General-Major. 1. Band. (Uebersetzt von G. Baumgarten, Königl. Sächs. Oberlieutenant und Adjutant.

Als wir vor einigen Jahren die neuere Literatur des napoleonischen Heerzuges nach Rußland und der Befreiungskriege besprachen, glaubten wir am Schluß unseres Aufsatzes als unsere Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß weitere Mittheilungen über diese Feldzüge, wenn auch aus bisher unbenutzten Quellen geschöpft, wohl noch manches an beachtenswerthen Einzelnheiten bringen — manchen einzelnen Punkt weiter aufklären, besonders in Beziehung auf den Hergang der Gefechte manche Unsicherheit beseitigen und hin und wieder geltende Ansichten berichtigen, — an den großen Zügen des Bildes aber, wie es zur Zeit gewonnen war, nichts wesentliches mehr ändern werden.

Wir sehen jetzt unsere Vermuthung bestätigt. In größerer Anzahl selbst, als man erwarten durfte, sind in den letzten Jahren neue

Werke über den Zug Napoleon's nach Rußland erschienen, und zwar solche, die schon ihres Ursprungs wegen ernste Beachtung verdienen. Denn sie rühren zum Theil von bedeutenden Männern her, die selbst Antheil hatten an den Thaten jener verhängnißvollen Zeit und den Dingen nahe standen — und zum Theil war den Verfassern gestattet aus bisher verschlossenen Quellen zu schöpfen und namentlich die Urkundenschätze der Kriegs-Archive zu benützen. Bei alledem aber ist das Ergebniß im Ganzen, wie wir es erwarteten. Wir sehen im Wesentlichen nur bestätigt, was bereits ermittelt war — ja in der That selbst durch die Polemik bestätigt, die Ein und Anderes von dem, was ermittelt war, nicht anerkennen will und anzufechten sucht; und — von taktischen Einzelnheiten abgesehen — liegt der Hauptgewinn unstreitig darin, daß vieles, was bisher nur mittelbar bewiesen werden konnte, jetzt urkundlich festgestellt ist — und daß uns manches Andere in größerer Vollständigkeit bekannt wird als früher.

Wer diese neuesten Werke, wie sie oben genannt sind, der Reihe nach durchgeht, könnte leicht versucht sein, in den Denkwürdigkeiten des Prinzen — später Herzogs — Eugen von Württemberg die bedeutendsten Aufschlüsse, besonders in Beziehung auf das innere Getriebe des russischen Hauptquartiers und die Motive der Handlungen zu erwarten. Wie der Verfasser dieser Blätter die Verhältnisse zu kennen glaubte, konnte er eine solche Hoffnung nicht unbedingt theilen.

Der Herzog Eugen von Württemberg hat nämlich, so viel wir wissen, handschriftliche Denkwürdigkeiten in doppelter Gestalt hinterlassen. Das eine Manuscript, nur seiner Familie bestimmt, erzählt die Ereignisse seines reichen Lebens sehr ausführlich, ohne Rückhalt; Personen und Begebenheiten sind darin mit dem Freimuth geschildert, der in solchen Mittheilungen vertraulichster Art geboten ist; der Ton der Erzählung im Allgemeinen ernst und würdig, wird doch hin und wieder, wo der Gegenstand unabweisbar dazu aufforderte, ein humoristischer. Der zusammenhängenden Erzählung schließt sich eine Reihe von Aufsätzen an, in denen einzelne Episoden weiter ausgeführt sind — wie z. B. sein erstes Zusammentreffen mit dem greisen Feldmarschall Kamensky, der an der Spitze des russischen Heeres einem narrenhaften Wahnsinn verfiel — sein Zusammentreffen mit Napoleon (1805) an dem Hof zu Stuttgart u. dgl. m. — und diese Aufsätze sind zum Theil vom höchsten Interesse. Das Ganze füllt, wenn wir nicht

irren, mehr als vierzig Octav-Bände; wenigstens hat der Verfasser dieses Aufsatzes unter anderen den 38. Band der Sammlung selbst gelesen.

Die andere Redaction seiner Denkwürdigkeiten, die im Druck vier mäßige Bände füllen würde, hatte der Herzog für die Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmt. Hier bleibt die Darstellung innerhalb sehr bestimmt gezogener Grenzen; und diese beachtet der Herzog mit dem rücksichtsvollen Zartgefühl, das ihn im Leben in so hohem Grade achtungswerth und liebenswürdig machte, um so gewissenhafter, weil er sie nicht überschreiten konnte, ohne erlittenen Unrechts zu gedenken und bedenkliche Verhältnisse zu berühren, die er zu schonen für Pflicht achtete.

Freilich werden seine der Oeffentlichkeit bestimmten Mittheilungen dennoch — wenn auch nicht in dem Umfang und in der Weise, wie man unter anderen Bedingungen erwarten dürfte, — besonders über die Feldzüge 1813 und 1814 gar vieles wichtige und belehrende bringen — weniger dagegen über den gewaltigen Feldzug in Rußland. Denn was er über diesen bekannt zu machen dachte, das kennt die militärische Welt schon seit einer Reihe von Jahren aus seinen „Erinnerungen," die seither für alle Darstellungen der letzten Napoleonischen Kriege fleißig benutzt worden sind.

Uebrigens schien es, nach dem Ableben des Herzogs, als sollte die Veröffentlichung auch dieses Auszugs aus seinen eigentlichen Denkwürdigkeiten, wie wir das Werk wohl nennen dürfen, zunächst noch einer späteren Zeit aufbehalten bleiben. Mancherlei Rücksichten, durch die persönliche Stellung des Herzogs im russischen Dienst und seine Beziehungen zu dem Kaiserhause bedingt, konnten die Veranlassung dazu werden.

Da war es denn sehr erwünscht, daß ein ehemaliger Adjutant des Herzogs, der preußische General-Major v. Helldorf, eine Reihe von Bildern „aus dem Leben" seines früheren Chefs erscheinen ließ, und hin und wieder wurde sogar die Vermuthung laut, es könnten diese Mittheilungen wohl die eigenen Denkwürdigkeiten des Herzogs sein; man habe vielleicht diese Form gewählt um sie herauszugeben. Doch der erste Blick in die von Helldorf veröffentlichten Blätter mußte jeden überzeugen, daß dem nicht so sei, daß hier wirklich nicht die Erinnerungen des Feldherrn, sondern die seines Adjutanten vorliegen.

Auch diese haben ihren Werth, da der Adjutant in Beziehung auf manche Persönlichkeiten, wie z. B. Ostermann und Yermolow, unbefangen und rücksichtslos vielerlei Einzelnheiten erzählt, die der Herzog selbst wohl mit Stillschweigen übergangen oder doch schonend gemildert hätte.

Es sind auch Schriftstücke mit eingeschaltet, die in einer oder der anderen Weise von dem Herzog selbst herrühren — aber zum Theil in einer Fassung, die hie und da zu Zweifeln über einzelne Züge der Erzählung veranlaßt. Wer z. B. Gelegenheit gehabt hat die „Jugend-Erinnerungen" des Herzogs, die wunderbaren Erfahrungen, die ihm seine erste Reise nach Petersburg brachte, mit ihm selbst zu besprechen, — oder wem gestattet war seine eigenen Aufzeichnungen einzusehen — der wird sich wohl erinnern, daß in dem eigenen Bericht des ehrwürdigen Herrn manches Besondere sich etwas anders stellte als hier, in dem Bilde, das General v. Helldorf uns davon giebt. Fast scheint es, als seien diese Jugend-Erinnerungen nach mündlichen Erzählungen von anderer Hand niedergeschrieben, und der Schreiber habe sich dabei kleine Gedächtnißfehler zu Schulden kommen lassen — und eine solche Vermuthung liegt um so näher, da auch die Einzelnheiten, die den Memoiren Bennigsen's entnommen sind, die dem Herzog gar wohl bekannt waren, sich nicht immer genau so, wie sie hier stehen, in den Memoiren jenes merkwürdigen Mannes nachweisen lassen.

In etwas anderer Weise scheint der „Ueberblick der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Prinzen Eugen von Württemberg", mit dem General v. Helldorf die Reihe der von ihm aneinander gefügten Aufsätze beginnt, nicht ganz vollständig — wenigstens vermissen wir darin einiges, das wir uns erinnern in dem Original, von der eigenen Hand des Verfassers — (des General-Lieutenants v. Valentini) — gelesen zu haben. Namentlich bezogen sich die Hoffnungen, die darauf berechnet waren, daß im Frühjahr 1813 der Herzog Eugen und kein Anderer an der Spitze des Vortrabs und von allen russischen Generalen zuerst und zuvörderst in Deutschland erschien, die schon dadurch, daß ein anderer, nämlich Wintzingerode, an seine Stelle gesetzt wurde, absichtlich durchkreuzt waren, ganz und gar nicht auf das preußische Heer, wie in dem hier gedruckten Text angedeutet wird. — Das hätte keinen Sinn gehabt, denn dem preußi-

schen Heer war der Herzog durchaus ein Fremdling; und in dem Kreis der preußischen Staatsmänner — auch den Minister Stein mit eingerechnet — hatte so wenig als in der Armee irgend ein Mensch auch nur eine Ahnung davon, daß es irgend einen Unterschied machen könne, ob der Herzog oder ein Anderer die Spitze des russischen Heerzugs führte. Diese etwas luftigen Hoffnungen, um die der Herzog selbst zur Zeit wohl nicht vollständig wußte, die in dem berühmten Manifest von Kalisch ihre Berechtigung fanden und voraussetzten, das russische Heer sei wohl erhalten, zahlreich und mächtig genug im Verein mit Preußen rasch weit gegen den Rhein vorzudringen, — diese Hoffnungen lagen, nach den geheimnißvollen Mittheilungen in Valentini's Handschrift, viel weiter westwärts im Innern Deutschlands. Sie gehörten wohl zu den Hunderten von mehr oder weniger gewagten Projecten, die in solchen bewegten Tagen der mächtige Wellenschlag der Zeit hervorruft, die von ihm emporgehoben und wieder verschlungen werden, ohne eine Spur ihres vorübergehenden Daseins zurückzulassen.

Auffallend ist dann endlich, daß der Adjutant, der so genau und gewissenhaft zu berichten weiß, was unter seinen Augen vorgegangen ist, dagegen in den großen, maßgebenden Verhältnissen keineswegs hinreichend orientirt erscheint. Der Herzog Eugen und sein mehrfach entscheidender Antheil an den kriegerischen Ereignissen der Zeit wurden in den officiellen Berichten stets mit Stillschweigen übergangen; wir wissen jetzt, wie das zuging, daß es der Kaiser Alexander selbst war, der die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf den Herzog gelenkt zu sehen wünschte, und was für Gründe er dazu zu haben glaubte. Sind doch die, zum mindesten gesagt, sehr seltsamen Pläne, die den Kaiser Paul während der letzten Tage seines Lebens in seiner leidenschaftlich-verwirrten Weise beschäftigten, und die Rolle, die darin dem Herzog zugedacht war, kein Geheimniß mehr, so wenig wie das eigenthümliche Mißtrauen, mit dem der Kaiser Alexander seine Mutter, die Träume des Ehrgeizes, die sie genährt haben mochte, und die Personen, die ihr besonders nahe standen, fortwährend beobachtete. — General v. Helldorf selbst bringt alle diese Dinge abermals zur Sprache!

Dennoch finden wir in seinen Aufzeichnungen eine Stelle, welche die geflissentliche Zurücksetzung des Herzogs dem General Barclay de

Tolly zur Last zu legen scheint und jedenfalls die zur Zeit bestehenden Verhältnisse durchaus verkennt. „General Barclay de Tolly", heißt es da, „konnte es dem Prinzen noch immer nicht vergeben, daß er Ende August (1813) nach der Schlacht bei Dresden seiner Intrigue gegen den Fürsten von Schwarzenberg durch das Gewirre der großen Straße von Pirna über Peterswalde und Kulm nach Töplitz so kräftig entgegengetreten war. Erst nach der Schlacht bei Paris, in welcher der Prinz wieder so Ausgezeichnetes geleistet und sich auch durch seine persönliche Tapferkeit so bemerkbar gemacht hatte, daß er die ganze Armee von sich sprechen machte, versöhnten sich, wahrscheinlich durch den edlen Kaiser Alexander veranlaßt, die beiden Feldherren."

Daß Barclay von einer falschen Ansicht ausging, indem er nach der Schlacht bei Dresden die Dispositionen des Fürsten Schwarzenberg nicht befolgte und den Weg über den Geiersberg nach Böhmen einschlug, anstatt sich auf der Heerstraße über Peterswalde und Nollendorf über das Erzgebirge zurückzuziehen, das ist mehr als zur Genüge gesagt worden; aber den Grund seines Verfahrens in rein persönlichen Absichten — in einer gegen Schwarzenberg gerichteten Intrigue zu suchen, darauf war bis jetzt noch Niemand verfallen! — Und diese Vorstellung muß auch in der That als eine vollkommen unbegründete, ja als eine abenteuerlich zu nennende verworfen werden. Hat denn Barclay jemals gegen Schwarzenberg — oder überhaupt gegen irgend Jemanden intriguirt? Er, der einfache Mann von schlichtem Charakter, dem außer dem Willen auch noch das Talent für die Intrigue fehlte? War er wohl der Mann dazu, zu Gunsten einer persönlichen Intrigue das russische Heer absichtlich in das Verderben zu führen? — Sein ganzes Leben beweist das Gegentheil. Wir brauchen nur an die Schlacht von Borodinó zu erinnern. Barclay war damals auf das schmerzlichste beleidigt und gekränkt worden, er sah sich von Kutusow mißhandelt — in welcher heroischen Weise er dennoch am Tage der Schlacht seine Pflicht that, das ist bekannt! — Und nun fragen wir, ob es nicht ein sträflicher Leichtsinn ist, den Mann, der solche Beweise seiner Redlichkeit gegeben hat, in solcher Art, ohne den Schatten eines Beweises, zu verdächtigen?

Was aber den Kaiser Alexander anbetrifft, so gab es, — wie edel er auch gewesen sein mag, — wie gesagt, ohnstreitig Dinge, die

ihm mehr am Herzen lagen, als der Kriegsruhm des Herzogs Eugen von Württemberg, seine Popularität in der Armee oder die Herstellung eines ungetrübten innigen Verhältnisses zwischen ihm und anderen Generalen.

War es etwa auch der 1819 bereits verstorbene Barclay, der bewirkte, daß sechzehn Jahre nach seinem Tode, 1835, bei der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei Kulm der Name des Herzogs Eugen nicht genannt wurde? — oder daß, noch ein paar Jahre später, als der Kaiser Nicolaus auf den Feldern von Borodinó eine große, feierliche Heerschau hielt, der geschmeidige General Danilewsky nicht gerathen fand, in der Beschreibung der Schlacht, die er unter die Anwesenden vertheilte, des Herzogs auch nur zu erwähnen?

Eine Zeit, welche die Völker in so tief gehender Weise aufregt, wie die Jahre von 1812 bis 1815, und ihre Kräfte in solchem Umfang in Anspruch nimmt, setzt natürlich Persönlichkeiten von sehr verschiedenem Gehalt und Werth in Bewegung, und diese bunte Verschiedenheit der handelnden Individuen spiegelt sich dann auch natürlich in der Literatur, welche die Ereignisse einer solchen Zeit zu schildern bemüht ist, — zumal in der Memoiren-Literatur.

So stellt sich neben den Herzog Eugen von Württemberg Sir Robert Wilson, eine eigenthümliche Erscheinung; ein Mann, der ohnstreitig zu mancherlei zu gebrauchen war, dem aber nicht wenig von einem abenteuernden Glücksritter anklebte. Der Gegensatz könnte nicht greller sein. Während der Herzog, der sich in der That eines bedeutenden Antheils an den Ereignissen rühmen durfte, in allem, was er dem Druck bestimmt hat, stets in der glimpflichsten Weise zu erklären sucht, daß offiziell so wenig von ihm die Rede war, hat Sir Robert's Schriftstellerei recht eigentlich die Bestimmung seine Person, seine Thaten, seine Verdienste in das allerglänzendste Licht zu stellen und — βοὴν ἀγαθός — so geräuschvoll als möglich über erlittenes Unrecht zu klagen.

Es kömmt noch ein anderer Umstand hinzu, der seine Mittheilungen nur mit großer Vorsicht für die Geschichte zu benutzen gestattet. Sir Robert, der schon früher Feldzüge im Verein mit der österreichischen Armee gemacht hatte, verfiel nämlich im Jahr 1813 ganz dem Einfluß des Schwarzenbergischen Hauptquartiers und wurde

vielfach benutzt, um alle gewundenen Gänge der österreichischen Politik, die schüchternen, kleinmüthigen Entwürfe des österreichischen Hauptquartiers dem Kaiser Alexander als höchste strategische Weisheit annehmbar zu machen. Namentlich hatte Wilson, wie wir aus seinen eigenen Tagebüchern ersehen, sich im Sinn der Herren, die in Schwarzenberg's Namen eigentlich die militärischen Dinge leiteten, Langenau's und Duka's, bemüht, es bei dem russischen Kaiser dahin zu bringen, daß man im October 1813 Napoleon von Leipzig weg zu manoeuvriren suche, anstatt ihn dort zur entscheidenden Völkerschlacht herauszufordern; und eben so ließ er sich im Spätherbst desselben Jahrs zu Frankfurt a. M. dazu gebrauchen, den Zug über den Rhein, in das Innere Frankreichs, der von Gneisenau vorgeschlagen wurde, als die verderblichste aller Thorheiten zu schildern. So wurde der Mann zu einer Zeit, wo es auch sonst an Schwierigkeiten aller Art nicht fehlte, in unheilvoller Weise beschwerlich. Man mußte daran denken ihn zu beseitigen, wendete sich deshalb an den Grafen Münster und nahm dessen Einfluß bei der englischen Regierung in Anspruch. Wirklich wurde Sir Robert zu seinem sehr entschiedenen Mißfallen zu der österreichischen Armee in Italien versetzt — und dadurch in seinen persönlichen Interessen verletzt, spricht er den Unmuth gegen seine Widersacher in einer Weise aus, die genauer betrachtet auch in seinem eigenen Interesse nichts weniger als klug ist.

So erzählt Sir Robert von seinem Abschiedsbesuch bei dem Kaiser Alexander und den schmeichelhaften Dingen, welche dieser ihm bei der Gelegenheit sagte, um sich darauf in folgendem Bericht zu ergehen:

„Es fand darauf ein Gespräch über ein gewisses Individuum statt, sowie über ein zweites, das, wie ich zufällig entdeckte, nach England geschrieben hatte, um meine Entfernung aus dem russischen Hauptquartier zu bewirken."

„Was dieses Individuum gegen mich geltend machte, war, daß ich zu dem Waffenstillstand" — von Poischwitz — „gerathen hatte und zum Frieden für den Fall, daß Oesterreich dem Bunde nicht beitrat."

„Da der Mann preußischer Unterthan ist, gedachte ich der Sache gegen den König, der sagte: „„dem Waffenstillstand verdanke ich meinen Thron, und was gedachten Mann betrifft, so ist er ein bös-

ihm mehr am Herzen lagen, als der Kriegsruhm des Herzogs Eugen von Württemberg, seine Popularität in der Armee oder die Herstellung eines ungetrübten innigen Verhältnisses zwischen ihm und anderen Generalen.

War es etwa auch der 1819 bereits verstorbene Barclay, der bewirkte, daß sechzehn Jahre nach seinem Tode, 1835, bei der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei Kulm der Name des Herzogs Eugen nicht genannt wurde? — oder daß, noch ein paar Jahre später, als der Kaiser Nicolaus auf den Feldern von Borodinó eine große, feierliche Heerschau hielt, der geschmeidige General Danilewsky nicht gerathen fand, in der Beschreibung der Schlacht, die er unter die Anwesenden vertheilte, des Herzogs auch nur zu erwähnen?

Eine Zeit, welche die Völker in so tief gehender Weise aufregt, wie die Jahre von 1812 bis 1815, und ihre Kräfte in solchem Umfang in Anspruch nimmt, setzt natürlich Persönlichkeiten von sehr verschiedenem Gehalt und Werth in Bewegung, und diese bunte Verschiedenheit der handelnden Individuen spiegelt sich dann auch natürlich in der Literatur, welche die Ereignisse einer solchen Zeit zu schildern bemüht ist, — zumal in der Memoiren-Literatur.

So stellt sich neben den Herzog Eugen von Württemberg Sir Robert Wilson, eine eigenthümliche Erscheinung; ein Mann, der ohnstreitig zu mancherlei zu gebrauchen war, dem aber nicht wenig von einem abenteuernden Glücksritter anklebte. Der Gegensatz könnte nicht greller sein. Während der Herzog, der sich in der That eines bedeutenden Antheils an den Ereignissen rühmen durfte, in allem, was er dem Druck bestimmt hat, stets in der glimpflichsten Weise zu erklären sucht, daß offiziell so wenig von ihm die Rede war, hat Sir Robert's Schriftstellerei recht eigentlich die Bestimmung seine Person, seine Thaten, seine Verdienste in das allerglänzendste Licht zu stellen und — βοὴν ἀγαθός — so geräuschvoll als möglich über erlittenes Unrecht zu klagen.

Es kömmt noch ein anderer Umstand hinzu, der seine Mittheilungen nur mit großer Vorsicht für die Geschichte zu benutzen gestattet. Sir Robert, der schon früher Feldzüge im Verein mit der österreichischen Armee gemacht hatte, verfiel nämlich im Jahr 1813 ganz dem Einfluß des Schwarzenbergischen Hauptquartiers und wurde

vielfach benutzt, um alle gewundenen Gänge der österreichischen Politik, die schüchternen, kleinmüthigen Entwürfe des österreichischen Hauptquartiers dem Kaiser Alexander als höchste strategische Weisheit annehmbar zu machen. Namentlich hatte Wilson, wie wir aus seinen eigenen Tagebüchern ersehen, sich im Sinn der Herren, die in Schwarzenberg's Namen eigentlich die militärischen Dinge leiteten, Langenau's und Duka's, bemüht, es bei dem russischen Kaiser dahin zu bringen, daß man im October 1813 Napoleon von Leipzig weg zu manoeuvriren suche, anstatt ihn dort zur entscheidenden Völkerschlacht herauszufordern; und eben so ließ er sich im Spätherbst desselben Jahrs zu Frankfurt a. M. dazu gebrauchen, den Zug über den Rhein, in das Innere Frankreichs, der von Gneisenau vorgeschlagen wurde, als die verderblichste aller Thorheiten zu schildern. So wurde der Mann zu einer Zeit, wo es auch sonst an Schwierigkeiten aller Art nicht fehlte, in unheilvoller Weise beschwerlich. Man mußte daran denken ihn zu beseitigen, wendete sich deshalb an den Grafen Münster und nahm dessen Einfluß bei der englischen Regierung in Anspruch. Wirklich wurde Sir Robert zu seinem sehr entschiedenen Mißfallen zu der österreichischen Armee in Italien versetzt — und dadurch in seinen persönlichen Interessen verletzt, spricht er den Unmuth gegen seine Widersacher in einer Weise aus, die genauer betrachtet auch in seinem eigenen Interesse nichts weniger als klug ist.

So erzählt Sir Robert von seinem Abschiedsbesuch bei dem Kaiser Alexander und den schmeichelhaften Dingen, welche dieser ihm bei der Gelegenheit sagte, um sich darauf in folgendem Bericht zu ergehen:

„Es fand darauf ein Gespräch über ein gewisses Individuum statt, sowie über ein zweites, das, wie ich zufällig entdeckte, nach England geschrieben hatte, um meine Entfernung aus dem russischen Hauptquartier zu bewirken."

„Was dieses Individuum gegen mich geltend machte, war, daß ich zu dem Waffenstillstand" — von Poischwitz — „gerathen hatte und zum Frieden für den Fall, daß Oesterreich dem Bunde nicht beitrat."

„Da der Mann preußischer Unterthan ist, gedachte ich der Sache gegen den König, der sagte: „„dem Waffenstillstand verdanke ich meinen Thron, und was gedachten Mann betrifft, so ist er ein bös-

artiges, intrigantes Weſen (a mischievous, meddling being), das beſtändiger Ueberwachung bedarf."" — Der König fuhr dann fort und ſagte mir, daß er ſeine Meinung durch ſeinen Geſandten werde ausſprechen laſſen, doch, meiner Bitte gemäß, ohne Namen zu nennen."

„Von dieſem ſelben Mann ſagte nun der Kaiſer: „„Er iſt ein Mann von ausſchweifender, erhitzter Einbildungskraft und ſehr leidenſchaftlich. Zwei oder dreimal ſchon hätte er beinahe unſere Beziehungen zu dem Kronprinzen (von Schweden — Bernadotte) zu Grunde gerichtet. Er iſt ein Agent des hannöverſchen Intereſſes. Seine Verbindungen mit dem Grafen Münſter, eben durch den Brief dargethan, in dem er Sie verklagt, beweiſen, daß er in ſolchen Verhältniſſen ſteht. Er muß überwacht werden. Es trifft ſich glücklich, daß er einen König hat, der Urtheil und Vorſicht genug beſitzt, um ſeinen Charakter richtig zu würdigen und ihn zu beobachten.""

„Von demſelben Mann redend, erklärte der Fürſt Schwarzenberg gegen mich, daß er ſehr beſtimmte Gründe habe ihm zu mißtrauen; daß ihm — dem Fürſten — längſt offenbar geworden ſei, wie dieſer Mann unter dem Einfluß einer, dem allgemeinen Intereſſe fremden, Politik ſtehe, — und General Radetzky ſagte mir, noch ehe er um das wußte, was jetzt dem Mann zur Laſt fiel: „„Ich habe ſo und ſo einen Plan zugeſendet erhalten und ſo und ſo ein Geſpräch gehabt — aber ich ſage dem Fürſten (Schwarzenberg), daß der Mann da nicht nach ſeiner Ueberzeugung Rath giebt, ſondern wie das Intereſſe ſeiner Finanzen gebietet (by the necessities of his purse). — Ich bin überzeugt, daß er ein mauvais sujet iſt und in fremdem Sold ſteht.""

Erräth man wohl, wer gemeint iſt?

„Ich nenne nun meinen Ankläger," fährt Sir Robert fort, — „Gneiſenau, ein fähiger Offizier, aber ſolch ein Menſch, wie ich ihn beſchrieben habe, und der dem Grafen Münſter in dem angegebenen Sinn geſchrieben hatte, weil er wußte, daß ich ein redlicher Freund der Verbündeten ſei und ein unbeſtechlicher Diener des Staats."

„Es giebt keine Entſchuldigung für eine Regierung, die einem ſolchen käuflichen Menſchen (such a mercenary) auf ſein bloßes Wort Glauben beimißt. Niemand iſt ſicher, wenn ſolcherlei Agenten als Autoritäten geachtet werden, deren Zeugniß genügt um zu verurtheilen!"

Sollte man es glauben, daß irgend ein Herausgeber, besonders wenn er, wie hier der Fall ist, ein naher Verwandter Wilson's ist — dumm genug sein konnte dergleichen drucken zu lassen?

Uebrigens beschränkt sich Sir Robert's Zorn nicht auf Gneisenau; die gesammte preußische Armee, ganz Preußen muß es entgelten, und die Darstellung der Feldzüge 1813 und 1814 gewinnt dadurch in seinen Tagebüchern eine gar eigenthümliche Färbung. Während die allgemein anerkannte, ausgezeichnete Tapferkeit der Russen in beinahe etwas zu überschwenglicher Weise wiederholt gepriesen wird; während er die Heldenhaftigkeit des österreichischen Heers, von dem man doch zur Zeit, in Folge seiner mangelhaften und übereilten Organisation, außerordentliches um so weniger erwarten durfte, als man unter Metternich's Leitung in Oesterreich den „Geist" selbst in der Noth nicht anrufen wollte, mit den glühendsten Farben zu schildern weiß und sogar dem Kronprinzen Bernadotte Ruhmeskränze windet — hat sich die preußische Armee seinen Berichten zufolge im Jahr 1813 überall sehr schlecht geschlagen. Hin und wieder zwar nicht ohne Tapferkeit, aber doch immer in so ungeschickter Weise, daß nichts gescheidtes dabei herauskommen konnte.

Zwar, die Leute seien nicht geradezu unbrauchbar, meint Sir Robert, es ließen sich am Ende wohl auch aus ihnen ganz gute Soldaten bilden, wie aus den Portugiesen; nur müßte man hier wie dort dieselben Mittel anwenden; man müßte den preußischen Rekruten englische Offiziere zu Führern geben, denn das preußische Offizier-Corps sei ein für allemal gar zu schlecht, von dem sei nichts zu erwarten.

Auch von anderen hervorragenden Männern preußischer Zunge erwartet Sir Robert Wilson dann noch insbesondere das allerschlimmste, eben wie von Gneisenau.

So berichtet er, wie er nach der Schlacht bei Leipzig die herzogliche Familie in dem Schloß zu Gotha besucht habe, zu der ein Engländer, Morrison, auch dem General bekannt, in freundschaftlichen Beziehungen stand. Das Schloß gefällt ihm ungemein, und er fühlt sich am Ende zu folgendem, ungemein treffend empfundenen Stoßseufzer hingerissen: „Ich hoffe im Interesse seiner" — Morrison's — „Freunde, daß der Minister Stein nicht herkömmt. Denn ich bin gewiß, dem würden die Finger jucken bei dem Anblick allen Glanzes dieses herzoglichen Eigenthums!"

Man denke sich den großartigen Freiherrn von Stein Beute machend bei der Plünderung eines reich möblirten Schlosses!

Seltsam genug, wenn im österreichischen Hauptquartier, dessen Vertrauter und treuer Diener General Wilson damals allerdings war die großgesinnten Männer, die Metternich's Politik am entschiedensten hindernd im Wege standen, in solcher Weise besprochen und beurtheilt wurden!

Doch wir kehren zu der Geschichte des Feldzugs 1812 zurück, die uns hier zunächst beschäftigt, und bemerken, daß in Beziehung auf diesen ein doppelter Bericht Sir Robert's vorliegt.

Einmal in seinen Tagebüchern, die trotz aller Schwächen und einiger Nachbesserungen, die man darin zu bemerken glaubt, nicht ganz ohne Werth sind, da sie im Wesentlichen den Eindruck der Ereignisse so wiederspiegeln, wie der Augenblick der That sie brachte — und nebenher manche brauchbare Notiz bringen, die zur Zeit im Hauptquartier umlief. Das zweite Werk dagegen, die methodische Darstellung des Feldzugs, ist nicht mehr als eine sehr dürftige und obenhin gearbeitete Compilation, in die kein künftiger Geschichtschreiber jener Zeiten auch nur einen Blick zu werfen braucht, denn er könnte nichts daraus schöpfen, als ein paar Erzählungen von sehr zweifelhafter Zuverlässigkeit, die zu des Verfassers eigener Verherrlichung eingeflochten sind.

Die Correspondenz Joseph de Maistre's kann natürlich nur die allgemeinen Eindrücke wiedergeben, die der bedeutende, wenn auch in mancher Beziehung befangene Mann, dem Schauplatz der eigentlichen kriegerischen Thätigkeit fern, in der Hauptstadt des russischen Reichs empfing, den Geist, der dort herrschte, die Stimmung, welche dort die wechselvollen Ereignisse hervorriefen.

So bleiben denn in der That nur zwei Werke von entschiedener Bedeutung in eingehender Weise zu besprechen: die Werke von Bogdanowitsch und Smitt.

Das erstere müssen wir in jeder Beziehung als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnen — und namentlich, nicht zum wenigsten, schon deshalb, weil es „auf allerhöchsten Befehl" geschrieben ist! — War doch auch das Werk des Generals Danilewsky — im Jahr 1839 — auf Befehl des damaligen Kaisers, Nicolaus I., geschrieben; — wie jetzt dem General Bogdanowitsch waren damals dem

General Danilewsky alle Archive des Reichs geöffnet, alle Hülfsquellen zur Verfügung gestellt, — und welch' ein Unterschied zwischen beiden! — Danilewsky sehen wir stets bemüht die Wahrheit zu verleugnen und gegen besseres Wissen mit redseliger Unredlichkeit ein phantastisches Ruhmesbild an ihre Stelle zu setzen — einen dreist ersonnenen Mythus an die Stelle der Geschichte. Wir sehen ihn bemüht nicht nur dem National-Bewußtsein der Russen im Allgemeinen zu schmeicheln — sondern auch den geflissentlich beobachteten persönlichen Exerzier- und Parade-Liebhabereien des Kaisers Nicolaus; bemüht der Eitelkeit und dem Interesse dieses und jenes zur Zeit Mächtigen zu dienen; gewisse begünstigte Persönlichkeiten zu verherrlichen, theils weil sich annehmen ließ, das National-Gefühl werde gern und mit Befriedigung Helden in ihnen erkennen, theils weil sie zur Zeit noch lebten und bedeutenden Einfluß übten, — und andere dagegen, von denen nichts zu erwarten war, für die kein mächtiger Mann von Einfluß einstand — besonders wenn sie Deutsche waren, in sehr unehrenhafter Weise zu schmähen, wie Barclay, oder ganz mit Stillschweigen zu übergehen, wie Toll. Daneben eine gemachte, unwahre Begeisterung, eine seltsam rohe National-Ueberhebung, eine Verachtung alles Fremden, die der auf der Universität Göttingen gebildete Danilewsky natürlich weit weniger empfand, als deshalb affectirte, weil das der Ton war, den der Kaiser Nicolaus angab. — Bei Bogdanowitsch dagegen tritt uns unverkennbar das redliche Streben nach Wahrheit entgegen, und die Ereignisse sind, ohne alle verkehrte Ruhmredigkeit, in schlichter, ernster Weise erzählt.

Leute wie Danilewsky, deren geschmeidige Dienstfertigkeit stets den leisesten Winken des gebietenden Herren vorauseilt und selbst die nicht ausgesprochenen Befehle zu erfüllen strebt, pflegen über das Ziel hinaus zu gehen und mehr zu thun, als streng genommen nöthig wäre, um den Zweck zu erreichen; — und so hat denn auch wohl Danilewsky in seinem Feuereifer mehr gethan, als unerläßlich war. Er hätte sich vielleicht nicht in so ganz überschwenglichen Schilderungen zu ergehen brauchen, um seinen Kaiser zu befriedigen. Doch, wie sie nun einmal beschaffen war, fand die Art von Schriftstellerei, die er trieb, den Beifall des Monarchen, und der General wurde mit Ehren, Ordensbändern und Geld überhäuft. Im großen Publikum freilich, zur Ehre Rußland's sei es gesagt, trugen diese Werke dem

General Danilewsky eine ziemlich allgemeine Geringschätzung ein, was vielleicht damit zusammenhing, daß man einerseits von dem herrschenden Regierungs-System, welches der General mittelbar verherrlichte, weder ganz allgemein noch ganz unbedingt erbaut war — andererseits aber viele der mit einer Strahlen-Krone des Ruhms umgebenen Persönlichkeiten nur allzu genau kennen gelernt hatte!

Nehmen wir Buturlin's zur Zeit Alexander's I. (1824) geschriebenes Werk hinzu, so tritt uns in gewissem Sinn in der wieder und wieder bearbeiteten Geschichte des Jahres 1812 der Geist, der während dreier verschiedenen Regierungen in den Regierungskreisen herrschend war, in schriftlichen Urkunden niedergelegt entgegen. Zuerst die etwas oberflächliche Eleganz der Darstellung, die uns den Schein für das Wesen bietet und alle Schwierigkeiten und Schwächen mit Stillschweigen übergeht; — dann der maßlose Anspruch, der mit kühner Zuversicht ein auf falscher Grundlage ruhendes Staatswesen, das nach falschen Zielen strebt, für das herrlichste und kräftigste aller Jahrhunderte ausgiebt, am liebsten ganz Europa diesem Staatswesen assimiliren möchte und sich wenigstens in einzelnen stolzen Augenblicken einer solchen Aufgabe gewachsen glaubt — und zuletzt das ermäßigte, besonnene Bewußtsein und das redliche Streben nach einfacher Wahrheit.

Das neueste Werk des rühmlich bekannten Herrn v. Smitt zu besprechen, setzt uns, offenherzig gestanden, einigermaßen in Verlegenheit, — denn der Verfasser dieser Blätter hat in gewissem Sinn ein persönliches Verhältniß zu diesem Werk und sieht sich demgemäß auch genöthigt, hier in erster Person zu sprechen. — Herr v. Smitt gedenkt nämlich meiner verschiedentlich im Lauf seines Werkes, und namentlich gleich in der kurzen Vorrede, in Beziehung auf die ausführliche Kritik, in der er Danilewsky's Geschichte des Jahres 1812 bespricht. Er bemerkt nämlich, diese Kritik sei schon im Jahr 1840 geschrieben und mir mitgetheilt worden; er erwähne dieses Umstandes nur, damit man nicht glaube, daß „die gleichlautenden Gedanken und Stellen" in seinem Aufsatze aus meinem Leben des Grafen Toll entlehnt seien.

Wahrscheinlich beziehen sich diese Andeutungen vorzugsweise auf meine und seine Bemerkungen über die verschiedenen Gefechte, die während Napoleon's Rückzug bei Krasnoi stattfanden und, mit größe-

rer Energie geführt, das Geschick des französischen Imperators wohl schon früher vollenden konnten als geschah. In wiefern diese Bemerkungen treffend sind oder nicht, darüber steht mir, wie die Sache jetzt liegt, ein Urtheil nicht zu; — aber jedenfalls kann davon nicht die Rede sein, daß Herr v. Smitt sie etwa aus meinem Werk entlehnt hätte. Weit eher ließe sich annehmen, daß ich hier zu ihm in dem Verhältniß des Schülers zum Meister stehe; — und hält man sich wirklich durch die vorliegenden Urkunden zu einer solchen Folgerung veranlaßt, so sehe ich darin durchaus nichts, was mich verletzen, was ich nicht gern einräumen könnte, denn:

„— was man ist, das blieb man anderen schuldig!"

und in diesem Falle hätte sich doch wahrlich der Schüler seines Meisters nicht zu schämen!

Allerdings aber hoffe ich, daß man in meinen Bemerkungen über die Gefechte bei Krasnoi etwas Erlerntes, nicht etwas blos Geborgtes erkennen wird. Denn wer „das Leben Toll's" seiner Aufmerksamkeit werth hält, dem wird wohl nicht entgehen, daß die gedachten Bemerkungen über die Gefechte bei Krasnoi nicht vereinzelt darin stehn; er wird vielmehr gerade hier den Punkt erkennen, von welchem der leitende Gedanke ausgeht, der sich durch die Darstellung der folgenden Feldzüge, 1813 und 1814, bestimmend hinzieht.

Es ist nämlich meine Ueberzeugung, daß die Versäumnisse bei Krasnoi von weit reichender, weltgeschichtlicher Bedeutung sind. Napoleon's Macht konnte, während seines entsetzlichen Rückzugs, bei größerer Entschlossenheit der Russen in solcher Weise vernichtet werden, daß ihm wenigstens nicht die Möglichkeit blieb, sich noch ein Jahr lang im Herzen Deutschlands zu behaupten — daß sein fernerer Widerstand überhaupt auf ein weitaus geringeres Maaß zurückgeführt wurde. Anstatt dessen rettete Napoleon aus dem furchtbaren Schiffbruch eine sehr namhafte Zahl von Offizieren und Unteroffizieren, d. h. die Mittel ein neues Heer zu schaffen — während die russische Armee, den Anstrengungen der Verfolgung unterliegend, in einem früher nicht gehörig beachteten Umfang zu Grunde ging. Rußland erschien an den Grenzen Deutschlands nur mit den schwachen Trümmern eines Heeres, und die gesammten Zustände des weitläuftigen, dünn bevölkerten, armen Reichs brachten es mit sich, daß diese Trümmer nur mit großer Mühe und nicht in der kürzesten Zeit zu einem

neuen Heer ergänzt werden konnten. Die Folge war, daß sich Rußland zu Ende des Jahres 1812 trotz des ungeheueren, unerhörten Erfolges — sofern es auf sich selbst allein angewiesen blieb — doch eigentlich in einer vielfach mißlichen Lage befand. Weit entfernt Europa, namentlich Deutschland und insbesondere Preußen „befreien" zu können, wie die augenblickliche Begeisterung der Zeitgenossen wähnte und seither mit feiner Berechnung und diplomatischem Geschick als Rußlands wirklich vollbrachte That geltend gemacht worden ist, war Rußland in Wahrheit vollkommen außer Stande sich durch eigene Macht allein im Besitz der gewonnenen Vortheile, im Besitz Polens zu behaupten. Der Kaiser Alexander bedurfte unbedingt, im Interesse seines eigenen Reichs, der Hülfe Preußens und Oesterreichs, und er wußte das sehr wohl; daß er — und zwar in leidenschaftlich zu nennender Weise — nach einem Bündniß mit den beiden deutschen Mächten strebte, hatte wahrlich seinen Grund nicht in einer phantastischen, opferfreudigen Ritterlichkeit, — durch die der Beherrscher eines großen Reichs auch wohl nicht sein Thun und Lassen bestimmen lassen darf.

Oesterreich war nicht sofort zu gewinnen — und so zeigten sich im Frühjahr 1813 die Folgen der Versäumnisse von Krasnoi zunächst darin, daß Rußland, nach einem kurzen Feldzug an der Elbe und in Schlesien, sich genöthigt glaubte, die letzten Trümmer seines Heers durch einen eiligen Rückzug an die Weichsel zu retten, den neuen Verbündeten aber, Preußen, allein der unermeßlichen Ueberlegenheit Napoleon's gegenüber seinem Schicksal zu überlassen. Das wäre geschehen, wenn nicht Napoleon den verhängnißvollen Fehler beging, den Waffenstillstand zu Poischwitz zu schließen.

Die gewichtigste Folge aber war, daß auch nach dem Waffenstillstand, im Herbst 1813, trotz der heroischen Anstrengungen Preußens, da die Herstellung des russischen Heers nur sehr unvollständig gelang, die vereinigte Macht Rußlands und Preußens den Heerschaaren Napoleon's an Zahl bei Weitem nicht gleich kam. Deshalb wurde das Bündniß mit Oesterreich unbedingt nothwendig erachtet, und da Metternich seine Bedingungen zu stellen wußte, da es erkauft werden mußte, führte, was bei Krasnoi und sonst in Rußland verfehlt war, als letztes Ergebniß dahin, daß Oesterreich Herr der Situation wurde und das politische System Metternich's und seines Kaisers das maß-

gebende. Man mußte den kühnen Planen für die Regeneration Deutschlands entsagen, die das Manifest von Kalisch angekündigt hatte, um in die Wege derjenigen Politik einzulenken, die das Dasein der Nationen ignorirte und nur das der Cabinette anerkannte. Bis heute krankt Europa an den Folgen.

Haben wir beide — Herr v. Smitt und ich selbst — nun auch über die Begebenheiten bei Krasnoi ein und dasselbe gesagt, so zweifle ich doch, daß diese Bemerkungen für ihn der Ausgangspunkt derselben Gedankenreihe geworden sind wie für mich. Schon seine Pietät für Rußland — die allerdings dem russischen Unterthan und Beamten gar wohl ansteht — ließ ihm wahrscheinlich die Dinge nicht ganz in demselben Licht erscheinen.

Mit diesen Bemerkungen sind aber meine persönlichen Beziehungen zu dem Buch noch nicht erschöpft. Herr v. Smitt erzählt einleitend, wie seine ausführliche Kritik des Danilewsky'schen Werks entstanden ist. Danilewsky bewarb sich, als seine Geschichte des Feldzugs 1812 erschienen war, wie er schon früher ein paar Mal mit Erfolg gethan hatte, um einen der Demidowschen Preise, welche die Petersburger Akademie der Wissenschaften zu vergeben hat. — „Da reichte der Akademiker Krug eine Kritik des Werks, die er von einem General, der ungenannt bleiben wollte, erhalten hatte, zum beliebigen Gebrauch der Akademie ein. Die Kritik war sehr scharf, schlagend und durchaus zum Nachtheil des Danilewsky'schen Werks." — Doch war es auch für die Akademie nicht ganz leicht das Werk eines Geschichtschreibers zu verwerfen, den der Kaiser Nikolaus mit so vieler Absicht und Ostentation unter seinen besonderen Schutz genommen hatte. Es wurde geltend gemacht, daß die Kritik sich fast ausschließlich auf die militairische Darstellung beziehe, Anderes, namentlich die nationale Erhebung Rußlands, nicht umfassend genug berücksichtige — und nach vielfachem Hin- und Herreden beschloß die Akademie sowohl das Danilewsky'sche Werk als die Kritik einem Mann zu übersenden, dessen Autorität anerkannt war — dem Herrn v. Smitt, um sein Gutachten über beides zu erbitten. — Herr v. Smitt entwarf darauf seine gründliche Beurtheilung des vielbesprochenen Werks, in Folge welcher die Akademie dem General Danilewsky den ersehnten Preis versagte, und die in dem Werk, welches wir hier besprechen, vollständig abgedruckt nun auch in die Oeffentlichkeit gelangt. Doch

seiner Kritik ausführlicher und sorgfältiger begründet wiederholte. Gewiß wird Niemand auf die Vermuthung verfallen, daß Herr v. Smitt etwa diese Skizze der Literatur aus meinem Aufsatz entlehnt haben könnte; — auch könnte eine solche Vermuthung nur ein Lächeln hervorrufen; — die ganze literarische Laufbahn des Herrn v. Smitt — der Standpunkt, zu dem er sich im Allgemeinen erhoben hat, und von dem aus er seinen Gegenstand beherrscht, bürgen dafür, daß diese Bemerkungen durchaus sein wohlerworbenes geistiges Eigenthum sind. Das Zusammentreffen unserer Ansichten ist ein zufälliges, zu dem ich mir hier wie anderwärts Glück zu wünschen habe. — Manches andere dagegen habe ich allerdings in dem hier mitgetheilten Auszug ungern vermißt; namentlich wäre es mir lieb gewesen, wenn Herr v. Smitt, was ich über den russischen Operationsplan und über die Schlacht bei Borodinó gesagt hatte, vollständiger wiedergegeben hätte, denn mir scheint fast, als sei an manchen Stellen des Auszugs kein rechter Zusammenhang mehr zu erkennen. Doch darf ich darüber, streng genommen, ein Urtheil nicht beanspruchen. Jedenfalls aber muß ich beklagen, daß die Abschrift, nach welcher Herr v. Smitt seinen Auszug gearbeitet hat, nicht frei von Fehlern gewesen zu sein scheint. So hatte ich mich bemüht aus dem Zustand, in welchem die Armeen Barclay's und Bagration's sich bei Smolensk befanden, darzuthun, daß sie bei der Eröffnung des Feldzugs nicht so stark gewesen sein können, als Buturlin und Danilewsky vorgeben. Die Heertheile, die sich hier vereinigten, hätten nach den Angaben der genannten Schriftsteller zu Anfang des Feldzugs, am 24. Juni, eine Heeresmacht von 173,300 Mann gebildet — und zählten doch am 16. August unter den Mauern von Smolensk nur 120,000 Mann in Reihe und Glied; abgesehen von dem Verlust in den Gefechten, der auf etwa 7000 Mann berechnet werden kann, hätte demnach die russische Armee in dieser kurzen Zeit — was wohl nicht denkbar ist — nicht weniger als 46,000 Mann anderweitig — durch Krankheiten, Desertion u. s. w. verloren; „also" läßt mich Herr v. Smitt sagen „6 Mann auf 1000, fast eben so viel wie die französische Armee, die 8 Mann auf 1000 verlor". — Eine hinzugefügte Bemerkung besagt: „Hier scheint ein bedeutender Irrthum: 6 Mann von 1000 oder 8 von 1000 wären sehr geringe Verluste" — die Gesammtzahl des angeblichen Verlustes betrage ¹/₄

der russischen Armee, 250 von 1000, von der französischen sei bekannt, daß sie ⅓ ihrer Mannschaft verloren habe u. s. w. „Wie gesagt, es steckt hier irgend ein Versehen dahinter, welches wir nicht zu enträthseln vermögen."

Die Stelle ist allerdings, wie sie da steht, unverständlich, ja sinnlos geworden — aber doch nur, weil das Wörtchen „täglich" ausgefallen ist. Von einem Verlust von „täglich" 6 und 8 Mann vom Tausend ist die Rede, denn es kam hier darauf an den Verlust nachzuweisen, den die Friction in der Maschine — in der Heeresmacht — selbst herbeiführt und zu zeigen, in welchem Maaße er sich von Tag zu Tage geltend machte oder bei dem russischen Heer hätte geltend machen müssen, wenn die damals vorliegenden Angaben richtig sein sollten. — (Beiläufig bemerken wir noch, daß wir Herrn v. Smitt nicht beistimmen können, wenn er meint, die dort angestellte Berechnung sei in einer Beziehung nicht ganz richtig. Die 10,200 Mann Reserve-Truppen, die bei Drissa zum Heere stießen, seien nämlich nicht der Hauptarmee, sondern dem abgesonderten Heertheil Wittgenstein's überwiesen. Das ist allerdings in Beziehung auf einen Theil dieser Truppen richtig: dieser Theil aber ist in den 25,000 Mann schon inbegriffen, die wir als Gesammtzahl des Wittgenstein'schen Heertheils von der ganzen Masse abgerechnet haben. Auch Bogdanowitsch bezeugt — S. 321 bis 324 — daß Wittgenstein erst durch diese Verstärkungen 25,000 Mann stark wurde. Unsere Rechnung war also richtig.)

„Zur politischen und militairischen Geschichte des Jahres 1812" bringt alsdann Herr v. Smitt zunächst eine Darstellung der vorangehenden Verhältnisse; er spricht von dem Frieden zu Tilsit — dem Congreß zu Erfurt — dem Continental-System — der wachsenden Spannung zwischen Alexander und Napoleon — und den Vorbereitungen zum Kriege — aber ohne über das Alles etwas wesentlich Neues beizubringen. Einiges, das wir für vorzugsweise wichtig halten möchten, für besonders geeignet, Personen und Ereignisse in ihrem wahren Licht zu zeigen, ist im Gegentheil, wie geflissentlich, mit Stillschweigen übergangen. So erwähnt Herr v. Smitt namentlich dessen nicht, daß Alexander, der bekanntlich den Bourbons sehr abhold war, dem Kronprinzen von Schweden — Bernadotte — die Krone Frankreichs lockend in der Ferne zeigte, um ihn zu gewinnen.

Und doch ist dieser Zug sehr charakteristisch. Er zeigt, daß Alexander schon vor dem Beginn des Kampfes die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dieser Kampf schließlich zu dem Sturz Napoleon's führen müsse, wenn er nicht mit der Unterwerfung Rußlands enden sollte.

Rußlands Friede mit der Türkei war noch nicht geschlossen, als der Krieg mit Napoleon bereits in nächster Nähe drohte. Lange Zeit vergebens forderte Alexander seinen Bevollmächtigten Kutusow auf, den Abschluß zu beschleunigen. Herr v. Smitt sagt uns nicht, daß Kutusow im Gegentheil die Unterhandlungen in der Schwebe erhielt, weil er den geheimen Weisungen des Kanzlers Rumänzow folgte, und daß dieser, durchaus französisch gesinnt, die Weltlage in kleinlichster Weise verkennend, bis zum letzten Augenblick in dem Wahn lebte, es werde nicht zum Kriege mit Napoleon kommen; man werde ein Abkommen finden und könne dann sofort die Vergrößerungsplane an der Donau wieder aufnehmen. Dennoch sah sich der Kaiser genöthigt, diesen selben Kutusow, den er im Allgemeinen gering achtete, über den er sich im Kreise seiner Vertrauten in sehr wegwerfender Weise äußerte, und über den er nun noch insbesondere erbittert war, kaum ein paar Monate später an die Spitze seiner Heere zu stellen. Daß er sich dazu nicht leicht und nicht gern entschloß, bedarf keiner Erklärung. Wie gewaltig mußte der Kaiser Alexander den Druck der öffentlichen Meinung — und die durch eine allgemeine Aufregung für den Augenblick gar sehr gesteigerte Macht der Nationalen, der altrussischen Partei empfinden, daß er es dennoch that!

Vorzugsweise aber beschäftigt sich Herr v. Smitt mit einer Streitfrage, von der wir, aufrichtig gestanden, glaubten, daß sie gar keine Streitfrage mehr sei.

Es handelt sich um den Operations-Plan der Russen; Herr v. Smitt bemüht sich darzuthun, daß auf Seiten der Russen der Rückzug bis tief in das Innere des weiten Reichs Plan und daß dabei der Gedanke maßgebend gewesen sei, dasjenige Element der Rußland zu Gebote stehenden Mittel zur Geltung zu bringen, das zuletzt wirklich die Entscheidung brachte, nämlich den weiten Raum, in dem die Macht des Angriffs zuletzt erlahmen und sich gleichsam verlieren mußte.

Uns hat seine Darstellung nicht überzeugt, und Alles, was Herr v. Smitt als Beweis beibringt, genügt auch, wie wir glauben, nicht, um seiner Ansicht Bürgerrecht in der Geschichte zu verschaffen.

Es sei vergönnt hier in der Kürze zu wiederholen, was wir in Beziehung auf die allgemeinen Verhältnisse und den russischen Operationsplan als festgestellt betrachten durften. Es ist das zum Verständniß nöthig.

Rußland hatte im Jahre 1812, zum entscheidenden Kampf mit Napoleon, an der Westgrenze des Reichs eine Heeresmacht zusammen gebracht, die — in drei Armeen getheilt — von den Kosackenschwärmen abgesehen — nicht mehr als 175,000 Mann zählte. Wir hatten in dem Leben Toll's diese Zahl nach den zerstreuten und etwas dürftigen Angaben ermittelt, die unter den damals vorliegenden allein als zuverlässig gelten konnten; jetzt wird genau dieselbe Zahl durch Bogdanowitsch aus den Acten der Archive urkundlich bestätigt, — nur daß, wie sich ergiebt, die Hauptarmee unter Barclay um ein paar tausend Mann schwächer war als wir annahmen — und die Observations-Armee unter Tormassow etwas stärker.

Hatte man auch nun in Alexander's Cabinet so wenig als in Barclay's Hauptquartier eine richtige Vorstellung von der ungeheuren Uebermacht, mit der Napoleon heranrückte, so sagten sich doch wenigstens die besonneneren unter den Rathgebern des russischen Kaisers, daß man, als die entschieden schwächere Partei, durch die allgemeinen Verhältnisse auf die Vertheidigung angewiesen sei.

Im Wesen der Vertheidigung aber liegt es, daß man die Entscheidung im blutigen Kampfe nicht sofort, nicht in den ersten Tagen des Feldzugs herausfordert und nicht an der Schwelle des Landes, das man zu vertheidigen denkt. Die nothwendige Bedingung aller und jeder Vertheidigung ist, daß man im Gegentheil die Entscheidung hinzuhalten sucht, bis die Macht irgend eines wirkenden Prinzips, auf dessen näheren oder entfernteren Einfluß man rechnet, eine günstige Wendung in den allgemeinen Verhältnissen herbeigeführt hat und den Sieg im endlichen Kampf hoffen läßt. Daß man dem Feinde, der seinerseits die sofortige Entscheidung sucht, zunächst ausweicht und mehr oder weniger Boden räumt, liegt ganz allgemein in der Natur der Sache und ist kaum zu vermeiden, wenn der unternehmende Gegner wirklich die Entscheidung sucht.

In jedem einzelnen concreten Fall fragt sich dann, auf welchen möglichen Factor des strategischen Calcüls man rechnet, um die gehoffte günstige Wendung der allgemeinen Verhältnisse herbeizuführen,

von welchen mitwirkenden Mächten man sie erwartet — und in der Antwort auf diese Frage liegt dann der leitende Gedanke des Operationsplans; in ihr ist das eigentliche Wesen desselben ausgesprochen.

In Rußland konnte, wie gesagt, der weite Raum als hauptsächlicher Factor der Entscheidung zu Hülfe genommen werden; man konnte darauf rechnen, daß die Macht des Angriffs sich zuletzt im Raum erschöpfen müsse. — Aber dazu gehörte, daß man sich von Anfang an entschloß, große gewaltige Landstrecken aufzuopfern und preis zu geben, und dem Feinde bis tief in das Herz des Reichs hinein auszuweichen, — so weit, daß zuletzt für den Gegner die Möglichkeit zu folgen aufhörte; daß die Spitze der feindlichen Heeresmacht, durch die unvermeidlichen Verluste, welche die tägliche Friction in der Kriegsmaschine herbeiführt, und die zur Deckung übermäßig verlängerter Verbindungslinien verwendeten Truppen geschwächt, den Streitkräften Rußlands zuletzt nicht mehr gewachsen war. — Das Kriterium, nach dem wir zu beurtheilen haben, ob in einem zu Anfang des Feldzugs verfügten längeren oder kürzeren Rückzug gerade dieser leitende Gedanke maßgebend gewesen ist oder nicht, liegt, wie schon Clausewitz sehr treffend bemerkt, in dem Maßstab, nach dem er angelegt und zugeschnitten war. Wir würden einem Irrthum verfallen, wenn wir diesen leitenden Gedanken in jedem beliebigen Rückzug zu erkennen glaubten, der nur ein paar Märsche weit von der Grenze rückwärts führt, etwa bis in eine feste verschanzte Stellung, in der man dem Feinde mit Erfolg Stand zu halten hofft; wo man denn auf ganz andere Factoren des Erfolgs, auf ganz andere mitwirkende Mächte rechnet, als z. B. eben auf die Festigkeit der Stellung und der Schanzen selbst, auf sogenannte Diversionen, die von entsendeten Heertheilen im Rücken des Feindes ausgeführt werden sollen und dergleichen.

Der Gedanke nun, den Raum an sich als ein Mittel des Widerstandes zu Hülfe zu nehmen, in ihm den Factor zu suchen, der die Verschiedenheit der beiderseitigen Streitkräfte ausgleichen könne, — der blieb dem Kaiser Alexander und seinem Rathe im Jahr 1812 fremd. — General Phull, der den Operationsplan ausarbeiten sollte, war allen neueren Erfahrungen, dem Gang der Weltgeschichte und den veränderten Bedingungen des Handelns fremd geblieben; in todte

Abstractionen verloren, war sein Geist ausschließlich mit Julius Cäsar und Friedrich dem Großen beschäftigt — seine Vorstellungen gingen nicht über den siebenjährigen Krieg hinaus. Ihm schwebte nichts weiteres vor als das verschanzte Lager bei Bunzelwitz, in welchem Friedrich II., auf die nahe Festung Schweidnitz gestützt, eine Zeit lang mit Erfolg Stand hielt, — und ein Vertheidigungskrieg, wie er ihn sich seltsam genug aus geträumten Erfahrungen des siebenjährigen Kriegs abgeleitet hatte. Der Krieg sollte diesem System gemäß mit getheilten Kräften, vermöge zweier von einander unabhängiger Heere geführt werden, von denen das Eine sich der Hauptmacht des Feindes gegenüber, in wo möglich unangreifbarer Stellung, auf eine abwartende Vertheidigung beschränkte, während das Andere mächtige Diversionen im Rücken des Feindes ausführte. So hatten, nach Phull's sehr eigenthümlichen Anschauungen, Friedrich der Große und sein Bruder Heinrich den siebenjährigen Krieg geführt.

Er dachte sich zuerst die feste Stellung, in der die erste Armee unter Barclay den Feind festen Fußes erwarten sollte, um der zweiten unter Bagration Zeit und Raum für die „Diversionen" im Rücken des Feindes zu lassen, ziemlich abstract und unbestimmt irgendwo, und fand sie dann bei Drissa, an der Düna, d. h. nicht tief im Innern des Reichs, sondern noch etwas vor der alten Grenze desselben — und nur 35 Meilen von der neuesten, wie sie 1795 und 1807 festgestellt worden war. Fünfunddreißig Meilen weit sollte demnach der Rückzug gehen; damit ist doch wahrlich dem Feinde nicht ein Raum überlassen, in dem sich die Offensivkraft eines Heers von mehr als viermalhunderttausend Mann erschöpfen konnte. Daß bei diesem Plan nicht auf den Raum als entscheidendes Machtelement gerechnet war, das liegt wohl für Jedermann zu Tage und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Phull's Plan gewann den Beifall des Kaisers Alexander, weil es eben damals dem Herzog v. Wellington gelungen war, die Franzosen unter Massena vor den verschanzten Linien von Torres Vedras aufzuhalten; weil Massena sich nicht zu dem Wagniß hatte entschließen können diese Linien anzugreifen und endlich seinen Feldzug nach Portugal als einen verfehlten aufgeben und sich nach Spanien zurückziehen mußte. Gerade so, hoffte man, werde es in Litthauen gehen; Napoleon's Macht werde sich an den Schanzen von Drissa brechen

und, durch die Diversionen, durch die Kosackenschwärme in ihrem Rücken beunruhigt, bis zur Ohnmacht erlahmen.

Weiter als bis Drissa aber reichte der Operationsplan nicht; an Operationen, die etwa über diesen Punkt hinausgehen könnten, hatte Niemand gedacht; ihre Bedingungen und möglichen Modalitäten waren so wenig der Gegenstand irgend einer Erwägung gewesen, daß man z. B. für die Befestigung von Smolensk gar nichts gethan hatte, weil man, wie Herr v. Smitt (S. 207) selbst gestehen muß, „nicht glaubte, daß die kriegerischen Operationen so tief ins Land greifen würden." Auch der neueste officielle Geschichtschreiber, Bogdanowitsch, gesteht redlich, daß der freiwillige Rückzug nur bis Drissa ging.

Als der Krieg ausbrach, wurde diesem Operationsplan gemäß verfahren, so sehr Barclay ihm widersprach, und obgleich gar manchem einflußreichen General selbst der Rückzug bis Drissa zu weit war. Das russische Heer wurde nach Drissa zurückgeführt, — und hier verkündete eine schwungvolle kaiserliche Proklamation den Kriegern, daß das Ziel des Rückzugs, daß der Punkt erreicht sei, wo man Stand halten, den Angriff des Feindes erwarten und abwehren wolle.

Aber wie das zu geschehen pflegt, wo eine bedenkliche Entscheidung näher rückt, der man nicht mit voller Zuversicht entgegen gehen kann, bald begann der Entschluß zu schwanken. Der Kaiser Alexander selbst verlor das Zutrauen zu den Schanzen von Drissa, und allgemein gewann die Ansicht Boden, daß man hier vom Feinde eingeschlossen und rettungslos erdrückt werden könnte. Daneben erwachte das Bewußtsein, daß Rußlands Heere zu schwach seien, um den Feind getrennt zum entscheidenden Kampfe herauszufordern, und demgemäß das Verlangen sich vor allen Dingen mit dem Heer unter Bagration zu vereinigen.

Der Operationsplan wurde aufgegeben, man verließ die sorgfältig gebauten Schanzen bei Drissa — und zog sich bis nach Smolensk zurück — nicht etwa, weil nunmehr der Rückzug in das Innere des Reichs Plan geworden wäre, sondern einzig und allein weil die gewünschte Vereinigung nur dort möglich war. So führte nicht der Operationsplan weiter in's Land zurück, sondern gerade umgekehrt der Umstand, daß er aufgegeben wurde, — aber ohne daß man zu einem klaren Bewußtsein von der Bedeutung des Raumes

gekommen wäre oder zu dem berechneten Entschluß sie zur Geltung zu bringen.

„Vor der Vereinigung der beiden West-Armeen unter Smolensk war ein fortgesetzter Rückzug geboten gewesen," erzählt nun auch Bogdanowitsch; „jetzt aber, nachdem dieselbe erfolgt, waren Alle in der Armee, vom General bis zum Soldaten hinab, fest davon überzeugt, daß es nun endlich zu einer Hauptschlacht kommen werde; auch Barclay de Tolly, Fürst Bagration, Yermolow und Toll hielten diese für unbedingt nothwendig und zweifelten nicht an dem Erfolg derselben". Da man immer noch im Irrthum war über das Maaß der anfänglichen Ueberlegenheit Napoleon's — und von großen Verlusten erfuhr, welche das französische Heer bereits an Kranken und Nachzüglern erlitten habe, glaubte man sich nunmehr dem Feinde gewachsen, — die Ueberlegenheit, die der Feind noch haben konnte, erachtete man durch russische Tapferkeit hinreichend ausgeglichen.

Zu Petersburg, im Rath des Kaisers Alexander, wurden die Verhältnisse nicht anders beurtheilt als in Barclay's Hauptquartier, dafür haben wir das eigene Zeugniß des Kaisers. Eigenhändig schrieb dieser seinem Feldherrn:

„Ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß, obgleich verschiedene Ursachen und Umstände bei Beginn der Operationen es nöthig machten, die Grenzen unseres Reichs aufzugeben, es mich doch bisweilen mit Kummer erfüllt hat, daß diese Rückzugsbewegung bis Smolensk fortgesetzt wurde."

„Ich erwarte mit Ungeduld die Nachricht von Ihren Offensiv-Bewegungen, die ich, Ihren Worten zufolge, jetzt schon als begonnen betrachte."

Und wirklich war hier, hauptsächlich auf Toll's Vorschlag, dem alle Generale beistimmten, ein Angriff auf das französische Heer beschlossen, das man sich in weitläuftige Quartiere auseinander gelegt dachte, so daß es möglich schien, nach einander die einzelnen Theile desselben anzugreifen und zu schlagen. — Das Unternehmen kam zu Rußlands Glück nicht zur Ausführung, weil Barclay doch kein volles Zutrauen dazu gewinnen konnte; Besorgnisse, die nicht aus den allgemeinen großen Verhältnissen hervorgingen, sondern aus der augenblicklichen Sachlage, wie er sie sich dachte, und die ihn fürchten ließen umgangen zu werden, bewogen ihn zu zaudern.

Selbst bei Smolensk angegriffen, wich dann Barclay nach dreitägigen theilweisen Kämpfen zuletzt doch wieder der entscheidenden Schlacht aus, — aber auch wieder nicht etwa im Sinn eines umfassenden Plans, auf den er sich nie beruft, um sein Verfahren zu rechtfertigen, — sondern wieder aus Gründen, die den örtlichen und augenblicklichen Verhältnissen entnommen sind — und ihn nicht weiter zurückführen sollen als bis auf das allernächste vortheilhafte Schlachtfeld. Denn was man für die endliche Entscheidung gewann durch jede neue Landstrecke, die dem Feinde überlassen wurde, darüber ist Barclay im Lauf des Feldzugs selbst so wenig jemals in das Klare gekommen als sein Kaiser; in jedem Brief an diesen wiederholt der Feldherr, daß dem weiteren Vordringen des Feindes nun durchaus Halt geboten werden müsse — verlangt größere Thätigkeit von den entsendeten Seitenheeren unter Wittgenstein und Tormassow — und betheuert, er sei fest entschlossen in der allernächsten vortheilhaften Stellung die entscheidende Schlacht anzunehmen, die dem unerwarteten, wachsenden Unheil eines feindlichen Heereszuges in das Innere ein Ende machen und den Feind zum sofortigen Rückzug gegen die Reichsgrenze hin zwingen soll.

Zu dieser Schlacht kam es freilich zunächst noch nicht, aber auch nur wieder aus Gründen, die jedem Operationsplan fern lagen. Daß Barclay auch Smolensk verließ, hatte in der ganzen Armee die leidenschaftlichste Entrüstung — unter den Generalen eine Art von Meuterei hervorgerufen, — man hielt Barclay für unfähig oder für einen Verräther, und eine mächtige Intrigue, die an seinem Sturz arbeitete, die den Kaiser mit endlosen Briefen und Klagen über ihn bestürmte, wollte es nun unter seiner Führung zu einer Schlacht nicht mehr kommen lassen; — ziemlich deutlich tritt hervor, daß man von dieser Seite kein Schlachtfeld passend finden wollte, so lange Barclay noch an der Spitze des Heeres stand. Eine Stellung nach der anderen wurde verworfen, und so oft man auch Stand halten wollte — man „taumelte rückwärts" von Einer zur Anderen, wie Clausewitz den Gang der Dinge sehr bezeichnend ausspricht, ohne umfassenden Plan — ohne jede Berechnung, die weiter gereicht hätte als eben bis auf das nächste mögliche Schlachtfeld, — bis endlich Kutusow erschien, der ausdrücklich gesendet war zu thun, was die öffentliche Meinung überlaut verlangte, jedem weiteren Rück-

zug zu wehren und die Entscheidung in der Schlacht zu fordern.

Daß nach dem blutigen Tage von Borodinó der Rückzug von Neuem fortgesetzt und selbst Moskau aufgegeben wurde, war am allerwenigsten Plan; es hatte seine sehr einfachen Gründe, die in der allernächsten Nähe lagen; man hatte eben die Schlacht verloren und sah sich nach Verlusten, die das Heer so schwer getroffen hatten, ganz außer Stande die alte Hauptstadt des Reichs noch weiter zu vertheidigen.

Zu einer früheren Zeit beurtheilte auch Herr v. Smitt den Verlauf des Feldzugs sehr richtig, den Spuren von Clausewitz folgend, ganz in diesem Sinn. Er sagt in seiner Kritik des Danilewsky'schen Werks von den Plänen Phull's: „Mit diesen kleinlichen, dem siebenjährigen Krieg entlehnten Maßregeln gedachte Phull den Sturm zu beschwören, brachte aber dadurch das russische Heer an den Rand des Untergangs. Und doch wurden diese im Anfange begangenen Fehler Ursache der Rettung. Es ist ein erhebendes Schauspiel in der Weltgeschichte, wie alles, unsere Klugheit wie unsere Fehler, dazu beitragen muß, die Zwecke der Vorsehung zu vollbringen." — „Der fehlerhafte Phull'sche Plan hatte die Trennung der beiden russischen Armeen zur Folge, und bei dem Streben, sie wieder zu vereinigen, ihr weiteres Zurückweichen." — „So wurde man, zuerst in dem Streben nach Vereinigung, bis Smolensk, dann im Suchen eines Schlachtfeldes bis Borodinó und von hier in dumpfer Verzweiflung bis Moskau geführt."

Jetzt aber glaubt Herr v. Smitt im Widerspruch mit seinen früheren Ansichten diesem Hergang gegenüber nachweisen zu können, Alles sei doch eigentlich — oder vielmehr in einem gewissen eigenthümlichen, schwer zu fassenden Sinn — wohlberechneter Plan gewesen.

Er sagt nämlich, ein jeder Operationsplan bestehe aus zwei Theilen, einem allgemeinen und einem speziellen. Der erste stelle ganz im Allgemeinen die Grundsätze fest, nach denen verfahren werden soll; — der zweite bestimme dann die wirklichen Maßregeln, die im Sinn der als maßgebend anerkannten Grundsätze verfügt und ausgeführt werden sollen.

Wir würden den allgemeinen Operationsplan doch lieber ein all-

gemeines Prinzip nennen, das der leitende Gedanke des wirklichen Operationsplans werden soll, und es kömmt alsdann darauf an, inwiefern dieser leitende Gedanke im Operationsplan thatsächlich zur Geltung gekommen und verwirklicht ist oder nicht.

Der allgemeine, vom Kaiser Alexander und seinem strategischen Rath angenommene Operationsplan war nun — versichert Herr v. Smitt — den Krieg in die Länge zu ziehen, die Entfernungen und die böse Jahreszeit zu Hülfe zu nehmen.

In dem speciellen Theil des Operationsplans — oder in dem wirklichen von Phull entworfenen Operationsplan ist freilich keine Spur davon zu entdecken, das giebt Herr v. Smitt zu, — aber dieser Plan war nach seiner Ansicht nur ein ausgearbeiteter Theil jenes allgemeinen; er war gleichsam nur ein erster Theil, ungeachtet zur Zeit Niemand eine Ahnung davon hatte, daß ein zweiter Theil, eine weitere Entwickelung im Sinn eines unausgesprochenen höheren Princips sich daran schließen könnte. Als er ungenügend befunden aufgegeben werden mußte, entwickelte sich ein zweiter specieller Operationsplan, an den früher Niemand gedacht hatte — dann ein dritter — die sich aber alle in jenem höheren Bewußtsein, das über dem Ganzen schwebte, harmonisch aneinander schlossen zu einer Gesammtheit; — nur daß man freilich in der Ausführung immerdar gestört wurde, weil ein allgemeiner Wahn immer wieder den Feind bereits erschöpft glaubte, zu einer Zeit wo seine Ueberlegenheit vielmehr noch eine unbedingt erdrückende war; weil demgemäß immer wieder das Verlangen hervortrat, man solle zum Angriff übergehn.

Da nun aber dieses leitende Princip, dieser höhere „allgemeine Operationsplan" nie und nirgends in dem hier angedeuteten umfassenden Sinn ausgesprochen worden ist, frägt sich, wo er denn eigentlich aufbewahrt wurde? — von welchem Punkt aus er seinen Einfluß geltend machte?

Herr v. Smitt findet ihn schon in vielen der Pläne, die von Berufenen und Unberufenen längere oder kürzere Zeit vor dem Ausbruch des Krieges auf allerhand Wegen an die russische Regierung eingesendet wurden — unter anderen auch in der Denkschrift Wolzogen's, die wir in dem Leben Toll's ausführlich besprochen haben. Der Gedanke scheint Herrn v. Smitt sogar in dem Grade Gemein gut geworden zu sein, daß es lächerlich ist, wenn irgend Jemand ihn

als sein besonderes Eigenthum in Anspruch nimmt. Wir gestehen, daß uns der Scharfblick fehlt, das Gesuchte in allen diesen Denkschriften zu entdecken. Keiner von diesen Planmachern spricht von einem Rückzug tief in das Innere des Landes — selbst d'Allonville nicht — und gerade das ist der Punkt, um den sich das Ganze dreht; ein Rückzug bis tief in das Innere des Landes müßte vorgeschlagen worden sein, und sogar nicht bloß vorgeschlagen, wenn wir die Ueberzeugungen des Herrn v. Smitt theilen sollen. Wir lesen in diesen Denkschriften immer nur davon, daß man der Entscheidung [illegible] ausweichen müsse, wie sich das bei der Vertheidigung von selbst versteht, daß man einen Positionen- und Chikanenkrieg führen — und nöthigenfalls, eben um der Entscheidung auszuweichen, auch Boden preisgeben müsse, so viel gerade nöthig sein mag, um eine zum voraus gewählte feste Stellung zu erreichen, von welcher die meisten der Herren verlangen, daß sie unangreifbar sei. Der verlassene Landstrich soll methodisch verwüstet werden, wie Lord Wellington in Portugal gethan hatte — und überhaupt blicken fast überall die Linien von Torres Vedras durch. — Der Umschwung zu Gunsten Rußlands wird dann von Diversionen erwartet, bei denen man zum Theil sehr weit ausholt; wie denn z. B. Volksaufstände, die man in Deutschland und Italien veranlassen will, dabei ihre Rolle [illegible]. — Die kleine Schrift von Raupach, deren Herr v. Smitt gedenkt, [illegible] den Zug des Darius gegen die Sauthen [illegible] wir wissen, nicht im Sommer 1812 erschienen, was auch schon etwas spät gewesen wäre, um auf den Operationsplan Einfluß zu üben — sondern in dem darauf folgenden Spätherbst, [illegible] Armee bereits auf dem Rückzug von Moskau [illegible]. Sie wurde allerdings in Petersburg und den Ostsee-Provinzen mit vielem Interesse gelesen, hatte aber zur Zeit durchaus nichts Peripheriches mehr an sich.

Näher auf diese Dinge einzugehen würde hier zu weit führen, und scheint um so weniger geboten, da es sich [illegible] gar nicht darum handelt, ob nicht vielleicht irgend wer [illegible] hier besprochenen Gedanken gehabt hat — sondern [illegible] Kaiser Alexander und sein Rath für angenommen und [illegible] gemacht haben, ob er maßgebend für die Anlage des [illegible] worden ist; — und das ist nun einmal nicht [illegible].

gemeines Prinzip nennen, das der leitende Gedanke des wirklichen Operationsplans werden soll, und es kömmt alsdann darauf an, inwiefern dieser leitende Gedanke im Operationsplan thatsächlich zur Geltung gekommen und verwirklicht ist oder nicht.

Der allgemeine, vom Kaiser Alexander und seinem strategischen Rath angenommene Operationsplan war nun — versichert Herr v. Smitt — den Krieg in die Länge zu ziehen, die Entfernungen und die böse Jahreszeit zu Hülfe zu nehmen.

In dem speciellen Theil des Operationsplans — oder in dem wirklichen von Phull entworfenen Operationsplan ist freilich keine Spur davon zu entdecken, das giebt Herr v. Smitt zu, — aber dieser Plan war nach seiner Ansicht nur ein ausgearbeiteter Theil jenes allgemeinen; er war gleichsam nur ein erster Theil, ungeachtet zur Zeit Niemand eine Ahnung davon hatte, daß ein zweiter Theil, eine weitere Entwickelung im Sinn eines unausgesprochenen höheren Princips sich daran schließen könnte. Als er ungenügend befunden aufgegeben werden mußte, entwickelte sich ein zweiter specieller Operationsplan, an den früher Niemand gedacht hatte — dann ein dritter — die sich aber alle in jenem höheren Bewußtsein, das über dem Ganzen schwebte, harmonisch aneinander schlossen zu einer Gesammtheit; — nur daß man freilich in der Ausführung immerdar gestört wurde, weil ein allgemeiner Wahn immer wieder den Feind bereits erschöpft glaubte, zu einer Zeit wo seine Ueberlegenheit vielmehr noch eine unbedingt erdrückende war; weil demgemäß immer wieder das Verlangen hervortrat, man solle zum Angriff übergehn.

Da nun aber dieses leitende Princip, dieser höhere „allgemeine Operationsplan" nie und nirgends in dem hier angedeuteten umfassenden Sinn ausgesprochen worden ist, frägt sich, wo er denn eigentlich aufbewahrt wurde? — von welchem Punkt aus er seinen Einfluß geltend machte?

Herr v. Smitt findet ihn schon in vielen der Pläne, die von Berufenen und Unberufenen längere oder kürzere Zeit vor dem Ausbruch des Krieges auf allerhand Wegen an die russische Regierung eingesendet wurden — unter anderen auch in der Denkschrift Wolzogen's, die wir in dem Leben Toll's ausführlich besprochen haben. Der Gedanke scheint Herrn v. Smitt sogar in dem Grade Gemeingut geworden zu sein, daß es lächerlich ist, wenn irgend Jemand ihn

als sein besonderes Eigenthum in Anspruch nimmt. Wir gestehen, daß uns der Scharfblick fehlt, das Gesuchte in allen diesen Denkschriften zu entdecken. Keiner von diesen Planmachern spricht von einem Rückzug tief in das Innere des Landes — selbst d'Allonville nicht — und gerade das ist der Punkt, um den sich das Ganze dreht; ein Rückzug bis tief in das Innere des Landes müßte vorgeschlagen worden sein, und sogar nicht bloß vorgeschlagen, wenn wir die Ueberzeugungen des Herrn v. Smitt theilen sollen. Wir lesen in diesen Denkschriften immer nur davon, daß man der Entscheidung zunächst ausweichen müsse, wie sich das bei der Vertheidigung von selbst versteht, daß man einen Positionen- und Chikanenkrieg führen — und nöthigenfalls, eben um der Entscheidung auszuweichen, auch Boden preisgeben müsse, so viel gerade nöthig sein mag, um eine zum voraus gewählte feste Stellung zu erreichen, von welcher die meisten der Herren verlangen, daß sie unangreifbar sei. Der verlassene Landstrich soll methodisch verwüstet werden, wie Lord Wellington in Portugal gethan hatte — und überhaupt blicken fast überall die Linien von Torres Vedras durch. — Der Umschwung zu Gunsten Rußlands wird dann von Diversionen erwartet, bei denen man zum Theil sehr weit ausholt; wie denn z. B. Volksaufstände, die man in Deutschland und Italien veranlassen will, dabei ihre Rolle mitspielen. — Die kleine Schrift von Raupach, deren Herr v. Smitt gedenkt, und in der an den Zug des Darius gegen die Scythen erinnert wird, ist, so viel wir wissen, nicht im Sommer 1812 erschienen, was auch schon etwas spät gewesen wäre, um auf den Operationsplan Einfluß zu üben, — sondern in dem darauf folgenden Spätherbst, als die französische Armee bereits auf dem Rückzug von Moskau ihren Untergang fand. Sie wurde allerdings in Petersburg und den Ostsee-Provinzen mit vielem Interesse gelesen, hatte aber zur Zeit durchaus nichts Prophetisches mehr an sich.

Näher auf diese Dinge einzugehen, würde hier zu weit führen, und scheint um so weniger geboten, da es sich einleuchtender Weise gar nicht darum handelt, ob nicht vielleicht irgend wer irgendwo den hier besprochenen Gedanken gehabt hat, — sondern darum, ob der Kaiser Alexander und sein Rath ihn angenommen und zu dem ihrigen gemacht haben, ob er maßgebend für die Anlage des Feldzugs geworden ist; — und das ist nun einmal nicht geschehen.

und, durch die Diversionen, durch die Kosackenschwärme in ihrem Rücken beunruhigt, bis zur Ohnmacht erlahmen.

Weiter als bis Drissa aber reichte der Operationsplan nicht; an Operationen, die etwa über diesen Punkt hinausgehen könnten, hatte Niemand gedacht; ihre Bedingungen und möglichen Modalitäten waren so wenig der Gegenstand irgend einer Erwägung gewesen, daß man z. B. für die Befestigung von Smolensk gar nichts gethan hatte, weil man, wie Herr v. Smitt (S. 207) selbst gestehen muß, „nicht glaubte, daß die kriegerischen Operationen so tief ins Land greifen würden." Auch der neueste officielle Geschichtschreiber, Bogdanowitsch, gesteht redlich, daß der freiwillige Rückzug nur bis Drissa ging.

Als der Krieg ausbrach, wurde diesem Operationsplan gemäß verfahren, so sehr Barclay ihm widersprach, und obgleich gar manchem einflußreichen General selbst der Rückzug bis Drissa zu weit war. Das russische Heer wurde nach Drissa zurückgeführt, — und hier verkündete eine schwungvolle kaiserliche Proklamation den Kriegern, daß das Ziel des Rückzugs, daß der Punkt erreicht sei, wo man Stand halten, den Angriff des Feindes erwarten und abwehren wolle.

Aber wie das zu geschehen pflegt, wo eine bedenkliche Entscheidung näher rückt, der man nicht mit voller Zuversicht entgegen gehen kann, bald begann der Entschluß zu schwanken. Der Kaiser Alexander selbst verlor das Zutrauen zu den Schanzen von Drissa, und allgemein gewann die Ansicht Boden, daß man hier vom Feinde eingeschlossen und rettungslos erdrückt werden könnte. Daneben erwachte das Bewußtsein, daß Rußlands Heere zu schwach seien, um den Feind getrennt zum entscheidenden Kampfe herauszufordern, und demgemäß das Verlangen sich vor allen Dingen mit dem Heer unter Bagration zu vereinigen.

Der Operationsplan wurde aufgegeben, man verließ die sorgfältig gebauten Schanzen bei Drissa — und zog sich bis nach Smolensk zurück — nicht etwa, weil nunmehr der Rückzug in das Innere des Reichs Plan geworden wäre, sondern einzig und allein weil die gewünschte Vereinigung nur dort möglich war. So führte nicht der Operationsplan weiter in's Land zurück, sondern gerade umgekehrt der Umstand, daß er aufgegeben wurde, — aber ohne daß man zu einem klaren Bewußtsein von der Bedeutung des Raumes

gekommen wäre oder zu dem berechneten Entschluß sie zur Geltung zu bringen.

„Vor der Vereinigung der beiden West-Armeen unter Smolensk war ein fortgesetzter Rückzug geboten gewesen," erzählt nun auch Bogdanowitsch; „jetzt aber, nachdem dieselbe erfolgt, waren Alle in der Armee, vom General bis zum Soldaten hinab, fest davon überzeugt, daß es nun endlich zu einer Hauptschlacht kommen werde; auch Barclay de Tolly, Fürst Bagration, Yermolow und Toll hielten diese für unbedingt nothwendig und zweifelten nicht an dem Erfolg derselben". Da man immer noch im Irrthum war über das Maaß der anfänglichen Ueberlegenheit Napoleon's — und von großen Verlusten erfuhr, welche das französische Heer bereits an Kranken und Nachzüglern erlitten habe, glaubte man sich nunmehr dem Feinde gewachsen, — die Ueberlegenheit, die der Feind noch haben konnte, erachtete man durch russische Tapferkeit hinreichend ausgeglichen.

Zu Petersburg, im Rath des Kaisers Alexander, wurden die Verhältnisse nicht anders beurtheilt als in Barclay's Hauptquartier, dafür haben wir das eigene Zeugniß des Kaisers. Eigenhändig schrieb dieser seinem Feldherrn:

„Ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen, daß, obgleich verschiedene Ursachen und Umstände bei Beginn der Operationen es nöthig machten, die Grenzen unseres Reichs aufzugeben, es mich doch bisweilen mit Kummer erfüllt hat, daß diese Rückzugsbewegung bis Smolensk fortgesetzt wurde."

„Ich erwarte mit Ungeduld die Nachricht von Ihren Offensiv-Bewegungen, die ich, Ihren Worten zufolge, jetzt schon als begonnen betrachte."

Und wirklich war hier, hauptsächlich auf Toll's Vorschlag, dem alle Generale beistimmten, ein Angriff auf das französische Heer beschlossen, das man sich in weitläuftige Quartiere auseinander gelegt dachte, so daß es möglich schien, nach einander die einzelnen Theile desselben anzugreifen und zu schlagen. — Das Unternehmen kam zu Rußlands Glück nicht zur Ausführung, weil Barclay doch kein volles Zutrauen dazu gewinnen konnte; Besorgnisse, die nicht aus den allgemeinen großen Verhältnissen hervorgingen, sondern aus der augenblicklichen Sachlage, wie er sie sich dachte, und die ihn fürchten ließen umgangen zu werden, bewogen ihn zu zaudern.

Selbst bei Smolensk angegriffen, wich dann Barclay nach dreitägigen theilweisen Kämpfen zuletzt doch wieder der entscheidenden Schlacht aus, — aber auch wieder nicht etwa im Sinn eines umfassenden Plans, auf den er sich nie beruft, um sein Verfahren zu rechtfertigen, — sondern wieder aus Gründen, die den örtlichen und augenblicklichen Verhältnissen entnommen sind — und ihn nicht weiter zurückführen sollen als bis auf das allernächste vortheilhafte Schlachtfeld. Denn was man für die endliche Entscheidung gewann durch jede neue Landstrecke, die dem Feinde überlassen wurde, darüber ist Barclay im Lauf des Feldzugs selbst so wenig jemals in das Klare gekommen als sein Kaiser; in jedem Brief an diesen wiederholt der Feldherr, daß dem weiteren Vordringen des Feindes nun durchaus Halt geboten werden müsse — verlangt größere Thätigkeit von den entsendeten Seitenheeren unter Wittgenstein und Tormassow — und betheuert, er sei fest entschlossen in der allernächsten vortheilhaften Stellung die entscheidende Schlacht anzunehmen, die dem unerwarteten, wachsenden Unheil eines feindlichen Heereszuges in das Innere ein Ende machen und den Feind zum sofortigen Rückzug gegen die Reichsgrenze hin zwingen soll.

Zu dieser Schlacht kam es freilich zunächst noch nicht, aber auch nur wieder aus Gründen, die jedem Operationsplan fern lagen. Daß Barclay auch Smolensk verließ, hatte in der ganzen Armee die leidenschaftlichste Entrüstung — unter den Generalen eine Art von Meuterei hervorgerufen, — man hielt Barclay für unfähig oder für einen Verräther, und eine mächtige Intrigue, die an seinem Sturz arbeitete, die den Kaiser mit endlosen Briefen und Klagen über ihn bestürmte, wollte es nun unter seiner Führung zu einer Schlacht nicht mehr kommen lassen; — ziemlich deutlich tritt hervor, daß man von dieser Seite kein Schlachtfeld passend finden wollte, so lange Barclay noch an der Spitze des Heeres stand. Eine Stellung nach der anderen wurde verworfen, und so oft man auch Stand halten wollte — man „taumelte rückwärts" von Einer zur Anderen, wie Clausewitz den Gang der Dinge sehr bezeichnend ausspricht, ohne umfassenden Plan — ohne jede Berechnung, die weiter gereicht hätte als eben bis auf das nächste mögliche Schlachtfeld, — bis endlich Kutusow erschien, der ausdrücklich gesendet war zu thun, was die öffentliche Meinung überlaut verlangte, jedem weiteren Rück-

zug zu wehren und die Entscheidung in der Schlacht zu fordern.

Daß nach dem blutigen Tage von Borodinó der Rückzug von Neuem fortgesetzt und selbst Moskau aufgegeben wurde, war am allerwenigsten Plan; es hatte seine sehr einfachen Gründe, die in der allernächsten Nähe lagen; man hatte eben die Schlacht verloren und sah sich nach Verlusten, die das Heer so schwer getroffen hatten, ganz außer Stande die alte Hauptstadt des Reichs noch weiter zu vertheidigen.

Zu einer früheren Zeit beurtheilte auch Herr v. Smitt den Verlauf des Feldzugs sehr richtig, den Spuren von Clausewitz folgend, ganz in diesem Sinn. Er sagt in seiner Kritik des Danilewsky'schen Werks von den Plänen Phull's: „Mit diesen kleinlichen, dem siebenjährigen Krieg entlehnten Maßregeln gedachte Phull den Sturm zu beschwören, brachte aber dadurch das russische Heer an den Rand des Untergangs. Und doch wurden diese im Anfange begangenen Fehler Ursache der Rettung. Es ist ein erhebendes Schauspiel in der Weltgeschichte, wie alles, unsere Klugheit wie unsere Fehler, dazu beitragen muß, die Zwecke der Vorsehung zu vollbringen." — „Der fehlerhafte Phull'sche Plan hatte die Trennung der beiden russischen Armeen zur Folge, und bei dem Streben, sie wieder zu vereinigen, ihr weiteres Zurückweichen." — „So wurde man, zuerst in dem Streben nach Vereinigung, bis Smolensk, dann im Suchen eines Schlachtfeldes bis Borodinó und von hier in dumpfer Verzweiflung bis Moskau geführt."

Jetzt aber glaubt Herr v. Smitt im Widerspruch mit seinen früheren Ansichten diesem Hergang gegenüber nachweisen zu können, Alles sei doch eigentlich — oder vielmehr in einem gewissen eigenthümlichen, schwer zu fassenden Sinn — wohlberechneter Plan gewesen.

Er sagt nämlich, ein jeder Operationsplan bestehe aus zwei Theilen, einem allgemeinen und einem speziellen. Der erste stelle ganz im Allgemeinen die Grundsätze fest, nach denen verfahren werden soll; — der zweite bestimme dann die wirklichen Maßregeln, die im Sinn der als maßgebend anerkannten Grundsätze verfügt und ausgeführt werden sollen.

Wir würden den allgemeinen Operationsplan doch lieber ein all-

gemeines Prinzip nennen, das der leitende Gedanke des wirklichen Operationsplans werden soll, und es kömmt alsdann darauf an, in wiefern dieser leitende Gedanke im Operationsplan thatsächlich zur Geltung gekommen und verwirklicht ist oder nicht.

Der allgemeine, vom Kaiser Alexander und seinem strategischen Rath angenommene Operationsplan war nun — versichert Herr v. Smitt — den Krieg in die Länge zu ziehen, die Entfernungen und die böse Jahreszeit zu Hülfe zu nehmen.

In dem speciellen Theil des Operationsplans — oder in dem wirklichen von Phull entworfenen Operationsplan ist freilich keine Spur davon zu entdecken, das giebt Herr v. Smitt zu, — aber dieser Plan war nach seiner Ansicht nur ein ausgearbeiteter Theil jenes allgemeinen; er war gleichsam nur ein erster Theil, ungeachtet zur Zeit Niemand eine Ahnung davon hatte, daß ein zweiter Theil, eine weitere Entwickelung im Sinn eines unausgesprochenen höheren Princips sich daran schließen könnte. Als er ungenügend befunden aufgegeben werden mußte, entwickelte sich ein zweiter specieller Operationsplan, an den früher Niemand gedacht hatte — dann ein dritter — die sich aber alle in jenem höheren Bewußtsein, das über dem Ganzen schwebte, harmonisch aneinander schlossen zu einer Gesammtheit; — nur daß man freilich in der Ausführung immerdar gestört wurde, weil ein allgemeiner Wahn immer wieder den Feind bereits erschöpft glaubte, zu einer Zeit wo seine Ueberlegenheit vielmehr noch eine unbedingt erdrückende war; weil demgemäß immer wieder das Verlangen hervortrat, man solle zum Angriff übergehn.

Da nun aber dieses leitende Princip, dieser höhere „allgemeine Operationsplan" nie und nirgends in dem hier angedeuteten umfassenden Sinn ausgesprochen worden ist, frägt sich, wo er denn eigentlich aufbewahrt wurde? — von welchem Punkt aus er seinen Einfluß geltend machte?

Herr v. Smitt findet ihn schon in vielen der Pläne, die von Berufenen und Unberufenen längere oder kürzere Zeit vor dem Ausbruch des Krieges auf allerhand Wegen an die russische Regierung eingesendet wurden — unter anderen auch in der Denkschrift Wolzogen's, die wir in dem Leben Toll's ausführlich besprochen haben. Der Gedanke scheint Herrn v. Smitt sogar in dem Grade Gemeingut geworden zu sein, daß es lächerlich ist, wenn irgend Jemand ihn

als sein besonderes Eigenthum in Anspruch nimmt. Wir gestehen, daß uns der Scharfblick fehlt, das Gesuchte in allen diesen Denkschriften zu entdecken. Keiner von diesen Planmachern spricht von einem Rückzug tief in das Innere des Landes — selbst d'Allonville nicht — und gerade das ist der Punkt, um den sich das Ganze dreht; ein Rückzug bis tief in das Innere des Landes müßte vorgeschlagen worden sein, und sogar nicht bloß vorgeschlagen, wenn wir die Ueberzeugungen des Herrn v. Smitt theilen sollen. Wir lesen in diesen Denkschriften immer nur davon, daß man der Entscheidung zunächst ausweichen müsse, wie sich das bei der Vertheidigung von selbst versteht, daß man einen Positionen- und Chikanenkrieg führen — und nöthigenfalls, eben um der Entscheidung auszuweichen, auch Boden preisgeben müsse, so viel gerade nöthig sein mag, um eine zum voraus gewählte feste Stellung zu erreichen, von welcher die meisten der Herren verlangen, daß sie unangreifbar sei. Der verlassene Landstrich soll methodisch verwüstet werden, wie Lord Wellington in Portugal gethan hatte — und überhaupt blicken fast überall die Linien von Torres Vedras durch. — Der Umschwung zu Gunsten Rußlands wird dann von Diversionen erwartet, bei denen man zum Theil sehr weit ausholt; wie denn z. B. Volksaufstände, die man in Deutschland und Italien veranlassen will, dabei ihre Rolle mitspielen. — Die kleine Schrift von Raupach, deren Herr v. Smitt gedenkt, und in der an den Zug des Darius gegen die Scythen erinnert wird, ist, so viel wir wissen, nicht im Sommer 1812 erschienen, was auch schon etwas spät gewesen wäre, um auf den Operationsplan Einfluß zu üben, — sondern in dem darauf folgenden Spätherbst, als die französische Armee bereits auf dem Rückzug von Moskau ihren Untergang fand. Sie wurde allerdings in Petersburg und den Ostsee-Provinzen mit vielem Interesse gelesen, hatte aber zur Zeit durchaus nichts Prophetisches mehr an sich.

Näher auf diese Dinge einzugehen, würde hier zu weit führen, und scheint um so weniger geboten, da es sich einleuchtender Weise gar nicht darum handelt, ob nicht vielleicht irgend wer irgendwo den hier besprochenen Gedanken gehabt hat, — sondern darum, ob der Kaiser Alexander und sein Rath ihn angenommen und zu dem ihrigen gemacht haben, ob er maßgebend für die Anlage des Feldzugs geworden ist; — und das ist nun einmal nicht geschehen.

Ferner lag dieſer höhere Operationsplan — nach Herrn v. Smitt — im Volksbewußtſein!

„Das Volksbewußtſein, der allgemeine Inſtinct ſagten, theils auf hiſtoriſche Gründe, theils auf die bekannte Natur des Landes ſich ſtützend: die ſchlimme Jahreszeit, die weiten Entfernungen und im Bunde mit ihnen der Hunger, das ſind unſere Bundesgenoſſen, und ihnen gemäß muß man den Krieg führen: alſo ihn recht lange hinausziehen bis zum Winter, weit zurückweichen und das Land vor dem Feinde verwüſten, wie unſere Vorfahren es vor den Tataren und Schweden gethan haben; und je weiter der Feind vorgerückt iſt, deſto eher wird er dem Hunger und allem Elend verfallen, welches ihn begleitet.“

Wenn man es ſonſt nicht beſſer wüßte, — nach dieſer Stelle könnte man wahrhaftig glauben, daß alles Beſondere der Ereigniſſe des Jahres 1812 dem Herrn v. Smitt durchaus unbekannt geblieben ſei. Hat er wirklich ganz vergeſſen, daß das Volksbewußtſein im Gegentheil die Macht Rußlands derjenigen des Feindes vollkommen gewachſen glaubte und die Fremdlinge ſofort mit blutigen Köpfen nach Hauſe geſchickt zu ſehen erwartete? — Daß ſelbſt im Rath des Kaiſers die meiſten Stimmen den Rückzug auch nur bis Driſſa mißbilligten und die Entſcheidung ſofort auf die Spitze des Schwertes geſtellt wiſſen wollten? — Daß ganz Rußland den Rückzug vom allererſten Augenblick an mit Unwillen und dem entſchiedenſten Mißtrauen ſah? — Schrie denn nicht ganz Rußland gerade des Rückzugs wegen über Verrath? — Nur ein Verräther konnte nach der allgemein herrſchenden Meinung den Feind in das Innere des Reichs eindringen laſſen, — und das „Volksbewußtſein“ ſprach ſich mit ſo leidenſchaftlicher Entrüſtung gegen den Rückzug und ſeine vermeintlichen Urheber aus, daß der Kaiſer Alexander ſich dadurch gezwungen ſah, ſehr gegen ſeinen Willen dem General Barclay den Oberbefehl zu nehmen. Niemand weiß das beſſer als Herr v. Smitt; wie konnte er es hier ſo vollſtändig vergeſſen?

Ferner ruhte dieſer allgemeine Operationsplan — nach Herrn v. Smitt — „im Hintergrunde der Seele Barclay's“ — wenn auch ohne an das Licht zu treten.

Zu dem Intereſſanteſten, was Herr v. Smitt uns mittheilt, gehört nun aber gerade ſo vieles bisher Unbekannte über die Entwürfe,

mit denen sich Barclay vor dem Ausbruch des Kriegs beschäftigte. Wir erfahren, daß Bülow's Lehrsatz, demzufolge ein wichtiger Punkt besser durch eine Flankenstellung vertheidigt wird, als durch eine Stellung gerade davor, von Phull apodiktisch vorgetragen, auf Barclay einen tiefen Eindruck gemacht hat, — und daß er dieser strategischen Lehre zu entsprechen, das russische Heer in einer Stellung bei Schawl in Samogitien versammeln wollte.

„Sein Argument war," erzählt Herr v. Smitt: „Wilna ist das Hauptziel der Franzosen; durch Flankenstellungen vertheidigt man am besten wichtige Punkte; daher ist keine Stellung dazu geschickter, als die bei Schawl in Wilnas Flanke. Geht der Feind auf diese Hauptstadt Litthauens los, so dringen wir von Schawl in seine Flanke und auf seinen Verbindungen vor, und er muß zurück oder er verliert seine Verbindung mit seiner Basis an der Weichsel. — Nein, meinte Phull, die Stellung von Schawl ist zu weit rechts ab; man kann von dem Feinde tournirt und von der Düna abgeschnitten werden. Daher ist die Stellung von Swenciany ungleich besser, da kann man seiner Verbindung mit der Düna nicht beraubt werden und deckt doch alle Straßen, welche nach Petersburg und Livland führen. — Barclay räumte gewissermaßen den Vorzug der Stellung bei Swenciany ein, meinte nur sie sei zu weit" — nämlich ganze 18 Meilen — „von der Grenze und erlaube daher keinen Gegenstoß in das feindliche Gebiet und in die Flanke. — Nachdem dieser Streit über die specifisch bessere Stellung von Schawl oder Swenciany eine Zeit lang gedauert, entschied man sich für die von Swenciany und wollte hier den Feind erwarten. — Alle diese Reden und Kriegspläne drehten sich nur um den kleinen Raum zwischen dem Niemen und der Düna; daß der Krieg andere Schauplätze, weitere Dimensionen annehmen würde, daran mochten die Herren gar nicht denken, und Phull's Hauptarcanum, das Lager von Drissa, welches man" — später — „getadelt, weil zu nahe an der Grenze gelegen, um als Schlußpunkt des Rückzugs zu dienen, schien den beiden Streitern noch viel zu weit zurück; sie glaubten den ganzen Krieg um Wilna herum abzumachen."

So weit Herr v. Smitt. Wir begreifen nun besser als zuvor, warum Barclay die Stellung bei Swenciany nicht aufgeben, den Rückzug wenn auch nur bis Drissa nicht antreten wollte; warum er in den ersten Tagen des Feldzugs in seinen Briefen an die unter-

geordneten Generale — ganz gegen den Willen des Kaisers — eine Schlacht bei Swenciany in Aussicht stellt.

Wenn aber nun Herr v. Smitt unmittelbar zu den eben angeführten Worten bemerkt; „Doch lag im Hintergrunde von Barclay's Seele die richtigere Ansicht" — so vermissen wir den Beweis. — Denn ein paar Worte — der Ausdruck eines augenblicklichen Gedankens, die Barclay fünf Jahre früher, als er verwundet zu Memel lag, zu Niebuhr gesagt haben soll, und die dann Niebuhr nach vielen Jahren aus dem Gedächtniß citirte, — die werden doch nicht ohne Weiteres als vollgültiger, die Frage erledigender Beweis gelten sollen? — Als ein Beweis, der Alles überwiegt und beseitigt, was in Barclay's eigenen Denkschriften, Dispositionen und Briefen aus dem Jahr 1812 — so vielfach wiederholt, so klar, deutlich und bestimmt ausgesprochen ist?

Endlich nimmt Herr v. Smitt an, daß die richtigere Ansicht und der höhere Operationsplan auch im Geiste des Kaisers Alexander geheimnißvoll ruhte.

Was das betrifft, thun wir wohl am besten, uns auf das eigene Zeugniß des Kaisers zu verlassen — z. B. auf dessen oben angeführten eigenhändigen Brief an Barclay. Dort wie in jeder Urkunde, die von ihm herrührt, sagt der Kaiser das grade Gegentheil.

In der weiteren Darstellung der Motive, durch welche die Operationen der russischen Armee bestimmt wurden, scheint nun Herr v. Smitt mehr und mehr den geschichtlichen Boden unter den Füßen zu verlieren. Er erzählt (S. 360 u. flg.), wie das Lager bei Drissa und alle besonderen Ideen Phull's und Barclay's aufgegeben werden mußten, „so daß zuletzt nur die Eine gesunde Grundidee verblieb, nämlich die des Rückzugs in unbestimmte Ferne hin." — Verblieb?! — Welch' ein seltsamer Gebrauch wird hier von diesem Wort gemacht! — Diese Idee müßte jedenfalls jetzt erst neu entstanden sein bei den Leuten, die bis dahin gehofft hatten, den Krieg „um Wilna herum abzumachen."

Herr v. Smitt fährt fort: „Die leitenden Ideen blieben also jetzt:

„Zuerst die Vereinigung beider Armeen;" (das ist bekannt und anerkannt) „und als diese bei Smolensk bewerkstelligt worden,"

„zum andern der Vorsatz, den Krieg möglichst in die Länge zu ziehen, um sodann in den Nöthen des Herbstes und Winters einen

nützlichen Bundesgenossen gegen die so weit von ihren Basen vorgerückte französische Armee zu finden."

„Drittens der Entschluß, das Heer möglichst intact zu erhalten, als den einzigen Rettungsanker in diesen Gefahren."

„Viertens als natürliche Folge obiger Grundsätze, der Entschluß zur weiteren Fortsetzung des Rückzugs, so weit es die Verhältnisse erfordern würden."

Hier berichtet Herr v. Smitt Thatsachen, die uns nicht erwiesen scheinen. Wann und wo sind diese Gesichtspunkte festgestellt, solche Entschlüsse gefaßt worden? In welchem Kriegsrath — oder vermöge welcher Verhandlungen zwischen dem Kaiser und seinem Feldherrn? — Wo sind die Urkunden, die beweisen könnten, daß dergleichen beschlossen worden ist? — Sie fehlen!

Alle Urkunden aus der Zeit der Ereignisse selbst beweisen vielmehr in der bestimmtesten Weise das grade Gegentheil. Als man von Drissa aus die Vereinigung beider Armeen bei Smolensk suchte, handelte es sich keineswegs um einen gemeinschaftlichen Rückzug von dort aus weiter in unbestimmte Ferne hin, sondern, wie uns Barclay selbst in seiner geheimen Denkschrift an den Kaiser sagt, darum: dem Feind den Weg in das Innere des Reichs zu versperren. Das war die Absicht. Wir erfahren jetzt durch Bogdanowitsch, daß Barclay, bei Witebsk eingetroffen, auf die falsche Nachricht hin, daß Bagration Mohilew besetzt habe, den weiteren Rückzug, auch nur bis Smolensk, nicht für nöthig hielt, sofort wieder die Offensive ergreifen wollte und in diesem Sinn an Bagration schrieb. Erst als sich jene Nachricht als falsch erwies, wurde der Rückzug nach Smolensk entschieden beschlossen. Ebenso dachte denn auch bei Smolensk weder der Kaiser noch sonst jemand an einen weiteren Rückzug. Von Angriffs-Operationen gegen den Feind war die Rede — von einer Hauptschlacht bei Smolensk selbst — und als Barclay auch diesen Punkt aufgab, waren die Generale seiner Armee, wie gesagt, nahe daran, sich gegen ihn zu empören. Auch der Kaiser Alexander war in hohem Grade unzufrieden mit dem neuen Rückzug, obgleich Barclay keineswegs vor hatte, diesen in unbestimmte Ferne fortzusetzen, sondern nur bis auf das nächste angemessene Schlachtfeld.

Der Gedanke aber, die Schrecken des nordischen Winters zu Hülfe zu nehmen, blieb seltsamer Weise dem Kaiser Alexander auch

dann noch fremd, als die Sache sich bereits von selbst zu machen begann.

Noch im Herbst sprach er stets wiederholt in den schärfsten Worten seinen Unwillen über Kutusow aus, der bei Tarutino zauderte, und die Franzosen so lange in Moskau duldete, anstatt sie durch entschlossene Angriffe von dort zu vertreiben.

Uebrigens können wir uns wohl der Mühe überheben, noch länger bei dem Gegenstande zu verweilen, da ein gewichtiger Zeuge, den Herr v. Smitt gewiß nicht verwerfen wird, nämlich der Kaiser Alexander I. die Hypothesen, um die es sich hier handelt, zum Voraus, wie uns scheint, in sehr bündiger Weise widerlegt hat. Als Barclay die Armee verlassen hatte, schrieb ihm der Kaiser, Ende November, seine Rechtfertigungsschrift beantwortend:

„Der Feldzugsplan, den wir angenommen hatten, der einzige der, wie ich auch jetzt noch glaube, einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber gelingen konnte, — was auch die Erfahrung bestätigt zu haben scheint — dieser Plan mußte dennoch nothwendiger Weise viele Mißbilligung und viele Herabwürdigungen erfahren bei einer Nation, welche die Kriegskunst wenig kennt und die in der Erinnerung an die leichten Erfolge, die sie früher über nicht sehr furchtbare Feinde und ungeschickte Feldherrn erlangt hatte, nicht anders als entrüstet sein konnte über kriegerische Operationen, die den Feind in das Innere des Landes führten. Man mußte auf diese Mißbilligung gefaßt sein, und ich war darauf vorbereitet." — (Soviel über den „Rückzugsplan im Volksbewußtsein!" — Was der Kaiser unter dem Inneren des Landes verstand, ergiebt sich aus dem folgenden Passus.)

„Sehr große Fehler, die der Fürst Bagration begangen hatte, und in Folge welcher der Feind ihm bei Minsk, bei Boriſſow und bei Mohilew zuvorgekommen ist, nöthigten Sie, die Ufer der Drissa zu verlassen, um auf Smolensk zu marschiren." (Also nur diese Fehler und keineswegs ein erweiterter Operationsplan.) — „Das Schicksal hat uns dabei begünstigt, denn gegen alle Wahrscheinlichkeit kam die Vereinigung der beiden Armeen dort zu Stande. Das war der Augenblick, die rückgängigen Bewegungen zum Stillstand zu bringen, (c'était le moment d'arrêter les mouvemens rétrogrades) aber der Mangel an Nachrichten über den Feind und seine Bewegungen, der sich für Sie, General, ergab, — ein Mangel,

deſſen Einfluß Sie unglücklicher Weiſe während des ganzen Feldzugs empfunden haben, — ließ Sie den Fehler begehen, auf Poretſchie zu marſchiren, um ſeine Linke anzugreifen, während er ſich auf ſeiner Rechten bei Lyady concentrirte, wo er über den Dniepr ging. — Sie hatten dieſen Fehler wieder gut gemacht, indem Sie dem Feinde bei Smolensk zuvorkamen. Da nun aber die beiden Armeen vereinigt waren, und da es in Ihrem Plan lag, dem Feinde etwas ſpäter eine Hauptſchlacht zu liefern, wäre es ebenſo gut geweſen, ſie bei Smolensk zu liefern, als bei Zarewo-Saimiſchtſche; Ihre Macht wäre ſogar dort mehr intact geweſen, denn alle Verluſte, die Sie am 5., am 7. und an den folgenden Tagen bis Zarewo-Saimiſchtſche erlitten, hätten nicht ſtattgefunden. — Und was die Beſorgniß betrifft, umgangen zu werden, die tritt überall ungefähr in gleichem Grade ein, und auch bei Zarewo-Saimiſchtſche wären Sie nicht frei davon geweſen. Die Begeiſterung des Soldaten hätte ſich bei Smolensk auf das Höchſte geſteigert (L'ardeur du soldat eût été extrême à Smolensk), denn es war der Eingang zu der erſten wahrhaft ruſſiſchen Stadt, die er dort vertheidigt hätte."

„Der Verluſt von Smolensk machte einen ungeheueren moraliſchen Eindruck im ganzen Reich. Zu der allgemeinen Mißbilligung unſeres Feldzugsplans geſellten ſich nun auch Vorwürfe." — Und nun erzählt der Kaiſer, wie er ſich genöthigt geſehen habe, Kutuſow zum Oberfeldherrn zu ernennen.

Dieſe Zeilen ſchrieb der Kaiſer Alexander am 24. November a. St. Schon hatte das Heer Napoleon's auf dem Rückzug von Moskau ſeinen Untergang gefunden — und noch hatte der Kaiſer nicht gefaßt, daß der weitere Rückzug von Smolensk aus eine Nothwendigkeit geweſen war, — daß dieſer Rückzug tief in das Innere des Landes allein den glücklichen Umſchwung des Geſchicks herbeigeführt hatte; — daß dagegen eine Hauptſchlacht bei Smolensk eine verderbliche Thorheit geweſen wäre. — Das Räthſel des Feldzugs war bereits durch das unerhörteſte Ergebniß gelöſt, und noch lag es unverſtanden vor dem Kaiſer Alexander!

Auch erwartete der Kaiſer Alexander keineswegs den Untergang des napoleoniſchen Heers als unvermeidliche Folge des Rückzugs. Er war mehr als erſtaunt, als ihm das Geſchehene in ſeinem ganzen Umfang klar wurde, und ſah darin und in dem Erfolge überhaupt

nicht das Ergebniß irgend eines Operationsplans, sondern im Sinn des Mysticismus, der sich damals bei ihm schon ankündigte, eine Fügung des Himmels. Wie uns unmittelbare Zeugen mitgetheilt haben, äußerte er wiederholt gegen die älteren nicht activen Generale, die er in Petersburg um sich versammelt hatte: „Das ist der Finger Gottes' — das hat nicht Wittgenstein, nicht Kutusow — das hat allein Gott gethan!" — Und in diesem Sinne war auch die Inschrift gedacht, die er für die Medaille auf das Jahr 1812 dictirte: „nicht uns, nicht uns, sondern Deinem Namen!"

Nun tritt uns in der Darstellung des Herrn v. Smitt noch ein Eigenthümliches entgegen. Der Gedanke, den Raum als mächtiges Mittel der Vertheidigung in die Wagschale zu legen, war allerdings neu, — aber darum ist es doch nicht unmöglich, daß er in mehr als einem Geiste zugleich erwacht — in mehr als einem Kreise besprochen worden sein konnte. — Von Einem Kreise wissen wir mit Bestimmtheit, daß dieser Gedanke in ihm sogar zur Reife gekommen war, nämlich von dem Freundeskreise, der sich in Berlin um den General Scharnhorst versammelte.

Graf Liewen, der aus Berlin kam, wo er auch mit diesem Kreise verkehrte, war ganz erfüllt von dieser Idee und suchte ihr im militairischen Rath des Kaisers Alexander Eingang zu verschaffen, als er während des Rückzugs von Wilna nach Drissa bei dem russischen Heere eintraf. Er ging sogar im Eifer zu weit und sagte mit einiger Uebertreibung „bei Smolensk müsse der erste Pistolenschuß abgefeuert werden." — Vielleicht that gerade diese Art von Uebertreibung den vorgetragenen Ideen Eintrag. Sie blieben unbeachtet im russischen Hauptquartier, wo der Blick zur Zeit nicht über Drissa hinausreichte, und Graf Liewen wurde einigermaßen als ein Enthusiast betrachtet, der etwas abenteuerliche Dinge vorbringe.

Herr v. Smitt sieht nun den schicksalsschwangeren Gedanken überall hervorleuchten, selbst da, wo wir ihn nicht zu erkennen vermögen; dieser Gedanke lebte, ihm zu Folge, im Volksbewußtsein und wurde „von allen Dächern gepredigt," — aber daß er gerade in dem genannten, in Scharnhorst's Kreise zur Sprache gekommen sein könnte, will er nicht gelten lassen. Daß der Rückzugs-Gedanke von Berlin aus „soufflirt" worden sei, gehört Herrn v. Smitt zufolge zu den Dingen, die (deutsche) „nationale Eitelkeit vorgegeben." — Besonders

schlecht fährt dann noch bei unserem Verfasser ein „Herr Knesebeck," den eine Sendung im Februar 1812 nach Petersburg führte, und der dort auch dem Rückzugsgedanken das Wort geredet haben will. Es ist der Feldmarschall Knesebeck gemeint, der, damals Flügeladjutant und Vertrauter des Königs von Preußen, auch mit dem Kaiser Alexander auf einem sehr vertrauten Fuß stand, wie außer allem Zweifel steht. Daß die bevorstehenden Operationen auch mit ihm besprochen wurden, geht aus seinen gleichzeitigen Berichten hervor; über das Nähere kann ihn sein Gedächtniß später allerdings getäuscht haben; — daß er in Petersburg nicht einen so großen und besonders nicht einen Einfluß der Art, wie er glaubte, geübt hat, das liegt jedenfalls zu Tage, da der Feldzug von Seiten der Russen eben nicht der vorausgesetzten großartigen Rückzugs-Idee gemäß eingeleitet wurde.

Gewiß aber ist bei alledem kein Grund abzusehen, sich über den würdigen Mann mit solcher Schärfe zu äußern, wie hier geschieht. Herr v. Smitt berichtet nämlich von ihm: „Um der Prahlerei den rechten Stempel aufzudrücken, schließt er seine Erzählung mit einer Münchhausiade" — und nun folgt Knesebeck's Bericht, wie er in 1½ Stunden von Petersburg nach Zarskoe-Selo gefahren sei; das sei eine Entfernung von neun Meilen, — was doch höchst wahrscheinlich ein bloßer Schreib- oder Druckfehler ist.

Knesebeck's politische Ansichten erregten in Preußen mancherlei Bedenken, und nicht mit Unrecht, wie wir glauben; auch zu den ersten Strategen der Zeit wollen wir ihn nicht rechnen; — daß er aber von Charakter ein Ehrenmann war, das hat ihm Freund und Feind lassen müssen.

Es tritt noch ein anderer Umstand hinzu, der die gegen ihn gewendete Schärfe doppelt auffallend macht. Barclay hat nämlich zwei Denkschriften über den Feldzug 1812 verfaßt, deren Eine wir in dem Leben Toll's sorgfältig benutzt haben. Die Andere, die er später niederschrieb, als ihm die Ereignisse nicht mehr in derselben Weise gegenwärtig waren, ist für die Geschichte nicht zu brauchen.

Herr v. Smitt theilt sie im Auszuge mit. Barclay erzählt darin unter Anderem: „Es ward demnach," gleich zu Anfang des Feldzugs nämlich, wie es scheint in Wilna, „in einem Kriegsrathe beschlossen, den Krieg vertheidigend bis zu der alten Grenze des Reichs zu füh-

ren, den Feind sodann in's Innere zu locken, aber ihn jeden Schritt mit Blut erkaufen zu lassen und zuletzt, wenn seine Kräfte erschöpft wären, mit den geschonten unsrigen über ihn herzufallen."

Herr v. Smitt selbst hebt hervor, daß so etwas nie geschehen ist, und begleitet überhaupt den ganzen Aufsatz mit der Bemerkung, er sei merkwürdig, weil er zeige: „wie abgelaufene Begebenheiten, ohne daß nur entfernt eine Absicht von Entstellung vorwaltet, sich allmälig im Kopfe eines redlichen Mannes umgestalten, versetzen und ergänzen können," — Worte, die wir mit voller Ueberzeugung unbedingt unterschreiben, da wir Barclay's makellose Ehrenhaftigkeit wohl zu würdigen wissen.

Nur seltsam, daß bei Herrn v. Smitt eine so milde Deutung dem Auswärtigen, dem „Herrn Knesebeck," nicht zu statten kömmt; selbst da nicht, wo er sich in Beziehung auf einen so unwesentlichen Umstand, wie die Entfernung zwischen Petersburg und Zarskoe ist, irrt — oder verschreibt. Da kommen wir sofort auf „Prahlereien" und „Münchhausiaden."

Nicht ohne Verwunderung sieht man die leidenschaftliche Gereiztheit des Herrn v. Smitt; diese fieberhafte Erbitterung, für die kein eigentlicher Grund vorliegt. Wo kömmt sie her? — Wo will sie hin?

Vielleicht daß ein paar Worte aus Herrn v. Smitt's eigener Feder uns den Schlüssel zu dieser Stimmung geben. An der Stelle, wo er die National-Eitelkeit der Deutschen geißelt, fügt er hinzu: „Damit meinte er den Ruhm der Russen zu mindern," — und hier, scheint es, treten die Regungen des Gemüths hervor, die ihm unbewußt Einfluß auf sein Urtheil üben. Wir gewahren, daß wir es vielleicht weniger mit den Ergebnissen kritischer Forschung zu thun haben, als mit einem erregten Gefühl.

Die Sorge um Rußlands Ruhm bewegt sein Herz. Das macht seinem Patriotismus Ehre, dem wir unsere Achtung nicht versagen, — und auch der anerkannte, hohe Werth seiner Schriften für die Geschichte wird dadurch nicht beeinträchtigt, denn diese Pietät für Rußland und der Einfluß, den sie auf seine Anschauungen übt, liegen so offen zu Tage, daß die historische Kritik dadurch nicht irre geführt werden kann.

Den anfänglichen Operationsplan Napoleon's construirt sich Herr v. Smitt, beiläufig bemerkt, genau so wie Clausewitz. Doch scheint

ihm dies Zusammentreffen entgangen zu sein, denn er nennt Clausewitz bei dieser Gelegenheit nicht.

Indem er die weiteren Ereignisse bis zu den Gefechten bei Smolensk bespricht, übergeht Herr v. Smitt manches nicht Unwichtige mit Stillschweigen — namentlich die Intriguen im russischen Hauptquartier — und die eigenthümliche Scene, die sich ergab, als die russischen Generale, der Großfürst Constantin an der Spitze, ihren Oberfeldherrn Barclay zwingen wollten, den Befehl zur Räumung von Smolensk zurückzunehmen. Bogdanowitsch hält es für Pflicht, des Ereignisses zu gedenken, Herrn v. Smitt scheint nichts davon bekannt geworden zu sein, während wir im Gegentheil glaubten, daß gerade Er unter Allen eine besondere Veranlassung habe, näher auf die Sache einzugehen.

Barclay wußte nämlich in diesem höchst kritischen Augenblick seine Feldherrnwürde mannhaft zu wahren, wies die leidenschaftlich erregten Generale in ihre Schranken zurück — und bedeutete den Großfürsten, er habe dem Kaiser so wichtige Papiere zu übersenden, daß er sie nur dessen Bruder anvertrauen könne; in ein paar Stunden werde ein Adjutant sie Seiner Kaiserlichen Hoheit überreichen.

Das war ein kühner, mannhafter Schritt, den vielleicht kein Zweiter in ganz Rußland gewagt hätte. — Was Barclay angekündigt hatte, geschah, und unter allen Adjutanten des Feldherrn war gerade Woldemar v. Löwenstern derjenige, der dem Großfürsten die versprochenen Papiere zu überbringen hatte. Diesen gewiß interessanten Zug aus seinem Leben scheint er Herrn v. Smitt nicht mitgetheilt zu haben. — Da die „Denkwürdigkeiten eines Liefländers" in Folge dessen nichts darüber bringen, mag es vergönnt sein, hier die betreffende Stelle aus Löwenstern's eigenem Tagebuche einzuschalten:

„Der General Barclay fühlte sich in sehr peinlicher Weise berührt, als er die Intriguen inne wurde, die darauf angelegt waren, ihm den Oberbefehl von Stunde zu Stunde zu erschweren."

„Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er das Haupt der Hydra anzugreifen und den Großfürsten Constantin vom Heere zu entfernen. — Mir wurde der peinliche Auftrag zu Theil, dem Großfürsten den Brief zu überbringen, der ihn von dieser Nothwendigkeit in Kenntniß setzte. Ich hatte Befehl, sein Hauptquartier nicht eher zu ver-

laſſen, als bis ich ihn in ſeine Reiſe-Caleſche hatte einſteigen und abreiſen ſehen — und dann ſofort darüber zu berichten."

„Der Oberſt Olſuwiew war der einzige von dem ganzen Gefolge des Großfürſten, der die Ehre hatte ihn zu begleiten; ſein ganzes Haus und ſein Generalſtab blieben bei der Armee."

„Der General Yermolow, der durch dieſe unerwartete Abreiſe ſeine vornehmſte Stütze verlor, begann von dem Augenblicke an den kuſchenden Hund zu ſpielen. Alle die Herren empfanden wohl, daß ein Mann, der die Entſchloſſenheit gehabt hatte, den Bruder des Kaiſers von der Armee wegzuſchicken, mit den Anderen keine Umſtände machen würde."

(„Le général Barclay éprouva une sensation très-pénible en apprenant les machinations qui tendaient à lui rendre d'heure en heure le commandement en chef plus difficile."

„Après mûre réflexion il résolut d'attaquer l'hydre par la tête, et d'éloigner le Grand-duc Constantin de l'armée. — Je fus chargé de la commission pénible de porter au Grand-duc la lettre qui l'informait de cette nécessité. J'avais l'ordre de ne quitter son quartier général qu'après l'avoir vu monter dans sa calèche de voyage, et d'en faire immédiatement mon rapport."

„Le colonel Olsouwieff fut le seul de la suite du Grand-duc qui eût l'honneur de l'accompagner, toute sa maison et son état major restèrent à l'armée."

„Le général Yermoloff, ayant perdu par ce départ inattendu son principal appui, commença dès-lors à faire le chien couchant. Tous ces messieurs sentirent qu'un homme qui avait eu l'énergie de renvoyer de l'armée le frère de l'Empereur, ne ferait pas beaucoup de façons avec les autres.")

In der Armee wurde von den zahlreichen — oder zahlloſen — Gegnern Barclay's die Kunde verbreitet: der Großfürſt eile zum Kaiſer nach Petersburg, um die Abſetzung des unſeligen Feldherrn zu bewirken, der den Feind ungeſtraft ſo weit in das Innere des Landes vordringen laſſe; — Bennigſen reiſte in der That nach der Hauptſtadt, um an dem Sturz des Feldherrn zu arbeiten; außer dem Großfürſten, deſſen man vollkommen gewiß ſein konnte, ſchrieen zu Petersburg auch alle die unnützen Flügeladjutanten, die Barclay unter allerhand Vorwänden weggeſchickt hatte, Wehe! über ihn und den

Rückzug, — und zu gleicher Zeit wurde der Kaiser förmlich überschüttet mit Briefen von Yermolow, Bagration, St. Priest und Anderen, die alle Barclay als unfähig oder als Verräther, und den Gang der Ereignisse als Verderben drohend schilderten.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir nun auch Sir Robert Wilson's gedenken, der auch unmittelbar nach der Schlacht bei Smolensk die russische Armee verließ, um nach Petersburg zu reisen. In seinem Tagebuch lesen wir (S. 151) die bedenkliche Notiz, daß er ein Empfehlungsschreiben Barclay's mitgenommen habe — und den Auftrag der gesammten Armee, dem Kaiser „die ganze Wahrheit" zu sagen.

In seiner Geschichte des Feldzugs giebt er scheinbar näheren Aufschluß über die etwas zweideutige Natur seiner Sendung; er giebt nämlich vor, sein Auftrag seitens der russischen Generale sei gewesen, dem Kaiser auf das dringendste vorzustellen, wie nothwendig es sei — den Reichskanzler Rumänzow zu entlassen!!!

Bei der moldauischen Armee, an der er vorübergereist war, kannte man die Intriguen, durch welche Rumänzow den Abschluß des sehr nothwendigen Friedens mit der Türkei thörichter Weise hingehalten hatte — und daß man sich in dem Hauptquartier dieser Nebenarmee sehr ungehalten über den Kanzler aussprach, ist wahr.

Bei der Hauptarmee dagegen gedachte man dieses Herrn sehr wenig oder vielmehr gar nicht; man war in leidenschaftlicher Weise mit Dingen beschäftigt, die sehr viel näher lagen; alle Intriguen, alle Wühlereien waren ausschließlich gegen Barclay gerichtet. Ohne allen Zweifel war Sir Robert's Auftrag, auch bei dem Kaiser gegen diesen General zu wirken. Zwanzig Jahre später, als er seine Geschichte schrieb, fand er es nicht gerathen einzugestehen, daß er sich hatte in thörichte und zum Theil nicht sehr ehrenhafte Intriguen verwickeln und als Werkzeug gebrauchen lassen; — da schob er den weit hergeholten Namen Rumänzow's ein — der die Armee und ihn selbst sehr wenig anging, — und, wie bekannt, auch ganz unangefochten in seiner Stellung blieb.

Herrn v. Smitt's eigene Arbeiten gehen nicht weiter als bis auf die Gefechte um Smolensk — doch aber enthält sein Werk auch für die Geschichte des ferneren Feldzugs, bis zu dem Augenblick wo Barclay die Armee verließ, sehr werthvolle Beiträge. Vor allen ist

hier die geheime Denkschrift vollständig übersetzt, die Barclay unmittelbar nachdem er das Heer bei Tarutino verlassen hatte, an den Kaiser richtete, um sich zu rechtfertigen. Wir hatten sie zwar im Leben Toll's als eine Hauptquelle fleißig benutzt, aber es ist doch etwas Anderes und von Interesse, eine solche Quellenschrift im Zusammenhange vor sich zu sehen.

Sehr deutlich tritt uns in diesem Bericht die zerfahrene Planlosigkeit entgegen, mit welcher der Feldzug von Seiten der Russen während dieser Periode geführt wurde. Sie war zum Theil dadurch herbeigeführt worden, daß die Großartigkeit der Verhältnisse und Ereignisse alle Voraussetzungen, Alles, worauf man vorbereitet war, bei Weitem überflügelt hatte; daß man alle früheren Plane hatte aufgeben müssen, und stets mit dem Nächsten beschäftigt, bei der fortwährenden Zwiespältigkeit des vielköpfigen Raths nicht dazu gelangte, neue umfassende Pläne festzustellen. Es war dem Zustand kaum abzuhelfen, da der Kaiser, ohne dessen Sanction nichts beschlossen werden konnte, was sich auf das Ganze des Kriegs bezog, die Armee verlassen hatte, ohne einen anderen Beschluß zurück zu lassen, als daß die beiden Heere unter Barclay und Bagration sich wo möglich vereinigen sollten — seitdem aber, fern vom Rath der Feldherren, in Petersburg weilte. — Gesteigert wurde dann die Zerfahrenheit, wie gesagt, dadurch, daß im Hauptquartier die leidenschaftlichste Aufregung herrschte und die seltsamsten, nicht sehr ehrenhaften Intriguen sich kreuzten.

Sie würde noch greller hervortreten, wenn Herr v. Smitt die tägliche Correspondenz Barclay's mit dem Kaiser und mit Bagration hinzugefügt hätte.

Die Standhaftigkeit des Kaisers Alexander ist vielleicht um so höher anzuschlagen, da er auf solche Ereignisse — auf den Krieg so tief im Innern des Landes, auf den Verlust von Moskau ganz und gar nicht vorbereitet war. Aber er hatte schon angekündigt und wiederholte, wenn das Unglück auch noch größer würde, ja wenn er bis Kasan fliehen müßte, würde er nicht nachgeben.

Die Abschrift, nach welcher Herr v. Smitt Barclay's Denkschrift übersetzt, scheint nicht ganz frei von Fehlern zu sein. In Folge dessen wäre auch in der Uebersetzung einiges zu rügen — doch meist von untergeordneter Bedeutung. Es will z. B. wenig sagen, daß nach der Uebersetzung Barclay's Urtheil über Yermolow dahin lautet, daß dieser

„ein Mann von Fähigkeiten, nur falsch und intrigant" sei, während der russische Text ihn außerordentlich oder im höchsten Grade falsch und intrigant nennt.

Etwas weniger vielleicht kommt Barclay's eigentliche Meinung über die Leute an der Stelle der Uebersetzung zum Vorschein, wo von Kutusow's Günstlingen die Rede ist. Obenan unter diesen nennt Barclay den Fürsten Kudaschew; dann folgt der Oberst Kaissarow, „welcher da glaubte, als Favori und Vermittler ein nicht minderes Recht zur Befehligung der Armee zu haben".

Das russische Wort, dessen sich Barclay bedient, ist „swodnik", und das heißt ganz einfach „Kuppler". — Worauf sich diese wegwerfende Bezeichnung bezog, das wußten die Eingeweihten des russischen Hauptquartiers recht gut. Der alte Kutusow hatte nämlich zwei blühende junge Mädchen, als Kosacken-Knaben verkleidet, bei sich. Das gab Veranlassung zu manchem Spott, da angenommen wurde, daß der allerdings etwas unsaubere alte Herr die beiden Mädchen zur Befriedigung einer ohnmächtigen Lüsternheit bis an den Rand des Grabes mit sich herumschleppe; — von ärztlicher Seite ist uns dagegen versichert worden, daß Kutusow, im Bewußtsein seiner körperlichen Hinfälligkeit, zwischen den beiden Mädchen zu schlafen pflegte, dem alten Wahn gemäß, in der Hoffnung sich dadurch einige Lebensfrische anzueignen. Wie dem auch sei, der Oberst Kaissarow hatte sich zum Reisemarschall der beiden Schönen hergegeben, und auf diesem, jedenfalls nicht militairischen Verhältniß schien der Einfluß zu beruhen, den er übte.

Auch an der Stelle, wo Barclay von den endlosen Intriguen spricht, mit denen er zu kämpfen hatte (S. 496), folgt die Uebersetzung dem russischen Text Barclay's nicht ganz genau. Der General sagt nämlich, daß Ränkesucht und Parteigetriebe, die sich in der Armee kund gaben, gleich den verdammenden Urtheilen und bösen Gerüchten, die in Petersburg geflissentlich verbreitet wurden, mit der Vereinigung der beiden Armeen ihren Anfang nahmen. Der näher bestimmende Zwischensatz: „die sich in der Armee kund gaben", ist in der Uebersetzung ausgefallen.

Da wo von dem Rückzug der russischen Armee durch Moskau — nach der Schlacht von Borodinó — die Rede ist, läßt Herr v. Smitt den General Barclay sagen: „Der Abmarsch geschah in der besten

Ordnung". — Der ruſſiſche Text, der vor uns liegt, beſagt aber im Gegentheil: „Der Rückzug wurde nicht in der beſten Ordnung ausgeführt", — und wer einen Blick auf die nächſtfolgenden Zeilen wirft, wird ſich wohl überzeugen, daß unſere Lesart die richtige iſt. Denn Barclay erzählt da, daß die Truppen keine Wegweiſer hatten, daß keine Generalſtabs-Offiziere zur Stelle waren, daß die Ausbeſſerung der Brücken überall Stockungen veranlaßte, — kurz, daß die Armee wohl gar nicht aus Moskau herausgekommen wäre, wenn er nicht perſönlich die größten Anſtrengungen gemacht hätte. Auch iſt bekannt, daß trotz aller Anſtrengungen etwa 6000 ruſſiſche Soldaten ſich während dieſes Rückzugs plündernd in der Stadt verliefen und dann den nachrückenden Franzoſen als Gefangene in die Hände fielen.

Ueber die Veranlaſſung zu dem berühmten Flankenmarſch von der Straße nach Räſan auf die Straße nach Kaluga — dieſes ſtrategiſche Manoeuvre, das einen ſehr weſentlichen Einfluß auf das endliche Schickſal des franzöſiſchen Heeres übte, — bringt eine Anmerkung wichtigen Aufſchluß. Wir ſehen, daß dieſer Flankenmarſch zum Theil auch dadurch veranlaßt wurde, daß in Kaluga ſehr bedeutende Vorräthe aufgehäuft lagen, die leicht der franzöſiſchen Armee in die Hände fallen konnten, wenn die ruſſiſche auf der Straße nach Räſan blieb.

In Beziehung auf die bedeutendſten Perſönlichkeiten des Hauptquartiers hätte Löwenſtern — auch für den letzten Theil des Feldzugs — noch manchen charakteriſtiſchen Zug liefern können, wenn er in ſeinen Mittheilungen gegen Herrn v. Smitt weniger discret geweſen wäre. So erzählt er, in ſeinem Tagebuche, von Barclay's Abreiſe vom Heer: „Der General Yermolow, der die ganze Intrigue unter der Hand geleitet hatte, zeigte den lebhafteſten Schmerz; er küßte wiederholt Barclay's Schulter, und endlos floſſen ſeine Thränen. Dieſe Tartüffeſcene mißfiel ſehr und that dem General Yermolow großen Schaden. Die allgemeine Meinung iſt gerecht und ſtreng. Haßt, wenn Ihr nicht anders könnt, aber haßt wenigſtens mit offenem Viſir." (Le général Yermoloff, qui avait ourdi à la sourdine toute cette intrigue, montra la plus vive douleur; il baisa à plusieurs reprises les épaules du général Barclay; — ses larmes ne tarissaient pas; cette scène de Tartuffe déplut beaucoup, et fit grand tort au général Yermoloff. L'opinion est juste et sévère. Haïssez

si vous ne pouvez faire autrement, mais haïssez du moins à visage découvert.)

In Beziehung auf eine reiche französische Kriegskasse, die auf der Verfolgung eben Löwenstern selbst in die Hände fiel und in der darauf folgenden Nacht spurlos wieder verschwand, findet sich im Tagebuche eine zarte Andeutung, der zufolge es wohl der zunächst höher im Commando stehende russische General gewesen sein könnte, der diesen Schatz bei stiller Nacht in Sicherheit brachte.

Ueber die letzte Periode des Feldzugs giebt dann auch Sir Robert Wilson — nicht in seinem geschichtlichen Werk, wohl aber in seinem Tagebuch — einige nicht unwichtige Notizen.

Die militairischen Schriftsteller und Geschichtschreiber Frankreichs wiederholen beständig, daß Napoleon's Heer nur durch die Elemente besiegt worden sei; und um die Unfehlbarkeit des Feldherrn zu retten, der das Frostwetter der Wintermonate wohl hätte vorhersehen und in seine Berechnungen aufnehmen können, wird behauptet, ein ganz ungewöhnlich früher und strenger Winter habe im Jahr 1812 alle Berechnungen getäuscht.

Lange hat man das gelten lassen; wir haben in Toll's Leben darauf aufmerksam gemacht, daß Napoleon gerade im Gegentheil durch ungewöhnliche klimatische Verhältnisse begünstigt worden ist, wie er es gar nicht hoffen durfte; daß der Herbst des verhängnißvollen Jahres ein ganz ungewöhnlich milder war. Brachte doch erst die Nacht vom 6. zum 7. November den ersten Frost! — Auch Sir Robert bestätigt nun als unmittelbarer Zeuge, daß die milde Jahreszeit eine in Rußland ganz unerhörte war — a season unknown to Russia — und dasselbe sagt Löwenstern. Die Nacht nach der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz war (24. October) eine so milde, daß der hinfällige Kutusow sie im Freien zubringen konnte.

Besonders aber fiel dem General Wilson am Schluß des Feldzugs die bedenkliche Zerrüttung des russischen Heers, die Ohnmacht, der es in Folge seiner ganz ungewöhnlichen Verluste verfallen war, die Unmöglichkeit, in der sich Rußland befand, den Kampf allein mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen, sehr schwer auf das Herz. Sein Zeugniß, an Ort und Stelle in täglichen Notizen niedergelegt, ist hier von Werth, denn es zeigt, daß die Natur der obwaltenden Verhältnisse an Ort und Stelle nicht zu verkennen war.

So bemerkt Sir Robert schon am 17. Januar 1813, als Rußland eben seine Heere über seine Grenzen hinaus sendete in das feindliche polnische Gebiet, die Gelegenheit dem Krieg ein schnelles Ende zu machen, sei bei Krasnoi versäumt: „Jetzt haben wir Unternehmungen von zweifelhaftem Erfolg zu wagen. Wir haben nunmehr furchtbare Schwierigkeiten zu überwinden; und wenn sich Oesterreich nicht mit uns vereinigt, werden diese Schwierigkeiten, wie ich glaube, für Rußland allein unbesiegbar bleiben, — selbst unter geschickter Führung. Schon ist der Feind uns an Zahl überlegen" — und unter Kutusow's Führung scheint ihm dann die Sache vollends hoffnungslos.

Was wir in Toll's Leben von den Behelfen berichtet haben, zu denen man seine Zuflucht nahm, um die eigene Schwäche zu verbergen, als Warschau besetzt werden mußte, wird auch durch Sir Robert bestätigt. General Miloradowitsch und Baron Anstett empfingen den Magistrat von Warschau sehr gut, erzählt er: „Sie wichen mit großer Gewandtheit jedem Vorschlag aus Truppen in die Stadt einzuquartieren, was, die Wahrheit zu sagen, unserer Schwäche wegen nicht geschehen konnte."

„Den Besitz von Warschau verdanken wir lediglich der Diplomatie, denn die militairischen Mittel, die Stadt zu gewinnen, existirten nicht mehr seit dem verhängnißvollen Marsch von Minsk nach Wilna."

Seine Aufzeichnungen vom 5. Februar beweisen, daß man sich zu der Zeit der französischen Truppen wegen, die sich unter dem Vicekönig Eugen bei Posen versammelten, im russischen Hauptquartier große Sorgen machte — da fühlt denn auch General Wilson sein Herz sehr erleichtert durch die Nachricht, daß der König von Preußen das Bündniß mit Rußland unterschrieben habe. „Das ist ein sehr glücklicher Coup für Rußland," ruft er aus, „wir waren vollkommen erschöpft." — (It is a most fortunate coup for Russia. We were quite expended.)

Für die Ereignisse nach der Schlacht bei Borodinó und der Räumung Moskau's erwarten wir von Bogdanowitsch noch den einen und anderen Aufschluß, und namentlich daß er den neuen Operationsplan vollständig mittheilt, den der Kaiser Alexander gegen die Mitte des September hatte ausarbeiten lassen. Er ist sehr merkwürdig.

Durch Kutuſow vollſtändig getäuſcht, hielt nämlich der Kaiſer Alexander die Schlacht bei Borodinó für einen Sieg. — Herr v. Smitt macht zwar den Verſuch Kutuſow und ſeinen Bericht zu rechtfertigen; er meint, bei der erſten Armee habe man die Schlacht am Abend keineswegs für eine verlorene gehalten; auf die in der erſten Armee herrſchende Anſicht habe Kutuſow ſeinen Bericht gegründet und ihn abgefertigt, ehe ihm die Niederlage der zweiten Armee bekannt war, nicht in der Abſicht zu täuſchen, ſondern ſelbſt getäuſcht. „Alſo alle die höhnenden Ausfälle wegen ſeines erſten Berichts treffen ihn wenig."

Laſſen wir gelten, daß es ſich mit ſeinem erſten Bericht ſo verhielt, —: iſt dadurch etwa gerechtfertigt, daß er die Schlacht auch in allen folgenden Berichten — aus Nara vom 10., aus Borowskoi vom 16. und aus Krasnaia-Pochra vom 20. September — fortwährend einen Sieg nennt, und eben ſo in ſeinem Briefwechſel mit Roſtoptſchin, mit Wittgenſtein, mit Tormaſſow? — Daß er gar nichts that das Mißverſtändniß aufzuklären? — Waltete auch dabei keine Abſicht zu täuſchen?

Der Kaiſer war getäuſcht, hielt die Schlacht für einen Sieg — und ließ den Operationsplan entwerfen, demzufolge die Hauptarmee unter Kutuſow und die Seitenheere unter Wittgenſtein und Tſchitſchagow ſich ſchon am 22. October an der Bereſina vereinigen ſollten, um dort die letzten Reſte des bei Borodinó beſiegten napoleoniſchen Heeres von allen Seiten zu umringen und zu vernichten. — Buturlin und Danilewsky haben beide den Theil dieſes Operationsplans unterdrückt, der ſich auf das Heer unter Kutuſow bezog; natürlich weil darin vorausgeſetzt war, daß Napoleon vom Schlachtfelde aus gezwungen ſeinen Rückzug gegen Smolensk angetreten habe.

Von Bogdanowitſch erwarten wir, wie geſagt, daß er das merkwürdige und wichtige Aktenſtück vollſtändig mittheilt.

Je genauer wir dann ferner von der Lage der Dinge am Schluß des Jahres 1812 unterrichtet werden, deſto beſtimmter wird ſich ohne Zweifel beſtätigt finden, daß Rußland zur Zeit darauf angewieſen war durch Bündniſſe zu erſetzen, was ihm an eigenen Mitteln fehlte, um ſich den Erfolg des unerhörten Feldzugs als einen bleibenden ſichern zu können.

— — —

Nachschrift. Nachdem dieser Aufsatz geschrieben war, hat sich aus den späteren Bänden des Werks von Bogdanowitsch ergeben, daß der Theil des im September entworfenen russischen Operationsplans, der sich auf die Hauptarmee beziehen sollte, aus Rücksicht für den alten Kutusow, gar nicht schriftlich entworfen worden ist. Nur mündlich hat der Kaiser Alexander dem alten Feldmarschall seine „unmaßgeblichen Ansichten und Wünsche" mittheilen lassen, in Beziehung auf das, was die Hauptarmee thun solle.

Bis auf die allernächst vergangene Zeit herab wurde dieser Operationsplan im Wesentlichen dem Obersten Michaud zugeschrieben, neuerdings aber hat sich erwiesen, daß er nicht von diesem Offizier herrühren kann. Wer der eigentliche Autor war, ist unbekannt geblieben.

Was die Zerrüttung — man könnte fast sagen die Vernichtung — des russischen Heeres auf dem Winterfeldzug von Tarutino nach Smolensk betrifft, möge hier eine Notiz Platz finden, die ich erst nachträglich in meinen Aufzeichnungen wieder aufgefunden habe.

Das Nowgorodsche Küraſſier-Regiment hatte in dem Treffen bei Krasnoe einigen, nicht an sich, wohl aber im Verhältniß zu dem damaligen Zustand des Regiments bedeutenden Verlust erlitten. Unmittelbar nach dem Treffen mußte der erkrankte Regiments-Commandeur den Befehl über das Regiment dem ältesten Stabsofficier, Major v. Kochius, übergeben.

Kochius hat mir selbst gesagt, daß das Regiment, in dem Augenblick, wo er es übernahm, nur siebenundsechzig Mann und Pferde zählte. — (Der Soll-Etat der vier Schwadronen war = 604 Mann und Pferde, ohne Ober- und Unter-Stab.)

Einen Augenblick hat mich der Gedanke beschäftigt, hier meine für die Petersburger Akademie der Wissenschaften geschriebene Kritik des Danilewsky'schen Werks vollständig einzurücken. Es schien mir das beinahe nothwendig geworden, durch die Art wie Fr. v. Smitt mit dem Aufsatz umgegangen war. Er hatte den Inhalt, oder was er dafür hielt, in einen Auszug zusammendrängen wollen, der dem Umfang nach nicht dem vierten Theile des ursprünglichen Textes

gleich kommt, und er hatte ihn bei dieser Operation, wie mir wenigstens scheinen wollte, eigentlich in den wesentlichsten Beziehungen verstümmelt. Ich wußte in Smitt's Auszug den leitenden Gedanken, den inneren Zusammenhang meines Aufsatzes nicht wieder zu finden.

Indessen, nachdem ich jetzt, nach vierzig Jahren, diesen Aufsatz wieder überlesen habe, scheint es mir doch nicht der Mühe werth, ihn drucken zu lassen. Seine eigentliche Bedeutung lag darin, daß er 1839 in Petersburg und zum Gebrauch der Akademie der Wissenschaften geschrieben wurde, als dort niemand gerathen finden wollte, der Katze die Schelle anzuhängen. Ich hatte mich darin bemüht weierlei nachzuweisen: die Unwahrhaftigkeit Danilewsky's, und den Mangel an Fachkenntnissen, an militairischer Einsicht, der es ihm in der That unmöglich machte, den Gang eines Feldzugs, überhaupt kriegerische Ereignisse, in irgend genügender Weise zu berichten. Ich hatte mich bemüht darzuthun wie vielfach er absichtlich und mit Berechnung die Wahrheit verleugnet, und wie ihn dann auch der Mangel an Kenntnissen und an Kritik gar oft irre führen; wie er, einerseits, um an maßgebender Stelle zu gefallen, kleinen Exercir-Künsteleien eine Wichtigkeit beilegt, die sie im Kriege nicht haben, und andererseits die wichtigsten Einzelnheiten mit Stillschweigen übergeht, weil er kein Verständniß dafür hat, welchen Einfluß sie auf den Erfolg üben, so daß seine Darstellungen der Gefechte — oder z. B. der Gewaltmärsche vermöge welcher es den Generalen Dochturow und Dorochow gelang dem Feinde zu entgehen, als sie in Gefahr schwebten abgeschnitten und umringt zu werden — selbst abgesehen von der geflissentlichen Unwahrhaftigkeit, zu leeren rhetorischen Amplificationen werden, die gar keinen Werth haben.

Das Alles zu wiederholen ist jetzt nicht mehr nöthig. Es lohnt in der That der Mühe nicht mehr von Danilewsky und seinem Werk zu sprechen, besonders seitdem die russische Regierung selbst den einst gefeierten Mann hat fallen lassen, wie das sehr entschieden dadurch geschehen ist, daß sie den General Bogdanowitsch beauftragt hat, die Geschichte des merkwürdigen Jahres 1812 von neuem zu bearbeiten.

Noch einmal von Danilewsky zu sprechen, kann ich mir also erlassen, und was meine Kritik zur Sache enthielt, zur Geschichte des russischen Operationsplans, der Schlacht bei Borodinó u. s. w. — das habe ich seither anderweitig verwerthet.

Dagegen möge hier Löwenstern's offener Brief an Danilewsky stehen. Nicht daß er von sehr tiefgehender Bedeutung wäre, — aber es spiegelt sich darin die Stimmung, in der Danilewsky's Werk in der petersburger vornehmen Welt aufgenommen wurde. Man konnte da gewahren was so so oft in der Welt vorkommt: niemand wollte dem Begünstigten des Kaisers offen in den Weg treten, niemand wollte ihn entlarven — Alles schien vielmehr den General zu feiern und ihm zu huldigen — aber hinter seinem Rücken ließ sich manche beißende Bemerkung vernehmen, besonders von Seiten Derjenigen, die sich selbst oder ihre Angehörigen in seiner Geschichte der Jahres 1812 mit Stillschweigen übergangen, und dagegen Andere, notorisch unverdienter Weise, verherrlicht sahen. Man huldigte selbst dem General — hätte sich aber sehr gefreut, wenn irgend ein Anderer ihm demüthigende Wahrheiten sagen wollte.

Außerdem hat auch der Kaiser Nicolaus diesen Brief Löwenstern's gelesen, so gut wie die beiden ausführlichen Kritiken der Geschichte Danilewsky's — hat sich aber auch über diesen Brief nie mit einem Wort geäußert — und wurde auch, wie gesagt, durch alle diese Schriftstücke nicht bewogen, den General Danilewsky weniger zu begünstigen oder auszuzeichnen.

Löwenstern glaubte sich, als ehemaliger Adjutant Barclay's, seines Feldherrn annehmen zu müssen, und schrieb wie folgt:

St. Pétersbourg ce 18. Septembre 1839.

Vous me demandez, mon cher général, mon opinion sur votre ouvrage!

J'aurais préféré vous la donner au coin de votre feu, bien comfortablement établi, en fumant le sociable cigarre — mais soit paresse ou maladresse, je n'ai pu encore trouver le moment heureux de vous rencontrer: cependant pour ne pas perdre du temps, je vous envoie mon opinion par écrit.

Ce ne sera, ni une analyse minutieuse, ni une critique; vous ne lirez que mes impressions écloses à l'heure même de la lecture de votre si intéressant ouvrage; ce ne seront que des éclairs, mais sans tonnère, sans orages et sans sinistres.

Votre ouvrage, qui a demandé un travail préliminaire aride, que peu de vos lecteurs se donneront la peine d'apprécier, a cet

incontestable mérite, que plus on avance dans la lecture, et plus l'intérêt augmente.

Vous vous êtes fait le Plutarque de Koutouzoff, et je crois que vous avez opéré comme je suppose que Plutarque procédait en créant ses grands hommes: il cumulait les mérites, les qualités et les vertus de quelques individus sur la tête d'un seul, et les livrait habillés ainsi à la postérité!!! —

Vous venez d'élever à Koutouzoff un monument pyramidal! le bronze devant l'Église de Kazan n'est qu'une louange morte; la votre est vivante.

Vous parlez de l'Empereur Alexandre avec feu, entrainement, élan, et votre éloge est basée sur des faits et des documents, de sorte que la conviction et la foi doivent, pour ainsi dire, entrer à vos lecteurs par tous les pores. Cet éloge ne laisse rien à désirer; il faut le lire souvent et le méditer, attendu qu'il est palpitant de justice, de précision et de force sur tous les points, et qu'il entraine irresistiblement la confiance et l'admiration.

Il faut vous savoir gré d'avoir consacré vos veilles à populariser des souvenirs qui, en les appliquant à l'avenir, doivent fournir une mine féconde d'exemples à suivre.

Vous parlez avec grand succès à l'intelligence la plus exigeante, en indiquant les positions des armées avant le combat, le but de la lutte, ses incidents et ses résultats: vous développez tout cela avec une précision admirable, on vous suit dans votre narration avec un véritable battement de coeur, car ce que vous dites est chaud, vivant.

Si des erreurs se sont glissées dans les détails des opérations, vous les aurez probablement puisées dans les documents officiels, qui, comme tout le monde le sait, se redigent souvent après coup et restent quelquefois à coté de la vérité!!! — J'ignore si, comme historien ex officio, vous pouviez éviter ces écueils.

Vous êtes peut-être trop sobre, en ne rappelant que très rarement les actions d'éclat particuliers. L'armée vous aurait su gré de ces détails parce qu'elle sait mieux que vos autres lecteurs, combien un ouvrage comme le vôtre, aurait pu relever de l'oubli des noms injustement ignorés, et auxquels il n'a souvent

manqué que des proneurs, lesquels constituent aussi une de ces bonnes chances aveuglément distribuées par la partialité du hazard.

Votre cadre était ou trop resserré, ou trop vaste, pour en faire un livre d'annecdotes militaires, je le conçois parfaitement, mais il y a des actions qui eussent mérité d'y figurer, car des résultats importants s'y rattachaient, et sous ce rapport, permettez-moi de vous le dire, vous avez été plus courtisan qu'historien, par suite votre ouvrage a pris toute la couleur contemporaine, et on s'apperçoit qu'au bout de votre plume vous venait souvent la réflexion que tout le monde n'était pas mort encore!!! —

La vérité percera malgré tout, cher général, l'action d'éclat du chevalier d'Assas n'a été relevée que cinquante ans après sa mort glorieuse. Il se trouva un généreux et loyal historien pour faire revivre de ses cendres, cette belle action qui avait été attribuée à un favori de Mme. de Pompadour.

Je ne discuterai point avec vous, mon cher général, sur la position et le rôle que vous accordez au général Barclay de Tolly: les débris des vieilles bandes de l'armée de l'année de 1812 existent encore et jugeront!!! — Ils jugent déjà.

Cependant lorsqu'il s'agit des mouvements et contremarches inutiles de Roudnia, vous devenez réellement historien scrupuleux, car vous infiltrez à vos lecteurs la conviction, qu'en ce moment Barclay n'était pas à la hauteur de sa situation.

Vous agissez de la même manière vis-à-vis de l'Amiral, à l'occasion de la Bérézina! — Pourquoi ne pas avoir appliqué à tous cette impartialité?? Le rôle de l'historien est si beau lorsqu'il reste juste et sincère!

Je suis convaincu, et en ceci d'accord avec vous, que Koutouzoff était le seul homme de l'armée, qui osât prendre sur lui de livrer Moscou! avoir eu ce courage d'assumer cette grande responsabilité, voilà à mon avis son plus grand mérite! Moscou sacrifiée, la Russie fut sauvée et l'Europe avec elle!!!

Koutouzoff était, par la pensée, assurément supérieur à tous ceux qui composaient alors les sommités de l'armée! mais pour tout ce qui était action, il était, comme vous le savez très-bien,

à peu prés nul. Son système tant vanté de construire des ponts d'or à l'ennemi, n'était que la suite de son inaction; son grand age et ses infirmités en étaient la cause.

Je crois, sans faire du tort à qui que ce soit, que si Barclay avait été en position d'apporter à Koutouzoff l'appui de son activité, les résultats n'auraient pas été plus miraculeux, mais que l'armée aurait cueilli plus de gloire.

En lisant avec attention votre ouvrage, et si l'on oublie qu'on a personnellement assisté à tous événements, on est désagréablement frappé de voir tous ces corps d'armée ennemis s'échapper les uns après les autres. Pas un maréchal n'est fait prisonnier, et tous devaient l'être. Le seul bâton de l'un d'eux est pris et encore le trouve-t-on dans sa voiture! Il ne tombe entre nos mains que des agonisants, exténués de faim de froid et de fatigues.

Le Vice-Roi, Davoust, Ney échappent!!! — et puis la Bérézina? il y a de quoi rougir de dépit, pour ne pas dire de honte! *) Vous comme historien, vous avez dû vous trouver bien embarrassé!

Les hésitations de Wittgenstein, les fautes de Tchitchagoff ont été très-bien déroulées à nos yeux, ne croyez-vous pas que les lenteurs de Koutouzoff auraient aussi mérité quelques lignes?

Quelle a dû être la pensée de l'Empereur Alexandre, en voyant son beau plan d'opérations, porté par l'intelligent et hardi Czernyscheff d'une armée à l'autre, estropié de cette manière.

La marche lugubre de l'armée française. manquant de tout, luttant contre tous les fléaux qui peuvent accabler l'espèce humaine, a été décrit par vous de main de maitre.

Koutouzoff était admirable de patience et de modération pendant ses grands succès; sa pensée était toujours forte et grande, mais ce qu'il y a de particulier, c'est que si pendant notre retraite et nos revers, l'exécution était parfaite, lors de nos grands succès, elle devenait parfois très-blamable.

Platoff, qui par l'armement spontané de toute la population

*) Diese allerdings etwas gewagten Worte, wurden in späteren Abschriften gemildert, und lauteten einfach: il y a de quoi rougir de rage.

du Don, était bien digne d'occuper une belle page dans votre histoire, gâte tout ensuite par son incapacité comme général! — Le prince-maréchal, avec son esprit supérieur, aurait dû le mieux juger, le garder auprès de sa personne, et ne pas paraliser l'action de 10 à 12 régiments de cosaques, que Platoff ne sut jamais convenablement utiliser.

Il laisse échapper Napoléon à Maloi-Jarosslavetz, et Ney après son passage du Dnieper. La prise du premier n'aurait été que l'effet du hazard qui jeta l'homme du siècle au milieu des Cosaques, mais Ney tout gélé, ayant été écrasé déjà par Miloradovitch, sur le chemin de Krasnoje, ne devait pas lui échapper.

Le cosaque rusé n'avait pas sérieusement envie de mordre, et au grand quartier-général on n'était pas à même de contrôler les actions; les rapports pompeux et les trophées incroyables qu'on n'avait qu'à ramasser sur les routes, répondirent à toutes les exigeances du grand quartier-général.

Davoust et le Vice-Roi ne devaient pas non plus échapper! — C'est Miloradovitch qu'on accusa, mais le blame doit tomber seul sur Koutouzoff, puisque vous lui reportez exclusivement toute la gloire de cette mémorable campagne!!!

Miloradovitch, beau, superbe, brillant un jour de bataille, affrontant les périls en se dessinant, fut forcé de céder à l'opinion de Koutouzoff, qui voyait dans chaque troupeau (de) français gélé et à demi anéanti, des colonnes de la vieille garde et Napoléon partout!!!

Les chefs en second de l'armée, pour complaire à Koutouzoff ou par conviction, ne voulurent ou ne surent pas comprendre, que nos succès étaient arrivés à ce point d'être en ascension sans sphère! (?) — on n'avait qu'à vouloir, à agir et à enterrer l'armée française tout entière.

Comment se fait-il que vous n'avez pas trouvé une petite place pour le général de Toll? était-il donc si insignifiant alors??? —

Dans votre histoire vous ne faites presque pas mention de lui, et vous apprenez à l'armée surprise, à l'Europe même, le

nom jusqu'à présent inconnu du général Wistitzky à qui vous accordez la bésogne du jeune et vaillant Toll!!!

N'avez-vous pas trop abusé de votre pouvoir de faire ou d'étouffer des réputations???

J'aurais encore désiré ne pas voir commenter les expressions par écrit, d'un vieux et célèbre serviteur, datées de Boukarest en 1811. La flatterie y est trop flagrante, et n'a assurément pas dû plaire dans le temps à celui qu'elles concernaient. Elle rappelait trop la malheureuse phrase dite à Austerlitz.

Mais trêve de critique, je n'en ai pas eu l'intention, je n'ai voulu faire que des observations, car la critique est aisée, plus difficile est de mieux faire.

Récapitulons ce qui est surtout admirablement dépeint dans votre ouvrage: c'est le patriotisme, l'élan, les sacrifices immenses et spontanés, l'amour pour le Souverain et le sentiment religieux de toute la nation Russe: c'est du sublime, c'est beau, c'est admirable, touche et gonfle le coeur. On est fier d'être Russe.

Vous serez lu avec grand intérêt et reconnaissance dans les provinces, car chacune a pris sa part dans cette lutte gigantesque.

Le temps avait effacé de la mémoire leur dévouement, leurs sacrifices et leurs souffrances! Il était juste, il était honorable qu'un écrivain habile s'emparat de cette matière, et vous l'avez fait avec le plus grand succès.

Un peu moins de partialité et un peu plus de justice rendue à des noms qui vous déplaisaient, votre ouvrage serait complet et ne laisserait rien à désirer.

Löwenſtern hatte dieſen Brief natürlich nicht unmittelbar ſelbſt in den Petersburger Salons in Umlauf geſetzt. Er hatte ihn dem General Danilewsky zugeſendet, als wäre er lediglich für den geſchrieben, und nebenher nur einigen Freunden gezeigt — bald wurde er dann von bedeutenden Männern um Abſchriften gebeten — und damit war die beabſichtigte Publicität erreicht. —

Danilewsky glaubte dazu nicht ſchweigen zu dürfen, er ſchrieb, ebenfalls in franzöſiſcher Sprache, eine umfangreiche Antwort, die er denn auch ſeinerſeits in der Petersburger vornehmen Welt in Umlauf ſetzte. Er ſprach darin mit größter — ironiſcher — Anerkennung von Löwenſtern's „geiſtreichem" Brief, der ihm immer ein ſehr

werthes Andenken bleiben werde — die Vertheidigung des eigenen Werks aber, konnte natürlich nicht anders als schwach und lahm ausfallen.

Den Vorwurf der Parteilichkeit in Beziehung auf gewisse Persönlichkeiten sucht Danilewsky dadurch abzulehnen, daß er erklärt, er schreibe für die Nachwelt, und müsse die Dinge im Großen und Ganzen behandeln, wie die Nachwelt sie sehen werde. Die Nachwelt werde in den Ereignissen des Jahrs 1812 nur drei maßgebende Factoren sehen und anerkennen: den Kaiser Alexander, das russische Volk und Kutusow! — Alles Andere, alle Nebenpersonen — Befehlshaber der Seitenheere und Heertheile, Chefs des Generalstabs, General-Quartiermeister „e tutti quanti" verschwinden unfehlbar in der Unermeßlichkeit der Ereignisse. — So erinnere man sich, in Beziehung auf die Schicksale Rußlands im Jahr 1612, nur dessen, daß der Fürst Posharsky damals das Reich gerettet habe, und niemand frage wer dessen General-Quartiermeister gewesen sei. Da er — Danilewsky — in solcher Weise „à la hauteur de la postérité" Stellung genommen habe, könne er natürlich nicht untergeordneten Persönlichkeiten zu liebe schreiben. Ausdrücklich an Toll erinnert, bemerkt er daß er dessen an einer Stelle gedacht habe — und das sei Alles was ein Oberster irgend verlangen könne. — Daß in seinem Werk gleichwohl eine Menge untergeordneter Persönlichkeiten verherrlicht sind, aber vorzugsweise solche, die inzwischen zu einflußreichen Stellungen gelangt waren und von denen man etwas erwarten durfte — das übergeht Danilewsky in diesem Zusammenhang mit Stillschweigen.

Der Bemerkung, daß Barclay an Kutusow's Stelle die Gunst der Umstände bei Wiäsma und Krasnoie mit ganz anderer Energie benützt haben würde als geschehen ist, begegnet Danilewsky mit der ausweichenden Antwort, daß er Geschichte schreibe, nicht Hypothesen erörtere. Seine Aufgabe sei zu erzählen was geschehen, nicht zu erörtern was unter diesen oder jenen Bedingungen hätte geschehen können. Sarkastisch fügt er hinzu, er glaube die Niederlage des Feindes wäre allerdings noch vollständiger geworden, wenn der Erzengel Michael oder der Erzengel Gabriel an der Spitze der russischen Armee gestanden hätte!

Auch Platow werde von Löwenstern zu streng beurtheilt; man müsse die Dinge im Großen sehen; Platow habe die Gesammtheit der

Doni'schen Kosacken zur Erhebung in Waffen bewogen, das sei sein unsterbliches Verdienst; einige hundert Franzosen mehr gefangen zu nehmen, sei nicht der Mühe werth gewesen: „cette canaille crévait sans cela."

Zum Schluß beruft sich Danilewsky mittelbar — aber triumphirend — auf die Gunst des Kaisers, die ihm zu Theil geworden; daran soll der Kritiker erkennen wie ohnmächtig sein Tadel sei, wie wenig er den gefeierten Schriftsteller berühren könne. Er schließt nämlich mit den Worten: er kehre nun (im Geist) in die „Frimats" Finnlands zurück, im Auftrag des Kaisers damit beschäftigt, die Geschichte des Kriegs in diesem Lande zu schreiben, der dessen Eroberung herbeigeführt habe.

Löwenstern beendigte diesen Schriftwechsel durch einen abschließenden Brief in welchem er äußert, er spreche als Zeitgenosse, und für seine Zeitgenossen lebe man doch eigentlich; der Beifall der Nachwelt helfe einem zu gar nichts so lange man selbst hienieden auf Erden walle, und nachher möge die Nachwelt thun was sie wolle. General Danilewsky, der reale Vortheile zu schätzen wisse (vous qui aimez le positif) würde gewiß sehr unangenehm überrascht sein, wenn man ihn lediglich mit Anweisungen auf die Nachwelt abspeisen wollte.

Was die Verherrlichung gewisser, oft sehr unbedeutender Persönlichkeiten betrifft, überhaupt die Art und Weise wie Danilewsky seine Ruhmeskränze vertheilte, wäre noch eines kleinen Zwischenfalls zu gedenken, der in Petersburg, in den unterrichteten Kreisen, einen nicht geringen Grad von Heiterkeit hervorrief.

Zur Zeit als Danilewsky sein großes Werk schrieb, stand bei dem Kaiser ein General B. in hoher Gunst. Er war ein Mann von unbedeutender Herkunft, hatte es aber nach langem Dienst dahin gebracht, daß er eine Garde-Infanterie-Brigade kommandirte. Eigentlich war der Mann nichts weiter als ein guter Unterofficier — als solcher aber hatte er seiner Brigade alles was bei Ablösung der Wachen zu beobachten ist, die Handgriffe, und die taktischen Evolutionen, die sich auf einem wohl geebneten Casernenhof ausführen lassen, ganz unübertrefflich einstudirt. Der Kaiser hielt ihn sehr hoch, und eine Zeit lang war General B. ein großer Mann.

Er hatte auch den Feldzug 1812 als Subaltern-Officier mitgemacht, und im Lauf desselben, durch eine tapfere That, wie sie im

Bereich eines Lieutenants liegt, das Georgenkreuz 4. Klasse erworben.

Da nun der Kaiser das neu entdeckte militairische Genie in sichtbarster Weise auszeichnete, der gesammte militairische Hof mit großer Anerkennung von dem General B. sprach, zeigte sich auch Danilewsky von Feuereifer beseelt, die Heldenthaten die der ausgezeichnete Mann schon als viel versprechender Lieutenant verübt hatte, vor Mit- und Nachwelt in das rechte Licht zu stellen. Er fuhr wiederholt zu dem gefeierten General, und ließ sich alle Umstände des Ereignisses das ihm das Georgenkreuz eingebracht hatte, auf das genaueste erzählen; und dann erschien er wieder bei dem Helden, um den Bericht vorzulesen durch den er dessen Heldenthat in seinem Werk verewigen wollte; um sich des Beifalls und der Zustimmung des Gefeierten zu versichern.

Bald sollte sich aber die Scene gar seltsam verändern. Der Kaiser, darauf bedacht, das militairische Genie zu „pousfiren" wie man das nennt, wollte dem General B. bei den Feldmanoeuvren im Herbst, das Kommando eines der beiden gegen einander manoeuvrirenden Corps anvertrauen. General B., der die Tragweite des eigenen Geistes gar wohl kannte und sehr gut wußte, daß sie nicht über den Exercierplatz hinaus auf das Manoeuverfeld reiche, erschrack nicht wenig und suchte die hohe Ehre bescheiden abzulehnen. Er erklärte ganz einfach zu dergleichen sei er nicht zu brauchen; so weit reichten seine Fähigkeiten nicht. Der Kaiser suchte ihm Muth zu machen — er müsse nur Vertrauen zu sich selbst haben — übrigens, wenn ihm die Sache neu und ungewohnt sei, werde er selbst, der Kaiser, ihm helfen. Doch General B. war nicht zu ermuthigen. Als die Zeit der gefürchteten Manoeuvre herankam, meldete er sich krank.

Da war es um seine Größe geschehen! — General B. fiel um sich nicht wieder zu erheben. Vom Kaiser, und in Folge dessen von aller Welt vernachlässigt, sah er sich einige Zeit darauf veranlaßt seinen Abschied einzureichen.

Danilewsky's Werk erschien, und enthielt selbstverständlich nicht ein Wort über den General B. und dessen Thaten als Lieutenant. Danilewsky hatte die Seiten die seine hoffnungsvolle Vergangenheit verherrlichen sollten, sofort wieder gestrichen. —

Was General Knesebeck's Sendung nach Petersburg in den ersten

Monaten des Jahres 1812 anbetrifft, so sind wir jetzt durch Max Lehmann's und Max Duncker's Forschungen vollständig über deren Tragweite und Verlauf aufgeklärt, und wäre, was hier darüber gesagt ist, demgemäß zu ergänzen — wenn es sich an dieser Stelle nicht blos um die unziemliche und ungerechtfertigte Weise handelte, in der sich Herr v. Smitt über den preußischen Feldmarschall äußert.

VI.

Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland.

(1859.)

Der Krieg in der Krimm, dessen Gang alle Völker Europas mit größter Spannung folgten, weil man allgemein glaubte, daß er, in hartnäckigen Kämpfen unabsehbar verlängert, ganz unberechenbare Wechselfälle, vielleicht eine gänzliche Umgestaltung aller europäischen Verhältnisse herbeiführen müsse; — dieser großartige Krieg war kaum durch einen eiligen — vielleicht übereilten — Frieden überraschend geschlossen, als die allgemeine Aufmerksamkeit in eben so unerwarteter Weise auf das Innere Rußlands gelenkt wurde.

Der Kaiser Alexander II. sprach den Willen aus, der Hauptmasse seines Volks, dem leibeigenen Bauernstand, die Rechte persönlicher Freiheit zu verschaffen.

Ein so unerwartetes kaiserliches Wort konnte nicht verfehlen, die allgemeinste Ueberraschung hervorzurufen. Alle Welt gerieth in Erstaunen, und zwar um so mehr, je weniger die Zustände Rußlands und die Verhältnisse, die dort obwalten, genügend bekannt sind. Vielfach ist seitdem die bevorstehende Umgestaltung besprochen worden, aber überwiegend in solcher Weise, daß eben jene Unkunde, die Unbekanntschaft mit der wirklichen Sachlage, in Urtheilen und Rathschlägen auf das Entschiedenste hervortritt.

Selbst diejenigen, die das Beginnen des Kaisers mit einer gewissen Wärme loben, halten sich doch meist sehr im Allgemeinen, heben die edle Absicht hervor, und behelfen sich mit der Vorstellung,

daß die Freilassung der Bauern immer und überall einen Fortschritt im Sinn der liberalen Ansicht der Dinge bedeute: — mit der unbestimmten Voraussetzung, daß dem auch in Rußland so sein müsse und werde. Diejenige wohlbekannte Partei bei uns dagegen, die bisher gewohnt war in Rußland eine Art von conservativem Paradies zu sehen, und in seinem Kaiser den Hort und Schirmvogt einer Weltordnung in ihrem Sinn, beurkundet in ihren Zweifeln und Bedenken noch entschiedener eine wirklich seltsame Unkunde. Sie war gewohnt sich Träumen von patriarchalischen Verhältnissen hinzugeben, und aus vorausgesetzter väterlicher Fürsorge auf der einen Seite, und liebender, ja anbetender Hingebung auf der anderen, eine imaginäre Glorie rührender Dorfglückseligkeit um die rohesten Zustände der Leibeigenschaft zu weben. Wozu, wird von dieser Seite ängstlich gefragt, will man Verhältnisse muthwillig stören, die im Ganzen so befriedigend sind? Sollte auch hier und da nach zu helfen, sollten einzelne Uebelstände zu beseitigen sein: weshalb will man den conservativen Principien untreu werden, und sich auf unnütze und gefährliche, liberalisirende Experimente einlassen? Denn gerade wie ihre Gegner sprechen auch die Stimmführer der mittelalterlich gesinnten Ritter- und Junkerpartei unter uns von dem, was in Rußland beabsichtigt wird, als sei von einer That unbedingt freier Wahl die Rede; als wolle der Kaiser nach persönlicher Ansicht, oder bloß allgemeinen, abstracten Principien huldigend, etwas unternehmen, was er eben so gut unterlassen könnte.

Darin spricht sich der entschiedenste Irrthum in Beziehung auf die Beweggründe aus, durch die man sich in Rußland veranlaßt sieht, die bisherigen Bahnen zu verlassen: — ein Irrthum, wie er eben nur aus der gerügten Unbekanntschaft mit der wirklichen Lage der Dinge in dem großen Slawenreich hervorgehen kann.

Was in Rußland auf eine durchgreifende Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, ja der Grundlage des gesellschaftlichen Baues hindrängt, das ist kein bloßer kaiserlicher Einfall, keine Gefühlspolitik: — es ist eine sehr bestimmte, unabweisbare, in der That schon zu lange verkannte Nothwendigkeit.

Der unbefangene Beobachter konnte sich über diese Nothwendigkeit schon längst, schon fast seit einem Menschenalter nicht mehr täuschen.

Wenn ein Volk aus einem Zustand bloßen Vegetirens heraustritt, wenn sein wirkliches Leben beginnt, so regt sich dies in der Regel zuerst auf dem Gebiet seines religiösen Bewußtseins. Wer nun beachtete, wie das religiöse Leben des russischen Volks seit Jahren vielfach sich selbstständiger zu gestalten und einen wirklichen Inhalt zu gewinnen suchte, wie immer neue Secten innerhalb der Nationalkirche entstanden, und das Sectenwesen überhaupt, trotz der schonungslosesten Verfolgung unter dem Kaiser Nicolaus, von Jahr zu Jahr mächtiger heranwuchs: — dem konnte kein Zweifel darüber bleiben, daß die Zeit des gedankenlosen Ertragens herkömmlicher Zustände, bloß weil sie herkömmliche sind, auch in Rußland ihrem Ende nahe.

Noch lauter, oder vielmehr einem noch weiteren Kreise verständlich, sprachen die Bauernaufstände, die immer häufiger, immer leidenschaftlicher wurden — von denen aber so wenig wie von den schrecklichen Executionen, die darauf folgten, in den öffentlichen Blättern je die Rede sein durfte. Im Anfang der vierziger Jahre hörte der Verfasser dieser Zeilen den russischen Finanzminister Grafen Cancrin sagen, daß die Zahl der von ihren eigenen Bauern erschlagenen Grundherren im Laufe eines Jahres nicht weniger als zweiundvierzig betragen habe, und viele Herren waren ehrlich genug zu gestehen, daß sie nicht auf ihren Gütern, unter ihren Bauern, zu leben wagten. Wir könnten die Herren bei Namen nennen, wenn es darauf ankäme.

So hatte denn auch Kaiser Nicolaus selbst die Nothwendigkeit erkannt, eine wesentliche Veränderung dieser Zustände herbei zu führen. Sein Streben in dieser Beziehung bildet, wenn auch nur leise angedeutet, einen Gegensatz zu dem Gesammtcharakter seiner Regierung im Ganzen. Erschreckt durch die Ereignisse an dem Tage seiner Thronbesteigung, beherrscht durch diese Erinnerungen, durch die Besorgnisse, die aus ihnen hervorgingen, und die nie beschwichtigt, nie besiegt, durch sein ganzes Leben nachzitterten, die der innere, geheime Grund alles seines Thuns und Lassens wurden, hatte sich Nicolaus die unmögliche Aufgabe gestellt, nicht sein eigenes Land nur, sondern, um hier der Revolution desto sicherer Herr zu bleiben, auch das ganze übrige Europa in lebloser Stätigkeit auf Einem gegebenen Punkt festzuhalten; in einem unwandelbaren Zustand, den

er ziemlich willkürlich für den normalen erklärte. Wo die Welt bereits über diesen Punkt hinausgegangen war, sollte sie wieder dahin zurückgeführt werden. Hätte man ihn gehört, so wären die seltsamsten Kreuzzüge in diesem Sinn unternommen worden. Nur in Einer Beziehung, nur in dem, was die Lage der leibeigenen Bevölkerung in Rußland betrifft, war er geneigt eine Ausnahme zu machen. Gewiß wird niemand den Kaiser Nicolaus im Verdacht haben, daß er möglicher Weise in dieser Einen Beziehung von sentimentaler Gefühlspolitik beherrscht sein konnte, oder etwa vollends die Emancipation des Bauernstandes wollte, um dem Geist der Zeit in freisinniger Weise zu huldigen. Ein solches Streben konnte bei ihm nur Einen Grund haben: die, wenn auch vielleicht schwankende Einsicht, daß die Leibeigenschafts-Verhältnisse unhaltbar geworden seien, daß in ihnen der Grund innerer Schwäche des Reichs und die Elemente der furchtbarsten zukünftigen Umwälzungen lagen.

Nicolaus I. wollte demnach die Aufhebung der Leibeigenschaft herbeiführen: — aber es fehlte ihm der Muth, wirklich Hand an das Werk zu legen. Hier griffen dieselben Besorgnisse, die ihn überhaupt beherrschten, wieder in anderer Weise lähmend ein. Er glaubte sich in dieser Beziehung mit Argwohn überwacht und fürchtete, sich in dem russischen Adel, zumal unter den Großen, gefährliche Feinde zu erwecken. So versuchte er denn eben nur, sich mit vorsichtigen, kaum merklichen Schritten, einem besseren Zustand der ländlichen Bevölkerung allmählich zu nähern, und verordnete Eines und Anderes in diesem Sinn. In Einigem, besonders in dem, was aus Speransky's Rathschlägen hervorgegangen war, scheint wohl eine richtige Ansicht der Dinge durchzuschimmern, wenn diese auch wohlweislich nicht unumwunden ausgesprochen wurde: — aber es fehlte überall der rechte nachhaltige Ernst. Natürlich blieben diese Versuche, in schwankender Weise unternommen, ohne festen Entschluß, ohne bestimmtes Bewußtsein des Ziels, ohne entschiedene Energie des Willens, vollkommen illusorisch; es ging davon nichts in das Leben über; sie blieben ganz einfach unausgeführt, und änderten folglich schlechterdings nichts an den wirklichen Zuständen.

Endlich brach der orientalische Krieg herein; der Kaiser Nicolaus starb: — wir dürfen wohl sagen, er brach zusammen unter dem Gewicht der furchtbarsten aller Enttäuschungen. Schmerzlicher Erfah-

rungen nicht zu gedenken, die ihm die Politik eines Nachbarstaats bereitete, sah er sich auf das Bitterste enttäuscht in Beziehung auf die wirkliche Macht seines Reichs und den inneren Werth seines Heeres. Rußland hatte seine Gesammtmacht aufgeboten, um seine kostbarste Festung vor einem nicht allzu zahlreichen Feinde zu retten, und vermochte es nicht; nach kurzem Kampf ließ sich schon berechnen, daß die Hülfsquellen Rußlands bald gänzlich erschöpft sein würden; man sah bereits den Augenblick nah und näher heranrücken, wo das Land die Anstrengungen, die fort und fort gefordert werden mußten, nicht mehr werde leisten können. Und die Armee, an deren Spitze der Kaiser geglaubt hatte die Welt herausfordern zu können, vermochte sich mit keinem ihrer Gegner zu messen. Selbst nicht mit den gering geachteten Türken. Der Kaiser Nicolaus mußte sich gestehen, daß Alles, was den Stolz seines Lebens ausmachte, ein Wahn gewesen war, ein wesenloser Traum!

Personen, die dem russischen Hofe nahe stehen, behaupten — wir wissen nicht mit wieviel Grund — auf seinem Sterbebette habe der Kaiser Nicolaus seinem Sohn und Erben die Aufhebung der Leibeigenschaft zur unerläßlichen Pflicht gemacht. Es wäre das ein Beweis, daß ihm der Gang des Kriegs vollkommen klar gemacht hatte, wie unmöglich es sei, mit dem bisherigen System irgend weiter zu kommen in Rußland, und die Wendung seiner Ansichten zu entschiedener Bestimmtheit wäre dadurch beurkundet, daß er dem Sohn unbedingt zur Pflicht machte, was er selbst nie durchgreifend zu wollen gewagt hatte.

Freilich war die Lösung der schwierigen Aufgabe durch die neuesten Erfahrungen Rußlands wenigstens in Einer Beziehung erleichtert worden: — man durfte hoffen, daß derjenige Stand, der allein in Betracht kommen konnte, nicht mehr jeden Gedanken an eine Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse ganz allgemein und leidenschaftlich als einen Frevel zurückweisen würde; denn das durchaus unerwartete Ergebniß der Kämpfe an der Donau und in der Krimm hatte plötzlich auch ganz Rußland enttäuscht und ernüchtert.

Man erinnere sich nur, mit welcher überschwenglichen Begeisterung man dort in diesen Krieg eintrat; wie laut und hochtönend dem gesammten übrigen Europa angekündigt wurde, der Nationalsinn eines großen und jugendlich kräftigen Volks, eines Reichs von riesenhafter

Größe, sei in all' seiner Macht und Herrlichkeit erwacht, entschlossen, sein Gewicht und seine Würde geltend zu machen, vor keiner Anstrengung zurück zu beben. Man gedenke der Opferfreudigkeit, die sich überall in dem weiten Reiche kund gab; der begeisterten Reden und Verse, in denen eine unerschütterliche Ausdauer gefordert und verheißen wurde. Und dann rufe man sich in das Gedächtniß, wie überraschend schnell diese ganze schöne Begeisterung nach kurzem Kampf vollständig verraucht und verflogen war, wie schnell man in Rußland aus jenen Regionen der Ueberschwenglichkeit zur allernüchternsten Stimmung herabgesunken war, in der man meinte, es sei wohl das Beste, sich sobald als möglich, vermöge einiger Opfer, durch gleichviel welchen Frieden aus dem verdrießlichen Handel zu ziehen — selbst wenn Rußlands Ruhm und moralisches Ansehen nicht ganz unversehrt davon kommen sollte.

Woher dieser plötzliche Wechsel? — Er erklärt sich natürlich genug. Rußland war mit einer wahrhaft trunkenen Siegeszuversicht in den Kampf gegangen; mit einem Selbstbewußtsein, mit einer solchen Vorstellung von russischer Tüchtigkeit und Macht, daß man das ganze übrige, wie man meinte überlebte und kränkelnde Europa von nebelhafter Höhe herab tief unter sich zu sehen glaubte. Die Regierung selbst hatte Alles aufgeboten, um solchen Ansichten allgemeine Geltung zu verschaffen. Darüber, daß Rußland nur in Constantinopel und als Herr der Stadt, Frieden schließen könne und dürfe, waren alle Stimmen einig. Die Eroberung des türkischen Reichs in Europa stand außer Zweifel. Es waren die Gemäßigten, die sich mit einem solchen Erfolg begnügen wollten. Diejenigen, die eine richtigere Ansicht von dem zu haben glaubten, was Rußland vermag und sich selbst schuldig ist, hielten es für ganz unstatthaft, sich ohne die Eroberung des britischen Indiens zu beruhigen. Der Fürst Menschikow, sein Anhang, und was sonst ultra-nationalen Ansichten huldigte, viele Männer von Gewicht und Bedeutung, hatten ohnehin seit Jahren, so oft die Verhältnisse etwas gespannt wurden, sehr viel davon gesprochen, wie leicht es für Rußland sei, Englands Uebermuth am Indus und Ganges zu bestrafen.

Aber es giebt keine Lehren, die schneller und unbedingter Eingang fänden, als diejenigen, die man auf dem Schlachtfelde erhält. So gelangte man denn schnell genug zu der Einsicht, daß man dem

Feinde nicht gewachsen sei; in ganz Rußland verbreitete sich das unheimliche Gefühl, daß man an materiellen Mitteln der Macht, und an der Intelligenz, die sie zu leiten und zu verwenden weiß, zu weit gegen die Gegner zurückstehe, um bei fortgesetztem Kampf irgend auf bessere Erfolge hoffen zu dürfen. Nur gesteigertes Unheil war voraus zu sehen: darum ließ man sich nicht allein den Frieden, — einen ersten besten Frieden — gefallen, sondern auch das Verlangen nach Reformen, das vom Thron herab ausgesprochen wurde, fand ein lautes Echo im Lande, und durfte theilweise sogar auf Verhältnisse bezogen werden, die man bisher als ganz unantastbar betrachtet wissen wollte. „C'était une leçon!“ sagen jetzt die Russen, wenn sie von dem letzten Kriege sprechen, „c'était une terrible leçon!“ — und die Nothwendigkeit, dem Staat eine veränderte Grundlage zu geben, mußte jedem einleuchten, selbst wenn man den Staat nicht im Sinn der Alten als res publica auffaßte, nicht mit der Gesellschaft, sondern in der Art Ludwigs XIV. mit der Regierung und der Dynastie identificirte, und seine Bestimmung darin suchte, in Glanz und Macht nach Außen dazustehen. Denn unter dem Einfluß des bisherigen Systems war Rußland arm und unmündig geblieben; es war nicht dahin gelangt eine Macht zu entwickeln, die den von der Natur und der Geschichte des Reichs gegebenen Grundlagen möglicher Macht irgend entsprochen hätte.

Man erwäge nur! Selbst abgesehen von den öden Provinzen in Asien, die einen halben Welttheil bilden, ist das europäische Rußland ungefähr eilf Mal so groß als Frankreich; es ist zum großen Theil sehr fruchtbar. Die fruchtbarste Erde, die ohne alle Cultur, und wenigstens scheinbar unerschöpflich, willig die reichsten Ernten hervorbringt, die sogenannte „schwarze Erde“ (Tschernosiem), die am nördlichen Fuß der Karpathen beginnt, und sich durch Podolien, Wolynien und das mittlere Rußland bis an die Wolga hinzieht, bedeckt einen Landstrich, der anderthalb Mal so groß ist, als das gesammte Ländergebiet des deutschen Bundes. Das Land ist dünn bevölkert und zählt doch im Ganzen an sechzig, in Europa vierundfünfzig Millionen Einwohner. Und mit solchen Elementen des Wohlstands und der Macht vermag das Reich kaum ein Staatseinkommen aufzubringen, das einem Drittheil des französischen Jahresbudgets noch lange nicht gleichkommt!

Man darf dabei keineswegs an geringfügige Abgaben und die bequemen Verhältnisse eines patriarchalischen Zustandes denken; nicht voraussetzen, daß die Kräfte des Landes, in gewöhnlichen Zeiten gedeckt, außerordentlichen Ereignissen gegenüber entsprechende Anstrengungen zuließen. Im Gegentheil; die Abgaben werden drückend genug empfunden, und können sogar, selbst in gewöhnlichen Zeiten, nicht immer vollständig aufgebracht werden. Der Fall, daß nicht einzelne Theile des Reichs, ganze Provinzen, mit ihren directen Steuern um mehrere Jahre im Rückstand wären, möchte wohl zu den sehr seltenen Ausnahmen gehören. Auch kömmt kein solches Gnadenmanifest vor, wie sie bei Krönungen, der Geburt eines Prinzen, der Vermählung eines Thronfolgers u. dgl. üblich sind, das nicht ganzen Provinzen die rückständigen Steuern erließe. Der Staat findet es angemessen, bei solchen Gelegenheiten zu schenken, was er doch keine Aussicht hat, je wirklich einzutreiben.

Bedürfte es noch eines weiteren Exponenten der wirklichen Zustände, so wäre er in der Bewegung der Bevölkerung zu finden, die in Rußland, wo noch fruchtbare Wüsteneien, groß wie Königreiche, der ordnenden Menschenhand harren, langsamer vorschreitet als in den schon dicht bevölkerten Ländern des mittleren Europas. Sie nimmt im russischen Reich, wie bekannt, nur um 0,85 Procent jährlich zu, und Kundige sagen voraus, die nächste Revision (Volkszählung) werde ergeben, daß in den letzten zehn Jahren gar keine Vermehrung der Bevölkerung stattgefunden habe.

Was aber außerordentliche Anstrengungen dem russischen Reiche kosten, hat eben der Krieg gelehrt. Man vergleiche. Frankreich hat während des Kampfes seine Staatsschuld durch neue Anleihen um eine Summe vermehrt, die etwa $^1/_3$ seines Jahreseinkommens beträgt. Die Last ist nicht gering, doch wird sie ohne fühlbaren Druck ertragen, wie jeder bemerken muß, der sich in Frankreich umsehen will. England hat nur einer ganz unbedeutenden Anleihe bedurft, und die Kosten des Kriegs im Wesentlichen aus den laufenden Einnahmen bestritten — was ihm kein Staat in Europa nachmachen könnte. Rußland dagegen hat seine verzinsliche Staatsschuld um Summen vermehren müssen, die dem ganzen Betrag eines Jahreseinkommens wenigstens gleich kamen, es hat außerdem die Masse des circulirenden Papiergeldes ungefähr um das Doppelte dieses Betrags ver-

mehrt: — in solchem Maaße, daß der Stand der Geldverhältnisse schon gefährdet war, und in Folge dessen alle Operationen des Handels unsicher und bedenklich zu werden begannen. Ueberdies waren, wie wir noch beiläufig bemerken müssen, die südlichen Provinzen des Reichs, obgleich nur mittelbar von dem Kampfe berührt, auf Jahre hinaus zu Grunde gerichtet. Sie hatten ihr sämmtliches Zugvieh bei den immerwährenden Transporten verloren. Die Thiere waren gefallen. Außerdem sahen sich die Bauerschaften verarmt, weil im Drang der Umstände ihre Felder meist unbestellt geblieben waren. Im Ganzen erwiesen sich die Wunden, die der kurze Krieg dem Reiche geschlagen hatte, so fühlbar, daß die Steuern seit dem hergestellten Frieden ungefähr zwanzig Millionen Rubel Silber jährlich weniger einbringen, als vor dem Ausbruch des Krieges.

Woher dieser gewaltige Unterschied zu Rußlands Nachtheil? — Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß Rußlands Nationaleinkommen, das jährliche Ergebniß der Gesammtarbeit der ganzen Nation, trotz so vieler günstigen Umstände, ein ganz ungemein geringes ist. Und dies wieder rührt zum Theil unstreitig daher, daß der Leibeigene, der gezwungene Frohnarbeiter, wie die Erfahrung überall gelehrt hat, wenig arbeitet und schlecht.

Die Erscheinung, wie sie im Ganzen dasteht, findet sich natürlich auch in jedem Einzelnen wieder, und wird bestätigt durch jedes Einzelne, das man erforscht. So wird z. B. jedes Rittergut im nördlichen Rußland eigentlich mit Verlust bewirthschaftet. Das heißt: der jährliche Ertrag eines solchen Guts kommt dem Geldwerth der Arbeit, die auf seine Bestellung verwendet wird, bei Weitem nicht gleich, wenn diese Arbeit zu dem an Ort und Stelle landüblichen Preis bezahlt werden müßte. Von Zinsen des Betriebscapitals über den Preis der Arbeit hinaus, oder vollends von einer Grundrente, ist natürlich gar nicht die Rede. Der Verfasser dieser Blätter ist in dem Fall gewesen, das Gutsbesitzern in Rußland zu ihrem großen Erstaunen vorzurechnen: diese Art das ganze Verhältniß aufzufassen war ihnen neu; über das Ergebniß waren sie sehr verwundert; aber es lag so klar vor ihnen, daß nichts dagegen einzuwenden blieb.

Und dennoch fühlt der Bauer die Leistungen drückend genug, die dem Grundherrn so blutwenig eintragen. Welch' eine ungeheuere Masse von Werthen geht hier jedes Jahr vollständig verloren!

Das Bewußtsein verhältnißmäßiger Armuth und Ohnmacht, das so als neu hinzugekommenes, entscheidendes Element die unmittelbare Veranlassung gab, die bisherigen Bahnen zu verlassen, mußte um so schwerer in das Gewicht fallen, da kein Einsichtiger sich verbergen konnte, daß die Bedürfnisse der Regierung, die Forderungen die sie an das Land stellen muß, wenn sie anders ihre Weltstellung behaupten will, sich nothwendiger Weise in einer viel schnelleren Progression steigern, als die Production, das Nationaleinkommen, unter den gegenwärtigen Umständen gesteigert werden können; wohin sollte das führen?

Mit der Aufhebung der Leibeigenschaft mußte und sollte der Anfang der Neugestaltung des Reichs gemacht werden, denn in ihr lag die Hauptursache des Uebels. Aber wie sollte diese Aufhebung herbeigeführt werden? — Die Aufgabe ist in der That von entmuthigender Schwierigkeit!

Sie ist es vor Allem deshalb, weil die Grundeigenthums- und Hörigkeits-Verhältnisse sich in Rußland in durchaus anderer Weise entwickelt haben als im übrigen Europa, und in der That nur eine sehr schwankende Grundlage gewähren.

Die russischen Verhältnisse sind in neuerer Zeit durch Haxthausen's werthvolle Schriften bekannter geworden; man darf voraussetzen, daß sie dem deutschen Leser nicht durchaus fremd sind. Dennoch wird es nöthig sein uns die Hauptzüge zu vergegenwärtigen, um nachzuweisen, wie schwierig es ist, aus diesem seltsamen Labyrinth heraus den Weg in neue und bessere Zustände zu finden.

Wir müssen zuerst daran erinnern, daß die Gesammtmasse der Leibeigenen in Rußland zwei Menschenklassen umfaßt, die in Beziehung auf ihre Rechte und ihre Würde, wie auf die materiellen Bedingungen ihres Daseins, eine sehr verschiedene Stellung haben, oder doch haben sollten, obgleich die Grundherren vielfach mit Erfolg bemüht gewesen sind, die Grenzlinie, welche beide von einander scheidet, willkürlich zu verschieben oder ganz zu verwischen.

Die Eine Klasse besteht aus den Leuten, die nicht etwa thatsächlich nur, sondern nach den Bestimmungen des bestehenden Rechts das Haus- und Hofgesinde des Grund- und Leibherrn bilden. Sie sind wirkliche Knechte; die Nachkommen der Hausklaven, die wir in Rußland schon in den allerältesten Zeiten seiner Geschichte, wie in

den frühesten Tagen überall, wahrnehmen. Diese Klasse war hier gerade so wie bei anderen Völkern entstanden; sie hatte sich zuerst aus Kriegsgefangenen gebildet und wurde dann vermehrt durch gekaufte oder geraubte Sklaven, durch Leute, die sich in Zeiten der Noth der Dienstbarkeit ergaben. Das Gesetz unterscheidet sie noch heute als Hofsleute (dworowye Liudy) von den Bauern, und natürlich kann der Herr mit ihnen machen was er will, nur sie der Bauerschaft seines Gutes, der Dorfgemeinde einzuverleiben, und ihnen einen Antheil der Feldflur des Dorfs anweisen zu lassen ist er nicht berechtigt; sie gehören von Rechts wegen nicht dahin.

Die andere, natürlich weit zahlreichere, Klasse bilden dann die ursprünglich freien, nach und nach in Dienstbarkeit und Hörigkeit herabgedrückten, zuletzt, wie der technische Ausdruck des russischen Rechts lautet, an das Land „gefesteten" (Krepostnye, glebae adscripti) Bauerschaften. Jedes ihrer Mitglieder hat das Recht, einen vollen Antheil an der dem Dorf überwiesenen Feldflur als sein unbestreitbares und nie bestrittenes Geburtsrecht in Anspruch zu nehmen. Seine Lebensbestimmung ist, das Land zu bauen und dem Grundherrn dafür bäuerliche Dienste zu leisten oder bäuerlichen Zins zu zahlen. Ist der Herr nicht berechtigt, einen dem Hofgesinde angehörigen Knecht in die Dorfgemeinde zu versetzen, so kann er natürlich von Rechts wegen noch weit weniger befugt sein, einen Bauern aus der Dorfgemeinde herauszunehmen und in die Klasse der von den ältesten Zeiten her ganz seiner Willkür anheim gegebenen Klasse der Hofsleute zu versetzen. Eben so wenig ist es Rechtens, wenn der Herr einen Bauern gleich einem Sklaven einzeln verkauft, getrennt von dem Lande, das seine Arbeit befruchtet. Das Hofgesinde dagegen, die „Mannhäupter", die schon Jaroslaw's frühestes russisches Recht dem Nutzvieh gleichstellt, war von jeher, soweit die Geschichte Rußlands irgend hinaufreicht, ein in Sklavenweise verkäuflicher Gegenstand.

Aber „wer die Macht hat, der hat auch das Recht!" Dieser einer unerfreulichen Erfahrung entnommene Spruch ist nirgends so wahr als in Rußland. In so lobenswerth humaner Weise sich Alexander I. nicht selten über die bestehenden Verhältnisse geäußert haben mochte, so war doch nichts geschehen, den Bauern in seinen geringen Rechten zu schützen; es giebt gar keine Behörde, die den

Auftrag und die Befugniß hätte, sich seiner anzunehmen und der Willkür der Grundherren irgend eine Schranke zu setzen. So haben die Herren vielfach Bauern ohne Weiteres als Hofsleute behandelt und ausgebeutet; sie gleich solchen außerhalb der Gemeinde verpachtet, sie wie Sklaven einzeln, getrennt von ihrer Familie, verkauft. Es ist noch Schlimmeres geschehen. Man weiß von adeligen Damen zu erzählen, die eine sehr einträgliche, wenn auch sehr schimpfliche Industrie auf die Reize ihrer leibeigenen Mädchen gründeten und dazu eigene Häuser in den Städten einrichteten. Ein weitverbreitetes Unheil entwickelte sich in dem Maaße, wie die Fabrikindustrie zum großen Nachtheil der Leibeigenen im Lande an Ausdehnung zunahm. Viele Herren vermietheten Hunderte ihrer Leibeigenen, ohne Unterschied ob sie dem Bauern- oder dem Gesindestande angehörten, zur Arbeit in den Fabriken.

Nur in dem Bewußtsein des Landvolks selbst blieb der alte Standesunterschied unberührt, und er besteht auch vielfach als Thatsache, wenn gleich ohne alle und jede rechtliche Sicherung, bloß weil es eben nicht überall im Interesse des Herrn liegt, ihn aufzuheben, oder weil allerdings auch viele Herren billige Rücksichten nehmen, mehrere noch, und zwar die Vornehmsten und Reichsten, sich sehr wenig darum bekümmern, was ihre Bauern, wenn sie nur richtig zahlen, sonst noch daheim in ihrem Dorfe thun und treiben.

Sehr ungünstig aber haben sich die Verhältnisse des Bauernstandes dadurch gestaltet, daß zur Zeit als seine Hörigkeit begann, das Eigenthumsrecht an Grund und Boden noch sehr unvollständig entwickelt war, ja in den rohesten Anfängen lag. Dieser Umstand übt nachwirkend den entscheidendsten Einfluß bis auf die Verhältnisse der Gegenwart herab, und aus diesem Sachverhalt entspringen die größten der Schwierigkeiten, die überwunden werden müßten, um zu einer wirklich fruchtbaren Umgestaltung des Bestehenden zu gelangen.

Wie überall geschieht, wo ein Wandervolk seßhaft wird und von Jagd und Viehzucht zum Ackerbau übergeht, hatten auch in Rußland zuerst wandernde Gemeinden weite Marken in Besitz genommen, deren Grenzen dadurch im Lauf der Zeiten fest bestimmt wurden, daß man mit benachbarten Gemeinden in Berührung kam und sich mit ihnen vertragen mußte. Aus der gemeinsamen Benutzung des Bodens als Weideland entwickelte sich zunächst die gemeinsame Benutzung des-

selben für den Ackerbau. Gemeinsam wurde das Land urbar gemacht, und dann in gleichen Loosen unter die Familienväter der Gemeinde vertheilt. Da man den ungepflegten Boden sehr bald wieder liegen ließ, um neues Land urbar zu machen und zu nützen, wiederholte sich dasselbe Verfahren immer und immer wieder. Es war und blieb herkömmlich Rechtens, daß die Feldflur immer ein, was das Eigenthumsrecht daran betrifft, ungetheiltes Ganze blieb; daß die einzelnen Loose immer wieder zusammengeworfen und neu vertheilt wurden. Schien dies doch schon dadurch geboten, daß die Bevölkerung wuchs, die Zahl der Familienväter, der Gleichberechtigten in der Gemeinde, folglich stets größer wurde. Und hiebei ist es, namentlich in Groß-Rußland, bis auf den gegenwärtigen Augenblick herab geblieben. Ein Sondereigen, das wirkliche persönliche Eigenthumsrecht an einem bestimmten Felde, hat der russische Bauer selbst in den Zeiten seiner Freiheit nicht gehabt; nur den Anspruch auf Benutzung irgend eines Feldloofes, nicht eines bestimmten. Und heute wie in den frühesten Tagen wird die Feldflur eines jeden Dorfs im eigentlichen Rußland in dieser communistischen Weise bearbeitet und benutzt.

Da nun also der russische Bauer ein eigentliches zu einem individuellen entwickeltes Eigenthumsrecht an Grund und Boden nicht mitbrachte in das neue Verhältniß der Hörigkeit, als dies ihm auferlegt wurde, ist ganz von selbst einleuchtend, daß die persönliche Freiheit, die ihm zunächst blieb, auch nachdem die Großfürsten und Theilfürsten Rußlands ihren Bojaren und Bojarensöhnen grundherrliche und Obereigenthumsrechte über die Dorfschaften nach einer Art von Lehenrecht verliehen hatten, in wenig mehr bestehen konnte als in dem Recht der Freizügigkeit.

Der russische Bauer konnte am St. Georgentag seinem Grundherrn kündigen, sich von ihm und der Gemeinde, zu der er bisher gehört hatte, lossagen und in eine andere Gemeinde übersiedeln. Natürlich entsagte er, indem er dies that, seinen Rechten in der Gemeinde, namentlich dem Mitrecht an die gemeinschaftliche Feldflur und ihre Benutzung, ohne daß von einer Entschädigung auch nur die Rede sein konnte.

Wenn dies Recht im Zusammenhang mit einer weiteren Entwickelung des Eigenthumsrechtes und der Bodencultur verloren ge-

gangen wäre, hätte man immerhin dem Bauernstande, und selbst dem russischen Reiche, Glück dazu wünschen können. Denn was auch der Bauer für den Augenblick verlieren mochte, eine solche weitere Entwickelung hätte fruchtbare Keime für die Zukunft in den Boden gelegt.

Aber sie fand nicht statt und das Recht der Freizügigkeit ging dem Bauern dennoch verloren, ohne daß ihm irgend ein Ersatz dafür geworden wäre. Die erste Veranlassung es zu beschränken, gab die schmachvolle und drückende Herrschaft der Mongolen, der Rußland auf Jahrhunderte verfiel. Das Kopfgeld, welches für den Chan der goldenen Horde, den anerkannten mahomedanischen Oberherrn Rußlands und seiner Großfürsten, erhoben wurde, war es unstreitig, was Maaßregeln der Beschränkung nothwendig zu machen schien.

Ein Satz in dem Gesetzbuch Johann's III. giebt Aufschluß darüber, wie das Gewohnheitsrecht sich in dieser Beziehung unter dem Einfluß der mongolischen Forderungen gestaltet hatte. Die Worte des Gesetzes belehren uns darüber um so bestimmter, da die Absicht der genannten Sammlung nicht dahin geht, Neues einzuführen, da vielmehr nur das Bestehende festgestellt werden soll.

Die Bauern — so lautet das Gesetz — können nur während der Zeit um St. Georgentag, acht Tage vor und acht Tage nach dem Fest von einem Dorf zu einem anderen übersiedeln und Herren wechseln. Ein jeder, der auswandert, muß im flachen Lande einen Rubel, im Waldlande hundert Dengas für das Haus entrichten, das er verläßt.

Diese Verfügungen lassen sich nur auf Eine Weise erklären; sie können nur den Sinn haben, daß der Grundherr und die Gemeinde in Beziehung auf das Kopfgeld der Auswandernden selbst für den Fall sichergestellt werden sollen, daß die verlassene Hütte leer bleibt. Das Recht der Freizügigkeit war aber so zu dem sehr beschränkten Recht, sich loszukaufen, zusammengeschmolzen.

Ein Jahrhundert später wurde es ganz aufgehoben durch Boris Godunow, der den Adel gewinnen wollte, weil er nach der Krone strebte, die er auch vorübergehend gewann. Peter der Große brauchte Geld und Soldaten; er fand es am kürzesten und bequemsten, was er bedurfte von den Grundherren zu verlangen, und damit diesen kein Vorwand bliebe, sich den Forderungen zu entziehen und

der Verpflichtung für die mehr oder minder hörige Bevölkerung ihrer Güter einzustehen, bestätigte und vervollständigte er, im geraden Widerspruch mit dem Streben, welches übrigens den Inhalt seines Lebens bildete, die Verfügungen, die den Bauern an die Scholle banden.

Dieser war nun Leibeigener. Daß die Grundherren ihn dann geradezu als Sklaven behandelten, ihn nach Belieben unter die Hofsleute versetzten, zu ihrem persönlichen Dienst verwendeten, ja als „Mannhaupt" einzeln verkauften, getrennt von Grund und Boden, selbst von seiner Familie: — das sind ganz einfach Usurpationen roher Gewalt, wie sie nur ein Zustand der Rechtlosigkeit im Staat möglich macht.

Schon diese allgemeinsten Umrisse genügen, um begreiflich zu machen, wie schwierig es jetzt ist, das versäumte Werk vergangener Jahrhunderte nachzuholen, und von diesem formlosen Zustand aller Verhältnisse, namentlich der Auftheilung des Grundes und Bodens, zu der Gründung eines wirklichen, zumal eines freien Bauernstandes zu gelangen.

Die Formlosigkeit der Verhältnisse geht aber in der That noch sehr viel weiter als diese ersten Züge des Bildes andeuten. Es bleibt zu erwägen, daß es in dem alten, eigentlichen Rußland einen Herrenhof, dessen Felder durch Frohnknechte aus den unterthänigen Dörfern unmittelbar für Rechnung des Grundherrn bestellt würden, in sehr vielen Fällen — wie wir glauben auf der größeren Hälfte der Besitzungen und Herrschaften, — gar nicht giebt. Die Bauern bezahlen einen Zins, ein Kopfgeld (obrok) und dafür ist ihnen die ganze Feldflur, die gesammte Bodenfläche, die zu der Besitzung gehört, ohne Ausnahme zu willkürlicher Benutzung überlassen. So wird es namentlich auf den weiten Besitzungen der großen, reichen Gutsbesitzer gehalten, die eigene Landwirthschaften in einer Anzahl und Ausdehnung, wie sie durch die Zahl und Entfernung der ihnen gehörigen Dörfer geboten wäre, in der That gar nicht zu übersehen vermöchten. Daß solche Einrichtungen gerade auf den Gütern dieser Herren üblich sind, fällt doppelt schwer in das Gewicht.

Dann kommt hinzu, daß solche zinspflichtige Dörfer sowohl als selbst die frohnpflichtigen, ungemein häufig unter mehreren Erben ꝛc. getheilt worden sind — und nicht etwa blos ideell, dem Werth nach,

sondern thatsächlich, in der Wirklichkeit. Das wurde bei dem gänzlichen Mangel an Capitalien im Lande, der es Niemandem leicht gestattete, eine solche Besitzung allein und ungetheilt zu übernehmen, indem er seinen Miterben ihren Antheil auszahlte, immer von Neuem nothwendig.

Aber welche Weitläuftigkeiten hätte die Zerlegung einer Landgemeinde in mehrere gemacht! Und wozu auch? Man beschränkte sich darauf, die „Seelen", die Leibeigenen zu theilen, zu bestimmen, welche Individuen im Dorf dem Einen Erben zu Dienst und Zins verpflichtet, überhaupt seiner Willkür gewärtig sein, welche jedem seiner Miterben zufallen sollten. Die Dorfgemeinde als solche blieb dabei Ein ungetheiltes Ganze; die Feldflur, die ihr, oder vielmehr der sie angehörte, desgleichen; sie wird nach der Theilung, wie vorher, in herkömmlicher Weise von der gesammten Bevölkerung des Dorfs, ohne Unterschied wem jedes einzelne Mitglied derselben unterthänig ist, nach dem einmal angenommenen communistischen Schema benutzt, und die einzelnen Feldloose gehen aus einer Hand in die andere; der Knecht des einen Herrn muß dasjenige, das er inne hat, nach Ablauf der bestimmten Zeit dem Hörigen eines anderen überlassen.

Weitere Theilungen können dann, nachdem die Dinge einmal in solche Bahnen geleitet sind, natürlich nur eine neue Eintheilung der Bevölkerung in vermehrte Loose zur Folge haben, ohne an den dinglichen Verhältnissen der Gemeinde etwas zu ändern. Es sind uns Dörfer bekannt, die auf diese Weise das Eigenthum siebzehn ja neunzehn verschiedener Herren geworden sind, ohne daß man das dazu gehörige Landgebiet je wirklich getheilt hätte. Keiner der neunzehn Herren kann in der Flur ein Feld nachweisen, das ihm gehörte oder insbesondere pflichtig wäre, auf das er bestimmteren Anspruch hätte als die achtzehn anderen! — Man gebe sich Rechenschaft davon, welche Schwierigkeiten es in jedem einzelnen Fall dieser Art haben muß, zu bestimmten, gesonderten Verhältnissen zu gelangen, und dann zähle man die vielen Tausende von Fällen dieser Art zusammen, die sich in dem weiten Reich aneinander reihen!

Eine letzte und nicht die geringste Schwierigkeit, die jede den Wünschen und den Interessen der Grund- und Leibherren entsprechende Lösung der Frage erschwert, und in der That jedes Experiment un-

gemein bedenklich macht, liegt dann in der Vorstellung, welche die leibeigenen Bauern von der Natur ihrer gesammten Verhältnisse haben. Obgleich der gegenwärtige Zustand unmittelbar aus einem kaum seßhaft zu nennenden Leben, aus sehr schwankenden, nie fester begründeten Eigenthums-Verhältnissen hervorgegangen ist, der Bauer nie ein eigentliches Eigenthum gehabt hat, sind diese leibeigenen Ackerbauer in Rußland mit der unerschütterlichsten Ueberzeugung in der Vorstellung befangen, daß das Land, welches sie bauen, ihnen gehört, ihr Eigenthum ist und von jeher war. Ihr Verhältniß zu dem Grundherrn fassen sie nicht als ein dingliches, sondern als ein rein persönliches auf. Die Frohndienste, die sie zu leisten, das Kopfgeld, das sie zu zahlen haben, sind in ihren Augen nicht eine Pacht, ein bäuerlicher Zins, die sie für die Benutzung des Bodens zu entrichten hätten, sondern Lasten, die sie tragen müssen, weil sie eben Knechte sind; weil der Herr über ihre Person, über ihre Kräfte verfügen kann. „Wir gehören Euch, aber das Land gehört uns!" diese Worte hat schon mancher russische Bauer zu seinem Herrn gesagt: sie sind ein herkömmlicher, stehender Spruch der Leute geworden.

Die Formen, der Maaßstab, nach welchem ihre Leistungen bestimmt werden: Alles trägt dazu bei, sie in diesen Ansichten zu bestärken; denn der Maaßstab wird nie im Grund und Boden, immer ausschließlich in der Kopfzahl gesucht. Der Herr kann allerdings eigentlich fordern, was er will: in Beziehung auf die Frohndienste hat sich indessen doch ein gewisses Herkommen gebildet, das wenigstens in den Augen der Bauern eine Art von Gewohnheitsrecht begründet. Es ist herkömmlich, daß ein Jeder, der zu einem Feldloose in der Feldflur des Dorfs berechtigt ist, gleichviel wie groß oder wie klein, wie fruchtbar oder wie schlecht dies sein mag — wöchentlich drei Tage für sich, drei Tage für den Herrn arbeitet. Ebenso wird da, wo die ganze Flur den Bauern gegen einen Zins überlassen ist, dieser Zins in Form eines Kopfgeldes erhoben, nach der „Seelenzahl".

Daß der Einzelne, der die persönliche Freiheit erwirbt, sein Feldloos aufgiebt, das begreifen sie wohl, denn er tritt aus der Genossenschaft, und als Genossenschaft besitzen sie den Grund und Boden. Mit einer Freilassung des Bauernstandes im Ganzen — woran sie nichts weniger als selten denken — oder auch nur einer

einzelnen Dorfgemeinde im Ganzen, wissen sie keine andere Vorstellung zu verbinden als die, daß ihre Verpflichtungen gegen den Grundherrn aufhören, der Grund und Boden aber, wie von Alters her, ihr Eigenthum bleibt. Es kommt hinzu, daß alle Dorfgemeinden, die bisher frei geworden sind, sei es daß sie sich selbst loszukaufen wußten, sei es daß ein sterbender Erbherr ihnen die Freiheit geschenkt hat, in der That eine Stellung gewonnen haben, welche diesen Ansichten entspricht. So gering die Anzahl solcher freien Dörfer auch ist, so stehen sie doch in einzelnen Provinzen als Beispiel da.

Es möchte wohl kaum möglich sein, den Bauern einen anderen Begriff von der erwarteten Emancipation beizubringen, und jeder Versuch, ein System durchzuführen, das sie thatsächlich des Grundes und Bodens beraubte, indem es ihnen die persönliche Freiheit gewahrte, wäre mit großen Gefahren verbunden; er könnte leicht furchtbare, blutige, schwer zu bewältigende Aufstände hervorrufen; das Volk würde glauben, es sei da ein schändlicher Betrug vorgegangen, wenn es sich auch nicht bestimmter zu erklären wüßte, wie? und könnte sich empört erheben mit einer Energie und Wuth, die man ihm, trotz aller Furcht davor, in solchem Maaß nicht zutraut, weil man es selbst in Rußland in den maaßgebenden Kreisen nicht genügend kennt. — Einfach die frühere Freizügigkeit wiederherzustellen, das könnte keinem denkbaren Zweck entsprechen!

Das sind die Schwierigkeiten, denen sich die Regierung gegenüber sieht! Und sie wachsen in unserer Vorstellung, die Frage, ob es gelingen wird sie vollständig zu besiegen, und ohne gewaltsame Erschütterung in glücklichere Bahnen zu gelangen, wird immer zweifelhafter, wenn wir uns Rechenschaft davon geben, unter welchen Umständen und unter welcher Leitung hier eine Aufgabe gelöst werden soll, die nicht größer und nicht schwieriger gedacht werden kann.

Es wäre unter allen Bedingungen schon an sich ein schlimmer Umstand, daß die Regierung nur die Eine der beiden Parteien, deren Interessen sich gegenüberstehen, zu Rathe ziehen und um ihre Meinung befragen kann — und doch ist das in Rußland in der That kaum zu ändern. Es ist ein schlimmer Umstand, daß die leitenden Staatsmänner Rußlands nicht wenigstens zum Theil, wie wohl anderswo, einem gelehrten Mittelstande angehören, der selbst bei der Frage unbetheiligt ist, daß die Herren alle selbst Mitglieder des

grundbesitzenden Adels sind, um dessen Interessen es sich handelt. Denn wie unheilbar befangen bevorrechtete Stände immerdar und überall zu sein pflegen, das lehrt die Geschichte auf jeder Seite. Lord Byron hat leider nicht Unrecht, wenn er in seinem Don Juan in schönen Versen sagt, daß Landedelleute nur bei dem Licht ihrer brennenden Schlösser sehen. Ist doch zuweilen selbst dieses Licht nicht hell genug, um die Herren zu erleuchten!

Aber es ist mehr zu bedenken. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, müßte man die gründlichsten theoretischen Kenntnisse, ein tiefgehendes Studium der Staats- und Volkswirthschaftslehre, eine ausgebreitete und fruchtbar gewordene Kenntniß der politischen und Rechtsgeschichte und ihrer Lehren, mit einer genauen, wirklichen Kenntniß des Landes, des Volks, seiner Zustände und seiner Bedürfnisse verbinden; mit einem durch die Gewohnheit großartiger Thätigkeit erweiterten Ideenkreise; mit einem ernsten, redlichen, durch bedeutende Erfahrungen gereiften und geläuterten Geist. Wo wollte man in Rußland die Leute suchen, die solchen Anforderungen entsprächen? Die Gründlichkeit ist dort nie einheimisch gewesen, und unter der letzten Regierung sind selbst die einzelnen wirklich gebildeten Männer, die es sonst wohl in Rußland gab, nach und nach verschwunden. Die Furcht vor der Revolution bestimmte den Kaiser Nicolaus, selbst die Reisen außerhalb Landes bis in das Unglaubliche zu erschweren, Studien in der Fremde geradezu unmöglich zu machen. So besteht denn die gegenwärtige Generation aus Leuten, die ihre Bildung auf den ungemein dürftigen Lehranstalten Rußlands erhalten haben. Sie haben da eine flach-encyklopädische, in der That eine bloße Scheinerziehung erhalten, und sind mit dieser in den Mechanismus der Kanzeleien eingetreten, den die reich und vornehm geborenen unter ihnen dann auch nicht einmal ernsthaft durch gemacht haben. Rußland kennen die meisten von ihnen nur in einem sehr beschränkten Sinn; der Hof, die Salons der Hauptstadt und die Bureaux der Ministerien, vielleicht die Nichtsnutzigkeit der subalternen Beamten, sind ihnen bekannt; von Land und Volk wissen sie wenig oder nichts. — —

Sollte der Leser fragen, wie wir selbst uns wohl die Emancipation des Bauernstandes in Rußland möglich dächten, so müßten wir in der Antwort etwas weit ausholen, und zuletzt ehrlich einge-

nehn, daß am Ende doch Zweifel übrig blieben, die wir nicht zu heben wissen, räthselhafte Elemente, deren Einfluß wir nicht mit Bestimmtheit zu berechnen wagen.

Zunächst müßte, unseres Erachtens, der Mensch noch fester als bisher an die Scholle gebunden, er müßte der Willkür des Herrn entzogen, seine Verpflichtungen müßten durch das Gesetz geregelt und auf ein bestimmtes Maaß zurückgeführt, vor Allem aber von seiner Person auf den Grund und Boden übertragen werden. Sein bisheriges persönliches Verhältniß zu einem Leibherrn wäre damit in ein dingliches zu einem Grundherrn umgewandelt.

Der erste Schritt müßte natürlich sein, daß die in so vielfacher Beziehung verderbliche, communistische Benutzung der Feldfluren aufgehoben würde, die den Ackerbau lähmt, und jede weitere Entwickelung für die Zukunft unmöglich macht. Die Feldflur jedes Dorfs würde in eine entsprechende Anzahl wirklicher Bauernhöfe zerlegt. Die Theilung der mehrherrigen Gebiete ergäbe sich dabei von selbst.

Die nächste Aufgabe wäre dann, die Leistungen gesetzlich festzustellen zu denen jeder Bauernhof verpflichtet bliebe, und es käme darauf an diese Verpflichtungen zwar nach der Ausdehnung und Güte des Bodens zu bemessen, dabei aber nicht den Maaßstab einer wirklichen Pacht anzulegen, nicht den vollständigen Pachtwerth des Grundes und Bodens entrichten zu lassen, sondern einen billigen bäuerlichen Zins, wie ihn der hörige Bauer im westlichen Europa zu seiner Zeit zu entrichten hatte.

Und zwar aus einem doppelten Grunde. Eine vollständige Pacht zu fordern wäre theils ungerecht, theils würde es jede weitere Entwickelung der Verhältnisse, wie man sie wünschen muß, unendlich erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen.

Es wäre ungerecht; denn hätte selbst der Grundherr den Bauern den Grund und Boden ursprünglich gegeben, wie das die geltende rechtliche Fiction, aber in den allerwenigsten Fällen geschichtliche Wahrheit ist, so hatte dieser Grund und Boden doch in dem Augenblick, wo ihn der Grundherr verlieh, nur den sehr geringen Werth wüsten Landes, und konnte nur einen sehr geringen Zins tragen. Der größere Pachtwerth, zu dem er sich seitdem erhoben hat, ist erst durch die Arbeit der Bauern herbeigeführt, ist ihre Schöpfung, und

muß billiger Weise wenigstens zum Theil als ihr Eigenthum betrachtet werden.

Es wäre unzweckmäßig; denn der so belastete Bauer könnte unmöglich je die Mittel erwerben, durch Ablösung der gutsherrlichen Lasten freier Eigenthümer zu werden.

Man berufe sich nicht auf das Beispiel Englands; man sage nicht daß man Verhältnisse schaffen wolle wie sie dort bestehen: einen aus wohlhabenden Pächtern bestehenden Bauernstand. Es würde sich darin nur ein gänzliches Mißverständniß der in England obwaltenden Verhältnisse offenbaren, eine entschiedene Unkenntniß ihrer Entstehungsweise und der Bedingungen, unter denen sie allein fortbestehen und gute Früchte tragen können.

Ein sehr verbreiteter Irrthum sieht in den heutigen Pächtern Englands den alten Bauernstand des Landes, dessen Verhältniß zu dem Grundherrn sich den Bedürfnissen der fortschreitenden Zeit gemäß umgestaltet hätte, dessen ehemalige Frohndienste durch eine Pacht in Geld ersetzt wären. In Wahrheit haben aber die gegenwärtigen Pachtverhältnisse in England mit denen des ehemaligen zinspflichtigen Bauernstandes durchaus gar nichts zu schaffen. Die Bauern waren in dem Inselreich schon unter Edward III. unangefochten, durch das Gesetz und die Gerichte geschützte Eigenthümer ihrer Scholle, wenn auch Hörige, zu Frohn und Zins verpflichtete Eigenthümer; sie erwarben zur Zeit der rothen und weißen Rose und unter den Tudors die persönliche Freiheit; die grundherrlichen Rechte gingen dann den Berechtigten zur Zeit der sogenannten Rebellion von 1642 in revolutionärer Weise verloren, und da auch nach der Restauration der Stuarts Niemand sie wieder herzustellen wagte, wurden sie, um das was nun einmal unwiederbringlich geschehen war, gesetzlich zu regeln durch Parlaments-Beschluß, durch das Statut von 1660, förmlich aufgehoben. Später ist dann der Bauernstand in England bis auf wenige Reste dadurch verschwunden, daß die Grundherren, die Rittergutsbesitzer die Bauernhöfe nach und nach an sich gekauft und ihren Domanial-Ländereien einverleibt haben. Doch hielt das Gesetz noch bis auf das jüngstvergangene Jahr herab den Unterschied zwischen Domanial- (freehold) und Rustical-, bäuerlichem (copyhold) Landbesitz aufrecht — wie denn z. B. der Besitz eines Bauernguts bis auf die letzte Parlaments-Reform herab, keine Stimme bei der Wahl

der Parlamentsmitglieder gewährte. Die heutigen Pächter aber sind Leute, denen die Grundherren ihre Domanial-Ländereien pachtweise auf eine bestimmte Anzahl Jahre überließen —: später dann auch natürlich die eingekauften Bauernhöfe, von denen aber stets mehrere zusammengelegt wurden, um größere Pachtungen zu bilden. Das neue Verhältniß konnte gute Früchte tragen, weil sich in dem Maße, in welchem der Adel der eigenen Bewirthschaftung seiner Landgüter entsagte, ein capitalreicher Pächterstand bildete. Ein solcher Pächter konnte allerdings den vollen Pachtwerth des Grundes und Bodens entrichten, den er zur Benutzung übernahm, und sich sehr gut dabei stehen —: denn sein Erwerb geht aus dem Umwurf eines verhältnißmäßig sehr bedeutenden Capitals hervor, das er auf der gepachteten Scholle nützlich verwendet, und das ihm hohe Zinsen trägt.

Wollte man dem russischen Bauern, der seine Pacht ohne Capital anträte, ähnliche Leistungen zumuthen, so könnte er selbstverständlich auf seiner Scholle nie etwas weiter erwerben, als einen mehr oder weniger reichlichen Tagelohn. Woher sollten ihm je die Mittel zukommen, ein Eigenthum zu erwerben, oder auch nur seine Wirthschaft im Fall eines Mißgeschicks aufrecht zu erhalten? Er lebte immerdar aus der Hand in den Mund, und da er nie etwas hätte, das er zusetzen könnte, würde eine einzige Mißernte stets genügen, nicht nur seine Wirthschaft auf das Vollständigste zu zerrütten, sondern auch ihn selbst der Gefahr des Hungertodes auszusetzen, — gerade wie das jetzt nur allzuhäufig sein Fall ist. Er könnte nie ein wirklicher Bauer, ein Landeigenthümer werden; nie ein capitalbesitzender, wohlhabender Pächter; er bliebe auf immer ein landbauender Proletarier, wie deren nur Irland aufzuweisen hat.

Auf den Herrschaften, die gar keinen Herrenhof haben, keine unmittelbar für Rechnung des Grundherrn bearbeitete Domanial-Ländereien, wo die ganze Feldflur den Bauern zu willkürlicher Benutzung überlassen ist, müßte natürlich ganz zuerst ein verhältnißmäßiger Theil der gesammten Bodenfläche als Domanialbesitz ausgeschieden, und nur der Rest als Rustical-Besitz gegen Zins unter die Bauern vertheilt werden. Da sich ein anderes System der Benutzung nicht so leicht überall einführen ließe, würde kaum etwas Anderes ausführbar sein, als auch die unwiderruflich für Domanialbesitz erklärte Flur zunächst wieder den Bauern zur Benutzung zu überlassen; diese Ge-

filde aber würden ihnen nicht gegen einen unwandelbaren bäuerlichen Zins, sondern nur gegen eine wirkliche Pacht zu Theil, und nicht für immer, sondern auf eine bestimmte Anzahl Jahre.

Die Bauernhöfe dagegen wären natürlich auf immer und erblich verliehen; der Bauer hätte dann in dem erblichen Anrecht an seine Scholle schon ein Eigenthum, und jeder gesteigerte Werth des Grundes und Bodens, den dieser durch Verbesserung erhielte, würde sein unbelastetes Eigenthum.

Fruchtbar könnte dann, wenn die Bevölkerung sich in diese neuen Verhältnisse eingelebt hätte, die persönliche Freiheit als eine werthvolle Gabe hinzutreten. Der Bauer brächte ein Eigenthum mit in diesen neuen Zustand; der Geist unternehmender und ausdauernder Betriebsamkeit würde wohl in ihm erwachen, und er fände gewiß die Mittel, sich durch Ablösung der grundherrlichen Lasten zu dem Stande eines in jeder Beziehung freien Grundbesitzers zu erheben.

Ueber die Schwierigkeiten, die auch auf diesem Wege zu besiegen wären, darf man sich freilich nicht täuschen. Ueber den Umstand, daß in manchen Provinzen, die am dichtesten bevölkert sind, die Bauernhöfe schon jetzt sehr klein werden müßten, da nun einmal alle erwachsenen Mitglieder einer Gemeinde gerechten Anspruch auf ein Feldloos haben, die Flur also unter alle vertheilt werden müßte —: über diesen Umstand darf man vielleicht hinweg sehen, obgleich es sein Bedenkliches hat, die bäuerlichen Wirthschaften ohne Ausnahme in Unglücksfällen unselbstständig zu sehen. In den Rittergütern blieben doch immer große landwirthschaftliche Einheiten dazwischen stehen. Auch die Auftheilung des Landes würde so große Schwierigkeiten nicht haben, wie man vielleicht glauben könnte. Man dürfte das Technische, die wirkliche Ausführung dreist den Bauern selbst überlassen, die eine große Uebung darin erlangt haben, eben weil sie immerfort in den Fall kommen, von Neuem zu theilen.

Schwieriger möchte es schon sein, eine genügende Bürgschaft dafür zu finden, daß es auch da ehrlich zugehe, wo zunächst eine Theilung der Ländereien zwischen Grundherren und Bauerschaft stattfinden müßte.

Hauptsächlich aber könnte die Ausführung dadurch erschwert werden, daß es gewiß nicht leicht wäre, den Bauern neue Verhältnisse begreiflich zu machen, die ihnen vollkommen fremd wären, ja, die

mit Allem, woran sie gewöhnt sind, in einem so entschiedenen Gegensatz ständen, die sie nöthigten, in ganz veränderte Lebensbedingungen und Normen des Daseins einzutreten. Es wäre nicht leicht, ihr Vertrauen zu dem zu gewinnen, dessen Zweck und Absicht sie nur mit Mühe verstehen würden; sind sie doch in tief begründetem Mißtrauen nur allzu sehr geneigt in jeder Neuerung neues Unheil zu wittern.

Dann aber — und das ist in gewissem Sinn entscheidend — ist die leibeigene Bevölkerung Rußlands jetzt wohl schwerlich mehr in der Stimmung, auch noch die lange Reihe von Jahren, die auf diesem Wege vergehen müßten, ehe sie zu vollständiger Freiheit gelangte, geduldig zu warten. Wenn die nächste Zukunft ihr irgend etwas Anderes brächte als die erwartete persönliche Freiheit, würde sie in dem Neuen ohne Zweifel einen schmählichen Betrug sehen, und vielleicht, ja wahrscheinlich, wenigstens theilweise in furchtbarem Zorn der Enttäuschung auflodern.

Vor dreißig Jahren würden wir die eben angedeuteten Maßregeln mit einer gewissen Zuversicht vorgeschlagen haben —: heute sind sie kaum noch etwas Anderes als eine Darstellung dessen, was leider! längst versäumt, und schwerlich mehr in dieser Weise nachzuholen ist.

Uebrigens würden diese Vorschläge auch wohl von anderer Seite der entschiedenen Widerspruch erfahren; nämlich von Seiten des grundherrlichen Adels, der denn auch die Sache auf jede Weise erschwert — und zwar nicht blos durch bösen Willen, sondern auch durch einen beklagenswerthen Mangel an Einsicht.

Daß die Leibeigenschaft lähmend wirkt, und den Aufschwung der National-Industrie niederhält, das wird von vielen Seiten her zugegeben; selbst von solchen, denen alle Reformversuche auf das Gründlichste zuwider sind, die an den gegenwärtigen Verhältnissen nichts geändert sehen möchten, weil sie sich ganz wohl dabei befinden, und keine Lust haben, sich auf unberechenbare, jedenfalls unbequeme Experimente einzulassen. — Zwar giebt es auch weise Leute, die in der übelsten Laune versichern, der russische Bauer werde, sobald er persönlich frei geworden sei und nicht gezwungen werden könne, gar nicht mehr arbeiten; das ganze Land daher werde in Armuth und Unordnung versinken —: indessen ist es im Ganzen doch nur eine

Minderzahl, die sich ganz unverhohlen und unbedingt zu dieser Ansicht bekennt.

Anders verhält es sich dagegen in Beziehung auf den Communismus, der in den russischen Landgemeinden herrschend ist; dieser wird keineswegs eben so allgemein für das zweite, und vielleicht größere Uebel erkannt, an dem Rußland krankt; man ist vielmehr geneigt, einen gewissen Werth auf diese Institutionen zu legen. Es ist damit eigenthümlich gegangen. Im Allgemeinen findet Niemand leichter Glauben und einen freudigeren Beifall, als derjenige, der da lehrt was die Leute gerne hören; der über Zustände und Verhältnisse beruhigt, von denen man nicht gerne lassen möchte, und die denn doch, wie man sich mit einem unheimlichen Gefühl gestehen muß, etwas Zweideutiges haben. Welche allgemeine Freude und Zustimmung, wenn solche bedenkliche Dinge sich unerwarteter Weise in dem Gewande einer anspruchsvollen Philosophie so überaus schön und stattlich ausnehmen!

Hollbach und Helvetius konnten eines solchen Erfolges gewiß sein, als sie Weltleuten Selbstsucht und Epikuräismus als Wissenschaft predigten — und einen ähnlichen Triumph hat Herr von Harthausen in Rußland gefeiert. Sein Buch ist geistreich und in mancher Beziehung tüchtig; wer es mit unbefangenem Sinn betrachtet, kann sich freilich nicht verbergen, daß der Verfasser, verfangen in einer idealisirenden Vorliebe für eine Vergangenheit, die es, so wie er sie denkt, nie gegeben hat, vollkommen fremd ist in seiner eigenen Zeit: aber in Rußland konnte das Niemandem auffallen. Im Gegentheil. Sein Werk erschien im günstigsten Augenblick; zur Zeit, als communistische und socialistische Theorien eine gewisse allgemeine Aufmerksamkeit erregten, und ein seltsamer Widerhall davon durch Eugene Sue's Romane auch nach Rußland gedrungen war. Man wußte und verstand freilich von der Sache sonst durchaus gar nichts, aber man hatte die Mystères de Paris gläubig und mit Bewunderung gelesen; da sah man denn natürlich in Herrn von Harthausen, der die patriarchalisch-communistischen Zustände der russischen Landgemeinden pries, einen Mann, der auf der höchsten, auf der rechten Höhe der Zeit stand. Es war sehr erfreulich, zu vernehmen, daß die Zustände, deren man sich doch im Stillen einigermaßen geschämt hatte, von denen man gewohnt war, gegen Fremde mit einer

Art von oberflächlichem Bedauern zu sprechen, bei dem man sich nichts Bestimmtes zu denken brauchte: — daß diese Zustände im Grunde ganz vortrefflich seien und die Keime der schönsten Zukunft in sich trügen; daß man seit Jahrhunderten, naturwüchsig, ganz ohne Anstrengung, wie geschenkt oder gefunden, Institutionen besitze, die das zerrüttete westliche Europa in krankhaften Zuckungen vergeblich erstrebte. Den reichen Herren, die, in den Petersburger Salons erzogen, ihre weitläuftigen Besitzungen kaum je gesehen hatten, war das sofort ungemein plausibel, da ihnen bei dem gänzlichen Mangel an wirklichen Kenntnissen und echter Erfahrung, alle Elemente zu einem sachlichen Urtheil fehlten. Man wendete sich um so williger dieser Lehre zu, da alle unbequemen Zumuthungen, Opfer, Anstrengungen und dergleichen beseitigt schienen, sowie sie Geltung fand.

Die jugendlich strebenden Panslawisten fanden ebenfalls das neue Licht, das durch Haxthausen's Schrift über Rußland verbreitet wurde, sehr erfreulich. Es war ein schöner, stolzer Gedanke, daß es die Aufgabe der ganzen civilisirten Welt sei, sich dem Slawenthum zu assimiliren, das Ergebniß der ganzen bisherigen Weltgeschichte als krankhaft zu beseitigen, und auf den gesunden Grundlagen, die sich in den slawisch-nationalen Institutionen vorfanden, den Neubau der Gesellschaft zu beginnen. Slawische Weltherrschaft, wenigstens slavische Hegemonie mußte, so schien es, dadurch herbeigeführt werden.

So war denn allgemein in Rußland von Haxthausen's erfreulichen Entdeckungen mit einer Art von Begeisterung die Rede, und die seltsamen Ansichten, in die man sich damals hineinbegeistert hat, sind lange nicht verschollen. Wie sollten sie auch? Was damals ein kritisches, eigentliches Urtheil unmöglich machte, ist auch heute nicht ausgeglichen, und heute wie damals bewegt sich die Argumentation im Unsicheren. Es ist daher eine gewisse Vorliebe für den Communismus geblieben, den man seltsamer Weise für identisch hält mit der russischen Gemeindeverfassung; man denkt wenig daran, ihm ein Ende zu machen, und wäre wohl eher geneigt, ihn durch bestimmte Verordnungen zu schützen und aufrecht zu erhalten.

Die wenigen Erfahrungen, die in den neuerworbenen, dem Reich später angefügten, Provinzen bereits gemacht worden sind, bieten dann auch nur sehr wenig, was auf die Verhältnisse des alten Stammlandes anwendbar wäre. Theils erlaubt

die Verschiedenheit der gegebenen Zustände, die im eigentlichen Rußland allerdings ganz andere sind, als sie in den Ostseeprovinzen oder in Polen waren, kaum eine unmittelbare Anwendung des Beispiels. Theils aber waren auch die Folgen der neuen Einrichtungen, die sich in den genannten Landestheilen ergeben hatten, von der Art, daß sie von der Regierung, streng genommen, wohl nur als warnende Lehren berücksichtigt werden konnten.

In den Ostseeprovinzen lagen nämlich zur Zeit der Leibeigenschaft Verhältnisse vor, die sich wohl hätten in das Bessere wenden lassen. Hier bestanden von alten Zeiten her wirkliche Bauernhöfe neben dem Sitz des ritterlichen Grundherrn; von einer communistischen Benutzung der Feldflur war nicht die Rede; nur Hut und Weide war Gemeindegut der fast ohne Ausnahme sehr kleinen Dörfchen. Domanial- und Rusticalländereien, oder, wie man dort sagt „Hofsland" und „Bauernland", war, namentlich zur schwedischen Zeit, streng geschieden, und auf den Karten wie in den Beschreibungen der Güter aus jenen Tagen bestimmt gesondert. Die Gesetzgebung von 1804 hatte dann mancher Willkür gesteuert und der Zukunft manchen Keim zu weiterer Entwickelung anvertraut. Die Bauernhöfe wurden durch diese Gesetzgebung normirt; es wurde bestimmt, was ein Bauer an Feld und Wiese haben müsse; die bis dahin unbestimmten, von der Willkür des Grundherrn abhängigen Dienste und Frohnden wurden auf ein bestimmtes, freilich theils aus Unkenntniß, theils weil die Herren ihre Interessen auf das Aeußerste sicher zu stellen wünschten, viel zu hoch gespanntes Maß zurückgeführt, und, was der Hauptgewinn genannt werden muß, der Bauer wurde fortan durch das Gesetz im Besitz seines Hofs geschützt; er erhielt ein Erbrecht an seine Scholle; er hatte mithin ein Grundeigenthum, wenn auch nur ein höriges und schwer belastetes.

Der Kaiser Alexander I. dachte, so lange sein liberaler Eifer dauerte, entschieden daran, die Leibeigenschaft aufzuheben; von den Ostseeprovinzen sollte die Freilassung der ländlichen Bevölkerung ausgehen, und das mußte auch geschehen, obgleich die Sache hier der Form nach und den Privilegien, den besonderen Verfassungen dieser Landschaften gemäß, nicht von der Krone abhing, sondern von der zum Landtage vereinigten Ritterschaft jeder Provinz selbst. Der kaiserliche Wunsch wurde der Ritterschaft so nahe gelegt, daß nicht

gut auszuweichen war; man sah, daß man die kaiserliche Geduld nicht erschöpfen dürfe; daß man sich der Sache selbst annehmen müsse, wenn sie nicht etwa am Ende durch einen kaiserlichen Ukas rücksichtslos in summarischer Weise abgemacht werden sollte. So fügte man sich denn, wenn auch zum großen Theil mit Widerstreben, in das Unvermeidliche, und that selbst, was doch nun einmal geschehen mußte. Behielt man doch auf diese Weise die Macht in Händen, die eigenen Interessen dabei gehörig wahrzunehmen.

Unter dem Einfluß einer gewissen Besorgniß, da man in der That nicht wissen konnte, wie weit der liberale Kaiser geneigt sein möchte zu gehen, wurde diese letztere Rücksicht sogar vorzugsweise maßgebend. Man begann damit, dem Grundherrn das volle, unbedingte Eigenthumsrecht alles Grundes und Bodens in seinem ganzen Gebiet vorzubehalten oder zuzusprechen. Damit war jeder Unterschied zwischen Domanial- und Rustical-, zwischen Hofs- und Bauerländereien aufgehoben. Es hing fortan von der Willkür des Grundherrn ab, auch die letzteren zu nützen wie er wollte; es hing von ihm ab, wenn er seinen Vortheil dabei fand, ganze Dorfschaften eingehen zu lassen und ihre Fluren in grundherrliche Vorwerke zu verwandeln. Der Bauer hatte das Erbrecht an seine Scholle verloren; er sah sich in einen Zeitpächter verwandelt; vielfach nicht einmal auf eine bestimmte Anzahl Jahre gesichert, sondern als Zeitpächter auf Herrengunst, in der Lage, am Schluß jedes wirthschaftlichen Jahres, nach sechs Monate früher ergangener Kündigung, von seinem Hof entfernt werden zu können. Mit der Hörigkeit, da der Grundherr fortan mit dem Bauernhof schalten konnte wie er wollte, verlor dann auch die Normirung der Bauernhöfe ihre Bedeutung; die Bedingungen, unter welchen jeder Hof dem Insassen überlassen werden sollte, waren jetzt natürlich der Gegenstand eines freien Contractes. Damit aber dem Ackerbau die nöthigen Hände nicht verloren gingen, untersagte eine besondere Clausel des Gesetzes den Bauern, in die Städte zu wandern und städtische Gewerbe zu treiben. So wurde die ländliche Bevölkerung in einen sehr bestimmt gezogenen Kreis des Lebens und der Thätigkeit eingesperrt, innerhalb dessen man ihrer Existenz jede sichernde Grundlage genommen hatte!

Da nun außerdem die Polizeigewalt innerhalb seines Gebiets, und der Sache nach auch die Gerichtsbarkeit, wie natürlich, dem

Grundherrn vorbehalten blieb, so bestand die persönliche Freiheit, die dem Bauern verliehen wurde, wesentlich in einer trostlosen Heimathlosigkeit, die man ihm octroyirte; in der Möglichkeit, von Haus und Hof nach Gutdünken vertrieben zu werden; in der Aussicht, daß jede Verbesserung seiner Scholle, die aus seiner Arbeit hervorging, nicht ihm, sondern dem Grundherrn zu Gute kommen werde, da sie wahrscheinlich bei der nächsten Erneuerung des Contracts zu einer Steigerung seiner Pacht führte — wenn anders der Grundherr nicht seinem Vortheil entsprechend fand, den verbesserten Boden ganz an sich und unter den eigenen Pflug zu nehmen.

Die ritterlichen Herren durften wenigstens nicht sagen, daß sie den Bauern die Freiheit geschenkt hätten; sie hatten sie ihnen in der That, indem sie das unbedingte Eigenthumsrecht an den Bauerländereien dafür nahmen, sehr theuer verkauft. Ein unterrichteter und billig denkender Genosse der liefländischen Ritterschaft äußerte sehr treffend, die vollständige Eroberung des Landes durch die Deutschen sei erst im Jahre 1818 unter dem Namen einer Freilassung der Bauern ausgeführt worden. Die Bauern aber, von denen jeder einzelne, insofern er „Wirth", d. h. Inhaber eines Bauernhofs oder Sohn eines solchen war, sein Erbrecht an ein bestimmtes Grundstück, und die als Stand im Ganzen das Recht, ihr Dasein auf die Benutzung des größeren Theils alles urbaren Bodens in der Provinz gegründet zu sehen, für diese elende Art von persönlicher Freiheit hingeben mußten, die Bauern hatten in der That ein sehr schlechtes Geschäft gemacht! —

Die traurigsten Folgen konnten nicht ausbleiben. Durch die zum Erschrecken fortschreitende gänzliche Verarmung der Landleute hat man sich in neuester Zeit genöthigt gesehen, wieder einige Schritte zurückzuthun; durch einen Beschluß des Landtags den Unterschied zwischen Hofs- und Bauerländereien wieder herzustellen und festzusetzen, daß Alles, was von dem letzteren noch übrig, noch nicht in die Domanialländereien der Rittergüter gezogen ist, fortan Bauernland bleiben und an Bauern verpachtet werden muß. —

Vollends in ganz seltsamer Weise war die Aufhebung der Leibeigenschaft im Königreich Polen geregelt worden. Als Napoleon I. den Polen, die für ihn, wie er selber sagt, stets nur ein Mittel und nie ein Zweck waren, seinen Schutz angedeihen ließ, konnte der Erbe

der französischen Revolution doch unmöglich die Leibeigenschaft gutheißen, bestätigen und in Schutz nehmen! Die Bauern in Polen mußten freigelassen werden, das erforderte der Anstand in gebieterischer Weise. Da ersann der Scharfsinn des polnischen Adels für die Bauern des Landes eine ganz eigenthümliche, ungemein sinnreiche Art von Freiheit. Die Erfindung hat geradezu etwas Geniales, wie denn der polnische Nationalcharakter überhaupt stark zur Genialität neigt.

Natürlich wurde auch hier ein Unterschied zwischen Domanial- und Rusticalländereien nicht gemacht; der gesammte Grund und Boden innerhalb eines jeden herrschaftlichen Gebiets wurde vielmehr ausdrücklich für das unmittelbare und unbedingte Eigenthum des Grundherrn erklärt und ihm auf das Bündigste vorbehalten. Auch die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit blieb dem Adel. Der Bauer, in einen Zeitpächter auf Herrengunst verwandelt, hatte seine Pacht in Zehnten und Frohndiensten zu entrichten nach wie vor, und durch kein lästiges Herkommen, kein verdrießliches Gesetz irgend beschränkt, konnte der Grundherr diese nach Belieben bis zur äußersten Grenze des Möglichen steigern — denn unter freien Leuten beruht natürlich Alles auf einem freien Contract. Das Wohl und Weh der Bauern kümmerte fortan den Grundherrn in keiner Weise: wer hätte ihm zumuthen können für freie, selbstständige Leute zu sorgen, die ihn nichts angingen! Da ihn ihre Zukunft nichts anging, so konnte er jedem von ihnen, der ihm nicht genehm war, oder dessen Feld er zur Anlage eines neuen Vorwerks benutzen wollte, sofort kündigen und ihn ohne weitere Umstände von Haus und Hof entfernen. Das war ein großer Gewinn. Es war darin das Mittel gefunden, alle unnützen und beschwerlichen Subjecte los zu werden, alle die Taugenichtse, die man unter allen Bedingungen behalten, die man irgendwie unterbringen mußte, so lange sie Leibeigene waren. Der Bauer seinerseits aber konnte nicht ohne Weiteres gehen, wenn er wollte. Er war unstreitig, vor Gott und aller Welt feierlich dazu erklärt, ein vollkommen freier Mann: — sein Freizügigkeitsrecht aber unterlag dennoch einigen weisen Beschränkungen. Wußte man doch, wie unmündig er war, wie wenig geschaffen sein eigenes Beste zu erkennen! Man mußte sich seiner väterlich annehmen! Fand ein Bauer den Druck seines Grundherrn zu arg, wollte er sich ihm ent-

ziehen, so mußte er nicht allein diesem Herrn sechs Monate vorher kündigen, sondern auch eine eigens mit Regelung dieser Angelegenheiten beauftragte Kreiscommission zu rechter Zeit benachrichtigen. Er mußte der Commission die Gründe vorlegen, die ihn bestimmten, seinen Hof, sein Dorf zu verlassen. Die Commission, aus den adeligen Grundherren des Kreises, lauter Nachbarn und guten Freunden, bestehend, untersuchte und erwog dann seine Gründe. Waren sie nach dem Urtheil der Herren nicht genügend, so wurde dem Bauern die Auswanderung untersagt; es wurde ihm befohlen, in seinem Dorf zu bleiben und seine Pflichten gegen den Grundherrn nach wie vor zu erfüllen — und er stand an den Grenzen seiner Freiheit! — —

Wenden wir uns nun zu den allgemeinen Grundsätzen, die, kaiserlichen Befehlen gemäß, bei der Freilassung der Bauern in Rußland maaßgebend sein sollen, so glauben wir allerdings wahrzunehmen, daß bis auf einen gewissen Grad erkannt worden ist, welche Elemente der dortigen Einrichtungen in den Ostseeprovinzen, und mehr noch in Polen, vorzugsweise beigetragen haben, die schlimmsten Ergebnisse zu Tage zu fördern. Es zeigt sich unverkennbar ein gewisses Streben, ähnlichen Erscheinungen im eigentlichen Rußland vorzubeugen und Alles besser einzuleiten. Daneben aber tritt leider in den ersten Entwürfen, welche die kaiserlichen Erlasse bringen, nicht weniger bestimmt hervor, daß man, befangen in einer eigenthümlichen, unklaren Vorliebe für angeblich urslawische Institutionen, die communistische Benutzung der bäuerlichen Feldfluren nicht für ein Uebel hält, und sich keineswegs entschieden die Aufgabe gestellt hat, sie zu beseitigen. — Außerdem aber verrathen diese Entwürfe auch noch eine gewisse unklare Aengstlichkeit, die aus den Besorgnissen der Grundherren, aus der zartesten Rücksicht für deren Interessen hervorgegangen scheint; aus der Unmöglichkeit, die Folgen der Maaßregeln, an die man sich gleichwohl wagen möchte, auch nur annähernd zu berechnen; aus der bänglichen Scheu vor neuen politischen und gesellschaftlichen Zuständen und einer wirklich entfesselten Macht des Volkslebens.

So ist denn das Uebel nirgends an der Wurzel gefaßt, und es ist, wie man leider gestehen muß, kaum möglich, auf dem eingeschlagenen Wege Gutes zu erwarten.

Zuerst und vor allen Dingen verfügen die kaiserlichen Erlasse,

der französischen Revolution doch unmöglich die Leibeigenschaft gutheißen, bestätigen und in Schutz nehmen! Die Bauern in Polen mußten freigelassen werden, das erforderte der Anstand in gebieterischer Weise. Da ersann der Scharfsinn des polnischen Adels für die Bauern des Landes eine ganz eigenthümliche, ungemein sinnreiche Art von Freiheit. Die Erfindung hat geradezu etwas Geniales, wie denn der polnische Nationalcharakter überhaupt stark zur Genialität neigt.

Natürlich wurde auch hier ein Unterschied zwischen Domanial- und Rusticalländereien nicht gemacht; der gesammte Grund und Boden innerhalb eines jeden herrschaftlichen Gebiets wurde vielmehr ausdrücklich für das unmittelbare und unbedingte Eigenthum des Grundherrn erklärt und ihm auf das Bündigste vorbehalten. Auch die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit blieb dem Adel. Der Bauer, in einen Zeitpächter auf Herrengunst verwandelt, hatte seine Pacht in Zehnten und Frohndiensten zu entrichten nach wie vor, und durch kein lästiges Herkommen, kein verdrießliches Gesetz irgend beschränkt, konnte der Grundherr diese nach Belieben bis zur äußersten Grenze des Möglichen steigern — denn unter freien Leuten beruht natürlich Alles auf einem freien Contract. Das Wohl und Weh der Bauern kümmerte fortan den Grundherrn in keiner Weise: wer hätte ihm zumuthen können für freie, selbstständige Leute zu sorgen, die ihn nichts angingen! Da ihn ihre Zukunft nichts anging, so konnte er jedem von ihnen, der ihm nicht genehm war, oder dessen Feld er zur Anlage eines neuen Vorwerks benutzen wollte, sofort kündigen und ihn ohne weitere Umstände von Haus und Hof entfernen. Das war ein großer Gewinn. Es war darin das Mittel gefunden, alle unnützen und beschwerlichen Subjecte los zu werden, alle die Taugenichtse, die man unter allen Bedingungen behalten, die man irgendwie unterbringen mußte, so lange sie Leibeigene waren. Der Bauer seinerseits aber konnte nicht ohne Weiteres gehen, wenn er wollte. Er war unstreitig, vor Gott und aller Welt feierlich dazu erklärt, ein vollkommen freier Mann: — sein Freizügigkeitsrecht aber unterlag dennoch einigen weisen Beschränkungen. Wußte man doch, wie unmündig er war, wie wenig geschaffen sein eigenes Beste zu erkennen! Man mußte sich seiner väterlich annehmen! Fand ein Bauer den Druck seines Grundherrn zu arg, wollte er sich ihm ent-

deren Kreisbehörden, welche auf Grundlage des neuen Reglements zu errichten sind."

Es tritt dann ferner deutlich hervor, daß diese Rusticalländereien den Bauerschaften nicht etwa auf Zeitpacht überlassen werden sollen, gegen eine jährliche Summe, die bei jeder Erneuerung des Contracts gesteigert werden könnte, sondern als eine Art von Bauernlehen, von hörigem Eigenthum, gegen einen unabänderlichen, durch das Gesetz geregelten Zins, sei es, daß derselbe in Frohndiensten, in Naturalabgaben oder in einem Geldzins bestehe. „Die Naturalleistungen und Arbeiten werden nach besonderen Abgabereglements entrichtet, welche das Comité auf möglichst einfachen und klaren Grundsätzen zu verfassen hat" — bestimmen die Erlasse der Regierung.

Die Absicht, ein unantastbares, der Willkür des Grundherrn entzogenes bäuerliches Grundeigenthum zu schaffen, muß unstreitig eine lobenswerthe genannt werden: — aber leider kann man sich nicht verbergen, daß durch Vorliebe für die urslawischen Institutionen, dadurch, daß die der Bauerschaft zuerkannten Rechte auf den Grund und Boden nicht dem einzelnen Landwirth, sondern nur der Gemeinde als solcher ertheilt werden sollen, das Ganze doch schon gleich in der ersten Anlage, in den wichtigsten Beziehungen unheilbar verdorben ist.

Das Weitere aber ist, daß mit solchen in größter Allgemeinheit hingestellten Grundsätzen noch lange nicht Alles gethan ist. Die näheren concreten Bestimmungen, durch welche jene ersten allgemeinen Verfügungen eigentlich erst eine wahre Realität erhalten und wirklich in das Leben eingeführt werden, die Einzelnheiten der Ausführung sind vielfach entscheidend. Gar Manches, das in größter Allgemeinheit gedacht und ausgesprochen, gar wohl geeignet scheint, in segensreicher Weise fruchtbar zu werden, kann durch die näheren Bestimmungen und den Geist, der in ihnen vorwaltet, in das Verderbliche gewendet oder wenigstens von dem Ziel abgelenkt werden. Und gerade in dieser Beziehung, wenn wir die Art und Weise in's Auge fassen, in der die Ausarbeitung dieser eigentlich entscheidenden concreten Bestimmungen eingeleitet ist, treten uns die erheblichsten Zweifel entgegen.

Die Comités, welche überhaupt alles Nähere zu bestimmen und namentlich die gedachten Abgabenreglements zu entwerfen haben, be-

wie das in den Ostseeprovinzen und in Polen geschehen war, daß dem Grundherrn das unmittelbare und unbedingte Eigenthumsrecht an dem gesammten Grund und Boden, den die Grenzen seiner Herrschaft umfassen, ungeschmälert vorbehalten bleibt.

Diese Einleitung war allerdings durchaus nothwendig, um den Adel zu beruhigen. Es möchte nicht rathsam gewesen sein, auch nur Einen Schritt auf dieser Bahn zu wagen, ohne daß solche beruhigende Worte vorangegangen wären.

In der That aber möchte die Regierung denn doch gern — wie wir nach Analogie sagen würden — innerhalb der Grenzen eines jeden Rittergutsbezirks, Domanial- und Rusticalländereien mit Bestimmtheit gesondert wissen und in jeder Beziehung einen Unterschied zwischen beiden gemacht sehen; das unmittelbare, unbedingte, und in seiner Unbedingtheit ausdrücklich anerkannte Eigenthumsrecht des Grundherrn soll sich in Beziehung auf die Bauernländereien in der That denn doch in ein bedingtes, mittelbares, in ein nützliches Obereigenthum verwandeln, ohne daß dies in klaren Worten ausgesprochen zu werden brauchte.

Das wird hinreichend klar, wenn man die folgenden beiden Punkte, die in allen bisher erlassenen kaiserlichen und Ministerialreskripten fast mit denselben Worten wiederkehren, in ihrem nothwendigen Zusammenhang erwägt; denjenigen nämlich, der verfügt:

„Von dem Lande, welches nach Absonderung der Wohnstellen mit Hof- und Gartenstellen übrig bleibt, wird nach den örtlichen Umständen und Gewohnheiten ein angemessener Strich Landes den Bauern zur Nutznießung überlassen, damit ihre Existenz und die Erfüllung ihrer Pflichten gegenüber der Regierung und dem Gutsherrn gesichert sei. Für die Benutzung dieses Landes müssen die Bauern entweder Naturalleistungen und Arbeiten für den Gutsherrn übernehmen oder vorziehen einen Zins in Geld oder Erzeugnissen zahlen."

Und dann den ergänzenden Satz:

„Das einmal den Bauern zur Nutznießung angewiesene Land muß beständig unter Aufsicht der Gemeinde bleiben, und der Austausch des Ganzen oder eines Theils, zur Wiedervereinigung mit den herrschaftlichen Feldern, kann nicht anders gestattet werden als mit Zustimmung der Gemeinde und unter Bestätigung der beson-

nur dafür liegt, daß wirklich verbesserte ökonomische Zustände des Landes aus ihnen hervorgehen könnten?

Die Regierung, die leitenden Staatsmänner Rußlands, deren Standpunkt ein anderer ist als der unsrige, theilen natürlich diese Zweifel und Bedenken nicht. Auch sie erkennen zwar, daß diese Verfügungen allein nicht genügen und hegen gewisse Besorgnisse, sehen unerwünschte Möglichkeiten voraus, denen durch weitere Anordnungen vorgebaut werden soll: — aber ihre Besorgnisse nehmen eine ganz andere Richtung als unsere Bedenken, und da sie sich die bedenklichen Erscheinungen des russischen Volkslebens anders erklären als wir, die möglichen Gefahren der Zukunft da zu sehen glauben, wo wir sie nicht suchen würden, greifen sie auch, diese Gefahren fern zu halten, zu Mitteln, die wir nicht anrathen könnten. Sie verirren sich auf diese Weise immer weiter in Maaßregeln, die als gefährliche erscheinen, insofern sie nicht ohnmächtige sind.

So weiß man im Allgemeinen wohl, daß der russische Bauer den Ackerbau nicht liebt und ihn sehr gern aufgiebt, um einem anderen Gewerbe nachzugehen, aber man ist, wie sich nach allem bereits Erwähnten von selbst versteht, weit entfernt, sich einzugestehen, daß die bisherigen Zustände gar wenig geeignet sind, in dem Volk die Liebe zum Ackerbau, zu einer vom Vater auf den Sohn vererbten, durch die Arbeit der Voreltern befruchteten Scholle zu erwecken, den Landmann zum Muth und zur Ausdauer in seinem ehrwürdigen Beruf zu spornen. Man sucht den Grund der Erscheinung etwas zu ausschließlich in dem arbeitsscheuen, fahrlässigen Nationalcharakter des Slawen. Der herrschenden Ansicht gemäß geht die Regierung selbst in ihren Verfügungen von der Voraussetzung aus, daß der russische Bauer unter dem Einfluß der beabsichtigten neuen Einrichtungen nicht mehr Stätigkeit und Ausdauer im Landbau, nicht mehr Anhänglichkeit an seine Scholle zeigen werde, als bisher. Aber da sie den Grund dieser vorausgeahnten Erscheinung nicht in der Natur der neuen Verhältnisse sucht, sondern lediglich im Charakter des Volks, sind auch die Mittel, die sie vorsorglich dagegen anwenden will, nicht gegen den Grund des Uebels gerichtet, sondern nur gegen die Persönlichkeit des Bauern.

Von vielen Seiten her ist in Rußland gegen die Freilassung der Bauern eingewendet worden, persönlich frei erklärt würden die

sichen natürlich ganz aus adeligen Grundherren der betreffenden Provinzen; ungefähr $^{9}/_{10}$ der Mitglieder eines jeden dieser Comités sind von dem gesammten grundbesitzenden Adel des Gouvernements in Kreisversammlungen erwählt, $^{1}/_{10}$ ist von dem Gouverneur der Provinz ernannt, und jeder dieser berathenden Versammlungen ist dann noch ein Beamter aus dem Ministerium des Innern beigegeben, der mit sehr wenigen Ausnahmen ebenfalls dem Adel angehört und ohne Zweifel in sehr vielen Fällen selbst Grundbesitzer ist.

Davon, daß Unbetheiligte die Interessen der Bauern zu vertreten und deren Wünsche und Bedenken zur Sprache zu bringen hätten, wo es sich darum handelt, das gesammte Schicksal der Landleute, so vieler Millionen, für eine unabsehbare Zukunft zu regeln, ist überhaupt nicht die Rede. Ebenso wenig ist auch nur mit einem Wort angedeutet, daß die Comités sich bei der Entwerfung der Abgabenreglements etwa an ein landübliches Herkommen zu halten hätten; es ist keine Grenze angedeutet, über welche hinaus das Maaß der bäuerlichen Leistungen nicht gesteigert werden dürfte. Nichts hindert die Grundherren, die zu Richtern in eigener Sache gemacht sind, einen sehr hohen Maaßstab anzulegen und sich den vollen Betrag einer hohen Pacht von den Bauern auszubedingen; sie sind sogar durch den Zusatz, daß die Leistungen der Bauern nicht nach der Abschätzung des ihnen überlassenen Landes allein, sondern auch nach den „gewerblichen Vortheilen", welche die örtliche Gelegenheit bietet, bestimmt werden sollen, ausdrücklich ermächtigt, ihre eigenen Interessen in vollem Umfang wahrzunehmen.

Man muß demnach erwarten, daß die Leistungen der Bauern auch in Zukunft ziemlich hoch gespannt sein werden; zum Theil selbst höher als jetzt. Ein wirkliches Landeigenthum erhält der Bauer eben auch nicht, da, wie wir schon bemerkt haben, ein bäuerliches Landeigenthum, insofern unter solchen Bedingungen überhaupt davon die Rede sein kann, nur der Gemeinde im Ganzen gewährt, nicht dem einzelnen Landwirth zu freier wirthschaftlicher Verfügung gestellt ist, und aus der communistischen Benutzungsweise der Feldfluren, die den Dorfschaften überwiesen sind, hinauszukommen, zeigt sich in der That so wenig eine Aussicht als es beabsichtigt wird. Da muß man denn wohl fragen, wo in allen diesen Anordnungen eine Bürgschaft auch

nur dafür liegt, daß wirklich verbesserte ökonomische Zustände des Landes aus ihnen hervorgehen könnten?

Die Regierung, die leitenden Staatsmänner Rußlands, deren Standpunkt ein anderer ist als der unsrige, theilen natürlich diese Zweifel und Bedenken nicht. Auch sie erkennen zwar, daß diese Verfügungen allein nicht genügen und hegen gewisse Besorgnisse, sehen unerwünschte Möglichkeiten voraus, denen durch weitere Anordnungen vorgebaut werden soll: — aber ihre Besorgnisse nehmen eine ganz andere Richtung als unsere Bedenken, und da sie sich die bedenklichen Erscheinungen des russischen Volkslebens anders erklären als wir, die möglichen Gefahren der Zukunft da zu sehen glauben, wo wir sie nicht suchen würden, greifen sie auch, diese Gefahren fern zu halten, zu Mitteln, die wir nicht anrathen könnten. Sie verirren sich auf diese Weise immer weiter in Maaßregeln, die als gefährliche erscheinen, insofern sie nicht ohnmächtige sind.

So weiß man im Allgemeinen wohl, daß der russische Bauer den Ackerbau nicht liebt und ihn sehr gern aufgiebt, um einem anderen Gewerbe nachzugehen, aber man ist, wie sich nach allem bereits Erwähnten von selbst versteht, weit entfernt, sich einzugestehen, daß die bisherigen Zustände gar wenig geeignet sind, in dem Volk die Liebe zum Ackerbau, zu einer vom Vater auf den Sohn vererbten, durch die Arbeit der Voreltern befruchteten Scholle zu erwecken, den Landmann zum Muth und zur Ausdauer in seinem ehrwürdigen Beruf zu spornen. Man sucht den Grund der Erscheinung etwas zu ausschließlich in dem arbeitsscheuen, fahrlässigen Nationalcharakter des Slawen. Der herrschenden Ansicht gemäß geht die Regierung selbst in ihren Verfügungen von der Voraussetzung aus, daß der russische Bauer unter dem Einfluß der beabsichtigten neuen Einrichtungen nicht mehr Stätigkeit und Ausdauer im Landbau, nicht mehr Anhänglichkeit an seine Scholle zeigen werde, als bisher. Aber da sie den Grund dieser vorausgeahnten Erscheinung nicht in der Natur der neuen Verhältnisse sucht, sondern lediglich im Charakter des Volks, sind auch die Mittel, die sie vorsorglich dagegen anwenden will, nicht gegen den Grund des Uebels gerichtet, sondern nur gegen die Persönlichkeit des Bauern.

Von vielen Seiten her ist in Rußland gegen die Freilassung der Bauern eingewendet worden, persönlich frei erklärt würden die

russischen Landleute, immer auf den rascheren Gewinn in Handel und Gewerbe bedacht, wenigstens in sehr großer Anzahl ihre Heimath verlassen und theils in die Städte, theils von Ort zu Ort wandern; die Dörfer würden veröden, die Felder unbestellt bleiben. Dieser Gefahr vorzubeugen und damit auch den Einwurf der Gegner zu entkräften, ist man darauf verfallen, den Bauern dadurch an die Scholle zu fesseln, daß man ihm in Ermangelung eines wirklichen, ein werthloses Scheineigenthum verleiht. „Den Bauern verbleiben ihre Wohnstellen mit Hof- und Gartenland", verfügen die kaiserlichen Erlasse, und erklärend fügt der Minister des Innern ausdrücklich hinzu: „damit einer schädlichen Unstätigkeit und Landstreicherei in der ländlichen Bevölkerung vorgebeugt werde." — „Unter der Wohnstelle oder dem Bauernhofe sind die Wohn- und Wirthschaftsgebäude des Bauern zu verstehen, nebst dazu gehörigem Hofe und Gemüsegarten."

Im anfänglichen Plan lag es wohl, diese Art von fesselndem Eigenthum dem Bauern umsonst, wenn man das so nennen will, als Geschenk zu verleihen, und das ist auch in den ersten Erlassen der Regierung stillschweigend vorausgesetzt; aber man konnte sich nicht verhehlen, daß die Grundherren damit sehr unzufrieden waren und laut genug zu murren begannen. Die Regierung sah sich veranlaßt, den gewagten Schritt wieder zurück zu thun und zu erklären, so sei die Sache nicht gemeint gewesen; das sei ein Mißverständniß. Die Bauern, wurde nun ausdrücklich bestimmt, müssen die Hofraite und den Gemüsegarten, die ihr Eigenthum werden sollen, kaufen und bezahlen. Sie müssen diese Ansiedelung kaufen zu einem Preise, den die Comités d. h. die Berechtigten, die Grundherren selbst, festsetzen. Es ist dabei noch ausdrücklich bemerkt, daß die Kaufsumme, die sie legen sollen, nicht nach bloßer Abschätzung des zur Wohnstelle gehörigen Grundes und der Gebäude allein zu bestimmen ist, daß vielmehr auch hier wieder die „gewerblichen Vortheile", die örtlichen Verhältnisse und jede Gunst der Umstände besonders berücksichtigt werden muß. Und wie sich von selbst versteht, läßt man den Bauern keineswegs die Wahl, ob sie auf den Handel eingehen und ein solches Eigenthum erwerben wollen oder nicht. Ein jeder von ihnen muß das Anwesen kaufen, das ihm angewiesen wird; das bringt der Zweck so mit sich, den man dabei im Auge hat. Der Kaufschilling

kann in einer Geldsumme bestehen, die in jährlichen Raten, im Laufe von zwölf bis fünfzehn Jahren abgetragen werden muß: — oder in Arbeiten; in außerordentlichen Frohndiensten, die der Bauer fünfzehn Jahre lang noch außer den ihm als Pacht für seinen Acker auferlegten Diensten dem Grundherrn zu leisten verpflichtet ist.

Die Lasten, die der Bauer trägt, seine Leistungen und Dienste sollen also auf fünfzehn Jahre hinaus um ein Bedeutendes über das bisherige Maaß gesteigert werden, damit er am Ende dieser schweren Zeit die Hütte, die er selbst mit eignen Händen gebaut — und die er bisher inne gehabt hat, ohne irgend einen besonderen Zins dafür zu entrichten, als werthloses, ja lästiges Eigenthum besitze!

Die Sache ist in jeder Beziehung eigenthümlich.

Die Hofraite und der Acker eines Bauernhofes gehören doch wesentlich zusammen und bilden erst in ihrem Verein ein nutzbares Ganze. Die Bewirthschaftung der Aecker ist ohne Ställe und Scheunen nicht möglich: — die Ställe und Scheunen vollends entsprechen, getrennt von dem Ackerlande, keinem denkbaren Zweck und haben folglich keinen Werth. Man kann den Bauern zum Pächter machen, man mag ihm zumuthen, daß er vermöge Ankaufs Eigenthümer seiner Scholle werde: in jedem Fall aber müßte der Gegenstand, der ihm verpachtet oder verkauft wird, doch eben der Bauernhof in seiner organischen Gesammtheit sein, das Anwesen, das wirklich die Grundlage seiner Existenz werden soll. Den Bauernhof zu spalten, die Hofraite von den Aeckern zu trennen, und sie für sich allein dem gezwungenen Käufer, dem Bauern, zu einem Preis zu verkaufen, der ihm ohne seine Zustimmung auferlegt wird, ausdrücklich damit er gebunden sei und gezwungen, wenn anders sein theuer erworbenes Eigenthum etwas nütze sein, einen Zweck haben und einen Werth gewinnen soll, das dazu gehörige Ackerland unter jeder Bedingung zu pachten, zu jedem Preis, den vorzuschreiben und durch das Gesetz bestätigen zu lassen dem Grundherrn genehm ist: — das sind Mittel, die Lage des Bauernstandes zu verbessern, wie man sie wohl noch nie und nirgends ersonnen hat! Es ist ungefähr so, als ob man dem Bauern eine Hälfte einer zerschnittenen Banknote verkaufte, damit er gezwungen sei, auch die andere Hälfte zu erwerben, indem er den ganzen Betrag zu hohen Zinsen auf Borg nimmt.

Und nun denke man sich hinzu, in welchen Vorstellungen der

russische Bauer lebt! — Wenn es auf der weiten Welt ein Ding giebt, das er mit vollster Ueberzeugung als sein Eigenthum betrachtet, so ist es die Hütte, die er, wie gesagt, mit eigenen Händen erbaut, für die er nie einen besonderen Zins gezahlt hat. Die Zumuthung, dieses sein Eigenthum — gesondert von allen seinen bisherigen Leistungen — dem Grundherrn abzukaufen, wird ihm ganz gewiß vollkommen unbegreiflich bleiben! Er könnte leicht einen unerhörten Betrug darin sehen und sich gewaltig empört fühlen. Es könnte sehr leicht nothwendig werden, auch in diesem Fall zu den letzten Argumenten der Könige zu greifen und zu blutigen Executionen zu schreiten, um das Landvolk, wenn nicht zu überzeugen, doch zur Unterwerfung zu zwingen.

Vorausgesetzt aber auch — was nicht unbedingt wahrscheinlich ist — daß das Landvolk diese Maaßregeln leidend, in ruhiger Unterthänigkeit ohne Widerrede hinnimmt, so würde doch jedenfalls die etwas künstliche Veranstaltung ihren Zweck verfehlen. Das werthlose Eigenthum wird den russischen Bauern nicht fesseln, nicht an die Scholle binden, wenn er sonst nicht Lust hat, in seinem heimathlichen Dorfe zu bleiben. Er besitzt ja auch jetzt eine Hütte und hält sie für sein Eigenthum — aber sie bindet ihn nicht. Er ist im Gegentheil stets bereit, sie sammt seinem Anrecht auf ein Ackerloos sogar ohne Weiteres aufzugeben, und auszuwandern, um einem anderen Gewerbe nachzugehen, sowie sich ihm darin die Aussicht auf ein besseres Fortkommen zeigt. Sein Verhältniß zu seiner Behausung und zu seiner Scholle wird durch die neu beabsichtigten Einrichtungen nicht wesentlich verändert; der Besitz der Hütte gewährt ihm doch offenbar dadurch allein, daß er sie bezahlen muß, keine größeren Vortheile als bisher; — der Preis, den er dafür erlegen muß, ist unter allen Bedingungen, mag er gehen oder bleiben, ein reiner Verlust für ihn, dieser Besitz also in Zukunft so wenig als bisher ein Grund, an einem Ort zu bleiben, wo ihm kein anderes Mittel geboten ist, seine Existenz zu sichern, als eine unvortheilhafte Pacht. Bezahlt oder nicht, er giebt ihn auf, sowie sich eine Gelegenheit zeigt, diese ungünstigen Verhältnisse gegen bessere zu vertauschen. —

In manchen Beziehungen, namentlich was das Erbrecht der Bauern betrifft, sind die Andeutungen, welche die kaiserlichen Erlasse bringen, etwas unklar und schwankend geworden, weil man doch

ein gewisses Bedenken hat, die herrschende Ansicht mit unbedingter Folgerichtigkeit durchzuführen.

Man legt großen Werth auf die communistische Bewirthschaftung der Feldfluren — die man eben, wie gesagt identisch glaubt mit der russischen Gemeindeverfassung — und wähnt in ihr schützende Institutionen zu besitzen, die Rußland vor allen Uebeln der europäischen Civilisation, vor den bedenklichsten Erscheinungen des heutigen Völkerlebens, vor Pauperismus und Proletariat schützen werden. Deshalb wird denn auch in den Erlassen mehrfach wiederholt: „der gegenwärtige Gemeinde-Organismus darf nicht angetastet werden." Dann scheint man aber doch zu befürchten, daß diese heilsamen Institutionen am Ende wohl ein Uebermaaß des Guten herbeiführen könnten, und sucht dem vorzubeugen. „Es ist erforderlich, die Rechte des Hauptes der Bauernfamilie", heißt es andeutend in den Verfügungen, „das Erbrecht in Bezug auf die Wohnstelle mit Zubehör und die Familienparcellen, sowie die Bedingungen, unter welchen die Familientheilung gestattet ist, aufrecht zu erhalten und zu bestimmen." Jede Familie, die als wirthschaftliche Einheit behandelt wird, jede Haushaltung (teglò) hat nämlich ihr Familienhaupt (teglowoy) — und dieser Teglowoy haftet dem Grundherrn für die sämmtlichen Dienste und Leistungen der Familie. Wird der Mann alt, unfähig zu arbeiten, so wird er für seine Person des Frohndienstes enthoben, aber auch seiner Familienwürde entsetzt. Sein Sohn wird sein Nachfolger. Damit man sich aber die patriarchalischen Zustände Rußlands nicht schöner denke als sie in der Wirklichkeit sind, müssen wir hinzufügen, daß es dem auf diese Weise abgesetzten Teglowoy nur allzuoft in den Tagen hülflosen Alters herzlich schlecht geht. Seine Kinder erhalten ihn im besten Fall nur sehr dürftig und lassen ihn schonungslos fühlen, daß er überflüssig und lästig ist. Nur zu oft findet man ihn als Bettler an den Thüren der Kirchen und auf den Landstraßen. Die vielen Bettler, die Haxthausen zu seiner Verwunderung im Innern von Rußland auf allen Landstraßen und in den Dörfern gesehen hat, sind meist solche abgesetzte Familienhäupter.

Die eben angeführte Verordnung bezieht sich natürlich nur auf die Hofraite und den Gemüsegarten, die Sondereigenthum einer bestimmten Familie geworden sind.

Weiter erklären dann aber die kaiserlichen Verfügungen: „Der

gegenwärtige Gemeinde-Organismus darf nicht angetastet werden, und jede Familie soll das Erbrecht auf das von ihr benutzte Land behalten, wobei eine häufige Theilung und Zerstückelung der Felder so wenig als möglich zu gestatten ist."

Hier handelt es sich, mit einiger Unklarheit in der That, um das Feldloos, auf welches die Familie ein Anrecht hat —: natürlich nicht um ein bestimmtes, einmal und für immer abgegrenztes und der Familie überwiesenes Grundstück, da „die Gemeinde-Organisation nicht angetastet werden soll," — sondern um das örtlich und, wie die Bevölkerung zunimmt oder abnimmt, auch der Ausdehnung nach wechselnde Feldloos, auf das sie ein Anrecht hat. Die Abchsit geht dahin, den allzuoft wiederkehrenden veränderten Auftheilungen der gemeinschaftlichen Feldfluren, der Zerschneidung derselben in allzukleine Loose vorzubeugen.

Daß darin ein sehr handgreiflicher Widerspruch liegt, dürfte wohl Niemand versucht sein zu läugnen. Ist die landübliche Benutzungsweise der Feldfluren wirklich für alle Zeiten ein Schutz gegen Proletariat und Pauperismus, und zwar, wie wir das in lobpreisenden Journal-Artikeln gelesen haben, die von dem Grafen Kisseleff ausgingen, weil sie einem jeden Individuum aus dem Volk den Besitz einer Landparzelle gewähren, die auch dann noch seine Existenz sichert, wenn seine gewerblichen Unternehmungen mißglücken —: ist dem so, dann kann es keinen Grund geben, diesem System irgendwo Stillstand zu gebieten. Denn sehr einleuchtend ist, daß die gerühmten Vortheile des gegenwärtigen Verfahrens nur dann für immer erwartet werden dürfen, wenn das Verfahren selbst für immer beibehalten werden kann, wie auch die Bevölkerung anwachsen möge; das ist dabei vorausgesetzt. Sieht man sich genöthigt, dem System irgendwo einen Stillstand zu gebieten, irgendwo eine Grenzlinie festzustellen, über welche hinaus vermehrte Landtheilungen untersagt werden müßten, so ist in den nachgeborenen, von dem wirklichen Besitz eines Feldlooses ausgeschlossenen Individuen das gefürchtete besitzlose Proletariat da! — Noch dazu mit dem erschwerenden Umstand, daß es dann im Lande keinen einzigen ordentlichen Bauernhof geben würde, sondern anstatt der Besitzer solcher Höfe, nur Inhaber winziger Feldparzellen, die selbst nur sehr wenig über dem ganz besitzlosen Proletarier stünden.

Für jetzt scheinen die Wünsche der Regierung, in jenen dunkeln Worten angedeutet, sich darauf zu beschränken, daß zwar jeder als Mitglied einer Landgemeinde Geborene das Recht auf ein Feldloos *habe*, aber nicht ein jeder es wirklich *geltend mache* — und in diesem Wunsch verrathen sich freilich auch wieder neue Widersprüche, ein unklares Schwanken der Ansicht. Man fürchtet, die Bauern könnten alle mit einander ihre Felder im Stich lassen, und sucht sie zu binden, während man auf der anderen Seite in demselben Augenblick besorgt, es könnten ihrer zu viele ihre Ansprüche auf ein Feldloos geltend machen.

In noch viel schlimmere Widersprüche hat man sich in Beziehung auf die wichtigsten Fragen, auf die *persönlichen Verhältnisse* des Bauern verirrt, indem man auch hier wieder ein doppeltes Ziel in gerade entgegengesetzten Richtungen verfolgt und Widerstrebendes vereinigen will. Man will den russischen Landmann zum freien Mann machen, und ihn doch zugleich an die Scholle binden, ohne ihm ein Grundeigenthum zu geben.

Die Regierung hofft, wenn der Bauer erst seine Hütte bezahlt hat, werde dies theuer erworbene Eigenthum ihn hinreichend fesseln —: in der Zwischenzeit aber, ehe es bezahlt und erworben ist, könnte er wohl versucht sein, auf und davon zu gehen. Dem vorzubeugen will man ihm die volle persönliche Freiheit nicht sofort gewähren; er soll vielmehr, so lange bis der Preis seiner Hütte vollständig entrichtet ist, zwölf Jahre lang, in einem „Uebergangs-Zustand" leben, und während dieser Zeit bleibt ihm das erste und natürlichste Element der persönlichen Freiheit, das Recht, über sich selbst zu verfügen, das Recht der Freizügigkeit durchaus vorenthalten.

Die neue „Organisation des Standes der gutsherrlichen Bauern" soll nicht auf einmal, sondern allmählich in das Leben treten —: „deswegen müssen die Bauern anfangs in einem Uebergangszustande, und mehr oder weniger an die Scholle gebunden bleiben und dann erst in einen definitiven Zustand übergehen, wenn ihnen die Regierung gestattet, *unter den nöthigen Beschränkungen und Bedingungen* aus einer Localität in die andere überzusiedeln. Für den Uebergangszustand wird, nach dem Ermessen des Comité's, eine bestimmte Frist, nicht über zwölf Jahre festzustellen sein."

Selbst für die entferntere Zukunft, für den definitiven Zustand, ist nur ein bedingtes Recht der Freizügigkeit in Aussicht gestellt.

„Die Gutspolizei verbleibt dem Gutsherrn. Die Leitung der Gemeinde-Angelegenheiten und die Gemeinde-Gerichtsbarkeit bleibt den Gemeindeversammlungen und den aus Bauern zusammengesetzten Gemeinde-Gerichten überlassen, mit Beaufsichtigung und Bestätigung des Gutsherrn."

Das heißt, es wird und soll in allen diesen Beziehungen bei dem bleiben, was bisher im Lande der Leibeigenschaft üblich gewesen ist — und namentlich wird auch die Gerichtsbarkeit der Sache nach entschieden in den Händen des Grundherrn bleiben; dieser wird das entscheidende Wort sprechen in jedem Fall, der ihn aus irgend einem Grunde interessirt, und nur in den Händeln, die ihm so gleichgültig sind, daß er es nicht der Mühe werth achtet sich darum zu kümmern, wird das Einschreiten des Bauerngerichts irgend eine Realität haben.

Wie verlauten will, haben die aus Grundherren zusammengesetzten Comités, die bereits in Thätigkeit sind, sogar auf Mittel gesonnen, sich die richterliche Gewalt noch bestimmter zu sichern, und besonders die Ausübung derselben von jeder Controle der Krone unabhängig zu machen. Sie haben angerathen, den Bauern den Weg zu den eigentlichen, von der Krone eingesetzten Gerichtshöfen ganz zu sperren, und keine Appellation von dem grundherrlichen Gericht an die allgemeinen Landgerichte zu gestatten. Die Appellation, der Instanzenzug soll von dem bäuerlichen Gemeinde-Gericht an ein eigenes zu diesem Zweck neu zu bildendes höheres Tribunal gehen, dessen Mitglieder der grundbesitzende Adel jedes Kreises aus seiner eigenen Mitte zu erwählen hätte.

Ueberblickt man diese Grundlinien des neuen gesellschaftlichen Baues in ihrer Gesammtheit und in ihrem Zusammenhange, so scheint gewiß die Frage nicht müßig, worin denn eigentlich die versprochene Freiheit der Bauern bestehen soll?

Die Antwort ist in wenige Worte zusammen zu fassen: „Sobald das neue Reglement bestätigt und in Kraft getreten ist, muß der Verkauf, die Schenkung und jegliche Veräußerung der Bauern ohne Land, sowie auch die Uebersiedelung der Bauern gegen ihren Willen auf andere Güter, sowie die Verwendung derselben zum Hofgesinde

aufhören; andererseits kann den Bauern während des Uebergangszustandes nicht erlaubt sein, das Gut ohne Zustimmung der Gemeinde und ohne Genehmigung des Gutsherrn, auf dessen Grund und Boden sie angesessen sind, zu verlassen."

Ist der Uebergangszustand überstanden, so kommt ein immer noch bedingtes und beschränktes Recht der Freizügigkeit hinzu, und damit ist dann Alles erschöpft, was dem russischen Landmann an Freiheit bestimmt ist!

Man kann nicht umhin, sich dabei zu erinnern, daß Manches, was hier wiederholt wird, als sei es etwas Neues, namentlich das Verbot, die Bauern ohne das Land zu verkaufen, zu dem sie gehören, oder sie gegen ihren Willen auf fern gelegene wüste Ländereien außerhalb ihrer Gemeinde anzusiedeln — etwa um Bergwerke im Ural auszubeuten — ganz genau ebenso schon zur Zeit Alexander's I. durch Gesetze und Ukase festgestellt war, daß aber die damals erlassenen Verordnungen sich vollkommen ohnmächtig erwiesen, und an dem wirklichen Gang der Dinge nicht das Allermindeste geändert haben.

Allerdings scheint diesmal eine besondere Controle beabsichtigt zu sein, denn: „Um die Einführung der neuen Regeln und die Einhaltung derselben zu überwachen, sowie zur Entscheidung der Streitigkeiten, die etwa zwischen dem Gutsherrn und den Bauern entstehen, können eigene Behörden in jedem Kreise niedergesetzt werden:" aber aus was für Elementen sollen diese überwachenden Behörden gebildet werden? Aus käuflichen Beamten, oder aus im Kreise selbst ansässigen Edelleuten? — Wo liegt in beiden Fällen die Bürgschaft, daß die Controle dieser außerordentlichen Behörde sich irgend wirksamer erweisen werde als die der ordentlichen Behörden bisher gewesen ist?

Sehr bedenklich ist dann aber besonders noch folgende Clausel der Entwürfe:

„Es bleibt den Gutsherren das Recht, während der ganzen Zeit des Uebergangszustandes pflichtvergessene und lasterhafte Bauern als Rekruten zu stellen oder der Regierung zur Versetzung in andere Gouvernements zu übergeben, jedoch nicht anders als mit Bestätigung derjenigen Behörden, welche in den Kreisen auf Grundlagen des neuen Reglements zu bilden sind."

Um die Sache ganz zu verstehen, muß man wissen, daß das, was hier euphemistisch „Versetzung in andere Gouvernements" genannt wird, in der Wirklichkeit und Wahrheit nichts Anderes bedeutet als: „Verschickung in die Verbrecherkolonien nach Sibirien."

Dieser äußerste Grad der Willkür ist allerdings bisher von den Grundherren geübt worden. Der Gutsherr konnte allerdings bisher die zweithöchsten Criminalstrafen, die das russische Gesetz kennt, ganz ohne richterliches Verfahren, in Form einer polizeilichen Maaßregel, über seinen Leibeigenen verhängen und brauchte keinen anderen Grund dafür anzuführen als den: daß der betreffende Leibeigene nach seiner, des Herrn, individueller Ansicht ein lasterhafter Mensch sei. Offenbar kann der Mensch, der solcher Willkür unterworfen ist, nicht wohl ein Leibeigener genannt werden; er ist ein Sklave. Und nun sehen wir diese äußerste Macht der Willkür durch das Gesetz, wenigstens für die Zeit des Uebergangs, ausdrücklich gut geheißen und bestätigt, indem man sich dabei beruhigt, daß man sie einer sehr unsichern, in der That einer bloßen Scheincontrole unterwirft!

Welche Furcht vor dem Volk — vor dem Sklaven, der die Kette bricht — spricht sich in solchen Maaßregeln aus! — Welche Waffen glaubt man bereit halten zu müssen, um den Geist zu bewältigen, der sich in den Massen regen könnte, um jede Bewegung im Keim ersticken zu können! Und wie das schon so oft vorgekommen und zu großem Unheil ausgeschlagen ist, wähnt man dieses Geistes Herr zu bleiben, indem man ihm auf der einen Seite etwas — aber sehr wenig — einräumt, während man ihn auf der anderen Seite durch Drohungen, Beschränkungen und energische Handlungen der Willkür einschüchtert — oder reizt, je nachdem es fällt!

Die Absichten Alexander's II. sind ohne Zweifel die besten; die Ansichten, von denen er ausgeht, sind im Großen und Ganzen die richtigen: — aber diese Wege führen nicht zum Ziel. Die Leute, die solche Entwürfe ausarbeiten, möchten wohl der Sache nicht gewachsen sein! In dieser Weise wird es nie gelingen, in Rußland einen tüchtigen Bauernstand heranzubilden; nur ein unabsehbares ländliches Proletariat, Zustände, wie sie seit lange Irlands Fluch sind, könnten daraus hervorgehen, wenn das Alles ohne Anstoß und Hinderniß so ausgeführt würde, wie man es sich denkt.

Und leider muß man darauf gefaßt sein, diese Entwürfe durch

die Rathschläge der Adelscomités eher verschlimmert als verbessert zu sehen, denn unter den Herren der Leibeigenen stößt die Regierung mit ihren Absichten vielfach auf den bösesten Willen, der sich in jeder Weise kundgiebt. Es giebt ihrer, die im Allgemeinen die Nothwendigkeit heilsamer Reformen zugeben, aber diese auf Verwaltung, Armee, Flotte und allenfalls die Universitäten beschränkt wissen möchten. Alles Uebrige sei ein unnützes und gefährliches Experimentiren. In der Verwaltung liege das Uebel; die Leibeigenschaft sei keins. — Es giebt ihrer, die zwar wohl in der Leibeigenschaft ein Uebel sehen, dennoch aber aus besonderer Furcht vor dem Volksleben, das sich regen könnte, verlangen, es sollte Alles unverrückt erhalten werden, wie es eben steht: — als ob das nicht das gefährlichste Experiment von allen wäre! — Es giebt ihrer endlich, die wohl zugeben, die Leibeigenschaft könne in Beziehung auf das Allgemeine ein Uebel sein, und die dennoch mit cynischer Selbstsucht nicht in ihre Aufhebung willigen wollen, um nichts von ihrer persönlichen Stellung zu verlieren; die da meinen, wenn man ihnen von den Gefahren dieser Zustände spricht: die Regierung sei dazu da, ihnen die Bauern in Ordnung und Unterthänigkeit zu erhalten:

Als die Absichten des Kaisers zuerst kund wurden, hörten wir die Worte einer russischen Fürstin, die erklärte: der Kaiser wolle die Bauern frei machen, es werde ihm aber nicht gelingen: „Nous sommes plus forts que lui!“

Der Adel mehrerer Provinzen — namentlich des Gouvernements Tamboff — hat sich, wenigstens im Anfang, geradezu geweigert, überhaupt auf die Vorschläge der Regierung einzugehen, und die Comités, die bereits gebildet sind, haben sich zum Theil augenscheinlich die Aufgabe gestellt, die Sache in die Länge zu ziehen — ohne Zweifel in der Hoffnung, man werde sie zuletzt ganz rückgängig machen können.

Merkwürdig ist es zu sehen, was da mitunter für Schwierigkeiten von den Comités für unüberwindliche ausgegeben werden. So ist in den Entwürfen der Regierung die Forderung ausgesprochen, die Stellung der Rekruten müsse unbedingt sichergestellt werden, und beiläufig wird angedeutet: es seien auch die Regeln festzusetzen, nach welchen die Bauern den Rekrutenpflichten zu genügen haben: „Die Stellung der Rekruten muß den Gemeinden überlassen bleiben, mit

Bestätigung der Gutsherren", — d. h. es soll damit ungefähr so bleiben wie bisher. Außerdem sehen die Leute seit vierzig Jahren, seit 1818, in ihrer unmittelbaren Nähe, in den Ostseeprovinzen, wie die Sache, der Freizügigkeit der Bauern unerachtet, zu handhaben ist, und sich ohne alle Schwierigkeiten macht. Dennoch wollen mehrere Comités gleich hier eine Unmöglichkeit vor sich sehen, und behaupten, nicht zu wissen, wie die Rekrutenstellung gesichert werden könnte!

In einem an den Kaiser Alexander II. gerichteten (zu Paris gedruckten) „Mémoire", dem Werk eines vornehmen Russen, wird ausgesprochen, daß der Kaiser den Bauern nicht die Freiheit gewähren könne, ohne den Adel durch freie politische Institutionen zu entschädigen und Rußland in eine Art von Adelsrepublik umzuwandeln. Von einem Beweis ist freilich nicht die Rede; mit der Oberflächlichkeit eines Weltmannes hat der Verfasser gar keine Ahnung davon, daß seine Behauptung eines Beweises bedarf, oder was ein Beweis überhaupt für ein Ding ist. Auch ist die Forderung gar nicht ernstlich gemeint. Sie soll nur von der Emancipation der Bauern zurückschrecken, die schließlich geradezu widerrathen wird, indem der Verfasser andeutet, sie müsse und werde den Untergang Rußlands, vor Allem aber den der Dynastie, herbeiführen.

Ebenso hat, als das Petersburger Comité seine Arbeiten beendigt hatte, einer der Herren, ein gewisser Platonoff, erklärt: nun möge die Regierung den gesammten Adel zusammenberufen und diesem ihre von dem Comité überarbeiteten Vorschläge zur Beschlußnahme vorlegen; anders könnten diese berechtigter Weise nicht in's Leben treten. Er sagte mit diesem Nachsatz wohl eigentlich nicht die Wahrheit, in einem Lande, dessen Gesetze den Satz obenan stellen, daß die gesetzgebende Gewalt dem Landesherrn ganz allein zusteht. Er hat dabei ferner den sehr wichtigen Umstand vergessen, daß auch der gegenwärtige Zustand, die Leibeigenschaft der Bauern, durchaus gar keinen anderen Rechtsgrund hat, als einen einfachen, aus eigener Machtvollkommenheit der Krone erlassenen Befehl. Er hat aber auch ganz gewiß nicht in der Erwartung gesprochen, die Generalstaaten nun demnächst wirklich zusammenberufen zu sehen; sondern vielmehr in der Hoffnung, man werde erschrecken und die ganze Sache überhaupt liegen lassen, wenn ähnliche Forderungen auch von anderen Comités wiederholt würden.

Man ist versucht zu sagen: sollte überhaupt etwas Namhaftes und wahrhaft Förderndes geschehen, so mußte die Regierung ein volles, unbedingtes Vertrauen in sich selbst haben und in die eigene selbstständige Macht. Da die Eine der beiden betheiligten Parteien nun einmal nicht gefragt werden konnte, mußte auch die Andere nicht gefragt werden; die Regierung mußte den Muth haben, einfach zu befehlen was geschehen soll; sie hat das Recht dazu, das Recht die gesellschaftlichen Zustände zu modificiren, die — wenigstens der Form nach — lediglich eine Schöpfung ihrer Willkür sind. Allerdings müßte dabei vorausgesetzt werden, daß man genau und mit aller Bestimmtheit wußte, was eigentlich werden sollte.

Einen Punkt der kaiserlichen Vorschläge werden übrigens die Provinzial-Comités doch wohl, trotz des übelsten Willens, mit einem gewissen Eifer bearbeiten; es ist derjenige, der verfügt, daß die Entwürfe der Comités auch „die unumgänglich nothwendigen Maaßnahmen" feststellen müssen: „zur Kräftigung der Bauern im Glauben und in der Sittlichkeit, zur Verbreitung der Elementarkenntnisse und der nützlichen Gewerbe unter ihnen, zur Pflege der Altersschwachen und Arbeitsunfähigen, zur Unterstützung der Kranken u. s. w." Die Entscheidung wird ohne Zweifel dahin ausfallen, daß alle Lasten für solche gemeinnützige Zwecke innerhalb der Gemeinde, eben von der Dorfgemeinde selbst ausschließlich zu tragen sind.

Ueberhaupt aber ist nach der Wendung, welche die Sache genommen hat, nur allzusehr zu befürchten, daß die Grundherren, unter dem Vorwande die Bauern zu emancipiren, lediglich sich selbst von den wenigen Verpflichtungen gegen die Bauern freisprechen werden, welche ihnen das Herkommen bisher auferlegte — freilich ohne daß sie darum immer erfüllt worden wären; — daß sie im Uebrigen dagegen nur nominale Veränderungen einführen und im Wesentlichen den gegenwärtigen Zustand erhalten und in wohlklingenden Worten bestätigen lassen werden, als sei er ein beglückend neuer. Das wird man Freiheit nennen.

Ist dies das Ergebniß, dann wird das neue Wesen dauern — so lange es kann; und die Folgen herbeiführen — die es herbeiführen muß und die wohl ein Jeder leicht vorhersieht.

Dieser Aufsatz wurde geschrieben, als kaum die ersten Verordnungen erlassen, kaum die ersten Anordnungen getroffen waren, welche die Emancipation der Bauern in Rußland einleiten sollten; als eine gewisse Unklarheit und schwankende Unsicherheit die in diesen Anordnungen walteten, besonders aber mancherlei bedenkliche Aeußerungen die in den Provinzial-Comités laut wurden, befürchten ließen, daß die Lösung der schwierigen Aufgabe wohl eine sehr unheilvolle werden könne.

Die Dinge haben sich schließlich zum Besseren gewendet; die bäuerlichen Verhältnisse sind in besserer Weise gelöst worden, als man nach den ersten, unsicher tastenden Vorschlägen und Erörterungen irgend erwarten durfte. Viele in diesen Blättern geäußerte Bedenken und Besorgnisse sind glücklich beseitigt. — Und doch darf dieser Aufsatz vielleicht auch Heute noch auf einiges Interesse Anspruch machen. Besonders deshalb, weil darin die kaum zu ermessenden Schwierigkeiten, die der Kaiser Alexander II. bei seinem großartigen und edlen Unternehmen zu überwinden hatte, in möglichst kurzen Worten zusammengestellt sind. Die Wucht dieser Schwierigkeiten ist in der That kaum zu überschätzen. Sie lagen, wie wir gesehen haben, zum großen Theil schon in der Sache selbst, in der Austheilung, in der Nutzungsweise des Bodens, über die man in Rußland noch nicht hinausgekommen war; sie lagen aber auch mit nicht minderem Gewicht in dem Widerstreben des Landsäßigen Adels, und in dem Mangel an staatsmännischer und staatswirthschaftlicher Einsicht, der sich in den Vorschlägen zeigte, die gemacht wurden, und in den zum Theil sehr verwunderlichen Erörterungen, zu denen sie Veranlassung gaben.

Der Hauptgewinn, den die gesetzlichen Verfügungen, wie sie zuletzt endgültig festgestellt wurden — im Vergleich mit den früheren Entwürfen — dem Lande und der Zukunft brachten, besteht darin, daß der Bauernstand mit einem wirklichen, nutzbaren Landeigenthum ausgestattet worden ist, anstatt der werthlosen Hütte, die man ihm ursprünglich nur geben wollte; die man ihm in der That nur in der Hoffnung geben wollte, daß dieses Geschenk in gewissem Sinn die Bande der Leibeigenschaft ersetzen, den Bauern von neuem an die Scholle binden, und zwingen werde, ein wirkliches Anwesen von dem Grundherrn zu pachten.

Vielversprechend für die Zukunft ist auch die große Selbstständigkeit die man den Landgemeinden in Beziehung auf die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten gewährt hat. Man durfte das thun; es war das keineswegs etwa ein gewagtes Experiment, denn in den Domainen-Dörfern, und den weiten Besitzungen der reichen Landherren waren die Bauern ohnehin gewohnt sich selbst zu rathen und zu helfen.

Doch ist nicht Alles so gut geworden als es wohl hätte werden können, wenn man sich früher ernstlich mit der Emancipation der Bauern beschäftigt, und diese große Veränderung der socialen und wirthschaftlichen Zustände mit staats- und volkswirthschaftlicher Einsicht methodisch eingeleitet hätte. So wie die Dinge wirklich gehandhabt worden sind, hat Rußland eine bedenkliche Krisis, eine schwere Uebergangs- und Prüfungszeit durchzumachen gehabt, und die bestehenden Vermögensverhältnisse sind vielfach verschoben worden.

Es ist nicht eben schwer, sich Rechenschaft davon zu geben, worin das Unheil dieser Zeit seinen Grund hatte. Man erwäge nur, daß selbst diejenigen Grundherren die eigene Meierhöfe — Rittergüter, wie sie sich im mittleren und westlichen Europa finden — in ihren Gemarkungen besaßen und selbst bewirthschafteten, oder für ihre Rechnung bewirthschaften ließen — in Folge der plötzlich eintretenden Veränderung der Betriebsweise, ihr Betriebs-Capital ebenso plötzlich nach einem verhältnißmäßig sehr großen Maßstab vermehren mußten — und dann denke man sich die Lage derjenigen Landherren, deren bisherige Leibeigene Zinsbauern waren, die selbst gar keine Meierhöfe, keine eingerichtete Landwirthschaft hatten. Diese Herren waren nun darauf angewiesen, einen selbstständigen landwirthschaftlichen Betrieb auf den weiten Ländereien, die ihnen — und zwar oft genug in mehreren Gemarkungen zugleich — zur Verfügung blieben von Grund aus neu erst zu schaffen; alles was ein landwirthschaftlicher Betrieb voraussetzt, von den Baulichkeiten, von den Ställen und Scheunen an, erst zu gründen und zusammenzubringen. Und das sollte und mußte in einem an Capital sehr armen Lande geschehen — in dem selbst in gewöhnlichen Zeiten, wenn die Betriebsamkeit ihren von Alters her geregelten Gang geht, Capitale nur sehr schwer aufzutreiben waren und sehr hoch verzinst werden mußten. Um wie viel ungünstiger die Lage des Geldmarktes dadurch werden

mußte, daß mit einem Mal, plötzlich, für den landwirthschaftlichen Betrieb eine ganz ungewöhnliche Menge Capital beschafft werden sollte und gesucht wurde, das bedarf keiner Erklärung. Die Landwirthe hatten wenig Aussicht die Summen deren sie bedurft hätten um sich den neuen Verhältnissen gemäß einzurichten — zu irgend erträglichen Zinsen zu erhalten.

So darf es denn nicht befremden, daß die Landherren sich zunächst sammt und sonders für zu Grunde gerichtet auf immer hielten; daß Petersburg eine Zeit über verödet schien; daß die vierspännigen Equipagen die man sonst zahlreich durch die Straßen rollen sah, fast gänzlich verschwunden waren. Viele Familien, die gewohnt waren in der Hauptstadt zu leben, mußten sich einschränken und auf ihre Güter, oder in eine Provinzstadt in der Nähe ihrer Güter zurück ziehen. Erst die Zeit kann alle diese zerrütteten Verhältnisse wieder ausgleichen — und das ist wohl auch jetzt noch lange nicht geschehen.

Aber auch die Zukunft des Bauernstandes ist keineswegs in durchaus befriedigender Weise sicher gestellt. Man ist nicht aus der gemeinschaftlichen Benutzungsweise der Dorf-Gemarkungen herausgekommen, die jeden rationellen Betrieb der Landwirthschaft, jede Pflege des Bodens unmöglich macht. Vielleicht wußte man der Schwierigkeiten nicht Herr zu werden, die in der Sache lagen —: besonders aber ist in dieser Beziehung alles geblieben wie es war, weil man, in seltsamer Verblendung gar nicht herauskommen wollte aus diesen uranfänglichen Zuständen, die man für eine wesentliche Bedingung des echt slawischen Gemeindelebens hielt. Herr v. Haxthausen hatte die Mehrzahl derer die berufen waren mitzureden, so vollständig von der Vortrefflichkeit dieser herkömmlichen Nutzungsweise des Bodens überzeugt, daß sich gewichtige Stimmen dafür erhoben, den landwirthschaftlichen Communismus auch in den Landestheilen einzuführen, in denen er nicht einheimisch und herkömmlich war, in denen es, im Gegentheil, von Alters her wirkliche, gesonderte Bauernhöfe giebt; so namentlich in Klein- und Roth-Rußland. Manche der Stimmführer waren in ihrem Eifer sogar bereit nöthigen Falls wirkliche, materielle Gewalt anzuwenden, um die Dorfschaften auch in diesen Provinzen auf die Glückseligkeit dieser, wie man meinte echt nationalen, echt slawischen Zustände zurückzuführen.

Das jedenfalls sehr gewagte Experiment ist glücklicher Weise unterblieben — nicht etwa weil man sich überwiegend einer besseren Einsicht zugewendet hätte, sondern, wie es scheint, eigentlich nur, weil sich mit Bestimmtheit voraussehen ließ, daß die kleinrussischen Bauern sich keineswegs gutwillig dazu verstehen würden ihre Aecker in der gewünschten Weise zusammen zu werfen; daß die Anwendung wirklicher Gewalt nothwendig werden könnte — und darauf wollte man es doch nicht ankommen lassen.

In Groß-Rußland aber ist es, wie gesagt, bei dem landwirthschaftlichen Communismus geblieben, und es kommt noch als ein weiteres Bedenkliche hinzu, daß die Ausstattung in nutzbaren Ländereien, die man den Bauerschaften zuerkannt und eingeräumt hat, etwas knapp und spärlich bemessen worden ist. Mancherlei Rücksichten mögen dabei bestimmend mitgewirkt haben. Möglicher Weise schon das gesetzlich geregelte Herkommen, dem zufolge Leibeigene einzeln nicht anders als zusammen mit einem bestimmten Maaß — mit 3 Desätinen, etwa = 2,7 Hektaren — Grund und Boden als Zubehör zu jeder „männlichen Seele" verkauft werden durften. Das hier festgesetzte Maaß wurde gleichsam zum Anhaltspunkt für alle weiteren Bestimmungen. Vor Allem suchte man, wie billig, die Interessen der bisherigen Leibherren zu schonen und zu wahren so viel sich irgend thun ließ — und endlich mag auch wohl die Absicht dabei gewaltet haben, den Bauern in seinen ökonomischen Verhältnissen nicht ganz unabhängig zu stellen. Indem man ihm ein Landloos zuwies, das weder seine Arbeitskraft vollständig in Anspruch nahm, noch durch seinen Ertrag ihm und den Seinen ein bequemes Dasein sicherte, zwang man ihn, wie man glaubte, Aecker von seinem ehemaligen Herrn zu pachten, oder Verdienst als Tagelöhner auf dem Herrnhof zu suchen. So schien die Bestellung auch des Herrnhofs gesichert. Viele der kaiserlichen Beamten, die das entscheidende Wort zu sprechen hatten, waren dann auch gänzlich unbekannt mit den Bedingungen eines bäuerlichen Daseins, und ganz außer Stande nachzurechnen, welch' ein Areal, je nach den örtlichen und klimatischen Verhältnissen erforderlich sei, eine Familie angemessen zu versorgen.

Die drei Desätinen für jede männliche Seele blieben im Allgemeinen — als Durchschnitt — maaßgebend. Nur in einigen dünn-

bevölkerten und wenig fruchtbaren Landstrichen sind die Landloose bis auf 4 Desätinen vergrößert — in einigen anderen, verhältnißmäßig dichtbevölkerten und fruchtbaren dagegen, bis auf 2 Desätinen verkleinert worden.

Das ist, wie gesagt, eine etwas dürftige Ausstattung, in einem Lande, in dessen bei weitem größten Theil schon die klimatischen Verhältnisse eine intensive Benutzung des Bodens nicht gestatten. Ihre Dürftigkeit muß um so fühlbarer werden, da so Manches, was sonst dem Bauern als Mittel diente seine Lage zu verbessern, ihm jetzt untersagt ist. So pflegten die Bauern im nördlichen Rußland sich, außer dem in leidlicher Cultur gehaltenen, regelmäßig bestellten Aeckern, gelegentlich sogenannte Buschländereien zu machen. Das heißt, es wurde von der ganzen Gemeinde gemeinschaftlich eine Strecke Wald — oder Gebüsch — ausgerodet und umgepflügt; Strauchwerk und Rasen wurde zusammen verbrannt, die Asche untergepflügt; auf diese Weise urbar gemacht, mußte der Boden ein paar Ernten tragen, dann wurde er wieder der Natur überlassen. Die Russen hatten diese Art den Boden zu mißhandeln von den Finnen gelernt. Natürlich heißt das die Fluren wie absichtlich verwüsten, und es zeigt sich auch überall im nördlichen Rußland, welcher ganz unberechenbare Schaden dadurch dem Lande bereits zugefügt worden ist.

Vielfach gewahrt man da weite Strecken Landes, deren fruchtbare obere Erdschicht bei wiederholter Behandlung in dieser widersinnigen Weise, geradezu vollständig oder nahezu vollständig verbrannt ist; deren unfruchtbaren Untergrund nur noch eine sehr dünne, überaus dürftige Grasnarbe deckt; die buchstäblich dahin gebracht sind, daß sie gar nichts mehr hervorbringen als einen ärmlichen Graswuchs — zu schlecht um als Viehweide zu dienen — und spärlich vertheiltes, kümmerliches Gesträuch, — Wachholder u. dergl.

Aber, so verderblich diese Anlage von „Buschländereien" im Allgemeinen auch war, sie half doch für den Augenblick dem Bauern, der bei spärlichem Viehstande nur eine sehr beschränkte Ackerstrecke in einigermaaßen geregelter Cultur zu erhalten vermochte. Jetzt, da die Bauern auf bestimmte und ziemlich enge Grenzen beschränkt sind, ist an eine Aushülfe durch „Buschländereien" nicht mehr zu denken, die Leute müßten denn eigens Grund und Boden dazu von ihrem ehemaligen Herrn pachten.

Eine Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebs durfte man, als Folge der getroffenen Anordnungen, gar nicht hoffen, da alle Verhältnisse die sie unmöglich machten, unverändert blieben. Auch hat sich in der That nichts oder so gut wie nichts davon gezeigt. Nur ganz vereinzelt ist bekannt geworden, daß eine Landgemeinde den Beschluß gefaßt hat, die Neu-Vertheilung der Landloose nur alle zwanzig Jahre vorzunehmen, anstatt wie bisher geschehen war, alle drei Jahre. Auch die Anhänglichkeit an das heimathliche Dorf, an den von den Eltern und Voreltern bestellten Boden, hat sich nicht in einem höheren Grade eingestellt; es fehlt jetzt wie sonst, mit dem Sondereigenthum, der Gegenstand dafür — und selbstverständlich ist auch die Neigung des russischen Volks zum Ackerbau überhaupt nicht reger geworden als sie war. Ganz wie früher suchen die Strebsamen unter den Bauern — da ihnen in der heimathlichen Dorf-Gemarkung kein Raum zu einer selbstständigen landwirthschaftlichen Industrie gewährt ist — die Mittel sich einen gesteigerten Wohlstand zu verschaffen, im Handel, oder als wandernde Zimmerleute und Maurer. Die Masse daheim lebt sorglos und genügsam weiter wie von jeher, und benutzt den Umstand, daß sie keine Zeit mehr auf Frohndienste und auf Arbeit auf dem Herrnhof zu verwenden braucht, hauptsächlich dazu, sich vermehrte Stunden der Muße zu gewähren. Es ist ihnen, wie ich von Landwirthen im Innern Rußlands klagen höre, wenig daran gelegen, ihre Arbeitsfähigkeit vollständig zu verwerthen, und sie entschließen sich nur schwer für Lohn auf einem benachbarten Herrnhof zu arbeiten. Wie mir einer der Herren versichert, fühlen sie sich dazu nur dann veranlaßt, wenn es an baarem Geld zu — Branntwein fehlt. Nur die Trunksucht führt die Leute zur Lohnarbeit, sagt man — wahrscheinlich ohne sehr zu übertreiben. Jedenfalls ist in einem großen Theil Rußlands das Angebot von Arbeit auf dem flachen Lande so gering, daß ein sehr hoher Tagelohn gezahlt werden muß, wenn man sich überhaupt Arbeiter verschaffen will — und da man keine große Auswahl hat, muß man zufrieden sein, auch wenn die Arbeiter nicht eben sehr viel leisten. In welchem Grade die Bestellung auch der ehemaligen Herrnhöfe dadurch erschwert und gehindert wird, ist leicht zu ermessen.

Freilich wird sich in dieser Beziehung gar Manches in verhältnißmäßig kurzer Zeit ändern. Die Nothwendigkeit Arbeit zu suchen,

außerhalb der eigenen Flur, wird ohne Zweifel für die Landleute in wenigen Jahren eine sehr viel dringendere werden, denn die Verhältnisse, die man für sie geschaffen hat, sind, wie wir gesehen haben, kaum genügend für die Gegenwart und keineswegs von der Art, daß sie ihnen für die Zukunft eine größere Selbstständigkeit versprächen. Unter den früheren Bedingungen konnte es nur erwünscht sein, wenn die Seelenzahl einer Landgemeinde sich vermehrte. Nahm die Bevölkerung zu, so wurde eben die Flur des Dorfs in entsprechendem Maaße — so weit die Kräfte reichten — erweitert. An wüst liegendem Lande, das unter den Pflug genommen werden konnte, fehlte es zur Zeit in der Regel nicht; es lag dessen meist gar viel rund umher. Jetzt dagegen ist die Flur des Dorfs einmal und für immer fest umgrenzt. Mag auch wüstes Land umher liegen — es ist fremdes Eigenthum! — Die Flur kann nicht erweitert werden; nimmt die Bevölkerung zu, wird die Zahl der Berechtigten immer größer, so müssen die Landlooſe der Einzelnen nothwendiger Weise immer kleiner, immer ungenügender werden — und es könnte gar wohl die gesammte Bevölkerung ganzer Provinzen zu einem gar eigenthümlichen Mittelding von Bauern und Proletariern werden!

Doch, die Russen sind ein sehr intelligentes Volk, das auch einer großen Energie fähig ist, wenn es sich dazu aufgefordert fühlt. Wie viel auch versehen worden sein mag, und trotz aller bösen Anzeichen von Verderbtheit in gewissen mittleren Schichten der Gesellschaft, wird sich dieses Volk früher oder später — in einer oder anderer Weise in Zustände emporarbeiten die der Weltlage wie seinem eigenen Wesen entsprechen.

Die ehemaligen Herren der Bauern haben im Allgemeinen, besonders in den nördlichen Provinzen, mehr Ländereien behalten, als sie wirklich auszunützen vermögen; sie würden gewiß gern Ein und Anderes davon veräußern, wenn sich nur Käufer fänden für Grundstücke von einer mäßigen Anzahl Desätinen, wie sie einem guten Bauernhof entsprechen. Noch ist dem russischen Landmann der Gedanke fremd sich außerhalb seines heimathlichen Dorfs, auf Sonder-Eigenthum, ein selbstständiges landwirthschaftliches Anwesen zu gründen — die Strebsamen unter den Bauern werden, wie gesagt, Hausirer, Krämer, Kaufleute — Städter. Aber es ist doch möglich, daß mit der Zeit der Sinn auch der unternehmenden unter den Land-

leuten sich auf den Landbau wendet, auf den Ankauf eigenen Grund und Bodens und die Anlage wirklicher Bauernhöfe. Es wäre das Glücklichste, was geschehen könnte. Sollte es geschehen, sollte das Land in Folge dessen mehr und mehr von selbstständigen ländlichen Ansiedelungen bedeckt werden — dann würden endlich die jetzigen großrussischen Dörfer mit ihren communistisch benutzten Fluren als seltsame Anomalien in Mitten dieser in verständigerer und erfolgreicherer Weise angebauten Herren- und Bauernhöfe dastehen.

VII.

Das ruſſiſche Heer im Frühjahr 1854.

Dieſe Blätter waren, als ſie vor fünfundzwanzig Jahren geſchrieben wurden, nicht zum Druck beſtimmt.

Sie ſollten nur in einem ſehr engen Kreiſe, in dem man keineswegs feindſelig gegen Rußland geſinnt war, zur Orientirung dienen.

Es wäre in hohem Grade unziemlich geweſen, ſie während des damaligen Krieges zu veröffentlichen. Wir würden dabei auch jetzt noch ernſte Bedenken haben, wenn nicht ſeither die durchgreifenden Reformen, die Rußland ſeinem edlen Kaiſer verdankt — die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die allgemeine Wehrpflicht, — auch das Heerweſen Rußlands auf eine durchaus veränderte Grundlage verſetzt hätten.

In Folge deſſen haben dieſe Blätter nur noch ein geſchichtliches Intereſſe und können vielleicht dazu beitragen, manche Erſcheinungen des Krimm-Krieges zu erklären.

Am Vorabende eines Krieges, deſſen mögliche Ausbreitung und Folgen ſich vor der Hand jeder Berechnung entziehen, möchte es wohl an der Zeit ſein, ſich von dem Zuſtande eines Heeres Rechenſchaft zu geben, dem die eine der beiden Hauptrollen darin beſchieden iſt. Wir meinen das ruſſiſche. Zwar enthält der dritte Band der „Gegenwart“ einen ziemlich weitſchichtigen, wenn gleich nicht eigentlich ausführlichen Aufſatz über das Heer, welches dem Kaiſer Nikolaus zu Gebote ſteht, doch ſind wieder mehrere Jahre verfloſſen, ſeitdem er bekannt gemacht wurde, und was wohl in mehr als einer Beziehung von viel größerer

Wichtigkeit ist: dieser Aufsatz läßt uns überhaupt im Zweifel, erstens darüber ob er von einem Sachverständigen herrührt, und dann auch darüber, ob er auf eigener Anschauung des russischen Heeres beruht. Jedenfalls wird der sich nicht befriedigt fühlen, der dort wirkliche Belehrung sucht — nämlich Belehrung, die zu etwas zu brauchen ist im Leben, in der Welt der Thaten; auf die sich eine Berechnung gründen läßt.

Herr v. Haxthausen, dessen großem Verdienst wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, gedenkt in seinem rühmlich bekannten Werke eingehend auch der russischen Armee — aber er ist doch nicht eigentlich Mann vom Fach, er ist der russischen Sprache nicht mächtig, und außerdem war er stets von Begleitern umgeben, die den Auftrag hatten dafür zu sorgen daß er doch ja Alles im rechten Lichte sähe.

Einige andere Aufsätze, die hin und wieder gedruckt sind, können noch weniger als erschöpfend angesehen werden; sie bewegen sich sogar meist in willkürlichen Vorstellungen und könnten eher irre führen als belehren. Da mag es denn wohl gestattet und von einigem Nutzen sein, den Sachverständigen einige Notizen über das russische Heer vorzulegen, von denen wir wenigstens sagen dürfen daß sie zuverlässigen Quellen entnommen sind.

Vorzugsweise wenden wir dabei unsere Aufmerksamkeit auf die

Feld-Armee,

worunter wir das Heer verstehen, über welches Rußland, nach Abzug der Garnison-Truppen und der sogenannten inneren Wache, der abgesonderten Corps im Kaukasus und an den asiatischen Grenzen u. s. w., und ohne die Reserve-Mannschaften, deren wir später gedenken müssen, für den Fall eines Krieges in Europa verfügen kann.

Dieses Heer besteht aus sechs sogenannten Infanterie-Corps, dem Garde-Corps, dem Grenadier-Corps, einem Garde- und zwei Armee-Cavallerie-Corps.

Ein jedes der sechs Infanterie-Corps zählt drei Infanterie-Divisionen, eine Division leichter Reiterei, eine Artillerie-Division, ein Scharfschützen- und ein sogenanntes Sappeur- (Pionier-) Bataillon, endlich eine Pontonier-Compagnie.

Jede Infanterie-Division besteht aus einer Musketier- und einer

Jäger-Brigade; die Brigade aus zwei Regimentern zu vier Bataillonen.

Das Bataillon hat vier Compagnien, deren jede auf dem vollen Kriegsfuß zählt: 4 Offiziere, 20 Unteroffiziere, 8 Tambours und Pfeifer, 230 Gemeine, zusammen = 262 Combattanten.

Kriegs-Etat des Bataillons:

1 Commandeur, 1 zweiter Stabs-Offizier, 1 Adjutant, 1 Portepée-Fähnrich, 1 Unter-Fähnrich, 1 Bataillons-Tambour, 1 Bataillons-Horniſt	=	7 Mann.
Die vier Compagnien	=	1048 „
Zuſammen	=	1055 Mann.

Kriegs-Etat eines Regiments:

1 Regiments-Commandeur, 1 Adjutant, 1 Quartiermeiſter, 1 Zahlmeiſter (beide Offiziere), 1 Kapellmeiſter, 40 Muſikanten, 1 Regiments-Tambour, 1 Regiments-Horniſt .	=	47 Mann.
Die vier Bataillone	=	4220 „
Zuſammen	=	4267 Mann.

Die 16 Bataillone einer Diviſion ergeben demnach eine Geſammtzahl von 17,068 Combattanten.

Das Scharfſchützen-Bataillon, das keiner Diviſion zugetheilt iſt, ſoll = 1056 Mann zählen; es hat nämlich bei dem Bataillons-Stabe keinen zweiten Stabsoffizier, dagegen 1 Quartiermeiſter und 1 Zahlmeiſter.

Die leichte Reiter-Diviſion wird aus einer Huſaren- und einer Ulanen-Brigade gebildet; die Brigade beſteht aus zwei Regimentern; das Regiment zerfällt, wie bei der öſterreichiſchen Reiterei, in 4 Diviſionen zu 2 Escadronen.

Etat der Escadron:

6 Offiziere, 18 Unteroffiziere, 3 Trompeter, 146 Gemeine = 173 Combattanten.

Etat des Regiments:

1 Regiments-Commandeur, 4 Stabsoffiziere (Diviſions-Commandeurs), 1 Adjutant, 1 Quartiermeiſter, 1 Zahlmeiſter, 4 Portepée-Junker, 4 Junker, 1 Stabstrompeter	=	17 Combatt.
Die 8 Escadronen	=	1384 „
Zuſammen	=	1401 Combatt.

Die leichte Diviſion ergiebt alſo eine Reitermaſſe von = 5604 Combattanten.

Die Artillerie-Diviſion zählt in der erſten ihrer drei Fußartillerie-Brigaden 2 ſchwere oder Poſitions- (12pfünder) und 2 leichte (6pfünder) Batterien; in jeder der beiden anderen Brigaden 1 ſchwere und 3 leichte. Dazu kommt eine Brigade reitender Artillerie von 2 Batterien.

Die ſchwere oder Poſitions-Batterie beſteht aus 6 zwölfpfündigen Kanonen und 6 einhalbpudigen (d. h. 20pfündigen, nach preußiſchem Steingewicht = $6^3/_4$—$7^1/_7$ Pfd.; $16^1/_6$ Pfd. Zollvereinsgewicht)[1]) Einhörner (lange Haubitzen) — und hat zur Bedienung 7 Offiziere, 312 Mann, 241 Pferde. — Die leichte Batterie, die ebenfalls 12 Stücke zählt, beſteht zur Hälfte aus 6pfündigen Kanonen, zur Hälfte aus $^1/_4$pudigen Einhörnern, zu denen 7 Offiziere, 246 Mann und 167 Pferde; — die reitende Batterie nur 4 ſechspfündige Kanonen, 4 einviertheilpudige Einhörner, 7 Offiziere, 219 Mann und 284 Pferde.

Im Ganzen alſo ergeben ſich für die Artillerie-Diviſion: 3752 Combattanten und 2868 Pferde mit 160 Stücken Geſchütz, worunter 48 Zwölfpfünder, oder dieſem Kaliber entſprechende Haubitzen.

Das Sappeur-Bataillon hat 1 Sappeur- und 3 Pionier-Compagnieen, zu 4 Offizieren, 20 Unteroffizieren, 6 Spielleuten und 230 Gemeinen, was einſchließlich des Bataillon-Stabes von 6 Offizieren und 2 Unteroffizieren, für das Bataillon = 1048 Combattanten ergiebt.

Im Ganzen zählt ein Infanterie-Corps vorſchriftsmäßig, in

---

[1]) Das ruſſiſche Pfund wiegt = 8512 holländiſche Aß; das Pud von 40 Pfunden iſt mithin bis auf eine ganz unbedeutende Kleinigkeit genau = $16^1/_6$ Kilogr. oder $32^1/_3$ Zollvereinspfund.

jäner vollen Kriegsstärke, in 50 Bataillonen, 32 Escadronen und 14 Batterien:

In 3 Infanterie-Divisionen (48 Bataill.)	51,204	Combattanten.
Die Cavallerie-Division (32 Escadronen)	5,604	"
1 Bataillon Scharfschützen	1,056	"
1 Bataillon Sappeurs	1,048	"
Artillerie	3,752	"
1 Pontonier-Compagnie	150	"
Zusammen	62,814	Combattanten.

Mit 160 Stücken Geschütz, und zwar:

24 Zwölfpfünder	Fuß-Artillerie.
24 halbpudige Einhörner . .	
48 Sechspfünder	
48 einviertheilpudige Einhörner	
8 Sechspfünder	reitende Artillerie.
8 einviertheilpudige Einhörner	

Die Pontonier-Compagnie führt 42 Pontons und Haquets, 180 Zugpferde.

Die Gesammtzahl der Pferde ist schwer zu berechnen, weil in Beziehung auf Train und Gepäck gewisse Mißbräuche herkömmlich geworden sind, die höheren Officiere — und in der Garde selbst die Subalternen — sich, je nachdem es ihnen ihr Vermögen gestattet, nach ihrer Bequemlichkeit einrichten, und die vorschriftsmäßige — schon sehr bedeutende — Zahl von Pack- und Zugpferden in der Regel weit überschritten wird.

Regelmäßiger Weise hat jedes Infanterie-Regiment eine Train-Compagnie von 1 Offizier, 7 Unteroffizieren, 280 Köpfen (darunter 1 Commandeur, 1 Wagenmeister, 1 Krankenaufseher, 3 Fuhrstaats-Unteroffiziere, 1 Bettmeister, 1 Büchsenmacher-Meister, 16 Lagerdiener, 16 Bettdiener, 16 Büchsenmacher, 1 Kurschmied, 8 Hufschmiede, 4 Schlosser, 4 Tischler, 8 Zimmerleute, 1 Radmacher, 72 Trainknechte, 4 Profose; die Uebrigen sind Offizier-Burschen.

Diese Compagnie führt 18 Karren zu 3 Pferden (16 Patronen-Karren, 1 Kassen- und Bureau- und 1 Medicin-Karren) — und 54 vierspännige Wagen (1 Handwerkszeug-, 1 Kassen- und Rechnungs-,

32 Proviant-, 3 Lazareth-, 16 Zelt-Wagen, 1 Feldschmiede) und hat im Ganzen 280 Pferde. — Die 4 Train-Compagnien einer Infanterie-Division bilden ein Train-Bataillon.

Jedes selbständige Bataillon (Scharfschützen, Sappeure) hat eine eigene Train-Section, die etwa einer halben Compagnie gleichkommen mag.

Die leichte Cavallerie- und die Artillerie-Division haben jede ein Train-Bataillon, das aber nur aus 4 Sectionen besteht, und ungefähr halb so stark ist als die Bataillone der Infanterie-Divisionen.

Die Artillerie-Division hat außerdem auch noch einen mobilen Reserve-Park von 3 Compagnien zu je 6 Offizieren und 276 Mann, die im Frieden zu Arsenal- und Laboratorien-Arbeiten verwendet werden; im Kriege sollen sie bis auf 345 Köpfe eine jede verstärkt werden, dagegen einen Theil ihrer Mannschaft zur Bildung des allgemeinen Armee-Reserve-Parks abgeben.

Das ärztliche Personal ungerechnet, folgen also dem Infanterie-Corps mindestens 5742 Non-Combattanten, und die Zahl der Pferde läßt sich berechnen auf:

Cavallerie-Pferde . .	=	5,604
Artillerie-Pferde . . .	=	2,868
Train-Pferde	=	4,720
Zusammen	=	13,192

wozu in der Wirklichkeit wohl noch ein zwölf bis fünfzehn Hundert Hand- und Packpferde der Generale, Offiziere, Militair-Aerzte, Intendantur-Beamten u. s. w. kommen möchten. —

Wir kommen nun zu den Truppen-Körpern, die zwar, wie der Feldzug 1849 in Ungarn bewiesen hat und auch der gegenwärtige Krieg von neuem beweist, nicht immer mit in das Feld rücken, um auf dem Schlachtfelde die Reserven zu bilden, die aber doch jedesmal, wenn sie ausrücken, eine solche Bestimmung haben. Ihre Organisation ist theilweise eine andere als die der Infanterie-Corps.

Das Grenadier-Corps.

3 Divisionen, zu 3 Grenadier- und 1 Karabinier- (Jäger-) Regiment, in zwei Brigaden; das Regiment aber nur zu 3 Bataillonen.

Etat des Bataillons wie bei der Linien-Infanterie.

Etat des Regiments:

Regiments-Stab: 50 Musikanten, im Uebrigen wie bei den Linien-Regimentern	=	57 Mann.
Die 3 Bataillone	=	3,237 „
Das Regiment	=	3,294 Mann.

Die Division zählt demnach = 13,176 Mann Combattanten.

Die Cavallerie-Division des Corps ist denen der Infanterie-Corps in jeder Beziehung vollkommen gleich.

Was die Artillerie anbetrifft, so unterscheidet sie sich dadurch von der der Infanterie-Corps, daß jede ihrer 3 Brigaden aus 2 schweren und 2 leichten Batterien besteht, die Batterien aber nur je 8 Geschütze haben; die Zwölfpfünder-Batterie zählt dem entsprechend: 7 Offiziere, 222 Mann, 177 Pferde; die Sechspfünder-Batterie: 7 Offiziere, 172 Mann, 128 Pferde, und die ganze Division, einschließlich der beiden Batterien reitender Artillerie = 2900 Mann, 2398 Pferde, mit 112 Stücken Geschütz.

Schützen- und Sappeur-Bataillone, Pionier-Compagnie, wie bei den Infanterie-Corps.

Es ergiebt sich demnach für das Grenadier-Corps folgende Streiterzahl:

Die 3 Grenadier-Divisionen . .	=	39,528 Mann.
Die Cavallerie-Division . . .	=	5,604 „
Die Artillerie-Division	=	2,900 „
1 Bataillon Scharfschützen . . .	=	1,056 „
1 Bataillon Sappeurs	=	1,048 „
1 Pontonier-Compagnie . . .	=	150 „
Zusammen	=	50,286 Mann.

Die Geschütz-Zahl ist zusammengesetzt aus:

24 Zwölfpfündern	Fuß-Artillerie.
24 halbpudigen Einhörnern . .	
24 Sechspfündern	
24 einviertheilpudigen Einhörnern	
8 Sechspfündern	reitende Artillerie.
8 einviertheilpudigen Einhörnern	

Der regelmäßige Train des Grenadier-Corps iſt, was die Grenadier-Diviſionen anbetrifft, um etwa ein Viertheil geringer anzuſchlagen wie der eben ſo vieler Infanterie-Diviſionen; für alles Uebrige gelten hier dieſelben Normen wie dort.

Das Garde-Corps

mit Einſchluß des Reſerve-Cavallerie-Corps der Garde, da beide unter demſelben gemeinſchaftlichen Oberbefehl ſtehen, und auch wohl im Fall einer Verwendung im Kriege kaum jemals durchgreifend geſondert werden dürften.

Drei Infanterie-Diviſionen, deren jede in zwei Brigaden, vier Regimenter zu 3 Bataillonen zählt, nämlich drei Linien-Regimenter und ein Jäger-Regiment.

Die erſte Diviſion umfaßt die von Peter dem Großen und unter den Kaiſerinnen Anna und Catherina II. errichteten Regimenter; die 2. die vom Kaiſer Alexander errichteten, oder von ihm zu Garden erhobenen Regimenter; die dritte endlich zwei Regimenter, welche, 1815 als Litthauiſche und Wolyniſche Garde errichtet, bis zur Revolution von 1830 die Leibwache des Großfürſten Conſtantin zu Warſchau bildeten, und dazu zwei zukommandirte Grenadier-Regimenter, die weder den Rang noch die Vorrechte der Garde-Regimenter haben.

Der Etat iſt wie bei den Regimentern des Grenadier-Corps.

Außerdem ſind dieſem Heertheil noch zugetheilt: 1 Garde-Sappeur-Bataillon, 1 Finniſches Garde-Scharfſchützen-Bataillon und 1 aus den Matroſen der Garde-Marine-Equipage gebildetes Bataillon.

Die Reiterei der Garde beſteht aus einer Küraſſier- und zwei leichten Reiter-Diviſionen, zu je 4 Regimentern von 6 Schwadronen in zwei Brigaden.

Unter den 4 Küraſſier-Regimentern iſt eines (die Küraſſiere der Kaiſerin) ein zukommandirtes, das nicht Rang und Vorrechte der Garde hat.

Die erſte leichte Cavallerie-Diviſion (Garde-Grenadiere zu Pferde — Garde-Ulanen — Garde-Huſaren und [doniſche] Garde-Koſacken) — ſoll im Felde, vereint mit den Küraſſieren, das Reſerve-Cavallerie-Corps der Garde bilden.

Die zweite leichte Diviſion (Garde-Dragoner — Garde-Ulanen

des Großfürsten Michael — Grodno'sche Garde-Husaren — und das [Ukrainische] Ataman-Kosacken-Regiment) dem Garde-Infanterie-Corps zugetheilt bleiben.

Der Etat sämmtlicher zwölf Regimenter, zu 3 Divisionen und 6 Escadronen, ist ein und derselbe.

Etat der Escadron: 6 Offiziere, 18 Unteroffiziere, 3 Trompeter, 146 Gemeine = 173 Combattanten.

Stab des Regiments: 1 Regiments-Commandeur (General-Major) — 3 Divisions-Commandeure (Obersten) — 1 Adjutant, 1 Quartiermeister, 1 Zahlmeister, 3 Portepée-Junker, 3 Junker, 1 Stabs-Trompeter (die Zahl der Luxus-Musikanten wissen wir nicht anzugeben) . . . zusammen = 14 Mann.

Die 6 Escadronen = 1,038 „

Das Regiment = 1,052 Mann.

Die Division zählt mithin = 4,208 Combattanten.

Die Wache des Kaiserlichen Hauptquartiers ist wohl nur bedingungsweise zu den wirklich verwendbaren Truppen zu zählen. Sie besteht aus:

2 Escadronen Garde-Kosacken vom Schwarzen Meer,
½ Escadron Tscherkessen,
1 „ Krimmische Tataren,
2 Escadronen Uralische Kosacken,
ein Kommando Kosacken von der Linie am Kaukasus,
ein Kommando Lesginer,

und mag im Ganzen 6—700 Mann stark sein. Sie bildet einen bunten und selbst poetischen Schmuck des kaiserlichen Hauptquartiers.

Artillerie-Division: die drei Fußbrigaden bestehen jede aus zwei schweren und 2 leichten Batterien zu 8 Stücken; die reitende Artillerie-Brigade aus 3 leichten Batterien; dazu kommt noch eine Reserve-Brigade von:

1 schweren Batterie reitender Artillerie, die 8 einhalbpudige Einhörner führt, und 8 Offiziere, 282 Mann und 374 Pferde zählt,
1 Donischen Kosacken-Batterie von 8 Stücken (Sechspfünder und einviertheilpudige Einhörner), 5 Offizieren, 202 Mann und 272 Pferden,
1 Raketen-Batterie, deren Bestand, der wohl auch noch nicht end-

gültig feſtgeſtellt ſein mag, wir nicht anzugeben wiſſen, aber ungefähr auf 6 Offiziere und 180 Mann ſchätzen. Wir beſchränken uns übrigens darauf, ihrer nur im Vorbeigehen zu gedenken, da man noch durchaus, wie ſchon ſeit vielen Jahren, in Verſuchen befangen iſt, und die Raketen in der ruſſiſchen Armee noch keineswegs als „Waffe" in Anſchlag gebracht werden können.

Ohne dieſe Raketen-Batterie zählt die Artillerie-Diviſion der Garde = 3523 Combattanten und 3328 Pferde mit 136 Stücken Geſchütz.

Außerdem iſt dem Heertheil auch noch eine reitende Pionier-Diviſion beigegeben, die im Frieden aus 2 Escadronen beſteht, im Kriege aus Reſerviſten bis auf 4 Escadronen vermehrt werden und dann 26 Offiziere, 58 Unteroffiziere, 16 Spielleute, 656 Gemeine, im Ganzen 756 Köpfe zählen ſoll, und, 12 lederne Pontons eingerechnet, einen Train von 32 Fahrzeugen mit 170 Zugpferden mit ſich führt.

Somit ergeben ſich für das geſammte Garde-Corps:

die 12 Infanterie-Regimenter (36 Bataillone) . .	39,528	Mann.
1 Bataillon Garde-Scharfſchützen	1,056	„
1 Bataillon Garde-Sappeurs	1,048	„
1 Bataillon Garde-Marine-Equipage	1,048	„
12 Cavallerie-Regimenter (72 Escadronen) . . .	12,624	„
Artillerie (17 Batterien zu 8 Stück)	3,523	„
Reitende Pioniere, 4 Escadronen	756	„
Im Ganzen	59,583	Mann.

Ferner:	24 Zwölfpfünder	Fuß-Artillerie.
	24 einhalbpudige Einhörner .	
	24 Sechspfünder	
	24 einviertheilpudige Einhörner	
	8 einhalbpudige Einhörner .	reitende Artillerie.
	16 Sechspfünder	
	16 einviertheilpudige Einhörner	

Vorſchriftsmäßig müßte der Train der Garde-Infanterie dem des Grenadier-Corps entſprechen — und der einer jeden Garde-Cavallerie-Diviſion um etwa ein Viertheil geringer ſein als der einer leichten Cavallerie-Diviſion.

Thatsächlich aber hat sich der Troß des Garde-Corps noch nie an irgend eine Vorschrift gebunden.

Das erste Cavallerie-Corps.

Seit der Umbildung des russischen Heeres nach dem Kriege in Polen 1831 gab es in diesem Heere außer den Dragonern zwei Reiter-Corps, deren jedes aus einer Küraſſier- und einer Ulanen-Division bestand. Vor einigen Jahren jedoch ist die eine dieser Ulanen-Divisionen aufgelöst, die zweite Küraſſier-Division aber mit dem ersten Cavallerie-Corps vereinigt worden, das demnach aus zwei Küraſſier-Divisionen und einer Ulanen-Division besteht.

Dabei ist indessen zu bemerken daß die erste Küraſſier-Division wohl nicht leicht dazu kommen wird mit in das Feld zu rücken. Zur Zeit des Krieges von 1831 wenigstens, und dann wieder 1849 als die Garden auf den Kriegsfuß verstärkt werden sollten, wurden aus den vier Regimentern dieser Abtheilung die besten Leute und Pferde massenweise herausgenommen, um die vier Küraſſier-Regimenter der Garde und deren neu errichtete Depots vollzählig zu machen. Dasselbe Schicksal könnte sie wohl noch öfter treffen, und vielleicht hat gerade Rücksicht auf diese Möglichkeit Veranlassung gegeben, die jetzt beliebte Formation anzunehmen.

Die Küraſſier-Regimenter — zu je 6 Escadronen — haben ganz den Etat der Garde-Regimenter, nur daß die Regiments-Commandeure hier Obersten, die Divisions-Commandeure Obrist-Lieutenants und Majore sind.

Die Ulanen zählen 8 Escadronen im Regiment, wie die anderen leichten Reiter-Regimenter.

Außerdem gehört zu dem Corps eine Division reitender Artillerie von 2 schweren und 4 leichten Batterien; 1484 Combattanten, 1884 Pferden und 48 Geschützen.

Im Ganzen zählt mithin das Corps:

in 12 Reiter-Regimentern (80 Escadronen; — 8416 Küraſſiere, 5604 Ulanen) . . .	=	14,020 Mann.
Dazu die Artillerie	=	1,484 „
Zusammen	=	15,504 Mann.

Die Geschütz-Zahl besteht aus 16 schweren Einhörnern, 16 einviertheilpudigen Einhörnern und 16 Sechspfündern.

Das zweite Cavallerie- (Dragoner) Corps.

Die ruſſiſchen Dragoner ſind in ihrer heutigen, eigenthümlichen Formation und Ausrüſtung, durchaus eigene Erfindung des Kaiſers, wenn auch wohl in Beziehung auf die Einzelnheiten der Organiſation und des Exerzier-Reglements, der eine oder der andere Reiter-Offizier, der eben in beſonderem Anſehen ſtand, zu Rathe gezogen worden ſein mag. Natürlich legt der Kaiſer einen ſehr hohen Werth auf dieſe, wie allgemein angenommen und von allen Seiten her mit Begeiſterung verſichert wird, in glänzendſter Weiſe gelungene Schöpfung. Die Dragoner werden auch allen fremden Fürſten und höheren Offizieren, die der ruſſiſche Hof als Gäſte empfängt, in auszeichnender Weiſe als etwas ganz Beſonderes gezeigt und der Aufmerkſamkeit empfohlen. Unbedingte Zuſtimmung, ja enthuſiaſtiſche Anerkennung wird dabei mit ſo ſichtbarer Zuverſicht erwartet, daß ſie nicht wohl fehlen kann.

Von den ruſſiſchen Generalen wird unter der gegenwärtigen Regierung wohl ſchwerlich irgend einer, in Beziehung auf die Dragoner — ausgeſprochener Weiſe — der herrſchenden Meinung widerſprechen; und ſelbſt wenn dieſe Truppe die Feuerprobe, die ihr noch bevorſteht, etwa nicht in einer, den hoch geſpannten Erwartungen entſprechenden Weiſe beſtehen ſollte, werden die Herren wohl Alles und Jedes im günſtigſten Licht zu ſehen und zu deuten ſuchen. Die Berichte erzählen wahrſcheinlich Wunder davon, wie vortrefflich ſich die Organiſation dieſes Corps bewährt.

Ganz in dem Sinn des feſten Vertrauens auf dieſe Waffe, das in einem weiten Kreiſe ſo allgemein und ſo unbedingt getheilt wird, hat der Kaiſer bald nach dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, die Vermehrung dieſes Corps um eine neue Diviſion von vier Regimentern angeordnet, die, wie man erfährt, aus Reſerviſten gebildet, bereits fertig daſteht.

Man iſt hier auf den alten, ſchon ſo oft zur Ausführung gebrachten, und immer wieder aufgegebenen Gedanken zurückgekommen, die Dragoner ſollen Infanterie zu Pferde ſein.

Eigenthümlich iſt nun, daß das Regiment aus 10 Escadronen beſteht, von denen zwei, mit Lanzen bewaffnet, die beiden Flügel bilden und zu Pferde bleiben, wenn die 8 mit Flinten bewaffneten Escadronen des Centrums abſitzen um ein Bataillon von 8 Zügen zu bilden.

Der Etat der beiden mit Lanzen bewaffneten Escadronen, ist dem der Küraſſier-Regimenter gleich (173 Combattanten) — der der anderen desgleichen, nur daß ſie anſtatt der 3 Trompeter, je 2 Trompeter und 2 Tambours haben, im Ganzen alſo 174 Mann ſtark iſt.

Der Regiments-Stab zählt 2 Stabs-Offiziere (Diviſions-Commandeure) und 4 Junker mehr als bei den Regimentern von 6 Escadronen, mithin . . . . . = 19 Mann,
dazu 2 Escadronen von 173 Mann . . . . . = 346 „
und 8 Escadronen von 174 Mann . . . . . = 1392 „
das Regiment = 1757 Mann.

Die Artillerie-Diviſion, die bisher der des erſten CavallerieCorps gleich kam, wird wohl ohne Zweifel auch um die Hälfte verſtärkt worden ſein, und demnach gegenwärtig aus 3 ſchweren und 6 leichten Batterien reitender Artillerie mit 72 Geſchützen beſtehen.

Außerdem iſt dem Corps eine reitende Pionier-Diviſion zugetheilt. Für den ganzen Heertheil ergeben ſich ſomit folgende Zahlen:

12 Regimenter Dragoner in drei Diviſionen = 21,084 Mann,
die Artillerie-Diviſion . . . . . = 2,226 „
die reitende Pionier-Diviſion . . . . . = 756 „
zuſammen = 24,066 Mann.

Combattanten-Zahl des geſammten Heeres.

Die ſechs Infanterie-Corps . . . = 376,884 Mann.
Das Grenadier-Corps . . . . . = 50,286 „
Das Garde-Corps . . . . . = 59,583 „
Das erſte Reiter-Corps . . . . . = 15,504 „
Das zweite Reiter-Corps . . . . = 24,066 „
Zuſammen = 526,323 Mann
mit 1328 Stücken Geſchütz.

Oder nach Waffengattungen:

Infanterie.

360 Bataillone Grenadiere, Musketiere (d. h. Linien-Infanterie) und Jäger der Garde und der Armee, die ungeachtet der verſchiedenartigen Benennungen in Ausrüſtung und Ausbildung nicht weſentlich verſchieden ſind . . . . . = 386,274 Mann,
8 Bataillone Scharfſchützen . . . . . = 8,448 „
zuſammen = 394,722 Mann.

Reiterei.

Küraſſiere: 12 Regimenter zu 6 Escadronen	=	72 Esc.	12,624 M.
Dragoner: 2 Garde-Regimenter zu 6 Escadronen und 12 Armee-Regimenter zu 10 Escadronen	=	132 „	23,188 „
Ulanen: 2 Garde-Ulanen, 2 Garde-Koſacken-Regimenter zu 6 Escadronen; 18 Armee-Regimenter zu 8 Escadronen	=	168 „	29,426 „
Huſaren: 2 Garde-Regimenter zu 6 Escadronen, 14 Armee-Regimenter zu 8 Escadronen	=	124 „	21,718 „
Zuſammen	=	496 Esc.	86,956 M.

Artillerie.

Fuß-Artillerie: die 6 Diviſionen der 6 Infanterie-Corps .	72 Batt.	19,300 Mann,	864 Geſch.
Artillerie-Diviſion des Grenadier-Corps	12 „	2,448 „	96 „
Artillerie-Diviſion des Garde-Corps	12 „	2,448 „	96 „
Zuſammen	= 96 Batt.	24,196 Mann,	1056 Geſch.
Reitende Artillerie: die 6 Brigaden der 6 Infanterie-Corps	12 Batt.	2,712 Mann,	96 Geſch.
Die Brigade des Grenadier-Corps	2 „	452 „	16 „
Die zwei Brigaden des Garde-Corps	5 „	1,075 „	40 „
Die Diviſion des erſten Cavallerie-Corps	6 „	1,448 „	48 „
Die Diviſion des zweiten Cavallerie-Corps	9 „	2,226 „	72 „
Zuſammen	= 34 Batt.	7,913 Mann,	272 Geſch.
Die geſammte Artillerie	= 130 Batt.	32,109 M.,	1,328 Geſch.

Ohne die Mannſchaften des Reſerve-Munitions-Parks, die ſich auf etwa 7000 Mann belaufen mögen, die wir aber nicht zu den Combattanten rechnen.

Die Geſchütz-Zahl der Fuß-Artillerie beſteht aus:

192 Zwölfpfündern,
336 Sechspfündern,
192 einhalbpudigen } Einhörnern.
336 einviertheilpudigen }

Die der reitenden Artillerie aus:

112 Sechspfündern,
48 ſchweren } Einhörnern.
112 leichten }

Genie-Truppen.

8 Bataillone Sappeurs . . .	=	8,384	Mann.
7 Pontonier-Compagnien . .	=	1,050	„
3 Diviſionen reitende Pioniere	=	1,512	„
Zuſammen	=	10,946	Mann.

Endlich haben wir noch der in der Combattanten-Zahl nicht mitbegriffenen, zu Stabswachen, Militair-Polizei-Zwecken u. dergl. verwendeten Truppen zu gedenken.

Sie beſtehen aus ½ Escadron Garde-Gensdarmen, 1 Gensdarmen-Regiment von 4 Escadronen und 1 Reſerve-Escadron, und 3 einzelnen Gensdarmen-Diviſionen, zuſammen 11½ Escadronen = 2364 Mann.

Hierher wären auch die Wachen des kaiſerlichen Hauptquartiers, Tſcherkeſſen u. ſ. w. zu rechnen, doch begleiten dieſe nur den Kaiſer perſönlich, und erſcheinen bei einer Armee im Felde nur, wenn der Kaiſer ſelbſt ſich an deren Spitze ſtellt.

Im Ganzen ſind die verſchiedenen Gensdarmen-Abtheilungen an Zahl der Mannſchaft ungenügend für den Dienſt, der ihnen zugedacht iſt im Felde. Man rechnet auf Aushülfe durch Koſacken, die denn auch wirklich, vorkommenden Falls, in ganz unbeſtimmter, beliebiger Anzahl dazu verwendet werden.

In allen früheren Kriegen hat ſich ſtets die wirklich unter den Fahnen vereinigte Mannſchaft um ein ſehr Bedeutendes, ja in einem,

in jeder anderen Armee unerhörten Verhältniß, weniger zahlreich erwiesen, als sie der vorschriftsmäßigen Combattanten-Zahl der Bataillone und Escadronen nach sein mußte. Dem ist diesmal (im Jahre 1854) gewiß nicht so. Mit Hülfe der Reservisten, deren wir später gedenken müssen, ist es ohne Zweifel gelungen, die Lücken in den Regimentern auszufüllen, die etwa seit der letzten Rekrutirung entstanden sein könnten, und die Schaaren vollzählig zu machen, so daß von der Soll-Stärke der Bataillone wenig mehr als der Kranken-Bestand abgezogen zu werden braucht, um die wirkliche Streiterzahl zu ermitteln.

Der permanente Krankenbestand ist aber allerdings immer sehr bedeutend. Er beträgt im Frieden, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, bei den Regimentern, die zerstreut auf dem Lande bei den Bauern einquartiert sind, immerdar einen größeren Bruchtheil der Gesammtzahl, als in so ziemlich allen anderen europäischen Armeen. Bei den Regimentern, die in den Städten in Kasernen untergebracht sind, wo sie bei schlechterer Verpflegung einen schwereren Dienst haben, steigt er regelmäßiger Weise noch höher — häufig sogar nach einem Maßstab, den man anderswo sehr bedenklich finden würde. —

Wir müssen nun versuchen, uns von dem eigentlichen Gehalt und Werth dieser gewaltigen Heeresmacht in ihrem gegenwärtigen Zustand, im Einzelnen Rechenschaft zu geben.

A. Allgemeine Bemerkungen.

a. Beschaffenheit der Leute.

Ein ziemlich allgemein verbreitetes Vorurtheil gefällt sich darin, in dem russischen Soldaten ein herkulisches Wesen zu sehen, und traut ihm das Unglaubliche zu an Ausdauer in Beschwerden, an Fähigkeit, Entbehrungen zu ertragen. In der Wirklichkeit aber verhält es sich damit nicht unwesentlich anders. Die einfache Wahrheit ist, daß der russische Soldat die Beschwerden eines Feldzugs nicht besser erträgt als ein Anderer; im Gegentheil, er erliegt ihnen eher, als der Soldat der einen und der anderen europäischen Armee. Und wer den Bedingungen, unter denen sein Dasein sich abspinnt, nur einigermaßen nachforscht, wird bald inne werden, daß diese Erscheinung sich in ganz genügender Weise erklären läßt.

Wir haben hier mehrfacher Uebelſtände zu gedenken, die mehr oder weniger überall fühlbar werden, wo eine übermäßig lange Dienſtzeit und ein Kaſernen-Leben, das ſich durch Jahrzehnte hinzieht, ihren Einfluß üben. Man beachte z. B., was der Marſchall Gouvion St. Cyr in ſeinen Memoiren von dem Zuſtand ſagt, in welchem die franzöſiſche Revolution und der 1792 ausbrechende Krieg, die alten Regimenter, das ſtehende Heer Frankreichs vorfanden: „Cette troupe", ſagt der Marſchall, „était *d'un physique faible,* comme le seront toujours celles qui auront longtems habité les casernes. Le soldat n'y reçoit *qu'une nourriture insuffisante;* les vices qu'il y contracte à la suite de l'oisiveté, et les maladies graves qu'ils amènent, ont bientôt détruit la santé la plus robuste, et le mettent hors d'état de supporter les fatigues de la guerre".

Die Uebelſtände, über die man in Rußland zu klagen hätte, ſind nur zum Theil dieſelben, deren der franzöſiſche Marſchall gedenkt, aber es trifft gar vielerlei zuſammen, um ihr Gewicht doppelt und mehrfach, in einem ſehr bedenklichen Grade fühlbar zu machen.

Zuvörderſt müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß in der That kein Grund vorliegt, die Ruſſen im Allgemeinen für einen von der Natur beſonders begünſtigten, ausgezeichnet kräftigen Menſchenſchlag zu halten. Zwar den anderen Völkerſtämmen, neben denen die Ruſſen, beſonders im nördlichen Theile ihres weiten Vaterlandes wohnen, zeigen ſie ſich in phyſiſcher wie in geiſtiger Beziehung bedeutend überlegen, beſonders den finniſchen (Ehſten, Ingern, Carelen ꝛc.) das will aber in der That ſo ſehr viel nicht ſagen, denn die Finnen ſind ein unglückliches, ſeit vielen Jahrhunderten nicht mehr ſelbſtändiges Geſchlecht, das zum Untergang neigt. Allerdings ſieht man denn auch in den Dörfern und Städten Rußlands nicht jene unglücklichen Krüppelgeſtalten, die in manchen anderen Ländern häufig das Auge verletzen, und vielleicht nirgends ſo häufig als in Neapel und Sicilien. Allein auch das beweiſt nicht eine beſondere Tüchtigkeit des Menſchenſchlages; eher den gewaltigen Einfluß ungünſtiger klimatiſcher Verhältniſſe. Man frage nur nach, wie groß, wie zum Erſchrecken groß im nördlichen Rußland die Sterblichkeit unter den Kindern iſt! — In Sicilien lebt in einer wohlthuenden, weichen Athmoſphäre ſo ziemlich Alles was zur Welt kommt, wie elend und kümmerlich es auch beſchaffen ſein mag. Unter dem Himmel Rußlands dagegen muß

das Individuum schon als ein tüchtiges geboren werden, um überhaupt leben zu können. Geboren werden in Rußland gewiß eben so viele scrophulöse, ja syphilitische, erbärmliche Kinder wie irgend anderswo, aber der Winter räumt jedesmal ganz gewaltig auf unter ihnen! — Ein Frost von 20 bis 28 Graden Réaumur, der mehrere Wochen anhält; ein paar rasche Uebergänge von solchem Frost, nach gewaltigem Sturmwind, zu Thauwetter und Nässe; — dann neuer Frost, der eben so plötzlich eintritt: dergleichen schafft Hunderttausende armseliger kleiner Geschöpfe aus der Welt!

Was übrig bleibt, darf sich freilich schon eher sehen lassen. Doch sehen die Kinder bis etwa zum vollendeten vierten Jahr im Allgemeinen blaß und elend aus. Später erholen sie sich allerdings; bei näherer Untersuchung aber findet man doch nicht so häufig als man denken sollte, einen gleichförmig in allen seinen Theilen kräftig entwickelten Organismus; besonders bei den Großrussen ruht ein kräftig ausgebildeter Oberkörper häufig, ja fast in der Mehrzahl der Fälle, auf verhältnißmäßig schwachen Beinen, weshalb, beiläufig bemerkt, die Großrussen auch meist schlechte Reiter sind. Wer die stattlichsten Grenadiere und Küraſſiere der kaiserlichen Garde genauer untersuchen kann, oder auch nur aufmerksam beobachtet, wird diese Bemerkung gegründet finden.

Unter den im Lande ausgehobenen Rekruten ist die Sterblichkeit immerdar eine sehr große, ja von der Art, daß sie wohl die ernstesten Bedenken erregen müßte. Sie ist von der Art, daß das gewonnene Resultat, die wirklich unter den Fahnen versammelte Mannschaft, durchaus nicht in einem normal zu achtenden Verhältniß zu den Opfern steht, die das Land bringen muß. Rußland hat in den zehn Jahren von 1805 bis 1814 nicht weniger als 1,463,000 zu fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit verpflichteter Rekruten wirklich gestellt. Wie schwach verhältnißmäßig die russischen Heere durch alle Feldzüge hindurch waren und blieben, weiß die Geschichte zu erzählen.

Ein Prozeß, der durch den Fürsten Woronzow veranlaßt, vor einigen Jahren großes Aufsehen erregte, konnte die Welt wohl darauf aufmerksam machen, was für Mißverhältnisse in dieser Beziehung ihren verderblichen Einfluß üben, wenn sie auch in diesem Fall gerade zu einer ungewöhnlichen Höhe gesteigert waren. In den petersburger Salons, in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen sich die

hohen Würdenträger des Reichs bewegen, und die daher für wohl unterrichtet gelten mußten, wurde erzählt, von 20,000 Rekruten, die dem abgesonderten gruſiniſchen Corps bestimmt, und von Moskau nach Tiflis in Marsch gesetzt worden waren, hätten nur 6000 das Ziel ihrer Bestimmung erreicht; 14,000 seien unterwegs gestorben. Solche Dinge werden in der Regel übertrieben, wenn sie überhaupt zur Sprache kommen; es ist möglich, daß das auch diesmal der Fall war. Doch war das Ergebniß dieses Rekruten-Transports ein solches, daß der Fürst Woronzow, Statthalter in Gruſien, sich durch den Ausfall in den Streitkräften, die ihm zugedacht waren, in seinen Operationen ernstlich behindert sah und — eben deshalb — die Sache, die sonst wohl hätte ganz unbemerkt hingehen können, wie so manches Andere, an das man gewöhnt ist, in sehr ernster Weise bei dem Kaiser persönlich zur Sprache brachte. Der Fall wurde streng genommen, eben weil ihn ein so bedeutender Mann wie Woronzow in Anregung gebracht hatte. Der Kommandirende der inneren Wache, die mit dem Transport der Rekruten beauftragt ist, General von der Infanterie Trischatny, verlor Rang, Orden und Pension, alle Offiziere, die bei diesem Transport betheiligt waren, wurden zu gemeinen Soldaten degradirt, u. s. w. — Der Kaiser aber wäre sehr im Irrthum, wenn er aus den bitteren Worten, zu denen der Fürst Woronzow sich bei dieser Gelegenheit bewogen fühlte, etwa folgern wollte, daß dieses bestrafte Ereigniß ein in Rußland ganz unerhörtes gewesen sei. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein besonders unglücklicher Rekruten-Transport, wie er von Zeit zu Zeit wohl vorkommen kann. Ebenso wäre es eine optimistische Täuschung, wenn man glauben wollte, die Dinge seien nun, nach diesem Act der Strenge, anders und besser geworden, als sie früher waren. Dem ist nicht so! Höchstens hat man die nächstfolgenden Jahre über gerade auf die dem Fürsten Woronzow bestimmten Rekruten-Transporte eine besondere Sorgfalt verwendet, damit nur der nicht veranlaßt werde, neue Klage zu erheben. Ein Anderer konnte mit seinen Beschwerden nicht so leicht durchdringen; — auch hatte kein anderer kommandirender General Rekruten in solcher Anzahl zu empfangen — und am Ende liefe selbst ein Fürst Woronzow Gefahr, lästig zu werden, als ein Mann, der all' zu schwer zu befriedigen ist, wenn er immer dieselben Klagen erneuern wollte; besonders wenn er dabei

nicht jedesmal so ganz abnorme Verluste zur Sprache zu bringen hätte. Im Ganzen blieb die Sache auch nach diesem gewaltigen Strafgericht ungefähr so wie sie vorher gewesen war.

Auch ist in der That, wie die Dinge nun einmal stehen, dem Uebel nicht durch Befehle, oder durch solche Acte einer allerdings gerechten Strenge von Grund aus abzuhelfen. Um so weniger, da es wirklich nicht in der Macht der unmittelbar betheiligten Militair-Behörden steht, die Verluste auf ein leidliches Maß zurückzuführen, selbst wenn von dieser Seite durchaus redlich zu Werke gegangen würde — was freilich nicht als Regel angenommen werden darf.

Das Corps der inneren Wache hat, wie schon gesagt, den Transport der Rekruten zu besorgen — und die Offiziere dieses Corps leben zum Theil von diesem Geschäft, das dem etwas kärglich bemessenen Solde aufhelfen muß. Danach läßt sich ermessen, wie es ungefähr unterwegs mit der Verpflegung der marschirenden Rekruten gehalten wird. Es ist das allerdings einer der Factoren, die das unerfreuliche Ergebniß bewirken, aber doch nur einer der untergeordneten. Der eigentliche Grund des Uebels liegt viel tiefer.

Der Russe kennt kein schrecklicheres Schicksal, weiß kein schrecklicheres zu denken als das, Soldat zu werden. Es ist in der That ein hartes Loos! — Die Bande der Heimath und der Familie werden gelöst, das gewohnte Dasein des Landmanns plötzlich und entschieden unterbrochen — und für immer! — Eine Dienstzeit von fünfundzwanzig oder selbst von fünfzehn Jahren, auf welches Maß sie neuerdings beschränkt worden ist — liegt unabsehbar, wie ein ganzes Menschenleben vor dem Rekruten. Es beginnt für ihn ein neues, ungewohntes Leben strenger Unterordnung, unbedingter Abhängigkeit, die den Abhängigen nie auch nur auf Augenblicke losläßt, schweren Dienstes, strenger Strafen und vieler Entbehrungen, die mit jedem Morgen neu beginnen und mit keinem Abend enden. Die Vorstellung aber, welche das Volk im Allgemeinen von dem Unbehagen dieses Zustandes hegt, geht in der That noch weit über die Wirklichkeit hinaus, ganz in das Unbestimmte. Die höchste und wirksamste Drohung, die ein Leibherr gegen seinen Leibeigenen auszusprechen weiß, ist, er werde ihn zum Soldaten abgeben!

Die Regierung hat vielfach den kaum begreiflichen Fehler begangen, diese Vorstellungen, die Scheu vor dem Dienst im Heer

ſelbſt zu ſteigern, indem ſie Militair-Dienſt auf die vorſchriftsmäßigen fünfundzwanzig Jahre als Strafe für ſchwere Verbrechen verhängen ließ. Es iſt gar Vieles dieſer Art geſchehen, worin ſich zeigt, daß man ſich eben gar nicht Rechenſchaft davon zu geben wußte, welche Ideen-Verbindungen man dadurch hervorrief, und welchen Einfluß dieſe dann üben mußten. So wurde im Jahre 1805, als das Nowgorod'ſche Infanterie-Regiment in der Schlacht bei Auſterlitz in Gegenwart des Kaiſers feldflüchtig geworden war, dieſes Regiment dadurch beſtraft, daß der geſammten Mannſchaft die Dienſtzeit um fünf Jahre — bis auf dreißig Jahre verlängert wurde. Auch jetzt noch iſt es eine ſchwere Disciplinar-Strafe, die grober Exceſſe wegen verhängt wird, daß man die Borten abtrennen läßt, die der ältere Soldat auf dem Aermel trägt, und die ſeine bereits zurückgelegten Dienſtjahre anzeigen. Damit ſind dieſe Dienſtjahre zur Strafe annullirt, und ſeine fünfundzwanzig- oder fünfzehnjährige Dienſtzeit fängt von vorne an. Die Regierung legt dadurch thatſächlich das Geſtändniß ab, daß ſie das Loos des Soldaten nicht gerade für ein glückliches hält — und mag dergleichen auch als Mittel der Disciplin wirkſam ſein, gewiß iſt es nicht geeignet, den Geiſt der Armee zu heben, Freude am Dienſt hervorzurufen, oder die Vorſtellungen des Soldaten von der Würde und Ehre des eigenen Berufs zu erhöhen.

Bei den Rekruten-Aushebungen wird nicht eigentlich ganz willkürlich verfahren. Zwar Mißbräuche kommen überall mehr oder weniger vor in den Beziehungen der Menſchen zu einander; daß ſie ſich da nicht einſtellen ſollten, wo die Leibeigenſchafts-Verhältniſſe der Willkür einen ſo weiten Spielraum laſſen, wie in Rußland, iſt gewiß nicht zu erwarten. So kommt es denn wohl vor, daß ein Leibherr — oder auch der Beamte eines Leibherrn — einen armen Teufel, dem er gerade nicht wohl will, blos deshalb und ohne anderweitige beſtimmende Gründe zum Soldaten abgiebt — im Allgemeinen aber geht der Leibherr (der minder begüterte nämlich, der ſelbſt in ſeinem Dorfe hauſt) wohl mit den Aelteſten ſeines Dorfs darüber zu Rathe, welche Individuen am erſten zu entbehren ſind. Auf den Beſitzungen der großen Herren, die am Hof leben, und auf den ausgedehnten Domainen der Krone, iſt die Sache ſo ziemlich ohne Einſchränkung den Dorf-Aelteſten allein überlaſſen. Die Dorfgemeinden benutzen nun gern die Gelegenheit einer Rekruten-Aus-

hebung, um ſich vor Allem der Taugenichtſe, der unnützen Subjecte zu entledigen, die ihnen zur Laſt ſind. Aber dieſe Subjecte ſind nicht alle zum Dienſt tauglich, und jedenfalls reicht deren Zahl bei weitem nicht aus, und liefert nur den kleineren oder kleinſten Theil des geſammten Contingents. Da beobachten denn die Dorf-Aelteſten eine gewiſſe Reihenfolge, nach der die Familien, welche die Gemeinde bilden, Opfer zu bringen haben.

Die bevorſtehende Aushebung wird natürlich als ein Geheimniß behandelt, um das nur die Aelteſten als nothwendiger Weiſe Eingeweihte wiſſen dürfen, und das, ſo zu ſagen erſt nach dem Tage, an dem die Aushebung ſtattfinden ſoll, kund werden darf. Die geſammte männliche Jugend des Dorfs möchte ſonſt entſetzt in die Wälder und Sümpfe flüchten, und diejenigen Individuen, die ſich berechnen können, daß ihnen vorzugsweiſe Gefahr droht, wären verſucht, ſich bei Zeiten durch kleine Verſtümmelungen unbrauchbar zu Soldaten zu machen — was ohnehin oft genug geſchieht.

Die bezeichneten Individuen werden oft förmlich überfallen, plötzlich ergriffen, immer in ſichere Gewahrſam gebracht, und bis zu erfolgter Ablieferung an die Militair-Behörde, als Gefangene auf das Strengſte bewacht. Die Familie ſucht das Opfer auf, und hier giebt es herzzerreißende Scenen, die man geſehen, erlebt haben muß, um ſich eine Vorſtellung davon machen zu können. Man muß oft darüber erſtaunen, zu welcher Größe und Erhabenheit tragiſcher Vorſtellungen ein unerbittliches Schickſal, das gewaltig in das Leben der Familie hineingreift, den Menſchen aus dem Volk mitunter erheben kann. Man hört gar oft wahrhaft homeriſche Klagen — und ſieht daneben dann freilich auch wieder wilde Ausbrüche einer faſt thieriſchen Rohheit.

Ergreifend ſind dieſe Scenen beſonders in den ſüdlicheren Provinzen des Reichs, wo der fruchtbare Boden dem Landmann ſchöne Ernten und die reichliche Befriedigung ſeiner einfachen Bedürfniſſe gewährt. Hier werden die Rekruten in der Regel gebunden, oder ſelbſt in Ketten zur Ablieferung gebracht. In den ärmeren nördlichen Landſtrichen, wo der Bauer daheim eben auch nicht viel verliert, giebt es zwar auch Klagen, Thränen und Verzweiflung genug, doch erreicht das alles nicht dieſelbe Intenſität.

Bei der Ablieferung ſelbſt wiederholen ſich dieſe Scenen, denn

bis hierher folgt dem Rekruten die unbestimmte Hoffnung, vielleicht nicht angenommen zu werden. Und manches Verwerfliche treibt hier nebenher sein Spiel; Bestechungen und Intriguen jeder Art!

Die Stimmung des armen Rekruten während dieser ganzen Zeit ist ein unseliges Schwanken, das niemand ansehen kann, ohne auf das Tiefste erschüttert zu werden. Die tiefste, haltungsloseste Entmuthigung wechselt zuweilen mit Anfällen von Verzweiflung, die an Raserei grenzen, und dann auch wieder mit einer tobenden, gewaltsam erzwungenen, gespenstischen Lustigkeit, durch die sich der Arme zu betäuben hofft. In seinem Unglück suchen ihm die Seinigen zum Trost jeden Genuß zu verschaffen, der ihnen erreichbar ist; sie tragen ihm berauschende Getränke zu — er begeht grobe Diät-Fehler — und erschöpft sich oft noch unter Thränen, Verzweiflung und wilder Aufregung in den Armen seines jungen Weibes oder seiner Geliebten. — So nun, im Zustande höchster moralischer Aufregung, zu einer Zeit, wo seine Gesundheit zugleich durch Diät-Fehler aller Art auf das tiefste erschüttert ist, in einer Verfassung also, in der jeder an sich unbedeutende Zufall, jede geringfügige Erkältung tödtlich werden kann, tritt der Rekrut seinen Marsch an, der oft, ja in der Mehrzahl der Fälle, hunderte von Meilen beträgt; oft in ungünstiger Jahreszeit, und nicht immer hinreichend bekleidet. Die schlechte, kärglich zugemessene Verpflegung kommt dazu. Er erkältet sich und bekommt etwa einen starken Schnupfen und ein wenig Fieber; gezwungen schleppt er sich noch ein paar Märsche mit fort; sein anfänglich unbedeutendes Mißbehagen schlägt in ein Nervenfieber um, er bleibt in einem elenden Dorf, mitunter sogar in einer einsamen Waldschenke, fern von aller ärztlichen Hülfe, ohne Pflege liegen. Da kommt denn natürlich der Gefreite, der ihm zur Wache zurück gelassen wird, sehr bald mit der Nachricht nach, daß er gestorben ist.

Auch die Uebrigen treffen meist in einem bedenklichen Zustand bei den Regimentern ein, und nicht immer wird ihnen hier verständiger Weise die Erholung gewährt, deren sie bedürfen. Auch unter den Soldaten im Dienst waltet dann fort und fort eine Sterblichkeit, die, anerkannter Weise, über das naturgemäße Verhältniß weit hinaus geht. Vieles trifft zusammen, sie zu steigern —: übermäßige Anstrengung im Exercier-Dienst; eine unzweckmäßige Kleidung und Ausrüstung, der Gesundheit schädlich und durchaus verschieden von

der gewohnten Tracht des Volkes; mitunter auch ungesunde Wohnungen in den Casernen; — vor Allem aber Heimweh, das drückende Bewußtsein des eigenen Zustands und — eine unzureichende Ernährung, die zu den Anstrengungen, die dem Soldaten zugemuthet werden, zu den Einflüssen eines strengen, zehrenden Klima's, nicht in einem richtigen Verhältniß steht.

Man überrechne nur etwas genauer, wovon der russische Soldat leben soll, und auch wirklich lebt, so weit die Natur sich zu helfen weiß. Besoldet ist er genau genommen gar nicht, denn 2 Rubel und 70 Kopeken (nicht ganz 3 preußische Thaler) die er des Jahr's erhält, sind wohl nicht Sold zu nennen. Wie jede andere Löhnung in Rußland, wird auch die des Soldaten tertialweise ausgezahlt. Drei Mal im Jahr also erhält der Soldat 90 Kopeken, — eine Kleinigkeit, mit der eben gar nichts anzufangen ist — und die er ziemlich regelmäßiger Weise noch an demselben Tage vertrinkt. Man könnte ohne Uebertreibung sagen, der Sold des russischen Soldaten bestehe in drei Branntweinräuschen jährlich.

Außerdem werden auf den Mann für Zwirn zur Ausbesserung seiner Montur, Wachs, den Schnurrbart zu wichsen, Stiefelwichse und Kreide, 25 Kopeken gut gethan. Diese erhält aber der Soldat nie selbst, und mit Recht, denn er würde sie in der Regel ebenfalls vertrinken. Sie werden ihm nur verrechnet.

An Lebensmitteln erhält dann der Mann monatlich einen „Kul" (Sack) Mehl, der mit dem Lindenbast-Sack zusammen 1 Pud 35 Pfund (d. i. 75 Pfund russisches Gewicht) wiegen und 72½ Pfund (59,26 Pfund Zollvereins-Gewicht) Roggenmehl enthalten soll; ferner 7½ Pfund (6,13 Pfund Zoll-Gewicht) Gersten-Grütze; weiter nichts. Das ist, worauf der Soldat, im Innern des Reichs in Casernen untergebracht, regelmäßiger Weise angewiesen ist.

Da nun aber doch ein Mensch nicht wohl von Mehl allein leben kann, und zum allermindesten außerdem noch etwas Salz bedarf, erhält der Mann nicht den ganzen Kul Mehl in natura; 7½ Pfund (russisch) werden abgezogen und zu Gelde berechnet und in den sogenannten „Artel" d. h. in die Massen der Leute eingezahlt, um aus diesem Fond auf die sonstige Verpflegung verwendet zu werden.

Es soll Regimenter geben, in denen dann auch noch von jedem Kul zwei weitere Pfunde für den Compagnie-Commandeur, und viel-

leicht noch eben so viel für den Regiments-Commandeur abgezogen werden, angeblich um Compagnie- und Regiments-Ausgaben zu decken, für die kein eigener Fond angewiesen ist. Doch das ist jedenfalls ein Mißbrauch, der glücklicher Weise wohl nicht allgemein geworden ist. Wir haben dergleichen als Ausnahmen zu betrachten, und nicht in Rechnung zu bringen, wo von allgemeinen Zuständen die Rede ist.

Es bleiben dem Soldaten also monatlich 65 Pfund =53,13 Pfund Zoll-Gewicht — Roggenmehl, das etwas mehr als billig Kleie enthält. Danach ist leicht zu berechnen, daß seine tägliche Brotportion kaum $2^1/_4$ Pfund betragen kann, wenn das Brot wirklich gut ausgebacken, nicht, wie man das nennt, klitschich und ungesund sein soll. So rechnet auch ungefähr die Regierung. Wo die Verpflegung nicht in Mehl, sondern aus Bäckereien der Regierung in Brot geliefert wird, erhält der Soldat täglich 3 russische = 2,44 Pfund Zollvereins-Gewicht Brot, und es wird dabei vorausgesetzt, daß der ganze Kul Mehl, ohne Abzug von $7^1/_2$ Pfund, im Lauf des Monats verbacken wird, um die erforderlichen 90 Pfund Brot zu liefern.

Was die sonstige Verpflegung betrifft, genießt der Soldat, im günstigsten Fall im Lauf eines Monats an Salz, Fleisch und Gemüse so viel, als sich gegen $7^1/_2$ russische Pfund Mehl eintauschen läßt.

Freilich kommen noch die Geschenke hinzu, die der Kaiser bei Paraden und vor ihm ausgeführten Uebungen als Zeichen seiner Zufriedenheit zu ertheilen pflegt; sie bestehen in der Regel in einem Glase Branntwein oder einem halben Pfunde Fleisch; zuweilen in beidem zusammen; mitunter auch in 10, oder selbst 15 Kopeken in Geld für den Mann. Auch der Branntwein und das Fleisch werden zu Gelde berechnet und kommen in die Masse. Dieser Zuschuß ist aber nur bei den Garde-Regimentern, die dem Kaiser oft vorgeführt werden, von einiger Bedeutung. Für die Armee ist er fast gar nicht zu rechnen, da der Kaiser bei weitem nicht jedes Regiment auch nur einmal im Jahr sieht.

Gern würden die Soldaten auch noch nebenher durch Arbeit etwas verdienen, wenn sich dazu nur Gelegenheit finden wollte. Wo sich ausnahmsweise eine Möglichkeit zeigt, wird sie mit einem fast übermäßigen Eifer benutzt. Aber in Petersburg ist der Soldat im Allgemeinen so sehr durch den Dienst in Anspruch genommen, daß er Gelegenheit, etwas zu verdienen, gar nicht benutzen kann. Auch wird

den Soldaten nicht erlaubt, auf Arbeit auszugehen. Man achtet das der Ehre der Garde-Uniform nicht angemessen. In den Provinzstädten aber ist eben nichts zu verdienen.

Diejenigen Soldaten, die das Schneider- oder Schuhmacher-Handwerk erlernt haben, suchen in der Regel ihre erworbenen Fähigkeiten so lange als möglich zu verbergen. Sobald man darum weiß, müssen sie unentgeltlich für das Regiment arbeiten und auch noch andere Soldaten, die ihnen als Lehrlinge zugewiesen werden, zu dem Handwerk abrichten. Die Schuhmacher fahren jedoch bei weitem besser als die Schneider. Einmal im Besitz von Handwerkszeug, arbeiten sie dann, besonders in den kleinen Garnisonen, auch für eigene Rechnung, so weit sie irgend Zeit dazu finden, namentlich für die Offiziere, von denen sie dann allerdings nur nach einem sehr mäßigen Maßstab bezahlt werden.

Was der Soldat etwa gelegentlich durch freie Arbeit verdient, entzieht sich natürlich jeder Controle, und bleibt zu seiner persönlichen Verfügung gleich dem Solde; es kommt nicht in den Artel. Was aber in diese Masse kommt, und wenn es noch so wenig, wenn es genau nur der Geldpreis des den Leuten vorenthaltenen Mehls wäre, kann denn doch nicht vollständig und ohne Abzug auf die Verpflegung der Leute verwendet werden; denn die Regiments-Commandeure müssen darüber wachen, daß immer etwas, ja so viel als möglich baar im Artel bleibe, damit ein Fond da sei, aus dem ersetzt werden kann, was der Soldat etwa durch eigene Schuld von seiner Ausrüstung verdirbt oder verliert, oder was bei vorkommenden Excessen als Schadens-Ersatz gezahlt werden muß u. s. w. — Auch ist sein Guthaben im Artel, das ihm dann ausgezahlt wird, das einzige, was der Soldat besitzt, wenn er nach fünfundzwanzigjähriger, — in neuester Zeit, nach fünfzehnjähriger — Dienstzeit entlassen wird. —

Wie mir von höheren Offizieren und namentlich von Regiments-Commandeuren versichert worden ist, wird — abgesehen von den besser verpflegten Garden — bei den Truppen, die in den Provinzen in Casernen oder auch in engeren Quartieren in den Städten untergebracht sind, aus den Artels durchschnittlich im Tertial nur etwa ein halber preußischer Thaler für den Mann beigetragen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der acht oder zehn Mann, die eine Tischgenossenschaft bilden. So viel, als für fünfzehn bis achtzehn Silber-

groſchen an Salz, Gemüſe und Fleiſch zu beſchaffen iſt, ſo viel kommt im Lauf von vier Monaten auf den Einzelnen. Die Frage, in wiefern eine ſolche Nahrung, nebſt 2¼ Pfund Brot und ⅓ Pfund Grütze täglich, hinreichen mag, den Mann — namentlich unter dem Einfluß eines ſtrengen, zehrenden nordiſchen Klima's — geſund und bei Kräften zu erhalten, bedarf wohl kaum noch einer weiteren Beantwortung. Herr v. Haxthauſen meint zwar, die Brotportion, die in der That etwas ſtärker iſt, als in anderen Armeen — und in ſeiner Vorſtellung vollends coloſſale Dimenſionen annimmt — könne alle anderen Nahrungsmittel erſetzen, das iſt aber eine ganz willkürliche Vorſtellung, die über die Wirklichkeit nichts vermag und nichts daran ändert. Jedenfalls wäre außer der Quantität auch die Qualität des Brotes zu berückſichtigen. Das ruſſiſche Soldatenbrot läßt aber in dieſer Beziehung zu wünſchen, und bei näherer Unterſuchung möchte ſich wohl ergeben, daß die ſchwerere ruſſiſche Brotportion an wirklich nährenden Elementen nicht mehr enthält, als die leichtere, die in anderen Armeen herkömmlich iſt; — eher weniger. Jedenfalls kommt ſie, trotz ihres Gewichts, an Nahrungswerth der geringeren Quantität Weizenbrot nicht gleich, die in einigen europäiſchen Armeen auf den Tag gerechnet wird. Aber auch ganz abgeſehen davon bedarf der menſchliche Organismus verſchiedener Elemente, um ausreichend ernährt zu ſein, und das Eine kann das Andere nicht erſetzen. Man muß verſtändige und gewiſſenhafte Militair-Aerzte befragen und anhören, wenn man wiſſen will, wie es wirklich um die Ernährung des ruſſiſchen Soldaten ſteht. Thatſächlich findet übrigens die Frage wohl ſchon in dem Umſtand ihre Erledigung, daß der Typhus, der in Folge mangelhafter Ernährung entſteht, gar leicht epidemiſch wird in der ruſſiſchen Armee und nicht ſelten zahlreiche Opfer fordert.

Beſſer geht es den Regimentern die in weitläuftige Cantonirungen vertheilt, auf dem flachen Lande in den Dörfern einquartiert ſind — obgleich der Soldat hier noch etwas weniger von Seiten des Regiments erhält. Es werden ihm nämlich auch hier 7½ Pfund (ruſſiſch) Mehl vorenthalten und zu Gelde berechnet, das in die Maſſe kommt, aber dieſe Gelder werden hier nicht verwendet wie in den Caſernen. Es wird ſogar aus den Artels meiſt gar nichts für die Verpflegung der Leute verwendet, denn verſtändige Befehlshaber der

Regimenter, die in ſolchen Quartieren ſtehen, benutzen die Umſtände, um für ſchlimmere Zeiten, die da kommen können, für die Zeiten des Caſernen-Lebens, etwas reichlichere Maſſen anzuſammeln. Auch wäre die in den Caſernen übliche gemeinſchaftliche Verpflegung unter ſolchen Bedingungen kaum durchzuführen, eben weil die Leute einzeln in die Bauernhöfe vertheilt ſind. — Hier erhält demnach der Mann außer dem Mehl zu Brot nichts als ſeine 7½ Pfund Grütze monatlich; dieſe überläßt er dem Bauern, und dafür ißt er deſſen Suppe mit. Einen weiteren Erſatz hat der Bauer dafür, daß er zur Ernährung des Soldaten ſehr weſentlich beiträgt, nicht zu gewärtigen, als inſofern ſein militairiſcher Gaſt ihm gelegentlich bei der Arbeit etwas hilft. Da Dienſt und Exerzieren bei den in ſolcher Weiſe zerſtreuten Regimentern nicht mit demſelben energiſchen Eifer betrieben werden kann, wie bei den enger vereinigten Bataillonen, findet ſich wohl die Zeit dazu. Gutmüthig, wie er im Allgemeinen iſt, läßt der Soldat ſich dazu auch willig finden; doch bewegt ſich der Beiſtand, den er leiſtet, innerhalb ziemlich eng gezogener Grenzen; Axt und Senſe wagt der Soldat nicht leicht zur Hand zu nehmen; es iſt ihm ſtreng verboten, und er weiß, daß er ſtreng beſtraft wird, wenn er ſich etwa zufällig mit einem ſolchen ſchneidenden Werkzeug verletzt.

Unglücklich trifft es ſich für den Soldaten, daß er nur ſelten und ausnahmsweiſe in die beſſeren, wohlhabenderen Provinzen des Reichs auf ſolche Weiſe in Quartiere kommt. Im Innern des Reichs ſtehen außer den Garden eigentlich nur das Grenadier-Corps und im Süden eine Anzahl Reiter-Regimenter in den ehemaligen Militair-Colonien — die noch immer ſehr uneigentlich als ſolche bezeichnet werden, dann eine Infanterie-Diviſion in der alten Hauptſtadt des Reichs, in Moskau. Im Uebrigen führt das Verlangen entſcheidend in die Angelegenheiten des weſtlichen Europa einzugreifen, ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren, man kann ſagen ſeit dem Regierungs-Antritt des Kaiſers Paul, nothwendig darauf, wenigſtens den größten Theil des Heers in nicht allzu großer Entfernung von der weſtlichen und ſüdweſtlichen Grenze des Reichs unterzubringen. Die Provinzen, in welche demnach die Armee vorzugsweiſe verlegt wird, leiden nun aber zum großen Theil, wie namentlich das nördliche Litthauen und Weißrußland, an einer beſonderen Ungunſt der Verhältniſſe. Sie ſind nicht gerade unfruchtbar zu nennen; theilweiſe

müssen sie sogar zu den fruchtbaren Landstrichen gerechnet werden: aber die Bauern sind hier, noch von den Zeiten polnischer Herrschaft her, so ungünstig gestellt, wie in keinem anderen Theil des russischen Reichs und erliegen unter der Last übermäßiger Frohndienste, über die sie das eigene Feld nur ungenügend und oft erst zu spät im Jahre bestellen können, was denn häufige Mißernten zur Folge hat. So herrscht denn in den Dörfern dieser Provinzen viel Armuth, ja sogar im Allgemeinen ein Zustand, von dem man in den besten Landstrichen Rußlands, im Süden von Moskau, gar keinen Begriff hat. Der Bauer lebt ärmlich und mit ihm natürlich auch der Soldat, der bei ihm einquartiert ist. Dennoch haben die hier auf dem flachen Lande einquartierten Truppentheile, wie schon gesagt, einen geringeren Krankenbestand, und eine verhältnißmäßig geringere Anzahl Sterbefälle als die in Casernen auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesenen.

Am meisten wird, von Seiten der Regierung für diejenigen Heertheile gethan, die, bald mehr bald minder zahlreich, in dem sogenannten Congreß-Polen stehen; in den Provinzen aus denen der Wiener Congreß das Königreich Polen zusammengesetzt hatte. Auch die Offiziere werden hier etwas besser bezahlt als im Innern des Reichs; auf halben Kriegsfuß, wie diese Steigerung des Soldes herkömmlich genannt wird; — und der Soldat erhält außer den vorschriftsmäßigen Quantitäten Mehl und Grütze, auch noch wöchentlich zwei Portionen von je ½ Pfund (russisch, = ⅗ Pfund Zollvereins-Gewicht) Fleisch und zwei Gläschen Branntwein. Beides wird aber nicht in natura verabfolgt, sondern zusammt den 7½ Pfund Mehl, die von dem „Kul" abgezogen werden, zu Gelde berechnet und in die Masse gelegt, aus denen wieder eine, nach Gutdünken des Regiments-Commandeurs festgestellte Summe auf die Verpflegung verwendet werden darf. Die Mittel, die hier auf die Verpflegung verwendet werden können, erweisen sich sogar in der Wirklichkeit gewissermaßen etwas reichlicher als die Zahlen an sich besagen, nämlich insofern sie nicht gleichmäßig auf das ganze Jahr vertheilt zu werden brauchen. Die Regimenter stehen auch hier abwechselnd auf dem flachen Lande, natürlich unter denselben Bedingungen, wie im eigentlichen Rußland, und was dem Soldaten außer Brot und Grütze von der Regierung bestimmt ist, wird unterdessen angesammelt für die

Zeit, wo er abgelöst, wieder in die Städte, in die Casernen rückt. Hier also wären die Mittel zu einer ausreichenden Verpflegung so ziemlich gegeben. Mißbräuche und Unterschleife, von denen man spricht, und die, sagt man, nicht überall Alles so gelingen lassen wie es wohl sein könnte, mögen wohl als Ausnahmen zu betrachten sein.

Der Gesundheits-Zustand der Truppen ist, wie wir bereits bemerken mußten, im Allgemeinen ein nicht befriedigender, der Krankenbestand das ganze Jahr über ein höherer, als in mancher anderen Armee. Von Zeit zu Zeit tritt dann aber auch noch, auf besondere Veranlassung eine umfassende Verschlimmerung des Zustands, eine gesteigerte Sterblichkeit ein, und zwar in ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Perioden, die in keinem Jahre ausbleiben. Gegen das Frühjahr tritt z. B. jedesmal eine solche besonders ungünstige Zeit ein — bald nach den großen Fasten, während welcher auch unter den Soldaten viele sich in religiösem Eifer erschöpfen und aushungern, in einer Weise, der die Regierung vielleicht bestimmte Grenzen ziehen müßte — was sich mit Hülfe einer im Allgemeinen sehr fügsamen Geistlichkeit wohl durchführen ließe. Nun kommt die Jubelzeit, die Oster-Woche, da können es die Leute nicht lassen, in Essen und Trinken einige Excesse zu begehen —: immer nach einem sehr ärmlichen Maßstab, wie sich von selbst versteht, aber doch hinreichend, einen in solcher Weise geschwächten Organismus krank zu machen. Zu gleicher Zeit wird der Exercier-Dienst mit erneutem Eifer aufgenommen. Die Folgen sind leicht zu ermessen.

Als eine schlimme Periode erweist sich dann auch zuweilen die Lagerzeit im Juni und Juli, zumal bei den in den nördlichen Theilen des Reichs stehenden Truppen, z. B, dem Grenadier-Corps. Man erweist hier unter Anderem auch dem nordischen Sommer etwas zu viel Ehre, indem man die lagernden Truppen die ganze Zeit über, im Zeltlager, in leinenen Beinkleidern einher gehen läßt. Die Morgen- und Abendstunden sind aber nicht selten kühl; Erkältungen kommen häufig vor und sie nehmen, wie das durch den Zustand bedingt ist, in dem der Soldat überhaupt lebt, leicht eine schlimme Wendung. Dyssenterien pflegen hier vielfach einzutreten, oft in bedeutendem Umfang und in einem gefährlichen Grade.

Um uns von dem Gesundheits-Zustand der russischen Armee und dessen Folgen bestimmt und genau Rechenschaft geben zu können, müßte

es möglich ſein, auf Einzelnheiten einzugehen und beſtimmte Zahlen beizubringen. Aber die Elemente einer ſolchen Statiſtik ſind nicht zugänglich. Es iſt die Frage, ob ſie auch nur im Kriegs-Miniſterium regelmäßig zuſammengeſtellt werden. Berichtet wird darüber an höchſter Stelle nicht. — Niemand fühlt ſich berufen, auf Dinge aufmerkſam zu machen, die ihrer Natur nach unerfreulich ſind, und denen doch nicht leicht abzuhelfen iſt, wenn man ſich nicht zu einer tiefgehenden Umgeſtaltung des herrſchenden Syſtems im Ganzen entſchließen will. So können wir denn Näheres nur in Beziehung auf denjenigen Theil der bewaffneten Macht Rußlands beibringen, bei dem es freilich — wohl mit alleiniger Ausnahme der Armee jenſeits des Kaukaſus, in Georgien — am ſchlimmſten ausſieht —: in Beziehung auf die Flotte im Baltiſchen Meer.

In Kronſtadt ſtehen: die Seeleute von zwei Diviſionen der Flotte, die zuſammen aus 18 Flotten-Equipagen von einem Soll-Etat von je eintauſend Mann beſtehen; Matroſen der Transport-Flotte; — Garniſon-Artillerie — und Handwerker-Compagnien, die in den Docks verwendet ſind, im Ganzen etwas über 23,000 Mann. Die Zahl der Kranken, die in die Hoſpitäler kommen, beläuft ſich jährlich auf mehr als 26,000 Mann, überſteigt alſo die Geſammtzahl der Mannſchaft um ein Bedeutendes; d. h. wenn es auch in der Geſammtzahl der hier vereinigten Mannſchaft eine Anzahl von der Natur in ſolcher Weiſe begünſtigter Individuen geben mag, daß ſie das ganze Jahr über nicht erkranken, zählt man ihrer dagegen auch viele — ſehr viele — die dem Lazareth mehr als einmal im Laufe eines Jahres verfallen! — Und es ſterben ihrer nicht nicht weniger als 12—1300 jährlich — d. h. $^1/_{19}$ der geſammten Mannſchaft! — Ja, die Militair-Aerzte verſichern daß die Sterblichkeit unter den Matroſen insbeſondere ſogar noch etwas ſtärker iſt, daß jährlich etwa eine Equipage ausſtirbt, ſomit $^1/_{18}$ der Mannſchaft dem Tode verfällt. Es ließen ſich ſogar einzelne Equipagen nachweiſen, die bei einem Effectifſtand von 950 bis 980 Mann nicht weniger als 72 und 76 Mann im Jahr durch den Tod verloren, etwa $^1/_{13}$ ihrer Leute. Wenn man bedenkt daß hier lauter bei der ärztlichen Unterſuchung tüchtig befundene Männer in der Blüthe der Jahre, in dem Alter von 20—40 Jahren beiſammen ſind, iſt das wohl ein Ergebniß das zu den ernſteſten Erwägungen auffordern müßte.

Die Sterblichkeit in der Armee im Ganzen auch nur annähernd zu ermitteln, iſt aus den bereits angeführten Gründen ſehr ſchwierig. Als ungefähre Anhaltspunkte können hier eben nur folgende Angaben beigebracht werden.

In Friedenszeiten müßten, wenn als Regel angenommen werden könnte daß der Soldat das Ende ſeiner, nach den neueſten Beſtimmungen fünfzehnjährigen Dienſtzeit wirklich erlebt, von der geſammten activen Armee und Flotte — (abgeſehen von den verſchiedenen abgeſonderten Corps, namentlich der Kaukaſiſchen Armee und der ſogenannten inneren Wache) — jährlich etwa 40,000 Mann zu der Kriegs-Reſerve übertreten, wo ſie dann auf weitere 10 Jahre zu eventuellem Dienſte verpflichtet bleiben. Thatſächlich aber beträgt die Zahl derer, die nach vollendeter Dienſtzeit zur Reſerve entlaſſen werden können, um ein Beträchtliches weniger als halb ſo viel im Jahr. Dagegen bedürfen die oben genannten Theile der bewaffneten Macht des Reichs regelmäßiger Weiſe jedes Jahr mehr als 40,000 Rekruten, um ſich zu vervollſtändigen, ſo daß alſo Verluſte durch den Tod zu dem Betrag von 24—26,000 Mann zu erſetzen ſind, was eine Sterblichkeit von etwa 4 vom 100 und ſogar noch etwas mehr ergiebt. Da die durchſchnittliche allgemeine Sterblichkeit in Rußland — Kinder und Greiſe mitgerechnet — wie ſich von ſelbſt verſteht — = 0,027 der geſammten Bevölkerung beträgt, iſt das jedenfalls ein ſehr ſchlimmes Verhältniß, und gewiſſenhafte Militair-Aerzte klagen im Vertrauen wohl nicht ohne Urſache, daß die Sterblichkeit in der Armee auf mehr als das Doppelte der Zahlen ſteige, die man als naturgemäß anſehen könnte.

Das Reich iſt Behufs der Rekrutenſtellung — abgeſehen von Congreß-Polen — in zwei Regionen, eine öſtliche und eine weſtliche, eingetheilt, die abwechſelnd die erforderliche Mannſchaft liefern ſollen. Da aber zu den eben erwähnten Verluſten noch die bei den Rekruten-Transporten vorkommenden, ferner die der Garniſon-Truppen und der „abgeſonderten Corps" hinzukommen, zumal die des Kaukaſiſchen Heers, das jährlich 1/7 ſeiner 160,000 Mann einbüßt, iſt der Bedarf ſtets ein ſo großer, daß der beabſichtigte Turnus nicht inne gehalten werden kann.

In den Kreiſen höherer Offiziere wird immer zugegeben, nie in Abrede geſtellt, daß die Sterblichkeit in der Armee eine unverhältniß

mäßig hohe sei. Aber, da die finanziellen Mittel fehlen, besser für den Soldaten zu sorgen, gesteht man sich in den höheren Regionen nicht gern, daß eine mangelhafte Ernährung der Leute großen Einfluß darauf üben könnte; man sucht den Grund lieber in anderen Dingen. Die Frage, wie es wohl im Allgemeinen um den Gesundheitszustand einer Truppe stehen muß, in der eine solche Sterblichkeit Jahr aus Jahr ein herrschen kann; — in wiefern eine Truppe, in der eine solche Sterblichkeit beständig und als Regel herrschen kann, wohl in der gehörigen Verfassung sein mag, den Anstrengungen und Beschwerden eines Feldzugs zu begegnen —: diese Frage wird gar nicht aufgeworfen und somit auch nicht beantwortet. In den höchsten Regionen kommen alle diese Dinge leider gar nicht zur Sprache.

So viel sich ermitteln läßt, zeigt sich, die jungen Soldaten finnischen Stammes ausgenommen, in Beziehung auf die herrschende Sterblichkeit unter den Contingenten der verschiedenen Landestheile kein wesentlicher Unterschied. Den Finnen (Ehsten, Ingern, Karelen) trifft freilich der Militair-Dienst als ein besonders schweres Loos. Besondere Regimenter seiner Nationalität giebt es natürlich nicht in der russischen Armee. Die Finnen werden einzeln in die Regimenter vertheilt, und finden sich da in einer vollkommen fremden Welt, in der ihnen das Heimweh besonders nahe liegt. Sie sind Protestanten, haben andere Sitten, sind an eine andere Lebensweise gewöhnt als die Russen, verstehen deren Sprache nicht und haben große Mühe, sie zu lernen. Auch werden sie als Volk von den Russen gering geachtet, — und da haben sie denn während ihrer mühsamen Abrichtung von der Ungeduld der Unteroffiziere und selbst der Offiziere mehr als Andere und mehr als billig zu leiden.

Im Uebrigen zahlen die kräftigeren Leute aus den fruchtbaren Provinzen der Mitte und des Südens, und die Rekruten aus den dürftigeren Landstrichen im Norden ungefähr in gleichem Verhältniß dem Lazareth ihren Tribut. Fällt jenen, die daheim an eine reichliche Ernährung gewöhnt sind, der Uebergang zu dem Soldaten-Leben schwerer, so haben diese von Hause aus weniger an Kräften und Gesundheit zuzusetzen. Ein Beweis aber daß auch das Ungewohnte des ganzen Zustandes, Heimweh, Gemüthsleiden in sehr gewichtiger Weise dazu beitragen, die Sterblichkeit in der Armee auf eine solche bedenkliche Höhe zu steigern, liegt darin, daß es vorzugsweise die jungen

Soldaten sind, die während ihrer drei oder vier ersten Dienstjahre in großer Zahl und in rascher Folge wegsterben. Kommt der Soldat glücklich über die vier ersten Dienstjahre hinweg, dann dauert er wohl seine Zeit aus, sagen erfahrene und wohlwollende Regiments-Commandeure. Er ist dann eingelebt und zu einer eigenthümlichen Ergebung in sein unabänderliches Schicksal gelangt, die ihm sehr zu statten kommt, auch wenn sie nicht grade eine sehr freudige ist. — Dem, der Regimenter der russischen Armee mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, kann es denn auch nicht entgehen, daß es vorzugsweise die jungen Soldaten sind, die leidend aussehen. Der ältere Soldat sieht in der Regel wesentlich besser aus. Mag er auch mager sein, wie das seine ganze Lebensweise mit sich bringt, so hat er doch eine bessere Gesichtsfarbe, sein Blick ist lebendiger, seine Haltung fester, seine Bewegungen sind rascher und sicherer. Doch das Maß körperlicher Kräfte, — Muskelkraft — das ihm zu Gebote steht, bleibt allerdings ein geringeres als man voraussetzen müßte; davon überzeugt man sich leicht, wenn man die Leute bei der Bedienung schweren Geschützes beobachtet — oder im Arsenal und in Werkstätten, wo schwere Lasten zu heben oder zu tragen sind, oder wenn man Gelegenheit hat, die Ausführung eines und desselben Manoeuvers auf englischen und auf russischen Kriegsschiffen zu vergleichen. — Der russische Soldat hat in der Regel bemerkbar weniger Kräfte als der tüchtige russische Bauer, Frachtfuhrmann oder Zimmermann — und urkräftig und kerngesund, wie ihn das weit verbreitete Vorurtheil denkt, kann man ihn so ganz im Allgemeinen auch dann nicht nennen, wenn er die schlimmen Anfangsjahre überstanden hat; die vielbesprochene „eiserne Natur" macht sich auch dann nicht geltend, das beweisen die Krankenlisten.

Daß in einer Armee, in deren Reihen schon im Frieden eine solche Sterblichkeit herrscht, wie wir sie vorhin nachweisen mußten, im Lauf eines anstrengenden Feldzugs unter ungünstigen Verhältnissen leicht Krankheiten einreißen, liegt in der Natur der Dinge. Schon der dänische General Falckenskiöld, der den ersten Türkenkrieg der Kaiserin Katherina II. als Freiwilliger in bevorzugter Stellung mitgemacht hatte, bemerkt, als Ergebniß seiner Beobachtungen und Erfahrungen, daß der russische Soldat „der Erkältung, Erschöpfung der Kräfte und Dyssenterie" in hohem Grade ausgesetzt sei. Das ist

ſeither nicht anders geworden. Schon die Friedenslager liefern gelegentlich den Beweis — wie namentlich das große Cavallerie-Lager bei Woßneſensk 1836, wo — allerdings in Folge einer ausnahmsweiſe ſchlechten Verpflegung der Leute — um die alle Welt wußte, nur der Kaiſer nicht — das Uebel, das Falckenskiöld bei Namen nennt, in einem Grade herrſchte und Opfer forderte, die man ſelbſt während eines Feldzugs in ungeſunden Landſtrichen bedenklich finden müßte.

Feldzüge, in deren Lauf ruſſiſche Armeen nach einem überraſchend großen Maßſtab durch Krankheiten gelichtet worden ſind, ließen ſich in Menge anführen und zwar ließe ſich nachweiſen daß dergleichen ſich nicht immer blos unter beſonders ungünſtigen Verhältniſſen — etwa unter dem Einfluß eines ungeſunden, oder doch dem Ruſſen ungewohnten Klima's ergeben hat. Auch in Finnland, das allerdings ein ſtrenges, aber keineswegs ein ungeſundes Klima hat, und am allerwenigſten ein Klima, in dem ſich der Ruſſe fremd fühlen könnte — auch da waren die Mannſchaften der ruſſiſchen Bataillone in den Winter-Feldzügen von 1808 und 1809 auf eine ſehr geringe Zahl zuſammengeſchmolzen.

Wie die Geſundheits-Verhältniſſe ſich dann vollends unter wirklich und in ernſter Weiſe ungünſtigen Umſtänden geſtalten, was für Verluſte ſich da ergeben können, das hat ſich unter Anderem auch in den Feldzügen 1828 und 1829 gegen die Türken gezeigt, über die wir auch in dieſer Beziehung genau unterrichtet ſind. Wir wollen hier nicht im Einzelnen wiederholen, was die Militair-Aerzte Seidlitz, Rinck und Peterſen in den zu Hamburg herausgegebenen „Vermiſchten Abhandlungen aus dem Gebiet der Heilkunde" darüber bekannt gemacht haben. Es ſind unerfreuliche Bilder, die uns da vorgeführt werden; Bilder, die man ſich nicht ohne ein peinliches Gefühl von neuem vergegenwärtigen kann. Es wird genügen, an die Geſammtzahlen zu erinnern, die ſich aus den Berichten des Generalſtabes und aus denen der genannten Aerzte entnehmen laſſen.

Die Armee, die im Jahre 1828 zuerſt gegen die Türkei in das Feld rückte, — und die aus dem 3., 6. und 7. Infanterie-Corps und 4. Cavallerie-Corps beſtand — zählte — in 8 Infanterie- und 5 Cavallerie-Diviſionen — Koſacken, Armee-Polizei, Reſerve-Parks der Artillerie und Train mitgerechnet — nach den officiellen Angaben

= 113,108 Mann. Dazu stieß dann etwas später, als man inne wurde daß diese Heeresmacht nicht ausreiche und der ihr gestellten Aufgabe nicht gewachsen sei, noch das zweite Infanterie-Corps — (3 Infanterie- und 1 Cavallerie-Division) mit = 32,115 Mann. — Endlich kam auch noch das Garde-Corps = 25,634 Mann stark hinzu. Doch dieses Letztere hat an den Verlusten nur einen verhältnißmäßig geringen Antheil gehabt, da es nur wenige Wochen über thätig bei den Operationen betheiligt war, und so bald als möglich, unmittelbar nach der Uebergabe von Warna in entfernte und gesunde Winterquartiere, nach Podolien, zurückgesendet wurde. Es kann nur wenige tausend Mann eingebüßt haben. Die eigentliche Masse des Verlustes fällt also auf die = 145,223 Mann Linientruppen, und in der That, da auch das zweite Infanterie-Corps den Feldzug nur wenige Wochen über, von Mitte September an mitgemacht hatte, weit überwiegend auf die = 113,108 Mann, die zuerst in's Feld gestellt worden waren.

Die Zahl der Kranken aber, die in den Hospitälern behandelt wurden, belief sich im Lauf des Feldzugs auf = 210,108; — 75,226 in den Feld-Lazarethen, 134,882 in den stehenden Hospitälern — und davon sind, wie die Aerzte berichten, mindestens = 82,000 gestorben.

In welchem Zustand die zuerst in das Feld gerückten Heertheile sein mußten, und daß es nicht leicht sein konnte, sie wieder vollzählig zu machen, ergiebt sich danach wohl von selbst. Da man unmöglich Rekruten zur Armee schicken konnte, wo sie nicht zu brauchen waren, wurden nicht allein die in den Friedensgarnisonen zurückgebliebenen dritten Bataillone der im Felde stehenden Regimenter aufgelöst, sondern auch zwei Divisionen des im Innern des Reichs zurückgebliebenen vierten Infanterie-Corps mußten ihre Mannschaften bis auf Cadres an die active Armee abgeben. Auf diese Weise wurden ungefähr 50,000 Mann Ersatz-Mannschaften zusammengebracht, und man glaubte im Cabinet des Kaisers daß die Bataillone der Armee im Felde bis auf = 600 Mann ein jedes ergänzt seien. Auch stieß die dritte Division des vierten Infanterie-Corps als Verstärkung zu dem Heer, das darauf im Ganzen = 115,873 Combattanten, und Polizei-Wachen, Mannschaften bei den Reserve-Parks, Bemannung der Donau-Flottille u. s. w. mitgerechnet ungefähr = 124,000 Mann zählte. Trotz aller Sorge, die man auf ihre Ergänzung verwendet hatte, waren die hier vereinigten Heertheile um volle 30,000 Mann schwächer ge-

blieben, als sie zur Zeit der Eröffnung des ersten Feldzugs gewesen waren.

Die Zahlen der im Lauf des zweiten Feldzugs Erkrankten und Gestorbenen sind uns nicht mit derselben Vollständigkeit überliefert, wie diejenigen, die sich im Jahr 1828 ergeben hatten. Wir wissen nur daß während der fünf Monate, von März bis Juli, in den stehenden Hospitälern allein = 81,214 Kranke Aufnahme gefunden hatten, und = 28,746 gestorben waren. Dazu wären dann noch die Verluste in den Feld-Lazarethen und die der folgenden Monate zu rechnen, in denen die lange abgewehrte orientalische Pest auch bei der Truppe hereinbrach, die sich unmittelbar um den Feldherrn schaarte, und als die Hauptmasse der Armee galt. Die Aerzte glauben „noch weit hinter der Wahrheit zurückzubleiben", wenn sie die Verluste während dieses zweiten Feldzugs — die im Gefecht Gefallenen mitgerechnet — auf = 60,000 Mann anschlagen.

Die Verluste im Gefecht waren aber so sehr groß nicht gewesen, da die Türken nach ihrer Niederlage bei Kulewtscha nirgends mehr ernsthaft Stand hielten. Was hierher zu zählen ist, beläuft sich höchstens auf ein paar Tausend Mann, auf Zahlen, die fast verschwinden in der Gesammtheit der Verluste.

Es ergiebt sich demnach aus diesen Zahlen daß der gesammte Bestand, mit dem die Armee den Heereszug über die Donau angetreten hatte, im Lauf der beiden Feldzüge — im Lauf von siebzehn bis achtzehn Monaten — vollständig ausgestorben war. Mit anderen Worten, die Zahl der im Lauf dieser Feldzüge an Krankheiten Gestorbenen — ganz abgesehen natürlich von den Verlusten in den Gefechten — kam dem vollen ursprünglichen Bestand der Armee gleich, und ging vielleicht sogar noch um ein paar Tausend Mann darüber hinaus. Was am Schluß des Krieges übrig war, erreichte — selbst wenn der Krankenbestand in den Hospitälern mitgerechnet wurde — nicht einmal ganz die Zahlen der nachgesendeten Ersatz-Mannschaften.

Allerdings walteten hier ganz besonders ungünstige Umstände. Das Klima des Tieflandes an der unteren Donau und in den Balkanländern ist ein vieler Orten ungesundes, das sich immerdar besonders nordischen Naturen nachtheilig erwiesen hat. Noch nie ist ein europäisches Heer in jene Gegenden vorgedrungen, ohne seine Reihen durch Krankheiten gelichtet zu sehen — und diesmal kam noch die orienta-

lische Pest als außerordentliche Erscheinung hinzu, unabhängig von allen örtlichen und klimatischen Bedingungen des Daseins. — Ohne Zweifel hätte ein jedes Heer unter dem Einfluß alles dessen, was hier schädlich zusammenwirkte, schwere Verluste zu beklagen gehabt. — Aber, ob in demselben Maße, das ist die Frage, um die es sich handelt.

Um bestimmter ermessen zu können, welchen Einfluß Klima und Beschwerden auf die Sterblichkeit im russischen Heer geübt haben, müßten wir genau wissen, wie viele Opfer die Pest gefordert hat, die dann von der Gesammtsumme der Verluste abzurechnen wären. Leider sind wir darüber nicht eingehender belehrt. Doch wissen wir im Allgemeinen daß diese gefürchtete Seuche geringere Verheerungen angerichtet hat als man wohl glauben könnte. Sie war während des ersten Feldzugs den vor Schumla vereinigten Heertheilen mit Glück fast ganz fern gehalten worden, und im zweiten Feldzug brach sie bei den Truppen, die den Balkan überschritten, erst dann aus als Adrianopel bereits erreicht war. Viel schlimmer als die Pest waren die Wechselfieber, die in den Balkan-Ländern endemisch sind und mit mehr oder weniger Intensität jeden Sommer wiederkehren. Dann aber auch begegnen uns in den Berichten der Aerzte Aeußerungen wie die, daß die Truppen vor Schumla hauptsächlich an Dyssenterie litten; daß im Jahr 1829 — trotz Pest und Fieber — die Hälfte aller Gestorbenen der Dyssenterie erlegen war; einem Uebel, das nicht eine nothwendige Folge des moldauischen Fiebers ist, dem aber der russische Soldat überhaupt leicht verfällt.

Auch die österreichische Armee hatte im Lauf ihres letzten Türkenkriegs, namentlich während des Feldzugs 1788 viel von Sumpffiebern zu leiden, an deren Folgen selbst der Kaiser Josef II. zwei Jahre nachher starb. — Auch die französische Armee, die Napoleon nach Egypten und Syrien führte, wurde von der Pest ergriffen und hatte namentlich in der syrischen Wüste mit manchem Leiden zu kämpfen. Auch das Klima von Ostindien ist Europäern gefährlich; die Engländer lassen sich nicht bestimmen, nach der Weise der dortigen Landes-Eingeborenen zu leben, die Soldaten am wenigsten; sie setzen die daheim gewohnte Lebensweise fort und begehen häufige Diätfehler: auch die Cholera tritt nicht selten unter ihnen auf — und doch sind in allen diesen Fällen keine Verluste zu verzeichnen gewesen, wie die russische Armee sie in den Jahren 1828—1829 erlitten hat.

Jedenfalls können die schlimmen Erfahrungen dieser beiden Feldzüge zwar wohl als Beweis der Standhaftigkeit des russischen Soldaten angeführt werden, der selbst unter dem Druck solcher Prüfungen wie ihm hier auferlegt wurden, seine zuverlässige Haltung auf dem Schlachtfelde bewahrte, — aber gewiß nicht als Beweis dafür daß er, vermöge seiner „eisernen Natur", den Beschwerden eines Feldzugs und klimatischen Unbilden besser widerstehe als ein anderer.

In anderer Weise und fast noch in höherem Grade belehrend sind die Erfahrungen, die 1849 während des kurzen Feldzugs in Ungarn gemacht wurden. Während der wenigen Monate kriegerischer Thätigkeit starb hier — wie in den höheren militairischen Kreisen zu Petersburg verlauten wollte — nicht weniger als ein Sechstheil der gesammten Mannschaft des russischen Heeres an Krankheiten im Lazareth — und was wohl ganz besonders zu beachten ist —: die Truppen litten in den ungesunden Theisgegenden nur wenig mehr als in der gesunden Bergluft der Karpathen. Danach scheint es, daß die bedeutende Sterblichkeit nicht vorzugsweise durch örtliche Verhältnisse hervorgerufen wurde.

Auch in früheren Kriegen haben sich die Verluste durch Krankheiten gar sehr fühlbar erwiesen. Wir glauben aber nicht, daß hier ein unabänderliches Verhängniß waltet. Vielmehr scheint die Folgerung nahe zu liegen, daß solche Ergebnisse schon durch die Lebensweise des Soldaten im Friedensdienst, ihre Bedingungen und ihre Folgen, vorbereitet werden — und wir sind veranlaßt, in der Gesammtheit der Verhältnisse, die Einfluß auf den Gesundheits-Zustand des Soldaten üben, diejenige Seite des russischen Heerwesens zu sehen, die vor allen einer durchgreifenden Reform bedarf.

Bei alledem geht der russische Soldat dem Kriege ruhig und gefaßt entgegen, ja er heißt ihn in seiner Weise willkommen und zieht im Allgemeinen ganz gerne ins Feld. Daß er dem Lazareth verfallen könnte, daran denkt er nicht, die Gefahren aber, die ihm auf dem Schlachtfelde bevorstehen, imponiren ihm nicht. Er tritt in durchaus zuverlässiger Haltung gegen sie in die Schranken. Nur darf man dabei nicht an eine phantasievolle Begeisterung denken, die ihn etwa ergriffe; nicht glauben, daß er mit besonderer Freudigkeit gerade in den gegenwärtigen Krieg ziehe, weil man ihm sagt daß er für die slavischen Stammesbrüder in Bulgarien geführt werde, und für das

„lebenſchaffende" Doppelkreuz. Gerade wie der ruſſiſche Soldat körperlich ſchwächer iſt als der Mann aus dem Volk, iſt auch ſein Geiſtesleben weniger ſelbſtändig und rege; es iſt wie bis zu einem gewiſſen Grade erlahmt unter dem Gewicht der Willenloſigkeit, die ihm auf eine ſo unabſehbar lange Reihe von Jahren auferlegt iſt, und der Begeiſterung, der das ruſſiſche Volk ſonſt gar wohl fähig iſt, wenn auch, wie natürlich, auf ſeine eigenthümliche Weiſe —: der iſt gerade der Soldat am wenigſten zugänglich. Bei einem Kriege im ruſſiſchen Lande, innerhalb der alten Grenzen des Reichs, wenn er ruſſiſche Kirchen verwüſtet, ruſſiſche Dörfer in Flammen ſähe, würde ſich das Nationalgefühl auch in ihm regen, und mit aller Macht — anders aber verhält es ſich in Beziehung auf einen Krieg außer Landes. Die Veranlaſſung eines ſolchen iſt dem Soldaten im Allgemeinen unverſtändlich, und läßt ihn in Folge deſſen auch gleichgültig; er fragt gar nicht danach. Es iſt Krieg, weil es der Kaiſer befohlen hat, weiter denkt der Soldat nicht. Auch ſein perſönliches Verhältniß zu dem Kaiſer faßt er ganz anders auf als der Mann aus dem Volk. Dem ruſſiſchen Bauern liegt der Gedanke nahe, den Kaiſer am Eingang des Dorfes mit Salz und Brot, dem ſlaviſchen Symbol der Gaſtfreiheit, zu empfangen, oder auch ſich mit einer Bitte und Bittſchrift unmittelbar an den durchreiſenden Monarchen zu wenden; — der Bartruſſe, vor Allen der moskauiſche Kleinbürger, kann ſich wohl in einem Augenblick freudiger Erregung hingeriſſen fühlen, den Kaiſer an der „rothen — d. h. ſchönen — Treppe" im Kreml aus der Volksmenge heraus vertraulich als „Väterchen" anzureden —: für den Soldaten liegt dergleichen ganz außerhalb des Kreiſes alles Denkbaren. Er beantwortet in Reihe und Glied den herkömmlichen Gruß des Kaiſers mit den im Reglement vorgeſchriebenen Worten, weil ihm das befohlen iſt; im Uebrigen ſchweigt er. Die Stimmung, in der er lebt, iſt überhaupt vorherrſchend eine ſchweigende Reſignation. Er empfindet ſeinen Zuſtand als ein unabänderliches Verhängniß, das ihm die Verpflichtung des unbedingteſten Gehorſams auferlegt: die Nothwendigkeit, unter den Augen ſeiner Vorgeſetzten nichts zu thun und nichts zu ſagen als was befohlen wird. Er hat überhaupt das Gefühl, daß er unbedingt in der Gewalt einer ihrer Natur nach grenzenloſen, unermeßlichen Macht ſteht, die in letzter und höchſter Inſtanz vom Kaiſer ausgeht.

Doch wie gesagt, der Soldat zieht nicht ungern in's Feld, wenn man auch nicht sagen kann daß er den Krieg herbei wünscht, da er eigentlich in der That gar nichts wünscht, als im Stillen das Ende seiner Dienstzeit. Er hofft im Felde, in etwas unbestimmter Weise, eine Verbesserung seines Zustandes, gegen die für ihn die Gefahren des Schlachtfeldes gar nicht in Betracht kommen. Auch ist er nicht durchaus unempfänglich für die Aussicht auf einige Beute, die sich vielleicht im Felde machen ließe.

Gleichgültig in Beziehung auf den Zweck des Krieges wird sich der russische Soldat in jedem ohne Unterschied auf dem Schlachtfelde tapfer — sehr tapfer sogar erweisen, ohne daß es dazu im Mindesten der Begeisterung oder einer leitenden Idee bedürfte, ganz einfach weil er nun einmal seinem eigensten Wesen nach tapfer ist, weil ihn die Natur einmal und für immer mit einem unerschrockenen Sinn und mannhaften Herzen ausgestattet hat. Wer je Truppen auf den Feldern einer blutiger Entscheidung geführt hat, der wird den Werth einer solchen ausdauernden instinctiven Tapferkeit, die keiner besonderen Veranlassung bedarf, um gleichsam geweckt zu werden und zur Erscheinung zu kommen, wohl zu schätzen wissen.

Uebrigens, wenn der russische Soldat auch im Allgemeinen ziemlich unzugänglich ist für schwunghafte Proclamationen und tönende Phrasen, die sich um erhabene, aber abstracte, und dem Soldaten schwer oder gar nicht verständliche Vorstellungen drehen, so ist damit nicht gesagt daß es gar kein Mittel gebe, seine Phantasie anzuregen, und ihn in entscheidenden Augenblicken zu einer gesteigerten Macht des Willens und mithin auch der That zu erheben — aber es ist, wie die Dinge einmal liegen, nicht ganz leicht. Wer es versuchen wollte, müßte sich ganz in das Geistesleben, in die Anschauungsweise, in die Ideenwelt des Soldaten zu versetzen und seine eigene Sprache zu ihm zu sprechen wissen. Und nicht das allein. Wenn es ein alltäglicher Offizier oder General unternehmen wollte, der dem Soldaten nicht als eine höhere Natur und durch vollbrachte Thaten imponirte, würde es ganz ohne Eindruck zu machen an den Leuten in Reihe und Glied vorübergleiten. Suwórow wußte den russischen Soldaten mit großer Macht geistig anzuregen. Doch weder vor ihm noch nach ihm ist es einem Anderen gelungen.

Eine Vorstellung aber giebt es, die, den nächsten, begreiflichsten

Verhältnissen des Soldaten entnommen, ganz von selbst unter allen Bedingungen und ohne daß sie besonders angeregt zu werden brauchte, vielfach bestimmend in seinem Gemüthsleben hervortritt —: „Naschy", die Unsrigen. So nennt der Soldat im engeren Sinn die Regimentsgefährten, im weiteren das gesammte russische Heer. Er hält es für Frevel und schimpflich, „die Unsrigen" in irgend einer Noth und Gefahr zu verlassen, und ist großer Hingebung für die Genossen fähig. — (Bei dem Sturm von Warschau 1831 bemächtigte sich in sehr charakteristischer Weise ein Gefühl von Unmuth und Beschämung, das zuletzt sehr laut wurde, der gesammten Infanterie der Garde, die auch hier wieder, wie den ganzen Feldzug über, außer dem Gefecht in Reserve gehalten wurde. Die Garde-Soldaten sahen von ihrer Stellung aus in der Entfernung, gleichsam am Horizont, einen Theil des Gefechts und hörten das Rollen des Feuers und mußten unthätig zusehen. So sehr der russische Soldat gewöhnt ist zu schweigen, erhoben sich doch hier aus den Gliedern unzufriedene Stimmen. „Die Unsrigen raufen sich dort (derutsa) und haben einen harten Stand, und uns hält man hier zurück! es ist eine Schmach! (stydno!)" — in solchen Worten äußerte sich die wachsende Unzufriedenheit; der Stimmen wurden so viele daß es nicht mehr möglich war Stillschweigen zu gebieten. Die Offiziere, die übrigens — wie mir ihrer viele gesagt haben — von demselben Gefühl peinlich genug ergriffen waren, mußten thun als hörten sie nicht; es blieb nichts Anderes übrig.)

Mit diesem Gefühl der Genossenschaft hängt auch eine andere Erscheinung zusammen, die zu Zeiten im Leben des russischen Soldaten hervortritt. Er führt im Allgemeinen den Kampf mit dem Gegner, gegen den sein Kaiser ihn aussendet, ohne Erbitterung; er ist gutmüthig dem Gefangenen, dem verwundeten Feinde gegenüber. Wenn er aber erfährt und weiß, daß eine Anzahl seiner Gefährten vom Feinde meuchlings ermordet und gepeinigt worden ist, — wie 1794 in Warschau — dann kann ihn wohl eine leidenschaftliche Erbitterung erfassen, die nichts verschont.

Eigenthümlich ist auch, wie er in verschiedener Lage von seinem Leben im Kriegsdienst spricht. Befragt man den Soldaten im activen Dienst über den Zustand, in dem er lebt, so hört man kaum etwas Anderes als wehmüthige Klagen. Der verabschiedete Soldat dagegen, der seine Dienstjahre glücklich überstanden und hinter sich hat, der

denkt nicht mehr an Druck und Mühſal der vergangenen Zeit, und erzählt, beſonders wenn er Unteroffizier geweſen iſt und Feldzüge mitgemacht hat, gern von ſeinen Erlebniſſen im Felde, und den Fährlichkeiten, die er ſelbſt und ſeine Genoſſen beſtanden haben.

Der gebildete ruſſiſche Offizier, der die Welt und fremde Länder kennt, der auch andere Armeen kennt als die ruſſiſche, theilt natürlich nicht die ſeltſamen Vorſtellungen von ruſſiſcher Ueberlegenheit, die in minder gebildeten Kreiſen vielfach herrſchend ſind — aber er rechnet darum nicht minder auf die Tapferkeit ſeiner Leute, und mit Recht.

b. Das Offizier-Corps.

Es ließe ſich wohl der Satz aufſtellen und vertheidigen, daß in Rußland alle Verhältniſſe, die ſich auf Machtentfaltung nach Außen beziehen, bis auf einen ſehr hohen, man iſt mitunter verſucht zu ſagen, bis auf einen bedenklichen Grad geſteigert ſind. Heer und Flotte ſtehen in der Entwickelung, die man ihnen gegeben hat, wenigſtens nicht mehr in einem bequemen Verhältniß zu den wirklichen Kräften der Reichs.

Das im Allgemeinen dünn bevölkerte Land entbehrt einer Million — und mehr — rüſtiger Männer, die der productiven Arbeit entzogen ſind, nicht ohne ſie zu vermiſſen; beſonders aber ſteht dieſe gewaltige bewaffnete Macht, die immer vollzählig und kriegsbereit daſtehen ſoll, nicht in einem angemeſſenen Verhältniß zu den Finanzkräften des Reichs. Es fehlen die Mittel, dieſe große Anzahl Bewaffneter in angemeſſener Weiſe zu beſolden und zu verpflegen; daher dieſes Syſtem allgemeinen Darbens, deſſen Folgen ſchon im Frieden fühlbar genug ſind, und deſſen Nachwirkungen vollends ſich im Felde oft mit bedenklichem Gewicht geltend machen.

Faſt ſcheint es auch, als ſtehe die Heeresmacht Rußlands nicht in einem richtigen Verhältniß zu der Anzahl derer im Lande, die in der Lage ſind, ſich eine höhere Bildung anzueignen, ſelbſt wenn man den Begriff höherer Bildung nach einem ſehr beſcheidenen Maßſtabe bemeſſen wollte. Es hält im regelmäßigen Zuſtand der Dinge immerdar etwas ſchwer, die Anzahl der Offiziere aufzutreiben, die zur Leitung eines ſolchen Heers erforderlich wäre. Es fehlen ihrer beſtändig in der Flotte mehrere Hunderte, in der Landarmee gegen zweitauſend.

Schon daraus ergiebt ſich ganz von ſelbſt, daß man in den Forderungen an die Candidaten zu Offizierſtellen nicht ſehr ſtreng ſein

vielmehr ausschließlich — auf die Hauptsache: auf die Ordnung und Disciplin, die in der Anstalt herrschen und auf die Fortschritte der Zöglinge in ihrem Lebensberuf, dem „Dienst in der Fronte". — Dem, was in den Klassen vorgeht, wird bei solchen Gelegenheiten nicht nachgefragt.

Dadurch ist die Richtung gegeben. In den Cadetten-Corps wird täglich zwei Stunden Vormittags, zwei Stunden nach Mittag mit dem Gewehr exerzirt, wobei die sogenannten Handgriffe unaufhörlich wiederholt werden um es in der Ausführung zu dem höchsten Grad der Präcision und Eleganz zu bringen, und damit, wenn dieses Ziel erreicht ist, nicht etwa durch Vernachlässigung wieder etwas von dieser Präcision und Eleganz verloren gehe. Viele Zeit nehmen die Prüfungen in Anspruch, die jedesmal bei der Ueberführung der Zöglinge aus einer Klasse in die andere stattfinden. Während der Sommermonate stehen auch die Cadetten-Corps, jedes als ein Bataillon, im Lager, und diese Zeit über hört selbstverständlich der Unterricht in den Klassen ganz auf; es wird da nichts getrieben, als der „Dienst in der Fronte". Danach läßt sich wohl leicht berechnen, wie viel Zeit für das Studium der militairischen Wissenschaften und der humanistischen Disciplinen übrig bleibt, und mit welchem Erfolg sie, bei der körperlichen Ermüdung der Knaben, von in der großen Mehrzahl recht mittelmäßigen Lehrern, in der That als etwas Nebensächliches vorgetragen werden.

Nun sollte man denken, bei dem letzten öffentlichen Examen der Zöglinge, die als Offiziere in die Armee entlassen werden, müsse doch zu Tage kommen, wie die Dinge eigentlich stehen. Dem ist aber nicht so. Beförderung und Belohnungen des Directors und aller bei einer solchen militairischen Erziehungsanstalt Angestellten, hängen großentheils von den scheinbaren Ergebnissen ihrer Bemühungen ab, von der Anzahl wohlgerathener Zöglinge, die sie dem Staat liefern. Das allgemeine Streben geht dem zu Folge weniger dahin, die jungen Leute wirklich zu prüfen, oder vollends die Forderungen, die an sie gestellt werden, auf ein wirklich angemessenes Maß zu steigern, als dahin so Vielen als möglich, so gut es eben gehen will, durch das Examen zu helfen. Es findet dabei mancher Unterschleif statt, dem nachgesehen, wenigstens nicht streng nachgespürt wird, denn daß man nicht viel verlangen darf, das weiß am Ende ein Jeder. Förmliche

fördern, derjenigen, die im thätigen Leben eine unmittelbare Anwendung finden — und doch auch diese wieder nicht über das eigene Bedürfniß der Regierung hinaus. Die eigentlich bildenden, humanistischen Studien werden geflissentlich vernachlässigt und auf das allerdürftigste Maß zurückgeführt, namentlich das der Geschichte, und so weit überhaupt die Rede davon sein kann, auch das der Philosophie.

Der Wunsch, tüchtige, brauchbare Leute zu haben, veranlaßt die Gründung einer stets zunehmenden Anzahl von Specialschulen, in denen man das Studium der betreffenden Fach-Wissenschaften auf ein handwerksmäßiges Lernen beschränken möchte, und stets dafür sorgt, daß es nicht über das unmittelbare Bedürfniß hinausgehe. Auch das Studium der medicinischen Wissenschaften und selbst das des Rechts sollen in Specialschulen auf diese handwerksmäßige Weise betrieben werden. Diese Specialschulen werden dann zugleich als Erziehungs-Anstalten organisirt —: wohl verstanden, nach dem Vorbild der Cadetten-Corps, und mit der Disciplin dieser Militairschulen. Den Zöglingen dieser Anstalten werden dann im Staatsdienst bedeutende Vorrechte eingeräumt, theils um junge Leute, die man für wohl unterrichtet hält, bald in höhere Stellungen befördern zu können, besonders und vor Allem aber um die Familien-Väter zu veranlassen, ja gewissermaßen zu zwingen, ihre Söhne diesen Anstalten anzuvertrauen, die ihnen allein ein glückliches Fortkommen in der Welt eröffnen. Auf diese Weise hofft die Regierung Herr des Geistes der gesammten heranwachsenden Jugend zu bleiben und jedes revolutionaire Element fernhalten zu können — was, beiläufig bemerkt, eine arge Täuschung ist. Es ist selbst ausdrücklich von maßgebender Stelle ausgesprochen worden, es sei besser, daß die Bildung der jungen Leute eine beschränkte bleibe, als daß sie in ein unheimliches Streben über die gezogenen Schranken hinaus ausarte.

Was die Cadetten-Corps insbesondere betrifft, so sind deren Zöglinge ja nicht bestimmt, in Masse als Mathematiker oder Ingenieure verwendet zu werden. Ihr Lebensberuf ist der „Dienst in der Fronte" — natürlich daß auf die Vorbereitung dazu die größte Sorgfalt verwendet wird. —

Als bevorzugter Gegenstand des regsten Interesses werden die Cadetten-Corps häufig besucht und besichtigt, die Aufmerksamkeit richtet sich aber bei den wiederholten Besuchen stets vorzugsweise — oder

(in Preußen Fähnriche, in Oesterreich Regiments-Cadetten genannt) zu den Regimentern, nachdem sie daheim von dem Popen im Dorf, oder von dessen „Diatschok" (Diaconus) lesen, schreiben und auf dem nationalen Rechnenbrett rechnen gelernt haben. Beim Regiment lernen sie dann exerciren und damit begnügt man sich. In neuester Zeit ist freilich ein Examen vorgeschrieben worden, dessen Programm nicht weniger als sieben eng gedruckte Seiten einnimmt, doch aber eigentlich nur mäßige Forderungen stellt. Es wird nur einige Kenntniß einer fremden Sprache verlangt (der französischen oder der deutschen); — Arithmetik bis zur Regel Detri und den Decimal-Brüchen; — Geschichte und Geographie. In der Geschichte sollen die jungen Leute in auffallender Weise über gar vielerlei Auskunft geben können: über Athen und Sparta — Rom und Carthago, die Merowinger und die Hohenstaufen — Kreuzzüge und die Reformation — kurz über jedes Welt-Ereigniß ohne Ausnahme. — Zum Trost und zur Ermuthigung kann jedoch den jungen Leuten dienen, daß ihnen ein paar sehr dürftige russische Compendien empfohlen werden, als genügend um sich aus ihnen auf das Examen vorzubereiten. Und wer dann die Offiziere kennen lernt, die angeblich dieses Examen bestanden haben, der überzeugt sich bald, daß die Sache vorläufig von keiner Seite ernsthaft genommen wird.

Seltsamer Weise wird durchaus gar keine Kenntniß der Geometrie verlangt — und was die militairischen Kenntnisse betrifft, so lernen die Junker, wie gesagt, den „Dienst in der Fronte"; weiter wird selbst in der Idee nichts von ihnen erwartet.

Als vierte Klasse endlich zählen wir diejenigen Offiziere, die, wie man das nennt, von der Pike an gedient haben, d. h. die aus der pflichtigen Mannschaft, aus den vom Lande gelieferten Rekruten, nach langer Dienstzeit hervorgegangen sind. Es sind ihrer im Ganzen nicht wenige, denn nach den bestehenden Vorschriften soll ein jeder zum Offizier befördert werden, der zwölf Jahre über „untadelig" als Unteroffizier gedient hat. Zur Zeit des Kaisers Alexander wurde der „ausgediente Unteroffizier" — wie man diese Leute nennt, unbedingt befördert, sobald seine Jahre um waren, selbst wenn zur Zeit im Regiment keine Vacanz war. Jetzt ist befohlen, sie nur in so weit zu befördern, als sich Vacanzen ergeben. Die finden sich jedoch häufig genug. Man würde aber irren, wenn man etwa glauben

Verabredungen zwischen Lehrern und Schülern thun sehr oft das Beste. Auch Bestechungen kommen vor. Den Schluß macht das öffentliche Examen, zu dem die hohen Würdenträger des Reichs eingeladen werden — und das ist natürlich eine Art von dramatischer Vorstellung; die Zöglinge wissen die Fragen vorher, die einem Jeden von ihnen gestellt werden, und haben die Antworten auswendig gelernt — und die offizielle Welt ist selbstverständlich offiziel sehr befriedigt von dem glänzenden Verlauf des Examens; im Stillen aber weiß auch hier ein Jeder, wie es eigentlich bestellt ist.

Nicht unbedingt vortheilhaft wirkt dann auch daß bei der schließlichen Classifizirung der Zöglinge das, was man „gute Aufführung" nennt, die angebliche Sittlichkeit der jungen Leute, eben so viel gilt, als ihre Fortschritte in allen Gegenständen des Unterrichts mit einander — und zwar weil der Maßstab, nach dem die Sittlichkeit bemessen wird, nicht als ein durchaus zuverlässiger anerkannt werden kann, und Nachsicht und Strenge sehr häufig am unrechten Ort zur Anwendung kommen. — —

Die besten Zöglinge eines jeden Cadetten-Corps kommen in die Garde. Aus jedem indessen nur ein Paar, so daß diese Beförderung den Zöglingen nur ein Sporn sein soll, nicht zur wesentlichen Ergänzung des Offizier-Corps der Garde dient. Die Uebrigen werden mit besserer oder schlechterer Anciennität, je nachdem man mit ihnen zufrieden war, zu den Feldregimentern befördert. Die schlechtesten endlich werden in die Bataillone der „Inneren Wache" und in die sogenannten Linien-Bataillone vertheilt, denen ihr Standort für immer am Kaukasus oder an der asiatischen Grenze des Reichs angewiesen ist. Eine solche Bestimmung gilt als Strafe. Die jungen Leute, die davon betroffen werden, sind freilich zum sehr großen Theil ganz verwilderte, rohe Subjecte, die eigentlich überhaupt nicht Offiziere werden müßten, denen irgend eine Autorität überhaupt nicht anvertraut werden dürfte, selbst die eines Unter-Lieutenants nicht. Doch selbst ganz abgesehen davon, müßte es eigentlich wohl eine Truppe, bei der Offizier zu werden als Strafe gelten kann, überhaupt nicht geben.

Die dritte Classe der Offiziere bilden junge Leute aus dem sehr zahlreichen und armen kleinen Provinzial-Adel, die nicht haben in den Cadetten-Häusern untergebracht werden können. Die kommen als „Junker"

Die Deutschen aus den Ostsee-Provinzen, die Offiziere werden haben eine eigenthümliche Stellung. Sie sind nicht zahlreich genug um eine eigene Klasse zu bilden — unbedingt zu den besten Elementen des russischen Offizier-Corps zu rechnen — aber nirgends das herrschende Element. In den glänzenden Garde-Regimentern, stehen sie in gesellschaftlicher Hinsicht, gegen die reichen und vornehmen Russen merklich zurück. Denn selten steht diesen Liefländern ein bedeutendes Vermögen zu Gebote, — selten ist einer der Ihrigen, mit dem sie verwandt wären, unter den hohen Würdeträgern des Hofs noch seltener gehört eine der Ihrigen zu den tonangebenden Damen dieser Region; — dadurch ist ihre gesellschaftliche Stellung bedingt Ihre Ansprüche auf alten Adel, ihre langen Stammbäume, werden für die Russen, von denen sehr viele, die jetzt die glänzendsten Stellungen einnehmen, Söhne oder Enkel ziemlich werthloser Emporkömmlinge sind, gern der Gegenstand nicht gerade wohlwollenden Scherzes.

In den weniger vornehmen Garde-Regimentern, deren Offiziere sämmtlich keinen Anspruch auf „fashion" machen, in den Feldregimentern, wo es ihrer in der leichten Reiterei ziemlich viele giebt, ist ihre Stellung wieder in anderer Weise eigenthümlich, und zwar in solcher Weise, daß sie einen seltsamen Widerspruch in sich trägt. Der Deutsche ist dem Russen aus einer gewissen mittleren Region der bürgerlichen Gesellschaft, eigentlich zuwider, — aus Gründen die sich wohl ermitteln ließen, wenn das hier nicht zu weit führen würde. Den Deutschen aus den Ostseeprovinzen insbesondere, nimmt es der Russe, der den mittleren Klassen der Gesellschaft angehört, höchlich übel, daß sie nicht die deutsche Nationalität ohne Weiteres verleugnen um in die russische aufzugehen, wie doch Tataren, Kalmücken und dergleichen Leute, sobald sie sich taufen lassen, in der löblichsten Weise thun. Daß es ein größeres Opfer sein könnte, sich von deutscher Nationalität loszusagen als von einer kalmückischen, dafür fehlt in den genannten russischen Kreisen einigermaßen das Verständniß. Da die Deutschen sich im Durchschnitt besser unterrichtet zeigen als Andere, pflichttreu und brauchbar, sind ihrer — bis jetzt — verhältnismäßig ziemlich viele zu bedeutenden Stellen emporgekommen — besonders zu Stellungen, die ein wirkliches Wissen voraussetzen, und mit denen wirkliche Arbeit verbunden ist. Dieser Umstand steigert natürlich den

wollte, daß diese Aussicht einen großen Reiz in den Augen des russischen Soldaten habe, und ihn zu besonderen Anstrengungen veranlassen könnte, um ein so glänzendes Ziel zu erreichen. Diese Art ritterlichen Ehrgeizes ist ihm fremd, und die Aussicht auf eine Lieutenants-Pension von 33⅓ Rubeln jährlich — was nicht ganz 3 Silbergroschen auf den Tag beträgt — als endliche Versorgung im Alter, ist in der That nicht sehr lockend. Stellte man es einem russischen Soldaten, nach einer That glänzender Tapferkeit frei, sich eine Belohnung zu wählen, er bäte unfehlbar um sofortige Entlassung aus dem Dienst. Der beste, ehrenhafteste Soldat würde nicht anders wählen. Sollte es ja Ausnahmen geben, so würden sie jedenfalls ganz vereinzelt dastehen. — In der Garde wird es den „ausgedienten Unteroffizieren" freigestellt, ob sie ihre Beförderung — natürlich in ein Feldregiment — annehmen, oder noch weitere fünf Jahre als Unteroffiziere mit Unter-Lieutenants-Gehalt dienen wollen und dann ihren Abschied mit der entsprechenden Pension, wenn auch als Unteroffiziere zu erhalten. Der Fall, daß einer die Beförderung vorgezogen hätte, ist wohl noch nicht vorgekommen. — Unteroffiziere, die ihre Dienstzeit als Soldaten — selbst die fünfundzwanzigjährige — vollendet haben und im Laufe dieser Zeit zehn Jahre Unteroffiziere gewesen sind, freuen sich ihrer Entlassung, ohne den mindesten Werth auf die Beförderung zu legen, zu der ihnen zwei Dienstjahre mehr das Recht verliehen hätten. Der entlassene Unteroffizier findet eben gelegentlich, besonders in den Hauptstädten, ein Unterkommen in einer Sphäre, die ihm nicht mehr zugänglich bleibt, wenn er einmal Offizier gewesen ist.

Den Unteroffizieren, die in den Feldregimentern zu Offizieren befördert werden, ist eine Anstellung bei den Bataillonen der Inneren Wache vorzugsweise erwünscht. Diese Truppe hat, wie schon gesagt, den Transport der Rekruten zu besorgen, und da ergiebt sich denn auch für die Subalternen, die unmittelbar beauftragt werden, den Marsch der neu ausgehobenen Mannschaft zu leiten, Gelegenheit auf Kosten der Rekruten etwas zu gewinnen.

Man will überhaupt die Erfahrung gemacht haben, daß niemand den Soldaten so hart und ohne jede Rücksicht behandelt, niemand ihm so ganz gewissenlos von dem wenigen was ihm zugedacht ist, das Mögliche zu entziehen sucht, als die Offiziere dieser Klasse.

Die Deutschen aus den Ostsee-Provinzen, die Offiziere werden haben eine eigenthümliche Stellung. Sie sind nicht zahlreich genug um eine eigene Klasse zu bilden — unbedingt zu den besten Elementen des russischen Offizier-Corps zu rechnen — aber nirgends das herrschende Element. In den glänzenden Garde-Regimentern, stehen sie in gesellschaftlicher Hinsicht, gegen die reichen und vornehmen Russen merklich zurück. Denn selten steht diesen Liefländern ein bedeutendes Vermögen zu Gebote, — selten ist einer der Ihrigen, mit dem sie verwandt wären, unter den hohen Würdeträgern des Hofs; noch seltener gehört eine der Ihrigen zu den tonangebenden Damen dieser Region; — dadurch ist ihre gesellschaftliche Stellung bedingt. Ihre Ansprüche auf alten Adel, ihre langen Stammbäume, werden für die Russen, von denen sehr viele, die jetzt die glänzendsten Stellungen einnehmen, Söhne oder Enkel ziemlich werthloser Emporkömmlinge sind, gern der Gegenstand nicht gerade wohlwollenden Scherzes.

In den weniger vornehmen Garde-Regimentern, deren Offiziere sämmtlich keinen Anspruch auf „fashion" machen, in den Feldregimentern, wo es ihrer in der leichten Reiterei ziemlich viele giebt, ist ihre Stellung wieder in anderer Weise eigenthümlich, und zwar in solcher Weise, daß sie einen seltsamen Widerspruch in sich trägt. Der Deutsche ist dem Russen aus einer gewissen mittleren Region der bürgerlichen Gesellschaft, eigentlich zuwider, — aus Gründen die sich wohl ermitteln ließen, wenn das hier nicht zu weit führen würde. Den Deutschen aus den Ostseeprovinzen insbesondere, nimmt es der Russe, der den mittleren Klassen der Gesellschaft angehört, höchlich übel, daß sie nicht die deutsche Nationalität ohne Weiteres verleugnen um in die russische aufzugehen, wie doch Tataren, Kalmücken und dergleichen Leute, sobald sie sich taufen lassen, in der löblichsten Weise thun. Daß es ein größeres Opfer sein könnte, sich von deutscher Nationalität loszusagen als von einer kalmückischen, dafür fehlt in den genannten russischen Kreisen einigermaßen das Verständniß. Da die Deutschen sich im Durchschnitt besser unterrichtet zeigen als Andere, pflichttreu und brauchbar, sind ihrer — bis jetzt — verhältnismäßig ziemlich viele zu bedeutenden Stellen emporgekommen — besonders zu Stellungen, die ein wirkliches Wissen voraussetzen, und mit denen wirkliche Arbeit verbunden ist. Dieser Umstand steigert natürlich den

Unwillen der Russen dieser Art. Sie wollen darin nichts sehen als eine ungerechte Bevorzugung der Deutschen. „Niemetz", Deutscher, ist bei den Russen dieser Art ein Wort, das eine gewisse Geringschätzung aussprechen soll. Dieser Russe denkt sich den Deutschen, wie sich das ja auch in der russischen Roman- und Novellen-Literatur zeigt, gern als einen kümmerlichen, schwerfälligen und beschränkten Pedanten, mit dem nichts anzufangen ist; er spricht gern von dem Deutschen als wäre er das und nur das. Nebenher aber behandelt derselbe Russe die Deutschen, mit denen er wirklich in Berührung kommt, unwillkürlich und ohne sich Rechenschaft davon zu geben, als Wesen, die merklich höher stehen als er selber; er setzt ohne Weiteres, als eine Sache, die sich ganz von selbst versteht, bei ihnen mehr Kenntnisse und einen höheren Grad von Bildung voraus, als bei seinen Stammgenossen, namentlich aber auch Grundsätze von Ehre und Rechtlichkeit, die er seinen Stammgenossen nicht mit derselben Unbedingtheit zutraut. Auch ganz im Allgemeinen setzen die Russen, namentlich auch diejenigen, die den arbeitenden Klassen angehören, überall ein großes Vertrauen in den Deutschen, während sie sich untereinander, wo ihre Interessen berührt werden könnten, wenigstens mit einer gewissen Vorsicht, aufmerksam beobachten.

Die große Masse der Offiziere in den Feldregimentern besteht nun aus Zöglingen der Cadetten-Corps und solchen aus den Provinzen des Innern zum Regiment gesendeten Junkern, deren wir vorhin gedacht haben. Ihre weitere Bildung für das Leben haben sie dann, sei es in den Militair-Colonien, sei es anderswo, in der tiefen Einsamkeit eines Dorfs zu suchen, oder in einem elenden Judenstädtchen in Polen oder in Litthauen, fern von allen Hülfsmitteln des civilisirten Lebens. Man wird sich nicht leicht eine zutreffende Vorstellung machen können von der Nichtsthuerei, die da herrscht, während aller, auf dem Lande doch ziemlich häufigen Stunden, die nicht der Dienst in Anspruch nimmt, überhaupt von der gedankenlosen Leere, der unabsehbaren Langeweile eines solchen Daseins. Daß sich unter solchen Bedingungen der geistige Horizont der Herren nicht sonderlich erweitert, — daß ihre Freuden, die Veranstaltungen, die ihnen als Lebensgenuß gelten müssen, nicht durchaus der gewähltesten Art sind, darf gewiß nicht befremden. Auch leben, besonders die Infanterie-Offiziere, finanziell meist in sehr beschränkten Verhältnissen,

Wenn man die Umstände erwägt, das etwas dürftige Leben de Offiziere, ihre gesellschaftliche Stellung, die, sofern sie den Feldreg mentern, namentlich der Infanterie angehören, nicht gerade eine b günstigte ist, und die beschränkten Hoffnungen, die vor ihnen liegen — so muß man es gewiß doppelt und dreifach anerkennen, daß si ihre Pflichten auf dem Schlachtfelde stets mit großer rühmenswerthe Tapferkeit erfüllen. Angeborene Unerschrockenheit thut auch hier da Beste, ohne daß man nach einer begeisternden Idee zu suchen, ode darauf zu bauen brauchte. Ein Krieg, der im Innern Rußland geführt würde, erweckte ohne Zweifel das Nationalgefühl im Offizie wie im Soldaten, und das Bewußtsein der Genossenschaft, der Ge danke an „die Unsrigen" übt große Macht auch über das Gemüt des Offiziers. Es gesellt sich dazu noch eine etwas seltsame Vor stellung, die dem Soldaten ziemlich fremd ist, in der sich aber de Offizier wie der Bartrusse, der moskauische Kleinbürger und auch der russische Literat gelegentlich gern ergeht, die sich im Unbestimmt Allgemeinen immer wieder geltend macht, so oft sie sich auch im Ein zelnen unhaltbar erweist und aufgegeben werden muß —: die Vor stellung nämlich, daß die Russen doch eigentlich allen anderen Sterb lichen überlegen sind, wenn auch diese und jene fremde Nation in Kleinigkeiten dies oder das vor ihnen voraus haben mag. Endlich tritt, namentlich in schwierigen Augenblicken, bei den Offizieren auch ein Gefühl für Waffenehre hervor, das man z. B. dem Mann der aus seiner Compagnie einen Gewinn von zweifelhafter Redlichkeit zieht, gar nicht zutrauen sollte; dessen Dasein man bei dem im All gemeinen geringen Bildungsgrad der Offiziere in der prosaischen All täglichkeit ihres Daseins gar nicht ahnet, das gleichsam verschüttet ist unter der Last leerer Langeweile und beschränkender Verhältnisse — auf dem Schlachtfelde aber erwacht — und namentlich, wenn es in angemessener Weise angeregt wird. Man hört vorkommenden Falls, wohl in Gesprächen unter Offizieren, die Haltung eines Regiments, das gewichen ist, ohne einen namhaften Verlust an Offizieren er litten zu haben, schonungslos als schmachvoll bezeichnen.

So muß man denn im Ganzen von dem Offizier-Corps der russischen Armee erwarten, daß es auf dem Schlachtfelde eine große Tapferkeit bethätigen wird, aber, so lange die Leute nicht das ernste Kriegshandwerk in einer längeren Reihe von Gefechten, auf eigene

Bevorzugung der Garden wird ihnen oft in nächster Nähe anschaulich, da häufig Garde-Hauptleute, jung an Jahren, als Obriste und Commandeure zu den Feldregimentern kommen. Das macht böses Blut! — Ja es wird gegenwärtig bei weitem mehr empfunden als in früheren Zeiten, wo die Garden weniger zahlreich waren und ein gewähltes Offizier-Corps hatten als jetzt. Damals fand man es ganz natürlich, daß ein reicher junger Mann von weltmännischer Erziehung gewisse Vortheile voraus habe, und der junge Garde-Offizier der an die Spitze eines Feldregiments gestellt wurde, trat als grand seigneur auf und glänzte durch Freigebigkeit. Jetzt dagegen sind die Garde-Offiziere die in solcher Weise befördert werden, oft sehr alltägliche Erscheinungen, die durch nichts imponiren. — So sind denn die Garden keineswegs beliebt in der Armee.

Die Erziehung, welche die Offiziere erhalten haben, der Zustand, in dem sie leben, bilden, wie man sieht, keinen sehr günstigen Boden für ideale Begeisterung. Es wäre sogar ungerecht, hier etwas der Art zu erwarten oder gar zu fordern. Dennoch ist der Krieg — gleichviel welcher — den Subaltern-Offizieren immer willkommen. Sie werden im Felde besser bezahlt als in den Friedens-Quartieren — und zwar übersteigt der Sold im Felde den Friedenssold nach einem viel größeren Maßstab als in irgend einer anderen Armee; — sie dürfen hoffen, auf der Leiter militairischen Ranges wieder um etwas höher hinauf zu rücken — und endlich wirkt hier wie überall, ganz abgesehen von jeder bestimmteren Erwartung oder Berechnung, der Standesgeist. In welchem Heere wünschen die jungen Offiziere nicht Krieg! — Nur denen, die schon Feldzüge mitgemacht haben, ohne etwas dabei zu gewinnen, kommt er möglicher Weise weniger erwünscht. Dasselbe gilt vielleicht von dem Einen und dem Anderen der höheren Offiziere, Hauptleuten, Rittmeistern und Regiments-Commandeuren. Auch diese Offiziere erhalten natürlich die höhere Besoldung, aber sie verlieren dagegen die herkömmlichen Einkünfte aus ihren Compagnien und Regimentern, auf die sie sich wesentlich angewiesen glauben, und denen man von Seiten der höheren Behörden nachsieht, so lange sie nicht in offenbaren Unfug ausarten. Sind die Herren verheirathet, was in den Feldregimentern nicht selten der Fall ist, so drängen sich Sorgen um die Familie heran, die bei beschränkten Verhältnissen sehr natürlich sind.

mäßigkeit. Man traut wahrhaftig mitunter seinen Sinnen kaum, wenn man zuhört, wie die Erscheinungen und Ereignisse eines im Gefolge des Kaisers auf dem Exercier-Platz verbrachten Vormittags, die Ausführung der Handgriffe und der einzelnen Evolutionen, unter den Generalen und Stabs-Offizieren, namentlich der Garden und der kaiserlichen Suite, nicht häufig nur, sondern herkömmlicher Weise, besprochen werden. Daß die Dinge, die man da, Jahr aus Jahr ein, tagtäglich treibt, in irgend welcher Beziehung zu ernstem Gebrauch, zum Kriege stehen könnten, scheint in diesen Kreisen vollständig vergessen, liegt wenigstens in unabsehbarer Ferne; man bespricht, lobt und tadelt, was geschehen und gelungen ist, wie Equilibristen- und Tänzer-Kunststücke, die keinen Zweck haben, als eben das Kunststück selbst, und deren Verdienst zum Theil in Schönheit und Präcision der Ausführung, zum Theil in der überwundenen Schwierigkeit liegt. Bestimmter könnte diese Art die Dinge aufzufassen, wohl kaum ausgesprochen werden, als in den bekannten und vielbesprochenen Worten eines jetzt bereits verstorbenen fürstlichen Generals, der nach dem Feldzug 1831 in einem Augenblick der Unzufriedenheit erklärte: da sehe man es! der Krieg verderbe den Soldaten; wenn er aus dem Felde zurückkehre, habe er Alles und Jedes verlernt und vergessen — tauge zu gar nichts — und man müsse ganz von vorne mit ihm anfangen! bekannt ist auch, daß derselbe Fürst sogar sogenannte Feldmanöver nicht unbedingt und in jeder Beziehung gern sah. Schon dabei verwilderten nach seiner Meinung die Soldaten.

Der im Kriege gebildete Soldat, der den ruhmvollen Staub des Schlachtfeldes mitbrächte auf den Exerzier-Platz, würde freilich wohl einige Mühe haben zu fassen, worin die zarteren Feinheiten des Elegant-Exerzierens eigentlich liegen. Wichtig ist hier vor Allem der etwas complicirte und schwer zu definirende Begriff der „Reinheit" (Tschistota) des Exerzierens. Zunächst gehört dazu, daß die sogenannten Handgriffe, von denen natürlich immer ausgegangen wird, augenblicklich auf das Commando, rasch und präcis erfolgen, und — was die Hauptsache ist, — daß nach jeder blitzschnellen, durch Anschlagen an das Gewehr auch hörbaren Bewegung — oder nach jeder Wendung auf dem Absatz — augenblicklich, eben so scharf abgegrenzt, in der ganzen Fronte die vollkommenste Regungslosigkeit eintritt. Daß sich ohne Commando auch nicht die kleinste zufällige Bewegung

kosten empirisch gelernt haben, nur einen geringen Grad von militairischer Einsicht. Namentlich wird die Führung der Truppen wenig darauf berechnet sein, die materiellen und moralischen Kräfte gehörig auszusparen und damit Haus zu halten. Was die Herren auf dem Exercier-Platz gelernt haben, in gedankenloser Routine zu üben gewohnt sind, und auf dem Schlachtfelde, so lange sie nicht durch Schaden klüger geworden sind, mit derselben Gedankenlosigkeit wiederholen werden, könnte vielmehr dahin führen, daß der Verlust in jedem Gefecht sehr bedeutend, und jeder Erfolg mit unverhältnißmäßigen Opfern erkauft wird.

c. Ausbildung der Truppen im Allgemeinen.

In allen Ländern der Welt führt eine längere Friedens-Periode gar leicht dahin, daß man in den Uebungen der Truppen auf dem Exercier-Platz allmählich von dem Zweckmäßigen und Wesentlichen, mehr oder weniger auf ein müssiges Spiel mit Handgriffen und Evolutionen übergeht, die eben nur da einen conventionellen Werth haben. Man kann auf diesem Wege am Ende wohl dahin gelangen, daß die scheinbar sehr geübten Truppen im Felde nicht allein das ernste Kriegshandwerk erst lernen, sondern auch sehr viel Unzweckmäßiges und Verkehrtes nach und nach verlernen müssen.

Dergleichen ist, wie gesagt, überall vorgekommen, auch in größeren oder kleineren deutschen Staaten; in früheren Zeiten namentlich in einigen kleineren, deren Fürsten, von militairischer Manie ergriffen, da sie sonst nichts militairisches unternehmen konnten, das Exerciren um des Exercirens willen trieben. Wo dergleichen unter solchen Verhältnissen zur Erscheinung kam, ließ sich darüber wohl in harmloser Weise scherzen. In Rußland dagegen kann es — oder müßte es vielmehr — ernstes Bedenken erregen, daß man sich in der That sehr weit — weiter als gegenwärtig anderswo — in diese kriegerischen Friedens-Abwege verirrt hat.

Das Exerciren wird hier wirklich vielfach schon als eine der schönen Künste, die bekanntlich jeden außerhalb der unmittelbaren Erscheinung, außerhalb ihrer Werke selbst liegenden Zweck verleugnen müssen, mit ästhetischem Sinn, als schöner Schmuck des Lebens getrieben. Es versteht sich demnach von selbst, daß hier in gar vielen Beziehungen das Princip der Eleganz maßgebend ist, nicht irgend eine, den schönen Künsten fremde, prosaische Rücksicht auf Zweck-

wenn sie das „Gewehr über" auf der linken Schulter trügen, eine scheinbar freiere, ungezwungenere Haltung annehmen, und namentlich, im Marschiren, den rechten Arm schlenkern sollten. Es war gewiß keine Kleinigkeit, den Leuten diese neue Kunst beizubringen, nachdem man Jahre lang bemüht gewesen war, sie in einem gerade entgegengesetzten Sinn, an eine so zu sagen monumentale Haltung zu gewöhnen. — Um so mehr war zu bewundern, wie vollständig es gelang, wie weit, zu welcher Eleganz man es auch in dieser Richtung gebracht hat. — Ein eigenthümlicher Anblick bleibt es freilich auch wieder, wenn bei dem Vorbeimarsch eines Regiments vor dem Kaiser, etwa in Compagnie-Fronten, und wie sich von selbst versteht, mit offenen Distanzen, beim Antreten, so wie das linke Bein gehoben wird, urplötzlich auch die sämmtlichen rechten Arme aus der Fronte herausfahren, um fortan ohne Unterlaß die Luft in größter Gleichförmigkeit, auf und ab zu durchsägen. Das Schlenkern von Rückwärts nach Vorwärts und umgekehrt, wie es der Mensch im Natur-Zustande an sich zu haben pflegt, könnte hier begreiflicher Weise seine Schattenseiten haben, oder in geschlossenen Reihen auch wohl gar nicht auszuführen sein. Es ist daher ein wenn auch widernatürliches, doch den Umständen angepaßtes Schlenkern eingeführt; die Pendelschwingungen des Armes werden vor Leib und Brust in einer dem Körper des Mannes beinahe parallelen Ebene ausgeführt — und die vollkommene Gleichmäßigkeit in Zeit und Raum, mit der sie zur Erscheinung kommen, ist zum Bewundern! — Kein Arm schwingt sich höher als der andere, keiner bleibt zurück im Schwung; es ist wirklich als ob ein genau geregeltes Uhrwerk die sämmtlichen schwingenden Gliedmaßen in Bewegung setzte!

Zu einer Zeit wurde die Aufmerksamkeit des Soldaten, wie seine Gewandtheit dadurch auf eine haarscharfe Probe gestellt, daß man Colonnen, mit Distanzen sowohl als geschlossen, nach dem Schall der Musik marschiren, die Musik aber alle Augenblicke das Tempo wechseln ließ. Und zwar in doppelter Weise; bald ging die Musik aus einem mäßigen andante plötzlich und ohne Zwischenstufen in prestissimo über, und umgekehrt; bald fiel sie von Tact zu Tact, ja von Viertheil zu Viertheil aus dem bewegtesten presto, ralentando bis zu einem langsam dahin schleichenden largo herab, oder erhob sich in derselben Weise aus der Ruhe eines fast stehenden Gewässers zu der

in der Fronte zeigen dürfe, ist der erste Hauptgrundsatz des eleganten Exerzierens; gelungen ist die Haltung, wenn sich auch nicht ein Helmbusch leise bewegt. Das Schwanken eines Helmbusches setzt doch immer eine Bewegung des Kopfs voraus, die, wenn auch gering, doch nicht durch ein Commando veranlaßt war. Gar sehr wird auch darauf gehalten, daß, wenn befohlen ist, ohne weiteres Kommando im Einzelnen, das Gewehr zu laden — oder die Handgriffe des Ladens durchzumachen — die auf einander folgenden Tempo's in der ganzen Fronte mit mathematischer Genauigkeit gleichzeitig ausgeführt werden. Den Soldaten wird zu diesem Ende gelehrt, zwischen je einem Tempo und dem nächstfolgenden, in Gedanken eine kurze Reihe Zahlen herzusagen. Damit dieses taktische Hülfsmittel aber seinen Zweck erfülle, müssen die Soldaten zunächst auf das Sorgfältigste darauf abgerichtet sein, genau mit demselben Grade von Geschwindigkeit, oder vielmehr Langsamkeit zu zählen. — Auch das Marschiren hat natürlich seine Eleganzen, die der Uneingeweihte nicht versteht, oder vielleicht gar nicht gewahr wird, die aber nicht weniger mühsam zu erlernen sind.

Nun aber kommt noch hinzu, daß diese militairische Eleganz, wie jede conventionelle Eleganz, dem Gebot und dem Wechsel der Mode unterliegt; da giebt es denn natürlich immer Neues zu lernen, und selbst der alte Soldat ist nie „ausexerziert".

So wurde noch in den letzten Zeiten der Steinschloß-Zeit — die sich in Rußland länger erhielt als anderwärts — das Laden eines Gewehrs durch ein neu eingeschobenes Tempo um etwas eleganter und umständlicher gemacht. Bis zur Zeit hatte es sich in der ganzen Welt von selbst verstanden, daß die Leute, wenn sie Pulver auf die Pfanne streuten, auch den Blick auf die Pfanne hefteten, um zu sehen, was sie thäten. Das verstand sich nun nicht mehr von selbst. Das neu erfundene Tempo bestand eben in der plötzlichen Richtung des Blicks abwärts auf die Pfanne, die dem Aufschütten des Pulvers vorangehen mußte, und durch ein stark markirtes Einknicken des Kopfes angedeutet wurde. — Es war ein wirklich grotesquer Anblick die sämmtlichen Köpfe eines ganzen Bataillons — tausend Köpfe — mathematisch genau gleichzeitig einknicken zu sehen wie an einem Schnürchen gezogen.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde beliebt, daß die Soldaten,

Bei den Feldmanoeuvren auf den Feldern bei Krasnoe Selo wird es z. B. stets sehr sichtbar daß die Leute im Tirailleur-Gefecht — und ihre Offiziere — lediglich darauf geschult sind das Alignement der Tirailleur-Kette inne zu halten — wenig oder gar nicht auf Benutzung des Geländes und seiner Besonderheiten. — Daß, — abgesehen von den in neuester Zeit errichteten Schützen-Bataillonen — wenig Werth auf Scheibenschießen gelegt wird, hat mehr als einen Grund. Unter Anderem gefällt man sich in einer Weise, die weder durch die Geschichte früherer Feldzüge gerechtfertigt ist, noch in dem Verlauf bevorstehender Feldzüge ihre Rechtfertigung finden wird, in der Vorstellung daß das Bayonet die eigentliche Waffe des russischen Soldaten sei; daß der russische Krieger sich nicht gern mit Schießen aufhält und überall sofort mit unwiderstehlicher Tapferkeit zum Kampf mit der blanken Waffe übergeht. Dabei denkt man ihn denn stets an Muth, Gewandtheit und Muskelkraft seinem Gegner überlegen — in manchen patriotischen Kreisen besonders dann, wenn der Gegner etwa aus den „entnervten" — altersschwachen — alten Cultur-Ländern Europa's her wäre. Man beruft sich dabei gern auf ein bekanntes Wort Suworows. In einem Aufsatz eines jüngeren russischen Offiziers, der seither General geworden ist — über den Sturm von Warschau 1831 — ist sogar buchstäblich von der „Allmacht" des dreischneidigen russischen Bayonets zu lesen. Im Zusammenhang mit diesen Vorstellungen hat man sich denn auch wenig um die Verbesserung der Feuergewehre bekümmert und bemüht. Spät erst hat man die Percussions-Schlösser in der Bewaffnung der Infanterie angenommen; es ist die Frage, ob bereits die ganze Armee damit ausgestattet ist; jedenfalls werden die neu errichteten Bataillone höchst wahrscheinlich nur mit Steinschloß-Gewehren bewaffnet werden können. — Gezogene Gewehre — Minié, oder vollends das preußische Zündnadel-Gewehr, das man natürlich sehr wohl kennt — hat man sich nicht aneignen wollen. Es erheben sich sogar zuversichtliche Stimmen, die da meinen, dergleichen möge wohl gut sein für Leute, die gerne weit ab bleiben vom Feinde, nicht aber für den hochherzigen Russen. Hin und wieder will selbst verlauten, eine solche Verbesserung der Hand-Feuerwaffen sei nicht nur unnütz, sie habe für die russische Armee sogar große Bedenken. Der Russe könne dadurch verleitet werden, das Feuergefecht als Hauptsache zu betreiben, und die Suworow'sche Taktik,

geflügelten Eile des Sturmwindes. Die Truppe durfte dabei nie aus dem Tact kommen, und es ist kaum glaublich, zu welcher Stufe der Vollkommenheit man auch in dieser Richtung gelangt war!

Dann wieder hatte man sich eine andere, in der That noch schwierigere Aufgabe für die Truppen ausgedacht. Bataillone im Marsch, und zwar in geschlossener Colonne, mußten sich gewöhnen, unvorbereitet, auf ein ganz plötzliches Commando, dem kein vorbereitendes, die Aufmerksamkeit anregendes „Achtung!" oder „Bataillon!" vorangiug, die Marschrichtung zu verändern; nicht durch eine Schwenkung, sondern durch eine Wendung; nicht die Colonne schwenkt in die neue Richtung —: jeder Einzelne dreht sich auf dem Absatz, so weit das Commando gebietet, herum, und zwar wird dabei die schärfste Präcision verlangt. Sowie das Befehlswort erschallt, erfolgt auch die Wendung auf dem Absatz, der zunächst die Erde berührt, und der nächste Schritt geschieht in der neuen Richtung. Dabei wird kein Schwanken, kein Bruch in der Bewegung des Marsches geduldet, der gerade rückwärts — gerade seitwärts — oder auf Diagonalen nach zwei Richtungen hin, mit ½, ¼, ⅛ Wendung — ganz so in Tact und Schritt bleiben muß, als ginge er ruhig gerade vorwärts weiter. Man denkt sich leicht, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden waren; — und doch ist auch das zum Erstaunen gelungen.

Von den verständigeren Generalen, selbst von den Offizieren aus der persönlichen Umgebung des Kaisers, giebt wohl mancher im Vertrauen zu erkennen, daß er recht gut weiß was diese Künste eigentlich werth sind. Offiziell und an maßgebender Stelle erlaubt es sich niemand.

Aber diese Dinge sind nicht allein an sich unnütz, sie stehen auch dem Nützlichen im Wege und schließen es aus, selbst wenn man sich daneben des Kriegs erinnern und dessen ernste Forderungen berücksichtigen wollte. Wenn man erwägt, wie viel Zeit, Mühe, Aufmerksamkeit und Kräfte nothwendiger Weise auf diese eleganten Studien verwendet werden müssen, ist leicht zu berechnen, daß weder an Zeit noch an Kräften viel übrig bleiben kann, für zum Theil sehr wesentliche Dinge. Für die intellectuelle Weiterbildung des Soldaten und selbst der Offiziere geschieht eigentlich gar nichts, und selbst in dem individuellen Gebrauch der Waffen — in dem ernsten Gebrauch nämlich — sind die Mannschaften gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend geübt.

geübt haben konnte, und in dem man eine Verwilderung sah, wieder zu beseitigen, um die frühere Eleganz vollkommen und glänzend wieder herzustellen. Manches unscheinbar Wesentliche, das im Felde ganz von selbst nach und nach zur Geltung gekommen ist, bleibt darüber zum Mindesten unbeachtet und geht wieder verloren. So geht das herrschende System der Ausbildung der Truppen unter allen Umständen sich selbst treu und dem Geist, der in ihm waltet, stets wieder unberührt aus den Störungen hervor, die ein Krieg verursacht hat. Wer das russische Heer bald nach einem bedeutenden, an Erfahrungen reichen Feldzug — wer z. B. die Garden und Grenadiere 1832 in ihrem gewöhnlichen Uebungslager bei Krasnoe Selo — oder das Lager bei Kalisch 1835 — oder das Reiterlager bei Woßnesensk 1836 gesehen hat, wird da keine andere, etwa entschiedener auf den Ernst des Krieges berechnete Tendenz wahrgenommen haben, als in den Uebungslagern vor den Kriegen am Balkan und an der Weichsel.

Die Erfahrungen, die andere europäische Armeen gemacht haben mögen, Neuerungen, die anderswo in Folge solcher Erfahrungen eingeführt worden sind, werden natürlich noch weniger in durchgreifender Weise beachtet. — In Preußen und in Oesterreich haben die neuesten Erfahrungen darauf geführt, manches als unnütz Erkannte zu beseitigen — und in Folge dessen ist namentlich in der österreichischen Armee ein gewisses „Sich-gehen-lassen", ein sogar mit etwas Coqueterie zur Schau getragenes geringschätziges Vernachlässigen des Unwesentlichen üblich geworden. — Davon ist nichts nach Rußland — aus Preußen her — gekommen, als einige ganz unwesentliche Aeußerlichkeiten, und auch diese wieder nur als eine vorüber gehende militairische Mode, als Einzelnheiten des Exerzier-Reglements, die an dem Wesen der Dinge im Ganzen nichts ändern dürfen, vielmehr ihrerseits im Sinn des herrschenden Systems aufgefaßt und behandelt werden müssen. Sollte z. B. bei gewissen Vorkommenheiten auf dem Exerzier-Platz eine freiere, ungezwungenere Haltung eingeführt werden, so würde wieder nur der Schein einer solchen Haltung beabsichtigt sein, und auch dabei thatsächlich wieder, wie bei jenem Schlenkern mit den Armen, eine auf das genaueste abgemessene Gleichförmigkeit und Eleganz der Ausführung verlangt werden.

die nationale Kampfweiſe zu vernachläſſigen, in der das Geheimniß ſeiner Unbeſiegbarkeit liege. Die ruſſiſche Armee wird demnach auf dem Schlachtfelde den Engländern und Franzoſen ſehr viel ſchlechter bewaffnet als dieſe Gegner, entgegentreten. Daß dieſer Nachtheil ohne viele Umſtände durch Bayonet-Kämpfe ausgeglichen werden könnte, wird wohl ſo leicht kein kriegserfahrener Krieger glauben.

Da ſolche Anſichten, wenn nicht unbedingt maßgebend, doch immerhin einen bedeutenden Einfluß üben, kann es kaum befremden daß Schießübungen nur ſehr nebenſächlich in weitaus ungenügendem Maß betrieben werden. Dagegen ſollte man erwarten, den Soldaten im Bayonetfechten geübt zu ſehen. Aber auch das geſchieht nicht. Man verläßt ſich auf die eiſerne Natur des Ruſſen, auf den Muth, die Gewandtheit, und wie man glaubt hinzufügen zu dürfen, auf die Rieſenkräfte, mit denen die Natur ihn ausgeſtattet hat, und man gefällt ſich in dem Gedanken daß die Geſammtheit dieſer Eigenſchaften den Heranſturm eines ruſſiſchen Bataillons zum Kampf mit der blanken Waffe ohne Weiteres unwiderſtehlich mache.

Auch die Kriege der neueſten Zeit, und die Erfahrungen, die im Lauf derſelben gemacht worden ſind — oder gemacht werden konnten — haben, dem Geiſt und der Richtung gemäß, die im Ganzen der Organiſation und Ausbildung walten, im ruſſiſchen Heer nicht ſolchen Einfluß geübt wie wohl in anderen Armeen. Der Krieg pflegt anderswo die Auswüchſe zu beſeitigen, die ein langer Friede wuchern läßt und noch lange nachzuwirken, nachdem der Friede wieder hergeſtellt iſt. Anders in Rußland. Die letzten Kriege Rußlands, gegen Perſien, an der Donau, an der Weichſel und in Ungarn, haben ſchließlich doch immer zum Ziele geführt — wenn auch auf der Balkan-Halbinſel und in Polen erſt nach bedenklichen Schwankungen — da iſt eben gar kein Zweifel angeregt worden, es hat ſich gar keine Veranlaſſung ergeben zu fragen und zu erwägen, ob die einmal hergebrachte Weiſe Dienſt und Ausbildung der Truppen zu betreiben, etwa einer weſentlichen Umgeſtaltung bedürfe. Ob ein entſchiedenes Mißgeſchick im Felde davon überzeugen könnte, muß dahin geſtellt bleiben. Bis jetzt ſind, ſo oft die Truppen aus dem Felde heimgekehrt waren, alle Bemühungen weniger darauf gerichtet geweſen, die im Lauf des Krieges gemachten Erfahrungen dauernd zu nützen, als darauf, jeden Einfluß, den der Ernſt des Krieges auf die Haltung der Truppen

Vorgesetzten; es ist das eine unvermeidliche Folge der Knechtschaft in welcher Form sie auch auftreten mag; eine Erscheinung, die Me nander, Terenz und Plautus schon vor zweitausend Jahren und meh auf die Bühne gebracht haben. Im Allgemeinen aber ist der Russ dankbaren Gemüths und großer Anhänglichkeit und Treue fähig. Auch unter den Soldaten machen sich diese Eigenschaften wohl geltend, aber viel seltener. Im Allgemeinen hält der Soldat, einmal an eine harte, nicht ganz selten sogar rohe Behandlung gewöhnt, Güte und Milde des Offiziers leicht für Schwäche, der gegenüber man etwas wagen kann, und es geschieht wohl daß er unter einem milderen Regiment verwildert.

Strenge wird zwar geboten, doch waltet an maßgebender Stelle natürlich der Wunsch daß die Disciplin nicht durch Strafen und Furcht vor Strafen allein erhalten werde. Man möchte auch das Gemüth des Soldaten in Anspruch nehmen und in ihm eine erhabene Vorstellung erwecken, von der Heiligkeit seiner Pflichten, von der Heilig keit der grenzenlosen Macht, die sie ihm auferlegt. Schon vor einer Reihe von Jahren wurde zu solchem Ende ein kleines Buch verfaßt und zum vorgeschriebenen Gebrauch in der Armee bestimmt, das in Fragen und Antworten den Soldaten zu den gewünschten Ideen und Vorstellungen heranbilden sollte. Das Buch ist mit Absicht, insoweit das möglich war, ohne dem geläufigen Verständniß zu schaden, in der Redeweise der slawonischen Bibel gehalten, da der Russe gewöhnt ist von heiligen Dingen nur in dieser Sprache zu hören — und das für heilig zu halten was ihm in solcher Sprache vorgetragen wird. Das Buch enthält Ein und Anderes, woran ein streng christlich-religiöser Sinn möglicher Weise Anstoß nehmen könnte. So lautet die erste Frage: „was ist der Kaiser? — und die Antwort: „er ist der Erste nach Gott" (Онъ первый по Богу), worauf dann Amplificationen in demselben Geist folgen. Kurz, das Ganze erinnert einigermaßen an den berühmten Katechismus, den Napoleon I. in allen Schulen Frankreichs einführen ließ. Daß der Corsische Soldat, den die Wechselfälle der Revolution auf den Thron Frankreichs erhoben hatten, auch in dergleichen eine Stütze seiner unsichern Stellung suchte, läßt sich erklären, wenngleich sehr fraglich bleibt, ob die Berechnung, die dabei zum Grunde lag, eine richtige war. Die Stimmung, die gegen Ende seiner Regierung in Frankreich herrschte, könnte

d. Die Disciplin.

Die Disciplin in der russischen Armee könnte im doppelten Sinn eine eiserne genannt werden: sowohl in Beziehung auf die Weise, in der sie gehandhabt wird, als in Beziehung auf die innere Festigkeit des Baues.

Der Gehorsam, an den der russische Soldat gewöhnt wird, ist der unbedingteste und unter allen Umständen ein schweigender. Es kommt vor, daß Soldaten Befehle, die andere Befehle durchkreuzen, schweigend befolgen, obgleich sie wissen daß sie sich dadurch eine Züchtigung zuziehen. Sie befolgen z. B. sofort und schweigend den Befehl eines Offiziers, ohne zu erkennen zu geben daß sie bereits von einem andern Vorgesetzten einen gerade entgegengesetzten erhalten haben: ein Fall, der sich namentlich auf der Flotte, wo die Offiziere der eigentlichen Flotte und die des Steuermanns-Corps einander in ein und anderer Beziehung coordinirt sind, wohl zuweilen ereignet.

Bei den Mitteln, vermöge welcher diese Disciplin aufrecht erhalten wird, bei den Strafen, die verhängt werden, verweilen wir nicht. Nur eine Bemerkung glauben wir nicht umgehen zu können. Es mag sein daß körperliche Züchtigungen in der russischen Armee nothwendig sind, — oder vielmehr es ist wohl anzunehmen, daß sie hier so wenig zu vermeiden sind, als z. B. in der englischen Armee, so lange die gegenwärtige Aushebungsweise der Rekruten unverändert bleibt, die eine unverhältnißmäßige Anzahl mehr oder weniger verwilderter Gesellen, zur Strafe, in die Reihen des Heeres führt. Doch glauben wir, müßte in einer oder anderer Weise dafür gesorgt werden, daß solche Strafen nie anders als in Folge eines wirklichen, überlegten, von gewissen Förmlichkeiten umgebenen Urtheils vollzogen würden — wie in der englischen Armee; daß nicht nebenher auch regellose Mißhandlungen vorkommen, die etwa ein Offizier, in wilder Aufregung, eigenhändig an einem Soldaten verübt.

Offiziere, die eine gründliche Bildung befähigt, sich von dem wirklichen Gehalt ihrer Erfahrungen Rechenschaft zu geben, sagen wohl auch, daß der Zustand, in dem er im Allgemeinen lebt, und im Zusammenhang damit auch die Art wie die Disciplin gehandhabt wird, bei dem Soldaten Eigenschaften entwickelt, die nicht nothwendiger Weise aus dem National-Charakter hervorgehen. Auch der Russe aus dem Volk mißbraucht zuweilen Güte, Milde und Nachsicht seiner

mitunter in einer Weise gehandhabt wird, die wenig dazu angethan ist, sie wirklich sicher zu begründen, da die eine und die andere Verfügung, die Peter der Große mit gutem Bedacht in das Dienst Reglement aufgenommen hatte, in Vergessenheit gerathen zu sein scheint. So ist in den Verfügungen dieses reformirenden Kaisers die den Militairdienst regeln sollten, in bestimmtester Form festgestellt daß niemandem im Heere in Gegenwart seiner Untergebenen eine Strafe zuerkannt, oder auch nur ein Verweis ertheilt werden dürfe. Diesem Gebot wird aber thatsächlich nur in den untersten Regionen der militairischen Welt nachgelebt. Kein Rittmeister, der irgend seinen Vortheil versteht, wird so leicht in Gegenwart der Mannschaft Strafreden an seinen Wachtmeister richten; er bescheidet ihn in der Regel zu sich, wenn er ihm unangenehme Wahrheiten mitzutheilen hat, und sagt ihm das Nöthige unter vier Augen. — Höher hinauf, wo es wohl noch viel entschiedener nothwendig wäre, wird nicht immer so rücksichtsvoll verfahren. Der Kaiser Alexander I. war und blieb freilich, zu seiner Zeit, unter allen Bedingungen musterhaft höflich; — der Großfürst Constantin Pawlowitsch war es nicht immer; — der Kriegsminister Araktschejew war es nie. Nicht Hauptleute nur an der Spitze ihrer Compagnien — auch Obersten vor der Front ihrer Regimenter und selbst Generale vor ihren Brigaden müssen mitunter, wenn nicht Alles in befriedigender Weise gelingen will, laut gesprochene Rügen und Ermahnungen anhören, die mit Peter des Großen Vorschriften im Widerspruch stehen. Der Soldat hört zu, meist in einer Art von ängstlicher Spannung, besorgt, das Gewitter könne sich unversehens unmittelbar auf ihn entladen — aus zweiter Hand, wenn nicht aus erster; aber das moralische Ansehen seiner Vorgesetzten kann natürlich in seinen Augen durch dergleichen Scenen nicht gesteigert werden. — Auch der Statuten des militairischen St. Georgen-Ordens, wie sie von der Kaiserin Katherina II. festgestellt worden sind, scheint man sich in erregten Augenblicken nicht immer genau zu erinnern. Ritter dieses Ordens dürfen nach den Statuten nicht mit Arrest bestraft werden; nur Hausarrest, der geheim bleiben soll, kann in Beziehung auf sie verfügt werden. Dennoch kommt es wohl vor daß Georgen-Ritter gleich anderen Sterblichen, unter lauten Aeußerungen der Unzufriedenheit und ihrer Gründe, vom Exerzier-Platz weg in Arrest auf die Hauptwache geschickt werden.

im Gegentheil als Beweis dafür angeführt werden, daß die Versuche, die heranwachsende Generation den Wünschen des Machthabers gemäß heranzubilden, im besten Fall ohnmächtig geblieben waren. Unter den gebildeteren Ständen mußten sie sogar einen Geist der Opposition hervorrufen. Dergleichen war natürlich in Rußland nicht zu befürchten, besonders in dem verhältnißmäßig engen Kreise nicht, dem das erwähnte kleine Buch bestimmt war. Dieses Buch und sein Inhalt bewirkten aber auch sonst nichts; es hat eben gar keinen Einfluß geübt, dem geistigen Leben des russischen Soldaten nichts genommen, aber auch nichts hinzugefügt. Der Soldat rechnet die Verpflichtung, diese Fragen auswendig zu lernen, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit, ganz einfach zu den mechanischen Uebungen, die ihm auferlegt sind, und kömmt dahin daß er auf jede Frage die vorgeschriebene Antwort versagt, ohne sich das Allermindeste dabei zu denken, oder sich die Sache weiter zu Herzen zu nehmen. Was wirklich auf den Geist des russischen Soldaten wirken soll, müßte aus dem Leben selbst hervorgehen; aus den lebendigen Beziehungen des Menschen zum Menschen!

Im Allgemeinen erfährt wohl der höchste Kriegsherr in Rußland kaum über irgend etwas so wenig die volle, reine Wahrheit, als über die Art und Weise, in der die Disciplin gehandhabt wird. In den Garden müssen monatlich Uebersichten eingereicht werden, in denen die seit dem letzten Rapport verfügten Strafen und deren Veranlassungen, wie sie in den einzelnen Regimentern, ja in den einzelnen Compagnien vorgekommen sind, getreulich berichtet sein sollen. Aber diese Berichte sind natürlich weit weniger darauf eingerichtet, die Wahrheit unumwunden und rücksichtslos zu Tage zu fördern, als dem höchsten Kriegsherrn zu gefallen und ihn zu überzeugen daß der Zustand der Truppen und der Geist, der in ihren Reihen herrscht, durchaus seinen Wünschen entsprechen. — Die Befehl führenden Behörden halten es für nothwendig in dieser Art zu berichten — denn käme in den Uebersichten ein weniger befriedigender Zustand zum Vorschein, so könnte man leicht auf eine Verschlimmerung gegen früher schließen und die Schuld eben diesen Behörden beimessen.

Bleiben somit hier Täuschungen nicht ganz ausgeschlossen, so könnte man dagegen an maßgebender Stelle wohl wissen, daß höher hinauf in den Stufen der militairischen Hierarchie die Kriegszucht

Uebung, — aber freilich auch unter ungünstigen Bedingungen, im Walde gegen einen meist versteckten Feind — das Feuer der Infanterie erwiesen hatte. Es waren gegen 900,000 Flinten-Patronen verfeuert worden — „et nous aimons à croire" — sagte mein Gewährsmann, daß wohl 800 Tscherkessen schwer oder leicht getroffen worden sein könnten. Derselbe Offizier — durch Familien-Verhältnisse sehr begünstigt — hatte Gelegenheit gehabt, den allergeheimsten Bericht des kommandirenden Generals einzusehen — den Bericht, den nur der Kaiser persönlich lesen sollte — und er versicherte daß selbst dieser Bericht keineswegs die ganze, unumwundene Wahrheit enthalten habe; besonders darüber nicht, wie es auf dem Rückzug um die Disciplin gestanden hatte. — Natürlich sprachen die Herren nicht öffentlich von ihren Erlebnissen im Kaukasus — doch thaten sie im engeren gesellschaftlichen Kreise auch nicht etwa sehr geheimnißvoll damit. Da der Krieg im Kaukasus in der vornehmen petersburger Welt nicht gerade beliebt ist, werden Unfälle, die von dort her verlauten, namentlich wenn irgend ein junger Mann, der dieser vornehmen Welt angehört, dabei zu Schaden gekommen ist — in engeren Kreisen ziemlich freimüthig besprochen, und man verwünscht diesen Krieg, wenn man auch nicht sagen kann oder will daß er zu vermeiden wäre.

Ein Gegenstand, der auch einige Aufmerksamkeit verdient, ist die Desertion, die unter Umständen in einem nicht ganz unbedeutenden Umfang einzureißen pflegt. Wenn man erwägt, wie sehr der Russe sein Heimathland liebt und wie fremd er durch Sprache und Religion fast in der ganzen übrigen Welt ist, muß man sich wohl sagen daß es für ihn ein sehr schwerer Entschluß ist, außer Landes zu entfliehen. Und doch geschieht es, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Aus Georgien entweichen hin und wieder Soldaten nach Persien. Das können nur waghalsige Abenteuerer sein, die Abenteuer hoffen und suchen; doch sind sie zahlreicher als man denken sollte. Es gab sogar vor einigen Jahren in der persischen Armee ein Regiment, das aus Christen und zum größten Theil aus russischen Deserteuren bestand. Auch zu den Tscherkessen, namentlich zu dem berühmten Imam Schamyl, sollen gelegentlich einzelne Soldaten übergehen. Das möchten wohl nur Polen sein, und zwar Polen die der „Szlachta", dem von der gegenwärtigen Regierung nicht anerkannten allerkleinsten polnischen Adel angehören. Dergleichen muß wohl zu den Ausnahmen gerechnet

Freilich ist das verhältnißmäßig ziemlich gleichgültig, wenn man sich einmal überhaupt nicht mehr scheut, Offiziere vor ihren Untergebenen bloß zu stellen.

Im Ganzen macht der gesammte Bau militairischer Disciplin schließlich allerdings den Eindruck, als sei er felsenfest zusammen gekittet — fester als in irgend einer anderen Armee — und so daß nichts ihn erschüttern könne. Und doch deuten Erfahrungen, die namentlich in neuester Zeit gemacht worden sind, darauf daß das russische Heer in dieser Beziehung nichts voraus hat vor anderen wohlgeordneten europäischen Armeen; daß auch dieser feste Bau nicht für absolut unerschütterlich gehalten werden darf, und auf ernste Proben gestellt — namentlich wenn die Dinge im Felde eine unglückliche Wendung nehmen — wohl aus den Fugen kommen kann, — wie das ja eben auch anderswo vorgekommen ist — und vielleicht eher selbst als man, der gewohnten Haltung der Truppen nach, erwarten sollte. —

Solche Erfahrungen haben sich unter Anderem auch im Kaukasus 1842 bei dem Zug in die Itschkerischen Wälder ergeben. Bei der Armee im Kaukasus befinden sich stets einige Garde-Offiziere, die auf ein Jahr als Freiwillige hingehen. Zwei von diesen Herren hatten die Expedition in die Itschkerischen Wälder mitgemacht, die sehr unglücklich ablief, und zeigten sich bei ihrer Rückkehr im höchsten Grade erstaunt über ihre dortigen Erlebnisse. Sie konnten sich eigentlich noch gar nicht von ihrer Verwunderung erholen — und das war natürlich genug, denn wie ihnen von Petersburg her der russische Soldat bekannt war, mußte ihnen wie ein Traum vorkommen, was sie dort im Kaukasus gesehen hatten, nämlich: daß nach wenigen Tagen eines allerdings unglücklichen Feldzugs — in dessen Verlauf auch eine bedenkliche Unsicherheit der Führung sichtbar geworden war — am zweiten Tage eines schwierigen, gefahrvollen Rückzugs, die Bande der Disciplin bereits in solcher Weise gelockert waren, daß der Rückzug eben dadurch zur regellosen Flucht werden konnte; daß weder Befehle noch Zureden der Offiziere mehr irgend etwas vermochten oder bewirkten. Die Einzelnheiten, die sie zu erzählen hatten, waren sehr interessant, zum Theil überraschend, würden aber hier zu weit führen. Dem einen der Herren, einem Cavalleristen, war unter Anderem merkwürdig, wie wenig wirksam sich in Folge geringer

nichts weiter als gute Exerzier-Meister. Von einigen könnte man sagen daß sie eigentlich wohl nur als Unteroffiziere an ihrer Stelle wären.

Bei der Wichtigkeit, die dem „Dienst in der Fronte" und einer „vollkommenen Kenntniß des Dienstes in der Fronte" beigelegt wird, ereignet es sich wohl daß ein Mann, der ein Paar Bataillone auf dem Exerzier-Platz mit Sicherheit zu handhaben weiß, überschätzt wird, daß man ihm mehr zutraut als er vermag, und ihn zu Stellen befördert, denen er nicht gewachsen ist. Und doch zeigt sich nicht selten, daß ein solcher, auf dem Exerzier-Platz gefeierter Mann schon bei einem Feld-Manoeuver ganz in den Händen des ihm beigegebenen Capitaines — oder Lieutenants vom Generalstab ist, sich in sichtbarer Weise von dem führen läßt, und sich dabei Blößen giebt, die niemandem entgehen können. Es ließe sich davon manches Anekdotenartige erzählen, das „pikant" genug wäre, wenn es darauf ankäme; fast jedes Jahr kommt, selbst bei den Feldmanoeuvern des Garde-Corps, etwas derartiges vor und wird dann in militairischen und anderen Kreisen als ein Gegenstand des Scherzes besprochen; — natürlich trägt dergleichen nicht dazu bei das Ansehen der Generalität in der Armee oder im Lande überhaupt zu steigern.

Da nun Generalstabs-Offiziere so häufig schon im Frieden und in den unteren Graden berufen sind, aus der Rolle dienender Geister herauszutreten, als Faiseurs einzugreifen und die Dinge zu leiten, die ohne das kaum gehen würden, sollte man denken daß die höheren und höchsten Befehlshaber im Heere vorzugsweise aus ihren Reihen hervorgehen müssen. Das ist aber keineswegs der Fall. Generalstabs-Offiziere gelangen natürlich so gut wie andere zu hohem Range; sie sind sogar, was Beförderung betrifft, im Vergleich mit den Feld regimentern merklich bevorzugt — selten aber wird ihnen eine wirkliche Befehlshaber-Stelle anvertraut, in der sie in eigenem Namen hervortreten könnten. So findet sich denn auch, wenn wir nicht irren, im gegenwärtigen Augenblick unter den Generalen, die an der Spitze der Armee-Corps stehen, nur einer der früher im Generalstab gedient hat. (Der Fürst Gortschakow, bisher Befehlshaber der Armee an der Donau, war freilich 1849 während des Feldzugs in Ungarn Chef des Generalstabes, aber ohne je zuvor in demselben gedient zu haben. Er ist seines Zeichens Artillerist; anerkannt ein vielseitig unterrichteter

werden, aus denen sich nichts von allgemeinerer Bedeutung folgern läßt. Anders verhält es sich jedenfalls mit den mehreren Tausenden russischer Ausreißer, die sich jedesmal in ganz kurzer Zeit auf preußischem Gebiet eingefunden haben, so oft die Cartel-Verträge — wegen Auslieferung der Deserteurs — abgelaufen und nicht rechtzeitig erneuert, für eine Zwischenzeit außer Geltung waren. Die vorübergehende Erscheinung war wohl geeignet zu ernster Erwägung aufzufordern, auch wenn man annehmen wollte daß unter den Ueberläufern viele, oder sogar die Mehrzahl Polen gewesen seien. — Auch von der Flotte, von Sweaborg und selbst von Kronstadt aus, versuchen im Winter stets ziemlich viele Leute zu desertiren. Sie suchen auf dem Eise, zwischen den Schären, nach Schweden zu entkommen — oder irgend wohin, ohne bestimmtes Ziel. Fast immer, wenn nicht vielleicht ganz ohne Ausnahme, mißlingt das Beginnen. Um so sicherer da die Bauern streng bestraft werden, wenn sie die Flucht befördern oder auch nur ungehindert geschehen lassen, dagegen für jeden Ausreißer, den sie einliefern, eine Belohnung erhalten. — Die Leute werden oft mit erfrorenen Gliedmaßen eingebracht — zur Strafe des Spitzruthen-Laufens.

Unverkennbar liegt auch in diesen Erscheinungen, die keineswegs naturgemäßer oder nothwendiger Weise aus dem Charakter und Wesen des Russen hervorgehen, vielmehr mit seinem eigensten Wesen — mit seiner Anhänglichkeit an das Heimathland, seiner Scheu vor der Fremde — im Widerspruch stehn — eine ernste Mahnung, die darauf deutet, daß manches Wesentliche in der russischen Armee einer durchgreifenden Reform bedarf.

e. Geist der Führung, herrschende Routine.

Die Verhältnisse, wie sie im Allgemeinen liegen, bringen es mit sich daß eine Menge Leute, deren geistiger Horizont nicht sehr weit gezogen ist, als Generale an die Spitze von Brigaden und Divisionen kommen. Das geschieht um so häufiger, da einerseits gerade diejenigen, in denen sich ein selbständiger, thätiger Geist regt, vielfach ausscheiden aus den Reihen der Armee, ehe sie zu den höheren Stufen empor gekommen sind, andererseits die Offiziere, die ohne alle eigene Initiative pünktlich der herrschenden Routine folgen, den Forderungen, die gestellt werden, vollkommen zu genügen scheinen. Man ist mit ihnen zufrieden. Sehr viele dieser Herren sind aber in der That

Generalstabsdienst, hauptsächlich mit Terrain-Aufnahmen und Plan zeichnen beschäftigen. Daneben aber erklärt die maßgebende Instruction ausdrücklich und buchstäblich: „Die praktische Kenntniß des Fronte-Dienstes muß als der allerwichtigste Gegenstand für die Generalstabs-Offiziere betrachtet werden", — und auch nach dem vollendeten wissenschaftlichen Cursus in der Militair-Akademie — der auf zwei Jahre beschränkt ist — werden die angehenden Generalstabs-Offiziere auf ein Jahr zu dem Muster-Regiment — eine dem preußischen Lehrbataillon verwandte Anstalt — commandirt, um den Fronte-Dienst — d. h. die Kunst des Exerzierens — von neuem zu üben.

So wäre denn, sollte man denken, hinreichend und besser selbst als für irgend etwas Anderes, für eine genügende Ausbildung im „Fronte-Dienst" gesorgt; besonders wenn man hinzu rechnet daß sehr viele dieser Generalstabs-Offiziere sich schon im Cadetten-Corps viele Jahre über vier Stunden täglich damit beschäftigt haben.

Und doch entschließt man sich nicht leicht einem Generalstabs-Offizier ein wirkliches Commando anzuvertrauen. Man traut diesen Offizieren im Allgemeinen nicht die erforderliche Kenntniß des inneren Dienstes der Regimenter zu, nicht die Energie, die nöthig ist, um die Disciplin in einer zahlreichen Truppe aufrecht zu erhalten — endlich nicht die gehörige, nie wankende Sicherheit in der Handhabung der Truppen auf dem Exerzierplatz. Mag ihnen auch der Fronte-Dienst bekannt sein, so können sie doch aus der Uebung gekommen sein. — Der Generalstabs-Offizier, dem es um einen selbstständigen Wirkungskreis in den höheren militairischen Regionen zu thun ist, der einen Befehl in eigenem Namen führen, nicht blos Gehülfe sein will, der muß suchen als Obristlieutenant aus dem Corps heraus zu kommen, zunächst als übercompletter Stabs-Offizier einem Regiment zugetheilt und dann zu dem Muster-Regiment beordert zu werden, um da den „Dienst in der Fronte" mit dem größten Eifer zu betreiben. Thut er das mit dem gehörigen Erfolg, dann erhält er wohl zu seiner Zeit ein Regiment, eine Brigade u. s. w. Doch hat das bis jetzt nicht eben Vielen gelingen wollen. —

Suchen wir uns nun von dem Geist Rechenschaft zu geben, der in der Führung waltet, so müssen wir uns zunächst erinnern daß es der Menschen, die im Allgemeinen nach wirklich energisch durchdachten Grundsätzen handeln, und im einzelnen Fall durch das klar

Offizier. Doch soll er zerstreut sein und leicht vergessen. Ob er die Charakterfestigkeit besitzt, die an der Spitze eines Heers erfordert wird, hat er noch nicht Gelegenheit gehabt zu zeigen. Man will sie ihm nicht allgemein zutrauen.)

Unter dem Kaiser Alexander war der Generalstab — oder wie er damals genannt wurde, die Suite Sr. Maj. vom Quartiermeister-Wesen — sehr begünstigt, und dennoch in einer Weise organisirt, als sollten nur Handlanger und Gehülfen, nicht-Feldherren oder auch nur Generale daraus hervorgehen. Wer diesen Dienstzweig wählte, trat gleich von Anfang an als „Colonnenführer", d. h. als Junker bei dem Generalstab ein und blieb dann seine ganze militairische Laufbahn hindurch bei diesem Offizier-Corps ohne Truppe. Eine Generalstabs-Schule gab es nur in sehr untergeordneter Gestalt. Sie hieß „Colonnenführer-Schule", und wie sich von selbst versteht, konnten nur Junker dahin gewiesen werden.

Seither ist man bemüht gewesen theils preußische, theils französische Einrichtungen annähernd nachzuahmen. Es ist eine Militair-Akademie gegründet worden, die, nach französischem Vorbild (École d'état-major) in ihrer officiellen Benennung ausdrücklich als Vorschule für den Generalstab bezeichnet wird — die Candidaten aber für diese Schule sucht man vorzugsweise in den Cadetten-Corps, — wenn auch Offiziere, die bereits in den Regimentern dienen, sich ohne Unterschied und welcher Art auch ihr früherer Bildungsgrad gewesen sein mag, zur Aufnahme melden können.

Den besten Cadetten der petersburger und des ersten moskauischen Corps, die als Offiziere zur Garde entlassen werden, steht es frei, wenn sie erst zwei Jahre in der Fronte gedient haben werden, in die Akademie und in den Generalstab einzutreten. Doch entschließen sich nur sehr wenige Cadetten dieser Categorie zu solcher Wahl. Der Dienst in der Garde bietet größere Vortheile.

Außerdem aber werden jedes Jahr 30 der nächstbesten Cadetten — die im Allgemeinen dem Artillerie- oder Ingenieur-Dienst bestimmt sind — dem Generalstab zugezählt — zuvörderst jedoch auf zwei Jahre zur Dienstleistung in Regimentern, wo möglich in allen drei Waffengattungen nach einander befehligt. Die Ober-Quartiermeister der betreffenden Armee-Corps sollen darauf sehen, daß die jungen Leute sich während dieser Zeit mit vorbereitenden Studien für den

In keiner Armee aber möchte wohl im Einzelnen weniger nac den Ergebnissen einer wirklichen, frei sich bewegenden Geistesthätig keit, mehr nach einmal geltender, von dem Einzelnen ohne eigentlich Prüfung angenommener Routine gehandelt werden, als eben in de russischen. Das liegt in der Natur des Ganzen; schon der Bildungs gang, den die Offiziere durchgemacht haben, führt dahin; sie wisse nichts Anderes. Es hat ferner seinen Grund in der Richtung, welch die Erziehung im Allgemeinen den Charakteren giebt, die nicht gerad zu einer entschlossenen Selbständigkeit herangebildet werden —: ei Punkt, auf den wir zurückkommen müssen.

Was aber in der russischen Armee Routine geworden ist, zeig sich, die Wahrheit zu gestehen, nicht durchaus geeignet, einen seh günstigen Einfluß auf Entschluß und Handlungsweise im Kriege z üben. Es könnte vielmehr zur Folge haben daß gar Manches in unzweckmäßiger Weise versucht wird und mißlingt, oder doch nur um den Preis ganz unverhältnißmäßiger Opfer gelingt — bis theuer be zahlte Erfahrungen im Lauf verlängerter Kriege wieder eine neue Routine geschaffen haben.

Die für jetzt geltende Routine ist nicht im Kriege, sondern auf dem Exerzier-Platz und den Manoeuver-Feldern unter nichts weniger als günstigen Bedingungen entstanden. Im Frieden fällt, wie sich von selbst versteht, selbst bei den an sich nützlichen und nothwendigen, ja geradezu unerläßlichen Feldmanoeuvern gerade das weg, was im Kriege entscheidet —: das vergossene Blut! — der materielle Ver lust — und der moralische Eindruck, den er macht; — die Abnutzung, die Erschöpfung der moralischen Kräfte, des Muthes und des Willens, die sich daraus ergiebt. Dieses entscheidende Element kann um so weniger — etwa in einer arithmetischen Formel — einen unab änderlich, ein für allemal gültigen Ausdruck finden, da der Ein druck, den die Erscheinungen und unmittelbaren Ergebnisse des Kampfes, je nach dem moralischen Zustand, in welchem sich die Truppe bei dem Eintritt in den Kampf befindet, ein in vielfachen Abstufungen sehr verschiedener — ja unter Umständen sogar ein gerade entgegen gesetzter sein kann. — Da dieses unter allen wichtige Element den Manoeuvern fehlt, muß es hier durch gewisse geregelte Voraussetzungen vertreten werden, denen eine unabänderlich allgemeine Gültigkeit bei gelegt und denen zufolge die Entscheidung ein für alle Mal von Dingen

ausgeprägte Ergebniß eines folgerichtigen Denkens beſtimmt werden, überall und zu allen Zeiten nicht all' zu viele giebt. Die meiſten Menſchen handeln vorkommenden Falls einer herkömmlichen Routine gemäß. Gar Vieles, das man gewöhnlich als Element des „herrſchenden Geiſtes" auffaßt und bezeichnet, fällt eigentlich dem weſentlich niedriger ſtehenden Begriff einer herrſchenden Routine anheim. Raum auf irgend einem anderen Gebiet menſchlicher Thätigkeit wird aber eine herkömmliche Routine ſo leicht und ſo oft maßgebend, als auf dem der Kriegführung — und das erklärt ſich natürlich genug aus der Natur der Dinge. Fordert doch ein wirklich ſelbſtändiges, von der Ueberlieferung, von den als maßgebend geltenden Vorſtellungen unabhängiges Handeln im Kriege nicht nur eine entſchiedene Unabhängigkeit des Geiſtes, ſondern auch eine großartige Feſtigkeit und Sicherheit des Charakters, die den Eingebungen des eigenen Geiſtes, ſelbſt unter dem Druck einer überaus ernſten und gewichtigen Verantwortung, unbedingt und ohne Zagen zu vertrauen wagt. Minder heroiſch ausgerüſtete Naturen bleiben, und namentlich wenn die Umſtände ſich ſchwierig geſtalten, in den Bahnen der Routine, ſelbſt wenn vielleicht abweichende Ideen ſie beſchäftigen und beunruhigen, weil ſie auf dieſen Wegen den möglich geringſten Grad von individueller Verantwortung zu übernehmen glauben. Beachtenswerth und bezeichnend iſt gewiß, daß ſo ziemlich jeder Kriegsrath im Sinn der eben herrſchenden Routine beſchließt. — Auch ſehen wir ganze Kriegsperioden hindurch die ſämmtlichen untergeordneten Befehlshaber einer Armee mit einer gewiſſen Gleichförmigkeit immer einen und denſelben Maßſtab an die Dinge legen; alle einer und derſelben Anſicht, derſelben leitenden Vorſtellung vom Weſen des Krieges und ſeinen Bedingungen handeln, wenn der Einzelne dieſe auch keineswegs immer ſelbſt klar gedacht und ſich vergegenwärtigt hat. — Wir ſehen ſogar die höheren Offiziere einer Armee ganze Perioden hindurch gleichſam maſſenweiſe zuverſichtlich und energiſch handeln, oder auch mit derſelben Gleichförmigkeit bedächtig und bis zur Aengſtlichkeit vorſichtig. Charaktere von ſolcher energiſchen Selbſtändigkeit, daß die herrſchende Routine keine Macht über ſie hätte, ſind überall Ausnahmen. Eben deshalb ſind die in einem Heere nachwirkenden Traditionen und die Routine, die ſich aus ihnen entwickelt hat, von einer Wichtigkeit, die kaum überſchätzt werden kann.

als während des Feldzugs 1828 an der Donau, namentlich währen der erſten Hälfte deſſelben. Es möchte wohl kaum in irgend einer anderen Kriege ſo viel manoeuvrirt, oder richtiger zu ſagen „evolu tionirt“ worden ſein, als im Lauf der wenig bedeutenden Gefechte dieſer Periode.

Da bei den Friedens-Manoeuvern immerfort etwas geſchieht um die Truppen zu beſchäftigen und zu üben, alle Augenblicke Quarrés formirt werden, und dann wieder einmal Colonnen u. ſ. w. — d ferner auf dieſen Feldern die angebliche Entſcheidung ſehr häufig durch gewiſſe plötzlich und überraſchend ausgeführte Evolutionen her beigeführt wird — etwa dadurch, daß die geſammte Reiterei in vollem Trabe vom rechten Flügel nach dem linken eilt, und ſich da, begleitet von ihrer reitenden Artillerie, majeſtätiſch entfaltet —: da verſuchte man es auch auf dem Schlachtfelde, den Sieg durch dergleichen Mittel an die ruſſiſchen Fahnen zu knüpfen. Etwas Weſentliches wollte ſich allerdings daraus nicht ergeben — und überhaupt nichts als eine große Abmüdung der Leute und Pferde.

Allerdings wird dergleichen um ſo weniger zur Erſcheinung kommen, je mehr die Diviſions- und Brigade-Generale, was die Einzelnheiten der Führung betrifft, ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Schon bei den Manoeuvern im Frieden kann man wahrnehmen, daß die Abtheilungen führenden Generale, ſobald ſie nicht beobachtet ſind und ſich gegen Beobachtung geſichert glauben, ſich ſelbſt und ihren Leuten die Luxus-Evolutionen nach Möglichkeit erſparen. Allerdings nicht immer einer tiefer gehenden Einſicht in den wahren Werth dieſer Evolutionen zu Ehren, ſondern theils aus Ueberdruß, theils aus ökonomiſchen Rückſichten, um namentlich die Pferde zu ſchonen, theils endlich, weil man es nicht der Mühe werth achtet, ſeine Rolle in dem Schauſpiel mit Eifer und Anſtrengung zu ſpielen, wenn kein Publikum da iſt, das zuſchaut und auf deſſen Beifall es eigentlich ankommt. Das Unterlaſſen geht in ſolchen Fällen mitunter ſo weit, daß auch wieder ein ſehr falſches Abbild des Krieges aus der Sache wird, und manches Weſentliche unterbleibt, das zur Belehrung der jüngeren Offiziere nothwendig wäre; daß z. B. Verfolgte und Verfolger friedlich hinter einander her marſchiren, als gehörten ſie zu einer und derſelben Truppe.

Dieſe Generale werden im Kriege — deſſen ernſte Wirklichkeit

abhängig gedacht wird, die ſie im Kriege nicht immer beſtimmen. Das iſt nicht zu vermeiden; aber es iſt ſchwerer als man denken ſollte, hier immer die Wirklichkeit feſt im Auge zu behalten. Nothwendiger Weiſe berührt man hier die Grenze des Willkürlichen; — leicht kann man ſich ganz in ein Spiel mit willkürlichen Vorſtellungen und Vorausſetzungen verirren — um ſo leichter, je ferner alle ernſten Erfahrungen liegen — und dann werden ſolche Uebungen dem Heer nachtheilig, das in ihnen ſeine abſchließende Vorbildung für den Krieg erhalten ſoll. Sie veranlaſſen falſche Vorſtellungen vom Krieg und ſeinem Weſen.

Denn unvermeidlich, und um ſo beſtimmter, je mehr die Erinnerungen an das im Kriege Erfahrene in die Ferne weichen, ſetzt ſich der Gedanke feſt, dieſe militairiſchen Schauſpiele ſeien, was ſie nie ſein können, ſelbſt da nicht, wo ſie mit nachhaltigem Ernſt ſtets wieder auf das Weſentliche zurückgeführt werden —: nämlich ein treues Abbild des Krieges. Ganz natürlich knüpft ſich an dieſe Vorſtellung dann weiter die Erwartung, daß der Krieg den Manoeuvern entſprechen und gleichſam deren Wiederholung ſein werde — woraus ſich dann von ſelbſt ergiebt, daß man die Truppen im wirklichen Treffen einfach eben ſo handhaben müſſe wie in den dramatiſchen Schlachten geſchieht, die im Frieden auf den dazu auserſehenen Feldern ausgeführt werden.

Wohl bei den Manoeuvern keiner Armee aber hat man ſich ſo weit von dem wirklichen Weſen des Krieges, von Allem, was im ernſten Felde zweckmäßiger Weiſe anwendbar ſein kann, entfernt, als bei denen die in Rußland alljährlich wiederholt werden. Es ſind da vielfach auch auf dieſem Gebiet conventionelle Vorſtellungen, und eine gewiſſe conventionelle Eleganz maßgebend geworden, ſo daß der Unbefangene, der nicht in den Zauberkreis der herrſchenden Ideen hineingewöhnt iſt, mitunter wohl verſucht ſein könnte zu glauben, auch dieſe Feldmanoeuver würden gar nicht als Vorſchule für den Krieg betrieben, ſondern lediglich um ihrer ſelbſt willen; ſie ſeien ihr eigener Zweck und hätten weiter keinen.

Verſuche, auf dem wirklichen Schlachtfelde ganz ſo zu verfahren, wie man es ſich bei den Manoeuvern im Frieden angewöhnt hat, ſind nicht ausgeblieben. Der Gedanke, daß man es ſo anfangen müſſe, iſt vielleicht nie in ſo entſchiedener Weiſe zur That geworden,

er den Aufgaben genügen soll, die ihn dort erwarten. Er sucht in diesem Sinn zu retten was zu retten ist. — Daß in der russischen Armee immer unverhältnißmäßig viele Leute zur Bagage kommandirt sind, ist bekannt; es ist wohl geschehen daß ein Regiments-Commandeur die Handwerker, die mit in Reihe und Glied stehen und die für ihn von großem Werth sind — Schuhmacher und Schneider — aus ökonomischen Rücksichten zur Bagage zurückgeschickt hat, um sie nicht möglicher Weise im Gefecht zu verlieren; daß seine Bataillone in Folge dessen mit einer merklich verminderten Rottenzahl in das Gefecht gehen mußten, kam dagegen nicht in Betracht. In militairischen Kreisen wird sogar erzählt, gewisse Regiments-Commandeure seien so weit gegangen, vor einem Gefecht auch die schönsten Leute aus dem ersten Gliede zurück zu schicken, um sie nicht zu verlieren; damit nicht durch ihren Verlust „die Fronte verdorben" werde.

Wenn dergleichen Dinge überhaupt zur Sprache kommen, werden sie gewöhnlich übertrieben. Doch könnten diese Angaben wohl Wahres enthalten, denn Verwandtes ist unstreitig auch in größeren Verhältnissen vorgekommen. So wollte Yermolow, der damals die erste Garde-Division befehligte, 1813 — wo man doch wahrlich an den Ernst des Krieges gewöhnt sein konnte — auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Dresden nicht bei Kulm standhalten; er wollte die verbündeten Heere und die Sache, für die Rußland kämpfte, den größten Gefahren preisgeben, um die Garde-Regimenter, ohne ernstes Gefecht und ohne Verlust über die Eger zurück in Sicherheit zu bringen. Das war nach seiner Ansicht von Alles überragender Wichtigkeit. Er fuhr sogar den General Hofmann, der ihm die Nothwendigkeit begreiflich machen wollte, den Paß bei Kulm um jeden Preis zu halten, als „Verräther" an, dem es gleichgültig sei, ob der Kaiser eine erste Garde-Division habe oder nicht. — Auch im Jahr 1831 wurden die Garden eigentlich nur nach Polen gesendet, um bei dem feierlichen Einzug in Warschau — den man unmittelbar bevorstehend glaubte — glänzend zu erscheinen. Der Feldzug nahm eine unerwartete Wendung und zog sich in die Länge. Da wurde es für den Feld-Marschall Diebitsch eine der wichtigsten Aufgaben, die Garden — die er nicht ernstlich verwenden durfte — vor jedem ernsten Zusammentreffen mit dem Feinde zu bewahren. Wie ein hochgestellter General der russischen Armee versichert, ist es bei dem Rückzug der Garden nach

auf die meisten Menschen sofort ernüchternd wirkt — sehr bald auf viele künstliche Einzelnheiten verzichten; aber wie die Dinge nun einmal eingeleitet und vorbereitet sind, ist kaum darauf zu rechnen daß immer etwas wesentlich Besseres an die Stelle treten wird. Vielfach möchte wohl nichts Anderes zur Erscheinung kommen, als eine dürftige Einförmigkeit des Handelns, die nichts Besseres weiß als sich mit den — in den Einzelnheiten in der eben erwähnten Weise vereinfachten — Grundformen des bei den Manoeuvern Herkömmlichen zu behelfen und ziemlich gedankenlos zu wiederholen, was da im gegebenen Fall geschieht. — Sollte man durch schmerzliche Erfahrungen zu der Erkenntniß gebracht werden, daß die dort hergebrachten taktischen Anordnungen nicht immer und überall anwendbar sind, so könnte wohl ein etwas unsicheres und rathloses Umhertasten zu Tage kommen, wie das unter ähnlichen Bedingungen auch anderswo vorgekommen ist — aber nirgends zu glänzenden Erfolgen geführt hat.

Auch von einer anderen Seite her pflegen, wie die Erfahrungen der letzten Kriege beweisen, die Angewöhnungen des Friedens im Felde einen nachhaltigen Einfluß zu üben; mehr oder weniger überall, wenn auch natürlich am entschiedensten in den Garden. Es mußte schon bemerkt werden daß der Gedanke an Krieg, an Vorbereitung für den Krieg und Anwendbarkeit im Felde, auf dem Exerzier-Platz einigermaßen in die Ferne weicht. Es gewinnt wirklich hin und wieder den Anschein, als sei man dahin gelangt, den Exerzier- und Parade-Dienst als die eigentliche Bestimmung, die Lebensaufgabe des Soldaten zu betrachten, den Krieg aber als einen störenden Ausnahme-Zustand, der vieles verdirbt und unsäglichen Verdruß veranlaßt, wenn dann später die Maschine wieder in Ordnung gebracht werden soll. Selbstverständlich kann und wird niemand sich ausdrücklich zu dieser Ansicht der Dinge bekennen, aber es wird mehrfach — theils unbewußt, theils auch gegen bessere Einsicht, weil man muß und nicht anders kann — im Sinn dieser Ansicht gehandelt. Es ist nicht zuviel gesagt daß nur wenige Regiments-Commandeure im Frieden daran denken, was sie wohl im Felde mit ihrer Truppe ausrichten können, und sie demgemäß auszubilden suchen — daß dagegen der eine und der andere Oberst wohl im Kriege vorherrschend mit dem Gedanken beschäftigt ist, wie sich sein Regiment nach wieder hergestelltem Frieden auf dem Exerzier-Platze ausnehmen wird, und wie

Wo sich ein anderer Geist regt als dieser, wird er leider! nu all' zu leicht und all' zu oft ein in unmuthiger Verstimmung, leide schaftlich feindlich gegen das Bestehende gewendeter — verneinender - revolutionärer! — Auch das Ergebniß einer flachen, mangelhafte Bildung! — Extreme berühren sich eben überall gar leicht.

Dieser Geist aber, wo er sich auch entwickeln mag, sucht si natürlich zu verbergen, wenn er thätig werden will, und seine Ziel im Dunklen zu verfolgen. Im officiellen Leben, wo nirgends Raun für ihn ist, kommt er nicht zum Vorschein, am allerwenigsten, wi sich von selbst versteht, in den Reihen der Armee.

Hier aber geht schon die, selbst im Lauf eines ernsten Feldzug nie ruhende Sorge um Dinge, die für den Dienst im Frieden wichti geachtet werden, großentheils aus dem eben geschilderten Geist her vor. Und dieser Geist äußert sich dann auch in einer ziemlich all gemeinen Abneigung, die Initiative zu ergreifen und selbständig zu handeln. — Dabei ist gar viel Bedenken! — Im Allgemeinen will niemand etwas auf eigene Hand und eigene Verantwortung thun; ein jeder sucht die Verantwortlichkeit auf einen höher Gestellten zu übertragen, sich selbst aber zu decken, indem er sich einen ganz be stimmten, wo möglich schriftlichen Befehl auswirkt, den er zu seiner Rechtfertigung vorzeigen kann, wenn ja Unheil entstehen und später eine Nachfrage entstehen sollte. Die Hochgestellten sind dadurch sogar bestimmter zu einem solchen Verfahren veranlaßt, daß sie sich in der Regel gegen mancherlei Intriguen zu wahren haben. Beispiele, durch alle Stufen des militairischen Befehls hindurch bis zum Patrouillen-Dienst herab, ließen sich aus den Feldzügen 1828—1829 und 1831 leicht in Menge nachweisen. — Mit einem besonderen Grad von Energie ausgestattete Naturen, machen natürlich auch hier wohl eine Ausnahme; sie sind aber auch, hier wie überall, ziemlich selten.

Indem wir nun im Zusammenhang übersehen, was hier über den Geist der herrschenden Routine gesagt ist, fühlen wir uns veranlaßt, eine beschränkende Bemerkung hinzuzufügen. Diese Blätter sollen keineswegs verleiten, den Werth der russischen Armee, der allerdings in manchen Kreisen überschätzt wird, etwa umgekehrt, zu gering anzuschlagen. — Alle menschlichen Dinge sind unvollkommen. Sie sind aber auch — was wir nicht vergessen dürfen — glücklicher Weise so beschaffen, daß sie ein gutes Theil Unvollkommenheit, selbst Ver-

kehrtheiten und innere Widersprüche ertragen können. Wo ihnen ein Kern ursprünglicher Tüchtigkeit inne wohnt, wird er sich immer, gleichsam durch alle hemmenden und lähmenden Unvollkommenheiten hindurch, — wenn auch je nach den Umständen mehr oder weniger — geltend machen. Dieser tüchtige Kern fehlt hier nicht. Er ist in der angeborenen Unerschrockenheit und ausdauernden Tapferkeit der Russen gegeben. Ist auch die russische Armee vielfach in einer Verfassung, die ihr keine Aussichten auf glänzende Erfolge eröffnet, so würde sich doch der Gegner, der glauben wollte, er werde ihr gegenüber leichtes Spiel haben, gar sehr getäuscht finden. —

Wenden wir uns nun zu den Formen, in welchen sich die technische Handhabung der Truppen bewegt, so bemerken wir zunächst als das eigentlich Charakteristische der herrschenden Routine etwas, das wohl seinen Grund in einer nationalen Anschauungsweise haben muß, da es immer und unter allen Bedingungen wiederkehrt. So große Veränderungen die Taktik der europäischen Heere auch erfahren hat — die russische Armee hat sie natürlich ebenfalls aufgenommen, aber jedesmal indem sie die neuen Formen in demselben das Ganze beherrschenden Geist für ihren besonderen Gebrauch modificirte. Das Charakteristische besteht in sehr massenhaften, ungemein tiefen Aufstellungen, die durch eine außerordentlich zahlreiche Artillerie, namentlich eine große Anzahl Wurfgeschütze und Stücke schweren Kalibers unterstützt werden; wobei sich denn auch eine große Vorliebe für Verschanzungen zeigt, die der taktischen Aufstellung als Anlehnungspunkte dienen sollen. — Das Streben, sich durch geschickte Benutzung des Geländes und Beweglichkeit, leicht entschlossene Handhabung der Truppen Vortheile zu verschaffen — (was freilich einen höheren Grad militairischer Bildung bei den untergeordneten Führern voraussetzt) — treten dagegen mehr in den Hintergrund.

Diese Eigenheiten der taktischen Anordnungen nehmen wir immer wieder in den verschiedensten Zeiten wahr; immer natürlich in Formen, die dem jedesmaligen Standpunkt der europäischen Kriegskunst angepaßt sind. Im siebenjährigen Kriege führte die russische Armee einen ungeheueren Artillerie-Park mit sich, wie in den Feldzügen der neuesten Zeit; und sie entwickelte sich damals wie jetzt zur Schlacht in ungewöhnlich dichten und tiefen Aufstellungen.

Im siebenjährigen Kriege wie in neuerer Zeit, bei Zorndorf 1758,

wie bei Eilau 1807 und bei Borodinó 1812, verhalf dieſe maſſenhafte Aufſtellung den Ruſſen zu einem ſehr zähen, nachhaltigen Widerſtand, den ſie leiſteten —: damals aber wie jetzt, bei Zorndorf wie bei Borodinó, führte ſie auch ganz unverhältnißmäßige, ungeheure Verluſte herbei, die hier wie dort faſt die Hälfte der geſammten Mannſchaft betrugen. Solche Verluſte werden zum Theil dadurch veranlaßt, daß man, wie ſchon Clauſewitz bemerkt, den Stellungen bei großer taktiſcher Tiefe nicht eine entſprechende räumliche Tiefe giebt, und die Reſerven regelmäßiger Weiſe in viel zu großer Nähe der unmittelbaren Feuerlinie aufſtellt, ſo daß oft nicht nur die nächſten, ſondern auch die entfernteren Reſerven gleich von Anfang an und ehe ſie wirkſam werden können von dem Feuer der feindlichen Geſchütze zu leiden haben. Nur die Garden werden meiſt ſehr ſorgfältig außer Bereich des feindlichen Feuers gehalten, aber aus Gründen, die der Taktik fremd ſind. — Dieſer Fehler ſcheint feſt gewurzelt; er ſcheint mit jener Vorliebe für tiefe Aufſtellungen innig verwachſen: es iſt als ob man eines dichten Zuſammenhaltens und ſelbſt des ſinnlichen Eindrucks einer maſſenhaften Aufſtellung bedürfe. Ob ſchmerzliche Erfahrungen, wie man deren ja auch früher und zwar nach einem ſehr großen Maßſtab gemacht hat, wenn man deren wieder machen ſollte, veranlaſſen werden, dieſen Mängeln durchgreifend und im Großen abzuhelfen, bleibt demnach ſehr fraglich. Wahrſcheinlich iſt vielmehr daß man in dieſer Beziehung im Lauf eines Krieges um ſo weniger von dem Herkömmlichen abweichen wird, je weniger der alten Soldaten in den Reihen, je mehr ſie durch Rekruten erſetzt werden, denen man weniger eine zuverläſſige Haltung zutraut, die man glaubt in dichter Aufſtellung zuſammenhalten zu müſſen.

Bemerkenswerth iſt beiläufig daß die ſtets ungemein zahlreiche Artillerie der Ruſſen doch nie dem Feinde ſo große Verluſte zugefügt hat wie man glauben ſollte — oder wie die ruſſiſche Armee ihrerſeits nicht ſelten durch die feindliche erlitten hat. Niemals noch hat die ruſſiſche Artillerie ein ſo entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale gelegt wie die weniger zahlreiche des franzöſiſchen Heers ſchon oft, und namentlich unter Napoleons Leitung, den tiefen ruſſiſchen Maſſen gegenüber.

Näher können wir die Normen der ruſſiſchen Taktik im Großen erſt beſprechen, wenn wir uns mit der Ausrüſtung und Ausbildung der verſchiedenen Waffen im Beſonderen bekannt gemacht haben.

Einer Eigenheit müssen wir jedoch zunächst noch gedenken, für die man keine Gründe anzuführen weiß und die sich eben deshalb fast wie eine Seltsamkeit ausnimmt.

In Rußland war es, wo man zuerst den Gedanken auffaßte und ausführte, das gesammte Heer auch für den Friedensdienst und die Verwaltung in die Eintheilung zu ordnen, in der es im Kriege zusammengefaßt sein sollte. Hier zuerst wurde das gesammte Heer bereits unter der Kaiserin Katherina II. schon im Frieden und als bleibende Organisation in verschiedene Armeen, — später in Divisionen von ungleicher Stärke — endlich unter dem Kaiser Alexander in gleichförmige Divisionen und Armee-Corps eingetheilt.

Es ist nicht überall unerläßlich geachtet worden, das Heer in dieser Weise, auch im Frieden, gleichsam in Schlachtordnung im Lande vertheilt zu haben. Frankreich hat sich bis jetzt nicht bewogen gefühlt, eine ähnliche Organisation anzunehmen, Oesterreich erst in allerneuster Zeit. Doch sind deren Vortheile einleuchtend. Die Mobilmachung der Armee für den Krieg kann in dieser Organisation ohne Zweifel leichter, schneller und mit geringerer Friction bewirkt werden als in irgend einer anderen. Die Truppen gewöhnen sich an die Gliederung, die im Felde gelten soll, sie wird allen geläufig; jeder General lernt Truppen, Regiments-Commandeure, Brigade-Generale u. s. w., die im Kriege unter seinen Befehlen stehen sollen, persönlich kennen und kann sich meist schon im Voraus ein Urtheil darüber bilden, was er von jedem Einzelnen erwarten und was er ihm zutrauen darf. Für die russische Armee vollends ist bei den örtlich waltenden Verhältnissen, und da das Heer immer in den Grenzprovinzen zusammen gehalten werden muß, wenn es seine Bedeutung für die Zwecke der auswärtigen Politik nicht zum großen Theil verlieren soll, eine andere Art der Eintheilung kaum denkbar.

Gerade in der russischen Armee aber, wo man dieser Organisation am längsten gewöhnt ist, werden die Truppen im Felde häufig in einer Weise gehandhabt, daß die Vortheile, die man sich im Kriege von einer solchen, im Frieden aufrecht erhaltenen Schlachtordnung verspricht, vielfach darüber verloren gehen. Die Armee-Corps, die Divisionen, die Brigaden selbst werden wie muthwillig zerrissen und ihre Bestandtheile dann wieder in ganz neuen Verbindungen verwendet, ohne daß immer ein bestimmender Grund für dieses Ver-

fahren abzusehen wäre. Man werfe nur einen Blick auf die Ordres de bataille der russischen Truppen in den einzelnen Schlachten und Gefechten der Feldzüge 1828, 29, 31, wie bunt durch einander gewürfelt da Alles erscheint. Der Fall, daß die unter einem General vereinigten Truppen nur zum geringsten Theil dem Heertheil angehören, dessen Befehlshaber er eigentlich ist, kommt sehr häufig vor. Ganz ohne Ursache geschieht nicht leicht etwas in dieser Welt, es wird also wohl auch in jedem einzelnen Fall dieser Art einen Grund dafür gegeben haben. Aber leugnen läßt sich nicht, daß sich im Ganzen keine große Sorgfalt zeigt, den ursprünglichen Truppenverband zu bewahren oder doch zu berücksichtigen. Da zudem für viele Zwecke der Verwaltung die ursprüngliche Eintheilung doch immer maßgebend bleibt, kann die willkürliche Zerreißung der zusammen gehörenden Heertheile nicht verfehlen, mancherlei Schwierigkeiten herbeizuführen. Endlich ist auch nicht abzusehen, wie bei dieser Gewohnheit, in regelloser Weise Truppenverbände zu zerreißen, die vorgeschriebenen Grundformen der russischen Taktik — auf die wir später genauer eingehen müssen — zur Anwendung kommen können, oder was vorkommenden Falls an ihre Stelle treten soll. —

Wir wenden uns nun zu der Betrachtung der verschiedenen Waffengattungen im Einzelnen.

B. Die verschiedenen Waffengattungen des Heeres.

a. Die Infanterie.

Hier muß vor Allem bemerkt werden daß in Formation und Ausbildung der Mannschaften zwischen Musketier- (Linien-Infanterie-) und Jäger-Regimentern durchaus gar kein Unterschied besteht; auch werden die einen und die anderen in ganz gleicher Weise verwendet. Nur durch grüne Kragen und Aufschläge mit einem rothen Vorstoß, anstatt der ganz rothen, durch schwarzes Lederzeug anstatt des weißen, und durch etwas kleinere Mannschaft unterscheiden sich die Jäger- von den Linien-Regimentern. Die Vorliebe für die Jäger, durch die man sich bewegen ließ schon unter dem Kaiser Alexander ein Drittheil, neuerdings sogar die Hälfte der gesammten Infanterie in Jäger-Regimenter umzuwandeln, hat überhaupt nicht einen taktischen, sondern einen geschichtlichen Grund. Die ersten Jäger-Bataillone, die

unter Katherina II. errichtet wurden, bestanden nämlich aus erlesener Mannschaft unter den besten Offizieren des Heers, und zeigten sich, wie natürlich, in hervorragender Weise tapfer und brauchbar. Nachdem man die in Regimenter zusammengezogenen Jäger bedeutend vermehrt hatte, konnte diese Truppe nicht mehr mit derselben Wahl und Sorgfalt gebildet werden: aber die Vorstellung daß Jäger nun einmal zuverlässiger und tapferer sein müßten und auch wirklich seien, als andere Leute, wirkte nach, und noch unter dem Kaiser Alexander waren sie entschieden das beste Drittheil des russischen Fußvolks. Ob der Zauber, der in den Jäger-Rock gebannt schien, auch jetzt noch nicht erschöpft ist, ob sie auch jetzt noch die bessere Hälfte der Infanterie bilden — darüber können uns erst die nächsten Feldzüge belehren. Der etwanige Unterschied möchte jedenfalls wohl nicht sehr erheblich sein.

Was vorhin von dem körperlichen Befinden des russischen Soldaten berichtet werden mußte, gilt vor allem von den Mannschaften der Feld-Infanterie-Regimenter, auf die doch vorzugsweise die Last eines jeden Krieges fallen muß. Denn aus der Masse der Rekruten werden bei jeder Aushebung durch kaiserliche Flügel-Adjutanten, die man zu diesem Ende in alle Provinzen des Reichs sendet, die schönsten und tüchtigsten Leute für die Garden ausgesucht. Dann wird durch besonders beauftragte Offiziere für die Küraſſier-Regimenter gewählt; — dann für die Artillerie; — endlich für das Grenadier-Corps und die Dragoner. Was nach dieser fünfmaligen Durchsiebung übrig bleibt, wird dann der Feld-Infanterie zugewiesen. — Man mag sich die Stimmung eines Infanterie-Obersten denken, wenn er seine Rekruten ankommen sieht —: viel kleine Leute — viele darunter zu jung, denn unter den Ausgehobenen sind immer in ziemlicher Anzahl Burschen von achtzehn Jahren, die man unter dem Himmelsstrich kaum als erwachsen ansehen darf — und alle mit einander in Folge eines Marsches, wie er vorhin beschrieben werden mußte, sehr angegriffen und mitgenommen!

Gewichtige Stimmen — namentlich auch der Marschall Gouvion St. Cyr — haben sich gegen alle Eliten-Corps überhaupt erklärt, weil sie, wie der Marschall meint, selten oder nie leisten, was man von ihnen erwartet, dagegen aber gewiß, wie er sich ausdrückt, die Feldregimenter „enerviren". — Mag der Marschall darin auch vielleicht zu weit gehen, so läßt sich doch nicht leugnen daß die Nachtheile,

die er andeutet, in der russischen Armee allerdings bemerkbar hervortreten, besonders weil hier die Elite-Truppen unverhältnißmäßig zahlreich sind. Die Garden werden nicht so leicht ernsthaft verwendet, der beste Theil der Mannschaft ist daher für die ernste kriegerische Thätigkeit so gut wie gar nicht da, die Infanterie-Regimenter aber schmelzen natürlich, da ihnen die tüchtigsten Elemente systematisch entzogen werden, im Felde meist verhältnißmäßig bald auf einen schwachen Bestand zusammen.

Kleidung. Sie besteht nach alter Art aus einer Jacke mit kleinen kurzen Schößen und langen, sehr weiten Beinkleidern. Mehrfach ist davon die Rede gewesen, den preußischen Waffenrock einzuführen, aus mancherlei Rücksichten aber — namentlich auch aus finanziellen ist es bis jetzt unterblieben, und nur das abgesonderte Kaukasische Corps in den Waffenrock gekleidet.

Uebrigens kommt im Grunde wenig darauf an, von welcher Beschaffenheit die eigentliche Uniform des Soldaten ist, denn sie ist in der That die uneigentliche. Das Gewand, in dem aller und jeder wirkliche Dienst im Felde und selbst im Frieden im Lager gethan wird, ist — den Kaukasus ausgenommen, wo das Klima dergleichen nicht gestattet — der lange Mantel von grauem, gefilztem Tuche, der bis auf die Knöchel hinabreicht. Die Uniform wird im Felde auf dem Tornister mitgetragen, und lediglich für eine Heerschau, einen feierlichen Einzug in eine befreundete oder eroberte Hauptstadt und dergleichen aufgespart. Nur in einem Winterfeldzug in nördlichen Landen würde man sie wohl unter dem Mantel anziehen. — Der lange Mantel ist natürlich im Gehen sehr hinderlich. Die Soldaten pflegten ihn daher im Felde und selbst auf Friedensmärschen ganz gegen alle Vorschrift nach rückwärts aufzuschürzen, zum sehr großen Mißfallen der Generale von der strengen Observanz. Um diesem Unfug zu steuern, indem man ihn unnöthig machte, hat der Mantel jetzt inwendig unter der Taille einen Kranz von Knöpfen, und unten herum, am Saum, einen Kranz von Knopflöchern, so daß der Saum der langen Schöße nach innen hinaufgeknöpft werden kann. Der Mantel reicht dann bis an die Kniee, sitzt aber unbequem, da er unten natürlich weiter ist, als um die Hüften. — Da das Mantel-tuch gefilzt ist und keine Ausdünstung durchläßt, ist diese Kleidung der Gesundheit nicht zuträglich. Außerdem müssen die Mäntel auch

als **Bettdecken** dienen, und dadurch wird natürlich die Reinlichkeit nicht gefördert.

Bewaffnung. Die Musketier- und Jäger-Regimenter stehen einander auch in dieser Beziehung vollkommen gleich; sie sind durchgehends mit einem perkussionirten Bayonnet-Gewehr — das Bayonnet in der Scheide — bewaffnet. Die Flinten sind im Ganzen recht gut gearbeitet, wenn auch etwas schwer; der Lauf namentlich ist von guter Beschaffenheit, wird jedoch durch das fortwährende, übermäßige Durchmachen der Handgriffe des Ladens nicht selten mehr oder weniger verdorben. Die Schlösser lassen mehr zu wünschen; besonders erlahmen leicht die Schlagfedern, weshalb denn auch, so lange Steinschlösser üblich waren, schon beim Exerzieren im Feuer auffallend viele Gewehre versagten. Es kommt dies selbst bei den Perkussions-Schlössern vor, wenngleich natürlich in sehr viel geringerem Maße.

In den Garde-Regimentern hat die gesammte Mannschaft, bei den Feld-Regimentern haben nur die Unteroffiziere und die Elite-Compagnien Säbel. Die Stutzer-Schützen, deren Zahl in der neuesten Zeit verdoppelt worden ist, und jetzt 24 in jeder Compagnie, 96 im Bataillon beträgt, haben gezogene Gewehre mit Bayonnet.

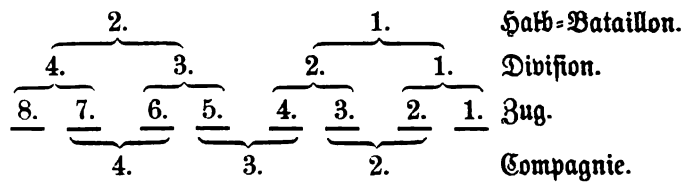
Die Scharfschützen-Bataillone, Delvigneſche Büchsen, in Lüttich angefertigt, und Hirschfänger.

Ausrüstung. Helme, den preußischen ähnlich, nur mit kleinerem Schirm. — Das Gepäck ist nicht sehr zweckmäßig eingerichtet. Patrontaschen- und Bayonnet-Scheide-Riemen, beide sehr breit, kreuzen sich in bekannter alter Weise auf der Brust. Die Tragriemen des Tornisters liegen darüber, und der Quer-Riemen, der auf den Magen-Mund drückt, soll, wie einem von Militair-Aerzten gelegentlich anvertraut wird, der Gesundheit besonders nachtheilig sein. Der Mantel soll in einem Wachstuch-Ueberzug, cylinderförmig gewickelt, oben auf dem Tornister getragen werden, was aber nur bei Paraden mit Sack und Pack vorkommt. Um Uebrigen hat der Soldat den Mantel auf dem Leibe, und trägt seine Uniform in jenem Wachstuch-Ueberzug, der auch wohl nur angeschafft ist, eben weil die Uniform darin stecken soll. Den Mantel würde man kaum so sorgfältig schirmen. — Ueberhaupt ist der Soldat mit Gepäck überlastet. Auch die Wachstuch- oder Leinwand-Ueberzüge, durch die man Alles und Jedes schützen will, tragen dazu bei. „Es fehlen nur noch zweite Ueberzüge zur

Schonung der erſten", ſagte ein berühmter ruſſiſcher General. — Gemeinſchaftliches Kochgeſchirr für je zwölf Mann.

Formation. Das Bataillon hat, wie deſſen bereits gedacht wurde, vier Compagnien, worunter eine Elite-Compagnie, die bei den Musketier-Regimentern Grenadier-, bei den Jägern Carabinier-Compagnie genannt wird. Die geſammte Infanterie rangirt in drei Gliedern.

Taktiſch zerfällt das Bataillon in 2 Halb-Bataillone, 4 Diviſionen, 8 Züge (Pelotons) und 16 Halbzüge in folgender Aufſtellung:



Der erſte, insbeſondere Grenadier-, oder bei den Jäger-Regimentern Carabinier-Zug genannte Zug der Elite-Compagnie, bildet den rechten, der zweite Zug derſelben Compagnie, Schützen-Zug benannt, den linken Flügel des Bataillons.

Die taktiſche Eintheilung fällt alſo nicht mit der adminiſtrativen und disciplinariſchen zuſammen, in der Fronte und für taktiſche Zwecke befehligt jeder Hauptmann eine Diviſion, die nur zur Hälfte aus einem Zug ſeiner Compagnie, zur anderen Hälfte aus einem Zug von einer fremden beſteht. Die Nachtheile einer ſolchen Aufſtellung ſind zu einleuchtend als daß ſie erörtert zu werden brauchten.

Der eigentliche Grund, warum ſie gewählt worden iſt, möchte wohl in Rückſichten auf conventionelle Eleganz zu ſuchen ſein. Die Elite-Compagnie iſt durch Helmbüſche von ſchwarzem Roßhaar ausgezeichnet. Eleganz und Symmetrie erfordern daß ſich auf jedem Flügel des Bataillons ein Zug mit Helmbüſchen befinde. — Wie ſich von ſelbſt verſteht, wird nicht gerade dieſer Grund für die beliebte Ordnung des Bataillons angeführt; man weiß Anderes dafür geltend zu machen und will namentlich Gewicht darauf legen, daß in Folge dieſer Rangirung, in der Colonne zum Angriff, die aus der Mitte gebildet wird, ſowohl die Spitze der Colonne als die ſchließende Abtheilung aus den beiden Zügen einer und derſelben Compagnie beſteht; die ſchließende Abtheilung aus der Elite-Compagnie.

Bisher hatte die Compagnie 12 Stutzer-Schützen — 6 zum

ersten Auszug, 6 zur Reserve; ferner 24 Tirailleurs und 24 Reserve-Tirailleurs. Die Zahl der Stutzer-Schützen ist nun in neuester Zeit verdoppelt worden, aber, wenn wir recht berichtet sind, ohne daß die zum zerstreuten Gefecht bestimmte Mannschaft im Ganzen vermehrt wäre. Mit Einschluß der Schützen zählt die Compagnie nach wie vor 30, das Bataillon 120 Tirailleurs und eben so viele Reserve-Tirailleurs. Diese Letzteren sollen, wie es nach der Benennung „Vorraths- (Sapasnye-) Tirailleurs" die man ihnen beilegt, den Anschein hat, nicht verwendet werden um die Tirailleur-Linie zu verstärken, sondern die Leute, welche die Tirailleur-Mannschaft verlieren könnte, durch bereits eingeübte Leute zu ersetzen. Die sämmtlichen Stutzer-Schützen und die eigentlichen Tirailleurs stehen im dritten Gliede.

Man kann nicht sagen, daß diese Leute eben vorzüglich für das zerstreute Gefecht ausgebildet wären. Der Russe ist zwar in mancher Beziehung großer Gewandtheit fähig, aber nicht gerade in der Art, wie sie der Dienst der leichten Infanterie erfordert. Ebenenbewohner sind im Allgemeinen, wie schon oft bemerkt worden ist, nicht vorzugsweise gute Tirailleurs, und die Russen insbesondere sind kein Jägervolk. Liebhaberei für die Jagd ist unter ihnen selbst in den höheren Ständen selten. Bei der Ausbildung für das zerstreute Gefecht wird dann auch, wie schon erwähnt werden mußte, zu viel auf unwesentliche Dinge gehalten, die auf dem Exerzier-Platz gut in die Augen fallen —: Alignement, genaues Innehalten der Distanzen u. dgl. m. — viel zu wenig und in der That ohne eigentliches Verständniß auf richtige Beurtheilnng des Geländes und Benutzung der Vortheile, die es gewähren kann.

Das Scheibenschießen war vor noch nicht all' zu langer Zeit in dem Grade vernachlässigt, daß nur die Garde-Regimenter eine geringe Anzahl scharfer Patronen zum Behuf der Uebung jährlich erhielten, die Feldregimenter aber gar keine. In neuerer Zeit, besonders seitdem eine Anzahl Leute mit gezogenen Gewehren bewaffnet worden ist, hat man natürlich eine größere Sorgfalt auf diesen Theil der Ausbildung verwendet, doch in keiner Weise hinreichend, so daß die russische Armee in dieser Beziehung, im Vergleich mit anderen, wohl bedeutend zurückgeblieben sein möchte.

Mit den Scharfschützen-Bataillonen hat es eine besondere Bewandtniß. Das erste dieser Bataillone, zur Garde gehörig, wurde

in Finnland aus Finnländern gebildet, und der Commandeur de
selben, der jetzige General-Lieutenant und Inspecteur dieser Truppe
gattung, damalige Oberst Ramsay, suchte sich, als eine größere A
zahl solcher Bataillone errichtet werden sollte, vermöge eines meh
jährigen Aufenthalts bei dem preußischen Garde-Jäger-Bataillon i
Potsdam ganz in den Dienst dieser Truppe hineinzuleben.

Bei der allmäligen Vermehrung der Scharfschützen ging ma
alsdann ganz zweckmäßig zu Werke. Man suchte die Mannscha
vorzugsweise aus den Landstrichen zu entnehmen, in denen die Jag
ein wirkliches und sogar sehr bedeutendes Gewerbe ist: aus de
Archangelschen und Wologdaschen Gubernium. In den unermeßliche
vielfach sumpfigen Wäldern jener öden Gegenden wird den Eichhörnche
und den Haselhühnern auf ihren Wanderzügen aufgelauert, um de
Pelzhandel mit Grauwerk, die Hauptstädte mit Wild in wirklich seh
großer Menge zu versorgen. Die finnischen Stämme, die in jene
Gegenden einheimisch sind, besonders die Syränen, haben es — be
weitem mehr als die neben und unter ihnen angesiedelten Russen —
zu einer großen Geschicklichkeit in der dort einheimischen Jagd ge
bracht. Die Syränen wissen freilich nicht anders als mit aufgelegte
Büchse zu schießen — aber sie wissen auf diese Weise das Eich
hörnchen, wie es schnell, kaum halb einen Augenblick sichtbar a
einem Baumstamm dahin schlüpft, mit der Kugel aus einer gezogene
Büchse von sehr kleinem Caliber zu treffen; die Jagd würde keine
Vortheil gewähren, wenn sie viele Fehlschüsse thäten.

Daß diese Leute, gewohnt noch dazu sich im tiefen Walde zurech
zu finden, von allen Bewohnern des weiten russischen Reichs di
brauchbarsten sind für den Jägerdienst, ist nicht zu bezweifeln. Abe
natürlich können jene ungemein dünn bevölkerten Gegenden nur ein
sehr schwaches Contingent liefern; kaum einen Stamm für jedes
Bataillon, das im übrigen durch Rekruten aus anderen Provinzen
vollzählig gemacht werden muß; durch Leute von kleinem Wuchs, die
sich aber sonst durch nichts Wesentliches von der übrigen Masse der
Rekruten unterscheiden, also eigentlich — vielleicht mit wenigen Aus-
nahmen — gar nichts mitbringen, was sie besonders für den Jäger
dienst eignete. Mit der Ausbildung giebt man sich viele Mühe, und
unter dem jetzigen tüchtigen Inspecteur in ganz zweckmäßiger Weise.
Auch hat man es verhältnißmäßig weit gebracht, wenn auch die

russischen Scharfschützen den tyroler und böhmischen Jäger-Bataillonen der österreichischen Armee, den preußischen Jägern, und selbst, wenn auch wohl in geringerem Grade, den französischen Vincenner Jägern noch bedeutend nachstehen.

Nebenher dürfte es sehr schwer sein, diese Scharfschützen, da die Bataillone im Frieden nur 658 Mann stark sind, auf die volle Kriegsstärke zu bringen, und schwerer noch, sie während eines längeren Krieges durch wirklich ausgebildete Mannschaft zu ergänzen.

b. Die Reiterei mit Ausschluß der Dragoner.

Die Mannschaft der Reiterei sieht im Allgemeinen besser aus, die Sterblichkeit ist in ihren Reihen in der Regel geringer als bei dem Fußvolk. In Beziehung auf ihre Ausbildung und Ausrüstung aber, auf ihren kriegerischen Werth im Ganzen, möchte sie wohl gegen die Infanterie eher zurückstehen. Was darüber zu bemerken wäre, ließe sich wohl kurz in die Worte zusammenfassen: sie ist nicht durchaus zweckmäßig beritten, und reitet nicht ohne Ausnahme wie sie wohl müßte.

Tadelnde Bemerkungen fremder Offiziere, die 1835 im Lager bei Kalisch laut geworden waren, gaben die Veranlassung zu dem Reiterlager 1836 bei Woßnesensk. Mochten diese Offiziere Gelegenheit finden Ein und Anderes im Einzelnen zu tadeln — als Antwort wollte man ihnen und der ganzen Welt zeigen, daß Rußland jedenfalls über Reitermassen verfügen könne wie kein anderer Staat, und durch die Masse kleine Unvollkommenheiten, die man etwa rügen könnte, aufzuwiegen vermöge. Das war die buchstäblich so ausgesprochene Absicht. Man wollte durch die Masse imponiren. —

Bei Betrachtung der russischen Reiterei, und Erwägung der Forderungen, die an sie zu stellen wären, darf man indessen nicht vergessen, daß die gesammte russische reguläre Cavallerie, selbst die Kuiaren nicht ausgenommen, eigentlich als schwere Reiterei aufzufassen ist, da der Dienst der leichten, namentlich der Vorposten-Dienst, und noch entschiedener der Streifschaaren-Krieg, den Kosacken überlassen bleibt.

Remontirung. Wie die Oekonomie der Regimenter überhaupt den Obersten überlassen ist, die einen großen Theil aller Bedürfnisse ihrer Truppe in Geld bezahlt bekommen und sie dann selbst zu beschaffen haben, so ist das namentlich auch in Beziehung auf die Re-

monten der Fall. Es wird dabei nach folgenden Grundſätzen ve fahren.

Die Pferde ſollen, wenn ſie eingeſtellt werden, fünfjährig ſei und neun Jahre dienen. Ein Neuntheil alſo der etatsmäßigen Pferd zahl wird dem Oberſten jährlich in Geld gut gethan, und zwar na folgenden Preiſen in Papier-Rubeln:

	Garde.	Feldregimenter.
für ein Küraſſier-Pferd . . .	500 R. B.	400 R. B.
„ „ Dragoner-Pferd . . .	—	300 „
„ „ leichte Reiterei-Pferd .	400 R. B.	225 „
„ „ reitende Artillerie-Pferd.	400 „	225 „
„ „ Fuß-Artillerie-Pferd . .	300 „	175 „
„ „ Train-Pferd	300 „	175 „

Gegenwärtig, da man in Rußland nach Silber rechnet, ſind dieſ Preiſe eben auch in Silber umgerechnet worden, nach dem Curs vo 350 = 100, ſo daß nun für ein Zugpferd 50 Rubel Silber, fü ein ſolches der Garde-Artillerie = 86 Rubel 71½ Kopeken gezahl werden.

Was nun den wirklichen Ankauf der Pferde betrifft, ging mai bisher in folgender Weiſe zu Werke. Bei den Feldregimentern wur den die Pferde durch einen Offizier angekauft, der mit dem Gan des Handels, mit allen Pferdezüchtern und Roßtäuſchern im Innern des Reichs genau bekannt, das Geſchäft eine Reihe von Jahren be ſorgte, immerfort auf allen Pferdemärkten in Thätigkeit war, darüber eigentlich ganz aufhörte Offizier zu ſein und lediglich Roßtäuſcher wurde. Zwar hatte von jeder Reiter-Diviſion ein Stabs-Offizier die Aufſicht über das Remontirungsweſen, das war aber blos Sache der Form. Der Remonte-Offizier jedes Regiments war in der That voll kommen unabhängig, handelte aber auch durchaus auf eigene Verant wortung und merkantile Gefahr, da es ganz in der Willkür des Oberſten ſtand, die Pferde, die ihm vorgeführt wurden, anzunehmen oder zu verwerfen.

Der Offizier kaufte in der Regel ganze Rudel zwei-, drei- oder vierjähriger Pferde. Da jedes Regiment an eine beſtimmte Farbe von Pferden gebunden iſt, entſtand nach dem Einkauf ein lebhaftes Handeln und Tauſchen, das die Remonte-Offiziere unter ſich trieben; jeder ſuchte für die Pferde, die er der Farbe wegen nicht brauchen

bunte, andere, von seiner Farbe einzutauschen, und jeder suchte dabei natürlich zu gewinnen. Die Pferde, die sich zum Dienst nicht eigneten, wurden Pferde-Juden überlassen. In der Masse fanden sich dann hin und wieder auch edle Thiere, die besonders gut geriethen; diese nahm der Remonteur natürlich auf eigene Rechnung heraus, um sie an Offiziere oder an Liebhaber zu verkaufen. Die jüngeren Pferde wurden auf eigens dazu gepachteten Weideplätzen erhalten, bis sie das gehörige Alter erreicht hatten.

Seit einigen Jahren ist aber ein verändertes Verfahren vorgeschrieben. Man glaubte, wie es scheint, im Kriegsministerium daß die Concurrenz der vielen Remontirungs-Offiziere die Sache schwieriger mache, wollte auch vielleicht verhüten daß die Privat-Speculation dieser Herren gerade die edelsten Thiere, die sich in der Masse finden, wie bisher den Regimentern entzog —: kurz, es ist verfügt worden daß die Remonten fortan je für eine Reiter-Division von vier Regimentern, wenn wir recht berichtet sind, durch einen höheren Offizier, im Ganzen angekauft, und dann nach den Farben an die einzelnen Regimenter vertheilt werden sollen.

Die Regiments-Commandeure sind mit dieser Veränderung nichts weniger als zufrieden. Sie fürchten die Vortheile zu verlieren, welche ihnen bisher die große Geschäfts-Kenntniß der Remontirungs-Offiziere gebracht hat, und sind überhaupt weniger Herren ihrer Remonten. Mancher kleine Kunstgriff, der bisher angewendet wurde, damit das Regiment besser in die Augen fiele, ist nun schwerer anzuwenden — und doch nicht zu entbehren.

Denn Pferde, wie sie das Auge des Kaisers bei Revuen zu sehen verlangt, sind selbst in Rußland für die bewilligten Preise nicht zu haben. Und wenn man sich auch dadurch zu helfen sucht daß man jüngere Pferde im Vorrath ankauft, verursacht die Pflege und Wartung dieser Thiere, bis zur Zeit, wo sie in den Etat des Regiments einrangirt werden können — der Ausfall, der dadurch entsteht, daß manche dieser Pferde nicht gerathen oder zu Grunde gehen u. dgl. m. — auch wieder neue Ausgaben. Man half sich also theils dadurch, daß man nicht die ganze vorgeschriebene Anzahl Remonten jährlich anschaffte — was sich unter dem Schutz einer bestehenden, demnächst zu erwähnenden Vorschrift wohl thun läßt —: theils durch einen Zuschuß auf den Preis, welchen der Regiments-Commandeur aus Oekonomien leistete.

Diese „Oekonomien" sind sehr bedeutend. Der Oberst bestreit daraus gar mancherlei, wofür gar keine, oder nicht genügende Sum men angewiesen sind, und außerdem bleibt ihm selbst, wenn er nic ganz schlecht wirthschaftet, eine so schöne Einnahme, daß manch Oberst es ganz gerne sehen würde, wenn er bei den Beförderung zum General ganz mit Stillschweigen übergangen würde und i Besitz seines Regiments bliebe.

Solche Ersparnisse rühren großentheils von den Fourage-Lief rungen her. Der gesammte Futterbedarf wird nämlich in der Reg dem Regiments-Commandeur in Geld bezahlt, nach den örtliche Preisen, wie sie der Kapitan-Isprawnik, ein aus dem ärmsten kleine Landadel gewählter subalterner Landes-Polizei-Beamter, in jede Landkreise angiebt. Mit diesem verständigt sich der Oberst auf di in Rußland herkömmliche Weise und die Preise werden zu beide Befriedigung geregelt.

Aus den hier ersparten Geldern bewilligen die Obersten gewöhn lich wenigstens für jedes Unteroffiziers-Pferd und für jedes Pferd de Einfassungsrotten — d. h. der Flügelrotten jedes Zuges — 10 bis 1 Rubel Silber über den von der Krone gut gethanen Preis. – Reiche Obersten, denen an der Schönheit ihres Regiments gelege ist, gehen wohl noch weiter.

Bei der jetzigen Einrichtung sind sie weniger gewiß daß solch Zuschüsse wirklich dem eigenen Regiment zu statten kommen, und auc in Beziehung auf die Zahl der jährlich anzuschaffenden Pferde fühle sie sich mehr überwacht und abhängig als früher.

Bei den Garde-Regimentern wird die Sache in wesentlich an derer Weise gehandhabt. Bei jedem dieser Regimenter wird jährlich ein anderer jüngerer Offizier „auf Remonte" commandirt, dazu aber namentlich in den bevorzugten Regimentern, wohlweislich nur reiche junge Leute gewählt. Denn mit den von der Krone bewilligten Geldern ist hier noch weniger als in den Feldregimentern auszureichen, und man erwartet, daß der Remontirungs-Offizier ein Bedeutendes aus eigenen Mitteln zuschießen wird. Die jungen Offiziere verstehen natürlich nichts vom Pferdehandel und lassen sich auch nicht näher darauf ein. Sie schließen einen Contract mit einem Pferdehändler, der sich für namhaftes Geld anheischig macht, die verlangten Pferde zur vollkommenen Zufriedenheit des Regiments-Commandeurs zu

stellen. Der Offizier hat sich nun weiter um nichts zu kümmern und benutzt die Zeit seines Commandos als Urlaub zu seinem Vergnügen. Ein solcher Urlaub ist aber, wie gesagt, sehr theuer. Es ist der Fall vorgekommen daß ein junger Mann seine Carrière aufgab und den Abschied nahm, weil er voraussah daß ein Remonte-Commando an ihn kommen würde. (Sollte auch hier in allerneuester Zeit irgend eine Veränderung verfügt worden sein, so ist wenigstens in weiteren Kreisen nichts davon bekannt geworden.)

Was sind es aber nun für Pferde, die auf solche Weise beschafft werden? — Man hat sich in eine nicht durchaus gerechtfertigte Vorliebe für Pferde von großem Schlage vertieft, so daß ein „großes Pferd" im Munde der Leute schon gleichbedeutend geworden ist mit einem Pferde von hohem Werth. Die ausdauernden, muthigen Thiere aus den wilden Gestüten der Moldau und Ukraine, die Tabunen-Pferde oder Steppen-Pferde, wie wir gewöhnt sind sie zu nennen, werden verschmäht. Oesterreich kauft sie an für seine leichte Reiterei, und es kommen ihrer auch wohl nach Preußen zu den leichten Regimentern der Garde. Wer in Rußland der Regierung verkaufen will, muß große Pferde züchten, und das geschieht auch in Privat-Gestüten so gut wie in denen der Krone. So ist man denn dahin gelangt daß selbst die russischen Husaren-Regimenter ungefähr eben so groß und schwer beritten sind, wie z. B. in der preußischen Armee die Küraſſiere. Die Garde-Ulanen-Regimenter namentlich haben mächtige Gäule.

Der Sachverständige braucht aber kaum daran erinnert zu werden, daß man sich auf dem Gebiet der Pferdezucht keine schwierigere Aufgabe stellen kann als die, tüchtige Küraſſier-Pferde zu züchten. Ein ungelenkes, hochbeiniges Thier mit dicken weichen Knochen und schweren Hufen ist freilich leicht zur Erscheinung zu bringen —: aber edles Blut und Raschheit mit der erforderlichen Größe der Gestalt zu verbinden, das ist schwierig — und die Aufgabe scheint auch in Rußland nicht in genügender Weise gelöst. Die großen Pferde, die jetzt allgemein eingeführt sind, haben schwere, und wie die Erfahrung lehrt, ziemlich weiche Knochen; sie sind nicht dazu angethan, im Felde auszudauern, wie die kleineren Tabunen-Pferde, welche die russische leichte Reiterei ehemals ritt. —

Nun kommt noch ein Umstand hinzu, dessen Nachwirkung im

Felde sich auch in bedenklicher Weise geltend machen könnte. Es wird vorausgesetzt daß nicht alle Pferde wirklich neun Jahre lang ausdauern, daß also der jährlich bewilligte Ersatz von ein Neuntel nicht ausreichen könne, wenn jedes Pferd unbedingt nach Ablauf der vorgeschriebenen Dienstzeit ausrangirt werden müßte. Deshalb ist den Obersten gestattet bis ein hundert ältere Pferde, deren Dauerzeit schon um ist, im Regiement zu behalten, vorausgesetzt daß sie vollkommen dienstttauglich seien. Diese Erlaubniß hat man sich überall in ihrer größten Ausdehnung zu Nutze gemacht. Man hat sich darauf hin sogar erlaubt, weniger als die vorgeschriebene Anzahl Pferde anzukaufen — und die Zahl von einhundert alten Thieren möchte wohl in mehr als einem Regiment überschritten worden sein; in manchen um ein Bedeutendes. Denn für den Friedens- und Parade-Dienst sind alte Pferde — so lange sie gut aussehen, so lange sie mit Hülfe einer scharfen Zäumung „Figur machen" wie man das nennt — die allerbesten. Jene Ruhe und vollkommene Schnurgleichheit, die bei der russischen Cavallerie in allen Evolutionen streng gefordert wird — so daß sie in dieser Beziehung dem Fußvolk gleichkommen soll — die wird um so besser erreicht, je weniger man junge, lebhafte Pferde in Reihe und Glied hat. — Es ist bemerkenswerth, wie Blick und Urtheil des russischen Cavallerie-Offiziers meist in sehr eigenthümlicher Einseitigkeit ausschließlich in diesem Sinn ausgebildet ist. Ich sah einst mit einem Offizier der russischen „Garde zu Pferde" zusammen ein deutsches Reiter-Regiment der österreichischen Armee, das nach meiner Meinung sehr gut in Ordnung war und sich namentlich durch gutes, ruhiges und sicheres Reiten auszeichnete (es war „Kaiser Chevauxlegers" unter dem Obersten — später General von der Cavallerie v. Puchner). — Nachdem wir einige Evolutionen und einen Vorbeimarsch mit halber Escadron-Fronte im Trab gesehen hatten, äußerte mein russischer Gefährte: „C'est absolument comme une horde de sauvages à cheval!"

Namentlich auch für das sogenannte „Ordonnanz-Reiten" sind alte, ruhige Pferde den Regiments-Commandeuren sehr viel werth. Zur Wachtparade vor dem Kaiser werden nämlich auch Ordonnanzen befehligt; in Petersburg jedesmal ein Offizier, ein Unteroffizier und ein Gemeiner von einem Küraſſier-, und ein eben solches Commando von einem leichten Reiter-Regiment. Diese läßt der Kaiser in allen

Gangarten an sich vorbeigehen, changiren, kurze Volten reiten u. s. w. Selbst in der Garde hat jedes Regiment nur eine geringe Anzahl Leute und Pferde, die das bei diesen Gelegenheiten Verlangte zu leisten vermögen, und schickt in sehr kurzem Kreislauf immer dieselben — was der Kaiser nicht zu bemerken scheint.

So haben denn allerdings die Obersten im Friedensdienst — der doch immer die Hauptsache bleibt und von dem das Schicksal des Offiziers wesentlich abhängig ist — vielfach Veranlassung, auf alte Pferde zu halten —: aber welcher Grad von Ausdauer ist von diesen Thieren im Felde zu erwarten?

Pflege und Wartung der Pferde. — Die Ration ist an Haber (im Frieden 3 Garnitz, oder eigentlich $2^3/_4$ Garnitz täglich) um etwas — beinahe um $^1/_6$ — geringer als die preußische sogenannte schwere Ration, an Heu dagegen um ein sehr beträchtliches (um nicht weniger als 60 %) stärker; sie beträgt nämlich 10 russische = 8 preußische Pfunde täglich. Ob wirklich jeden Tag so viel Heu verfüttert wird, muß dahin gestellt bleiben, doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Russen ihre Pferde im Allgemeinen gern mehr mit Heu füttern, als anderswo üblich ist. Im Ganzen weiß man sich mit der vorschriftsmäßigen Fourage so einzurichten, daß damit noch nebenher Ein und Anderes geleistet wird, dessen im Etat nicht gedacht ist. So haben seltsamer Weise die russischen Cavallerie-Offiziere im Allgemeinen im Frieden keine Rationen. Sie sollen ihre Pferde von dem kärglichen Solde auf eigene Kosten füttern. Nur als Aushülfe werden jedem Garde-Regiment 13, jedem Feldregiment 26 Rationen gut gethan, die der commandirende General, natürlich auf Vorschlag des Obersten, thatsächlich also der Oberst nach seinem Ermessen, denjenigen der weniger bemittelten Offiziere zu verleihen hat, die sich durch Eifer im Dienst dessen würdig erweisen. — (Der Offiziere sind in den Garde-Regimentern 42, in den Feld-Regimentern 55, so daß hier ungefähr die Hälfte, in der Garde etwa einer von dreien Anspruch auf Fourage für ein Pferd hätte.) — Thatsächlich versteht sich natürlich von selbst daß die Pferde des Rittmeisters „in der Escadron" mit durchgefüttert werden, und in sehr vielen, vielleicht in den meisten Regimentern, ist die Einrichtung getroffen, daß die Pferde sämmtlicher Offiziere auf dieselbe Weise versorgt werden. Bei der kärglichen Be-

soldung ist das auch sehr nöthig, da die Offiziere bei weitem nicht alle auch nur leidlich wohlhabend sind.

Die Wartung der Pferde ist sehr sorgfältig und darf vorzüglich genannt werden. Sich selbst überlassen, hat der Russe wohl einige Anlage zu einer eigenthümlichen Art von Thierquälerei — aus reinem Uebermuth. Man muß einem russischen Kutscher zusehen, wenn er nicht gerade eine bestimmte Beschäftigung hat. Er sitzt dann wohl, in heiterster Stimmung, vor dem Stall, wo möglich in der Sonne, spielt die Balalaika, die nationale Guitarre, und singt dazu. Plötzlich springt er auf, eilt in den Stall, ergreift einen Kantschu und peitscht die Pferde aus reiner Lust mit ganzer Wucht des Arms, daß sie scheu und verzweifelnd herumspringen und poltern. Hat er sich selbst darin Genüge gethan, dann ist er bedacht, die Thiere wieder zu versöhnen; er zieht ihre Köpfe zu sich heran, streichelt und küßt sie, sagt den Pferden liebende Worte mit schmeichelnder Stimme — um dann endlich wieder zu seiner Musik zurückzukehren. So belebt er seine müßigen Stunden. In der Armee wird aber natürlich dergleichen nicht geduldet. Strenge Ordnung herrscht in den Ställen der Reiterei, und nur bei den Regimentern, die Schimmel reiten, ist Einem grausamen und schädlichen Unfug sehr schwer zu steuern. Hier leiden nämlich die Reiter nicht gern daß sich die Pferde niederlegen. Sie müssen sie nachher waschen und das möchten sie sich gern ersparen. Zu diesem Ende schieben sie den armen Thieren für die Nacht zwei schief angelehnte Stangen kreuzweise unter den Bauch. Selbst die größte Strenge des Obersten, die höchste Aufmerksamkeit der Offiziere vom Tage genügt nicht immer, diesem Unwesen ganz vorzubeugen.

Im Allgemeinen ist nur eines zu tadeln, das aber allerdings von Wichtigkeit ist: eine nicht wohl überlegte Vorliebe für dicke glatte Pferde, die sich um so allgemeiner geltend macht, da sie von maßgebender Stelle ausgeht. Die Entwickelung der Muskeln und der Lungen durch ein verständiges Trainiren wird darüber nicht sowohl versäumt als absichtlich unterlassen. Natürlich nehmen dann die plötzlich eintretenden übergroßen Anstrengungen im Felde — und schon bei den Friedensmanoeuvern, die Pferde um so mehr mit.

Bewaffnung: Küraſſiere: lange, grade etwas schwere Pallasche, mit Messing-Halb-Korb; eine Pistole, das erste Glied hat außerdem 12 Fuß lange Lanzen mit Fähnchen.

Ulanen: wenig gekrümmte Säbel mit Messing-Halb-Korb, die sehr bequem in der Hand liegen; eine Pistole; 9—10 Fuß lange Lanzen mit Fähnchen.

Husaren: Säbel, zwei Pistolen, Karabiner.

Bei allen drei Waffengattungen sind in jeder Schwadron 16 Karabiniers mit gezogenen Karabinern bewaffnet und vorzugsweise gut beritten. Sie bilden die Einfassungsrotten der Züge und haben den Flanqueur-Dienst zur Bestimmung.

Garde-Kosacken: Korbsäbel; eine Pistole hinten am Gurt in einem Ueberzuge; 12—14 Fuß lange Lanzen ohne Fähnchen.

Die sämmtlichen Feuerwaffen der Reiterei haben Percussions-Schlösser.

Einer seltsamen Eigenheit, von der man gar nicht begreift daß ihr nicht abgeholfen wird, müssen wir im Vorbeigehen gedenken. Die Säbel-Koppeln u. s. w. sind zwar aus vorzüglichem Leder tüchtig gearbeitet, die Metall-Ringe aber, vermöge welcher die Scheide an der Koppel hängt, sind sehr schwach und in Folge dessen wird bei einigem Drängen im Gliede dem Reiter sehr leicht der Säbel von der Seite gerissen. Das Feld, über das eine Küraſſier- oder Ulanen-Attaque mit eingelegter Lanze hinweggegangen, ist gewöhnlich besäet mit abgerissenen Pallaschen und Säbeln. Eine Husaren-Attaque läßt leere Scheiden in nicht geringerer Anzahl auf dem Felde zurück. Man weiß das so gut, sieht es so bestimmt vorher, daß man beim Exerzieren immer Mannschaft zu Fuß, in der Stalljacke, hinter der Fronte allen Bewegungen folgen, und zumal hinter jeder Attaque her die verlorenen Säbel oder Scheiden aufleſen läßt. Auf dem Exerzier-Platz läßt sich das wohl durchführen; im Felde, sollte man denken, müsse der Verlust an Waffen, die nicht in solcher Weise aufgesammelt werden können, mitunter recht unangenehm sein.

Kleidung: außer den Garde-Küraſſieren und Husaren trägt die gesammte Reiterei lange graue Beinkleider, die über die kurzen Stiefel gezogen werden.

Die Garde-Küraſſiere haben weißlederne Beinkleider und hohe steife Stiefel, — die Garde-Husaren ungarische Beinkleider und Stiefel.

Im Uebrigen tragen die Husaren Dolman und Pelz — die übrige Reiterei hat Collets mit kleinen Schößen; und zwar die Küraſſiere weiße — die Dragoner dunkelgrüne — die Ulanen dunkel-

blaue; alles mit verschieden farbigen Aufschlägen. Graue Mäntel gleich denen der Infanterie.

Ausrüstung: Küraſſiere: eiſerne Helme und Doppelküraſſe, die zwei älteſten Garde-Regimenter und das älteſte der Feld-Küraſſier-Regimenter (das des St. Georgen-Militair-Ordens) vergoldete; ein Feldregiment, das Pſkowſche, welches 1814 aus einem Dragoner- in ein Kuraſſier-Regiment umgewandelt wurde, blanke, in Frankreich erbeutete, die übrigen ſchwarz lackirte.

Ulanen: hohe, etwas ſchwere Czapkas, Schuppen-Epaulettes.

Huſaren: die beiden Garde-Regimenter Bärenfell-Kolpaks; die Feldregimenter hohe unförmliche, ſehr ſchwere und läſtige Czakos von verſchiedenen Farben.

Garde-Koſacken: cylinderförmige Pelzmützen von ſchwarzen, krauſen Lammfellen auf ſtark geleimter Pappe.

Die vier Garde-Küraſſier-Regimenter haben deutſche Sättel; die ganze übrige Reiterei, mit Einſchluß der Feld-Küraſſier-Regimenter, ungariſche Böcke, doch ſchwerere, als in der öſterreichiſchen Armee im Gebrauch ſind. Bei der Sattelung iſt aber wieder nicht ſowohl Zweckmäßigkeit maßgebend, als das Streben, die Vorderhand des Pferdes auf das Vortheilhafteſte zu präſentiren.

Kochgeſchirre zu drei Mann, die auf dem Marſch an den Mantel befeſtigt werden; das Ende des zuſammengefalteten Mantels paßt genau hinein.

Ausbildung. Die Großruſſen ſind kein Reitervolk. Schon die Natur ſcheint ſie nicht dazu beſtimmt zu haben, da, wie ſchon vorhin bemerkt werden mußte, ihr Wuchs ſie wenigſtens nicht vorzugsweiſe dazu eignet. Auch das Klima iſt ungünſtig, denn während des langen, ſtrengen Winters der nördlichen Gegenden Rußlands fühlt man ſich allerdings zu Pferde ſehr unbehaglich, und es reitet ſich auch unſicher im tiefen Schnee. So reitet denn der Großruſſe niemals, wenn er nicht ausdrücklich dazu gezwungen wird. Sich ſelbſt überlaſſen, ſpannt er ſein Pferd vor einen Schlitten oder Wagen und fährt. Selbſt die nationalen Wettrennen finden in Schlitten ſtatt. Auch die Pferdeliebhaberei der Reichen und Vornehmen, wo ſie echt und ernſthaft iſt, im Innern des Reichs, bezieht ſich auf Hart-Traber und Wettfahren. Die Verſuche, die man in Petersburg macht, ſich auch in dieſer Beziehung dem weſtlichen Europa nachzubilden, ſind

bis jetzt sehr schwach ausgefallen; die nationale, etwas orientalische Trägheit der höheren Stände, läßt es zu einer wahren Liebhaberei für ritterliche Uebungen nicht kommen. Auch der Cavallerie-Offizier reitet eben nur wenn er muß, im Dienst. Sieht man ja einen außer Dienst zu seinem Vergnügen reiten, so frage man nur nach seinem Namen; man wird in der Regel erfahren daß er ein Deutscher — ein Liefländer ist. Auch sehen die Russen, vielleicht ohne sich das recht klar zu machen, die Reitkunst als etwas an, das ihrem Wesen fremd ist. Wenigstens hört man wohl sagen: „il monte à cheval comme un Allemand", wenn jemand als guter Reiter bezeichnet werden soll, und Thatsache ist daß die Offiziere im Durchschnitt nicht grade musterhaft reiten.

Die Kleinrussen, die nächsten Stammverwandten der Kosacken, eignen sich ohne Vergleich besser zum Reiterdienst, besonders die im alten Heimatlande dieses Volksstammes, in den Dnieprgegenden hausenden.

So fehlte es denn, wenn man bei der Vertheilung der Rekruten auf Neigung und Anlage, nicht blos auf das Aeußere achten wollte, in Rußland dennoch nicht an dem Material zu einer tüchtigen Reiterei — nur müßten freilich auch in Beziehung auf die Ausbildung derselben andere Grundsätze angenommen werden.

Da die Reiterei dem Fußvolk in Schnurgleiche und Präcision aller Bewegungen durchaus nicht nachstehen soll, sonst aber im Grunde nichts verlangt wird — wenigstens nicht ernstlich und als etwas Wesentliches — sind die Pferde ungemein scharf gezäumt — überritten, unnatürlich kurz zusammen genommen, und wie man das nennt, hinter der Hand geritten. Die Folge ist, daß jedes Ausschreiten des Pferdes kurz ausfällt, und alle Gangarten sehr langsam werden; mit einem Zug Garde-Cavallerie im Parade-Galopp kann ein rüstiger Mann allenfalls zu Fuß Schritt halten, wenn er etwas lange Schritte macht, und das „Marsch-Marsch" eines Garde-Küraſſier-Regiments geht kaum über einen mäßigen train de chasse hinaus.

Die Aufgabe des Reiters ist, die verlangte Ruhe und Schnurgleiche nöthigen Falls mit eiserner Faust zu erzwingen; — in anderer Beziehung ist er seines Pferdes keineswegs unbedingt Herr; das zeigt sich so wie man etwas nicht ganz gewöhnliches von ihm verlangt. Einem, der nicht zu den sechzehn Karabiniers der Schwadron gehört, zu befehlen, er solle aus dem Gliede herausreiten, würde sich in den

allermeiſten Fällen vergeblich erweiſen. Er bringt ſein Pferd nich heraus.

Die ſchlimmſte Folge dieſer Dreſſur, die man wohl als ein unzweckmäßige bezeichnen darf, iſt aber daß die Knochen der Pferd dadurch gewaltig zu Grunde gerichtet werden. Schwerlich wird ma in irgend einer Reiterei ſo viele Pferde ſehen, die ſchwach auf de Knieen ſind, als hier — vor Allem in den Garde-Regimentern.

Formation. Das Reiter-Regiment iſt, wie bei der öſter reichiſchen Cavallerie, in Diviſionen zu zwei Schwadronen eingetheil deren jede eine Standarte hat und unter einem Stabs-Offizier ſteh

Die Escadron zerfällt in zwei Halb-Escadronen und vier Züge die Züge wieder in Halbzüge und Abmärſche zu dreien. Die Offi ziere halten vor der Fronte, und zwar die beiden Zugführer de Halb-Escadron zur Rechten, jeder vor der zweiten Rotte vom rechte Flügel ſeines Zugs; die Zugführer der Halb-Escadron zur Linke ein jeder vor der zweiten Rotte vom linken Flügel ſeines Zugs; de Rittmeiſter vor der Mitte; der Stabrittmeiſter als ſchließender Offi zier hinter der Mitte. Der Diviſions-Commandeur hält vor den Intervall ſeiner beiden Schwadronen und vor der Linie der übrige Offiziere. — Die Rangirung nach der Größe der Leute und Pferd geht in jeder Schwadron von den Flügeln nach der Mitte. — Zwiſche den beiden eine Diviſion bildenden Escadronen wird, wie überhaup zwiſchen allen Escadronen des Regiments, ein Intervall von zwanzi Schritten gelaſſen, ſo daß ſich nicht, wie in der öſterreichiſchen Reiterei die Diviſion, ſondern die Escadron als die taktiſche Einheit darſtell

Diviſion.

2.		1.		2.		1.		Halb-Escadron.
4.	3.	2.	1.	4.	3.	2.	1.	Zug.
2. 1.	2. 1.	2. 1.	2. 1.	2. 1.	2. 1.	2. 1.	2. 1.	Halb-Züge.

Da hier nicht weniger als bei der Infanterie Eleganz vor Allen beabſichtigt wird, deployirt die Cavallerie eben wie das Fußvolk auch auf Jalons, wie man das nennt: Gefreite, Jaloneurs benannt, be zeichnen die Punkte der Linie, die gebildet werden ſoll. Auf dem Exerzier-Platz eine große Erleichterung, die Präciſion ſichert und vo Mißgriffen vielfach bewahrt.

Rasche, kühne, unternehmende Beweglichkeit muß man im Felde von der russischen Reiterei nicht erwarten. Aber die Leute sind tapfer, und wenn nur die Gangarten rascher wären, Attaquen in wirklicher Carrière ausgeführt würden, möchten Massen-Angriffe dieser Cavallerie, besonders der vielen mit Lanzen bewaffneten Regimenter, gewiß nicht gering zu achten sein. Man hat bei der österreichischen Armee 1848 bis 1849 in Ungarn die Lanze schätzen gelernt, besonders den moralischen Eindruck eines Angriffs mit Lanzen bewaffneter Reiter. Freilich wurden diese Erfahrungen neu gebildeten Truppen gegenüber gemacht, doch sind sie darum nicht ohne Weiteres zu verwerfen. — Aeltere preußische Offiziere glauben ähnliche Erfahrungen in den Jahren 1813 und 1814 gemacht zu haben. Für den Russen vollends ist die Lanze die Waffe, in die er vorzugsweise Vertrauen setzt. Doch bleibt freilich die Hauptbedingung, die erfüllt werden müßte, daß man sich an entschlossenes Reiten und raschere Gangarten gewöhnte. So lange das nicht geschieht, könnten die Angriffe russischer Reiterei wohl mitunter etwas ohnmächtig ausfallen — hin und wieder sogar um so langsamer werden, je näher man dem Feinde kommt.

Uebrigens treten manche der Mängel, die sich in der russischen Cavallerie nachweisen lassen, bei den Feldregimentern, die mehr sich selbst überlassen bleiben, weniger hervor als bei den Garden.

c. Dragoner.

Die Idee, ein berittenes Fußvolk zu bilden, ist, wie wir dessen bereits an einer früheren Stelle gedacht haben, schon oft gefaßt, oft wieder aufgenommen worden, und zwar zu Zeiten, wo die allgemeinen Normen der großen Taktik einem solchen Beginnen günstiger waren als die gegenwärtigen Verhältnisse der Kriegführung —: und doch hat man sich immer wieder veranlaßt gesehen, die Versuche fallen zu lassen. Schon daraus ist man fast gezwungen zu folgern, daß in der Sache selbst ein Widerspruch liegt, der wohl nicht so leicht durch einen höheren Grad von Eleganz und kleine Verbesserungen in den Einzelnheiten zu beseitigen ist.

Was der Doppelbrauchbarkeit einer solchen Truppe immer hindernd im Wege stehen wird, liegt ziemlich nahe. Die erste Bedingung wirklicher Kriegstüchtigkeit jeder Truppe ist volles Vertrauen in die eigene Waffe. Der Reiter muß, wenn er etwas werth sein soll, sich als untrennbar von seinem Pferde betrachten; er muß an die Ueber-

legenheit seiner Waffe glauben, da wo sie überhaupt zur Verwendung kommen kann; er muß glauben daß Infanterie verloren ist, wenn sie ihm in der Fläche begegnet. Welches Doppel-Bewußtsein und Doppel-Vertrauen soll denn nun aber der Dragoner hegen?

In der Wirklichkeit wird wohl immer der Dienst zu Pferde das weit aus wichtigere Element dieses Doppeldienstes bleiben, und die natürliche Folge ist daß sich der Dragoner zu Fuß im ernsten Gefecht gar sehr unbehaglich fühlt; er wird sich ohne Zweifel, von seinem Pferde getrennt, gar sehr verwaist und verloren vorkommen.

Nun tritt noch etwas Anderes hinzu, das überall Berücksichtigung verdient und in der russischen Armee vielleicht mehr als in irgend einer anderen. Das Pferd ist mit der Habe des Reiters bepackt, namentlich auch mit seinem Brod — und der russische Soldat hängt ungemein an seinem Mantelsack, besonders wenn etwas Geld, etwas werthvolle Kriegsbeute darin stecken sollte. Was soll aus den Pferden werden, wenn die Mannschaft absitzt? — Sollen sie in der Nähe folgen, wie auf dem Exerzier-Platz geschieht? — Da könnten sie leicht namhafte Verluste erleiden, und was schlimmer ist, besonders wenn Granaten etwas häufig in den Trupp einschlagen, möchten die Pferdehalter wohl große Mühe haben die Thiere ruhig und in Ordnung zu erhalten. Es könnte sich ereignen daß ihnen das nicht gelingt. — Sollen die Pferde weiter zurück geschickt werden? — Dann würden die Dragoner zu Fuß sich doppelt verlassen und hülflos fühlen und die Sorge daß Pferd und Mantelsack unterdessen weit in's Weite gehen könnten, möchte leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Haltung der Mannschaft üben.

Nun hat man zwar in Rußland manches im Einzelnen besser zu machen gesucht als bei früheren Versuchen geschehen war — aber man hat auch, was von viel größerem Gewicht ist, die Idee die solcher Organisation zum Grunde liegt, nach einem sehr großartigen Maßstab erweitert. Anstatt einer Reiter-Truppe die gelegentlich als Fußvolk verwendet werden könnte — hat man sich bemüht ein organisches Ganze, einen selbstständigen Heertheil zu schaffen. Ein reitendes Fußvolk das, in Verbindung mit den Pikenieren, den Flügel-Eskadronen die zu Pferde bleiben — mit der reitenden Artillerie — ja mit den reitenden Pionieren die dazu gehören, überall selbständig auftreten — überall mit der Geschwindigkeit der Reiterei hingelangen

– alle drei Waffengattungen in das Gefecht bringen kann — und bestimmt ist in solcher Weise überraschend in Masse aufzutreten. — Allein was im Einzelnen für Verbesserung ausgegeben wird, scheint zum Theil von problematischem Werth, und mit der so mächtig erweiterten Idee, der so hoch gestellten Aufgabe, steigen auch die Schwierigkeiten — und zwar in dem Maße daß z. B. wirklich nicht abzusehen ist, was in einem großartigen Gefecht in dem hier gedachten Styl aus den Pferden werden soll.

Bewaffnung. Eine Flinte mit Bayonet, etwas kleiner und leichter als das Infanterie-Gewehr. Das Gewehr wird umgehängt über die rechte Schulter, das Bayonet in einer Scheide an der Säbel-Koppel getragen. — Man hatte vorgeschlagen die Flinten am Sattel und am rechten Steigbügel befestigt zu führen, wie das bei den Grenadieren zu Pferde der französischen Garde üblich war; allein — ganz abgesehen davon daß das Pferd „lebendes Gewicht" den Reiter und seine Ausrüstung leichter trägt, als den Reiter und dieselbe Ausrüstung, wenn ihm die letztere besonders als „todtes Gewicht", aufgepackt würde: es verginge dann wohl nach dem Absitzen eine ganz beträchtliche Anzahl Sekunden mehr, ehe die Leute als Infanterie in Reihe und Glied ständen. Der zauberhafte Reiz der plötzlichen Erscheinung könnte darüber zum Theil verloren gehen.

Die hier beliebte Art das Gewehr zu tragen, unterliegt jedoch manchem ernsten Bedenken; sie ruinirt Menschen und Pferde. Das Gewehr liegt nicht fest auf dem Rücken des Reiters; es darf sogar nicht fest angeschnürt sein, wenn die Möglichkeit gegeben sein soll, es augenblicklich über den Kopf weg herunter zu schwingen. Es schlägt daher bei den schnelleren Gangarten sehr stark und da es zu allem Ueberfluß über die rechte Schulter getragen wird, kommt das Schloß nach innen zu liegen. — Man mag sich denken wie der Rücken des Reiters während der Manoeuver-Zeit aussieht! — Braune und blaue Flecke verstehen sich von selbst; an wund gedrückten und geschlagenen Stellen fehlt es eben so wenig. Wer aufmerksam zusieht wird bald gewahr daß wenige Reiter im Stande sind, mit diesem Marter-Werkzeug auf dem Rücken, im Trab grade aufrecht im Sattel zu sitzen. Sie nehmen mitunter seltsame Stellungen an um sich den Zustand erträglicher zu machen; der unregelmäßige Sitz und die unregelmäßige Führung, die sich daraus ergiebt, nehmen dann auch

die Pferde mehr mit als ſonſt nothwendig wäre. So kann m denn wohl ſeine Zweifel hegen wie der alte Korporal in Sir Wal Scott's Old mortality: „I think little good will come of th newfangled way of slinging their carabines“. — Wahrſchein finden die Leute im Felde bald eine andere Methode, und man m ſie müſſen gewähren laſſen.

Die beiden Flügel-Eskadronen „Pikeniere“ ſind mit Lan gleich denen der Ulanen bewaffnet. Außerdem haben alle Dragoi Säbel und je eine Piſtole. Früher waren die Säbel denen d leichten Reiterei gleich; man bemerkte aber daß ſie ihrer Länge weg zu Fuß, namentlich in Dorfgefechten, bei dem Ueberſteigen v Hecken u. dgl. hinderlich ſeien. Da hat man denn den Dragone einen kurzen, ſtark gekrümmten Säbel ohne Korb gegeben, der lederner Scheide, in tſcherkeſſiſcher Weiſe verkehrt, d. h. die Schnei nach rückwärts gewendet, hoch und weit zurück an der linken Hüf getragen wird. Der hindert nun freilich zu Fuß weniger als d lange Schleppſäbel, iſt aber dagegen auch im Gefecht der Reiterei Pferde, eine ſehr mittelmäßige Waffe.

Ausrüſtung. Helme gleich denen des Fußvolks. Nur da eine Garde-Regiment — die Grenadiere zu Pferde — iſt mit eine Kopfbedeckung geſchmückt, die der verſtorbene Großfürſt Michael eigen erſinnen mußte, da die Leute Grenadiere zu Pferde ſein, doch abe der franzöſiſchen Truppe gleiches Namens in nichts ähnlich ſei ſollten. Sie beſteht aus einem Helm von gebranntem Leder, vo deſſen runder, einfacher, mit Schirm und Nackenſchirm verſehene Haube ſich ein ziemlich hohes Schild, ebenfalls von gebranntem Leder erhebt; und iſt dann noch durch eine in die Quere darüber gelegt Raupe von Roßhaar bedeutend erhöht.

Alle Dragoner haben Schuppen-Epaulettes; die übrige Aus rüſtung iſt ganz wie bei der leichten Reiterei.

Formation. Die Formation zu Pferde gleicht auch der der übrigen Reiterei; die Dragoner-Escadronen bilden, wie ſchon geſagt, die Mitte, die Pikeniere beide Flügel. — Bei dem Exerzieren zeig ſich daß die Regimenter als Reiter-Regimenter zu ſtark ſind und dadurch unbehülflich werden. Das wäre hier mehr zu beachten als bei der leichten Reiterei, die im Kriege vielfach veranlaßt iſt zu detachiren,

während ein Dragoner-Regiment bestimmt ist, stets vollständig beisammen zu bleiben.

Sollen sie als Fußvolk verwendet werden, so sitzen die acht mittleren Schwadronen — d. h. zwei Drittheile ihrer Mannschaft — ab und bilden die 8 Züge eines Bataillons. In jedem Abmarsch zu Dreien bleibt der Mann Nr. 2 zu Pferde und geht im ersten Gliede vorwärts, im zweiten Gliede rückwärts aus dem Gliede hinaus um für die anderen Raum zum Absitzen zu machen; Nr. 1 und Nr. 3 steigen ab und übergeben ihre Pferde Nr. 2. — Von jedem Regiment bleiben zwei Stabs-Offiziere, von jeder „kleinen" Division ein Rittmeister, von jeder Escadron ein Offizier bei den Pferden zurück.

Bisher, da das Dragoner-Corps aus zwei Divisionen bestand, befehligte, wenn das ganze Corps zu Fuß auftreten sollte, der eine der beiden Divisions-Generale die Pikeniere und Pferde, der andere die aus 8 Bataillonen bestehende Infanterie-Division, — in jeder Division der eine Brigade-General Alles was zu Pferde bleibt, der andere die Fußbrigade von 4 Bataillonen.

Sollte nun ein unbefangenes Urtheil über das Dragoner-Corps in wenige Worte zusammengefaßt werden, so könnte es wohl kaum anders ausfallen, als daß diese Truppe, aus weit gehender Rücksicht auf den Dienst zu Fuß, als Reiterei in einen nicht gerade das Beste versprechenden Zustand versetzt worden ist — die Verwendung zu Fuß aber, um derentwillen man diese Opfer gebracht hat, im Ernst, im Kriege ganz gewiß, so wie man sie gedacht hat, nie und nimmer zur Ausführung kommen wird.

Damit soll nicht gesagt sein daß man nicht hin und wieder einmal eine Schwadron wird absitzen lassen um zu Fuß zu fechten, wie das ja auch früher gelegentlich geschehen ist. — Es soll auch nicht in Abrede gestellt werden daß dergleichen unter Umständen im Kleinen und Besonderen von sehr wesentlichem Nutzen sein kann. Es muß gewiß sehr erwünscht sein, wenn z. B. Reiterei mit einer Recognoscirung in die Weite beauftragt, nicht durch den ersten besten feindlichen Infanterie-Posten aufgehalten werden kann, der sich etwa an einer Brücke über einen sumpfigen Bach verbarricadirt hat; wenn dann eine Truppe zur Verfügung steht, die darauf vorbereitet ist abzusitzen und ein solches Hinderniß im Gefecht zu Fuß zu überwältigen. Aber um solche Dienste leisten zu können, müßten die

Dragoner-Regimenter, die dann auch nicht so stark zu sein brauchten, ei
zeln bei den leichten Reiter-Divisionen, bei der Avantgarde und den Seite
Corps vertheilt sein, anstatt in Masse zusammengehalten zu werde

Hier läge der Nutzen einer solchen Waffe; daß dagegen die d
gesammten Organisation des russischen Dragoner-Corps zum Grun
liegende Idee niemals zur Ausführung kommen wird, das läßt si
mit unbedingter Bestimmtheit vorhersehen und sagen. Diesen ganz
Heertheil in Masse, in den vorgeschriebenen Normen als Doppelwa
zu verwenden — dazu wird schwerlich jemals irgend einer der höhere
Führer den Muth haben. — Der Eindruck, den die Macht der Wir
lichkeit nie zu machen verfehlt, wird im Felde den Gedanken dara
gar nicht aufkommen lassen. Dergleichen pflegt ganz von selbst z
unterbleiben, ohne daß es auch nur erwogen oder discutirt würd
so bald das Bewußtsein herrschend geworden ist, daß es nun Ernst se

Alles erwogen, hat man wohl, im graden Widerspruch mit d
officiell in Rußland herrschenden Ansicht, von den Dragonern etwa
weniger zu erwarten, als von der übrigen Reiterei.

d. Die Artillerie.

Charakteristisch ist — und von alten Zeiten her — die gro
Vorliebe für Wurfgeschütze, namentlich für lange Haubitzen, welc
die russische Armee schon in großer Anzahl führte, als man noch i
keiner anderen darauf bedacht war. Ein verhältnißmäßig leichtes M
terial und ausreichend starke Bespannung macht die russische Artiller
sehr beweglich, in welcher Beziehung sie wenigstens bis auf die neue
Zeit herab, namentlich vor der französischen viel voraus hatte. Welc
Verhältnisse sich im Gefecht anderen Artillerien gegenüber aus die
Eigenthümlichkeiten im Einzelnen ergeben werden, müssen wir speciell
Fachmännern überlassen zu erörtern. Im Allgemeinen sollte ma
glauben daß verdeckte Aufstellungen dieser großen Anzahl Wurfg
schützen gegenüber, innerhalb der Schußweite derselben, einen Th
ihres Werthes verlieren müssen. Dagegen möchte, von wegen d
unsicheren Wurfs der Einhörner, die Gesammtwirkung der ganz
auf einem Schlachtfelde vereinigten russischen Artillerie geringer a
zuschlagen sein als z. B. die einer gleichen Anzahl preußischer G
schütze, oder auch französischer. Denn führt auch die französisch
Artillerie verhältnißmäßig weniger Zwölfpfünder, so ist doch ihr Ac
pfünder dem russischen Sechspfünder bedeutend überlegen.

Material. Die russische Artillerie gehört zu denjenigen, welche das neuere sogenannte englische Block-Lafetten-System nicht angenommen haben. Sie hat also Wandlafetten; vier Riegel, Richtkeil und Schraube, Richtstöcke am Lafettenschweif befestigt. Das Lafettenrad des Zwölfpfünders hat 54 Zoll im Durchmesser, im Uebrigen sind alle Räder der Artillerie-Fuhrwerke einander gleich, 4 Fuß hoch; 16 Felgen, zwölf Speichen; der Radbeschlag besteht nicht aus einem Reif, sondern aus sechs getrennten Schienen. Hölzerne Achsen.

Die Geschütze der schweren Fußbatterien führen gar keine Munition im Protzkasten mit sich. Die Einhörner der schweren reitenden Batterien haben im Protzkasten nur je = 4 Granat- und 2 Kartätschen-Schuß;

die 6 Pfünder	sowohl der leichten,	16 Kugel-, 4 Kartätsch.-Schuß.
die ¼pudigen	Fuß- als der reiten-	6 Granat-, 5 Kartätsch.-Schuß
Einhörner .	den Batterien . .	und 1 Brand-Granate.

Ferner folgen den Batterien leichte zweirädrige Munitions-Karren mit Gabel-Deichsel und mit je drei Pferden bespannt; das Seitenpferd zur Linken ist das Sattelpferd. Man hält in Rußland diese Karren, weil leicht in jedem Gelände fortkommen, für viel zweckmäßiger als die vierrädrigen Munitions-Wagen anderer Artillerien. Sie sollen sich überall bewährt haben, und in der That möchten manche eigenthümliche Vortheile nicht zu bestreiten sein. Jedem Geschütz der leichten Batterien folgen 2, jedem der schweren 3 solche Karren.

Der Munitions-Karren des Sechspfünders enthält = 62 Kugel-, Kartätschen-Schuß, der Munitions-Karren des ¼pudigen Einhorns 38 Granat-, 12 Kartätschen-Schuß, 4 Brand-Granaten und 1 Leuchtkugel. Der Sechspfünder ist demnach im Ganzen mit 170, das ¼pudige Einhorn mit 120 Schuß und 2 Leuchtkugeln ausgestattet.

Die 3 Karren des Zwölfpfünders und des ¼pudigen Einhorns enthalten zusammen:

die des Zwölfpfünders:	die des ¼pudigen Einhorns:
= 80 Kugelschuß,	= 80 Granat-Wurf.
= 30 Kartätschen,	= 30 Kartätschen,
= 10 Brandkugeln	= 10 Brand-Granaten,
	= 1 Leuchtkugel,
= 120 Schuß.	= 121 Schuß.

Bedenklich ist nur in Beziehung auf das Material daß in
Artillerie-Werkstätten eben auch großer Unterschleif getrieben wird.
Batterie-Commandeur bemerkt z. B. daß eine Lafetten-Wand gesprun
ist; er sendet die so beschädigte Lafette in die Werkstätten und verlar
wie sich von selbst versteht, in streng dienstlicher, in Rußland ungem
umständlicher Form, eine neue Lafetten-Wand. Nach einiger
bekommt er seine Lafette mit der alten Wand zurück; der Riß
mit Fensterkitt vermacht und das Ganze glänzend neu angestrich
angerechnet wird natürlich der Verwaltung eine neue Lafetten-Wa
Solche Fälle sind selbst in Petersburg bei der Garde nicht sel
vorgekommen und auch in ziemlich weiten Kreisen bekannt geword
nur nicht am rechten Ort. — Der Batterie-Commandeur entschli
sich nicht leicht, dergleichen, so verdrießlich es ihm sein mag, offizi
zur Sprache zu bringen. Er weiß, wen er zu schonen hat. Niema
sticht gern in ein Wespennest.

Bespannung. Der Zwölfpünder der reitenden Batterien
mit 8; der Zwölfpfünder der Fuß- und der Sechspfünder der reitend
Batterien mit 6; der Sechspfünder der leichten Fußbatterien endli
mit 4 Pferden bespannt. Da die Lafetten, wie wenigstens die rus
schen Artillerie-Offiziere versichern, so leicht sind, daß das Gesamm
Gewicht des Zwölfpfünders nur etwa = 3500 Pfund, das des Sech
pfünders nur 2640 russische Pfunde beträgt, wäre die Last, die a
jedes einzelne Pferd kommt, bei der reitenden Artillerie nur etw
zu 450 Pfund, bei der Fußartillerie, bei den Zwölfpfündern zu
bei den Sechspfündern zu 675 Pfund anzuschlagen. Die russisch
reitende Artillerie ist demnach weniger belastet als irgend eine ander
Auch die Pferde der Zwölfpfünder-Fuß-Batterien sind um etwa
weniger belastet als die preußischen; die Geschütze der „leichten
Batterien stehen in dieser Beziehung den preußischen Sechspfünder
Batterien ungefähr gleich.

Zu Gunsten der zweirädrigen Munitions-Karren ließe sich noch
anführen, daß hier nicht blos das Verhältniß zu beachten ist, in
welchem die Last zu der Bespannung steht, sondern auch der Umstand
daß die absolute Leichtigkeit der Fuhrwerke über manche Schwierig
keit hinaushilft, über die ein an sich schwereres Fuhrwerk, selbst bei einer
verhältnißmäßig stärkeren Bespannung, nicht so leicht hinwegkömmt.

Was die sonstige Beschaffenheit der Bespannung anbetrifft, ist

man in der neuesten Zeit wieder zu dem kleineren Schlag Pferde — sogenannten Doppelkleppern — zurückgekehrt, die in den früheren Kriegen (1812—1814) verwendet wurden. Sie lassen wenig oder gar nichts zu wünschen. Eine naturgemäßere Abrichtung als bei der Reiterei ergiebt sich ganz von selbst. Die Geschirre sind aus tüchtigem Juchten-Leder gut gearbeitet; doch stoßen wir auch hier wieder auf dieselbe Eigenthümlichkeit, die schon in Beziehung auf das Lederzeug der Reiterei bemerkt werden mußte: die Eisentheile an den Geschirren sind etwas zu schwach gehalten. Daß der Anspann reißt, kommt bei Manoeuvern weniger selten vor als man erwarten sollte; fast ohne Ausnahme aber sind es die Eisenringe die brechen. — Die Deichseln sind sehr kurz, die Stangenpferde in Folge dessen auch kurz angespannt. — Die Ration für die Artillerie-Pferde ist der für die Pferde der Reiterei gleich; und wie die Reiterpferde sollen auch die der Artillerie neun Jahre ausdauern.

Im Frieden sind übrigens nur die zur Bespannung der Geschütze erforderlichen Pferde vollzählig vorhanden. Außerdem bei jeder Batterie 4 Gespanne (12 Pferde) zu Munitionskarren, und ein verhältnißmäßiger Theil der zur Bespannung der Reserve-Lafetten, Feldschmieden, Medizin-Karren u. s. w. nöthigen Pferde.

Ausrüstung und Bewaffnung der Mannschaft. — Helme, denen der Infanterie und Dragoner gleich; — die Bekleidung wie bei der Infanterie, und für die reitende Artillerie wie bei den Dragonern. — Die Fuß-Artillerie hat Infanterie-Säbel, die reitende Husaren-Säbel und jeder Mann eine Pistole.

Formation. Die Batterien sind von Stabs-Offizieren befehligt, in Halb-Batterien und in Sectionen zu 2 Geschützen eingetheilt, deren jede von einem Offizier befehligt wird.

Die Nummern der schweren und leichten reitenden Batterien gehen, mit Ausnahme der Garden, in der Folge der Brigaden durch die ganze Armee von 1 bis 26.

Die Nummern der schweren wie der leichten Fuß-Artillerie-Batterien gehen jede Reihe für sich, in der Folge der Brigaden, nur durch ein Armee-Corps; die der schweren Batterien von 1 bis 4, die der leichten von 1 bis 8.

Die gewöhnliche Colonne ist zu 4 Geschützen aus der Mitte gebildet; der Abstand der Geschütze von einander soll unter allen Be-

dingungen 20 Schritte sein — was sich im Ernst wohl nicht imm
wird durchführen lassen. — Eigenthümlich ist daß die russische A
tillerie nie anders zum Gefecht vorgeht als mit geladenen Geschütze
wogegen man anderwärts ein Vorurtheil hat. In Folge dessen kön
natürlich die russische Artillerie immer sehr schnell zum Schuß u
hat häufig im Gefecht gegen Artillerie den ersten Schuß voraus
Beides ist ihr schon oft gar sehr zu statten gekommen.

Wie sich von selbst versteht, wird die Artillerie nicht wenig
sorgfältig geübt als die anderen Waffen; besonders in rascher Han
habung der Geschütze, in raschem Auf- und Abmarschiren. Auch feue
sie sehr schnell und verpufft bei den Manoeuvern eine große Men
Pulver in sehr kurzer Zeit. Ein Anderes wird dagegen zwar au
getrieben, doch nicht mit dem nachhaltigen Ernst, der eigentlich geral
hier vorherrschen müßte: nämlich das Schießen nach dem Ziel. I
Beziehung auf die Zahl der Treffer möchte wohl die russische Artiller
gegen die fast aller anderen europäischen Armeen nicht unerhebli
zurückstehen.

Zum Schluß bleibt zu bemerken daß eine Umbildung der g
sammten Artillerie in Batterien zu 8 Geschützen beabsichtigt ist, —
wobei aber die Geschützzahl jeder Division der gegenwärtigen glei
bleiben soll. Sie ist sogar bei einigen Heertheilen bereits begonne
doch liegen keine näheren Angaben darüber vor, wie weit sie bereit
gediehen sein mag.

e. Ingenieur-Truppen.

In Beziehung auf diese ist wenig mehr zu bemerken, als da
sie nebenher im Fronte-Dienst der Infanterie geübt werden, ganz wi
diese selbst, und daß diese Nebensache nachgerade weit überwiegen
die Hauptsache geworden ist. Ihrer Ausbildung als Sappeurs un
Pioniere wird sehr wenig nachgefragt, doch sind sie immerhin auc
in dieser Beziehung brauchbar.

Gekleidet und ausgerüstet ist die Mannschaft dieser Truppe gan
wie die Infanterie; bewaffnet mit der Dragoner-Flinte, und anstat
des Säbels mit einem Faschinenmesser.

C. Taktik im Großen.

Ein eigenthümliches Streben, die Führung und Verwendung
der Truppen nicht sowohl auf bestimmte Grundsätze, als auf genau

vorgeſchriebene Verfahrungsweiſen zurückzuführen, erſcheint, wie man wohl ſagen darf, in der ruſſiſchen Armee wirklich auf die äußerſte Spitze getrieben. Es iſt beinahe, als ſollte die Kunſt des Feldherrn auf dem Schlachtfelde geübt werden, wie in China die Kunſt der Aerzte, denen da das Verfahren jeder Krankheits-Erſcheinung gegenüber, beſtimmt und genau vorgeſchrieben iſt. Wenigſtens hat man zweckmäßig gefunden, eine Anzahl von Normal-Stellungen einzuführen, die maßgebend ſein ſollen und von denen man hofft, daß ſie ſo ziemlich für alle Fälle ausreichen werden.

Es iſt möglich, daß die Unſelbſtändigkeit mancher Diviſions- und Brigade-Generale, die man im Lauf der Feldzüge 1828, 1829 und 1831 hatte wahrnehmen können, dazu beigetragen hat, den Gedanken zur Reife zu bringen. Unberückſichtigt mußte dabei jedoch geblieben ſein, wie unendlich vielgeſtaltig das wirkliche Leben in allen ſeinen Erſcheinungen iſt; auch im Kriege. Welcher Art auch die in den letzten Kriegen gemachten Erfahrungen ſein mochten, man ſollte denken, daß ſie eher auf etwas ganz Anderes führen mußten, als auf den Verſuch, die taktiſche Verwendung der Truppen auf dem Schlachtfelde, nach einem ein für allemal feſtſtehenden lebloſen Schematismus zu ordnen, und durch einen ſolchen Schematismus zu erſetzen, was etwa den Führern der Heertheile an eigener Geiſtesthätigkeit, an ſelbſtändiger Einſicht und Initiative fehlte.

Wie dem nun aber auch ſein möge, im Jahre 1834 wurden im ruſſiſchen Heere die Normalſtellungen eingeführt. Folgende Punkte wurden dabei als maßgebende Grundſätze feſtgeſtellt, denen die beſonderen Anordnungen zu entſprechen hätten.

1. Die Truppen ſind immer in drei, oder allerwenigſtens in zwei Treffen aufzuſtellen, damit gegenſeitige Unterſtützung oder Ablöſung des erſten Treffens, im Fall es geſchlagen wird, ſtattfinden könne.

2. Im erſten Treffen werden nur ſo viele Truppen verwendet, als für die erſte Begegnung mit dem Feinde genügend ſind.

3. Die beſten Truppen, — nie weniger als ein Drittheil des Ganzen — werden in die Reſerve, ſo viel als möglich außer dem Bereich der feindlichen Geſchütze, oder verdeckt aufgeſtellt. (Wie dieſer Grundſatz zur Anwendung kommen ſoll, werden wir demnächſt bei Gelegenheit der Anordnungen im Einzelnen ſehen.)

4. Ein Theil der Artillerie wird vor dem erſten Treffen auf fahren, der Reſt bleibt in Reſerve.

5. Auf beiden Flügeln der vorgeſchobenen Batterien vertheilt Infanterie-Diviſion Tirailleurs, die Reiterei Flanqueurs, die Ein wie die Andern mit ihren vorſchriftsmäßigen Reſerven.

6. Da die Reiterei auch da, wo ſie zur Vertheidigung mitwirk ſoll, ſo gut wie in offenſiv geführten Gefechten, nur durch den Angr wirken kann, wird ihr erſtes Treffen gewöhnlich (d. h. in der Reg aus in Linie entfalteten (deployirten), zum Angriff bereiten Es dronen gebildet; das zweite formirt ſich in Diviſions-Colonnen a der Mitte, welche bequem ſowohl das erſte Treffen rückwärts dur laſſen, als ihrerſeits durch daſſelbe vorgehen und ſich leicht und ſchn zum Angriff entfalten können.

7. Für den Fall, daß es nöthig wäre, durch das Kleingewe feuer zu wirken(!) ſind die Bataillone des erſten Treffens in einig der Normal-Stellungen, mit Ausnahme derer, welche die Flügel bilde entfaltet (deployirt). Da aber gegenwärtig das Feuer der geſchloſſen Bataillone vollſtändig und mit großem Vortheil durch das Feu der Tirailleurs erſetzt wird, ſind in der großen Mehrzahl der Fäl die Bataillone ſowohl des erſten, als des zweiten Treffens in Colon aus der Mitte zu ordnen, die ſich leichter bewegen als Bataillone i Linie und nöthigen Falls leicht und ſchnell deployiren können. (D Bataillons-Colonne aus der Mitte iſt alſo die Grundſtellung der In fanterie.)

8. Die Reſerven, ſowohl der Reiter- als der Infanterie-Diviſionen ſind regelmäßiger Weiſe in großen, geſchloſſenen Colonnen zu ver einigen, damit man ſie deſto leichter gedeckt aufſtellen könne und dan auch, weil ſie ſich in Colonne beſſer mit der gehörigen Geſchwindig keit überall hin, wie es die Umſtände gebieten, bewegen können.

Schon dieſe allgemeinen Grundſätze können, wenn man ſich nich darauf beſchränkt ſie flüchtig zu überleſen — ſo plauſibel ſie auch im Ganzen klingen — manches Bedenken erregen.

Nur ſo viel Truppen als für die erſte Begegnung mit dem Feinde genügen, ſollen im erſten Treffen verwendet, alles Uebrig als nähere oder entferntere Reſerven zurückbehalten werden —: wo iſt der Maßſtab gegeben für das was genügt im gegebenen Fall? — Er iſt keineswegs leicht zu finden! — Ja, bei näherer Erwägung

ergiebt sich wohl daß dieser so kurz, und wie die Autoren wohl meinen, klar als allgemein geltendes Gesetz hingestellte Satz, sehr unklar und unvollständig gedacht ist. Was haben wir uns denn bei diesem „genügen" eigentlich zu denken? — Ist dabei lediglich an Vertheidigung gedacht? — sollen wir darunter verstehen, daß zur Vertheidigung der Stütz- und Schlüsselpunkte unserer Stellung nur so viele Truppen verwendet werden sollen, als nöthig sein möchte, einem ersten feindlichen Angriff eine Zeit lang zu widerstehen, und die man alsdann mit der gehörigen Sparsamkeit durch nachgesendete Truppen zu verstärken gedenkt, so oft der feindliche Angriff übermächtig zu werden droht? — Oder soll derselbe Grundsatz auch für die Offensive maßgebend sein, auch in ihr dieselbe Sparsamkeit in der anfänglichen Verwendung der Truppen vorherrschen?

Der Gedanke, daß man zunächst möglichst wenige Truppen im unmittelbaren Kampf verwenden, so viel als möglich in Reserve behalten, und mit diesen Reserven gut haushalten müsse, ist überall mehr und mehr vorwaltend geworden, seitdem eine andere Gliederung der Heere und tiefere Aufstellungen an die Stelle der zwei Treffen der Taktik des siebenjährigen Krieges getreten sind, und nachhaltige, lange andauernde Gefechte herbeigeführt haben.

Aber wie Alles im Leben, kann auch dieser Grundsatz, mechanisch, geistlos angewendet, auf verderbliche Abwege führen. Er kann dahin führen, daß man seine ersten Angriffe mit unzureichenden Mitteln unternimmt, so daß sie gar nicht gelingen können — sie dann fort und fort in nie ausreichender Weise unterstützt und auf diese Weise seine sämmtlichen Streitkräfte verbraucht in Angriffen, die immerdar ohnmächtig und fruchtlos bleiben. Das ist mehr als einmal geschehen.

Dagegen kann ein gleich zu Anfang mit einer Uebermacht, die diesen Theil-Erfolg sicher stellt, unternommener erster Angriff unter Umständen gar wohl dahin führen, daß man fort und fort gegen die heranrückenden Reserven des Feindes in siegreichem Vorschreiten bleibt. Auch Beispiele dieser Art ließen sich anführen. — Und nun vergegenwärtige man sich, welche Frage an den Feldherrn herantritt, wenn es sich um die Verwendung einer letzten Reserve handelt — gegen das Ende eines Gefechts, das nicht durchaus nach Wunsch gegangen ist, aber sich noch ohne Entscheidung hinzieht. Soll die letzte Reserve verwendet werden den Sieg zu erzwingen? — oder lediglich dazu,

den Rückzug zu decken und eine vollständige Niederlage zu vermeide
Wählt man das erstere, so stürzt man sich möglicher Weise in gä
liches Verderben; entschließt man sich zu dem Letzteren, so giebt m
vielleicht einen entscheidenden Sieg aus der Hand und läßt eine v
lorene Schlacht daraus werden. Hier giebt es in Wahrheit kei
Berechnung, denn wer wüßte den Zustand des Feindes mit der S
stimmtheit zu ermessen, daß eine Berechnung darauf gegründet w
den könnte. Das Schicksal der Nationen wird da, wir möchten sage
von dem Ahnungs-Vermögen des Feldherrn abhängig, von seine
Charakter und dem Vertrauen, das er in sich selbst und sein Gesch
setzt. Aber das Vertrauen auf sich selbst kann irre führen, wie d
Zweifel an sich selbst! — Nicht nur die preußischen Generale irrte
sich 1806 bei Auerstädt in Beziehung auf die Verwendung der letzte
Reserven, — nicht nur Rüchel an demselben Tage bei Jena in einer
gerade entgegengesetzten Sinn, — sondern auch Napoleon gab sich selb
bei Waterloo eine falsche Antwort auf die verhängnißvolle Frage.

Das Alles soll hier nur gesagt sein, um in Erinnerung zu brin
gen, wie mißlich es ist, wenn man die wirklichen, tief gehende
Schwierigkeiten der Kriegführung durch eine leichthin ausgesprochen
Vorschrift, die man selbst keineswegs erschöpfend durchdacht hat, glaub
bewältigen zu können.

In besonders charakteristischer Weise auffallend ist dann auch de
Punkt Nr. 7 —: „Für den Fall daß es nöthig sein sollte durch Klein
gewehrfeuer zu wirken —" dieser Fall wird in diesen Worten mittel
bar als eine Ausnahme bezeichnet, und wir sehen hier wieder di
eigenthümliche Vorstellung durchschimmern, daß das Bayonet die
eigentliche Waffe des Russen sei. Von eben dieser Vorstellung geben
dann weiter die Weisungen aus, denen zufolge das Feuergefecht im
Allgemeinen ausschließlich den Tirailleur-Ketten überlassen bleiben
soll — während doch gerade in den russischen Bataillonen nur ein
verhältnißmäßig geringer Theil — nur ein Viertheil — der Mann
schaft, für das Schützengefecht bestimmt und ausgebildet ist!

Im Lauf der Feldzüge 1812 bis 1814 mögen in der That die
Bataillonsmassen im freien Felde, und abgesehen von Postengefechten,
vielfach nur wenig wirklich gefochten haben; der Kampf im freien
Felde wurde wohl in der Mehrzahl der Fälle durch das Schützengefecht
und das entschlossene Nachrücken der Massen entschieden — anderer-

ſeits durch das Ausweichen der durch Schützen- und Geſchütz-Feuer erſchütterten Maſſen, deren Tirailleur-Kette zurückgedrängt im Weichen war. So wird uns der Hergang in den Berichten geſchildert, die näher auf den Verlauf des Gefechts eingehen; namentlich in General Hofmann's Darſtellung der Schlacht bei Borodinò.

Aber man hatte doch im Jahr 1834 gar nicht weit zu ſuchen nach Erfahrungen, aus denen hervorgeht, was das, ruhig und ſicher, auf angemeſſene Entfernung abgegebene Feuer in Linie entfalteter Infanterie unter Umſtänden zu bedeuten hat. Ganz abgeſehen von Wellington's Feldzügen in Spanien, wo es den franzöſiſchen Colonnen der in Linie entfalteten engliſchen Infanterie gegenüber niemals glücken wollte, brauchte man ſich in Rußland nur der Schlacht bei Grochow (1831) zu erinnern; da ſcheiterten alle Angriffe der ruſſiſchen Infanterie auf das bekannte Erlengehölz ſchließlich an dem Feuer zweier polniſchen Bataillone, die mitten in dieſem Gehölz, eine baumfreie Wieſe vor ſich, hinter einem Graben in Linie aufmarſchirt ſtanden.

So begegnet uns denn ſchon in dieſen allgemeinen Sätzen eine einſeitig beſchränkte Anſicht taktiſcher Verhältniſſe, die ſich zum Theil in willkürlichen Vorſtellungen bewegt. Im Uebrigen ſind in eben dieſen Sätzen allgemeine Anſchauungen und Vorſchriften, die in das Einzelne gehen, nicht gerade ſtreng logiſch geſondert. Doch thut das wenig zur Sache. Wir wenden uns nun zu den Normal-Stellungen ſelbſt, die angeblich dieſen Grundſätzen entſprechen.

a. Normal-Stellungen der Infanterie.

Die Frontlänge des in Linie entfalteten Bataillons wird zu 200 Schritt angenommen; das Intervall zwiſchen zwei Bataillonen in Linie zu 20 Schritt; die Frontlänge einer Bataillons-Colonne zum Angriff (aus der Mitte gebildet) zu 45 Schritt.

1. Die gewöhnliche Stellung (officiell ſo benannt). Taf. I, Nr. 1.

Vier Bataillone im erſten Treffen; davon die beiden mittleren in Linie entfaltet, die Flügel-Bataillone in Colonne aus der Mitte.

Im zweiten Treffen 4 Bataillone in Colonnen aus der Mitte hinter den Bataillonen des erſten Treffens.

Acht Bataillone in Reſerve, in zwei Linien zu 4 Bataillonen, in Bataillons-Colonnen aus der Mitte, auf kleine Diſtanzen geſchloſſen.

Die Jäger-Brigade bildet das erste und zweite Treffen; i Musketier-Brigade die Reserve. In beiden aber hat das erste R giment den rechten, das zweite den linken Flügel; und zwar werd sowohl die beiden Treffen als die Reserve in einer der Bildung d Bataillons-Colonne aus der Mitte entsprechenden Weise gebildet, d. die Bataillone, welche das Centrum bilden würden, wenn sich d ganze Brigade in einer Linie entfaltete, bilden das erste Treffe diejenigen dagegen, welche bei der Entfaltung die Flügel-Bataillo sein würden, rücken als zweites hinter dieses erste.

Es hat demnach das rechts stehende erste Regiment sein 4. un 3. Bataillon im ersten, das 2. und 1. Bataillon im zweiten Treffe das links stehende zweite Regiment umgekehrt, sein 1. und 2. Bataillo im ersten Treffen, sein 3. und 4. im zweiten. — Die beiden Reg menter der Reserve ordnen sich, wie gesagt, in derselben Weise.

Zwei Batterien werden vor den Flügel-Intervallen des erste Treffens aufgefahren, die dritte bleibt in Reserve. Die Reserv Stellung der Batterie ist in Colonne aus der Mitte mit 4 Geschütze Fronte. — (Bei der neuen Eintheilung der Artillerie in Batterie zu 8 Geschützen werden wohl ohne Zweifel ebenfalls zwei Batterie in erster Linie vorgeschoben sein und zwei in Reserve bleiben.)

Die Flanken der vorgeschobenen Batterien sind durch eine Schützen kette mit ihren gewöhnlichen Reserven gedeckt.

Vorschriftsmäßig steht das zweite Treffen in einer Entfernung von 200 Schritten hinter dem ersten, die Reserve 400 Schritte hinte dem zweiten Treffen; die zweite Linie der Reserve 60 Schritte hinter der ersten. Die Länge der Stirnseite (Fronte) der gesammten Divi- sion beträgt in dieser Aufstellung = 1000 Schritte.

Es kommen also in dieser Stellung auf jeden Schritt Stirnseiten- Länge nicht weniger als 17 Mann! — Das ist sehr viel, sogar im buchstäblichsten Sinn des Worts unerhört viel, denn in keiner Schlacht, die bis jetzt geschlagen worden ist, hat je ein Heer eine Stellung von solcher taktischen Tiefe genommen. Und doch ist hier nur von der Stellung einer Division mit ihrer besonderen Reserve die Rede. Handelt es sich um die Stellung eines ganzen Heeres, so muß man noch Armee-Corps-Reserven und eine allgemeine Heeres-Reserve hin- zudenken, so daß sich, wie wir demnächst sehen werden, eine noch viel

größere Zahl Mannschaft auf jeden Schritt Stirnseiten-Länge der Stellung ergiebt.

Die 17,000 Mann der Division sind auf einen Raum von $\frac{1000}{1000}$ Schritte Länge und wenig über 700 Schritte Tiefe zusammengedrängt. Von einer gedeckten Aufstellung der Reserven wird in der geringen Entfernung von der Frontlinie, die ihnen vorgeschrieben ist, wohl nur selten die Rede sein können. Was darüber in den allgemeinen Vorschriften gesagt ist, darf demnach wohl nur von den Reserven der Armee-Corps und der allgemeinen Armee-Reserve verstanden werden; wenigstens kann es nur da zur Ausführung kommen.

Es darf hier wohl wiederholt werden, daß solche Stellungen allerdings einen tüchtigen, nachhaltigen Widerstand versprechen, daß man sich aber in ihnen auch auf ganz unverhältnißmäßige Verluste gefaßt machen muß.

Uebrigens ist diese Stellung ihrem Wesen nach eine auf Vertheidigung angelegte. Doch, meint man, sie gewähre auch den Vortheil, daß man aus ihr leicht in eine beliebige andere und zum Angriff übergehen könne.

2. Die zweite Stellung, deren officielle russische Benennung etwa eine Aufstellung bezeichnet, in der das Ganze in getrennten Theilen auftritt, ist durchaus der ersten Normalstellung gleich, nur daß hier sämmtliche Bataillone, auch die des ersten Treffens, Bataillons-Colonnen aus der Mitte formiren, und die gesammte Artillerie die drei Intervallen des ersten Treffens einnimmt. (Bei der neuen Eintheilung werden wohl drei Batterien in die Intervallen kommen, und die vierte bleibt in der Reserve.) Taf. I, Nr. 2.

Die Intervallen sollen in dieser Stellung, ohne daß etwas Näheres darüber vorgeschrieben wäre, „weiter" genommen werden, als in der ersten, und der allgemeinen Instruction zufolge soll diesen Normen gemäß Stellung genommen werden, wenn die Division ein weitläuftigeres Gelände zu vertheidigen hat, als in Beziehung auf die erste Normal-Stellung vorausgesetzt ist. Wenn man aber diese Stellung selbst mit der nächstfolgenden dritten vergleicht, und die officielle Belehrung über deren Anwendung dazu nimmt, muß man sich Ein und Anderes hinzu denken, das nicht gesagt ist, um einen scheinbaren Widerspruch lösen zu können.

Da die Bataillons-Colonne die Grundstellung des Fußvolks sein

soll, und grundsätzlich nur auf das Feuer der Schützenketten Be gelegt wird, auf das ganzer Bataillone aber nur ein sehr gerin ist übrigens, trotz der abweichenden officiellen Bezeichnungen, n eigentlich die zweite Normalstellung als die „gewöhnliche" des ru schen Fußvolks anzusehen, und nicht die erste.

Das Verhalten der Truppen, wenn sie in dieser Stellung ei Reiter-Angriff abzuwehren haben, ist dann insbesondere durch V schriften geregelt, deren Ausführung auf dem Schlachtfelde wohl der großen Mehrzahl der vorkommenden Fälle einfach unterbleil möchte.

Es sollen nämlich, wenn feindliche Reiterei in Masse zum griff heranjagt, aus den Bataillons-Colonnen Quarrées gebildet w den; daß in diesem Fall das Feuer der Quarrées nicht zu entbehr ist, scheint auch die russische Taktik einzuräumen; damit nun aber Quarrées nicht eines in das andere feuern, sollen sich die Bataillo des zweiten Treffens zugleich so weit rechts ziehen, daß sie hinter Intervallen des ersten zu stehen kommen. — Daß die feindliche R terei die nöthige Zeit dazu läßt, wird vorausgesetzt als verstehe sich von selbst.

Es sind das eben Combinationen vom Exerzierplatze her. Stel auf dem Schlachtfelde Alles so da wie man es sich denkt — ad Bataillone in zwei Treffen, ganz intact, eine zahlreiche Artillerie i den Intervallen und unmittelbar hinter ihnen eine nahe Reserve vo acht anderen Bataillonen — dann ist wohl überhaupt an einen masse haften Reiter-Angriff kaum zu denken. Treten aber Zustände ein, i denen ein solcher Angriff möglich wird, das heißt: sind eine Anzah Geschütze demontirt, haben die anderen ihre Munition großentheil verschossen — sind die Bataillone durch ein längeres Gefecht und nam hafte Verluste erschüttert, die Reserven verwendet — dann hat wob aller Wahrscheinlichkeit nach im letzten Augenblick, wenn der Angrif bereits heranwogt, niemand mehr Sinn für das vorgeschriebene, kunst gerechte Rechtsziehen — und es unterbleibt wie so manches Andere. Oder sollte es ja versucht werden, so könnte es wohl dazu dienen, dem feindlichen Angriff die günstigsten Chancen zu bereiten.

(Da die Divisionen des Garde- und des Grenadier-Corps nur je 12 Bataillone in 4 Regimentern zählen, müssen die Normalstellungen für ihren Gebrauch in etwas modificirt werden. Sie haben in der

weiten wie in der ersten dieser Stellungen, nur ein Regiment von 3 Bataillonen im ersten Treffen, eines im zweiten, und die 2 Regimenter, die in Reserve bleiben, stellen sich eines vor dem anderen auf, ein jedes in drei Bataillons-Colonnen neben einander in gleicher Höhe.)

3. Die entfaltete oder ausgedehnte Stellung, vorzugsweise auf Vertheidigung eingerichtet, und der amtlichen Instruction zufolge, zu formiren: „wenn die Division ein sehr ausgedehntes Gelände zu besetzen und zu vertheidigen hat, zu dessen Vertheidigung eine schwache Linie hinreicht, oder wenn die Infanterie durch starke Cavallerie-Reserven unterstützt ist." Taf. I, Nr. 3.

6 Bataillone der Jäger-Brigade im ersten Treffen, die 4 mittleren in Linie entfaltet, die beiden Flügel-Bataillone in Colonne. Drei Batterien vor dem mittleren und den beiden Flügel-Intervallen. Im zweiten Treffen 6 Bataillone in Colonne hinter den Bataillonen des ersten Treffens. In Reserve 4 Bataillone in Colonne, in einer Linie neben einander. (Bei der neuen Eintheilung der Artillerie bleibt ohne Zweifel auch eine Batterie bei der Reserve.)

Gebildet wird diese Stellung aus der ersten, indem — und zwar auch hier wieder nach dem Prinzip der aus der Mitte formirten Colonne — auf jedem Flügel ein Bataillon mehr aus dem zweiten Treffen in das erste gezogen wird. Das rechts stehende Regiment hat demnach sein 4., 3. und 2. Bataillon im ersten Treffen, das 1. im zweiten; das links stehende Regiment hat sein 1., 2. und 3. Bataillon im ersten Treffen, das 4. im zweiten; das zweite Regiment der Musketier-Brigade rückt mit seinen vier Bataillonen in das Centrum des zweiten Treffens; das erste Regiment dieser Brigade bildet die Reserve.

Nach der Instruction soll die zweite Normal-Stellung in Anwendung kommen, wenn ein ausgedehntes, die dritte, wenn ein sehr ausgedehntes Gelände zu vertheidigen ist. Beide sind also auf verwandte Verhältnisse berechnet; die dritte nämlich auf eine Steigerung der bei der zweiten vorausgesetzten Bedingungen — und doch bilden die beiden Stellungen selbst einen graden Gegensatz und weisen auf grade entgegengesetzte Grundsätze zurück. Glaubt man, die Bataillone in Colonnen formiren zu müssen, um ihnen mehr Selbständigkeit und Haltung zu geben, sobald die Umstände gebieten, sich über ein gewisses,

etwas eng und unbestimmt gedachtes Maß hinaus auszudehnen wäre wohl die Nothwendigkeit einer solchen Formation bei noch t schichtigerer Aufstellung um so entschiedener anzuerkennen.

Wir müssen die Erklärung in einigen beiläufigen Worten Instruction suchen, die besagen, daß diese Art der Aufstellung gew werden solle, wenn man eine ausgedehnte Stellung einzunehmen h „zu deren Vertheidigung eine schwache Linie hinreicht". Diese W berechtigen uns, zu vermuthen, daß hier nicht sowohl von einer „ ausgedehnten Stellung" die Rede ist, als von der Vertheidig eines starken Terrain-Abschnitts. Sonst wäre hier ein entschied Widerspruch nachzuweisen.

Eigenthümlich aber tritt hervor, wie dieser einzige Hinweis die Natur des Geländes, der in den Instructionen vorkommt, gle sam verstohlener Weise und kaum verständlich angebracht ist. So ist geflissentlich, und man muß glauben mit Absicht, von dem G lände und seiner etwanigen Beschaffenheit ganz abgesehen; es w überall gleichsam tabula rasa vorausgesetzt. Man müßte denn wohl eigentlich einen zweiten Theil dieser Instructionen erwart in dem angedeutet wäre, nach welchen Grundsätzen diese Ordnung vorkommenden Falls dem Gelände anzupassen seien. Dieser zwe Theil aber fehlt. Wir bleiben im Abstracten — oder auf d Exerzier-Platz.

Die Garde- und Grenadier-Divisionen bilden, wenn sie eine drei dritten entsprechende Stellung einnehmen sollen, zwei Treffen, jed zu 6 Bataillonen (zwei Regimentern) und behalten — ganz im Wide spruch mit den allgemeinen Grundsätzen — nichts in Reserve.

Man beruhigt sich dabei wohl, weil man weiß daß namentli die Garden niemals in erster Linie verwendet werden sollen.

4. Die verstärkte Stellung, die besonders zum Zweck hat sowol einem feindlichen Angriff den stärksten Widerstand entgegen zu setz als auch einen raschen und gewaltigen, entscheidenden Angriff einz leiten. Dem Geist der herrschenden Routine gemäß müssen wir es warten, daß russische Heertheile nicht selten in dieser Verfassung zum Angriff vorgehen werden. Taf. I, Nr. 4.

Im ersten Treffen 4 Bataillone in Colonnen aus der Mitte; die Artillerie in den Intervallen (nach der neuen Eintheilung, müssen wir auch hier wieder bemerken, bleibt wohl eine Batterie in Reserve).

Im zweiten Treffen 8 Bataillone in Colonnen aus der Mitte; je zwei hinter den beiden Flügeln jedes Bataillons des ersten Treffens; 4 Bataillone in Reserve.

Die Jäger-Brigade bildet das erste und die beiden Flügel des zweiten Treffens. (Das rechts stehende Regiment hat sein 4. und 3. Bataillon im ersten Treffen, das 2. und 1. hinter dem 3. im zweiten, das links stehende Jäger-Regiment umgekehrt sein 1. und 2. Bataillon im ersten, sein 3. und 4. hinter dem 2. im zweiten Treffen.) — Das zweite Regiment der Musketier-Brigade rückt in das Centrum des zweiten Treffens, das erste bildet die Reserve.

Bei den Garde- und Grenadier-Divisionen bildet ein Regiment (3 Bataillone) das erste Treffen, zwei (6 Bataillone) stehen im zweiten, das vierte Regiment bleibt in Reserve.

Insofern hier — wie doch entschieden der Fall ist — ein gewaltiger offensiver Stoß eingeleitet werden soll, geeignet, Alles vor sich her niederzuwerfen — frägt sich, warum nur vier Bataillone das erste Treffen bilden. Wird etwa als selbstverständlich angenommen daß es unter allen Bedingungen zurückgeschlagen wird, und soll erst das zweite Treffen den eigentlichen Stoß führen? — Anderenfalls müßte es wohl zweckmäßiger scheinen, gerade umgekehrt die Macht des ersten Treffens, die Wucht des ersten Stoßes, auf das möglich höchste Maß zu steigern.

5. Die Reserve-Stellung, welche möglichste Leichtigkeit gewähren soll, in jede andere, oder in Marschordnung überzugehen, oder Detachements ohne Störung zu bilden.

Die gesammte Division erscheint hier in einer aus der Mitte gebildeten Colonne in vier Linien zu je vier Bataillonen. (Jedes Bataillon wieder in sich in Colonne aus der Mitte.)

Die Musketier-Brigade bildet die rechte Hälfte der Colonne und hat ihr zweites Regiment vor dem ersten, jedes Regiment in sich sein 4. und 3. Bataillon in erster, sein 2. und 1. Bataillon in zweiter Linie; so daß also die Brigade darauf angewiesen ist, sich, vorkommenden Falles, rechts zu entfalten. Die Jäger-Brigade bildet die linke Hälfte der Colonne, umgekehrt geordnet zu einer Entfaltung nach der linken Seite hin; sie hat ihr erstes Regiment an der Spitze vor dem zweiten, und wie sich danach von selbst versteht, in jedem Regiment für sich das 1. und 2. Bataillon in erster, das 3. und 4. in zweiter Linie.

Die Batterien halten eine hinter der anderen, jede in ſich Colonne aus der Mitte mit 4 Geſchützen Fronte, in dem Inter zwiſchen den beiden Brigaden. Doch können ſie auch in ſol Batterie-Colonnen, eine neben der anderen, hinter dem Fußvolk geſtellt werden.

Bei den Garde- und Grenadier-Diviſionen beſteht jede der Linien aus einem Regiment von 3 Bataillonen. Die Diviſion links abmarſchirt, d. h. das Regiment, welches bei der Entfalt in Linie den linken Flügel bildet (das Jäger- oder Carabinier-R ment) hat die Spitze.

Außer dieſen Normal-Stellungen ſind auch Normal-Mar ordnungen vorgeſchrieben.

Vor- oder rückwärts ſoll die Infanterie-Diviſion ſich in ei oder in zwei Colonnen bewegen. In einer Colonne kann ſie, je n den Umſtänden, rechts oder links abmarſchirt ſein; im erſteren hat die Musketier-, im letzteren die Jäger-Brigade die Spitze. eigentliche Meinung iſt wohl, daß man zum Vorrücken links — Rückzügen, deren man nicht gern ausdrücklich gedenkt, rechts marſchiren ſoll, damit die Jäger immer zunächſt am Feinde bleib

Bei dem Marſch in zwei Colonnen bildet die Musketier-Brigad links abmarſchirt, die Colonne zur Rechten, die Jäger-Brigade, rec abmarſchirt, die zur Linken vorgehende Colonne. Die Artillerie m ſchirt in vier Abtheilungen, je eine (nach der neuen Eintheilung e Batterie) zwiſchen dem zweiten und dritten Bataillon jedes Regimen

Marſchirt ſoll werden, je nachdem die Beſchaffenheit des Geländ es geſtattet, in Zügen, halben Zügen, oder Sectionen von 6 Rott Die Diſtanzen brauchen nur in unmittelbarer Nähe des Feindes in gehalten zu werden.

Für Flankenmärſche in der Nähe des Feindes iſt angeordn daß die Diviſion, die in einer der vier erſten Normal-Stellungen voran geſetzt wird, ſich durch Rechts- oder Links-Abmarſch in drei Colonn ſetzt, welche aus dem erſten und zweiten Treffen und der Reſerve g bildet werden. Die Artillerie bleibt an den Stellen eingereiht, d ihrer Stellung in der Schlachtordnung entſprechen.

b. Normal-Stellungen der Cavallerie-Diviſion.

Die Stirnſeiten-Länge einer entfalteten Schwadron wird zu 1 die einer Diviſions-Colonne (d. h. einer Colonne von zwei Schw

dronen) zu 40, das Intervall zwiſchen zwei entfalteten Schwadronen zu 20 Schritt angenommen; das zweite Treffen formirt ſich 300 Schritte hinter dem erſten, das dritte 200 Schritte hinter dem zweiten.

1. Die gewöhnliche Stellung, in welcher die Diviſion ſich formiren ſoll, wenn ſie ſelbſtändig aufzutreten hat (was doch wohl eigentlich nicht die gewöhnliche Beſtimmung der Reiter-Abtheilungen ſein kann, die einem Infanterie-Corps beigegeben ſind). Taf. II, Nr. 1.

Im erſten Treffen ein Regiment, deſſen 6 mittlere Schwadronen deployirt; die beiden Flügel-Escadronen entweder auf beiden Seiten in eine Flanqueur-Kette mit ihren Reſerven aufgelöſt, oder in Colonne mit Halb-Zug-Fronte hinter beiden Flügeln.

Beide Batterien auf den Flügeln des erſten Treffens, 150 Schritte vor dieſem erſten Treffen, in gleicher Höhe mit den Reſerven der Flanqueurs-Kette; ſind keine Flanqueurs vorgeſendet, ſo ſtehen die Batterien in gleicher Höhe mit dem erſten Treffen in den Intervallen zwiſchen den entfalteten Schwadronen und den in Colonne haltenden Flügel-Escadronen.

Im zweiten Treffen das zweite Regiment der erſten Brigade (die in der leichten Reiter-Diviſion aus zwei Ulanen-Regimentern beſteht) — 3 Diviſionen, d. h. 6 Schwadronen in Diviſions-Colonnen, mit Halb-Escadrons-Fronte, je hinter der Mitte der Diviſionen des erſten Treffens; die 4. Diviſion in zwei einzelnen Schwadronen auf den Flügeln, etwas zurückgezogen, in Escadrons-Colonnen mit Halb-Zug-Fronte.

Die beiden Regimenter der zweiten Brigade (Huſaren) in Reſerve, neben einander in Regiments-Colonnen mit Escadrons-Fronte (das rechts ſtehende Regiment links, das links ſtehende rechts abmarſchirt).

2. Die entfaltete, ausgedehnte Stellung, für die Fälle, wo ein ausgedehntes Gelände zu behaupten iſt und die Diviſion anderweitige Heertheile als Rückhalt hinter ſich hat. Taf. II, Nr. 2.

Zwei Regimenter entfaltet im erſten Treffen; zwei in Diviſions-Colonnen, deren jede hinter der Mitte einer Diviſion des erſten Treffens hält, im zweiten.

Die eine Batterie in dem Mittel-Intervall des erſten Treffens, die andere in Reſerve.

3. Die verſtärkte Stellung, für den Fall daß ein verſtärkter

Angriff auf den Feind beabsichtigt wird. Im ersten Treffen 6 e
faltete Schwadronen; die Artillerie auf beiden Flügeln, jede Batte
geschützt von einer Schwadron in Colonne mit Halbzug-Fronte. (De
Flanqueurs werden in dieser Stellung nie vorgesendet, und dem e
sprechend auch die Batterien nicht vorgeschoben.)

Im zweiten Treffen ein Regiment; 6 Escadronen in 3 Division
Colonnen, je hinter der Mitte der Divisionen des ersten Treffen
2 auf den Flügeln in Escadrons-Colonnen mit Halbzug-Fronte.

Im dritten Treffen eine Brigade, 16 Schwadronen in 8 Division
Colonnen, je zu zweien hinter den Intervallen des zweiten Treffen
Es ist nicht wohl ersichtlich, worin die Verstärkung des Angri
eigentlich bestehen soll, wenn nicht etwa alle drei Treffen zugleich zu
Angriff vorgehen sollen, und zwar das zweite und dritte in Colonnen,
namentlich dem dritten der Raum zum Deployiren fehlt. Taf. II, Nr.

4. Die Reserve- oder vorbereitende Stellung, aus der leicht
jede der Normal-Stellungen und in Marsch-Colonne überzugeh
sein soll. Taf. II, Nr. 4.

Die vier Regimenter der Division bilden zwei Colonnen, d
rechts stehende links, die zur Linken stehende rechts abmarschirt. D
Regimenter der zweiten (der Ulanen-) Brigade bilden die Spitzen b
der Colonnen; die der ersten oder Husaren-Brigade folgen hint
ihnen. Die beiden Batterien halten eine hinter der anderen
Divisions-Colonnen in dem Intervall zwischen beiden Colonnen.

Wie man sieht, bilden in jedem Regiment der zweiten Brigad
stets 6 Schwadronen zu 3 Divisionen vereinigt die Mitte; die beid
Escadronen der vierten Division, zum Flanqueur-Dienst bestimm
sind getrennt und halten auf den Flügeln. Bei den Regimenter
der ersten, die Reserve bildenden Brigade, bleiben dagegen auch d
vierten Divisionen in allen Normal-Stellungen geschlossen.

Die Modificationen der Stellungen für die Regimenter un
Divisionen, die vorschriftsmäßig mehr oder weniger als 8 und 3
Schwadronen zählen, ergeben sich leicht.

Bei den Cüraſſier-Divisionen werden Flanqueurs nicht rege
mäßiger Weise, sondern nur wenn dies unerläßlich wird vorgesende
dann aber auch nicht ganze Schwadronen dazu verwendet, sonder
nur die 15 Carabiniers jeder Escadron. Das erste Treffen de
Cüraſſier-Division hat demnach in der ersten und dritten Normal

Stellung nur 4 entfaltete Schwadronen, die Artillerie auf beiden Flügeln, und die Flügel-Schwadronen in Colonne mit Halbzug-Fronte, zum Schutz der Batterien.

Bei den Dragonern ſind die Pikenier-Escadronen zum Schutz der Batterien und zum Flanqueur-Dienſt beſtimmt. Das erſte Treffen der Diviſion zählt natürlich — in der erſten und dritten Normal-Stellung — 8 Schwadronen in Linie.

Etwas abweichend iſt die Stellung der leichten Garde-Reiter-Diviſionen. Jede derſelben hat, wie wir geſehen haben, ein Koſacken-Regiment. Dieſem iſt der Flanqueur-Dienſt, ſowie der Schutz der Batterien ausſchließlich anvertraut; ſomit hat im Uebrigen die Diviſion ein Huſaren-Regiment, das ſeine ſämmtlichen 6 Schwadronen entfaltet, im erſten Treffen, ein Ulanen-Regiment im zweiten und ein Dragoner-Regiment in Reſerve. Nur wenn das Koſacken-Regiment entſendet iſt, werden die Flügel-Escadronen der Huſaren als Flanqueurs verwendet.

Auch für die Reiterei ſind Marſchordnungen vorgeſchrieben. Vorwärts oder rückwärts marſchirt die Diviſion: 1. in einer Colonne, je nach den Umſtänden links oder rechts abmarſchirt; die eine Batterie zwiſchen dem erſten und dem zweiten, die andere zwiſchen dem dritten und dem vierten Regiment eingereiht. — 2. In zwei Colonnen, und zwar bildet bei einem Marſch vorwärts oder rückwärts die eine Brigade die Spitze, die andere den Schweif beider Colonnen, ſo daß, wie die Vorſchrift ſich ausdrückt, die Regimenter, deren Nummern in der Diviſion ungrade Zahlen ſind (das erſte und das dritte), die Colonne zur Rechten, diejenigen, deren Nummern grade Zahlen ſind (das zweite und vierte), die Colonne linker Hand bilden. Zwiſchen den beiden Regimentern jeder Colonne marſchirt je eine Batterie. — Bei Flankenmärſchen bildet jede Brigade eine Colonne und hat eine Batterie bei ſich, die zwiſchen den beiden Regimentern eingereiht wird. — Weitere Vorſchriften für Flankenmärſche liegen nicht vor. — Marſchirt ſoll werden, je nachdem es das Gelände geſtattet, in Zügen oder in Halbzügen, in Sectionen zu ſechs oder in Abmärſchen zu drei Rotten.

Charakteriſtiſch iſt dann noch eine beſondere Verfügung, der zufolge den Diviſions-Generalen, ſowohl der Infanterie als der Cavallerie, nicht geſtattet iſt, den Batterien, die zu ihrem Heertheil

gehören, eine andere als die in den Normal-Schlachtordnungen
geschriebene Stellung anzuweisen. Nur auf Befehl des die gesam
Artillerie eines Armee-Corps befehligenden Artillerie-Generals kö
die Batterien in anderer Weise verwendet werden. Nach dem W
laut dieser Verordnung scheint sich zu ergeben, daß selbst den Bef
habern der Armee-Corps keinerlei Macht über die Artillerie zusteh
und auch den Stabs-Offizieren, die den Befehl über Batterien füh
sind die Hände gebunden, wie wohl in keiner anderen Armee;
Initiative ist ihnen untersagt; von dem Artillerie-General aber sch
man zu erwarten daß er überall gegenwärtig sein werde, wo ge
eine veränderte Stellung einer Batterie nothwendig werden mö

Jedenfalls zeigt sich in solchen Verfügungen sehr deutlich, wel
Grad — um die Sache einfach bei Namen zu nennen, welchen
ringen Grad von militairischer Einsicht man den Divisions-Gener
im Allgemeinen eigentlich nur zutraut. — Da auf diese Weise
Artillerie, die zu ihren Heertheilen gehört, thatsächlich der Autor
der Divisions-Generale so gut wie ganz entzogen ist, darf es n
nicht befremden daß die Artillerie-Offiziere sich gewöhnt haben,
Generale von der Linie, unter deren Befehl sie angeblich stehen, n
doch auch wieder nicht, ungemein obenhin zu behandeln, — wodu
denn, begreiflicher Weise, das moralische Ansehen der höheren Offi
bei der Truppe nicht eben gewinnen kann.

c. Vorschriften für größere Heeres-Körper.

Für die Aufstellung eines Armee-Corps oder eines Infanter
Corps, wie sie in Rußland genannt werden — gelten dann ebens
dieselben Grundsätze, in der Art daß die taktische Tiefe der Ordnu
bei buchstäblicher Ausführung bis zu einem Grade gesteigert wür
der wohl sonst noch nie und nirgends beabsichtigt worden ist.
Namentlich wird in den Verfügungen, die sich darauf beziehen ni
vergessen, daß wenigstens ein Drittheil der gesammten Truppenz
in die Reserve gehört, wobei die besondere Reserve jeder Divis
natürlich nicht in Anschlag gebracht wird.

Von den drei Divisionen eines Infanterie-Corps bilden also zu
in einer der vier vorgeschriebenen Normal-Stellungen (wo denn je
derselben selbstverständlich aus einem Theil ihrer Bataillone ihre b
sondere Reserve formirt) das Corps de bataille. — Die dritte ste
rückwärts, wo möglich verdeckt, als Reserve des Armee-Corps in d

entsprechenden Stellung Taf. I, Nr. 5. — Die dem Heertheil beigegebene leichte Reiter-Division soll sich entweder brigadenweise hinter den beiden Flügeln des Corps de bataille, oder in „der Reserve-Stellung" (Taf. II, Nr. 4) hinter der Mitte desselben aufstellen. (Also zwischen dem Corps de bataille und der in Reserve gehaltenen dritten Infanterie-Division.)

Ist noch anderweitige Reserve-Reiterei bei dem Heertheil, so hält sie in Colonne hinter dieser dritten Infanterie-Division.

Die Artillerie, die sich in erster Linie befindet, kann, heißt es in der Instruction, alsdann nicht in den vorgeschriebenen Stellungen bleiben, da dies eine zu große Anzahl kleiner Batterien und eine zerstückelte Wirkung geben würde. Es soll demnach von diesen Vorschriften abgesehen, die Batterien sollen zu mehreren vereinigt, in Massen, auf den vortheilhaftesten Punkten aufgestellt werden. (Was aber nur der Artillerie-General veranlassen kann.)

Das Infanterie-Corps, über 60,000 Mann stark, hätte also eine Aufstellung von höchstens 3000 Schritt Stirnseiten-Länge; und auf jeden Schritt dieser Länge kämen, Artillerie und Kosacken ungerechnet, etwa 19 Mann; auf jede 20 Schritt außerdem ein Geschütz.

Doch ist auch damit die taktische Tiefe der Aufstellung noch nicht erschöpft; denn für die Aufstellung eines Heeres, das aus mehreren Infanterie- und Cavallerie-Corps besteht, gilt abermals der Grundsatz, daß ein Drittheil als allgemeine Reserve zurückzuhalten ist. Von drei vereinigten Infanterie-Corps, einem Heer das vollzählig, mit Reserve-Reiterei und Kosacken, gegen 200,000 Mann stark sein müßte, soll demnach ein ganzes Infanterie-Corps als Reserve zurückbehalten werden, nur zwei zum unmittelbaren Kampf vorangestellt; und von diesen beiden bildete dann wieder ein jedes sein Corps de bataille nur aus zwei Divisionen, um die dritte als Reserve rückwärts aufzustellen; und von den vier Divisionen (von neunen), welche die Stirnseite der gesammten Aufstellung bildeten, hätte dann jede — in einer der Stellungen Taf. I, Nr. 1—4 — wieder ihre besondere Reserve.

Einige ergänzende Verfügungen ändern nichts an dem Wesen dieser Dispositionen. So ist in Beziehung auf die Reiterei verfügt, daß, im Fall mehrere Infanterie-Corps zu einem Heer zusammenstoßen, die leichten Reiter-Divisionen bei den Infanterie-Corps verbleiben, zu denen sie gehören; die Reserve-Cavallerie-Corps da-

gegen ſich vereinigt mit der allgemeinen Armee-Reſerve aufſt
ſollen.

Was die Artillerie betrifft, ſoll ſeltſamer Weiſe, ſobald mel
Infanterie-Corps zuſammenſtoßen, im Lauf der Operationen, gleid
auf dem Schlachtfelde, eine Neu-Organiſation eingeführt wer
Jede Infanterie-Diviſion ſoll alsdann eine ihrer (vier) Batterien
allgemeinen Reſerve entſenden, wo dann aus den ſämmtlichen
dieſe Weiſe zuſammengebrachten Batterien eine Armee-Reſerve-Artil
gebildet wird.

Auf jeden Schritt Stirnſeiten-Länge könnten in Folge d
großartigen allgemeinen Anordnungen leicht 25 Mann kommen
mehr ſogar — was vollends unerhört wäre in der Geſchichte
bisherigen Kriege. Und doch würden die gewünſchten, und ohne F
ſehr theuer bezahlten Vortheile einer tiefen Aufſtellung nur ſehr
vollkommen erlangt werden; jedenfalls nur in einem Maß, das zu
Aufwand an Mitteln und Opfern nicht in einem auch nur erträgli
Verhältniſſe ſtünde.

Die geringe räumliche Tiefe der Aufſtellung, die überall
Ausſicht genommen iſt, das Streben, möglichſt viele Truppen
engem Raum zu vereinigen, um ſelbſt den ſinnlichen Eindruck e
dichten Aufſtellung zu gewinnen, werden ohne Zweifel gar viele
ſehr fühlbare Nachtheile herbeiführen. Welche Verluſte werden n
die Reſerven leiden, ehe ſie irgend wirkſam werden können! — Ue
haupt liegt die Ueberzeugung nahe, daß die phyſiſchen und moraliſ
Kräfte einer Diviſion, die in ſolcher Weiſe, zumal in der „verſtär
Stellung“ in das Gefecht geführt wird, bei ſchweren Verluſten un
hältnißmäßig ſchnell verbraucht ſein müſſen; daß ſie unmöglic
ſolcher maſſenhaften Verwendung mehr leiſten kann, als eine geri
Anzahl beweglicherer, mit größerem Vertrauen auf ihre Selbſtänd
hingeſtellter Bataillone — ſchwerlich mehr als ſie leiſten würde, w
ihre unmittelbare Reſerve gar nicht zur Stelle wäre.

Allerdings ſind die mitgetheilten Vorſchriften von der Art
ſie wohl ſchwerlich jemals auf dem Schlachtfelde buchſtäblich
Ausführung kommen können; die Vielgeſtaltigkeit des Lebens
dafür, ſowie der unerbittliche Ernſt der Wirklichkeit auf dem Schl
felde. Indeſſen, da auch die Feldmanoeuver durchaus darauf
legt werden, dieſe taktiſchen Formen zur Anwendung zu brin

wird — in Folge allgemein verbreiteter Routine, an die sich der Geist sämmtlicher Befehlshaber gewöhnt hat — der Vorstellungen, die alle vom Exerzier-Platz mitbringen — doch viel davon in die Anordnungen auf dem Schlachtfelde hinüber wirken. Aller Wahrscheinlichkeit nach genug, um eine unverhältnißmäßige Abnutzung der Streitkräfte und in jedem Gefecht sehr große Verluste herbeizuführen.

Daß diese Normalstellungen nicht immer buchstäblich und in allen ihren Einzelnheiten innegehalten werden können, scheint selbst die Instruction einzuräumen, indem sie hinzufügt, es könnten sich Fälle ereignen, in denen ein in ein größeres Ganze, in eine Armee eingereihtes Infanterie-Corps, veranlaßt wäre, seine drei Divisionen sämmtlich neben einander aufzustellen, was dann auch als Ausnahme gestattet sein soll u. s. w. — Geist und Wesen der vorgeschriebenen Taktik werden aber dadurch, daß so eng begränzte Abweichungen gestattet sind, natürlich nicht berührt.

In den maßgebenden militairischen Kreisen Rußlands gilt es als ausgemacht daß durch die Einführung dieser Normal-Stellungen viel gewonnen und Großes vorbereitet sei — und diese Vorstellungen gründen sich um so fester, da eine abweichende Meinung sich in diesem Kreise überhaupt nicht ausspricht und somit jede eigentliche Discussion ausgeschlossen bleibt.

Vieles scheint die herrschende Ansicht zu bestätigen. Zwar, wenn ein General, wie das buchstäblich vorgekommen ist, als einen großen Vortheil, den die Normal-Stellungen gewähren, geltend macht, daß man bei den Manoeuvern doch gleich wisse, woran man ist, wenn ein zur Erkundigung vorgesendeter Generalstabs-Offizier meldet: „der Feind steht in Stellung Nr. 3 aufmarschirt" — so ist das allerdings charakteristisch — aber es hat weiter keine Bedeutung. Anders verhält es sich mit den Erfahrungen, die man 1849 in Ungarn gemacht zu haben glaubt.

Ein namhafter General hatte im Lauf dieses Feldzugs den Versuch gemacht, den Feldmarschall Paskiewitsch zu „stürzen", und seine Berichte darauf eingerichtet. Es war ihm nicht gelungen, und er mußte in Folge dessen erwarten, in Petersburg nicht nach Wunsch empfangen zu werden. Um Alles wieder in das Gleiche zu bringen, sprach er nach seiner Rückkehr in der nordischen Hauptstadt mit Begeisterung von den Wundern, welche die Normal-Stellungen in Ungarn bewirkt hätten.

Einem jeden dagegen, der nicht dieſe militairiſche Schule du gemacht, der ſich nicht unbedingt die Ideen angeeignet hat, die ihr vorwalten, muß es wohl als ſehr wahrſcheinlich vorſchweben die ruſſiſche Armee, wenn ſie ihre Truppen im Geiſt dieſer Taktik das Gefecht führt, vielfache Mißerfolge zu verzeichnen haben w daß ihr in dieſem Fall — trotz der unzweifelhaften Tapferkeit Mannſchaft — ſelbſt die Ueberlegenheit der Zahl auf dem Schla felde kaum etwas helfen, kaum zu etwas anderem dienen kann, ihre Verluſte in das Maßloſe zu ſteigern.

25. Mai 1854.

Es iſt im Lauf dieſes Aufſatzes mehrfach darauf verwieſen i von Ein und Anderem, namentlich von den Reſerven, ſpäter Rede ſein werde. In der That war es die Abſicht des Verfaſſ dem Aufſatz einen zweiten Theil folgen zu laſſen, in dem die V hältniſſe der Reſerviſten — der abgeſonderten Corps und der v ſchiedenen Koſacken-Stämme beſprochen werden ſollten. Anderweit Beſchäftigungen verhinderten damals die Ausarbeitung dieſes zwei Theils. Jetzt nachträglich hinzugefügt, würde er nicht mehr i Eindruck wiedergeben, den die beſprochenen Dinge zur Zeit wirkl machten.

Nachtrag

zu den

Kriegsscenen aus den Zeiten der Kaiserin Katherina II.

Aus den Erlebnissen der beiden Brüder Knorring wäre wohl noch ein und anderer Zug nachzutragen, der charakteristisch ist für Zeit und Land.

Der jüngere Bruder Karl, der im Jahre 1800 ausersehen war das brittische Reich in Indien zu erobern, hatte 1786 und die nächstfolgenden Jahre als Obristlieutenant und Oberst das Leib-Cürassier-Regiment des Großfürsten Paul commandirt. Aus dieser Zeit rührte das entschiedene Wohlwollen, das ihm Paul auch als Kaiser bewahrte. Daraus, daß dieser Offizier sich fähig erwiesen hatte ein Reiter-Regiment mustergültig auszubilden und in Ordnung zu halten, hätte wohl ein Anderer als der Kaiser Paul noch nicht ohne Weiteres gefolgert, daß er auch der Mann dazu sei, die Heerfahrten Alexanders des Großen zu überbieten.

Der ältere, Gotthart Johann, erhielt, als ihn der Kaiser Alexander im Winter 1812—13 wieder nach Petersburg berief um sich auch mit ihm zu berathen, einen Auftrag, in dem sich die Art und Weise des Kaisers wieder sehr charakteristisch zeigte.

General Bennigsen hatte in dem berühmten Kriegsrath zu Fili vor Moskau, darauf bestanden, daß noch eine Schlacht gewagt werde, um die alte Hauptstadt des Reichs zu schützen —: nicht daß es ihm wirklich um eine Schlacht zu thun gewesen wäre, oder daß er sich irgend einen Erfolg davon versprochen hätte, sondern lediglich weil er errieth, daß Kutusow entschlossen sei, Moskau ohne weiteren Kampf aufzugeben.

Daß der Verlust der Hauptstadt, unmittelbar nach dem
über den angeblichen Sieg bei Borodino, den Kaiser Alexander
unangenehm berühren würde, war leicht vorher zu sehen. Benn
rechnete darauf daß Kutusow darüber in Ungnade fallen und
Commando verlieren werde; stand er selbst dann als derjenige da
im Kriegsrath widersprochen, entschieden darauf bestanden hatte
Kämpfe zur Rettung der Hauptstadt zu wagen — dann schien
Feldherrnstab ihm zufallen zu müssen.

Bennigsen wußte eben vom Lager aus nicht zu beurtheilen
welchem Grade Kutusow auf seinen unredlichen Wegen Rußl
National-Held geworden, wie unmöglich es unter dem Druck
herrschenden Stimmung war, ihm das Commando zu nehmen, m
der Kaiser persönlich ihm auch noch so ingrimmig zürnen, ihn
noch so entschieden gering achten.

Die Berechnung beruhte mithin auf falschen Voraussetzun
Aber Bennigsen glaubte sich des Sieges gewiß. Er denuncirt
einem Schreiben an Araktschejew nicht nur Kutusow, sondern
Barclay — der ihm ja auch im Wege sein konnte; der habe
allen zu dem Rückzug gerathen!

Später glaubte Bennigsen noch weiter gehen zu können.
Treffen bei Winkowo am 18. Oktober, in dem Bennigsen den un
telbaren Befehl führte, war theils durch seine eigene, theils d
Kutusow's Schuld, weitaus nicht so entscheidend ausgefallen, w
wohl hätte sein können. Inzwischen trafen aus Petersburg B
im Hauptquartier ein, in denen sich die Entrüstung des Kaisers,
Unwille darüber, daß man unthätig zaudere und den Feind so l
ruhig in Moskau dulde, immer entschiedener aussprach. Benni
glaubte, nun sei der entscheidende Augenblick zu seinen Gunsten
kommen. Er denuncirte nun den alten Feldmarschall auf das Fe
lichste in einem unmittelbar an den Kaiser gerichteten Schrei
Kutusow habe den Erfolg bei Winkowo aus persönlichen Rücksic
absichtlich durchkreuzt; Kutusow sei es, der ganz allein das Hee
Unthätigkeit erhalte, der jede entscheidende Operation hintertreibe u.

Was darauf erfolgen mußte, konnte keinen Augenblick Ge
stand eines Zweifels sein; denn beide, Kutusow und Bennigsen k
ten fortan nicht zusammen bei dem Heere bleiben — Kutusow a
rufen, lag aber außer aller Möglichkeit!

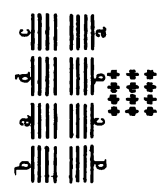
Doch, ganz in demselben Geist in dem der Kaiser dem Capitaine Krusenstern und dem Kammerherrn Räsanow widersprechende Vollmachten gegeben und es ihnen überlassen hatte, sich miteinander abzufinden wie sie konnten; — in dem er im Winter 1809 wiederholt den „Wunsch" aussprach, die Armee möge über das Eis nach Schweden gehen, aber niemals den bestimmten Befehl zu dem gewagten Unternehmen geben, und persönlich die Verantwortung übernehmen wollte; in dem er sich 1812 nicht entschließen konnte, Bagration einfach unter Barclay's Befehle zu stellen, und einer unheilvollen Unbestimmtheit der Verhältnisse ein Ende zu machen —: in demselben Geist konnte er sich auch jetzt nicht entschließen, persönlich einzuschreiten und zu verfügen, was sich von selbst verstand.

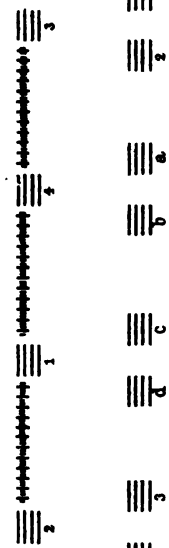
Er ernannte Knorring zum Vorsitzenden eines geheimen Kriegsraths, dem alle aus dem Hauptquartier eingelaufenen Papiere überwiesen wurden, und der ihm, dem Kaiser, darüber berichten, mit anderen Worten, der zwischen Kutusow und Bennigsen entscheiden sollte. Die anderen Mitglieder dieses Kriegsraths waren der unvermeidliche Araktschejew, der Polizei-Minister General Balaschow, der harmlose Admiral Schischkow — und seltsamer Weise, der Fürst Platon Subow, der von seinen Gütern in Littauen her, vor den nahenden Franzosen flüchtend, nach Jahren wieder in Petersburg erschienen war.

Der Kriegsrath entschied gegen Bennigsen, wie Jedermann vorher wissen konnte, und ohne Zweifel auch der Kaiser sehr bestimmt vorher gesehen hatte. Aber selbst darauf hin entschloß sich der Kaiser nicht das entscheidende Wort in einfacher und bestimmter Form zu sprechen. Er beschränkte sich darauf Bennigsen's denuncirenden Brief dem Feldmarschall Kutusow zuzusenden, und es diesem — dem Verklagten — zu überlassen was er verfügen wolle.

Kutusow befahl dem General Bennigsen die Armee sofort zu verlassen. —

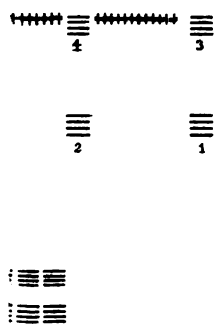
Infanterie. N°I.



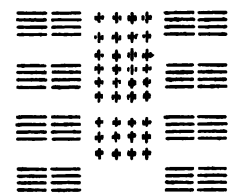


Infanterie. N°IV.

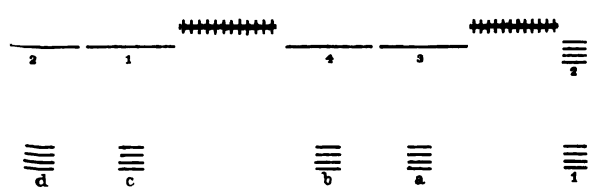
rie. N°II.



Infanterie. N°V.



Infanterie. N°III.



Lith. Anst. v. Leop. Kraatz in Berlin

Vermiſchte Schriften

von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1879.

Inhalt.

Seite

I. Der franzöſiſche Adel in ſeinem Verhältniß zur Revolution und zur Fuſion (1856) 1

II. Die franzöſiſche Revolution und die hiſtoriſche Forſchung 132

III. Unſere Verfaſſung im Sinn der extremen und im Sinn der gemäßigten Parteien (1858) 182

IV. Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien (1859) 211

V. Die Reform der Heeresverfaſſung (März 1860) 372

VI. Die Reform der Heeresverfaſſung. (Bemerkungen zu dem Bericht der Militair-Commiſſion des Abgeordneten-Hauſes.) Januar 1861 . 419

Der französische Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion. (1856.)

Die besondere Veranlassung, auf welche dieser Aufsatz geschrieben wurde, und seine unmittelbarste Bestimmung, läßt wohl der Schluß errathen. —

Das Haus Orleans hatte zu der Zeit, wenige Jahre nach seiner Vertreibung, die von allen Verständigen in Frankreich ernstlich bedauert wurde als ein begangener Fehler, vielfach Aussichten dort zu Lande, und man durfte auch für Frankreich und selbst für die allgemeinen europäischen Verhältnisse etwas hoffen von dieser Dynastie.

Seitdem hat sich die Weltlage sehr wesentlich geändert! Auch das Verhältniß, in dem das Haus Orleans zu Frankreich steht und zu der europäischen Welt, ist ein wesentlich anderes geworden. Vielerlei hat hier zusammen gewirkt. Auch der frühe Tod der Herzogin von Orleans war ein Unglück fur dieses Haus!

Da die Aufgabe dieser Blätter nicht sein sollte oder konnte, die französische Revolution in ihrer Gesammtheit zu schildern oder zu charakterisiren, da es hier ausschließlich darauf ankam, Ein Element ihrer Geschichte in das Auge zu fassen und Irrthümer und Täuschungen zu bekämpfen, die, in Beziehung auf dieses eine Element, theils in gutem Glauben, theils mit Absicht und Berechnung vielfach verbreitet waren, ließ sich der Schein einer gewissen Einseitigkeit kaum vermeiden. Doch wer im Ganzen übersieht, was ich geschrieben, insbesondere beachtet, was ich anderswo über die französische Revolution geäußert habe, wird mich wohl solcher Einseitigkeit nicht zeihen. Die in diesen Blättern erzählten Thatsachen aber sind nun einmal geschichtlich, und sie sprechen so entschieden für sich selbst, daß es keine Möglichkeit giebt, sie willkürlich zu deuten. —

Es giebt gewisse Behauptungen, die immer wiederkehren in der Geschichte, gewisse Vorstellungen, die sich gar nicht wollen beseitigen lassen, die immer wieder geltend gemacht werden sollen, mögen sie auch noch so oft und noch so schlagend widerlegt sein. Natürlich sind dies, wenn nicht ausschließlich doch weit überwiegend, Behauptungen Darstellungen geschichtlicher Verhältnisse, die politischen Parteien dienen sollen ihre Forderungen an Gegenwart und Zukunft zu begründen. Denn geschichtliche Irrthümer, die den menschlichen Leidenschaften der Selbstsucht der Parteien nicht dienen können und kein gegenwärtiges Interesse zu fördern versprechen, sind leichter zu bewältigen. Absonderliche Systeme, wie sie der gelehrte Scharfsinn, wohl im Gefallen an sich selbst und mit sich selbst spielend erfinnt — Darstellungen, die auch mitunter der Wunsch eingiebt mit etwas Besonderem, Unerhörtem überraschend hervor zu treten und Aufsehen zu erregen in der gelehrten, wo möglich selbst in der gebildeten Welt — dergleichen hat keine lange Lebensdauer, und wenn es auch eine Zeit lang sehr allgemein Mode geworden sein sollte.

Die Mittel, vermöge welcher jene zäheren Irrthümer am Leben erhalten werden, sind nach der Natur der Fälle verschieden. Eins der beliebtesten ist, auf eine eigentliche Diskussion gar nicht einzugehen, und anstatt die Welt auf dem mühevollen und immerhin bedenklichen Wege ernster Beweisführung zu bekehren, lieber den entscheidenden Punkt stillschweigend als erwiesen, ja die eigene Ansicht in Beziehung auf diesen Punkt als allgemein in ihrer Richtigkeit anerkannt, als gar nicht angefochten vorauszusetzen, und sich lediglich mit dem Aufbau der Folgerungen und Forderungen zu beschäftigen. Es versteht sich daß man sich denn auch durch Einwürfe und Widerlegungen nicht in die eigentliche Erörterung hineinziehen läßt. Das hieße ja den Vortheil der eigenen Stellung aufgeben. Im Gegentheil; je gewichtiger die Einwürfe sind, je schlagender die Widerlegungen, desto unbedingter übergeht man sie mit Stillschweigen. Man kömmt, ohne sich im Mindesten stören zu lassen, immer wieder mit der alten Behauptung, und baut weiter auf der alten Grundlage, als habe sich niemand beikommen lassen, daran zu rütteln. Die Sache versteht sich nach wie vor von selbst.

Ganz in dieser Weise haben wir schon unendlich viel und immer wieder von Neuem von der edlen Hingebung hören müssen, mit welcher

der französische Adel während der Revolution Königthum und Legitimität vertheidigt hat; davon, wie er in dem Kampf für die Krone, Blut und Leben und Vermögen großmüthig und willig zum Opfer gebracht hat in ritterlicher Treue — als deren Muster er nun für alle Zeiten in seinem ruhmreichen Unglück dastehen soll.

So läßt sich auch in neuester Zeit, da doch die Acten ziemlich vollständig vorliegen und jeder Unbefangene sich über den wahren Sachverhalt belehren kann, der Feldmarschall Müffling wieder in seinen Denkwürdigkeiten vernehmen.

„Nachdem Ludwig XVIII. wieder in einen scheinbar ruhigeren Besitz des Thrones seiner Vorfahren gelangt war," sagt der Feldmarschall, „traten die Emigranten, die Gefährten seines Unglücks, mit dem bescheidenen Wunsch vor, daß für sie, denen die Güter confiscirt und die dadurch heimathlos geworden waren, jedoch für alle ihre Verluste keine Entschädigung erhalten hatten, jetzt, nachdem das monarchische Princip und die Legitimität siegreich aus dem Kampf gegangen war, — doch auch etwas geschehen möge."

„Gegen diesen Antrag ließ sich nichts einwenden."

„Zur Zeit, als sie ihr Vaterland verließen, wurde es für eine moralische Pflicht, für eine ehrenwerthe Gesinnung gehalten, ihrem König treu zu bleiben und seinem (?!) Ruf in's Ausland zu folgen. Sie hatten in Folge ihres Schrittes ihre Güter verloren, und mehr als 20 Jahre lang eine sorgenvolle Existenz im Auslande verbringen müssen; — sie waren darüber alt geworden, aber beharrlich geblieben, so wollten sie denn auch die Früchte der schweren Entbehrungen ernten."

Auf der folgenden Seite heißt es dann weiter: „Die Käufer der Emigrantengüter hatten sie ohne Ausnahme wohlfeil, zum Theil um einen Spottpreis erworben." „Ein solches, wegen der Treue gegen seinen Landesherrn confiscirtes Gut, war nicht jedermanns Kauf." — Napoleon selbst habe es nie dahin bringen können, daß der Besitz dieser Güter ganz gesichert geachtet worden sei, weshalb man sie auch bei weiteren Besitzveränderungen nie zu dem vollen Werth habe anbringen können. Nun vollends, seit der Restauration, habe sich sehr unumwunden ausgesprochen, daß solcher Besitz nicht als feststehend betrachtet werde.

Der hinkende Bote, der sich hier schon meldet, kömmt denn auch

wirklich bald nach und berichtet, die damaligen Besitzer der confiscirten und verkauften Güter hätten das Mögliche gethan, sich mit den Emigranten zu verständigen und Alles in das Gleiche zu bringen. Sie erboten sich zu Nachzahlungen an die ehemaligen Besitzer unter der Bedingung, daß diese nun nachträglich ihre gerichtliche Einwilligung zu dem Verkauf gäben. Verständige Emigranten, natürlich in sehr geringer Anzahl, gingen darauf ein — und so schien der Weg gebahnt. Aber von allen Seiten erhoben sich die Leidenschaften gegen solche Abfindungen. Die Republikaner wollten nichts von ihnen wissen — die Napoleonisten eben so wenig — „die Emigranten endlich waren durch diese Aussicht nicht befriedigt, sie hofften von dem bedrängten König noch mehr zu ihren Gunsten zu erlangen, es wurde mit allgemeiner Zustimmung eine Emigrantenentschädigung beschlossen —." Offenbar wird dadurch die Bescheidenheit der Emigranten etwas problematisch; ihre Bereitwilligkeit, der Krone Opfer zu bringen, nicht minder, wenn wir sie, ohne Rücksicht auf die bedrängte Lage des Königs und die möglichen Folgen, ihre Sonderinteressen so nachdrücklich verfolgen sehen.

Nebenher überrascht uns der Feldmarschall Müffling durch einen geradezu revolutionären Ausspruch. Es freut ihn, daß selbst in England, wie er seltsamer Weise meint, die während „der blutigen Revolution" eingezogenen und unter der Bürgschaft des Staates verkauften Güter noch heute nicht denselben Werth haben, wie die aus ungestörtem Familienbesitz von Hand zu Hand gehenden. „Wir wollen uns freuen, daß es so ist," sagt er, „denn es zeugt von einer tief in der menschlichen Brust verborgenen Geisterstimme, die dem ausgesprochenen Recht das moralische Recht entgegenstellt."

Seltsam! die Partei, welcher der Feldmarschall angehörte und welche sich, vielleicht nicht ganz mit Recht, ausschließlich die conservative nennt, beruft sich immerdar auf das geschichtliche, ausgesprochene Recht; auf das was der Form nach Recht ist —: die Revolution auf das moralische Recht; auf das was dem Inhalt nach Recht wäre. Dem Ursprung eines dem Buchstaben des Gesetzes nach bestehenden Rechtes, der Moralität dieses Ursprungs nachforschen und seine Gültigkeit von der Moralität seines Ursprungs wie von seinem Inhalt abhängig machen —: das ist revolutionär. Wie kommt nun der streng conservative Feldmarschall dazu, hier so ganz und gar aus

der Rolle zu fallen und die Argumente der Gegenpartei für sich in Anspruch zu nehmen?!

Doch wir verweilen dabei nicht. Ebenso übergehen wir einige gewagte Behauptungen des Feldmarschalls in Beziehung auf die französischen Zustände zur Zeit der Restauration mit Stillschweigen, denn wir haben es hier eben nur mit jener so zuversichtlich hingestellten Voraussetzung zu thun.

Der französische Adel hat sich rücksichtslos für das Königthum aufgeopfert! — Wer auch von dem Hergang der französischen Revolution nicht näher unterrichtet wäre, müßte doch wohl, wenn er nur sonst in menschlichen Dingen nicht unerfahren ist, zweifelnd an sich selbst die Frage richten, ob dergleichen auch wohl wahrscheinlich sei?

Denn solche aufopfernde, edle Treue, die jede Spur von Selbstsucht unbedingt aufhebt, ist leider! überhaupt ein wenig selten in dieser nüchternen Alltagswelt. Einzelne Individuen erheben sich wohl zu ihr — oder wir sehen auch, daß eine mächtige Begeisterung eine ganze Bevölkerung ergreift, wo sich die Liebe zu einem angestammten Herrscherhaus, durch ruhmreiche Erinnerungen genährt, mit dem Gefühl für Unabhängigkeit, Ehre und Würde des Vaterlandes verbindet —: als besondere Eigenthümlichkeit eines Standes kömmt sie kaum jemals vor. So viel die Weltgeschichte von Volkstreue zu erzählen hat, so wenig weiß sie von einer besonderen Standestreue zu berichten.

Auch finden wir das sehr natürlich. Jeder geschlossene Stand lebt vorzugsweise sich selbst, denn eben nur um dies zu können, um die von den allgemeinen ausgeschiedenen Standesinteressen zu wahren, schließt er sich als Körperschaft ab. Die Absonderung kann gar keinen anderen Zweck haben, und sein gesammtes geistiges und Gemüthsleben geht um so leichter in einer reinen Standesgesinnung auf, da die Standesinteressen vorzugsweise als das den Mitgliedern Gemeinsame, als das zu Wahrende, sehr scharf und bestimmt hervortreten, dagegen eine Körperschaft als solche, als moralische Person, für freiere, uneigennützige Regungen, der Natur der Dinge nach weniger zugänglich ist, als der Einzelne. Ja, diese ausschließende Standesgesinnung wird innerhalb der Körperschaft so entschieden, wir möchten sagen als eine Naturnothwendigkeit betrachtet, daß freisinnige Selbst-

ständigkeit des einzelnen Genossen immer als treulose Abtrünnigkeit mit dem leidenschaftlichsten Haß verfolgt wird.

Gehen wir nun die Geschichte des mittelalterlichen Adels durch, so sehen wir in ihm, seit er sich zum Stande ausgebildet hatte, wenn oft einen strebenden Sinn sich regen, der mit dem Königthum um die Herrschaft ringt —: aufopfernde, selbstvergessende Hingebung wüßten wir nicht in gleicher Allgemeinheit als unterscheidende Eigenthümlichkeit des Standes nachzuweisen.

Es ist dieser germanische Adel, wie wir hier wieder in Erinnerung bringen müssen, aus den Gefolgen der Fürsten hervorgegangen. Wie die Fürsten selbst in eroberten Landstrichen geworden waren, was sie in der Heimath nicht sein konnten, nämlich Landesherren, wie es ihnen gelungen war, eine Herrschaft zu gründen, mußte auch ihr persönlicher Anhang, die Kriegerschaar, die sich verpflichtet hatte ihren persönlichen Zwecken zu dienen, eine gesteigerte Wichtigkeit im Staat erhalten. Dies Gefolge wurde das Werkzeug, vermöge dessen der Landesherr herrschte; ein neuer Adel, der im Gegensatz zu dem Adel deutscher Urzeit, seinem Ursprung und Wesen nach nicht ein National- und Stammadel, sondern ein Hof- und Dienstadel war, nicht die Stammhäupter des Volks, die unmittelbarsten Nachkommen der gemeinschaftlichen Stammgötter und Nationalheroen, sondern die Dienstleute des Herrschers umfaßte.

Umständlich auf die Geschichte der fortschreitenden Entwickelung dieses Adels einzugehen, würde hier zu weit führen. Im Allgemeinen ist bekannt, daß die Verpflichtung des Dienstmannes gegen den Dienstherrn ursprünglich eine rein persönliche war, und insofern der Dienstmann dem Stande der frei geborenen angehörte, eine frei willig übernommene, bei der kein bestimmter Lohn ausbedungen wurde. Bei der Nothwendigkeit, die Dienstleute durch Lohn bleibend zu fesseln, bei der Unmöglichkeit, diesen in anderer Form zu gewähren, wurden ihnen unter dem Namen Wohlthaten, beneficium, Landgüter als Belohnung, Unterstützung (solatium, wie oft ausdrücklich gesagt wird in den Urkunden) verliehen. Jeder der mächtigen Dienstleute der Krone versammelte dann um sich eine ihm besonders verpflichtete Dienstmannschaft, aus deren Gesammtheit der sogenannte kleine Adel, die Ritterschaft, hervorging, und in beiden Kreisen, dem höheren wie den niederen, verwandelte sich die Dienstmannschaft, als jene Ver

lehungen erblich geworden waren, in eine Lehenmannschaft. Es erfolgte dies dadurch, daß sich zunächst neben der Dienstmannschaft eine Lehenmannschaft bildete, aus Freien, die ohne in ein eigentliches, das ganze Leben umfassendes Dienstverhältniß einzutreten, gegen Güter, die ihnen verliehen wurden, ein bestimmtes Maß von Kriegsdiensten übernahmen. Dann wurden auch die Dienste, welche die Mitglieder der Dienstgenossenschaft zu leisten hatten, auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt, man gewöhnte sich, sie ebenfalls von dem Besitz der Lehengüter abhängig, auf den Gütern haftend zu achten, welche die Dienstleute inne hatten; Dienstmannschaft und Lehenmannschaft verschmolzen zu einem Ganzen, und das ursprünglich persönliche Verhältniß war ein dingliches geworden.

In Frankreich insbesondere, wo zur Zeit der ersten Capetinger der kleine Adel nur in dem sehr kleinen unmittelbar der Krone unterworfenen Gebiet, das der neuen Dynastie schon vor ihrer Erhebung auf den Thron gehörte, unmittelbar dem König unterthan und verpflichtet war, gelang es nach und nach die großen, fürstlichen Lehen wieder mit der Krone zu vereinigen, und dadurch wurde der kleine Adel im ganzen Umfang des Reichs unmittelbare Lehensmannschaft des höchsten Landesherrn.

Ueberall zeigte in Europa dieser Adel germanisch-kriegerischen Ursprungs einen mächtigen, eigentlich jedes andere Verhältniß ausschließenden Standesgeist. Er strebte auf der einen Seite, sich streng als ein geschlossener Stand gegen die Gemeinfreien abzuschließen. Namentlich that dies auch der kleine, ritterbürtige Adel, und er erreichte dies Ziel stufenweise, indem er es zunächst dahin brachte, daß nur der Sohn eines Ritters fähig geachtet wurde, den Ritterschlag zu empfangen und ein Ritterlehen inne zu haben; und zuletzt, im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts, dahin, daß die Ritterbürtigkeit an sich, vermöge eines königlichen Diploms verliehen, eine Standeserhöhung wurde, folglich die Gesammtheit der Ritterbürtigen, unabhängig von der persönlichen Ritterwürde, als ein besonderer, höherer Stand anerkannt war.

Ebenso entschieden und energisch ging überall sein Streben dahin, sich aus dem Stand, den der Landesherr als Werkzeug brauchte, und vermöge dessen er herrschte, in den herrschenden Stand umzuwandeln, den König oder Fürsten aber zu dem Werkzeug zu machen, vermöge

dessen der Stand herrschte. Theils gelang es den adeligen Herren, sich der landesherrlichen Macht in einzelnen Landestheilen zu bemächtigen, indem sie mit einem öffentlichen Amt betraut, ihren Amtssprengel in eine Besitzung zu verwandeln wußten, und die Verpflichtungen ihres Amts in Hoheitsrechte, die ihnen als Eigenthum im eigenen Interesse zustünden —: theils suchten sie, wo ihnen die Umstände günstig waren, die Berathungen, die der Fürst mit seinen vertrauten Dienern pflegte, in der Weise auszubilden, daß sich hier, und zwar in diesem eng geschlossenen Kreise allein, der Gesammtwille aussprechen sollte, den der Fürst dann zu vollziehen habe.

Dies Streben leitete vielfach die Fürsten in eine Bahn, die wenigstens theilweise aus der Lehnsverfassung hinausführte; es nöthigte sie in der mehr oder weniger unterdrückten Gesammtbevölkerung, die außerhalb des Vasallenverbandes stand, zumal in den Städten, eine Stütze zu suchen, bis sie später in Söldnerheeren die Mittel fanden, das eigene Ansehen etwas fester zu begründen. —

Auch nachdem dies schon in großem Maß geschehen war, als schon die Lebensverhältnisse der neueren Zeit sich immer entschiedener einstellten, blieb das Standesstreben des Adels, namentlich in Frankreich, das uns hier vorzugsweise beschäftigen muß, immer dasselbe, wenn ihm auch die alte Energie fehlte. Unter einer kräftigen Regierung beschied er sich nun freilich höfisch zu dienen, aber natürlich unter der stillschweigenden Bedingung, daß ihm allein dafür auch alle Ehrenstellen, alle Einkünfte zufallen mußten, die Kirche oder Staat zu vergeben hatten; daß ihm vergönnt sei, sein durch Verschwendung immer von Neuem zerrüttetes Vermögen, von Zeit zu Zeit auf Kosten des Staates, durch königliche Gnade wieder herzustellen. Zeigte sich dagegen die Regierung schwach und schwankend, so erwachte leicht, selbst bei diesem entnervten Geschlecht, das Verlangen, wieder in anderem Sinn als herrschender Stand hervorzutreten. Wenigstens hatte noch zur Jugendzeit Ludwig's XIV. der französische Adel den letzten, matten Abglanz ritterlicher Tüchtigkeit daran verwendet, sich in alter Weise geltend zu machen.

Und nun sollte sich dieser selbe Adel urplötzlich zu einer in der That unerhörten ritterlichen Hingebung und Treue, zu dem höchsten Grade aufopfernder Selbstverleugnung, wie sie die Legende den Märtyrern des Glaubens nachrühmt, in Masse aufgeschwungen haben'

— Und zwar sollte das zur unseligsten Zeit geschehen sein. Zur Zeit, als dieser Adel aus Zöglingen des Regenten Orleans, aus Theilnehmern und Nachahmern der Orgien Ludwig's XV., aus Höflingen und Pagen einer Du Barry bestand! — Der Adel sollte das gethan haben, der in einem Marschall Richelieu sein Ideal erkannte, der mit Voltaire freigeisterte und jedes Seelenadels spottete, der die Pucelle des gefeierten Dichters auswendig wußte, wie, beiläufig bemerkt, auch geistreiche deutsche Fürsten der Zeit von sich rühmten; — der Adel, für den der Cardinal de Bernis seine lüsternen Gedichtchen mit conventioneller Eleganz zurecht feilte, zu dessen Ergötzung Gresset und Parny den niedrigsten Schmutz zum Gegenstand einer entarteten Poesie machten, während hochgeborene Damen sich in gewähltem Cirkel vereinigten, um auf Winkeltheatern „des pièces un peu gayes" zu sehen, wie die keusche Frau von Genlis in Adèle et Théodore mit wohlerzogen schonender Mißbilligung erzählt. Der Adel, für den der jüngere Crebillon, Retif de la Bretonne, La Clos und Diderot ihre berüchtigten Romane schrieben, die zum Theil als köstliche Halbgeheimnisse im Manuscript von vornehmer Hand zu vornehmer Hand gingen — für den Helvetius, Holbach und die Encyklopädisten philosophirten — in dessen Sälen das halb klagende, halb scherzende Wort einer geistreichen Frau als treffend wiederholt wurde —: daß nämlich Helvetius, indem er die Selbstsucht als das einzig mögliche, einzig wahre Motiv menschlicher Handlungen hinstellte, das Geheimniß aller Welt, le secret de tout le monde, verrathen habe!

Was hier vorausgesetzt wird, gehört offenbar zu den Dingen, die wohl selbst der berühmte Jude Apella einige Mühe hätte zu glauben!

Wer sich der wirklichen Geschichte zuwendet, der kann sich auch mit leichter Mühe eines anderen belehren, und um so besser, wenn er neben den Erscheinungen des politischen Lebens, auch manche jetzt kaum noch von Gelehrten als Seltsamkeiten beachtete Erzeugnisse der Literatur in das Auge faßt.

Kaum alterte Ludwig XIV., kaum verließ ihn das Glück, kaum war seiner Regierung der blendende Schimmer abgestreift, der die Eitelkeit der Nation so lange befriedigt und getröstet hatte, so traten auch in Mitten der allgemeinen, schmähenden Unzufriedenheit dieselben Ansprüche des Adels wieder hervor, die Anna von Oesterreich für den König zu bekämpfen hatte, als er noch ein Kind war.

Der Graf von Boulainvilliers (geb. 1658, gest. 1722) war es, der sie von Neuem, als das eigentliche, geschichtliche Recht Frankreichs verkündete; der Vorstellungen, welche der Adel immer, wenn auch unklar und in durchaus unkritischer Weise, gehegt hatte, nun in einer Art von wissenschaftlicher Einkleidung geltend zu machen wußte, so daß sie sich in einer Zeit werdender kritischer Bildung zeigen durften, und wenigstens nicht ohne gründliche Widerlegung von der Hand gewiesen werden konnten.

Familienstolz führte Boulainvilliers zuerst in das Studium der Geschichte ein; er suchte in den Annalen Frankreichs Nachrichten über seine Ahnen, ihre Bedeutung im Staat, ihre Thaten, und auf diesem Wege gelangte er zu einer allgemeinen Ansicht der zu seiner Zeit gekränkten und geschmälerten Adelsrechte, der eigentlichen, im Recht begründeten Verfassung des Reichs, die ihm zu theuer sein, Stolz und Selbstgefühl zu sehr befriedigen mußte, als daß er sie hätte in sich verschließen können. Die Hoheit des französischen Adels erschien ihm in leuchtender Verklärung, als das Höchste und Edelste, was die Weltgeschichte aufzuweisen habe, und die gesammte Schöpfung konnte keinen höheren Zweck haben, als dieser Hoheit zum Träger zu dienen. Die Zeit der Adelsherrschaft war ihm, in der kühnen Herrlichkeit, die er ihr beilegte, das goldene Zeitalter, alles übrige Entartung. Er nahm für den französischen Adel, der Krone gegenüber, vollkommene Unabhängigkeit in Anspruch, ja das Recht des offenen Trotzes — und nach der anderen Seite hin, dem Volke gegenüber, eine Machtvollkommenheit, die nur Knechtschaft und willenlose Unterwürfigkeit als Recht der unteren Stände gelten läßt. Die Knechtschaft ist ihm zu Folge, wie ausschließlich und allein Recht, so auch im Grunde die größte Wohlthat für diese Masse selbst, in deren Adern kein edles Blut rollt; die ist zu ewiger Unmündigkeit geboren, und aus diesem Verhältniß, das ihrem Wesen entspricht, in Kreise des Daseins entlassen, für die sie nicht geschaffen ist, kann sie nur entarten und all gemeine Entartung herbeiführen.

Boulainvilliers' Werke waren, in diesem Sinn geschrieben, im Ganzen von der Art, daß sie unter Ludwig XIV. und überhaupt zu des Verfassers Lebzeiten nicht gedruckt erscheinen konnten. Sie waren in der Handschrift in einem gewissen Bereiche bekannt; fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers wurden die bedeutendsten auch gedruckt

Andere, jetzt natürlich längst veraltete, sind dagegen ungedruckt geblieben.

„In der Eroberung Frankreichs durch die ritterlichen Franken liegt die Gründung des französischen Reichs ganz und vollständig, lehrt Boulainvilliers, —: die Eroberung hat Siegern und Besiegten ihr Recht zugetheilt —: jene dürfen kein anderes gelten lassen, diese haben kein anderes in Anspruch zu nehmen."

„Als die Franken Gallien erobert hatten, blieben sie getrennt von dem besiegten Volke und lebten wie in ihrer früheren Heimath frei unter dem Schutze ihrer alten unveränderten Verfassung (die man eine republikanische, mit einem König als ausführendem Präsidenten, nennen müßte) — sie allein bildeten die Nation, oder was dasselbe sagen will, den Adel. Sie waren Herren des Landes; die besiegten Gallier waren ihre Unterthanen; und in das Verhältniß einer Hörigkeit versetzt, die ihnen keinen Anspruch auf politische Rechte ließ, dienten sie, den Boden für ihre Gebieter zu bauen."

„Es versteht sich, daß kein Gallier je geadelt, je in das herrschende Volk aufgenommen werden konnte. Vermochte ja doch keine menschliche Macht, sie in etwas anderes zu verwandeln, als sie eben von Geburt waren, das Blut in ihren Adern umzuschaffen, sie zu anderen Wesen zu machen! — Alle Franken waren als edelgeborene unter sich gleich; es gab jene verschiedenen Rangstufen des Adels nicht, die später ersonnen und geschaffen wurden."

„Da Chlodowig nichts weiter war, als der gewählte Führer eines Ritterheers, das sich freiwillig zusammengefunden hatte zu einem kühnen Eroberungszug auf gemeinschaftliche Gefahr und gemeinschaftlichen Gewinn, blieb auch die Gesammtheit des Heeres, der Adel des neu gegründeten Frankreichs, der eigentliche Inhaber der höchsten Machtvollkommenheit, der Souveränetät, und der König hatte nur ihren Willen zu vollstrecken. Der versammelte Adel beschloß Krieg und Frieden und verfügte über die eroberten Länder. Ihm stand der Genuß der dem Gemeinwesen vorbehaltenen Güter und Ländereien zu, und das Recht darüber zu verfügen. Er schlichtete in seinen Versammlungen die Händel der Edlen unter sich — er richtete alle Frevel, die gegen das Gemeinwesen, das heißt eben gegen den Adel selbst, geübt oder versucht waren, und natürlich war er auch der Richter seines Bevollmächtigten, des Königs, wenn dieser sich gegen den

herrschenden Stand vergangen, oder seine Vollmacht überschritten hatte."

„Jeder Franke, jeder Edle war dann ferner für sich Herr und geborener Richter der unterworfenen Gallier auf seinen Gütern. Er hatte das Recht der Fehde; das Recht jeder Unbill, die ihm zugefügt werden wollte, mit dem Schwert zu wehren; wie sich von selbst versteht, dem Könige so gut wie jedem anderen gegenüber — denn der König war ihm, nicht er dem König verpflichtet."

„Freilich blieb diese wohlgeordnete Verfassung nicht unbedingt immer ungestört. Das Recht wurde zu Zeiten verletzt. Karl der Hammer rief, während er die Macht in Händen hatte und die Regierung führte, den Adel nie zusammen. Unter Karl dem Großen aber war Alles wieder im regelmäßigsten Gange, und dem alten, unverjährbaren Recht gemäß war Karl der Große, der erste der neuen Kaiserreihe (was manchen Wunder nehmen mag zu vernehmen), gleich den Merowingern nur der Bevollmächtigte, der die Ehre hatte, die Beschlüsse des Adels zu vollziehen."

„Als unter den letzten Karolingern das Reich zerfallen und zerstückelt war und eben deshalb eine vollständige Versammlung des Reichsadels nicht möglich, gelang es Hugo Capet, Karl's des Großen letzte Nachkommen vom Throne auszuschließen und sich mit Zustimmung einiger Edlen der Krone zu bemächtigen. Das war eine Usurpation, die nie gelingen konnte, wenn es möglich war, den gesammten Adel zusammenzurufen."

„Glücklicher Weise blieb die Lehensverfassung stehen, wie sie sich unter Karl dem Großen neu befestigt hatte; — der Adel behielt demgemäß auch seine Hoheitsrechte auf seinen Gütern ungeschmälert — und noch immer hatte er im Heer wie im Staat, die er allein bildete, alle Aemter und durch diese alles Recht und alle Macht."

„Aber dies dritte Königsgeschlecht der Capetinger, schon von Anfang anders gestellt als die früheren, war dem Adel Feind. Es suchte sich unberechtigter Weise eine selbstständige Macht zu erschaffen die ihm nicht von den eigentlichen Herren des Landes, dem Adel verliehen wäre — ja es strebte an dessen Stelle Herr zu werden im Reich — und verletzte zu diesem Ende fortwährend jegliches echte Recht."

„Bemüht den Adel zu unterdrücken und ein unumschränktes

Königthum auf den Trümmern der ursprünglichen, rechtmäßigen Verfassung zu errichten, wußten die Könige aus diesem Hause die Hoheitsrechte, die richterliche und Polizeigewalt der Edlen auf ihren Besitzungen zu schmälern. Was ihnen hauptsächlich dienen mußte, ihre schnöden Zwecke zu erreichen, war die frevelhafte Befreiung der Leibeigenen, die Frankreich bevölkerten, Städte wie Dörfer, und die nun durch königliche Freibriefe zu persönlich freien Bürgern der Städte erklärt wurden. Die Könige erlaubten sich sogar noch sehr viel weiter zu gehen; sie entblödeten sich nicht, solche freigelassene Leibeigene, gegen Vernunft und Recht, durch Diplome zu adeln und so ihren ehemaligen Herren gleichzustellen. Seit sechshundert Jahren haben dergleichen roturiers, als Sclaven geboren, erst freigelassen, dann geadelt, die Aemter und Würden des Reichs an sich gerissen, während der echte Adel, dem sie von Rechtswegen zukamen, sank und zum Theil selbst in Verfall gerieth. Philipp August hatte vor Allen das schlimme Werk begonnen, Philipp der Schöne und der böse Ludwig XI. hatten es mit besonderem Erfolg gefördert; niemand aber hat mehr vollführt und erreicht, als der Cardinal Richelieu und Ludwig XIV. — und so ernten denn nun wirklich die Enkel, was die früheren Capetinger gesäet hatten."

So lauten im Wesentlichen die Lehren dieses adelig gesinnten Forschers. Die Schwäche seiner Theorie nachzuweisen, ist allerdings, zumal in unseren Tagen, sehr leicht. Zu ihrer Zeit verhielt sich das, wenigstens in Frankreich, anders, denn die Wissenschaft der Geschichte wollte dort nicht sonderlich gedeihen.

Zu ihrer Zeit waren daher die Schriften Boulainvilliers' wichtig und von Bedeutung. Sie sprachen mit einer gewissen Klarheit aus und rechtfertigten wenigstens scheinbar in wissenschaftlicher Weise, was der Adel oft genug in ziemlich formloser Verwirrtheit behauptet hatte. Andererseits fühlte sich die plebejische Eitelkeit verletzt durch sie. Theils suchte man zu widerlegen, und in den Streitschriften zeigen sich schon sehr deutlich die Wünsche wie die Ansprüche des wohlhabenden und gebildeten Mittelstandes. Vor Allem trat der Abbé Dubos mit einem fleißig, ja mühselig gearbeiteten Werk hervor, in welchem eine sehr achtungswerthe Gelehrsamkeit der seltsamsten Phantasterei dienen muß. Ihm zu Folge ist Gallien nie durch die Franken erobert worden; was man davon geglaubt hatte, ist reine Täuschung. Jahr-

hunderte lang waren vielmehr die Franken von den römischen Kaisern als Verbündete zum Schutz der gallischen Provinzen gemiethet, und was ihre Könige nach und nach an Macht und Ansehen im Lande erwarben, verdankten sie lediglich kaiserlicher Verleihung, vermöge welcher ihnen die Verwaltung mehr und mehr übertragen wurde, bis dann zuletzt Justinian von Constantinopel aus durch einen förmlichen Vertrag die höchste Machtvollkommenheit in Gallien den Söhnen Chlodowig's ganz überließ. Es gab demgemäß in Frankreich keine Eroberer, kein herrschendes Volk und kein unterworfenes. Die ganze alte, römische Verfassung und Verwaltung des Landes blieb stehen in schönster ungestörter Ordnung, wie sie gewesen war, und Frankreich bestand aus einer Anzahl Städterepubliken mit wohl eingerichteten Municipalverfassungen, unter der ausschließlich auf römischem Recht ruhenden Oberhoheit eines fränkischen Königs. Landeshoheit der großen Landesherren, Adelsherrschaft, Feudaldruck —: das Alles brach erst mehr als vierhundert Jahre nach der Gründung des Reichs im neunten und zehnten Jahrhundert herein, als das königliche Ansehen in schwachen Händen gesunken und eine Zersplitterung der höchsten Machtvollkommenheit möglich geworden war — und zwar als Ergebniß der Treulosigkeit, des Verraths, der Empörung. Der mittelalterliche Zustand Frankreichs war nicht Folge der Eroberung —: er war durch den Frevel, die treulose Anmaßung derer entstanden, die den Adel bildeten.

Diese abenteuerliche Ansicht ist, beiläufig bemerkt, auch heute noch keineswegs verschollen in Frankreich. Deutsche Wissenschaft ist ihr zu Hülfe gekommen, indem sie vielleicht etwas zu weit ging und das Fortbestehen römischer Municipalverfassungen selbst am Rhein und an der Donau nachzuweisen bemüht war; besonders aber diesem angeblichen Fortbestehen eine Bedeutung beilegte, die es wohl in keinem Fall gehabt haben könnte. Mit Eichhorn's und Savigny's Gelehrsamkeit ausgerüstet, haben sich elegante französische Akademiker bemüht, dem System des alten Dubos ein Ansehen zu geben, in dem es den Ergebnissen der neuesten Forschungen zu entsprechen schien und noch immer müssen wir häufig genug Darstellungen lesen, in denen Chlodowig nicht als Eroberer erscheint, sondern etwa als ein Söldnerhauptmann, den die gallischen Landschaften, von den Römern sich selbst überlassen, mit seiner Schaar in ihren Sold nahmen, um

gefähr so wie die italienischen Städte im Mittelalter einen Condottiere mit seinen Banden mietheten. —

Zum Theil aber auch nahm man Boulainvilliers gewissermaaßen beim Wort, wenn auch natürlich, um aus seinen Behauptungen ganz anderes zu folgern wie er. Man ließ es sich hin und wieder ganz gern gesagt sein, daß Druck und Unrecht im Lande durch fremde Eindringlinge, die eigentlich gar nicht in das Haus gehörten, eingeführt und geübt worden sei. Man gewann auf diese Weise, so gut wie durch die seltsamen Hypothesen des Abbé Dubos, Boden für die Ansicht, die nachher Sieyes aussprach, daß der sogenannte dritte Stand eigentlich die Nation sei.

Daß der Adel Boulainvilliers' Ansichten sehr wohl aufnahm, versteht sich. Doch kann man wohl nicht sagen, daß sie eigentlichen Einfluß gehabt hätten. Man hatte eben nur seine müßige Freude daran, wie an den glänzenden Stammbäumen, die sich in das Fabelhafte verloren, und an allen sonstigen Urkunden einer von jeher ununterbrochenen Größe des eigenen Stammes. Zu raschen Thaten konnten sich die Hofleute Ludwig's XV., zu denen Boulainvilliers sprach wie ein überlebender Ritter aus der Zeit der Fronde, dadurch nicht begeistert fühlen, denn sie waren auf heroische Entschlüsse nicht eingerichtet. Die Gesinnung und Ansicht aber, die hier eine wissenschaftliche Form gefunden hatte, war ohnehin vorhanden, hatte sich auch sonst in tumultuarischer Weise ausgesprochen und kam zum Vorschein, so oft sich eine Veranlassung dazu ergab.

Solche Veranlassung aber sollte sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in größtem Maaßstab ergeben. Wir brauchen hier nicht auf die Ursachen der französischen Revolution umständlich zurückzukommen. Sie wurde unvermeidlich, weil die durchaus veralteten Formen des Staatswesens in Frankreich in keiner Weise mehr dem wesentlich veränderten Zustand der Gesellschaft entsprachen. Es ist ein in mancher Beziehung wahres Wort, daß die Revolution unvermeidlich wurde, nicht weil Frankreich allen anderen Ländern weit vorausgeeilt war, wie Nationaleitelkeit jenseits des Rheins so gerne annimmt, sondern im Gegentheil, weil Frankreich in der Entwickelung seines Staatslebens gar sehr zurückgeblieben war. Es hatte sich hier ein größeres Mißverhältniß gebildet, als in anderen Staaten.

Was besonders auf eine durchgreifende Veränderung hindrängte

und jedem Unbefangenen ihre Unvermeidlichkeit einleuchtend machen mußte, das war der zerrüttete Zustand der Finanzen. Man war dahin gelangt, daß selbst im Frieden die gewöhnlichen Ausgaben die Gesammtheit der Einnahmen um ein sehr beträchtliches überstiegen, und mußte sich gestehen, daß unter den damaligen Bedingungen weder die Einnahmen gesteigert, noch an den Ausgaben in einem irgend ausreichenden Maaß etwas erspart werden konnte.

Der Hof trieb allerdings eine thörichte Verschwendung und es wäre in anderen Beziehungen klug gewesen, diese einzuschränken; es wurden allerdings Höflingen und Weibern sehr unverdiente Gnadengehalte gegeben und man hätte wohl gethan, sie einzuziehen*) —: wenn man aber auch auf diese Weise mehrere Millionen jährlich ersparte und vielleicht noch etwas mehr dadurch, daß man in allen Verwaltungszweigen eine strenge Ordnung einführte, an der es nur all zu sehr gebrach —: das genügte doch bei weitem nicht, das Gleichgewicht im Staatshaushalt wieder herzustellen. Wer irgend einen Begriff von dem Haushalt eines Staates hat, weiß, wie wenig solche, an sich ganz löbliche Ersparungen bedeuten wollen, wo es sich nun einmal darum handelt, in Europa und weit über Europa hinaus die Stellung einer Großmacht unverändert zu behaupten.

In Beziehung auf die wirklichen Ausgaben, welche die eigentliche Thätigkeit der Regierung in Gang zu erhalten dienten, konnte von großartigen Ersparungen die Rede nicht sein. Gewiß konnten die zur Erhaltung des Heeres und der Flotte bestimmten Summen mit größerer Weisheit verwendet werden. Es wäre ganz zweckmäßig gewesen, die kostbaren Haustruppen abzuschaffen, deren Reiterei ausschließlich aus Edelleuten bestand, und dafür einige wirklich brauchbare Regimenter mehr zu haben —: im Ganzen aber war das französische Heer nichts weniger als zu zahlreich. Es war im Gegentheil unter Ludwig XV. vernachlässigt zu nennen, und Frankreich stand in Beziehung auf seine Streitfähigkeit gegen alle anderen Großmächte des europäischen Festlandes bedeutend zurück. Was nun vollends an öffentlichen Bauten geschah, war weitaus zu wenig — und für den öffentlichen Unterricht that der Staat so gut wie nichts.

*) Der Hof verbrauchte z. B. im Jahre 1786 beinahe achtunddreißig Millionen Livres — eine für die damalige Zeit ganz ungeheuere Summe — nicht weniger als den elften Theil der gesammten Staatseinnahme.

Die Steuer zahlenden Stände konnten aber in der That schwerlich mehr zahlen als ihnen bereits aufgebürdet war, besonders da so vielerlei den freien Erwerb hinderte und hemmte. Was auch Parteischriftsteller sich für Mühe gegeben haben, uns Frankreich vor der Revolution als blühend, reich, hochbeglückt und beseligt zu schildern —: eine sehr einfache Thatsache widerlegt sie schlagend; nämlich die sehr langsame Zunahme der Bevölkerung unter Ludwig's XV. langer Regierung. Auch darf man sich nur in der Literatur jener Zeit umsehen. Reisende wie Arthur Young wissen nicht genug von der Armuth des französischen Landvolks zu erzählen; es wird sich selbst in Romanen u. dgl. kaum ein Bericht finden, wo der Wagen eines Reisenden in einem Dorf anders als von Bettlern umgeben erscheint. Neue oder erhöhte Steuern, eine Vermehrung der Einnahme stand demnach ebenfalls nicht in Aussicht.

Es gab also, selbst wenn man nur dies eine Gebrechen des Staats in das Auge faßte, nur Einen möglichen Ausweg. Einerseits mußte der Adel sich entschließen, seine Steuervorrechte aufzugeben und einen größeren Theil der Staatslasten zu übernehmen. Das wäre um so billiger gewesen, da die einzige Leistung, zu der er sich wirklich verpflichtet hielt, der Reiterdienst im Lehensaufgebot, seit Jahrhunderten allen und jeden Werth verloren hatte und deshalb auch gar nicht mehr verlangt wurde. — Wir sagen der Adel; darunter ist natürlich die höhere Geistlichkeit mit zu verstehen. Die armen Dorfpfarrer, die ihrer Geburt nach meist dem Bauernstande angehörten, schwelgten nicht gerade in Ueberfluß und waren nicht in der Verfassung, eine bedeutende Steuerlast zu tragen. Die Bisthümer und Erzbisthümer aber, die weiten, schönen Besitzungen, die ihre Ausstattung bildeten, die waren dem Adel vorbehalten und dienten zur Versorgung jüngerer Söhne. Die Capitel verlangten meist eine Ahnenprobe, um gegen älteres Kirchenrecht und Herkommen die nicht Ritterbürtigen von den höheren Kirchenwürden auszuschließen. Dazu kamen, die zahlreichen, zum Theil sehr reichen Klöster ungerechnet, die ebenfalls steuerfreien kirchlichen Sine-Curen in großer Anzahl. Namentlich viele Hundert Abteien, abbayes commendataires genannt, die man sich keineswegs als Klöster denken darf. Schon Franz der Erste hatte nämlich sehr viele Klöster aufgehoben und einen Theil ihrer Güter zu den Domänen der Krone gezogen. Seither wurden

diese Abteien, mit den noch immer sehr bedeutenden Besitzungen, die ihnen verblieben waren, von der Krone als Pfründen, mit deren Besitz durchaus gar keine Verpflichtungen irgend einer Art verbunden waren, an begünstigte Weltgeistliche vergeben. Sie dienten junge Leute aus vornehmen Häusern, die sich dem geistlichen Stande widmeten, meist schon in sehr früher Jugend mit einem standesgemäßen Einkommen zu versehen, für die Zeit, bis ein passender Bischofssitz für sie erledigt war. Wer bei Hofe nicht Einfluß genug hatte, um ein Bisthum davon zu tragen, der blieb eben sein Leben lang ein eleganter, schöngeisternder Abbé, wie sich deren gar viele in der galanten, erotischen Literatur und in den Annalen der Theater- und Tänzerinnenwelt unsterblich gemacht haben.

Die reichen Besitzungen der Kirche waren sogar noch viel weniger besteuert als die des Adels. Denn in dem größten Theil Frankreichs trug der Adel, wenigstens der Form nach, gleich anderen Gutsbesitzern, die vingtième genannte Grundsteuer, die, wie schon der Name besagt, den zwanzigsten Theil des Ertrages betragen sollte, aber sehr ungleich vertheilt, und zwar, wie das zu gehen pflegt, zu Gunsten des Adels, dessen gebietender Einfluß sich natürlich bei der Abschätzung geltend gemacht hatte. Schon dadurch war der Druck dieser Abgabe ein sehr verschiedener, daß der Ertrag jedes bäuerlichen Grundstücks im Ganzen geschätzt und besteuert war, ohne daß man abgezogen hätte, was an grundherrlichen Abgaben davon zu entrichten war. Im Ganzen betrug der Ertrag der Steuer, obgleich schon seit langer Zeit zwei sogenannte vingtième erhoben wurden, kaum ein Sechstheil der gegenwärtigen Grundsteuer.

Schriftsteller, die sich bemühen, den Zustand Frankreichs vor der Revolution im günstigsten Licht zu zeigen, fügen hinzu, durch geschickte Wendungen kluger Finanzmänner sei auch die taille genannte Abgabe längst auf den Adel ausgedehnt gewesen, wenn auch allerdings im Widerspruch mit dem bestehenden Recht. Das ist nur mit sehr bedeutenden Einschränkungen wahr. Die taille war nämlich eine persönliche Abgabe, deren Betrag aber für jeden Einzelnen nach dessen Stand, Beruf und wahrscheinlichem Einkommen ziemlich willkürlich festgesetzt war. Ihre Einrichtung machte sie vielfach in einem hohen Grade ungerecht; — sie wurde es schon dadurch, daß nicht, wie bei der preußischen und englischen Einkommensteuer, ein minimum von

Erwerb oder Einkommen als Grenze festgesetzt war, bis zu welcher herab die Steuer sich erstreckte, so daß die Familien der ärmeren, unteren Stände, deren Einkommen jenes minimum nicht erreichte, davon befreit geblieben wären —: daß sie vielmehr ausdrücklich darauf angelegt war, vorzugsweise auf die unteren, ärmeren Stände zu fallen. Der Tagelöhner, der sein kärgliches tägliches Brod täglich erwarb, war nicht ausgenommen, und da die Steuer keineswegs wie die Einkommensteuer in Preußen von dem größeren Einkommen nach einem steigend höheren Prozentsatz erhoben wurde, vielmehr umgekehrt der Wohlhabende sich mancher Gunst erfreute und nach oberflächlicher Schätzung belastet, nicht einmal den gleichen Antheil seines Einkommens zu geben hatte, sieht man wohl, wen diese Abgabe zu Boden drückte und wer dabei so ziemlich frei ausgehen mußte.

Der Adel war ausdrücklich von der taille befreit. Dagegen hatte man diese Abgabe auch auf die Pächter der Domainländereien des Adels ausgedehnt und dafür den Namen taille d'exploitation erfunden. Schon die Benennung bezeugt, daß hier, wenigstens dem Princip nach, nicht der Grundherr und sein Eigenthum besteuert werden sollten, sondern der Pächter und sein Unternehmergewinn. Man könnte nun zwar wohl glauben, daß die Pächter um so viel weniger Pacht zahlten und auf diese Weise die Abgabe auf den Eigenthümer des Grundes und Bodens zu wälzen vermochten: wenn man aber die damaligen Zustände und Verhältnisse erwägt, wenn man bedenkt, daß der Pächter mit dem Bauern so ziemlich auf einer Linie, und wie dieser unter gutsherrlicher Gewalt und Polizei stand, wie es ihm durch Gesetz und Herkommen, auch durch die Zunftverfassungen erschwert war, aus seinem Dorfe wegzuziehen und zu einem anderen Gewerbe überzugehen, sieht man wohl, daß es dem Grundherrn, als der weit überlegenen Partei in diesem Kampf der Interessen, an Mitteln nicht fehlte, den Pächter selbst die Last tragen zu lassen. Unbedingt geschah dies bei den métairie-Contracten —: Anbau des Bodens durch einen Pächter gegen den halben Ertrag. Eine Art der Bewirthschaftung, die noch jetzt in einem großen Theile Frankreichs vorherrschend ist und es damals noch weit mehr war. Da mußte der Pächter die taille von seiner Hälfte des Ertrags ganz bezahlen.

Wenn ein Edelmann sein Landgut selbst auf eigene Rechnung bewirthschaftete, blieb so viel von seinen Ländereien taillefrei als vier

diese Abteien, mit den noch immer sehr bedeutenden Besitzungen, die ihnen verblieben waren, von der Krone als Pfründen, mit deren Besitz durchaus gar keine Verpflichtungen irgend einer Art verbunden waren, an begünstigte Weltgeistliche vergeben. Sie dienten junge Leute aus vornehmen Häusern, die sich dem geistlichen Stande widmeten, meist schon in sehr früher Jugend mit einem standesgemäßen Einkommen zu versehen, für die Zeit, bis ein passender Bischofssitz für sie erledigt war. Wer bei Hofe nicht Einfluß genug hatte, um ein Bisthum davon zu tragen, der blieb eben sein Leben lang ein eleganter, schöngeisternder Abbé, wie sich deren gar viele in der galanten, erotischen Literatur und in den Annalen der Theater- und Tänzerinnenwelt unsterblich gemacht haben.

Die reichen Besitzungen der Kirche waren sogar noch viel weniger besteuert als die des Adels. Denn in dem größten Theil Frankreichs trug der Adel, wenigstens der Form nach, gleich anderen Gutsbesitzern, die vingtième genannte Grundsteuer, die, wie schon der Name besagt, den zwanzigsten Theil des Ertrages betragen sollte, aber sehr ungleich vertheilt, und zwar, wie das zu gehen pflegt, zu Gunsten des Adels, dessen gebietender Einfluß sich natürlich bei der Abschätzung geltend gemacht hatte. Schon dadurch war der Druck dieser Abgabe ein sehr verschiedener, daß der Ertrag jedes bäuerlichen Grundstücks im Ganzen geschätzt und besteuert war, ohne daß man abgezogen hätte, was an grundherrlichen Abgaben davon zu entrichten war. Im Ganzen betrug der Ertrag der Steuer, obgleich schon seit langer Zeit zwei sogenannte vingtième erhoben wurden, kaum ein Sechstheil der gegenwärtigen Grundsteuer.

Schriftsteller, die sich bemühen, den Zustand Frankreichs vor der Revolution im günstigsten Licht zu zeigen, fügen hinzu, durch geschickte Wendungen kluger Finanzmänner sei auch die taille genannte Abgabe längst auf den Adel ausgedehnt gewesen, wenn auch allerdings im Widerspruch mit dem bestehenden Recht. Das ist nur mit sehr bedeutenden Einschränkungen wahr. Die taille war nämlich eine persönliche Abgabe, deren Betrag aber für jeden Einzelnen nach dessen Stand, Beruf und wahrscheinlichem Einkommen ziemlich willkürlich festgesetzt war. Ihre Einrichtung machte sie vielfach in einem hohen Grade ungerecht; — sie wurde es schon dadurch, daß nicht, wie bei der preußischen und englischen Einkommensteuer, ein minimum von

tigkeit — mußte nothwendig Alles beseitigt werden, was die allgemeine Betriebsamkeit hemmte und hinderte. Dessen war sehr viel, da Frankreich aus kleinen, allmählich zusammengefügten Gebieten entstanden war, deren jedes seine eigenen Gesetze und Rechtsgewohnheiten, seine besondere Gewerbepolizei hatte, und in vielen Fällen sogar durch besondere Zollgrenzen von dem übrigen Reich geschieden war. Nur eine durchgreifende Veränderung dieser Zustände konnte eine freie und mächtige Entfaltung der gewerblichen Thätigkeit herbeiführen und durch sie eine Steigerung des Nationalreichthums, die dann von selbst auch der Regierung größere Hülfsquellen bot. Aber freilich griffen die Veränderungen, die hier als unerläßlich hervortraten, die materielle Grundlage, auf der die Stellung der bevorzugten Stände ruhte, mehr noch an, als selbst die etwanige Beseitigung seiner Steuervorrechte. Denn die gutsherrlichen Rechte, die Frohnden und Naturalleistungen, die den Bauernstand zu Boden drückten und seine Wirthschaft störten, gehörten zu den Dingen, die nothwendig weggeräumt werden mußten.

Wirklich beherrschte das Bewußtsein, daß eine Veränderung des in jeder Beziehung unhaltbaren Zustandes nicht zu umgehen sei, wenigstens zeitweise alle die einigermaßen im Stande waren sich von den Dingen Rechenschaft zu geben. Aber wie es eben immer und überall geht, jene Augenblicke abgerechnet, die dringend auf den Menschen einschreiten und Entschluß, That, Entscheidung von ihm verlangen, ging man eben wieder darüber hin, sank in die alltäglichen Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens zurück, die eine wunderbare Macht über den Menschen üben, und trieb das gewohnte Dasein ungestört weiter, als sei eine Zukunft nicht möglich, die etwas anderes wäre als die ganz unveränderte Fortsetzung der Gegenwart.

Auch wurde diese nothwendige Veränderung des Zustandes sehr verschieden gedacht und verlangt. So wie sie sich in furchtbarer Größe später überraschend ergab, erwartete sie niemand. Der kühne Gedanke an eine gänzliche Umgestaltung des gesellschaftlichen Wesens war wohl selbst im Geist der spätern Republikaner noch nicht erwacht, als Ludwig XVI. den Thron bestieg, und selbst als Schritt vor Schritt die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes immer einleuchtender wurde. Man hielt sich an den schwankenden Begriff von

Pflüge bearbeiten können; für alles was darüber hinausging, zahlte er die Abgabe gleichsam als sein eigener Pächter. — In einigen Provinzen des Südens aber, die ungefähr ein Zwölftheil des gesammten Reichs ausmachten, waren die Rittergüter, selbst verpachtet, von der taille unbedingt befreit.

Die taille d'exploitation war nun freilich auch auf die verpachteten Besitzungen der Geistlichkeit ausgedehnt, dagegen wurde von diesen keine vingtième gezahlt. Anstatt derselben bewilligten die geistlichen Herren der Krone von Jahr zu Jahr Beisteuern unter dem Namen dons gratuits, welche aber durch die daran geknüpften Bedingungen eigentlich Darlehen wurden. Als dergleichen zuerst bewilligt wurden, hatten nämlich die Fürsten und Großen der Kirche nicht zweckmäßig erachtet, sich selbst etwas zu entziehen, um die gewährte Summe aufzubringen. Sie hatten die dazu nöthigen Gelder aufgenommen und somit die Last ihren Nachfolgern in Amt und Würden zugeschoben. Für diese lag aber nun hierin ein doppelter Grund, zu den öffentlichen Lasten nichts weiter beizutragen, denn hatte auch die Krone die Verzinsung und Tilgung dieses Darlehens großentheils übernommen, so mußte doch auch der Clerus selbst jährlich einiges beitragen, um die Zinsen zu decken, und man war auf diesem Wege in ein wunderlich verwickeltes, für den öffentlichen Schatz sehr unfruchtbares Treiben hineingekommen. Der Clerus bewilligte regelmäßiger Weise von fünf zu fünf Jahren ein neues, in jährlichen Raten zu zahlendes don gratuit — gewöhnlich von funfzehn oder sechszehn Millionen Livres für die ganze Periode. Was aber davon jährlich in den öffentlichen Schatz floß, betrug nur ein ganz unbedeutendes mehr als die Krone ihrerseits dem Tilgungsfonds der Kirche zurückzahlen mußte. Das Geld zu diesen dons gratuits wurde jedesmal aufgenommen und ganz regelmäßig wurden immer wieder dieselben Bedingungen an die Bewilligung geknüpft. Soviel also die Krone jährlich an alten Schulden des Clerus tilgte, so viel wuchsen jährlich wieder neue Schulden zu, deren Tilgung der Staat mit übernahm. Man drehte sich im Kreise; die Schuld des Clerus blieb im Ganzen immer auf derselben Höhe, die Krone erhielt so gut wie nichts von den Gütern der Kirche, den geistlichen Herren entging nur sehr wenig von ihren Einkünften.

Dann aber — und das war wohl von noch viel größerer Wich-

sollte, den alten Zustand unverändert zu erhalten? — Das war nicht seine Sorge! — Möglich sollte und mußte es aber sein.

Jüngere, strebende Männer dieses Standes hatten sich, wenn auch nicht in großer Anzahl, dem Geist der neueren, in der Literatur vertretenen Lebensansicht zugewendet, welche die übrigen zwar gelten ließen, um sich an ihr zu freuen und mit ihr zu spielen, aber ohne daß es damit je Ernst werden sollte im wirklichen Leben. Jene wenigen jüngeren konnten am Ende, mit höchst einzelnen Ausnahmen, auch wohl nicht verleugnen, daß sie Standesgenossen Boulainvilliers' waren, aber die alte Adelsgesinnung erschien bei ihnen in einem zeitgemäßeren Gewande. Die englische Verfassung war das Ideal das sie erstrebten; sie dachten sich lieber in der Stellung eines Peers von England als in der eines grand maître de la garderobe oder premier gentilhomme de la chambre. Nebenher ging vielfach Wunsch und Streben, vieles Widersinnige im Staat zu beseitigen. Ueberhaupt ist hier mancher edlere Keim anzuerkennen, aber man muß denn doch gestehen, daß diese liberalen Herren meist ziemlich seichten Geistes waren und durch ihre oberflächliche weltmännische Erziehung wenig darauf vorbereitet, das eigentliche Wesen der Dinge mit Energie und Klarheit gründlich zu fassen, die kranke Gegenwart zu verstehen, die Wege der Zukunft zu bahnen und entschieden zu handeln. Schon die Vorstellung, die sie sich von ihrem eigenen Verhältniß zu dem Lande und zu der Zeit machten, war eine wesenlose, die auf nichtigen Täuschungen beruhte. Sie wollten etwas wie die englische Verfassung herbeiführen und hielten das für möglich. Sie sahen also nicht, daß es großen Theils der Adel war, der die englische Revolution gemacht hatte, während sie in Frankreich wesentlich gegen den Adel, namentlich viel mehr gegen diesen als gegen die Krone gerichtet sein mußte; sie sahen nicht, daß der Adel durch sein leichtsinniges, sittenloses und würdeloses Leben und Treiben, und nicht minder durch die Untüchtigkeit und Unbrauchbarkeit zu allen ernsten Dingen, die man im siebenjährigen Kriege nur allzusehr beurkundet sah, alles moralische Ansehen zu sehr verscherzt hatte, um in einer Zeit weltgeschichtlicher Bewegung an der Spitze der Nation stehen zu können. —

Der etwas derbere Provinzialadel bekannte sich unumwunden und ohne moderne Milderung zu den Ansichten, die Boulainvilliers lehrte, und wollte zumal von einer Nachbildung englischer Verfassung

Mißbräuchen, die abzuschaffen seien, und dieser konnte eben seiner Unbestimmtheit wegen allerdings sehr weit führen.

Die Verarmung des Landvolks, die der Beobachtung nicht entgehen konnte, führte denkende Männer in der Betrachtung der staatswirthschaftlichen Verhältnisse zu dem System der Physiokraten. Die Anhänger dieser Schule strebten mit Ernst und Ueberzeugung ihre Theorie in das wirkliche Leben einzuführen. Daß dies eben auch nichts geringeres gewesen wäre als eine Revolution, eine vollständige Umgestaltung aller Lebensverhältnisse, hatten sie vielleicht auch nicht im vollen Umfang erkannt.

Was den Adel insbesondere anbetrifft darf man nicht vergessen, daß er in sich in gewissem Sinn gespalten war. Zwar nicht eigentlich in einen hohen und niederen Adel — wohl aber in einen Hof- und Provinzialadel. Daß die Spaltung gerade diesen Charakter hatte, war vielleicht besonders ungünstig. Der eigentliche hohe Adel Frankreichs war bekanntlich großentheils in einer oder anderer Weise längst untergegangen, und dadurch war die Vereinigung des Reichs zu einer compacten Masse möglich geworden. Diejenigen Familien, die jetzt dem Throne nahe den ersten Rang behaupteten, waren mit wenigen Ausnahmen aus dem niederen Adel emporgekommen, und aus so großer Höhe sie auch auf den Provinzialadel herabsahen, war doch das was sie von diesem unterschied, etwas rein Zufälliges, das sich als ernstliche Begründung eines Standesunterschiedes gar nicht geltend machen ließ —: größerer Reichthum, Verbindungen und Einfluß am Hof; der Umstand, daß ihnen die Hofämter wie von selbst zufielen, und daß sie die tägliche Gesellschaft des Königs bildeten.

Der Hofadel war großentheils von jenem Bedientengeist beseelt, den der Hofdienst, namentlich unter Bedingungen, wie sie in Frankreich vorwalteten, nicht selten hervorgerufen hat. Er verlangte eigentlich überwiegend, daß Alles bleibe wie es war und nichts verändert werde: er wollte allerdings herrschen, aber wie bisher in dienender Form; er wollte als Kammerherr das Reich zu seinem Vortheil lenken, ohne Anstrengung, ohne Entsagung und That, durch den Einfluß, den seine Stellung in den hohen Hofämtern, in der täglichen Gesellschaft des Königs — der Königin — oder einer Geliebten des Königs gewährte. Da konnten ihm alle Reichthümer, Ehren und Genüsse die der Hof zu vertheilen hatte, nicht entgehen. Wie es möglich werden

Wahrheit und Wirklichkeit der ärmere Provinzialadel unter dem Hofadel, wie verspottet dieser die sogenannten hobereaux, — wie sorgfältig verleugnet er jede zufällig entstandene Verwandtschaft mit Leuten dieses Standes, wie erröthet er, wenn irgend ein Zusammenhang zwischen ihm und diesen entdeckt wird. Oder man schlage die militärischen Lehrbücher der Zeit nach. Auf den Dienst im Heere war nämlich dieser Theil des Adels unbedingt angewiesen; und dennoch hatte er kaum die entfernteste Aussicht, es auch hier je weiter als bis zum Hauptmann zu bringen. Die Regimenter wurden nämlich nach Hofgunst vergeben, oder mußten von dem abgehenden Obersten gekauft werden, da noch immer die anfänglichen Verhältnisse der stehenden Heere nachwirkten und das Regiment, im Auftrag der Regierung vom Obersten zusammengeworben, als dessen Eigenthum betrachtet wurde. Da reichte das Vermögen jenes verarmten Adels nicht aus.

Die jungen Herren vom Hofadel wurden schon als Knaben, natürlich ohne je gedient zu haben, als sogenannte Sous-lieutenants de remplacement, d. h. als überzählige Lieutenants irgend einem Regiment beigezählt; kamen dann nach ein paar Jahren zu einem anderen Regiment als überzählige Hauptleute (capitaines de remplacement) — um wieder wenige Jahre später als Obersten selbst Regimenter zu bekommen. Zwanzigjährige Obersten waren auf diese Weise natürlich eine sehr gewöhnliche Erscheinung im Heere — und niemand konnte diesen für die beste Gesellschaft erzogenen jungen Leuten zumuthen, ihre schöne Jugend in irgend einer armseligen Garnisonstadt zu vertrauern. Sie lebten in Versailles, in Paris und machten immer nur kurze, flüchtige Besuche bei ihren Regimentern, an deren Horizont sie wie glänzende Meteore erschienen. — Es ist ganz hübsch in den Denkwürdigkeiten der keuschen Frau von Genlis zu lesen, wie die Damen des Hofkreises eine Anzahl junger Herren, die sich empfahlen, um sich auf wenige Wochen zu ihren Regimentern zu begeben, als wäre von einem fernen ritterlichen Eroberungszug die Rede, mit Schärpen und favours schmückten.

Der Sprößling des armen Provinzialadels begann seine Laufbahn zwar auch als überzähliger Lieutenant, mußte sich dann aber langsam vorrückend in die vorschriftmäßige Zahl der Offiziere und weiter hinauf dienen, und bei sehr schmaler Besoldung ausharren, um endlich als ältester Lieutenant, so gut es gehen wollte, die paar tau-

send Livres zusammen zu bringen, die nöthig waren, die Compagnie eines abgehenden Hauptmanns zu kaufen. Keine hülfreiche Hand vom Hofe hob den wartenden über die Gleichberechtigten hinweg, die auf der Liste vor ihm standen! — War dies Ziel erreicht, dann galt es nur noch aus der Compagnie — natürlich auf Kosten der Soldaten — das größte mögliche Einkommen zu ziehen, nach fünfundzwanzig Dienstjahren das Ludwigs-Kreuz zu erhalten und bei herannahendem Alter seine Compagnie wieder zu verkaufen.

Zwischen dem Hauptmann und dem Obersten gab es keinen Zwischengrad: der älteste Hauptmann war, ohne besonders dazu ernannt zu sein, in der Abwesenheit des Obersten dessen Stellvertreter - lieutenant Colonel.

In den Lehrbüchern wird nun, wo von den Pflichten der Offiziere die Rede ist, immer als eine Sache, die sich von selbst versteht, vorausgesetzt, daß der Oberst ein vornehmer junger Herr und in der Regel abwesend ist. So wird in einer zu ihrer Zeit viel benutzten militärischen Encyklopädie (von Bardet de Villeneuve, 1740) dem Obersten zur Pflicht gemacht, seinen Einfluß am Hof zu Gunsten des Regiments zu verwenden, — mit seinem Einfluß und selbst mit seinem Vermögen den Offizieren zu Hülfe zu kommen, denen irgend ein Unfall begegnet ist, und zuletzt wird noch von ihm gefordert: il doit résider le plus qu'il pourra à son régiment, afin d'en donner l'exemple aux autres officiers (d. h. den anderen jungen Herren, die als überzählige Hauptleute und Lieutenants figuriren — und eben nur des Beispiels wegen soll er das; im übrigen ist er da eine ziemlich überflüssige Person).

Von dem Obrist Lieutenant heißt es dann: c'est ordinairement sur la direction de cet officier que roulent les affaires du régiment, les colonels n'y faisant pas ordinairement un long séjour. —

Auch abbayes commendataires waren für diesen Theil des Adels natürlich nicht zu haben; diejenigen seiner Söhne, die er dem geistlichen Stande bestimmte, mußten sich ärmlich als Weltpriester oder als Ordensbrüder im Kloster behelfen, und wenn es da auch mit Zucht und Regel nichts weniger als streng genommen wurde, so fehlte doch sehr viel von den Annehmlichkeiten des bunten Schmetterlingdaseins eines Abbé.

Gegen die Mißbräuche im Heer reichte unter anderem, gleich im

Anfang der Revolution, das gesammte Offiziercorps der Straßburger Besatzung eine Bittschrift bei den versammelten Ständen ein. Aber natürlich ging das Verlangen nach Reformen nur bei sehr wenigen Individuen dieser Classe weiter, als das unmittelbare eigene Standesinteresse. Nur sehr wenige schlossen sich später der Revolution an — und das ist begreiflich, denn es gehörte zu einem solchen Schritt das stolze Bewußtsein selbständigen Werthes, der einer so schwachen Stütze, wie diese Standesstellung war, leicht entbehren könne; das Bewußtsein, man werde in einer neuen Ordnung der Dinge, auf sich selbst angewiesen, durch eigenen Werth zu größerer Bedeutung gelangen, als man in der alten Welt dem angeborenen Stande verdankte. Bemerkenswerth aber ist, daß sich unter diesen verhältnißmäßig wenigen die Mehrzahl der Offiziere der wissenschaftlich gebildeten Corps, der Artillerie und des Ingenieurwesens, befanden; daß sich unter ihnen so edel geartete, tüchtige Männer wie Desaix, so brauchbare Subjekte wie Davoust hervorthaten. — In der Mehrzahl hängen natürlich die Menschen mit unbesiegbarer Zähigkeit selbst an den kleinsten Vorzügen, die sie den Verhältnissen verdanken, und sollten damit auch Zustände verbunden sein, die jedem Streben, folglich auch ihrem eigenen, verkümmernde Grenzen ziehen.

Wie die anderen Stände, ihr Denken und Wollen, sich zum Staat verhielten, braucht uns hier nicht zu beschäftigen, da unsere Aufgabe nur dahin geht, zu ermitteln wie der Adel gesinnt war, und wie er sich verhielt, als nun jene unvermeidlichen Veränderungen des staatlichen Zustands immer mächtiger heranschritten. —

Der gutmüthige, aber beschränkte, mit Leben und Wirklichkeit ganz unbekannte und vor allen Dingen überaus schwache Ludwig XVI. war freilich nicht der Mann, der im Sinn Peters I. von Rußland, Friedrichs des Großen, oder des Ministers Karl von Stein großartige Reformen durchführen, oder auch nur ernstlich wollen konnte; doch aber hatte er begriffen, daß die Dinge so nicht weiter gehen konnten, wie unter der verworfenen und verachteten Regierung seines Vorgängers. Er berief neben dem windigen, leichtfertigen alten Maurepas, den nur ein Mißverständniß in den Rath eines Königs führen konnte, zwei Männer in seine Nähe, auf die ganz Frankreich

send Livres zusammen zu bringen, die nöthig waren, die Compagnie eines abgehenden Hauptmanns zu kaufen. Keine hülfreiche Hand vom Hofe her hob den wartenden über die Gleichberechtigten hinweg, die auf der Liste vor ihm standen! — War dies Ziel erreicht, dann galt es nur noch aus der Compagnie — natürlich auf Kosten der Soldaten — das größte mögliche Einkommen zu ziehen, nach fünfundzwanzig Dienstjahren das Ludwigs-Kreuz zu erhalten und bei herannahendem Alter seine Compagnie wieder zu verkaufen.

Zwischen dem Hauptmann und dem Obersten gab es keinen Zwischengrad; der älteste Hauptmann war, ohne besonders dazu ernannt zu sein, in der Abwesenheit des Obersten dessen Stellvertreter — lieutenant Colonel.

In den Lehrbüchern wird nun, wo von den Pflichten der Offiziere die Rede ist, immer als eine Sache, die sich von selbst versteht, vorausgesetzt, daß der Oberst ein vornehmer junger Herr und in der Regel abwesend ist. So wird in einer zu ihrer Zeit viel benutzten militärischen Encyklopädie (von Bardet de Villeneuve, 1740) dem Obersten zur Pflicht gemacht, seinen Einfluß am Hof zu Gunsten des Regiments zu verwenden, — mit seinem Einfluß und selbst mit seinem Vermögen den Offizieren zu Hülfe zu kommen, denen irgend ein Unfall begegnet ist, und zuletzt wird noch von ihm gefordert: il doit résider le plus qu'il pourra à son régiment, afin d'en donner l'exemple aux autres officiers (d. h. den anderen jungen Herren, die als überzählige Hauptleute und Lieutenants figuriren — und eben nur des Beispiels wegen soll er das; im übrigen ist er da eine ziemlich überflüssige Person).

Von dem Obrist-Lieutenant heißt es dann: c'est ordinairement sur la direction de cet officier que roulent les affaires du régiment, les colonels n'y faisant pas ordinairement un long séjour. —

Auch abbayes commendataires waren für diesen Theil des Adels natürlich nicht zu haben; diejenigen seiner Söhne, die er dem geistlichen Stande bestimmte, mußten sich ärmlich als Weltpriester oder als Ordensbrüder im Kloster behelfen, und wenn es da auch mit Zucht und Regel nichts weniger als streng genommen wurde, so fehlte doch sehr viel von den Annehmlichkeiten des bunten Schmetterlingdaseins eines Abbé.

Gegen die Mißbräuche im Heer reichte unter anderem, gleich im

Anfang der Revolution, das gesammte Offiziercorps der Straßburger Besatzung eine Bittschrift bei den versammelten Ständen ein. Aber natürlich ging das Verlangen nach Reformen nur bei sehr wenigen Individuen dieser Classe weiter, als das unmittelbare eigene Standesinteresse. Nur sehr wenige schlossen sich später der Revolution an — und das ist begreiflich, denn es gehörte zu einem solchen Schritt das stolze Bewußtsein selbständigen Werthes, der einer so schwachen Stütze, wie diese Standesstellung war, leicht entbehren könne; das Bewußtsein, man werde in einer neuen Ordnung der Dinge, auf sich selbst angewiesen, durch eigenen Werth zu größerer Bedeutung gelangen, als man in der alten Welt dem angeborenen Stande verdankte. Bemerkenswerth aber ist, daß sich unter diesen verhältnißmäßig wenigen die Mehrzahl der Offiziere der wissenschaftlich gebildeten Corps, der Artillerie und des Ingenieurwesens, befanden; daß sich unter ihnen so edel geartete, tüchtige Männer wie Desaix, so brauchbare Subjekte wie Davoust hervorthaten. — In der Mehrzahl hängen natürlich die Menschen mit unbesiegbarer Zähigkeit selbst an den kleinsten Vorzügen, die sie den Verhältnissen verdanken, und sollten damit auch Zustände verbunden sein, die jedem Streben, folglich auch ihrem eigenen, verkümmernde Grenzen ziehen.

Wie die anderen Stände, ihr Denken und Wollen, sich zum Staat verhielten, braucht uns hier nicht zu beschäftigen, da unsere Aufgabe nur dahin geht, zu ermitteln wie der Adel gesinnt war, und wie er sich verhielt, als nun jene unvermeidlichen Veränderungen des staatlichen Zustands immer mächtiger heranschritten. —

Der gutmüthige, aber beschränkte, mit Leben und Wirklichkeit ganz unbekannte und vor allen Dingen überaus schwache Ludwig XVI. war freilich nicht der Mann, der im Sinn Peters I. von Rußland, Friedrichs des Großen, oder des Ministers Karl von Stein großartige Reformen durchführen, oder auch nur ernstlich wollen konnte; doch aber hatte er begriffen, daß die Dinge so nicht weiter gehen konnten, wie unter der verworfenen und verachteten Regierung seines Vorgängers. Er berief neben dem windigen, leichtfertigen alten Maurepas, den nur ein Mißverständniß in den Rath eines Königs führen konnte, zwei Männer in seine Nähe, auf die ganz Frankreich

mit der höchsten Achtung blickte und mit vollem Recht: Turgot und Malesherbes.

Der Erstere huldigte allerdings mit der Einseitigkeit eines Doctrinärs einer wissenschaftlichen Lehre von der Staats- und Volkswirthschaft, die viel zu jung und zu unreif war, um allen Problemen des wirthschaftlichen Lebens der Völker gewachsen zu sein — und gewiß mußte er großes Unheil herbeiführen, wenn er die Dinge auf die Spitze treiben, wenn er, wie das System der Physiokraten verlangte, dem ganzen Haushalt des Staats vermöge einer einzigen Steuer — einer Grundsteuer — genügen und alle anderen Abgaben beseitigen wollte. Davon war aber nicht die Rede. Turgot war bei alledem ein sehr tüchtiger Mann, der sich im Leben umgesehen und als Verwalter einer Provinz bewährt hatte, und wenn er auch in den Fehler edler Naturen verfiel, der Vernunft und dem Billigkeitsgefühl der Menschen zuviel zuzutrauen, fehlte ihm doch nicht so gänzlich der Maaßstab für das Ausführbare.

Eine gerechtere, auf der Grundlage eines regelmäßigen Katasters gleichmäßiger vertheilte Grundsteuer an der Stelle der vingtième, stand freilich in Aussicht, zunächst aber beabsichtigte Turgot nur Reformen, die wenigstens auf diesem Gebiet so weit nicht gingen, wenn sie auch zum Zweck hatten den Druck zu erleichtern, der auf den ärmeren Klassen des Volks lastete.

Von den sieben Edicten, deren Erlassung Turgot (Anfangs 1776) beantragte, hob das eine die Zünfte und Innungen auf und gewährte eine Gewerbefreiheit, die freilich dringend nothwendig geworden war, doch aber von den bevorrechteten Inhabern der Meisterrechte, da ihnen keine Entschädigung geboten wurde, als eine ungerechte Maaßregel angefochten werden konnte.

Vielfach bestand in Frankreich ein Vorrecht, dem wir auch in den deutschen Weisthümern nicht selten begegnen. Manche Städte und Landbezirke, sowie viele einzelne Grundherren, hatten das Recht, unmittelbar nach der Weinernte auf eine Zeit lang, innerhalb eines gewissen Gebietes den Verkauf fremden Weines zu verbieten —: natürlich damit die Bevorrechteten den eigenen Wein theils schneller, theils über den Werth zu einem Monopolpreis verkaufen konnten. In den Städten, welche dies sogenannte Privilegium besaßen, wie in größeren Landbezirken, gereichte es, wie sich von selbst versteht, zum

Schaden der ganzen übrigen Bevölkerung, nur wenigen reichen Weinbergsbesitzern zum Vortheil. Diese Rechte wurden ohne Entschädigung aufgehoben, insofern Städte und ganze Landstriche im Besitz derselben waren. Einzelne Grundherren, die in ihren unterthänigen Dörfern dies Recht des Bannweins hatten, behielten es seltsamer Weise.

Am meisten Aufsehen erregte dasjenige Edict, vermöge dessen die Wegefrohnen im ganzen Reich aufgehoben wurden. Die Herstellung und Erhaltung der Landstraßen lag nämlich in ganz Frankreich unmittelbar den Landschaften selbst ob und wurde, mit geringen Ausnahmen weniger Bezirke, durch Naturalleistungen — durch Frohndienste — beschafft. Das ganze Verhältniß wurde besonders dadurch drückend, daß diese Dienste nach dem Maaßstab ausgeschrieben wurden, den die taille an die Hand gab, so daß also ein jeder dazu beizutragen hatte, — nur daß der reichbegüterte Adel und die Kirche nicht im Verhältniß zu ihrem Vermögen betheiligt waren. Eine arme, ganz besitzlose Tagelöhnerfamilie hatte jährlich sieben bis acht Tage Wegefrohne ohne alle Entschädigung zu leisten. Man wird zugeben müssen, daß dies sehr drückend war. Nun sollten die Frohndienste in eine Geldabgabe verwandelt werden, die in besondere Kassen eingezahlt, die Mittel gewährt hätte, den Straßenbau durch bezahlte Arbeiter zu bewirken. Die Hauptsache war dabei, daß diese Geldabgabe nicht nach Maaßgabe der taille, sondern der vingtième vertheilt werden sollte; dadurch war die ärmste Klasse, die der Besitzlosen, jeder, der nicht wenigstens eine eigene Hütte hatte, von der Last befreit; der bevorrechtete Grundbesitz aber etwas höher belastet als bisher. Doch war das Opfer nicht sehr groß, das von dem Adel verlangt wurde. Die privilegirten Stände in ganz Frankreich hätten jährlich etwa fünf Millionen Livres zu zahlen gehabt.

Aber so wie der Inhalt dieser Edicte bekannt war, erhob sich ein leidenschaftlicher Widerstand. Man nannte die neuen Verfügungen einen willkürlichen Eingriff in die bestehenden, großentheils verbrieften Rechte — und allerdings berief sich der Minister in der Einleitung zu den Edicten, dem bestehenden, geschichtlichen Recht gegenüber, auf einen höheren Grundsatz der Billigkeit, auf das was an sich und dem Wesen nach gerecht ist. Eine solche Lossagung von dem, was der Form nach Recht ist, und wenn dies auch seinem Inhalt nach nur

verbrieftes Unrecht sein sollte, hat auch wohl ihr bedenkliches, besonders in einem rein monarchischen Staat, wo die Krone allein Gesetze zu erlassen hat. Wenn nur die bevorrechteten Herren irgend geneigt gewesen wären, ihre Zustimmung zu irgend einem Opfer zu geben und eine Verbesserung des allgemeinen Zustandes im Sinn wirklicher Gerechtigkeit, in den Formen des alten Rechts möglich zu machen! Daß die Stimmen, die unter Umständen so laut werden können, dagegen immer schweigen, wenn auf Kosten anderer Stände irgend eine neue Unbill zu verbrieftem Recht gestempelt wird, das bleibt niederschlagend für den, der gern die Menschen achten möchte. Als jene Wegefrohnen, nicht allzu lange Zeit früher, zuerst eingeführt wurden, als die Krone, der Adel und die Clerisei sich selbst im Wesentlichen davon ausnahmen und unter sich ausmachten, daß diese neue Last lediglich den Bauern und den armen Tagelöhnern aufzubürden sei, die natürlich nicht gefragt wurden —: da sprach niemand davon, daß dies ein willkürlicher Eingriff in Recht und Eigenthum dieser Klassen sei.

Das Pariser Parlament, das sich als den Vertreter der Nation oder vielmehr der Stände betrachtete, und behauptete: erst seine Zustimmung — in der Form von Einzeichnung in seine Protocolle ertheilt — verleihe den königlichen Verordnungen Gesetzeskraft, hatte somit nach seiner eigenen damaligen Theorie die Mittel in Händen Turgot's Edicte in derselben Weise, wie so ziemlich alles in Frankreich bestehende Recht sich gebildet hatte, zu Gesetzen zu erheben; seine Zustimmung im Namen der Betheiligten hätte Allem genügt, was in Beziehung auf das Formelle des Rechts nöthig scheinen konnte.

Aber das Parlament bestand aus Edelleuten, aus bevorrechteten Grundbesitzern und konnte sich daher mit dem Inhalt dieser Verordnungen nicht versöhnen. Der Inhalt war das, was man nicht wollte; selbst so geringfügige Opfer war man durchaus nicht geneigt zu bringen. Das Parlament machte Einwendungen und verweigerte die Einzeichnung; doch wurde diese für den Augenblick noch in einer königlichen Kissensitzung, in einem sogenannten lit de justice, erzwungen; d. h. in feierlicher Gegenwart des Königs, wo nicht gesprochen werden durfte, folglich auch nicht protestirt werden konnte.

Noch weniger Glück machte Turgot bei dem Klerus, der eben

versammelt war, um ein neues don gratuit von zwanzig Millionen Livres in der alten Weise zu gewähren. Hier erfreute sich der Minister nicht einmal eines scheinbaren Sieges. Er suchte Duldung der Protestanten zu bewirken; konnte aber nicht einmal erlangen, daß jenes unvernünftige Gesetz aufgehoben wurde, welches die Ehen der Protestanten untereinander durchaus verbot! Die Ehen der Protestanten mußten auch fortan, wie schon seit der Aufhebung des Edicts von Nantes, vor dem Gesetz für Concubinat gelten! — So streng war, in Beziehung auf die sogenannte Reinheit des Glaubens, jener Klerus, der aus Cardinälen bestand wie Dubois, Tencin, Bernis und Rohan, aus Bischöfen wie Talleyrand — aus Abbé's wie Grécourt, Gresset und der Wucherer d'Espagnac! — Freilich paßte das ganz gut zu der bebenden Furcht vor den Flammen der Hölle, die Ludwig XV. ergriff, als er erfuhr, daß eine der Schönen seines Harems im Hirschpark protestantischen Glaubens sei!

Und freilich, Minister konnte und durfte Turgot nicht bleiben; wie ein Paar wohldenkende Schriftsteller in ihrer „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI." sagen: „Was der Religion, was den alten Grundsätzen der Verwaltung und der Politik anhing, mußte unbedingt gegen Turgot sein." Natürlich! der Mann hätte ja wohl gar mit seinem Kataster, mit seiner gleichmäßigeren Grundsteuer hervortreten können!

Man wünschte den Colonien Englands in ihrem beginnenden Kampf gegen das Mutterland beizustehen. Turgot war dagegen, weil ihm der Zustand der französischen Finanzen bedenklich schien und die Schuldenlast nicht vermehrt werden dürfe; besonders aber, weil ein Krieg die Reformen, die im Innern Frankreichs nöthig seien, hemmen und stören würde. — Der eitle Genfer Banquier Necker, der sich zu großen Dingen berufen glaubte und wie er selbst erzählt, vor Begierde brannte, eine Rolle zu spielen, bewies um dieselbe Zeit, daß Frankreich vermöge des Credits, den er in seiner Schrift als eine Art von Feenkunst erscheinen ließ, über unermeßliche, unerschöpfliche Reichthümer gebieten könne; und er war natürlich sehr willkommen mit Versprechungen, die alle Entsagungen und Anforderungen von Sparsamkeit, wie alle neuen Opfer überflüssig zu machen schienen.

Sein Auftreten erleichterte das Werk derer, die an Turgot's Sturz arbeiteten. Uebrigens machten sich die Feinde dieses Mannes,

die Herren vom Hofe, auch gar kein Gewissen daraus, Unruhen zu veranlassen, um ihre Zwecke zu fördern. Dem Volk wurde weiß gemacht, die dem Kornhandel gewährte Freiheit führe Theuerung herbei. Es kam zu dem sogenannten Mehlkrieg. Der Pöbel stürmte und plünderte öffentliche und Privatmagazine. Maurepas zog in Finanzangelegenheiten Necker zu Rath, und zwei Monate nach der Veröffentlichung jener sieben Decrete wurde Turgot verabschiedet. Dem schwachen König war dabei nicht ganz wohl zu Muthe, aber was konnte er thun? — „Das Parlament, der Adel, vor Allem aber Maurepas, der mich wahrhaft liebt, verlangen Turgot's Entfernung: sie ist für die allgemeine Ruhe nothwendig —" schrieb Ludwig XVI. bei dieser Gelegenheit an Malesherbes, der nun auch freiwillig zurücktrat.

Kaum war der Minister entfernt, dessen Gebahren eine solche tugendhafte Entrüstung hervorgerufen hatte, so mußten die sieben Edicte zurückgenommen werden, und fast unmittelbar darauf wurde die auf den Rath des berüchtigten Casanova, des Verfassers der viel gelesenen Memoiren, in Frankreich eingeführte Zahlenlotterie bedeutend erweitert —: eine Finanzmaßregel, gegen welche das sittliche Gefühl der herrschenden Stände sich nicht empörte. Weder Parlament noch Geistlichkeit hatte dagegen etwas einzuwenden. Eine demnächst bekannt gemachte königliche Verordnung setzte dann von Neuem ausdrücklich fest, daß alle geistlichen Pfründen, alle Abteien, fortan nur an Edelleute verliehen werden sollten. Bisher hatte die Gunst großer Herren ausnahmsweise hin und wieder einmal eine solche kirchliche Sinecur auch wohl einem Abbé von bürgerlicher Geburt zugewendet

---

Necker erhielt nun bald die Leitung der Finanzen und bedeutenden Einfluß. Im geraden Gegensatz zu Turgot suchte er nicht wie dieser, den kranken Staat durch gründliche Reformen zu heilen, sondern nur von Tag zu Tage durch Wechslerkunstgriffe die Maschine in scheinbar regelmäßigem Gange zu erhalten. Von leidigen Reformen war nicht weiter die Rede; Necker schaffte Geld durch den „Credit", d. h. durch Anleihen; es fehlte nirgends; niemand wurde im leichtfertigen Genuß des Daseins gestört, und man hätte so weit zufrieden sein können. Daß Turgot's gehaßte und bei dem aller-

ersten, mäßigen Versuch unmöglich gemachte Verbesserungen bei alledem eine mächtige Stütze des gesellschaftlichen Bau's werden konnten, daß Necker's System dagegen der Geldmacht im besten Fall einen überwiegenden Einfluß im Staat verschaffen mußte, und auf die Länge, besonders wenn es mit Leichtsinn gehandhabt wurde, wenn nichts geschah, die Industrie von ihren Fesseln zu befreien, den Nationalreichthum zu heben, nur zu einer gewaltsamen Umwälzung führen konnte: das sah man eben nicht ein.

Bei alledem aber war in den Hofkreisen nichts weniger als Friede und Eintracht. Zu viele Menschen stritten sich um Einfluß, Stellen, Geld und Vortheile, Ordensbänder und Vorzimmer-Ehren, als daß Alles friedlich nebeneinander hätte leben können, und das wirre Gewebe elender Intriguen riß nie ab. Einem großen Theil des Adels war die junge, etwas leichtsinnige Königin Maria Antoinette, schon ihres steigenden und in der That meist sehr thöricht verwendeten Einflusses wegen tödtlich verhaßt, und da der schwache König persönlich niemandem imponirte, hielten es die leichtfertigen Herren vom Hof durchaus nicht für ihre Pflicht, die Würde der Krone in der Königin zu schonen. Die Tochter und Enkelin so vieler Kaiser, die Gemahlin eines Nachkommen des Heiligen Ludwig, wie man späterhin geltend machte, wurde keineswegs in ihren Schwächen geschont —: vielmehr von giftiger Verläumdung verfolgt; man gefiel sich in den Kreisen des Adels darin, sie sogar der schmutzigsten, unnatürlichsten Laster zu zeihen, und von den goldenen Sälen der Aristokratie aus verbreiteten diese Gerüchte sich auch weiter. Besonders auf Veranlassung der nur allzu berühmten Halsbandgeschichte, nahm so ziemlich der ganze hohe Adel Frankreichs, vielfach verwandt mit dem Cardinal Rohan, den der König wegen Beleidigung der Königin vor dem Parlament anklagte, Partei für diesen Kirchenfürsten. Man begnügte sich nicht damit, ihn für einen Märtyrer zu erklären und seinen Triumph zu feiern, als das Parlament ihn freisprach —: man war außerdem auch noch emsig bemüht, den Glauben zu verbreiten, daß die Königin allerdings gesucht habe, sich durch den niedrigsten Betrug und fortgesetzte Lüge auf Kosten des Cardinals einen schnöden Gewinn zu verschaffen.

Als dies geschah (1785), hatte Necker schon seit einigen Jahren keinen Einfluß mehr auf die Geschäfte. Er war noch vor dem Ende

des amerikanischen Krieges (1781) in Ungnaden entlassen worden. Hauptsächlich weil er es wagte, den Schleier des Geheimnisses, der bis dahin auf dem Treiben des Cabinets und der Verwaltung der Finanzen lag, in etwas zu lüften. Er that dies in einem mit Bewilligung des Königs gedruckten Bericht über die Ergebnisse seiner Verwaltung, theils um durch das gesteigerte Vertrauen die Anleihen zu erleichtern, die noch nöthig waren — theils gewiß aus Eitelkeit, um sich als Theatergott hinzustellen und selbstgefällig als den Retter Frankreichs zu verherrlichen. Die Prinzen und Maurepas wußten den König zu überzeugen, daß solche Oeffentlichkeit ein arger Frevel sei: und Grund oder Vorwand zu Necker's Entlassung gab dessen eigene Eitelkeit sehr bald an die Hand.

Joly de Fleury, und dann auf kurze Zeit d'Ormesson folgten ihm als Finanzminister. Der Erstere suchte sich theils durch eine Erhöhung der Steuern zu helfen, theils durch Anleihen. Schon 1781 wurden die verpachteten Abgaben, nämlich die Salzsteuer, das Tabacksmonopol und die Verbrauchssteuer, die an den Thoren von Paris von den eingehenden Lebensmitteln erhoben wurde — lauter Abgaben, die vorzugsweise die unteren Stände trafen — um etwa zwanzig Millionen Livres jährlich erhöht. Man erhielt sogar eine dritte Vingtième auf vier Jahre, und eine neue Anleihe von vierhundert Millionen Livres gelang besser als man eigentlich erwarten durfte, wenn auch immerhin unter sehr ungünstigen Bedingungen. Dennoch wußte Fleury den gewaltigen Rückständen nicht zu begegnen, die unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens, welcher die Unabhängigkeit Nordamerika's bestätigte, getilgt werden sollten, und wurde verabschiedet. d'Ormesson bebte selbst zurück vor der Aufgabe, die ihm gestellt war, und verließ schon nach wenigen Monaten das Ministerium, dem er in der That durchaus nicht gewachsen war.

Nun wurde durch allerhand elende Weiberintriguen, hauptsächlich durch den Einfluß, den die Herzogin Polignac bei der Königin übte, Calonne Controleur der Finanzen; ein geistreicher Mann, in einem hohen Grade das was man in der Welt liebenswürdig nennt, und wie sich von selbst versteht, leichtsinnig in einem noch höheren. Sein eigenes großes Vermögen war auf das äußerste zerrüttet. Er hatte in der Verwaltung dieses Vermögens gelernt, wie man trotz schmählicher Noth und Verlegenheit immer die Mittel zu dem glänzendsten

Aufwand auftreibt; er wußte, wie man sich aus augenblicklicher Verlegenheit hilft, indem man die Zukunft der Gegenwart aufopfert, indem man für die Zukunft eine noch schlimmere Verlegenheit bereitet, in der Hoffnung, man werde auch dann wieder Mittel finden, sich weiter zu helfen, wenn man auch noch nicht weiß wie. Dieselben losen Künste trieb er nun als leitender Minister — denn das wurde er, da bald nach Necker's Entlassung Maurepas gestorben war, und niemand das Mentoransehen dieses leichtfertigen, lockeren Greises bei dem frommen Könige ganz geerbt hatte. Die Sache ging eine Zeit lang: es schien wieder nirgends zu fehlen, wenigstens brauchte sich auch jetzt niemand etwas zu versagen; die königlichen Prinzen, namentlich die Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) und Artois (Karl X.) die das Talent hatten, immer wieder von Neuem tief verschuldet zu sein, erhielten aber- und abermals Millionen, um wenigstens ihre dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Neue Anleihen mußten helfen, unter den lästigsten Bedingungen abgeschlossen — Anticipation der künftig erst fälligen Einnahmen — alle Auskunftmittel eines zerrütteten Haushalts, der durch das gewagteste Spiel dem offenbaren Bankbruch zu entgehen sucht und nebenher die leichtsinnigste Verschwendung treibt, um über den wahren Zustand zu täuschen.

Aber vergebens! „Es nutzt nit' lang und thut kein gut!" — Die Einnahmen reichten nun einmal nicht mehr hin, um mitten im Frieden die gewöhnlichen Bedürfnisse des Staats zu befriedigen, und wenn diese auch durch weise Sparsamkeit so viel als möglich beschränkt wurden — was freilich nicht geschah. Der Ausfall im Staatshaushalt mußte sogar mit jedem Jahre beträchtlicher werden, da immer neue Anleihen zu hohen Zinsen gemacht wurden, folglich außer allen früheren Ausgaben immer neue Zinsen zu decken waren. Schon im Jahre 1786 betrugen die ungedeckten Ausgaben nicht weniger als den vierten Theil des ganzen Bedarfs; in zehn Jahren hatte sich die Staatsschuld um etwa eintausendsechshundert Millionen Livres vermehrt, eine Summe, die vollends ungeheuer erscheint, wenn man sie mit dem damaligen Nationalreichthum Frankreichs vergleicht — und von dieser großen Summe kam bedeutend mehr als der vierte Theil auf die vier letzten Friedensjahre, seit dem Ende des amerikanischen Krieges. Im allerletzten Jahre betrug der Ausfall 112 Millionen

Livres, und in aufgeschobene Zahlungen und vorausgenommene Einnahmen verwickelt, war man auf eine Höhe der Verwirrung gerathen, wo alles zu stocken und zu brechen drohte.

Calonne sah nun wohl ein, daß gründlich geholfen werden müsse. Er sah auch ein, daß dies nur geschehen könne, indem einerseits die höheren Stände ihren Steuervorrechten entsagten und sich bequemten, die Lasten des Volks mitzutragen, andererseits die hemmenden Fesseln der Nationalindustrie gelöst wurden. Mit jener Unbefangenheit, die den Weltmann, den Diplomaten nie verlassen darf, machte er ganz einfach Turgot's Plane zu den seinigen, so seltsam es sich auch ausnehmen mochte, daß ein Mensch wie er Anderen Opfer zumuthen wollte.

Er beantragte demnach einen Erlaß an der Taille, der den ärmeren Classen zu Gute kommen sollte, sowie die Abschaffung der Wegefrohnen in der früher angedeuteten Weise; Freigebung des Getreidehandels und der Getreideausfuhr; Aufhebung der hemmenden Zollinien im Inneren des Reichs — und was damit zusammenhing: Ausgleichung der Salzpreise, d. h. der Salzsteuer in allen Provinzen.

Diese Maßregel war eine dringend nothwendige; die unter Ludwig XIII. und später erworbenen Provinzen hatten ihre alten Steuern behalten — andere hatten sich von der hohen Salzsteuer in einer und anderer Weise frei zu machen gewußt — Bretagne und Poitou waren vor allen begünstigt. In den pays de grande gabelle, welche den Kern des Reichs bildeten, mußte dagegen das Salz zu einem ganz fabelhaften Preis bezahlt werden; der Centner galt etwa 15½ Thaler, d. h. mehr als in Preußen je die Tonne gekostet hat. Dabei war verfügt, daß jedermann, der ärmste Tagelöhner wie der reichste Herzog, für sich selbst und jedes Mitglied seines Hauses, das das Alter von sieben Jahren erreicht hatte, jährlich sieben Pfund Salz von der Regie kaufen mußte. Diese Verfügung mag nothwendig gewesen sein, da sonst der Schmuggelhandel so ziemlich den ganzen Bedarf gedeckt haben möchte. Sie giebt den wohldenkenden Schriftstellern, die wir schon einmal angeführt haben, Veranlassung zu der eigenthümlichen Bemerkung, daß diese Steuer von allen Ständen vollkommen gleichmäßig getragen wurde. Daß die Grenzen der so schwer besteuerten Provinzen durch eine sehr zahlreiche Zollwache gehütet werden mußten, daß die Kosten einen unverhältnißmäßigen

Theil der Einnahme verschlangen, liegt in der Natur der Sache; ebenso daß dennoch der Schmuggelhandel mit Salz an dieser Grenze in großartigem Maßstab schwunghaft betrieben wurde und zu den einträglichsten Gewerben gehörte.

Auch Vertheilung der Gemeindeländereien und Veräußerung bedeutender Krondomänen sollten einer Steigerung der Nationalindustrie mächtig zu Hülfe kommen.

Auf der anderen Seite wurden dann allerdings auch von den bevorrechteten Ständen bedeutende Opfer verlangt. Obenan stand die Forderung, daß eine gleichmäßige, nach dem wahren Werth abgeschätzte Grundsteuer, subvention territoriale genannt, an die Stelle der vingtième, nnd damit eine gleiche Besteuerung alles Grundeigenthums eintreten solle. Auch die Geistlichkeit sollte diese Abgabe für ihre reichen Ländereien übernehmen. Als Haupthinderniß auch nur gleich dem Adel die vingtième zu tragen, war von dieser Seite immer die von dem ersten don gratuit herrührende Schuld des Klerus vorgeschützt worden: diese, doch in der That verhältnißmäßig geringfügige Schuldenmasse sollte jetzt vor allen Dingen vermöge Veräußerung einiger minder wichtigen Rechte und Einkünfte der Kirche getilgt werden; eine wirklich kaum bemerkbare Schmälerung des Kircheneigenthums hätte dazu genügt, und dann durfte man sich von der Subvention eine Vermehrung des Staatseinkommens um wenigstens fünfunddreißig Millionen Livres versprechen.

Ferner sollte eine neue Stempelabgabe dem Schatz zu Hülfe kommen, und da außerdem in allen Zweigen der Verwaltung sehr bedeutende Ersparnisse in Aussicht standen, die sich zum Theil in Folge der beabsichtigten Veränderungen von selbst ergaben, durfte man hoffen, das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen. Besonders wenn man erwog, daß in Folge zunehmenden Nationalreichthums auch der Ertrag der indirecten Steuern steigen mußte.

Um auch den Verlangen und Bestrebungen der Zeit einigermaßen entgegen zu kommen, sollten in allen Provinzen Provinzialversammlungen gebildet werden, hauptsächlich beauftragt, die Steuern im Innern der Provinz zu regeln u. s. w. Die Mitglieder derselben sollten jedoch nicht erwählt, sondern vom Könige ernannt werden.

Niemand wird bezweifeln, daß diese Veränderungen, wenn sie möglich, wenn sie eingeführt wurden, eine wesentliche Verbesserung

des gesammten Zustandes herbeiführen mußten; Frankreich durfte sich Glück wünschen auch wenn es diese Gaben, die ihm Turgot's reiner Geist zugedacht hatte, aus Calonne's unreiner Hand empfing. Aber wie sollte man diese heilsamen Maßregeln zur Ausführung bringen? — Daß die Parlamente sich unbedingt weigern würden, Verordnungen solchen Inhalts in ihre Protocolle einzuzeichnen, ja daß sie über den bloßen Gedanken leidenschaftlich auffahren und den ärgerlichsten Lärmen erregen würden, das konnte man mit mathematischer Gewißheit vorhersehen. Mit denen war nichts anzufangen. Es fehlte an einem Könige, der durch seine Persönlichkeit und seinen Willen imponirte; an einem Cardinal Richelieu, der Widerstand nöthigen Falls zu zertreten wußte.

Die Stände des Reichs zusammenzurufen, deren Recht mit dem König vereint solche Veränderungen zu verfügen kein Jurist hätte in Zweifel ziehen können, mußte um so weitläuftiger und bedenklicher erscheinen, da sie seit dem Jahre 1614 nicht mehr versammelt gewesen und ganz vergessen waren. Es zeigt sich keine Spur, daß man irgend auch nur vorübergehend den Gedanken daran erwogen hätte.

Das Herkommen schien einen anderen Ausweg zu bieten. Mehrfach hatten die Könige im Lauf des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, eben um den Verhandlungen mit den Ständen zu entgehen, sogenannte Notablen versammelt; bedeutende Männer, die der König um sich berief, und von denen vorausgesetzt wurde, daß sie mit den Bedürfnissen und mit der Stimmung der Bevölkerung bekannt seien, und die Regierung darüber aufklären könnten. Da sie aber von niemandem bevollmächtigt waren, hatten die Notablen natürlich nur eine berathende, keine entscheidende Stimme.

Eine solche Versammlung beschloß der König auf Calonne's Rath auch jetzt zu berufen. Man hätte sich aber wohl sagen müssen daß selbst die Zustimmung der Notablen den Vorschlägen der Regierung doch nur eine moralische Stütze gewähren konnte, und daß die Parlamente z. B. ganz und gar nicht genöthigt waren, sich vor ihrem Gutachten zu beugen. Einigermaßen scheint man das gefühlt zu haben, denn gleich in dem königlichen Einberufungsschreiben wurde ausdrücklich gesagt, daß Alles, worüber der König diese Versammlung zu Rathe gezogen haben würde, im ganzen Reich als Gesetz bekannt gemacht und keine Einwendung dagegen gestattet werden solle —:

eine sehr leere Redensart, die vollkommen überflüssig war, wenn die Zustimmung der Notablen wirklich das nöthige Gewicht hatte, und zu gar nichts helfen konnte, wenn dies nicht der Fall war. Denn glaubte das entscheidende Pariser Parlament nicht einmal dem Spruch der Notablen selbst sich fügen zu müssen, so mußte eine solche Redensart, die weder ein Recht noch eine Macht zur Grundlage hatte, vollends ganz ohnmächtig sein.

Die Notablen, die sich am 22. Februar 1787 zu Versailles versammelten, bestanden aus zwölf Mitgliedern des königlichen Rathes und fünf Ministern, die zusammen die Krone zu vertreten hatten; ferner aus sieben Prinzen des königlichen Hauses, drei geistlichen und sechsunddreißig weltlichen Pairs als Vertretern des hohen Adels; die Geistlichkeit war durch elf Bischöfe vertreten; dreiunddreißig Präsidenten und Generalprocuratoren der Parlamente, vier Präsidenten und Generalprocuratoren der von dem Pariser Parlament abhängenden Cours des comptes, und der lieutenant civil de Paris kamen dazu; die Provinzen, welche Provinzialstände hatten, sendeten zwölf von diesen Ständen gewählte Abgeordnete, nämlich sieben Edelleute und fünf Geistliche. Den Schluß machten fünfundzwanzig Bürgermeister (maires) der bedeutendsten Städte, die aber nicht als Vertreter dieser letzteren, sondern nur persönlich, ihrer hohen Stellung wegen, berufen waren.

Im Ganzen befanden sich unter der Zahl, neben den vierzehn Kirchenfürsten nur acht Bürgerliche, und das waren Leute, von denen man wußte, daß sie nach dem Adel strebten. Gewiß konnte nicht leicht eine Versammlung in einem höheren Grade competent sein, ihre Zustimmung zu geben zu Opfern, die von den bevorrechteten Ständen gebracht werden sollten —: aber seltsam bleibt es, daß man so etwas von ihr erwarten konnte! Wäre ein Mann wie Turgot, der groß von der Menschheit dachte, in solchen Irrthum verfallen, das ließe sich begreifen: wie aber Calonne, der Welt- und Hofmann, der die Menschen seines Kreises gar wohl kannte und von sich und von anderen nie etwas anderes verlangt hatte als Leichtsinn und Selbstsucht —: wie der dazu kam, weiß man sich wirklich nicht zu erklären.

Freilich gab es in der Versammlung auch ein liberales Element, an dessen Spitze Lafayette stand: wenige jüngere Herren vom Adel, die aber auch gegen die Vorschläge der Regierung stimmten, weil ihnen daran lag, daß die Versammlung der Notablen ganz fruchtlos ablief. Sie wollten über diese hinaus, durch ihre Erfolglosigkeit zu einer der englischen nachgebildeten Verfassung gelangen, die unbedingt nothwendig werden sollte.

So wurde denn der verneinende Widerstand ein sehr allgemeiner und ebenso leidenschaftlicher. Er war sogar ohne alle Ausnahme einstimmig. Alle Vorschläge der Regierung wurden abgelehnt. Die Provinzialversammlungen, in denen nach Necker's früherem Vorschlag, der sogenannte dritte Stand, die Städte und Bauerschaften, die Hälfte der Stimmen haben sollten, wurden unzweckmäßig und den Grundgesetzen des Reichs widersprechend genannt. Was den Ausfall im Staatshaushalt anbetrifft, den Calonne zu 112 Millionen Livres angegeben hatte, so wollten die sieben Bureaux, in welche sich die Notablen unter dem Vorsitz ebenso vieler königlichen Prinzen getheilt hatten, später sämmtlich ermittelt haben, daß er noch viel bedeutender sei, daß er 125, ja 140 Millionen betrage —: zeigten aber dennoch nicht die mindeste Geneigtheit, die Mittel gut zu heißen, durch die er gedeckt werden sollte — oder andere, nach ihrer Meinung zweckmäßigere, vorzuschlagen. Gegen die Stempelsteuer, die hauptsächlich den Handel und Gewerbe treibenden Mittelstand treffen mußte, war man weniger entschieden. Desto mehr Einwendungen wurden gegen die allgemeine Grundsteuer erhoben und gegen die Art, wie die Schulden der Kirche getilgt werden sollten.

Calonne, der sich mit großer Gewandtheit zu behaupten suchte, ungeachtet der leidenschaftlichen und selbst ungezogenen Angriffe, denen er sich persönlich schon in den ersten Tagen von Seiten vieler vornehmen Herren ausgesetzt sah, suchte mit einer geschickten Wendung durchzukommen, selbst als er die Einwendungen der Herren dem König hinterbringen und dann im Namen dieses letzteren darauf antworten mußte. Der König danke, sagte Calonne am 12. März 1787, für die Aufmerksamkeit, für den Eifer, welchen die Herren bei der Berathung der Vorlagen gezeigt hätten und lasse ihnen seine Zufriedenheit darüber ausdrücken, daß ihre Einwendungen sich nur auf die Formen der neuen Einrichtungen bezögen, nicht auf das Wesentliche der Sache.

Das nahmen die Notablen außerordentlich übel! sämmtliche Bureaux erklärten noch an demselben Tage mit etwas leidenschaftlicher Bestimmtheit, nicht etwa blos die Form: die Sache selbst sei es, die man verwerflich finde; die neuen Einrichtungen seien es, von denen man nichts wissen wolle. Die Provinzialversammlungen wurden nun in den bestimmtesten Ausdrücken verworfen, und die unbequeme sub vention territoriale mit fast noch größerer Entschiedenheit. Die beantragte Veräußerung einzelner Kirchengüter wurde als ein Raub an dem Eigenthum der Kirche bezeichnet.

Calonne hatte zugleich einen Widerspruch von anderer Seite her ziemlich muthwilliger Weise heraufbeschworen. Er hatte nämlich in der Eröffnungsrede mit dreister Stirne gesagt: der Ausfall im Staatshaushalt rühre schon aus Necker's Verwaltungszeit her. Diese Behauptung war an sich nicht unwahr; sie wurde es aber dadurch, daß er glauben machen wollte, der Ausfall sei die Zeit her nicht größer, die Verwirrung nicht unheilvoller, die Lage nicht schlimmer geworden.

Der eitle Genfer Wechsler konnte natürlich nicht ertragen, daß die Glorie, die um seinen Scheitel schwebte, ihm auf diese Weise streitig gemacht werde: er trat öffentlich mit der entgegengesetzten Behauptung auf, es habe zu seiner Zeit durchaus gar kein Ausfall sich ergeben, und da Unklarheit und Marktschreierei sein System einigermaaßen umwölkten, hätte er nöthigenfalls sogar noch mehr als das beweisen können.

Sein Kunststück bestand nämlich darin, daß er die Ausgaben des Staats streng in gewöhnliche und außergewöhnliche theilte und die Lehre hinzufügte: nur die ersteren müßten nothwendig durch die regelmäßigen Einnahmen des Staats bestritten werden; die letzteren seien durch den „Credit" zu decken. So lange die Einnahmen hinreichen, jene erstere Classe von Ausgaben zu bestreiten, so lange noch etwas übrig bleibt, womit man die Zinsen neuer Anleihen bezahlen kann, ist kein Ausfall anzuerkennen, man darf sich vielmehr „unerschöpfliche Hülfsquellen" zuschreiben. Daß der ziemlich unbestimmte Begriff: außerordentliche Ausgaben, im Nothfall willkürlich erweitert werden kann, sieht wohl ein jeder. Wie leicht lassen sich z. B. alle öffentlichen Bauten hierher rechnen; denn wenn auch jede Regierung, die dem Zweck ihres Daseins irgend genügen will, jährlich bedeutenden Aufwand für dergleichen machen muß, kommt doch jeder einzelne Bau

unstreitig nur einmal vor und kann somit als etwas angesehen werden das nicht regelmäßig jedes Jahr wiederkehrt in den Ausgabeberechnungen des Staats. So lange es gelingt, Anleihen zu leidlichen Bedingungen zu machen, braucht ein irgend gewandter Finanzminister, mit diesem System ausgerüstet, nicht leicht einen Ausfall anzuerkennen. Daß diese ganz hohle Spiegelfechterei zu ihrer Zeit Glück machte, darf uns nicht befremden. Ist man doch noch vor kurzem in Frankreich darauf zurückgekommen, um einen schlimmen Zustand des Staatshaushalts nicht in seiner ganzen Blöße unumwunden zu zeigen. Damals, wo staatswirthschaftliche Kenntnisse weniger verbreitet waren als jetzt, die Wissenschaft selbst noch weit mehr in ihrer Kindheit lag, konnte das natürlich mit viel größerem Erfolg geschehen; besonders zur Zeit als Necker zuerst mit seinem System, wie mit Aladin's Zauberlampe unter die Leute trat und Wunder versprach, die niemandem weder Anstrengungen noch Opfer kosten sollten.

Noch hatte Calonne einen mächtigen Anhang in dem Putzzimmer der Königin; die Herzogin von Polignac hielt ihn und Necker wurde verbannt. Die Notablen aber sahen es bald als ihre eigentliche Aufgabe an, den Minister zu stürzen, der solche ungeheuerliche Vorschläge machte. In den Sitzungen eiferten dieselben Herren für Sparsamkeit, denen die Verschwendung des Hofes allein zu Gute gekommen war. Sie meinten, man könne ihnen nicht zumuthen, ihre Zustimmung zu neuen Lasten zu geben, so lange deren Nothwendigkeit nicht erwiesen sei, so lange man sich nicht überzeugt habe, daß sich der Ausfall nicht durch Ersparungen decken lasse. Das habe man aber nicht gethan; vielmehr wiesen die Herren selbst, so ziemlich aus dem Stegreif, nach wie vierzig Millionen Livres jährlich erspart werden könnten, wenn der König seine kostbaren Haustruppen abschaffen und hier und da sich beschränken wolle. Die Möglichkeit dieser Ersparungen sähen sie selbst bei ihrer unvollkommenen Kenntniß des Staatshaushalts; bei genauerer Kenntniß der Sachlage würden sie gewiß noch mehr nachweisen können. Man erinnerte daran, daß unter der nichts weniger als sparsamen Regierung Ludwig's XV. die Ausgaben immer weniger als vierhundert Millionen Livres betragen hätten und darin lag die Weisung, daß Ludwig XVI. sich mit ungefähr derselben Summe behelfen könne, anstatt um ein Drittheil mehr zu brauchen.

Außerhalb der Sitzungen spannen und webten vornehme Herren,

Damen, Geistliche und Kämmerlinge emsig an einem verwickelten Netz elender kleiner Intriguen gegen den Minister, deren vielfach in sich selbst verschlungene Geschichten Hunderte von Bänden der Denkwürdigkeiten aus jener Zeit füllen. Die Sache wurde ziemlich so betrieben, wie der erste beste verwickelte und leidenschaftliche Vorzimmer- und Boudoir-Zwist um irgend welche Salon-Nichtigkeiten — von dem Ernst, der ernsten Dingen ziemt, sehen wir nirgends eine Spur! — Loménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, nachher von Sens, der nach der bedenklichen Ehre strebte, in einer schwierigen Zeit der leitende Minister eines Königs zu werden, den Charakterschwäche unfähig machte, und einer Königin, die das Reich im Sinn weiblicher Capricen regieren wollte —: der zeigte sich auch ausnehmend thätig in diesen Dingen.

Da Calonne den Boden unter seinen Füßen wanken fühlte, ließ er plötzlich alle Vorschläge drucken, die den Notablen unterlegt worden waren. Er wollte nun dem ganzen Lande zeigen, was die Regierung beabsichtigt habe, und wer sie lähme, wer alle Reformen unmöglich mache. Wahrscheinlich hoffte er sich auf die öffentliche Meinung stützen, durch ihre Macht sich behaupten zu können, und sorgte darum auf jede Weise dafür, daß jene Vorschläge allgemein bekannt würden. Die Entwürfe zu den beabsichtigten Verordnungen wurden selbst allen Pfarrern des Königreichs von Amtswegen zugesendet und eine Anmerkung sagte ausdrücklich, daß lediglich die Weigerung der Notablen Schuld sei, wenn die Mißbräuche nicht abgestellt, die Zustände der ärmeren Klassen nicht erleichtert würden.

Dies Beginnen gelang dem Minister gar übel; er war im Lande zu sehr gehaßt und verrufen, als daß er in der öffentlichen Meinung eine Stütze hätte finden können. Adel und Geistlichkeit waren empört. Wie konnte man sie in diesem Grade bloßstellen und vor die Oeffentlichkeit bringen, was doch nur die höheren Stände etwas anging! Das war „légèreté“, das war „inconduite“, — so nennt es der Schweizer von Cythere, der getreue Anhänger der Königin, General Bezenval (eigentlich Herr von Bösenwald, Soloturner Patricier) — das schickte sich ganz und gar nicht.

Die Notablen vertagten ihre Arbeiten, führten Beschwerde bei dem Könige und verlangten die Erlaubniß nun auch, zu ihrer Rechtfertigung die Protocolle ihrer Arbeiten drucken zu lassen. In denen

dener als je mit dem Anspruch hervor in Ermangelung der Stände deren Stelle zu vertreten, deren Rechte zu üben. Es verlangte, um sich über die Nothwendigkeit der neuen Auflagen, und somit über die Zweckmäßigkeit ihrer Eintragung in die Register ein Urtheil bilden zu können, daß ihm die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe des Staats, über den jährlichen Ausfall in den Finanzen, vorgelegt würden; es verlangte dann auch noch weiter Auskunft darüber, worin die versprochenen Einschränkungen und Ersparnisse bestehen sollten, und ob sie nicht genügen würden, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen.

Das war ein ganz unerhörtes Verlangen, von dem sich in der französischen Geschichte kein Beispiel nachweisen ließ; das Parlament verließ damit durchaus den Boden des geschichtlichen Rechts, auf das es sich doch allein berufen konnte, und verirrte sich verwegen in das Gebiet willkürlicher Anmaaßung. Der Minister mußte sich dem Verlangen widersetzen, um der Krone nichts zu vergeben; er hätte auch im Namen der Stände, der Nation widersprechen müssen, die ihre Rechte nie auf das Parlament übertragen hatten.

Die am 6. Juli 1787 gestellten Forderungen des Parlaments wurden schon am 8. von der Regierung unbedingt zurückgewiesen. Man bewies sehr bündig daß sie vollkommen unberechtigt seien, und deutete an daß sie überdies für böswillige Chicane gehalten werden müßten, denn man durfte sie überflüssig nennen da so viele Mitglieder des Parlaments an den Arbeiten der Notablen Theil genommen hatten, und somit über die Lage des Staats ausreichend unterrichtet waren.

Durch diese Erwiderung sah sich das Parlament allerdings genöthigt die gar nicht zu rechtfertigende Stellung die es für den Augenblick eingenommen hatte, wieder aufzugeben, und einzulenken —: aber in eine Bahn die viel weiter führte!

Das Parlament erklärte nun es habe gar nicht das Recht die Steuerverordnungen in seine Protocolle einzutragen, und ihnen damit Gesetzeskraft zu verleihen — denn es sei ein Grundgesetz des französischen Staatsrechtes, daß alle Steuern durch diejenigen bewilligt werden müßten, die sie tragen sollten — (ein Grundsatz den das Parlament natürlich im Geist des Mittelalters verstand, dem zu Folge die Bauern als das hörige Eigenthum der adeligen Grund-

was vollkommen ungenügend war, um auch nur den Verlegenheiten eines Jahres zur Hälfte zu steuern.

Was aber die Hauptsache anbetraf, nämlich die eigentliche Höhe des Ausfalls im Staatshaushalt, und die Mittel, ihn zu decken, so vermied die Versammlung mit der ängstlichsten Sorgfalt jede bestimmte Erklärung. Die Notablen sagten zwar im Allgemeinen, sie seien bereit im Nothfall ihren Steuervorrechten zu entsagen — verwiesen aber zugleich wieder und immer wieder auf Sparsamkeit als das eigentliche universelle Heilmittel. In der Abschiedsrede versprach der König denn auch in ebenso allgemeinen Redensarten vielfache Einschränkungen. So war man demnach am Ende ungefähr wieder so weit wie am Anfang; der Noth und Verwirrung war nicht im Mindesten abgeholfen!

Der Erzbischof-Minister machte nun Calonne's Vorschläge, die ohnehin aus Turgot's Portefeuille entlehnt waren, mit wunderbarer Unbefangenheit zu den seinigen, obgleich er selbst sie in den Notablen auf das lebhafteste bekämpft hatte. So drängte die Macht der Umstände auf den Ausweg, den die bevorzugten Stände nun einmal nicht nehmen wollten, als auf den einzig möglichen!

Mit derselben weltmännischen Unbefangenheit legte Brienne diese von Calonne entworfenen Verordnungen mit sehr geringfügigen Veränderungen dem Pariser Parlament zur Eintragung in dessen Register vor, als seien sie von den Notablen gut geheißen worden.

Einiges ging ohne sonderliche Schwierigkeiten durch; so das Edict, welches den Kornhandel frei gab, und die Provinzialversammlungen. Zu allem Ueberfluß aber legte Brienne das Grundsteuergesetz, das dem Adel und der Geistlichkeit natürlich verhaßt war, von dem übrigen Frankreich aber an sich nichts weniger als ungünstig beurtheilt wurde, nicht für sich allein vor, sondern in Verbindung mit demjenigen, welches die neue, allgemein verhaßte Stempelsteuer betraf —: und dadurch wurde der Widerstand des Parlaments gar sehr erleichtert. Diese Behörde konnte sogar darauf rechnen, die öffentliche Meinung des ganzen Reichs für sich zu haben, wenn sie sich gegen die Regierung auflehnte.

Ohne ihn förmlich auszusprechen trat das Parlament entschie-

dener als je mit dem Anspruch hervor in Ermangelung der Stände deren Stelle zu vertreten, deren Rechte zu üben. Es verlangte, um sich über die Nothwendigkeit der neuen Auflagen, und somit über die Zweckmäßigkeit ihrer Eintragung in die Register ein Urtheil bilden zu können, daß ihm die Rechnungen über die Einnahme und Ausgabe des Staats, über den jährlichen Ausfall in den Finanzen, vorgelegt würden; es verlangte dann auch noch weiter Auskunft darüber, worin die versprochenen Einschränkungen und Ersparnisse bestehen sollten, und ob sie nicht genügen würden, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen.

Das war ein ganz unerhörtes Verlangen, von dem sich in der französischen Geschichte kein Beispiel nachweisen ließ; das Parlament verließ damit durchaus den Boden des geschichtlichen Rechts, auf das es sich doch allein berufen konnte, und verirrte sich verwegen in das Gebiet willkürlicher Anmaaßung. Der Minister mußte sich dem Verlangen widersetzen, um der Krone nichts zu vergeben; er hätte auch im Namen der Stände, der Nation widersprechen müssen, die ihre Rechte nie auf das Parlament übertragen hatten.

Die am 6. Juli 1787 gestellten Forderungen des Parlaments wurden schon am 8. von der Regierung unbedingt zurückgewiesen. Man bewies sehr bündig daß sie vollkommen unberechtigt seien, und deutete an daß sie überdies für böswillige Chicane gehalten werden müßten, denn man durfte sie überflüssig nennen da so viele Mitglieder des Parlaments an den Arbeiten der Notablen Theil genommen hatten, und somit über die Lage des Staats ausreichend unterrichtet waren.

Durch diese Erwiderung sah sich das Parlament allerdings genöthigt die gar nicht zu rechtfertigende Stellung die es für den Augenblick eingenommen hatte, wieder aufzugeben, und einzulenken —: aber in eine Bahn die viel weiter führte!

Das Parlament erklärte nun es habe gar nicht das Recht die Steuerverordnungen in seine Protocolle einzutragen, und ihnen damit Gesetzeskraft zu verleihen — denn es sei ein Grundgesetz des französischen Staatsrechtes, daß alle Steuern durch diejenigen bewilligt werden müßten, die sie tragen sollten — (ein Grundsatz den das Parlament natürlich im Geist des Mittelalters verstand, dem zu Folge die Bauern als das hörige Eigenthum der adeligen Grund-

herren und als vertreten durch diese Herren, betrachtet werden) — nur die versammelten Stände — états généraux — könnten daher dergleichen verfügen, und niemand sonst in Frankreich. Das Parlament habe freilich schon gelegentlich Steuerverordnungen eingezeichnet, die unbedingt von der Krone allein ausgingen, es habe aber damit schweres Unrecht gethan und sich der Usurpationen der Regierung mitschuldig gemacht. Es habe sich durch die Hoffnung verleiten lassen, die ungeheure Schuldenlast des Staates werde mit dem Ertrag der Steuern getilgt werden; diese Hoffnung sei nun, nach fünf Friedensjahren, geschwunden. — Ohne Berechtigung, und zugleich ohne alle Hoffnung eines Nutzens könne das Parlament nicht seine Zustimmung zu neuen Anforderungen geben, welche die Kräfte der Unterthanen (von den adeligen Grundbesitzern war die Rede) offenbar überstiegen.

Die Regierung wiederholte ihre Forderungen, die Sitzungen des Parlaments, zu denen es auch die Pairs von Frankreich berief, wurden sehr leidenschaftlich. Wir berühren hier den Umstand, der erklärt, wie es dem Parlamente überhaupt einfallen konnte, sich für mehr als einen bloßen Gerichtshof, sich für eine Art von Reichsrath zu halten. Es war ursprünglich als höchster Gerichtshof des Reichs, als Hof der Pairs von Frankreich errichtet worden. Die Pairs waren die ursprünglichen Räthe und Beisitzer dieses Gerichts, man hatte ihnen aber, damit die Sache überhaupt gehen könne, cleros, rechtsgelehrte Beisitzer beiordnen müssen, und wie das überall zu gehen pflegt, waren die Geschäfte eben ausschließlich den Gelehrten anheimgefallen, die sich ihnen gewachsen zeigten. Um so entschiedener je vielseitiger und verwickelter das Leben, je wissenschaftlicher das Recht wurde. Die Pairs nahmen keinen Antheil an den Arbeiten, erschienen nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, bei königlichen Sitzungen und auch da nur um den Glanz der Scene zu erhöhen. — Der Gerichtssprengel des Pariser Parlaments erstreckte sich über alle die Lande die zur Zeit seiner Errichtung unmittelbar der Krone unterworfen waren, und deren Provinzialstände Philipp der Schöne zu Generalstaaten, états généraux, vereinigt hatte. Die später mit der Krone vereinigten Provinzen behielten ihre besonderen Provinzialstände und erhielten eigene Parlamente, deren untergeordnete Stellung sich aus dieser Entstehungsweise erklärt.

Da aber die Pairs von Frankreich den Sitzungen fortwährend

beiwohnen konnten, ja aus den Gesammtsitzungen des Pariser Parlaments, zu denen sich alle Abtheilungen desselben vereinigten, nur in Folge eingerissenen Mißbrauchs weggeblieben, nahm diese allgemeine Versammlung des Gerichtshofs und der zu demselben gehörenden Pairs, wenn sie zusammen trat, neue königliche Verordnungen anzuhören und dieselben in ihre Protocolle, in die Reihe der in Frankreich geltenden Gesetze einzutragen, einen erweiterten Character an, der sich in das Unbestimmte deuten ließ.

In solchen Sitzungen nun wurden in Gegenwart der königlichen Prinzen Schmähungen der Regierung ausgesprochen und Reden gehalten, die vollkommen so leidenschaftlich waren, als diejenigen, die wenige Jahre später von der Rednerbühne der Jakobiner herab erschallten. Nicht bloß Parlamentsräthe, sondern auch Herzoge und Pairs von Frankreich ließen sich in dieser erbaulichen Weise vernehmen. Das Pariser Volk nahm lebhaft Partei für das Parlament, und daß Kunst und Absicht dazu beitrugen, den Ausdruck der öffentlichen Meinung bis in das Bedenkliche zu steigern, ist kaum zu bezweifeln. Schon vor Jahren hatte der Adel nicht verschmäht, Volksaufläufe anzuzetteln, um die ihm verhaßte Verwaltung Turgot's zu stürzen —: auch jetzt waren beständig lärmende Volshaufen vor dem Sitzungspalast des Parlaments versammelt; sie verfolgten die Brüder des Königs, wenn sie als Boten der Regierung kamen und gingen, mit Zeichen eines sehr unverhohlenen Mißfallens; sie riefen und klatschten den am Meisten widerspenstigen Parlamentsräthen Beifall zu, und es scheint, daß der Parlamentsrath Duport, der im Interesse des elenden Herzogs von Orleans handelte, diese Theilnahme des Volks eingerichtet hatte, leitete und bezahlte.

Drei Mal war der königliche Befehl, die neuen Verordnungen einzutragen, wiederholt worden, drei Mal hatte sich das Parlament geweigert —: da wurde es zu einer königlichen Kissensitzung nach Versailles beschieden, wo es dann (am 6. August) schweigend dem Befehl Ludwig XVI. nachkommen mußte.

Wie ähnliche frühere, war aber auch dieser Sieg der Regierung nur ein scheinbarer; er hatte keine Folge, als daß die Ohnmacht der regierenden Gewalt, die Verfallenheit des ganzen Zustandes sich mehr als je offenbarten, und der Widerstand der bevorrechteten Stände den Muth gewann, sich zur Vermessenheit zu steigern. Vorstellungen und

Einwendungen genügten dem Parlament nicht mehr; kaum nach Paris zurückgekehrt, faßte es gegen die Regierung gerichtete Beschlüsse (arrêts). Schon am 8. August erklärte dieser höchste Gerichtshof, vermöge eines solchen förmlichen Beschlusses, Alles, was in Versailles geschehen war, für null und nichtig, und sendete zugleich diesen schriftlich gefaßten Beschluß an alle ihm untergeordneten Behörden im Reich. Das war nicht mehr und nicht weniger als ein Gebot, den königlichen Befehlen nicht nachzukommen und die Steuern zu verweigern. In der einleitenden Auseinandersetzung der Gründe seines Widerstandes stellte das Parlament eine ständische Verfassung als das alte, unwandelbare Recht Frankreichs dar; die reine Monarchie, wie sie seit Richelieu's Zeiten bestanden hatte, als bloßen Mißbrauch, indem es zugleich und zwar diesmal in den bestimmtesten Ausdrücken, die Versammlung der Reichsstände geradezu forderte.

Es half nichts, daß am 9. eine königliche Verordnung mit Geräusch einige nicht allzu bedeutende Beschränkungen verkündete, die im Haushalt der Königin, in der Verwaltung der königlichen Schlösser u. s. w. vorgenommen werden sollten —: Dinge, die, beiläufig bemerkt, vielfach versprochen, nicht einmal gehalten wurden. Das Parlament eröffnete darum nicht minder schon am 10. ein gerichtliches Verfahren gegen Calonne, und dieser fand es gerathen, nach England zu entfliehen, obgleich der König den Prozeß vor den Staatsrath zog. So legte auch Calonne in seiner Besorgniß Zeugniß ab von der Ohnmacht und Treulosigkeit der Regierung, deren Schutz er sein Geschick nicht anvertrauen mochte.

Der Erzbischof de Brienne, seit dem ersten August förmlich zum Prinzipalminister ernannt, glaubte dadurch etwas zu bewirken, daß er das Parlament von der Pariser Welt hohen und niederen Standes trennte, von deren Zustimmung es sich getragen fühlte. Der Gerichtshof wurde am 14. nach Troyes verlegt; jeder einzelne Parlamentsrath durch einen königlichen Siegelbrief (lettre de cachet), den ihm ein Gardeoffizier in der folgenden Nacht überbrachte, dorthin beschieden und zu augenblicklicher Abreise gezwungen.

Aber auf der einen Seite erlebte der König, schon jener geringfügigen Einschränkungen wegen, die kaum sechs Millionen Livres jährlich betragen haben würden, wenn sie je vollständig zur Ausführung gekommen wären, von Seiten der Herren vom Hofe heftige Scenen,

ja persönliche Beleidigungen. Der Herzog von Coigny, der die mit seinen Hofämtern verbundenen Einkünfte geschmälert sah, kam wie wüthend zum König und machte ihm die heftigsten Vorwürfe, so daß ein förmlicher Zank zwischen beiden entstand. — Auf der anderen Seite schickten alle Untergerichte Abordnungen an das Pariser Parlament, um ihre Zustimmung zu dessen Verfahren auszusprechen, und ihre Freude über seinen muthigen Widerstand, indem sie zugleich die von ihm aufgestellten Grundsätze in Beziehung auf die Bewilligung der Steuern als die allein richtigen anerkannten und sich immer seinen Maßregeln anzuschließen versprachen.

Der Versuch, den Schrecken zu nützen, den man, thöricht genug, verbreitet zu haben glaubte, und so das Ziel zu erreichen, mißlang wie man hätte vorhersehen können. Die Brüder des Königs, die Grafen von Provence und Artois erschienen persönlich (17. August) von ihren Garden umgeben in der Obersteuer- und Oberrechnungs-Kammer, um dort mit Gewalt die königlichen Verordnungen eintragen zu lassen, die das Parlament zurückgewiesen hatte. Aber die Mitglieder dieser Behörden widerstanden lange, wiederholten alle Forderungen des Parlaments und sprachen ihr Bedauern aus über die gegen dasselbe verhängten Maßregeln, die sie laut mißbilligten. Selbst die tobende Menge fehlte auch diesmal nicht vor dem Justizpalast.

Daß die Prinzen am Ende den Willen der Regierung der Form nach durchsetzten und die Eintragung der Verordnungen erzwangen, konnte so wenig helfen, als frühere Versuche mit Gewalt durchzugreifen, denn schon am folgenden Tage protestirten auch diese beiden Behörden gegen die geschehene Einzeichnung und erklärten sie in den heftigsten Ausdrücken für ungültig. Die Obersteuerkammer verstieg sich dabei zu theoretischen Anschauungen ziemlich eigenthümlicher Art; sie erklärte, das Recht des Eigenthums habe früher bestanden als Reiche und Staaten (also auch im Zustand der Rechtlosigkeit) — es sei das wesentlichste Recht aller Völker, die nicht Sclaven seien, jede ohne Zustimmung der Nation erhobene Auflage aber ein unberechtigter Eingriff in dies älteste und heiligste aller Rechte. Auch hätten die Könige von Frankreich lange Zeit und in vielen Gesetzen die Steuern, die Hülfsgelder, die sie erhielten, ausdrücklich für ein freiwilliges Geschenk der Nation erklärt. Der König könne die Macht

Auflagen zu verfügen, gar nicht auf die Gerichtshöfe übertragen, denn er habe sie selber nicht; das stehe nur den Reichsständen zu. Die Obersteuerkammer habe mehr als jede andere Behörde die Verpflichtung, die Reichsstände zu verlangen, denn sie sei auf Begehren der Stände, als König Johann von diesen eine freiwillige Unterstützung erhalten habe, errichtet worden, um die Verwendung der bewilligten Gelder zu überwachen; doch müßten alle Gerichtshöfe dieselbe Sprache führen, denn es sei die der Vernunft und Gerechtigkeit.

In der That erklärten sich fast alle Parlamente für unbefugt, Steuern ohne Bewilligung der Stände einzuzeichnen und verlangten Berufung der Stände.

Die mächtige Gährung, die sich in ganz Frankreich in jeder Weise kund gab, waltete für jetzt zumeist unter Adel und Geistlichkeit. Diese Stände standen an der Spitze, und bezeichnend genug erklärten viele Offiziere der Truppen — natürlich Edelleute — sie würden ihren Arm nicht leihen gegen Magistrate, die lediglich ihre Pflicht thäten. Aber freilich stand die Masse der Nation mit ganz anderen Wünschen und Ansichten hinter den Ständen, die zunächst die Leitung des Kampfes übernommen hatten. Malesherbes, der Ende des Jahres wieder in das Ministerium trat, hatte daher wohl recht dem König zu sagen, dieser Streit mit dem Parlament sei von wesentlich anderer Natur, als alle früheren Händel; diesmal sei es nicht das Parlament, welches das Volk (le public) erhitze —: es werde umgekehrt von dem „public“ erhitzt und getrieben; es handle sich diesmal nicht um eine augenblickliche Schwierigkeit, sondern darum, einen Funken zu löschen, der in eine gewaltige Flamme ausschlagen könne. Aber Leute, wie der Herzog von Coigny, wollten natürlich dergleichen nicht hören; die Königin verstand nicht was gemeint war und glaubte nicht an Dinge, bei denen sie sich nichts bestimmtes denken konnte —: und was konnte es bei der vollkommenen Ohnmacht seines Characters helfen, daß der König hörte, auch wohl dies und jenes einsah, ja sogar gelegentlich einmal wollte, insofern bei ihm von einem Willen die Rede sein kann.

Malesherbes' bedenkliche Reden verhallten, und die Schwierigkeiten, in die man sich verwickelt sah, führten nur dahin, daß die

Regierung sich zu dem unseligsten entschloß was überhaupt geschehen konnte: sie unterhandelte mit dem Parlament, oder vielmehr mit einigen der älteren Räthe, denen das leidenschaftliche Verfahren ihrer jüngeren Collegen, unter denen sich vor Allen Duport und Duval d'Espremenil durch Heftigkeit auszeichneten, nicht ganz genehm war. Es wurde ein Friede geschlossen, dessen Bedingungen, damals natürlich geheim gehalten, nie ganz bekannt geworden sind. Die Hauptsache war, daß die Regierung die Grundsteuer und Stempelsteuer fallen ließ, und allen weiteren Reformen entsagte, wogegen die unterhandelnden Parlamentsräthe es dahin bringen wollten, daß eine königliche Verordnung, welche die Erhebung der zweiten vingtième, die schon seit lange als zu den hergebrachten Abgaben gehörig betrachtet und stets erneuert wurde, auf weitere fünf Jahre verfügte, besonders aber eine andere, welche neue Anleihen der Krone bis zu dem Betrag von vierhundertundvierzig Millionen Livres eröffnen sollte, ohne Widerrede eingezeichnet würden.

Die Regierung bekannte damit ihre Schwäche; sie bebte zurück vor dem Widerstande; sie gab den Versuch auf das kranke Gemeinwesen wirklich zu heilen, und lenkte zurück in die unglückliche Bahn, in der Terray, Necker und Calonne sich bewegt hatten. Von Neuem wollte sie sich darauf beschränken, das elende Siechthum des Staats nur hinzuhalten, von sogenannten expédients von einem Tage zum andern wie ein halbbankbrüchiger Schwindler zu leben und rücksichtslos die Zukunft aufzuopfern, um nur, gleichviel wie und um welchen Preis, über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzukommen.

Das Parlament seinerseits hatte auf diese Weise den Boden des geschichtlichen Rechts wieder verlassen und sich in ganz willkürliche Handlungen und Verfügungen verloren, zu denen es nach seiner eigenen Lehre nicht im entferntesten berechtigt war. Denn nach seiner eigenen Lehre durfte es die zweite vingtième so wenig verfügen wie irgend eine andere Auflage. Die Thorheit des ganzen Beginnens wurde aber dadurch vollendet, daß der Erfolg nichts weniger als gesichert war, oder auch nur wahrscheinlich! Schon der Umstand, daß man die ganze Abrede selbst der Mehrzahl der Parlamentsräthe verbergen mußte, hätte den Hof und die Minister von der Richtigkeit des Ganzen überzeugen sollen.

Die Einzeichnung der vingtième erfolgte ohne Schwierigkeit noch

in Troyes, am 20. September; gleichzeitig widerrief die Krone jene verhaßten Steuerverordnungen, und den Tag darauf wurde das Parlament nach Paris zurückberufen — so daß die Regierung in der That auch nicht einmal den Schein des Sieges gewahrt hatte, und sich kaum darüber täuschen konnte.

Die Einzeichnung der Anleihe sollte durch allerhand kleinliche Kunstgriffe der elendesten Art sicher gestellt werden. Sie wurde auf die Zeit nach den Ferien des Gerichtshofes verschoben und sollte in einer der ersten Sitzungen nach diesen Ferien vorgenommen werden, in der Hoffnung, daß dann manche der Mitglieder, die der Regierung vorzugsweise feindlich gesinnt waren, noch nicht wieder von ihren Gütern eingetroffen sein würden. Sie sollte in einer königlichen Sitzung (séance royale) erfolgen, wo zwar nicht wie in einer Kissensitzung (lit de justice) unbedingtes Stillschweigen geboten war, doch aber die Gegenwart des Monarchen der Redefreiheit gewisse, durch die bisherige Sitte geheiligte Schranken setzte. Der König wollte, oder sollte, von den Prinzen, den Pairs, vielen Staatsräthen umgeben in der Sitzung erscheinen, um die Stimmenzahl ungewiß zu machen und allenfalls auch Unberechtigte mitstimmen zu lassen, da die Staatsräthe in solchen Fällen, als Organe der Regierung, allerdings berechtigt waren im Parlament zu sprechen und ihre Ansicht über die vorliegenden Fragen kund zu geben. Endlich dachte man das Parlament förmlich zu überraschen. Erst am späten Abend des 18. Nov. wurde es zu einer königlichen Sitzung auf den folgenden Morgen nach Versailles beschieden.

Die Ereignisse, welche die königliche Sitzung am 19. zu einer hochwichtigen machten, sind in allen Werken über die französische Revolution erzählt und sehr bekannt —: dennoch müssen wir ihrer auch hier des Zusammenhangs wegen wieder gedenken; besonders der Theorieen wegen, die hier von Seiten der Krone und des Parlaments als das geschichtlich begründete Staatsrecht Frankreichs geltend gemacht wurden.

Der Siegelbewahrer Lamoignon erklärte nämlich, der König habe seine Krone einzig von Gottes Gnaden, darum gebühre ihm allein auch unumschränkte Gewalt in seinem Reiche, für deren Verwendung er nur Gott allein Rechenschaft schuldig sei. Als Oberhaupt der Nation sei er eins mit dieser, und in der ungeschmälerten Erhaltung

seiner Rechte liege auch das Interesse der Nation; ganz und vollständig, ohne Abhängigkeit, ohne Theilung, gebühre dem Monarchen allein die gesetzgebende Gewalt. Der Redner berief sich dabei auf einen im Jahre 1766 erzwungenen Parlamentsbeschluß, den das Parlament nie anerkannt hatte, und folgerte dann weiter, daß hiernach die Berufung der Reichsstände ganz von der Willkür des Königs abhänge, und daß die Reichsstände nie etwas anderes sein könnten als Rathgeber, deren Gutachten zu berücksichtigen oder nicht, wieder ganz von dem freien Willen des Königs abhänge, eben wie von seiner Güte die Berücksichtigung jeder anderen Bitte. Dann war von Ersparnissen die Rede, die man schon im nächsten Jahr zu bewirken gedenke — und endlich von den fortschreitenden Anleihen von vierhundertundvierzig Millionen im Ganzen, die auf vier Jahre vertheilt, gemacht werden sollten. Nach Verlauf dieser vier Jahre hoffe man das Gleichgewicht der Einnahme und Ausgabe im Haushalt des Staats hergestellt zu haben — und dann werde der König geruhen, die allgemeinen Stände zu berufen. — Wozu dann, wenn das Problem gelöst war? konnte man wohl bei dieser überraschenden Wendung fragen; auch war wohl dies so seltsam eingeleitete Versprechen nicht ernstlich gemeint; die Einleitung eben und der Umstand, daß man die Versammlung so weit hinaus schob, auf die Zeit wo nichts mehr zu thun sein würde, scheint dies zu beweisen.

Wie dem auch sei, der Minister brachte gleichzeitig auch eine andere Verordnung, durch welche die Rechtlosigkeit der Protestanten aufgehoben werden sollte, und die Mitglieder des Parlaments wurden aufgefordert, nun in der gewöhnlichen Weise abzustimmen. Aber es sollte noch ein Kunstgriff mehr nöthig werden, um zu dem Ziele zu gelangen. Viele Parlamentsräthe sprachen laut, manche sehr bitter und heftig gegen die Anleihen, und mit nur sehr wenigen Ausnahmen baten alle um die beschleunigte Einberufung der Reichsstände. Da wurde dem Minister bange um das Ergebniß der Abstimmung — er wollte nun die Stimmen im Stillen sammeln — der König habe es so befohlen — und der Wille des Königs sei Gesetz; — dann befahl er den Schreibern, die königlichen Verordnungen „auf Befehl des Gerichtshofs", also mit den Formen eines freiwillig in regelmäßiger Weise gefaßten Beschlusses des Parlaments, einzutragen. Später, im Verlauf der Händel die darüber entstanden, ist von

Seiten des Hofs behauptet worden, die Mehrzahl der Stimmen habe sich allerdings für die Einzeichnung ausgesprochen, aber ohne daß man je die Namen der für und wider stimmenden, oder auch nur bestimmte Zahlen bekannt gemacht hätte.

Hier, während der Einzeichnung, trat nun der Herzog von Orleans vor, angetrieben von seinen elenden Rathgebern und einer Partei, die ihn benutzte so lange es ging. Ganz gegen alles Herkommen, das nur dem zu reden gestattete, den der König dazu aufforderte, fragte er den König, ob dies eine Kissensitzung sei? — Anstatt ihm Stillschweigen zu gebieten, antwortete Ludwig XVI. „nein! es ist eine königliche Sitzung" — und der Herzog erklärte darauf die Einzeichnung für gesetzwidrig; er bitte, zur Entschuldigung der Personen, von denen man glauben könnte, daß sie daran Theil genommen hätten, die Worte beizufügen: „Auf ausdrücklichen königlichen Befehl wie bei einer Kissensitzung." Der König zeigte, wie vollkommen unmündig er in allen Vorkommnissen des wirklichen Lebens sei; er brachte es nur zu der ganz inhaltlosen Redensart: „Die Einzeichnung ist rechtmäßig, weil ich vorher den Rath der Mitglieder gehört habe!" — und offenbar jagten ihn die unerwartete Insolenz seines Vetters, und die Bewegung, die sie in der Versammlung hervorrief, förmlich in die Flucht, denn er erhob sich und ging, noch ehe die Verordnung die Rechte der Protestanten betreffend, verlesen war —: er vergaß sogar in seiner Verwirrung die Sitzung aufzuheben, indem er sich entfernte.

Sie wurde auch nach seiner Entfernung fortgesetzt, man erging sich in heftigen Reden und am Ende begnügte sich das Parlament nicht damit gegen das Geschehene zu protestiren; es faßte vielmehr einstimmig den förmlichen Beschluß: „da in der königlichen Sitzung die Stimmen nicht gehörig unterschieden und gezählt worden sind, ist Alles was darin vorgefallen ungesetzlich, und das Parlament erklärt, daß es an der Einzeichnung des Anleiheedicts in seine Register keinen Theil hat."

Die Unmöglichkeit mit dem Parlament weiter zu regieren, oder so lange dieser Gerichtshof bestand und nicht durch eine höhere, ständische Autorität überboten war, zu irgend einer Veranstaltung zu gelangen, welche das Leben des Staats sichern konnte, lag nun wohl klar zu Tage. Dennoch versuchte man durchzudringen und nahm zu

Mitteln seine Zuflucht, die man wohl kindisch nennen könnte, die wenigstens immer denselben Mangel an Verständniß für die Bewegungen der Zeit verrathen. Prinzen waren eben, besonders seit den Tagen Ludwig's XIV., meist in dem Wahn erzogen, daß ihr Lächeln an sich beglücke, daß ihr Mißfallen ebenso an sich, und ganz abgesehen von den realen Folgen, die es etwa haben kann, als das größte, vernichtende Unglück empfunden werde; und sie glaubten nur allzuoft den Zauber, den sie übten, nicht an ihre Macht sondern an ihre Person, an die angeborne Würde geknüpft. Sie gefielen sich nicht selten in der Vorstellung, ihr wohlwollendes Lächeln zu gewinnen sei naturgemäß das höchste Lebensziel eines jeden — und der Ausdruck ihres gefürchteten Mißfallens könne daher an sich eine gänzliche Umkehr bewirken. Ludwig XIV. und selbst seine Zeitgenossen hatten ein gewisses Recht das zu glauben. Die Zeiten hatten sich freilich seither geändert; sie waren bewegter und ernster geworden; doch Hofleute, von früher Jugend an darauf abgerichtet, theils nach kleinen Gunstbezeugungen zu haschen, theils ihren Vortheil zu ersehn, indem sie mit Eifer auf die Ansichten eingehn, die höchsten Orts herrschen, nährten diese Vorstellungen jetzt wie früher. Sehr oft zeigen sich Fürsten von schwachem Charakter am entschiedensten von ihnen beherrscht — denn allerdings gehört eine gewaltige Macht des Geistes und Charakters dazu, durch alle Wolken und Nebel eines künstlichen, conventionellen Daseins, von denen ein Hof umfangen ist, hindurch, die wirkliche Natur menschlicher Zustände in ihrer ernsten Einfachheit zu erkennen. Wen dürfte es Wunder nehmen, daß man in Versailles 1787 im Geist solcher Vorstellungen handelte, da dergleichen nach allen Erfahrungen der letzten siebzig Jahre auch jetzt noch gelegentlich vorkömmt.

Ludwig XVI. ließ sich am Tage nach der Sitzung die Protocolle des Parlaments bringen, und in seiner Gegenwart alles ausstreichen was verhandelt worden war, nachdem er den Saal verlassen hatte. Der Herzog von Orleans wurde auf sein Schloß in Villers Cotterets verwiesen, zwei Parlamentsräthe, Sabatier de Cabre und Freteau willkürlich verhaftet und in die Staatsgefängnisse nach Mont St. Michel und Doullens gebracht. Am 21. November mußte dann das Parlament vor dem Monarchen erscheinen, der ihm, ganz im Sinn der von Lamoignon entwickelten Theorie, eine Strafrede hielt. Ludwig XVI.

sprach in sehr bestimmten, hochtönenden Worten seine Unzufriedenheit aus und verbot dem Parlament für immer Beschlüsse in seine Register einzutragen, die sich den Befehlen der Regierung widersetzten, denn der Gerichtshof sei den Befehlen des Königs gegenüber nur zu Bitten und Vorstellungen berechtigt.

Mit solchen Mitteln hoffte man den Widerstand zu brechen, vor dem man sich kurz vorher hatte beugen müssen, obgleich frühere Erfahrungen ihre ohnmächtige Nichtigkeit hinlänglich gezeigt hatten!

Der Präsident des Parlaments verband auch gleich in seiner Antwort mit den herkömmlichen Redensarten von Gehorsam und Hingebung das sehr entschiedene Gesuch um Zurücknahme der gegen den Herzog von Orleans, Freteau und Sabatier verfügten Maßregeln — und da der König die Bitte kurz zurückwies und bis auf weiteres allen Pairs verbot, im Parlament zu erscheinen, protestirte der Gerichtshof in seiner nächsten Sitzung sehr bestimmt auch gegen diese Verordnung. Ebenso gegen die Versetzung des auch sehr widerspenstigen Parlaments von Bordeaux nach Libourne. Er protestirte nun auch förmlich gegen die Verbannung des Herzogs, gegen die Verhaftung seiner beiden Mitglieder, erklärte förmlich: wenn der Herzog von Orleans strafbar sei, so seien es auch alle Parlamentsräthe; er bat den König in sehr bestimmten Worten, „das Andenken eines Verfahrens zu vertilgen, dessen Fortsetzung eine völlige Vernichtung aller Gesetze, die Herabwürdigung der Gerichte und den Triumph der Feinde des französischen Namens herbeiführen müsse."

Der Streit verlängerte sich mit steigender Heftigkeit; der regierende Minister hielt es für nothwendig, das Versprechen, dem zu Folge die Reichsstände nach fünf Jahren zusammengerufen werden sollten, durch eine am 18. December öffentlich bekannt gemachte königliche Erklärung zu erneuern —: als ob eine so weit hinausgeschobene Hoffnung irgend Einfluß auf die gegenwärtige Stimmung üben könnte!

Das Parlament nahm davon wenig Kenntniß; es ging immer weiter und erklärte nun (4. Januar 1788) die königlichen Siegelbriefe und die Verhaftungen, die vermöge solcher Siegelbriefe verfügt wurden, durch ein förmliches Decret für ungesetzlich, für einen Eingriff in die Grundgesetze des Reichs; es verlangte nun als eine natürliche Folge die Freilassung der verhafteten Räthe vermöge eines gerichtlichen Erkenntnisses in aller Form, indem es zugleich heftig und be-

stimmt seinen Unwillen, seine Mißbilligung aller Handlungen unberechtigter Willkür aussprach, welche die Krone sich seit hundert Jahren erlaubt habe. Zwar cassirte der König dies Decret am 17. Januar, aber das Parlament erneuerte es den Tag darauf — forderte immer wieder vorläufige Freilassung der Räthe, Zurückberufung des Herzogs von Orleans, und in Beziehung auf alle drei Gerechtigkeit, eine förmliche Untersuchung, einen Richterspruch.

Der Hof, der das suaviter in modo, fortiter in re, in seltsamer Weise umkehrte, gab am Ende nach, gestattete dem Herzog nach Paris zurückzukehren, und entließ die Parlamentsräthe der Haft, bestand aber auch dabei in sehr hochgestimmter Rede auf seiner Lehre von unbeschränkter Königsmacht.

Eine Erklärung, die als Antwort auf die letzten Vorstellungen des Parlaments, diesem Gerichtshof an demselben Tage mitgetheilt wurde, an welchem die erwähnten Maßregeln nachgebender Schwäche zur Ausführung kamen (17. April 1788), ging wieder von der Behauptung aus, Frankreich sei eine unumschränkte Monarchie; der Wille des Königs, dessen Macht von Gott stamme, einziges Gesetz; als Gesetzgeber durch eigene Machtvollkommenheit könne der König von seinen Dienern nur Gutachten und Rath erwarten; denn sollte ihr Wille seine Entschließungen bestimmen, so höre Frankreich auf eine Monarchie zu sein, es werde zur Aristokratie, und zwar zu der seltsamsten, da die Regierung alsdann vielen Parlamenten zugleich gehorchen müsse. Vor diesem Uebel werde der König Frankreich zu bewahren wissen. Alles sei in der Sitzung vom 19. November gesetzlich gewesen, denn der König habe alle verschiedenen Meinungen gehört und dann aus eigener Machtvollkommenheit entschieden; die Stimmen zu zählen, sei nur in seiner Abwesenheit nöthig, um das Ergebniß der Berathung, das zu seiner Kenntniß gebracht werden solle, festzustellen. Nach diesen Grundsätzen habe sich das Parlament zu richten, denn nie werde der König die geringste Abweichung davon gestatten.

Waren damals Lamoignon's Pläne schon in der Stille gereift, so stimmten diese Worte zwar nicht zu dem was augenblicklich geschah, wohl aber zu dem, was in Geheim vorbereitet wurde.

Das Parlament antwortete in doppelter Weise auf diese Erklärung. Zunächst durch die kühnste und wichtigste Vorstellung, die je ein französisches Parlament an seinen König erlassen hat. Sie

wurde vom 19. bis zum 27. April in Sitzungen berathen, deren Leidenschaftlichkeit sich fortwährend steigerte. Der Gerichtshof rechtfertigte sich darin zunächst gegen den Vorwurf, daß er die Regierung Frankreichs in eine Aristokratie der Parlamente verwandeln wolle. Man wendete die Rede natürlich nicht gegen den König, sondern gegen die Minister, deren Werk man in der Erklärung zu sehen beliebte.

„Welchen Augenblick haben sie gewählt, heißt es in der Vorstellung, um diese Beschuldigung gegen uns vorzubringen? Denselben Augenblick in welchem das Parlament, durch Thatsachen belehrt, von der Anmaßung zurückkam, Steuern bewilligen oder verweigern zu können, und dadurch öffentlich den Beweis lieferte, daß es eifriger für die Rechte der Nation kämpfe, als für die von der Corporation bisher behaupteten Berechtigungen."

„Nein, Sire, keine Aristokratie soll in Frankreich bestehen, aber auch kein Despotismus. So will es die Verfassung, so wünscht es das Parlament und so fordert es der Nutzen Eurer Majestät."

Es folgt nun eine ziemlich in das Einzelne eingehende Auseinandersetzung, wie unmöglich alle und jede staatliche Ordnung werde, wenn der Grundsatz zur Geltung komme, daß der unumschränkte Wille des Königs an sich die Quelle alles Rechts sei und unbedingt das Gesetz geben könne. — Das Parlament, weit entfernt, sich eine Macht anmaßen zu wollen die ihm nicht zukomme, vertheidige nur seiner Pflicht gemäß, die alte, einzig und allein zu Recht bestehende Verfassung des Reichs gegen unberechtigte Anmaßungen und Mißbräuche. In einer geschichtlichen Darstellung wurde dann gezeigt, wie in dieser Verfassung die Krone, die unabsetzbaren Gerichte, die Pairs, die Stände, ihre festbestimmten Rechte hätten; wie die der einzelnen, später zu dem Reich gekommenen Provinzen durch besondere Unterwerfungsverträge (capitulations) sicher gestellt wären, und wie erst in ganz neuer Zeit, erst nach Heinrich IV., die Regierung sich nach und nach eine größere, unbestimmtere Macht stillschweigend angeeignet habe.

Das Wesen der rechtmäßigen Verfassung Frankreichs war dann zum Schluß in folgende Sätze zusammengefaßt:

Frankreich ist eine Monarchie, von dem Könige nach Gesetzen beherrscht.

Die Krone wird im Mannesstamme des regierenden Hauses nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt.

Die Nation allein hat das Recht, durch die versammelten allgemeinen Stände Auflagen und Steuern zu bewilligen.

Die Capitulationen und besonderen Rechte der Provinzen sind unverletzlich. Eben so die Rechte der Gerichtsräthe und Beamten, deren Stellen lebenslänglich, die unabsetzbar sind. Den Parlamenten steht das Recht zu die Verordnungen des Königs für jede Provinz einzuzeichnen: sie können und dürfen dies indessen nur vollziehen, wenn die königlichen Befehle sowohl den betreffenden Provinzialgesetzen, als der allgemeinen Verfassung des Reichs entsprechen.

Kein Angehöriger des französischen Reichs darf von anderen Richtern, als denen die ihm das Gesetz angewiesen hat, gerichtet werden. Wird ein Franzose verhaftet, auf wessen Befehl es auch sei, so muß er unverzüglich seinen gesetzlichen Richtern überliefert werden. Dies Recht, fügte man mit großem Nachdruck hinzu, sei das wichtigste von allen; ohne dasselbe würden alle anderen unnütz.

Nebenher wollte, beiläufig bemerkt, das Parlament jetzt so wenig wie früher die Rechtlosigkeit der Protestanten aufgehoben wissen: ein Beweis daß es sich hier nicht unbedingt um die Ideen der neueren Zeit handelte, daß man vielmehr gesonnen war der mittelalterlichen Gliederung der Gesellschaft nichts zu vergeben.

Während diese Erklärung abgefaßt wurde, ließ sich das Parlament eine andere Gelegenheit, sein Staatsrecht gegen das des Hofs geltend zu machen, dann auch nicht ungenützt entgehen. Wie wir gesehen haben, hatte das Parlament in die fortgesetzte Erhebung der neuen vingtième gewilligt. Es war dabei bestimmt worden, daß diese Steuer auch auf viele bisher davon befreite Landgüter, und selbst auf die königlichen Domainen ausgedehnt werden sollte. Aber die Verordnung besagte nicht ausdrücklich, ob der Gesammtbetrag der Steuer derselbe bleiben sollte, so daß die Besteuerung der früher befreiten Landgüter nur eine neue Vertheilung, und somit für die schon früher der Auflage Unterworfenen, eine Erleichterung der Last zur Folge haben sollte —: oder ob die Abgabe von allen altbesteuerten Landgütern dieselbe bleiben, und aus jener Erweiterung des Steuerkreises demnach eine Steigerung des Gesammtbetrags hervorgehen solle.

Diese letztere Erklärung war wohl jedenfalls die natürlichere, die sich gleichsam von selbst ergiebt, wenn man ursprüngliche Natur und

Namen der Steuer erwägt. So hatte die Regierung die Verordnung auch verstanden.

Der Parlamentsrath Goislard de Monsabert zeigte dies (27. April) dem versammelten Gerichtshof an und erklärte, es sei das offenbar der Absicht des Parlaments bei der Einzeichnung der Verordnung zuwider; denn eine Erhöhung der Auflage habe der Gerichtshof gar nicht beabsichtigen können, nachdem er unmittelbar vorher anerkannt, daß nur den Reichsständen das Recht der Steuerbewilligung zustehe.

Wie das Parlament seltsamen Widersprüchen entgehen wollte, möchte schwer sein zu sagen, denn nach seinen eigenen Grundsätzen konnte es eine Ausdehnung der Steuer auf bisher befreite Ländereien eben auch nicht verordnen. Aber dieser Widerspruch wurde gar nicht bemerkt — und wann und wo wäre wohl überhaupt leidenschaftlicher Parteisinn nicht leicht und ohne Anstoß über dergleichen hinweggegangen? — Schon nach zwei Tagen erklärte das Parlament die Erhöhung der vingtième für einen unberechtigten Eingriff in die Rechte des Eigenthums und ordnete eine nähere Untersuchung des gerügten Mißbrauches an, über deren Ergebniß in einigen Wochen (27. Mai) berichtet werden sollte.

Vielleicht beschleunigte dies Verfahren auch das geheime Vorhaben der Regierung. So oft diese sich auch ohnmächtig gefunden — und in ihre eigene Ohnmacht ergeben hatte; so sehr ihr Geistesmacht und Willenskraft fehlte, so sehr ihr jedes Element gebrach, das sie tragen konnte, sei es Ehrfurcht oder Vertrauen des Volks, wollte sie doch nicht die schwebenden Fragen vor die Reichsstände bringen, sondern durch sich selbst und mit alten, verbrauchten Mitteln, den Standpunkt Ludwig's des Vierzehnten behaupten.

Es war auf nichts geringeres abgesehen, als auf einen sogenannten Staatsstreich; ein Ereigniß, wie deren auch das achtzehnte Jahrhundert bereits mehrfach erlebt hatte, die folgenden Geschlechter in rascher Folge noch öfter erleben sollten; ein Ereigniß, das sich von Revolutionen durch die Region unterscheidet von der es ausgeht, nicht durch zartere Rücksicht auf das Recht, oder eine zartere Scheu vor Frevel und Gewalt. Die Regierung hatte so wenig einen

Begriff von dem Geist der sich in Frankreich regte daß sie meinte, es genüge das Parlament zu beseitigen, um aller Opposition Herr zu sein und wieder auf dem alten Standpunkt in unantastbarer Machtvollkommenheit zu stehen!

Schon Ludwig XV. hatte auf des Kanzlers Maupeou Rath einmal die Parlamente abgeschafft und dem Reich eine Gerichtsverfassung gegeben, die in mancher Beziehung eine Verbesserung zu nennen war — deren Einführung aber den Charakter der Gewaltsamkeit an der Stirne trug und überhaupt nur gerechtfertigt werden konnte, insofern man zugab, daß es in Frankreich wie in den asiatischen Despotien kein anderes Gesetz gebe als den Willen des Herrschers. Doch war man, als Ludwig XVI. zur Regierung kam, die neuen Einrichtungen schon ziemlich gewohnt geworden, und der junge König hätte es füglich dabei lassen können, vielleicht sollen —: unbedingt, wenn er versuchen wollte jene wohlthätigen Reformen welche Turgot beabsichtigte aus eigener Machtvollkommenheit in das Werk zu setzen. Aber bemüht Alles zu versöhnen, jede Unbill seines Vorgängers gut zu machen, hatte er den Fehler begangen, die Parlamente in ihrer alten Herrlichkeit herzustellen —: und nun brachten ihn Lamoignon und de Brienne in eine ganz schiefe Stellung, indem sie ihn veranlaßten die That seines Vorgängers zu wiederholen, die er selbst thatsächlich für ein Unrecht erklärt hatte.

Der wichtigste Theil des in der Stille entworfenen Plans war, daß die allgemeine Versammlung (grande chambre) des Pariser Parlaments, in welcher die Prinzen des königlichen Hauses und die Pairs von Frankreich Sitz und Stimme hatten, in der allein die politischen Befugnisse geübt werden konnten, auf welche der Gerichtshof Anspruch machte, aufgehoben wurde. Das Parlament verlor damit den Charakter eines Hofs der Pairs, einer politischen Körperschaft. Es blieben nur die Sitzungen der einzelnen Abtheilungen, deren Thätigkeit eine lediglich richterliche war. Und selbst in dieser Beziehung wurde Macht und Bedeutung des Parlaments durch die Einrichtung vieler Untergerichte bedeutend geschmälert.

An die Stelle der grande chambre sollte unter dem Namen einer cour plénière eine ganz neue Behörde treten, der auch die Provinzialparlamente untergeordnet wurden. Diese cour plénière, die aus den königlichen Prinzen, den Pairs, den hohen Hofbeamten

(Oberkammerherren und dergl. mit dem Großalmosenier an der Spitze), zwei Erzbischöfen, zwei Marschällen von Frankreich, vier aus königlicher Gnade berufenen großen Herren, einer Menge Staatsräthen, und einigen Präsidenten und Räthen des Parlaments bestehen sollte, dachte man sich natürlich ganz abhängig vom Hof, da die Vertreter des Parlaments darin immer eine unbedeutende Minderzahl bilden mußten. Dieser Behörde war die Einzeichnung der neuen Gesetze und Verordnungen vorbehalten, wie sie bisher von dem Pariser Parlament in dem alten Kern des Reichs, von den Provinzialparlamenten in den neu hinzugekommenen Landen geübt worden war. Außerdem sollte die cour plénière Disciplinargericht für die Parlamente selbst sein und über deren Vergehen Urtheil zu fällen haben.

Die Einzeichnung neuer Auflagen stand demnach ebenfalls dieser neuen, glänzenden Behörde zu; und obgleich das Versprechen wiederholt wurde, der König werde noch vor dem Jahre 1792 und fernerhin, so oft es das Wohl des Staates erheische, die allgemeinen Stände zusammenberufen — obgleich diesen Ständen das Recht zuerkannt wurde, über alle neuen Auflagen zu Rathe gezogen zu werden, sollte doch die Einzeichnung genügen, ihnen eine vorläufige Gültigkeit zu geben. Die Stände schienen also auf Rath und Gutachten beschränkt bleiben zu sollen; der Wunsch ihre Thätigkeit, wenn sie überhaupt je zusammen kamen, in ein leeres Scheinwesen aufzulösen, war sehr sichtbar. Noch dazu behielt sich der König, in einem sehr merkwürdigen Paragraphen die Anordnung und Eröffnung aller Anleihen, zu deren Verzinsung die gewöhnlichen Einkünfte der Krone genügten, allein vor. — Nebenher wurde ein neues Criminalgesetzbuch verheißen, und nicht nur alle Ausnahmegerichte (tribunaux d'exception), sondern auch die Tortur, die in Frankreich noch immer, zur Schmach seiner Gerichte als question préalable, als peinliche Frage nach Mitschuldigen, angewendet wurde, sollten sogleich abgeschafft sein.

Man erwartete einigermaßen Unruhen bei Verkündigung der sechs königlichen Edicte, welche diese weitgreifende Umgestaltung des französischen Staatswesens bewirken sollten, und man rüstete sich dagegen. Dem Widerstand des Parlaments wollte man durch sofortige Aufhebung seiner Sitzungen vorbeugen; man ließ hierhin und dorthin zahlreiche Truppen marschiren, und damit nirgends ein geregelter Widerstand vorbereitet werden könne, wurden die vielen Exemplare

der Verordnungen, die man für das ganze Reich bedurfte, ganz in Geheim, in einer besonders dazu eingerichteten, streng überwachten Druckerei angefertigt.

Dennoch wurde das Geheimniß schlecht bewahrt. Schon im April verkündeten beunruhigende Gerüchte das Vorhaben der Regierung hier und da in Frankreich. d'Espremenil wußte sich durch List einen Abdruck der Verordnungen zu verschaffen und theilte ihn dem Parlamente mit, das nun seinerseits die schon erwähnte Erklärung in Beziehung auf das wahre Staatsrecht Frankreichs, in seiner Sitzung im 3. Mai abschloß, eine Verwahrung gegen jeden Versuch die Verfassung anzutasten hinzufügte, und den Beschluß faßte diese kühne Vorstellung dem König in aller Form zu überreichen.

Am folgenden Tage begaben sich der Präsident und eine Abordnung des Parlaments zu diesem Ende nach Versailles; sie sahen sich aber lange unter nichtigen Vorwänden hingehalten, und zuletzt wurde die verlangte Audienz bei dem König abgeschlagen, weil die Bitte darum nicht in herkömmlicher Weise durch den Generalprocurator lange genug vorher an den Hof gelangt sei.

In Wahrheit aber dachte die Regierung den Widerstand zu brechen, der in überraschender Weise und unerwarteter Form ihre Maßregeln durchkreuzte. Vor allem sollten die beiden Parlamentsräthe verhaftet werden, welche diese Auftritte unmittelbar hervorgerufen hatten: d'Espremenil und Monsabert. Sie entgingen der Verhaftung in ihren Wohnungen, führten dann im Parlament laute Klage über die gegen sie verfügte Maßregel unberechtigter Gewalt und bewogen, während der Präsident noch in Versailles weilte, am Abend des 4. die ganze Versammlung zu dem eidlichen Versprechen, den königlichen Verordnungen nicht zu gehorchen! — Alle Versammelten schworen: „Sich jedem Umgestaltungsplan (projet) zu widersetzen, der von dem Ministerium ausgehe und eher unterzugehen, als die Ausführung der königlichen Verordnungen zuzugeben!“ — Zugleich erklärte das Parlament seine Sitzung für permanent, und wurde auch in dieser Beziehung das Vorbild der späteren Nationalversammlung. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß nicht weniger als zehn Pairs von Frankreich an dieser revolutionären Sitzung Theil nahmen. Das wollte etwas sagen zu einer Zeit, wo es, außer den königlichen Prinzen, nur neununddreißig weltliche Pairs gab, nur Herzöge Pairs

sein konnten, und bei weitem nicht alle Herzöge Frankreichs dieser Würde theilhaft waren. Neben dem edlen La Rochefoucauld und dem halbliberalen Herzog von Choiseul-Praslin sah man da auch die Herzöge von Luynes, Montmorency-Luxembourg und d'Uzés, die himmelweit von aller Freisinnigkeit entfernt waren.

Der Gardehauptmann d'Agoult trat spät Abends in den Saal, las einen königlichen Befehl vor, d'Espremenil und Monsabert zu verhaften wo er sie fände, und verlangte deren Auslieferung. Das Parlament verweigerte den Gehorsam, und da der Offizier die Herren nicht persönlich kannte, wußte er sich ihrer nicht zu bemächtigen. Er zog sich zurück, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen, der Palast aber blieb von Truppen umstellt; das ganze Parlament war in seinen eigenen Sälen gefangen. In dieser Lage fand der Präsident den Gerichtshof, als er um drei Uhr Morgens (den 5.) aus Versailles zurückkehrte. Vergebens erschien d'Agoult, als der Tag angebrochen war — um eilf Uhr — noch einmal und verlangte die Räthe, diesmal mit dem ausdrücklichen Befehl, sie in dem versammelten Parlament zu verhaften: sie wurden auch jetzt nicht ausgeliefert, niemand wollte sie bezeichnen, ein Unterbeamter, an den der genannte Offizier sich deshalb wendete, gab vor sie nicht zu kennen. Sie konnten nicht verhaftet werden, bis sie selbst vortraten und sich meldeten, um diesem unwürdigen Auftritt ein Ende zu machen. Unverzüglich schaffte man sie nun in entfernte Staatsgefängnisse; die Truppen wurden zurückgezogen — die Thore des Parlamentspalastes waren wieder frei —: aber ehe der Gerichtshof auseinander ging, erließ er noch eine sehr heftige Protestation gegen die Verhaftung der beiden Räthe. —

Höfe und Regierungen glauben sehr gerne, der Widerstand, auf den sie stoßen, der „schlechte Geist", wo er sich regt, rühre nur von wenigen „unruhigen Köpfen" her. Die schlimmsten von diesen waren nun beseitigt, die Sache mußte also gehen. Am 8. wurden die berühmten sechs Verordnungen in einer Kissensitzung des Pariser Parlaments eingezeichnet — aber so wie der König sich entfernt hatte, protestirte der Gerichtshof von Neuem gegen ihren Inhalt, gegen das ganze Verfahren und alle Mitglieder wiederholten den Eid keine Stelle in den neuen Obergerichten anzunehmen.

Die Sitzungen des Parlaments wurden nun bis zur vollendeten Einrichtung der neuen Behörden vertagt; die Mitglieder der großen

Kammer mußten sich sogar bequemen, in der ersten Sitzung der neuen politischen Körperschaften, der cour plénière zu erscheinen: aber sie thaten es nur, um abermals gegen die Stellung zu protestiren, die man ihnen hier geben wollte. Die Parlamentsräthe, die nicht befugt waren hier zu erscheinen, reichten einzeln bei dem Großsiegelbewahrer Lamoignon ähnliche Proteste ein; selbst die Untergerichte, denen doch in der neuen Verfassung eine gesteigerte Bedeutung zugedacht war, protestirten nicht weniger bestimmt und heftig.

Auch im übrigen Frankreich sah es nicht eben ermuthigend für die Regierung aus. Ueberall, wo Provinzialparlamente saßen, die auch (am 10. Mai) gezwungen werden sollten, die neuen Verordnungen einzuzeichnen und sich ihnen zu fügen, kam es zu mehr oder weniger bedeutenden Unruhen. Das Parlament zu Pau in Navarra bediente sich in seiner Protestation einer Sprache, die man ohne Uebertreibung für Majestätsbeleidigung erklären und von rechtswegen in keinem Lande der Welt ungestraft dulden durfte. Daß das Heer sich nicht durchaus zuverlässig zeigte, hätte am bedenklichsten scheinen können, und wurde doch in diesem allgemeinen Wirrwarr eben nicht mehr bemerkt als Anderes auch. Es kam vor, daß Regimenter, die den Befehl erhielten, gegen die Parlamente zu marschiren, protestirten und jeden, der dem Kriegsminister gehorche, für ehrlos erklärten. Natürlich war die Mannschaft dabei vollkommen unbetheiligt; wer hätte die gefragt oder ihr nur gesagt, wovon die Rede war —: Der Widerstand des Adels war es, der in den Reihen der adeligen Offiziere vielfach Theilnahme und einen Widerhall fand.

Einen weitergreifenden Charakter nahmen die Unruhen im Dauphinat an. Hier waren gegen Recht und Gesetz die Provinzialstände seit dem Jahre 1628 nicht mehr versammelt worden, und daß man sich bald der verbrieften Gerechtsame des Landes erinnerte konnte zu solcher Zeit nicht fehlen.

Zunächst handelte es sich auch hier um den Widerstand des Parlaments in der Provinzialhauptstadt Grenoble, das seine Vorstellungen gegen die befohlene Umgestaltung der Gerichte immer wiederholte, seine eigenen Befugnisse nicht als erloschen betrachten wollte, und dem

königlichen Befehl, auseinander zu gehen, geradezu den Gehorsam verweigerte.

Der kommandirende General, Herzog von Clermont-Tonnère, ließ den Parlamentsräthen (am 7. Juni) königliche Siegelbriefe zustellen, vermöge welcher sie aus der Stadt verwiesen wurden: aber die Mitglieder des Gerichts fanden eine mächtige Stütze in der Bevölkerung. In hellen Haufen versammelte sich das Volk und geleitete die Räthe aus ihren Wohnungen in den Sitzungssaal. Ja, die Unruhen griffen weiter um sich, da die Masse einmal in Bewegung war; man versuchte das Arsenal zu stürmen und das Haus des kommandirenden Herzogs. Nur der Angriff auf dies letztere gelang, Clermont-Tonnère fiel selbst in die Hände der empörten Rotte und schwebte unter vielfachen Beleidigungen und Mißhandlungen als Gefangener viele Stunden in Lebensgefahr, bis die Menge ihn freiwillig gehen ließ.

Am Abend erlosch die Unruhe gleichsam von selbst ohne bestimmtes Ergebniß, nachdem mehrfach Blut geflossen war, und auch das Parlament beschloß, den königlichen Siegelbriefen Folge zu leisten, freilich ohne in der Hauptsache nachzugeben oder die Rechte der Stände fallen zu lassen.

Mißbilligte nun etwa der im Lande ansässige ritterliche Adel, die noblesse d'épée, wenigstens den offenen, gewaltsamen Aufstand gegen die legitime Macht der Krone? — Schaarte er sich entrüstet um den Thron, um ihn mit hingebender Treue gegen solche Frevel zu schützen? Keineswegs! Vielmehr trat die Ritterschaft da ein, wo der Widerstand der Parlamente für den Augenblick aufhörte! — Wenige Tage später (am 14. Juni 1788) fand sich auf dem Rathhause zu Grenoble eine zahlreiche Versammlung ein, die aus geistlichen Herren höheren Ranges, aus begüterten Edelleuten und bedeutenden Männern aus dem Bürgerstande zusammengesetzt war. Diese Versammlung entwarf nicht allein neue, nicht durchaus gemäßigte Vorstellungen gegen die königlichen Edicte: sie beschloß auch weiter, die drei Stände der Provinz bei dem Schlosse Vizille zu versammeln, um zu berathen, wie die ständische Verfassung, welche die Willkür des Hofes dem Lande entzogen habe, wieder herzustellen und dann zu erhalten sei. Es ist eine wohl zu beachtende Erscheinung, daß diese energischen Beschlüsse vom Adel und von der Geistlichkeit vorgeschlagen wurden, daß nur

die Mitglieder des dritten Standes, die Bürger, eine ehrfurchtsvolle Scheu zeigten, die Rechte oder auch nur den Glanz der Krone anzutasten. Nur Bürger waren es, die solche leidenschaftliche Maßregeln mit dem Dasein einer Regierung unvereinbar nannten, und lange dagegen kämpften, so daß die Versammlung vom frühen Morgen bis ein Uhr in der Nacht dauerte. Der Herzog von Clermont hatte alle Zeit einen Abgeordneten mit dem Befehl, sich zu trennen, auf das Rathhaus zu senden; er hätte alle Zeit gehabt, Gewalt zu brauchen, wenn er des eigenen Muthes und der Truppen gewiß war; aber sein Gesandter wurde mit Spott und Hohn zurückgewiesen, Gewalt wagte er nicht zu brauchen und so setzte der Adel in tiefer Nacht seinen Willen durch.

Der Hof scheint diese Ereignisse ernst und bedenklich genug gefunden zu haben. Wenigstens wurde der Herzog von Clermont als kommandirender General durch den Marschall Grafen de Vaux abgelöst, dem man trotz seines Alters und seiner Kränklichkeit mehr Energie zutraute, und dieser verbot denn auch sogleich auf das Strengste die Versammlung bei Vizille.

Sie fand dennoch am 21. Juli statt. Mehr als neunhundert Personen, den drei Ständen angehörig, versammelten sich unter freiem Himmel. Die Edelleute, mehrere hundert an der Zahl, erschienen in Waffen und erklärten laut, daß sie dem Versuch sie mit Gewalt zu vertreiben, die Gewalt der Waffen entgegensetzen würden. Im drohendsten Tone wurde hier außer der allgemeinen Ständeversammlung und der Aufhebung der Edicte, auch noch Entfernung der Minister verlangt. Der neunundzwanzigjährige Mounier, Secretär der vereinigten Stände, brachte es dahin, daß man in einem Zusatz zu diesen Beschlüssen erklärte, die Provinz wolle auf jedes Vorrecht vor anderen Theilen des Reichs verzichten; auf Alles, was mit der Freiheit, mit den allgemeinen Menschenrechten im Widerspruch stehe. In der allgemeinen Aufregung, bei der leidenschaftlichen Eile, mit der alle Beschlüsse innerhalb weniger Stunden ohne sonderliche Berathung durch begeisterten Zuruf gefaßt wurden, konnten sich natürlich nur die wenigsten von dem eigentlichen Inhalt und der ganzen Bedeutung dieses weit reichenden Zusatzes Rechenschaft geben. Doch ist nicht zu leugnen, daß sich hier ein gewisser Adel der Gesinnung kund gab; ein Streben, die Verjüngung der Gesellschaft selbst durch Opfer zu erkaufen.

— Die Masse der Gebildeten vollends verstand diese Erklärung ganz so, wie Mounier selbst sie gedacht hatte, und sie machte eben deshalb weit und breit einen mächtigen Eindruck, denn man bewunderte die freisinnige Großmuth, die sich in ihr aussprach.

Ehe man sich trennte, wurde auch noch der Beschluß gefaßt, sich am 5. September von Neuem zu Romans zu versammeln. Dort sollte die Verfassung der Provinz nach den hier bereits ausgesprochenen allgemeinen Grundsätzen im Einzelnen festgestellt und in Ausführung gebracht werden. Offenbar betrachten solche Beschlüsse die Autorität der Krone als beseitigt.

Ganz in ungetrübter Reinheit, ohne alle Beimischung eines modernen Liberalismus, zeigte sich der Adelsgeist in der Bretagne. Hier hatte schon am 5. Mai das Parlament zu Rennes sich in sehr heftigem Tone gegen alle Veränderungen, ja gegen alle möglichen Fälle dündig verwahrt: ein Beweis, daß schon, man weiß freilich nicht wie, eine Kunde von den Absichten der Regierung zu ihm gelangt war.

Der Adel der Bretagne, der stolz und abgeschlossen, viel ausschließlicher als die Ritterschaft irgend einer anderen Provinz, ein Landadel war und nur sehr wenige Mitglieder unter dem Hofadel zählte, versammelte sich eigenmächtig in Rennes. Eine der beiden Lesegesellschaften, die hier bestanden, namentlich diejenige, zu welcher nur Edelleute Zutritt hatten, gewährte als ein schon bestehender Vereinigungspunkt die gewünschte Gelegenheit, zu leidenschaftlich berathenden Versammlungen zusammenzutreten. Hier faßte der Adel (am 9. Mai 1788) einstimmig den Beschluß, vermöge dessen ein jeder, der in der neuen, von der Krone angeordneten Gerichtsverfassung eine Stelle annehmen würde, für ehrlos erklärt wurde.

Unter diesen Bedingungen sollten nun am folgenden Tage der kommandirende Generallieutenant Graf Thiard und der Civilintendant Bertrand de Moleville die sechs verhängnißvollen Edicte in die Register des Parlaments eintragen lassen. Obgleich, wie es scheint, ein Aufstand verabredet und eingeleitet war, gelang es den Willen der Regierung durchzusetzen, indem die beiden genannten Herren, als Commissare der Krone, dies Geschäft früher am Tage vornahmen, als vielleicht erwartet wurde, und es sehr zu beeilen wußten; sprechen durfte ohnehin niemand in der Sitzung, die eine königliche Kissensitzung vorstellen sollte. Auch war in der Nähe zur Vorsicht ein In-

ſanterieregiment aufgeſtellt; doch blieb das Gebäude des Parlaments unbeſetzt.

Auf dem Rückweg freilich, als die Sitzung aufgehoben war, konnten die Commiſſare thätlichen Mißhandlungen und Beleidigungen von Seiten der jungen Leute und des Pöbels, den der Adel aufgeboten hatte, nicht ganz entgehen. Ein Steinwurf traf den General Thiard an den Kopf, ein Strick wurde nach ſeinem Halſe geworfen, fliehend erreichten er und Bertrand de Moleville ihre Wohnung. Und herrſchte auch die folgenden Tage Ruhe in der Stadt, gehorchte auch das Parlament dem Befehl, ſich nicht weiter zu verſammeln, ſo war doch der Adel weit entfernt, ſeinen trotzigen Widerſtand aufzugeben. Auf den Befehl, ſeine unberechtigten Verſammlungen zu unterlaſſen, antwortete er nur durch den wiederholten, nun in aller Form dem Commandirenden mitgetheilten Beſchluß, daß der bretoniſche Adel einen jeden für ehrlos erkläre, der in den neuen Gerichten ein Amt übernähme.

Den Bemühungen der Ritterſchaft gelang es ſogar, das Parlament dahin zu bringen, daß es ſich (31. Mai) von Neuem in offener Auflehnung gegen die königlichen Befehle zu einer Sitzung vereinigte, um in ſehr entſchiedenem Tone gegen die Verfügungen der Regierung zu proteſtiren. Man erwartete, die Sitzung könnte gewaltſam geſprengt werden; deshalb verſammelten ſich mehrere hundert Herren vom Adel bewaffnet vor dem Parlamentsgebäude und gaben laut in drohenden Reden zu erkennen, wie ſie bereit ſeien, die Schergen der Regierung nöthigenfalls zurückzuſchlagen. Ein Volkshaufe ſchloß ſich ihnen weniger regelmäßig bewehrt an — nicht ganz ohne durch die edlen Herren dazu veranlaßt zu ſein; denn der Adel verſchmähte es ſo wenig als ſpäter die Jakobiner, den Pöbel für ſeine Zwecke in Bewegung zu ſetzen. General Thiard ließ zwar die Beſatzung ausrücken, wagte aber nicht einzuſchreiten. Ungeſtört dauerte die Sitzung vom frühen Morgen bis zum Abend und wurde nicht eher aufgehoben, als bis die heftigſten Entſchlüſſe gefaßt — gedruckt — und in der Stadt verbreitet waren.

Den königlichen Siegelbriefen, vermöge deren ſie in Folge deſſen aus der Stadt verwieſen wurden, gehorchten die Parlamentsräthe bis auf einen. Dagegen forderten fünfzehn bretoniſche Edelleute ebenſo viele Offiziere des Regiments das, wenn auch unthätig, am 10. Mai

in Bereitschaft stand, zum Zweikampf. Man warf diesen Offizieren vor, sie hätten sich zu niedrigen Schergen der Regierung hergegeben. Sie waren nämlich der Provinz fremd. Die in der Bretagne einheimischen Regimenter, deren Offiziere dem Adel der Provinz angehörten, verweigerten ziemlich unverhohlen den Dienst gegen ihre Landsleute und Standesgenossen. Man sah sich sogar genöthigt, die sämmtlichen Offiziere des Regiments Bassigny zu verabschieden, ja dies Regiment ganz aufzulösen. Dadurch, daß die Regierung Regimenter aus anderen Provinzen in die Gegend von Nantes und Rennes zog, zeigte sich die Absicht, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen; und sie verrieth von Neuem das Bewußtsein ihrer Ohnmacht, indem sie es doch nicht wagte.

Der Adel ermangelte dann auch nicht, zwölf seiner angesehensten Mitglieder als Abgeordnete an den Hof zu senden, um dort gegen die Aufhebung des Parlaments, als gegen eine Verletzung der verbürgten und verbrieften Verfassung des Landes, entschieden zu protestiren. Der Hof wollte Entschlossenheit zeigen; die zwölf Herren wurden in die Bastille geschickt, und wie man sich an Höfen nur zu häufig darin gefällt, Erscheinungen die den Charakter einer gewissen Allgemeinheit, einer naturwüchsigen Entstehung an der Stirne tragen, als besonderes Ergebniß irgend einer vornehmen oder geringen Winkelintrigue zu betrachten, gefiel man sich auch diesmal darin anzunehmen, die ganze Bewegung sei von den wenigen am Hofe lebenden Bretagner Herren angestiftet, weil diese allerdings eines Sinnes mit ihren Landes- und Standesgenossen waren. Der Herzog von Rohan-Chabot, der Marquis von Boisgelin, die Herzogin von Choiseul-Praslin wurden sehr ungnädig deshalb angesehen und verloren Hofämter und Jahrgehalte. Auch Lafayette, der in Auvergne einheimisch, sich etwas unberufen der Sache annahm, bloß weil er von seiner Mutter Güter in der Bretagne geerbt hatte, verlor das Kommando zu Cherbourg, das man ihm kurz zuvor gegeben hatte.

Der bretonische Adel aber, als er erfuhr, wie es seiner Abordnung ergangen war, sendete eine zweite von funfzig bedeutenden Landherren nach, beauftragt dieselben Worte zu sprechen, dieselben Klagen, Verwahrungen und leidenschaftlichen, herb ausgedrückten Proteste an den König zu bringen. Diese zweite Gesandtschaft fand in Paris bereits ein anderes System herrschend. Die Regierung,

die nun wieder auf anderen Bahnen ihr Heil suchte, entschuldigte die Verhaftung jener zwölf Herren. Sie wurden frei gelassen und in der Heimat als Helden und Märtyrer empfangen.

Damit man sich aber nicht täusche über den Geist der bretonischen Ritterschaft, nicht freisinnige Ansichten im Geist der neueren Zeit vermuthe, wo man so weit davon entfernt war, müssen wir gleich hier erwähnen, welche Wendung die Berathungen der Bretagner Stände nahmen, als diese sich eigenmächtiger Weise im December desselben Jahres vereinigt hatten.

In der Provinz waren noch in einzelnen Einrichtungen Reste ihrer sonstigen Selbständigkeit stehen geblieben. Außer den Abgaben, die sie der Krone zollte, hatte sie noch ihre besonderen Finanzen. Mancherlei Anstalten wurden auf Kosten der Provinz unterhalten und die Gelder dazu hauptsächlich vermöge einer „Fouage" genannten Steuer aufgebracht, die seit 1641 ausschließlich und wie selbst Bertrand de Moleville gestehen muß, vollkommen ungerechter Weise von allen bürgerlichen und bäuerlichen Feuerstellen erhoben wurde. Der Adel hatte sich selbst sowie die Geistlichkeit davon frei gesprochen. Dagegen verfügte der Adel, dem gegen die einzige Stimme des dritten Standes, auf den Landtagen zwei Stimmen zu Gebote standen — nämlich seine eigene und die der Geistlichkeit — sehr willkürlich über die Verwendung dieser Gelder zu denen er nichts beitrug. Im Ganzen betrug die Steuer über sieben Millionen Livres; sie lastete also schwer genug auf den Städten und Bauerschaften einer einzigen Provinz.

Schon ein Jahr vorher (1787) hatte der dritte Stand die Aufhebung dieser Steuer verlangt — natürlich vergebens. Er wiederholte jetzt seine Forderung und fügte noch die zweite hinzu, daß ihm alle seit 1641 erhobenen Summen nebst deren Zinsen zurückgezahlt werden sollten — was vollkommen unmöglich war, wie sich versteht und eben nur die leidenschaftliche Gereiztheit des Standes ausspricht, der außerdem seinen Abgeordneten die bestimmte Weisung gab, an keiner anderen Verhandlung Theil zu nehmen, so lange nicht diese Angelegenheit seinen Wünschen gemäß erledigt sei. Der Adel beschloß dagegen, daß zuerst alle anderen Geschäfte abzumachen seien und erst nachher von jener verhaßten Auflage die Rede sein dürfe. Gefaßt darauf Gewalt abzuwehren, oder seinen Willen mit Gewalt

durchzusetzen, erschien er auch hier in Waffen, und um so zahlreich als möglich aufzutreten, hatte er selbst alle jüngeren Brüder und Söhne aufgeboten, die gar nicht berechtigt waren mitzustimmen. Weit entfernt, die Hand zur Versöhnung zu bieten, setzte die bretonische Ritterschaft vielmehr ihren Stolz darein, ihre Ansprüche so schroff und gebieterisch als möglich hinzustellen, ja bis auf das Aeußerste zu steigern. Es war unter anderem von einer Militärschule die Rede, die auf Kosten der Provinz errichtet werden sollte, zum Besten der armen Familien des bretonischen Adels, deren Söhnen unentgeltliche Aufnahme zugesichert wurde. Der dritte Stand blieb natürlich ganz ausgeschlossen von dieser Anstalt, deren Kosten er wieder ganz allein tragen sollte. — „Und was sollen denn unsere Kinder haben?" rief ein Abgeordneter des dritten Standes —: „Das Armenhaus!" (l'hôpital), erwiderte der Marquis Trémargat, der zu den Hauptrednern des Adels gehörte. — Kein Wunder, daß es zu endlosen Duellen kam, zu blutigen Händeln zwischen dem Adel auf der einen Seite, dem dritten Stande, dem Volk, den Studenten auf der anderen.

Doch wir kehren zum Mai 1788 und den Schritten der Regierung zurück. Der Minister Brienne hatte auch eine außerordentliche Versammlung der Geistlichkeit zusammengerufen, um von ihr eine Geldhülfe zu erhalten — aber vergebens! — Die Prälaten antworteten auf jeden Vorschlag mit den heftigsten Protestationen gegen die Erhöhung der Vingtième — gegen die Umbildung der Gerichte — und ganz besonders gegen alle und jede neue Auflage oder Anleihe, die nicht durch die Reichsstände bewilligt wäre. Die Zusammenberufung der Reichsstände verlangten auch sie immer und immer von Neuem, und als man sie endlich im Juli wieder auseinander gehen ließ, hatte man eben nichts gewonnen, als eine Anzahl leidenschaftlicher Vorstellungen in diesem Sinn.

Man darf dabei nicht vergessen, daß in dieser Versammlung durchaus nur die adeligen Prälaten tagten, daß die aus dem Bürger- und Bauernstande hervorgegangene Pfarrgeistlichkeit hier so wenig, als ehemals in den Versammlungen der Reichsstände, Sitz und Stimme hatte.

So lange die Bewegung wesentlich gegen die Krone gerichtet war oder schien, stand eben überall in Frankreich der Adel an der Spitze derselben.

Der leitende Minister Brienne gab sich zwar eine Zeit lang das Ansehen, als wolle er dem Sturm trotzen, als wolle die Regierung ihre Stütze in dem Mittelstande, im Volk suchen, um gegen die bevorrechteten Stände durchzudringen; man hörte seine Worte wiederholen: der König wolle durch sein Volk herrschen, trotz aller Vorrechte und auf Kosten der Bevorrechteten — en dépit des privilèges et aux dépens des privilégiés. Aber es fehlte der Muth, so hochtönende Worte wahr zu machen; es fehlte die Macht dazu, die nur das Vertrauen der Nation hätte verleihen können.

Man wagte die cour plénière, die allen königlichen neuernden Verordnungen die Form von Gesetzen geben sollte, nicht wieder zu versammeln, und in Mitten der rathlosen Verwirrung rückte der Augenblick heran, wo der königliche Schatz seine Zahlungen einstellen mußte, das ganze künstliche Getreibe der Verwaltung still zu stehen drohte!

Dies Unheil wagte der Minister nur unter dem Schutz eines weit reichenden königlichen Versprechens kund zu thun. Als Vorbereitung dazu mußte der König schon am 2. August die verabredete, eigenmächtige Versammlung der Stände des Delphinats zu Romans gut heißen, ja sie auffordern, sich frei über die künftige Verfassung ihrer Provinz zu berathen und das Ergebniß dem König vorzulegen. Am 8. August erfolgte dann, in Form eines vom König genehmigten Beschlusses des Staatsraths, das Versprechen, die allgemeinen Reichsstände zum 1. Mai des folgenden Jahres zusammenzurufen.

Als entscheidend merkwürdig tritt dabei hervor, daß auch Brienne schon von diesem Augenblick an, wo die Hoffnung aufgegeben wurde, Frankreich ohne Stände umzubilden, dahin trachtete, anstatt der so leidenschaftlich verlangten alten Reichsstände, unter demselben Namen eine Versammlung ganz anderer Art zusammenzubringen; anstatt jener Stände, in denen Adel und Geistlichkeit vermöge zweier Stimmen gegen die eine des dritten Standes herrschten und die ihnen dienen sollte, ihren Willen zum herrschenden in Frankreich zu machen eine anders gestaltete, von anderem Geist beseelte, vermöge deren man eben dieser bevorrechteten Klassen, ihres Widerstandes, ihres

Strebens nach der Herrschaft Herr zu werden hoffte. Es war das nur allzu natürlich, es war nothwendig. Denn daß zu heilsamen Veränderungen des Zustandes nicht zu kommen — daß Frankreich nicht zu retten war, so lange der Wille dieser Stände maßgebend blieb: das wußte man von der Versammlung der Notablen, von dem Streit mit den Parlamenten her!

In diesem Sinn forderte ein dritter königlicher Erlaß nicht allein alle Stände der Provinzen und alle Municipalitäten des Reichs, sondern auch alle gelehrten Gesellschaften und sogar ausdrücklich alle denkenden Individuen in dringenden Worten auf, frei ihre Ansichten auszusprechen und Vorschläge zu machen, wie den Reichsständen die zweckmäßigste Form zu geben, wie durch sie das allgemeine Beste am nachhaltigsten zu fördern sei. In Verbindung mit den schon erwähnten Worten Brienne's besagt diese Aufforderung deutlich genug, worauf es abgesehen war.

Den Boden des Herkömmlichen, der Form nach Gesetzlichen, hatte man damit verlassen — den Faden des geschichtlich Ueberlieferten thatsächlich zerrissen, um sich auf das Feld mehr oder weniger willkürlicher Schöpfungen zu wagen. Das heißt, unmittelbar wenigstens durch den herrschsüchtigen Widerstand des Adels und der Geistlichkeit dazu gezwungen, betrat die Regierung selbst die Bahn der Revolution.

Indessen Brienne wenigstens sollte das so begonnene Werk nicht weiter führen, denn die Erklärung, daß der königliche Schatz vom 1. September an seine Zahlungen beschränken werde, mußte — schon am 16. — diesen freisinnigen Erklärungen auf dem Fuße folgen. Außer dem Solde der Truppen, den die Regierung nach wie vor ganz in Silber zu berichtigen versprach, sollten von dem genannten Tage an alle Zahlungen nur zum Theil in baarem Gelde geleistet werden, zum Theil in neuen Schatzkammerscheinen, die fünf vom Hundert Zinsen trugen und die man als baares Geld in einer sofort zu eröffnenden Anleihe anzunehmen versprach. Entschädigungen und Gnadenbewilligungen sollten sogar ausschließlich in solchen Papieren gezahlt — die Rückzahlung aller fälligen Staatsschulden auf ein Jahr gestundet werden.

Diese Maßregel, die jeden Einzelnen mit vielfachen Verlusten bedrohte, da alle Staatspapiere bereits tief unter ihren Nennwerth gesunken waren — die neuen ohne Zweifel noch tiefer sinken mußten, ein jeder also darauf gefaßt sein mußte, in sehr schlechtem Gelde bezahlt zu werden —: diese Maßregel rathloser Noth machte einen so schlimmen Eindruck, daß selbst die Königin ihren Günstling Brienne nicht länger halten konnte. Selbst der an Einsicht arme Graf von Artois drang bei ihr auf dessen Entlassung — von dem König war dabei wenig die Rede!

Es war auch wieder der Einfluß der Königin, der jetzt Necker an die Spitze der Finanzen und damit in der That an die Spitze der Verwaltung brachte. Doch war das wirklich wenigstens für den Augenblick unvermeidlich. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als den Retter in der Noth, das Vertrauen, das er einflößte und sein kaufmännischer Credit, schienen allein über die Verlegenheiten der Gegenwart und Zukunft hinaus helfen zu können. Freilich war er überhaupt nicht ein Staatsmann zu nennen und möchte sich jeder größeren Aufgabe gegenüber winzig genug ausgenommen haben: um wie viel mehr Angesichts der Stürme die er beschwören sollte. Seine Einsicht genügte nicht, sein Charakter noch weniger, wenn er auch gar wohl begriff, daß mit den alten Ständen nichts anzufangen sein würde und daß er deshalb auf dem Wege fortwandeln müsse, den schon Brienne eingeschlagen hatte!

Während das Vertrauen auf die finanzielle Zukunft des Reichs für einen Augenblick zurückkehrte, wurden einerseits alle ihres politischen Verhaltens wegen Verhafteten entlassen; darunter vor allen die Parlamentsräthe und die Abordnung des bretonischen Adels; es wurde das Pariser Parlament schon im September wieder zusammen berufen und in alle seine Rechte wieder eingesetzt; durch ein Edict, das in der zweiten Sitzung (25. September) desselben zur Einzeichnung kam, wurde die Neugestaltung der Gerichte förmlich zurückgenommen und einem wiederholten königlichen Versprechen gemäß sollten die Stände des Reichs schon im Januar zusammentreten.

Auf der anderen Seite aber ging auch Necker's Streben unverkennbar dahin, die Reichsstände in verjüngter Gestalt um den Thron zu versammeln. Schon in den berathenden Provinzialversammlungen, die während seines ersten Ministeriums versuchsweise in ein paar

kleineren Provinzen eingeführt worden waren, hatte der dritte Stand eine doppelte Vertretung erhalten; d. h. so viel Abgeordnete, als die beiden ersten Stände zusammen. Diese Versammlungen hatten natürlich nur eine sehr geringe Bedeutung, da ihnen in Nichts eine entscheidende Stimme zuerkannt werden konnte; da sie wesentlich nur dienen sollten, die Steuerumlage im Innern ihrer Provinz zu besorgen. Das Beispiel aber lag vor und die Absicht, auch die Reichsstände nach diesem Modell einzurichten, dem dritten Stande auch hier eine doppelte Vertretung zu gewähren, ließ sich errathen! Hatte aber dieser Stand für sich allein die Hälfte aller Abgeordneten zu senden, so ergab sich, wie von selbst, daß nicht jeder Stand für sich tagen konnte, daß in der gemeinsamen Berathung, eben wie auf den Provinzialversammlungen, nach Köpfen abgestimmt werden mußte, nicht nach Ständen wie bisher. Denn blieb es bei der älteren Weise, behielt der dritte Stand nur Eine Stimme, den beiden des Adels und der Geistlichkeit gegenüber, so war es sehr gleichgültig, wie viele Mitglieder und Stimmen jeder Stand in sich zählte, und jene erste Neuerung hatte keinen Sinn. —

Auch mißtraute der Adel der Regierung jetzt noch entschiedener als früher. Das Pariser Parlament, auf den 14. September zu einer königlichen Kissensitzung nach Versailles beschieden, versammelte sich am 13., um schon im Voraus gegen diese Sitzung und gegen alle Verordnungen zu protestiren, die da möglicher Weise vorkommen könnten. Die Regierung gab denn auch die Kissensitzung auf, in der sie schwerlich die gefürchteten freisinnigen Maßregeln in Beziehung auf die Wahlen hätte durchsetzen können.

Lamoignon, der Feind des Parlaments, schied zwar aus dem Ministerium, das Mißtrauen aber wurde dennoch dadurch gesteigert, daß die Regierung die erste Sitzung dieses Gerichts mit gutem Bedacht bis kurze Zeit vor den Herbstferien verschob, die eine zweimonatliche Ruhe vor dieser Opposition schaffen mußten. Es war daher ganz dem im Parlament herrschenden Geist gemäß, daß es gleich in der Sitzung, in welcher das Edict, seine Wiederherstellung betreffend, eingezeichnet wurde, einen Beschluß faßte, der die Absicht der Regierung vereiteln sollte. Das Parlament bat in dringenden Worten seine Ferien diesmal aussetzen zu dürfen, um, wie vorgewendet wurde, die versäumte Rechtspflege desto schneller nachholen

zu können. Als aber dies Gesuch zurückgewiesen wurde, kam die wahre Absicht zum Vorschein. Das Parlament benutzte nun die kurze Zeit bis zu den eintretenden Ferien, um zunächst gegen Alles zu protestiren, was möglicher Weise aus dem Umstand gefolgert werden konnte, daß ein Wiederherstellungsedict in seine Register eingetragen war. Es protestirte gegen die Folgerung, daß ihm seine Rechte und Befugnisse rechtskräftig genommen gewesen seien, oder von irgend einer Autorität genommen werden könnten. Es erhob ferner förmliche gerichtliche Anklage gegen die Minister Lamoignon und Lomenie de Brienne als Verführer des Monarchen, die ihn hätten bewegen wollen, die rechtmäßige Verfassung des Reichs zu stürzen. Besonders aber gab es die sehr wichtige Erklärung ab, daß die allgemeinen Reichsstände in keiner anderen Form und Zusammensetzung berufen werden dürften, als im Jahre 1614; daß sie nur in dieser Verfassung zu Recht bestehend und befugt seien, rechtskräftige Beschlüsse zu fassen.

Der Adel war inne geworden, daß die Bewegung, an deren Spitze er sich bisher gestellt hatte, eine unerwünschte Wendung nehmen könne, wenn die Krone, wie sie nun that, dem Streben nach unbeschränkter Gewalt entsagte und sich auf den dritten Stand zu stützen suchte. Auf diese Weise konnte die Regierung in veränderter Gestalt zu einer verjüngten Macht gelangen, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aber wurden geschmälert, wenn sie nicht ganz zu Trümmern gingen; diesen Ständen wurden Opfer auferlegt, anstatt des Gewinns den sie erstrebt hatten —: dieselben Opfer wenigstens, von denen sie sich schon so oft losgesagt hatten. Von dem Augenblick an, wo der Adel die Bewegung gegen sich selbst gerichtet und seine eigenen Interessen gefährdet sah, sagte er sich von ihr los und stemmte sich ihr entgegen.

Mit jener Erklärung hatte aber auch das Pariser Parlament seine volksthümliche Beliebtheit augenblicklich verloren; ein unheilbarer Riß war geschehen; die wirkliche Sachlage war nun enthüllt und klar: die wirklichen Gegner standen nun einander gegenüber: die Bevorrechteten und die durch das bisherige Staatsrecht Frankreichs Beeinträchtigten. Dabei täuschte sich der Adel über die Grundlage seiner bisherigen Macht in dem Streite mit der Krone. Er wähnte sie in sich selbst zu finden und begriff wenigstens jetzt noch nicht, daß ihm bisher ein ihm fremdes, ja feindliches Element getragen hatte.

Da nun aber die Regierung, unter Necker's Leitung zu schwach und zu ängstlich zu selbständigen kühnen Entschlüssen, die Dinge lieber wie von selbst wollte entstehen lassen und somit selbst eine Bewegung hervorrief, die sie nicht zu leiten wagte; — da der Hof, der von der Regierung wohl zu unterscheiden ist, die Schritte des Ministers bald mit Mißtrauen betrachtete; — da der König schwach und schwankend blieb wie immer — und Necker in der Geldklemme des Staats zunächst nur eine Scheinhülfe zu bringen wußte — konnte natürlich, als jener Gegensatz sich offenbarte, das Vertrauen sich nicht befestigen, wie man in den ersten Augenblicken der neuen Verwaltung gehofft hatte. Der Credit, um den es Necker'n vor allem zu thun war, wollte sich nicht herstellen.

Was die Finanzen anbetrifft, verkündigte Necker zwar in einem Erlaß vom 14. September mit großem Pomp, daß der Schatz alle Zahlungen nach wie vor in baarem Gelde leisten werde: die Marktschreierei war aber etwas allzu durchsichtig, da eben dasselbe Papier, wie beiläufig, erwähnte daß einige minder dringende Ausgaben ganz verschoben werden sollten. Zu diesen minder dringenden Ausgaben wurden dann nicht nur die Entschädigungen und Gnadensachen, die Rückzahlung fälliger Schulden gerechnet, die schon Brienne gestundet hatte, sondern auch die Zinsen der Staatsschuld, fällige Leibrenten und ein großer Theil der laufenden Ausgaben aller Verwaltungszweige. Dieser Bankbruch war also schlimmer als der erste und sehr schlecht verkleidet.

Der König selbst sehnte sich, was sehr bezeichnend ist, nach den Reichsständen, und zwar wie aus seinen naiven Aeußerungen gegen Necker hervorgeht, damit doch endlich einmal eine Autorität da sei, an die er sich ein für alle Mal halten könne, die ihm sage, was er zu thun und zu lassen habe und ihn von den widersprechenden Intriguen und Rathschlägen des Hofs befreite. Es fehlte ihm so sehr an Selbstkenntniß, daß er sich so viel Charakter zutraute als nöthig ist, um folgerichtig Einer Stimme, Einer Autorität zu folgen.

Jene Politik, die Dinge selbst heranwachsen zu lassen und die Verantwortlichkeit der Regierung, wie Necker wähnte, aus dem Spiel zu halten, hatte natürlich zur Folge, daß eben die Dinge von Stunde zu Stunde der Regierung mehr über den Kopf wuchsen. Schon begann die Aufforderung, seine Meinung zu sagen über das was da

kommen sollte, im Uebermaß Früchte zu tragen. Unter der Masse von Flugschriften, die Frankreich überschwemmten, ist besonders eine, wie bekannt, zu weltgeschichtlicher Bedeutung gekommen —: diejenige die der seiner Zeit berühmte Abbé Sieyes unter dem Titel: Qu'est-ce que le tiers état? herausgab. — Er bewies darin, daß der sogenannte dritte Stand allein achtundneunzig Hunderttheile der Bevölkerung Frankreichs bilde, also in der That die Nation sei, während Adel und Geistlichkeit nur als ganz unbedeutende Anhängsel derselben betrachtet werden könnten, daß es folglich in Frankreich von Rechtswegen kein Gesetz gebe, als den Willen des dritten Standes. Diese Darstellung, die eben nur die Zahlen berücksichtigte, ohne auf Besitz Bildung und Einsicht, ohne auf die höhere Bestimmung des Menschen, Natur und Zweck des Staats im Mindesten zu achten; ohne zwischen dem berechtigten Willen des Menschen und der Willkür der Masse irgendwie zu unterscheiden —: diese Darstellung schien eben ihrer plumpen Einfachheit wegen sehr einleuchtend, und in mehr als einem Fall berief sich später der dritte Stand auf die hier ausgesprochenen Sätze, als wären sie über jeden Zweifel erhaben.

Die Stände des Delphinats, deren Versammlung zu Romans man nun gestattete, nahmen unter Mounier's Einfluß die doppelte Vertretung des dritten Standes, gemeinsame Berathung der drei Stände und Abstimmung nach Köpfen als Grundlage der neuen Provinzialverfassung an und erklärten, daß sie nur in demselben Zahlenverhältniß Abgeordnete zu den Reichsständen wählen würden.

Immer in demselben Geist der Unzulänglichkeit vorgehend, belobte die Regierung diese Beschlüsse gar sehr, wagte aber doch keine Entscheidung auf sich zu nehmen und berief anstatt dessen (6. November 1788) wieder die Notablen zusammen, um die zu befragen, welche Form sie den allgemeinen Ständen zu geben habe. Gar merkwürdig ist nun, daß diese Versammlung wieder aus denselben vornehmen Herren gebildet, die schon das Jahr vorher zusammenberufen waren und diesmal in sechs Bureaux getheilt, sich in ihren Gutachten durchaus nicht an das geschichtliche Recht, an die Ueberlieferung, an das Herkommen hielt, vielmehr in jeder Beziehung willkürliche Neuerungen empfahl. Man glaubt gewöhnlich, es sei nur Eine Neuerung durchgeführt worden, nämlich die verdoppelte Vertretung des dritten Standes —: dem ist aber ganz und gar nicht so; die Notablen ban-

den sich in keiner Beziehung an das Vorbild von 1614 und über-
gingen, über die zweckmäßigste Vertretungsweise des Adels befragt,
so gut wie die Regierung, die Pairs von Frankreich und ihr un-
streitiges Recht als solche auf dem Reichstage zu erscheinen und zu
stimmen, durchaus mit Stillschweigen*). Die Vertretung des Adels

*) Die alte französische Pairie, die weder mit der englischen noch mit der ihr nachgebildeten neufranzösischen verglichen werden darf, hat eigenthümliche Schicksale erlebt.

Die Geschichte ihrer Entstehung, die lange Zeit streitig war, hat in neuester Zeit Beugnot in einer Weise festgestellt die wenig Zweifel übrig läßt.

Bekanntlich war in den ältesten Zeiten die Curia Regis, in welcher schon zur Zeit der Carolinger ein Pfalzgraf (Comes palatii) den Vorsitz führte, und wo die Hofministerialen nebst Vasallen der Krone und Bischöfen das Richteramt übten, das höchste Gericht für die Lehnleute der Krone.

Es ergiebt sich nun daß im Jahre 1202 Johann ohne Land (als Herzog von der Normandie) vor die Curia seines Lehnsherrn, des Königs von Frankreich, gefordert werden sollte, wegen des an Arthur von Bretagne verübten Mordes. Aber man hatte Grund zu glauben König Johann werde diesen Gerichtshof schon deswegen verwerfen, weil die meisten der Beisitzer ihm nicht ebenbürtig seien. Diesem Vorwurf zuvor zu kommen, bezeichnete König Philipp August die zwölf vornehmsten Landherren Frankreichs — Fürsten die in weiten Gebieten Landeshoheit übten und eine Stellung behaupteten, wie sie die deutschen Reichsfürsten erst viel später erwarben — namentlich als die ausschließlichen Beisitzer des Gerichts. Diese waren dem König Johann in seiner Eigenschaft als Herzog der Normandie unstreitig ebenbürtig — seine pares. Es waren sechs mit Hoheitsrechten ausgestattete Bischöfe und sechs Laienfürsten; nämlich die Herzoge von Normandie, Aquitanien und Burgund, die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Johann ohne Land wurde also selbst den Pairs beigezählt; zum Theil unstreitig weil ihm das als Herzog der Normandie allerdings zukam, zum Theil auch wohl um die Ebenbürtigkeit und Competenz des Gerichts in der bestimmtesten Form auszusprechen.

Dies Pairsgericht blieb fortan bestehen, und als Ludwig der Heilige die Curia regis in Reichsrath und Gerichtshof theilte, den letzteren als Pariser Parlament ausbildete und ihm gelehrte Räthe beigab, die bald die Geschäfte allein führten, blieben die Pairs geborene Mitglieder desselben und über Pairs namentlich konnte nur in ihrer Gegenwart geurtheilt werden.

Aber die großen halbsouveränen Landherren verschwanden allgemach; ihre Lande kamen meist an die Krone. Schon unter Philipp dem Schönen gab es keine selbständigen Herren der Normandie, Champagne und von Toulouse mehr; dieser König ernannte den Herzog von Bretagne, die Grafen von Artois und Anjou an deren Stelle zu Pairs. Unter seinen Nachfolgern wurden nach und nach alle Prinzen des königlichen Hauses zu Pairs ernannt ohne halbsouveräne Landherren zu sein, und damit war der Anfang zu der gänzlichen Umgestaltung der Pairie gemacht.

Mehr und mehr gingen die großen Kronlehen ein; der Herzog von Bretagne war zuletzt neben den Prinzen des königlichen Hauses, der einzige weltliche Pair.

sollte lediglich aus Wahlen hervorgehen, und zwar aus indirecten, wie man das jetzt nennt. Die Unterabtheilungen der Grands baillages und Sénéschaussées d'épée sollten nur Wahlmänner ernennen, die sich dann vereinigten, um die Abgeordneten des betreffenden größeren Landestheiles zu wählen. Das Recht bei den Urwahlen mitzustimmen, wurde allen Mitgliedern des Erbadels zuerkannt, ganz unabhängig davon ob sie mit Landbesitz im Reiche ansässig seien oder nicht; es wurden sogar alle ohne Unterschied für wählbar erklärt. Eine sehr beachtenswerthe Neuerung! Bisher waren die Edelleute als Vertreter der wirklich mit Rittergütern ausgestatteten, zu Ritterdiensten verpflichteten Lehensgenossenschaft auf den Reichstagen erschienen —: dieser Beschluß dagegen stempelte den Anspruch des Adels an der Regierung Frankreichs Antheil zu nehmen, zu einem Recht das er lediglich seiner Geburt — dem Blut — verdankte; das an der Person haftete und nicht durch ein sonstiges Verhältniß zum Staat oder durch Gegenleistungen bedingt war.

In Beziehung auf die Vertretung des geistlichen Standes vollends, verfügten die Notablen Neuerungen, die man berechtigt wäre geradezu revolutionär zu nennen. Nur die Prälaten und Kirchenfürsten waren auf den früheren Reichstagen erschienen. Nicht als Vertreter eines mit der Seelsorge betrauten Lehrstandes, sondern überwiegend als Inhaber weiter, mit Hoheitsrechten ausgestatteter Besitzungen. Jetzt sollte der Stand der Geistlichen auch durch gewählte Abgeordnete vertreten werden; die meisten Bureaux verlangten —

Auch er verschwand unter Ludwig XII. und Franz I. — Dieser letztere verlieh fremden Fürsten die Pairswürde, obgleich sie auf ihren Besitzungen in Frankreich keine Landeshoheit hatten; so dem Grafen von Cleve als Grafen von Nevers, und einer Seitenlinie des lotharingischen Hauses als nominalen Herzogen von Guise.

Heinrich II. erhob zuerst eine Familie die dem niederen, ritterbürtigen Adel angehörte, die Montmorency, ohne ihnen Landeshoheit zu verleihen, zu nominalen Herzogen und Pairs. Das geschah fortan mehrfach, und so waren denn am Ende lauter Herren die eigentlich dem kleinen Adel angehörten als nominale Herzoge und Pairs an die Stelle der alten, halbsouveränen Fürsten getreten.

Die Pairie war jetzt bloß eine Würde, ein Rang der im Adel eine ausgezeichnete Stellung gewährte. Außer dem Recht bei feierlichen Gelegenheiten eine Herzogskrone zu tragen und bei der Krönung des Königs gewisse Aemter auszuüben, hatten die Pairs jedoch noch immer das Recht bewahrt den Sitzungen des Parlaments und den Versammlungen der Stände Kraft ihrer Würde beizuwohnen

was auch später verfügt wurde — daß ein jeder geweihte Priester, der ein Kirchenamt bekleidete, folglich auch alle Pfarrer, Wähler und wählbar sein sollten. Die Vertretung des geistlichen Standes war damit auf eine durchaus andere Grundlage versetzt, und wie weit dies Zugeständniß führen konnte, davon hatte man bei der strengen Disciplin der katholischen Kirche wohl keine Ahnung.

Um so auffallender war es daß die Notablen nur von einer Neuerung nichts wissen wollten —: nämlich von einer zahlreicheren Vertretung des dritten Standes. Nur das eine Bureau, in welchem der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) den Vorsitz führte, erklärte sich diesem Prinzen zu gefallen, mit dreizehn Stimmen gegen zwölf dafür; die fünf anderen entschieden sehr bestimmt gegen den dritten Stand. Die Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen abgestimmt werden sollte, hatte Necker wohlweislich den Notablen gar nicht vorgelegt —: sie ließen es sich aber dennoch nicht nehmen, auch ungefragt darauf zu antworten und wie zu erwarten war, ganz unbedingt die Abstimmung nach Ständen für die allein rechtmäßige zu erklären. Selbst die dreizehn Mitglieder, die in dem vergleichungsweise freisinnigen Bureau für die doppelte Vertretung gestimmt hatten, wollten sich in Beziehung auf diese weitere Frage nicht zu Gunsten des dritten Standes aussprechen.

Nebenher erklärte sich der Adel in allen Büreaux bereit seinen Steuervorrechten zu entsagen. Das eine Büreau war dabei so naiv umständlich auseinander zu setzen wie geringfügig diese gebotene Gabe sein werde: ein Beweis daß man weder an eine wirkliche, nach dem wahren Werth der Grundstücke berechnete Grundsteuer, noch an eine Besteuerung des Einkommens aus grundherrlichen Rechten dachte.

Aber es sollte kein Zweifel über Veranlassung und Bedeutung dieses Erbietens bleiben. Ein Prinz von Geblüt, Urenkel des großen Condé, der Prinz von Conty, in welchem der Adel wie in dem Grafen von Artois sein Vorbild und seinen Führer verehrte, machte (am 28. November) die versammelten Commissarien aller Bureaux auf das steigende Unwesen der Flugschriften aufmerksam, und behauptete die Monarchie schwebe in Gefahr. Um dieser zu begegnen müßten die Notablen vom König die bestimmte Erklärung verlangen, daß alle alten Formen und die Verfassung Frankreichs (wie das Pariser Parlament sie verstand) unverändert erhalten werden sollten. Ein Ver-

bot jener zügellosen Erörterungen und aller neuen Systeme sei zur Erhaltung des Throns, der Ordnung und der Gesetze unerläßlich.

Der Graf von Provence, der als ältester Prinz des königlichen Hauses in dieser Versammlung den Vorsitz führte, fragte bei dem König an, ob er den Notablen gestatten wolle, über diesen Antrag zu berathen. Unter Necker's Einfluß wurde dies von Seiten der Regierung untersagt. Der Gegenstand gehöre nicht in den Wirkungskreis der Versammlung, hieß es, hielten die Prinzen dergleichen Vorstellungen für nothwendig, so möchten sie sich allein damit an den König wenden.

Fünf der Prinzen von Geblüt, nämlich Artois, Conty, Condé und dessen beide Söhne, vereinigten sich darauf sogleich zu einer warnenden Denkschrift an den König, deren merkwürdiger Inhalt die Ansichten des Hofadels ausspricht, wie sie sich jetzt im Mittelpunkt des Reichs gestalteten. Die Schrift beginnt mit den Worten: „Sire! der Staat ist in Gefahr!" Heilig geachtete Institutionen, die das Gedeihen der Monarchie während so vieler Jahrhunderte bewirkten, würden in Gegenstände der Erörterung verwandelt, über die es verschiedene Meinungen geben könne, oder selbst als Ungerechtigkeiten verschrieen. Die zahllosen Flugschriften, die Vorstellungen welche man von vielen Seiten her den Prinzen überreicht habe, die Forderungen verschiedener Provinzen (des Delphinats ohne Zweifel) – Städte und Körperschaften: Alles beweise ein überlegtes System des Ungehorsams und Verachtung der Staatsgesetze. So groß seien die unseligen Fortschritte der allgemeinen Aufregung, daß Meinungen welche vor kurzem noch sehr strafbar erschienen wären, jetzt als die vernünftigsten und gerechtesten betrachtet würden. Wer könne sagen wo die Verwegenheit der Meinungen still stehen werde? Schon seien die Rechte der Krone in Zweifel gezogen worden; über die Rechte der beiden ersten Stände des Reichs seien schon die Meinungen getheilt —: bald werde man die Rechte des Eigenthums antasten. Schon jetzt würden die Lehensgerechtsame, die grundherrlichen Lasten, als ein System der Ungerechtigkeit, als ein Rest der Barbarei bezeichnet, und man habe deren Aufhebung vorgeschlagen. Aus diesem Vorhaben die Rechte und Gesetze zu ändern sei die Forderung der doppelten Vertretung des dritten Standes hervorgegangen; gewähre man sie, wenn auch unter der Bedingung daß ständeweise abgestimmt

werde, so werde der dritte Stand sich gewiß nicht bei einer Begünstigung ohne wirklichen Nutzen beruhigen. Dringend müßten die Prinzen daher bitten daß die althergebrachten Formen der Reichsversammlung unbedingt beibehalten werden möchten.

Geht nun aus allen diesen Dingen schon sehr deutlich hervor was den Herren eigentlich am Herzen lag, so stellte der Schluß der Denkschrift dies vollends in das Klare: „Gern leisten die ersten Stände auf ihre Steuervorrechte Verzicht," sagen die Prinzen: „die Unterzeichneten selbst wünschen das Beispiel jeder Aufopferung zu geben: allein dann lasse der dritte Stand auch ihre übrigen Rechte unangetastet die nicht weniger alt als die Monarchie, auch nicht minder unveränderlich sein müssen als deren Verfassung." —

Der Adel sah die allgemeine Bewegung der Geister immer höher steigen, entschiedener eine Richtung nehmen die seine Stellung bedrohte: da suchte er sich hinter dem Thron zu bergen. Er verlangte der König solle die Standesinteressen der französischen Ritterschaft zu den seinigen machen; er schob den König vor und verlangte der solle ihn vertheidigen!

Zum Theil ist der französischen Ritterschaft später dies Vorhaben gelungen, — nämlich so weit dies bei der haltungslosen Schwäche des Königs möglich war — und was an ihr lag, hat sie redlich gethan, um ihn als Märtyrer für ihre Sache auf das Blutgerüst zu schicken.

Zunächst jedoch erreichte diese Zuschrift ihren Zweck nicht. Der König war gekränkt und beleidigt durch die Hindernisse, welche Parlamente, Adel und Geistlichkeit überall seiner Regierung in den Weg gelegt hatten; durch das gebieterische, um sich greifende Auftreten dieser Stände. Was mehr sagen wollte: auch die Königin war es; wie es scheint, glaubte sie noch einigermaßen den Lehren Brienne's und Necker's, daß die Krone, um diesen Gegnern gegenüber wieder zu erstarken und ihrer Herr zu werden, sich auf den wohlgesinnten dritten Stand stützen müsse.

In diesem Sinn erfolgte denn auch die Entscheidung des Königs oder vielmehr der Regierung, nachdem die Versammlung der Notablen am 12. December geschlossen war. Am 24. Januar 1789 erschien ein königlicher Erlaß der die allgemeinen Stände zum 27. April nach Versailles berief. Die Wahlen wurden ganz dem Gutachten der No-

tablen gemäß angeordnet, und man freute sich deren Zustimmung zu allen vielfältigen Neuerungen zu haben. In Beziehung auf den dritten Stand aber ging die Regierung ihren eigenen Weg ohne sich an die Meinung der Notablen zu binden: sie gewährte ihm die doppelte Vertreterzahl. Necker beging aber dabei den Fehler schwacher Halbheit, die sich vor dem Adel fürchtete, die Abstimmung nach Köpfen, auf die es doch wesentlich abgesehen war, nicht auch zugleich aus königlicher Machtvollkommenheit anzuordnen. Die Versammlung selbst, sagte das königliche Ausschreiben, werde über die Art der Abstimmung entscheiden. Man überließ es dem dritten Stande sich die Abstimmung nach Köpfen selbst zu erkämpfen — und durch Kampf und Sieg natürlich alle Macht im Staat in seine Hand zu bringen.

Der Mittelstand zeigte sich erfreut: die hohe Geistlichkeit und der Adel waren natürlich, mit sehr wenigen Ausnahmen, unzufrieden mit diesen Bestimmungen. Die Ritterschaft der Bretagne, nicht weniger stolz und leidenschaftlich entschieden als das Parlament zu Rennes, das sich in allen seinen Erklärungen dem Pariser Parlament angeschlossen hatte, erklärte einmüthig und bestimmt, sie werde keine Abgeordneten zu den allgemeinen Ständen wählen und senden, weil sie nicht in herkömmlicher Weise dem alten Recht gemäß berufen — diese überhaupt nicht die Stände des Reichs im Sinn des alten Rechts seien. Und trotz aller königlichen Ermahnungen und Befehle hatte es auch dabei sein Bewenden; unter allen betreffenden Körperschaften des Landes war und blieb die Ritterschaft der Bretagne allein unvertreten auf dem Reichstag.

Im ganzen übrigen Lande gingen die Wahlen in der angeordneten Weise vor sich, und es ist dabei gar sehr der Mühe werth einen Blick in die sogenannten cahiers zu werfen, d. h. in die Instructionen welche zumal der Adel seinen Vertretern mit auf den Weg gab. In ihnen zeigt sich daß der Adel in den Provinzen, wo der Maßstab für die Bedeutung der Erscheinungen nicht so nahe lag als im Mittelpunkt des Reichs und der geistigen Bewegung, auch noch nicht dahin gelangt war, Schutz im Schatten des Throns suchen zu wollen. Noch überwog das Streben die Macht der Krone zu Gunsten des Adels zu schmälern. Man kam sich gerecht und selbst

großmüthig vor indem man dem dritten Stande einiges gewähren wollte. Mit seinen, wie man meinte, zu weitgehenden Forderungen sollte er freilich abgewiesen werden. Die Macht die nöthig war sich nach beiden Seiten hin in dieser Stellung zu behaupten, glaubte der Provinzialadel noch immer in sich selbst zu finden, und zweifelte nicht daran.

In Beziehung auf die Finanznoth des Reichs hielten sich die cahiers des Adels durchaus auf dem Standpunkt welchen die beiden Versammlungen der Notablen eingenommen hatten —: der Adel erklärte sich in allgemeinen Ausdrücken bereit seinen Steuervorrechten zu entsagen, aber ohne irgend eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen, ohne etwa der verhaßten subvention territoriale zu gedenken.

Noch weniger brachte er eine Veränderung in Beziehung auf die hörigen, mit grundherrlichen Abgaben belasteten Ländereien zur Sprache. Während der dritte Stand die Aufhebung des Lehnrechts und Lehnwesens, des franc-fief, der main-morte und überhaupt aller Spuren der Leibeigenschaft unbedingt forderte, die Geistlichkeit solche Veränderungen wenigstens sehr wünschenswerth nannte, erwähnte der Adel der ganzen Reihe von Fragen um die es sich hier handelte, mit keinem Wort. Nur die Jagd auf fremdem Grund und Boden, die ihm wahrscheinlich selbst als das zumeist anfechtbare seiner Vorrechte erschien, behielt er sich ausdrücklich vor. Die Jagd sollte Eigenthum des Lehnsherrn der bäuerlichen Güter bleiben, und sogar niemand andres als die Lehnsherren Jagdflinten besitzen dürfen.

Daneben aber verlangte der Adel die Aides, die Hülfsgelder, welche einzelne Provinzen aus ihren besonderen Mitteln der Krone zu zahlen pflegten, sollten abgeschafft werden, eben so das Tabacksmonopol und die sehr wichtige Salzsteuer. Der Reinertrag dieser Steuern sollte durch „andere Abgaben" ersetzt werden, die nicht näher bezeichnet wurden. Der Adel verlangte dann aber auch Aufhebung aller Zölle im Innern, der Abgaben von Getraide, Leder, Eisen, Oel, Seife und Papier, sowie mancher bei gerichtlichen Verhandlungen zu entrichtenden Gebühren, ohne daß auch nur von einem solchen unbestimmt gedachten Ersatz die Rede gewesen wäre.

Die genannten Steuern bildeten fast zwei Fünftheile der Staatseinnahme. Zwei Fünftheile der Abgaben wünschte man abgeschafft in einem Reiche, dessen Einnahmen die Ausgaben überhaupt nur etwa zu zwei Dritttheilen deckten! —

Die Krone wurde eben auf Ersparnisse verwiesen, von denen man, wie es scheint, unerhörte Wunder erwartete. Die Vorstellungen wie sie zu bewerkstelligen seien, mochten ziemlich in das Unbestimmte gehen, doch zeigt sich auch wenigstens eine Spur von bestimmteren Planen, wie man sie in das Große zu treiben hoffte: der Adel verlangte die Domänen der Krone sollten verkauft werden, um mit dem Erlös die Staatsschuld zu tilgen — besonders aber sollten die Stände außer dem Recht Auflagen und Anleihen zu verändern, zu verlängern neu zu bestimmen — auch die Gewalt haben die alten Schulden zu prüfen, sie herabzusetzen, wenn sie etwa fänden daß sie auf wucherische Bedingungen eingegangen seien, und sie erst dann als Nationalschuld anzuerkennen. Auf diese Weise konnte man freilich hoffen manche drückende Verpflichtung los zu werden. Es war dergleichen schon früher in Frankreich vorgekommen. —

Entscheidende Theilnahme an der Gesetzgebung und das Recht der Steuerbewilligung wurde natürlich für die „Nation", d. h. für die Stände, in Anspruch genommen, und während der Geistlichkeit hauptsächlich um die Einführung einer noch strengeren Censur zu thun war, um Unterdrückung aller gegen die Kirche gerichteten Schriften, und darum daß ihr der gesammte Volksunterricht durchaus anvertraut werde, strebte der Adel die Verwaltung des Landes und das Heer ganz in seine Gewalt zu bekommen.

Zunächst behielt der Adel sich ausdrücklich alle seine Ehrenrechte vor; namentlich seine Vorzüge und Auszeichnungen in der Kirche (wo er vielfach besondere Ehrenplätze hatte) und in allen öffentlichen Versammlungen; nicht minder das ausschließliche Recht auf die bisher ihm vorbehaltenen geistlichen und militärischen Stiftungen und Bedienungen, so wie den Besitz der Lehen. — Damit blieben alle Nichtadelichen von der Erwerbung von Rittergütern ausgeschlossen; ferner von den Abteien, von allen höheren Kirchenwürden, von den Pfründen des Johanniterordens, selbst von der Ehre Ritter der königlichen Hoforden zu werden.

Weiter erklärte der Adel: „Alle Geschäfte der königlichen Civil intendanten (d. h. die gesammte Polizei und Verwaltung) sollen ausschließlich den Provinzialständen übertragen und diese nach den von den Reichsständen zu ertheilenden Vorschriften gebildet werden" — (worunter man verstand daß auf den Landtagen der einzelnen Landes

theile Geistlichkeit, Adel und dritter Stand je eine Stimme haben sollten).

„Die Provinzialversammlungen sind allein und ausschließlich mit der Vertheilung, Erhebung und Einzahlung aller Abgaben in den Schatz, ferner mit der ganzen Verwaltung der Provinz beauftragt. Die Reichsstände allein (nicht etwa die Krone oder die Gerichte) sind Richter aller Klagen, welche gegen die Provinzialstände erhoben werden könnten."

Die Geistlichkeit fügte ihrerseits noch hinzu: „Alle Städte, Flecken und Dörfer sollen frei gewählte Municipalitäten erhalten, die nur von den Provinzialständen abhängig sein sollen" — und meinte: „Beschließen die Reichsstände in allen Kirchspielen des Königreichs Municipalitäten einzuführen, so müssen die Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit in denselben den Rang erhalten der diesen Ständen zukommt."

Welchen Antheil an der Verwaltung des Landes behielt dann noch die Krone, und in wessen Hand lag dann alle wirkliche Macht und Gewalt? — Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der Adel des gesammten Reichs in Beziehung auf diese Forderungen durchaus ein und dieselbe Gesinnung zeigte. Nicht Ein cahier lautete anders, nicht Ein Abgeordneter des Adels brachte andere Aufträge mit auf den Reichstag. —

Eben so einmüthig war der Adel des Reichs in den Forderungen die sich auf Verfassung und Verpflichtungen des Heeres bezogen. Sie lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

„Bestimmungen, das nöthige Alter zum Eintritt in den Kriegsdienst betreffend; oder die Dienstzeit die zur Erlangung des Ludwigskreuzes und anderer militärischer Auszeichnungen erforderlich ist; oder Sold, Bekleidung, Ausrüstung, Pensionen der Offiziere, können ohne Zustimmung der Reichsstände nicht erlassen werden."

„Alle Militärpersonen leisten einen Eid, sich nie zur Ueberbringung und Vollstreckung ministerieller Befehle gebrauchen zu lassen; nie sich gegen ihre Mitbürger zu bewaffnen, es sei denn daß ein Gebot der Nation (d. h. der Stände) ergehe, gegen einen widerspenstigen Theil der Nation zu marschiren."

„Da die Freiheit der Nation besonders durch den Mißbrauch gefährdet wird, welchen die Minister mit den im Solde der Nation

stehenden ausländischen Regimentern treiben könnten, sollen diese Truppen einen Eid leisten ihre Waffen nie gegen die Staatsbürger Frankreichs zu brauchen; selbst nicht im Fall eines offenen Aufruhrs. Auch sollen sie durchaus in die Grenzfestungen verlegt werden."

(Der Adel in fünfundsiebzig Wahlbezirken forderte außerdem das Heer solle fortan den Eid der Treue dem König und den Ständen, oder, wie man sich ausdrückte, der Nation leisten. Weder die Geistlichkeit noch der dritte Stand stellten damals eine ähnliche Forderung.)

„Alle Unterlieutenantsstellen werden vom Könige besetzt — jedoch lediglich auf Vorschlag der Provinzialstände; und diese dürfen dazu nur Adeliche in Vorschlag bringen — oder Söhne von Ludwigsrittern oder von Offizieren die im Felde geblieben sind."

Zu wessen Gunsten diese weit gehenden Freiheiten erworben und geübt sein sollten — das hing natürlich ganz von der Art und Weise ab wie der Reichstag zusammengesetzt war, und in der gestimmt wurde. Was das nun anbetrifft, verbot die Geistlichkeit durchaus einstimmig, in allen Wahlbezirken ohne eine einzige Ausnahme, ihren Abgeordneten, in irgend etwas zu willigen, was der alten Einrichtung ständeweise zu stimmen entgegen sein und eine Abstimmung nach Köpfen herbeiführen könnte. Würde diese verderbliche Weise zu stimmen angenommen, so heißt es in vielen cahiers, so hinge die Gültigkeit der wesentlichsten Gesetze von den unbeständigen Meinungen der Menge ab. Die geistlichen Herren hatten das Bewußtsein daß ihr Reich in dieser Welt, von dem sich loszusagen wie ihr Vorbild und Meister, sie keineswegs geneigt waren, einige Gefahr lief, wenn die Art zu stimmen den wirklich im Lande obwaltenden Verhältnissen gemäß umgestaltet wurde.

Der Adel der meisten Wahlbezirke verlangte ebenfalls daß durchaus nach Ständen abgestimmt werde; mehrere Wahlbezirke machten indessen doch ein Zugeständniß und meinten, es könne, wo es sich um Auflagen handle, nach Köpfen abgestimmt werden, in allen andern Angelegenheiten aber sei unbedingt die alte Weise zu stimmen aufrecht zu erhalten. Nur einige willigten in die Abstimmung nach Köpfen als allgemeine Regel, nur die Ritterschaft des Delphinats verlangte sie ausdrücklich unter Mounier's Einfluß.

Wesentlich wollte also der Adel die geforderte Machtfülle in eigener Hand behalten, indem er sich auf die Geistlichkeit zu stützen hoffte.

und da er außerdem auch noch in den Stiftern wie im Heere sehr bedeutende materielle Vortheile vorweg für sich in Beschlag nahm, wird uns auch seine damalige Bescheidenheit einigermaßen zweifelhaft.

Das Pariser Parlament hatte inzwischen einen Versuch gemacht sich die verlorene Gunst der öffentlichen Meinung wieder zuzuwenden. Es hatte gleich in seiner ersten Sitzung nach den Ferien die Verhaftungen vermöge königlicher Siegelbriefe erneut für gesetzwidrig erklärt — und im Widerspruch mit seinen früheren Beschlüssen erklärte es in Beziehung auf die Vertretung des dritten Standes die Entscheidung dem Ministerrath überlassen zu wollen. Zugleich aber forderten die Herren daß die allgemeine Ständeversammlung mit dem Parlament in Verbindung gesetzt werde — was ganz unerhört war. Sie forderten eigentlich, wenn sie das auch nicht ganz unumwunden auszusprechen wagten, die vierte Stimme auf dem Reichstag für das Parlament! — Durch diese ganz verfehlte Wendung wurde es nur all' zu klar, daß es dem Gerichtshof nicht blos in uneigennütziger Weise um die Wahrung eines heilig geachteten geschichtlichen Rechtes zu thun sei — worin Folgerichtigkeit und Würde liegen konnte — sondern überwiegend um die Wahrung gewisser Standesvorrechte und Interessen, wenn auch auf Nebenwegen.

— — — —

Die Reichsstände wurden, wie bekannt, nachdem Tags zuvor ein feierlicher Gottesdienst stattgefunden hatte, am 5. Mai 1789 eröffnet. Der König warnte in der schüchternen Eröffnungsrede, die sein eigenes Werk sein soll, vor dem all' zu großen Verlangen nach Neuerungen, ermahnte zur Einigkeit, und während ganz Frankreich eine Umgestaltung des Gemeinwesens erwartete, sprach der Monarch den Wunsch aus, die Versammlung möge sich vorzugsweise mit der Wiederherstellung des zerrütteten Staatshaushalts beschäftigen. — Der Großsiegelbewahrer Barentin ließ in seiner Rede durchblicken, daß die Regierung gemeinschaftliche Berathungen der Stände und Abstimmung nach Köpfen wünsche, aber wieder ohne so etwas im Namen des Königs anzuordnen; er sagte vielmehr der Monarch überlasse den Ständen selbst die Entscheidung. Noch schwankender und in der That vollkommen haltungslos zeigte sich Necker in einer ermüdenden Rede die nicht weniger als drei Stunden dauerte; er war offenbar, erschreckt

durch die Macht die er heraufbeschworen hatte, in seiner Angst zwischen dem Verlangen, die Gunst der öffentlichen Meinung nicht zu verlieren, und der Furcht es mit dem Hof und hohen Adel ganz zu verderben, in Verlegenheiten gerathen in denen ihm nicht mehr Festigkeit genug blieb, irgend eine bestimmte Richtung folgerichtig inne zu halten. Nachdem er die trostlose Lage des öffentlichen Schatzes umständlich dargestellt, ging er seltsamer Weise den Reichsständen gegenüber auf den mühseligen Beweis über daß die von ihm selbst berufenen Reichsstände vollkommen überflüssig seien, indem er die Mittel aufzählte durch welche der König angeblich der Noth auf eigene Hand und ohne diese Versammlung hätte abhelfen können - : das, nach Allem was man in den letzten Jahren erlebt hatte! — Alle tiefer gehenden Fragen berührte er kaum, und während er unbedingten Gehorsam für die Befehle des Königs verlangte, während er, der die doppelte Vertretung des dritten Standes wesentlich veranlaßt hatte, nun wieder die Vorrechte des Adels als im Recht begründet darzustellen suchte, empfahl er doch zugleich den beiden ersten Ständen Nachgiebigkeit in Beziehung auf die Art der Abstimmung. Freilich fügte er gleich wieder hinzu die Abstimmung nach Ständen habe allerdings auch ihr Gutes.

Es handelt sich hier nicht um die gesammte Geschichte der Revolution, unsere Aufgabe kann daher nicht sein alle vielfach besprochenen Ereignisse jener tief bewegten Zeit noch einmal zu erzählen; wir haben nur die Umstände hervorzuheben in denen sich das Verhältniß des Adels zu der Revolution offenbart.

Eben deshalb aber müssen wir etwas bei dem ersten Streit verweilen, der sich gleich am Tage nach der Eröffnungsfeierlichkeit um die Prüfung der Vollmachten erhob. Der dritte Stand, der den zu gemeinschaftlichen Feierlichkeiten eingerichteten Saal auch für seine Sitzungen inne hatte, verlangte bekanntlich die Vollmachten aller Abgeordneten der drei Stände sollten in gemeinschaftlicher Sitzung geprüft werden, und lud dem zu Folge Adel und Geistlichkeit zu gemeinschaftlicher Sitzung ein. Als Grund wurde später nachträglich angeführt: jeder Abgeordnete gehöre der ganzen Nation an, und eine Versammlung die sich vereint über das Beste des Volks berathen solle, müsse auch von der Gültigkeit der Wahl und der Vollmacht eines jeden ihrer Mitglieder in ihrer Gesammtheit überzeugt sein:

lauter Dinge die allerdings in der alten Verfassung Frankreichs durchaus nicht begründet waren. Es wäre damit dem dritten Stande eine Stimme über die Wahlen der andern Stände und ihre Gültigkeit eingeräumt, überhaupt die Versammlung als Einheit hingestellt gewesen, und gemeinsame Berathung, Abstimmung nach Köpfen konnte man alsdann schwerlich mehr abweisen. Eben deshalb widersprachen die beiden ersten Stände, beriefen sich auf das Herkommen, auf das Verfahren der Stände von 1614, und bestanden darauf daß sich jetzt wie damals ein jeder Stand für sich constituire.

Aber freilich wurden in diesem Kampf Adel und Geistlichkeit nicht, wie der dritte Stand, von der öffentlichen Meinung getragen. Sie konnten nicht einmal mit einmüthiger Energie auftreten, denn beide trugen einen Keim der Spaltung in sich. Unter den Abgeordneten der Geistlichkeit saßen einhundertundneunzig Pfarrer, meist vom Lande; Leute die ihrer Geburt nach zum Theil dem Bürgerstande, zum Theil dem Bauernstande angehörten, ein gewisses Mitgefühl für die Stände aus denen sie hervorgegangen waren, nicht verleugnen konnten, und als Geistliche im Stillen jansenistische Grundsätze nährten. Sie waren arm, haßten die reiche, schwelgende, sittenlose, hohe Geistlichkeit als ungerecht bevorzugt; haßten auch als Jansenisten die Kirchenfürsten und Ordensgeistlichen, der Verfolgungen wegen welche ihre strenggläubigen und strengsittlichen Ueberzeugungsgenossen von den leichtfertigen, freigeisternden Herren erfahren hatten. Nur die Gewohnheit sich der strengen Disciplin der römischen Kirche zu unterwerfen, hielt sie eine Zeit lang zurück.

Im Stande der Ritterschaft widersprach den aristokratischen Beschlüssen eine Minderzahl, die zum Theil aus den freisinnigen Herren unter Lafayette bestand, die man wohl Schwärmer nennen darf, zum Theil aus dem elenden Anhang des Herzogs von Orleans, der Händel und Verwirrung anzetteln, und sich den Schein der Freisinnigkeit geben wollte um sehr unlautere Zwecke zu verfolgen. Unter jenen zählte man La Rochefoucauld und Lally-Tolendal, unter diesen als den genialsten den Verfasser der liaisons dangereuses (Chauderlos de la Close). So hatten sich, wie das leider! so oft geschieht, die edelsten und die verworfensten Elemente in der Opposition zusammengefunden!

Ueber dies Gezänk konnten natürlich die Reichsstände nicht ein-

mal zum Anfang ihrer eigentlichen Thätigkeit gelangen. Den Prinzen von Geblüt aber, Artois, Condé und Conty, denen war es, gleich wie der Partei des hohen Adels die man vorzugsweise als „den Hof" bezeichnete, gar sehr erwünscht. Man sah darin eine Veranlassung die Stände auseinander zu sprengen, die parlamentarische Regierung im Keim zu ersticken, und jeder unbequemen Neuerung die „den Hof" um seinen Einfluß bringen konnte, bei Zeiten vorzubeugen. Man hoffte um so mehr auf Erfolg, da die Königin ganz für die Ansichten dieser Herren gewonnen war. Marie Antoinette war erschrocken, als sie sich bei Eröffnung der Stände einer neuen Macht gegenüber sah, die leicht eine drohende werden konnte, und das entschlossene Vorgehen reizte sie mehr und mehr. Der Salon der Fürstin Polignac wurde der Schauplatz einer kleinlichen Intriguenweberei; Artois suchte dort mit einem sehr unzureichenden geistigen Vermögen und großer Anmaßung die Hauptrolle zu spielen, was nur schaden konnte, da niemand eine sehr hohe Meinung von seinem Verstande oder seinem Charakter hatte, und seine Sitten, sein Lebenswandel noch weniger Achtung geboten. Die unglückliche Königin wurde bewogen, sich öffentlich als die Beschützerin des Adels hinzustellen. Die Ohnmacht wußte sich nicht als solche zu erkennen und glaubte die Macht zu besiegen, wenn sie bloß deren Feindschaft übermüthig herausforderte. So wurde das Feuer geschürt!

In der Adelskammer selbst war nun der Parlamentsrath Duval d'Espremenil der leidenschaftlichste wie der gewandteste Vertheidiger dessen was er die alte, rechtmäßige Verfassung Frankreichs nannte. Er und ein junger Herr von Cazalès leiteten hauptsächlich die Beschlüsse und brachten es dahin daß der Adel sich am 11. Mai als abgesonderte Kammer abschließend constituirte. Die Gemeinen, wie man nun den dritten Stand auch schon nannte, wollten diesen Beschluß nicht anerkennen. Die Geistlichkeit schwankte; denn nachdem sie mit nur 133 Stimmen gegen 114 den Beschluß gefaßt hatte sich ebenfalls abgesondert zu constituiren, machte sie denn doch vermittelnde Vorschläge. Sie forderte die beiden übrigen Stände auf eine gemeinschaftliche Commission zu ernennen, die sich über die große Streitfrage berathen und einigen sollte; sie selbst wollte in diesem Fall die Prüfung der Vollmachten bis zur Erledigung der Sache vertagen.

Der Adel ging auf diese Vorschläge ein (12. Mai), der dritte Stand etwas später (18.) und am 23. begann die Commission, die aus acht Abgeordneten der Geistlichkeit, eben so vielen vom Adel und der doppelten Anzahl aus dem Stande der Gemeinen bestand, ihre schwierigen Arbeiten. Adel und Geistlichkeit machten hier zwar einige Vorschläge zur Ausgleichung, aber ohne in der That im Mindesten nachzugeben. Alle diese Vorschläge liefen darauf hinaus die Abweisung der Forderungen des dritten Standes in etwas zu verkleiden, ihm den Schein der Theilnahme an der Prüfung aller Vollmachten zu gewähren: Allem und Jedem aber, wodurch das Wesen der abgesonderten Prüfung gefährdet werden konnte, setzte der Adel eine unerschütterliche Weigerung entgegen. Seine Abgeordneten beriefen sich dabei beständig auf das Herkommen, auf die Heiligkeit der alten Verfassung Frankreichs. Von Seiten des dritten Standes wurde nun erwiesen daß der Adel selbst bereits vielfach ganz willkürlich von dieser alten Verfassung abgewichen sei, indem er nicht, wie die alten Gesetze vorschrieben, bloß die wirklichen Lehensbesitzer bei den Wahlen zugezogen habe, sondern alle Edelleute ohne Unterschied. Man wies nach daß dem angerufenen Herkommen zu Folge die letzte Entscheidung in Beziehung auf alle streitigen Wahlen und Vollmachten dem Ministerrath des Königs zustehe, und fragte ob die Ritterschaft auch diesmal jeden streitigen Fall dem Spruch dieser Behörde unterwerfen wolle? — Der Adel, der dem von Necker geleiteten Ministerium nicht traute, und nur die eigene Macht steigern wollte, nicht die der Krone, antwortete mit einem sehr entschiedenen Nein! — Er fügte die Behauptung hinzu das erwähnte Verfahren sei ein sehr großer Irrthum der Reichsstände von 1614 gewesen, dem man sich jetzt nicht mehr fügen könne. Aber seine Abgeordneten wußten nicht zu beweisen daß dies verworfene Verfahren wirklich ungesetzlich gewesen sei. Ueberhaupt kam der Adel an Gründen in dem Grade zu kurz, daß er am Ende nichts mehr zu sagen wußte als es sei für ihn eine Ehrensache, bei einem Entschluß zu beharren den er einmal als unwiderruflich angekündigt habe. Da er sich nun in dieser Weise bald auf das Herkommen berief, bald willkürlich davon lossagte, da er zugleich so ungeschickt war die Sorge um die eigenen Vorrechte in der Commission unverhohlen, ja sehr laut auszusprechen, verrieth er eben immer von Neuem, gleich dem

Parlament, den eigentlichen Inhalt seiner Gesinnung und seines Strebens.

So schwand von Tag zu Tag die Aussicht auf Einigung, bis endlich (am 25. Mai) die Commission ohne Ergebniß auseinander ging, um sich nicht wieder zu versammeln. Die herrschende Mehrzahl der Herren vom Adel betrachtete die Sache als beendet. Von dem Hof, den Prinzen, der Königin sah sie sich mit einer leichtsinnigen Thorheit unterstützt, die man kaum möglich glauben sollte. So hatte der Graf von Artois am 16. Mai dem Präsidenten der Adelskammer geschrieben: „Ich ersuche Sie der Kammer wiederholt die feste und bestimmte Zusicherung zu geben daß das Blut meiner Vorfahren in seiner ganzen Reinheit in meinen Adern fließt und daß ich, so lange mir ein Tropfen bleibt, der ganzen Welt beweisen werde, ich sei würdig, geborener französischer Edelmann zu sein." — Dieser Brief wurde in der Sitzung, dem Wunsche des Prinzen gemäß, verlesen und erschien gedruckt im Moniteur.

Da fehlte denn natürlich nicht der Entschluß schon am 26. Mai zu erklären die Adelskammer stelle unbedingt für die diesmalige Versammlung der Reichsstände abgesonderte Prüfung der Vollmachten fest; selbst eine Untersuchung der etwanigen Vortheile oder Nachtheile dieser Form müsse verschoben bleiben, bis sich die drei Stände über die Organisation der nächsten Reichsversammlung berathen würden. — Zwei Tage später erklärte der Adel vermöge eines ebenso bestimmten Beschlusses: Stimmen nach Ständen, und das Recht eines jeden einzelnen Standes Beschlüsse die für das Ganze verbindlich sein sollten, verhindern zu können, das seien Grundgesetze der Monarchie, an denen der Adel, als den wahren Erhaltungsprincipien des Thrones und der Freiheit, unwiderruflich halten werde.

Man sieht, der Adel traute nun auch der Geistlichkeit nicht mehr ganz, und deshalb genügte ihm auch die einfache Abstimmung nach Ständen nicht mehr. Die Erklärung stellte neue Forderungen, die bisher im Lauf des Streites noch nicht ausdrücklich ausgesprochen waren; sie verlangte Einhelligkeit der drei Stimmen für jeden allgemein gültigen Entschluß, und der Sache nach für den Adel das Recht jeden Beschluß der beiden anderen Stände umstoßen zu können. Damit war der Krieg erklärt; der Reichstag konnte nicht einmal zum Beginn seiner eigentlichen Geschäfte schreiten, und dem Anschein nach

traliſchen Aeußerungen nicht fehlte und deren Beſchlüſſe weit über die Berechtigung der Abgeordneten hinaus gingen. Um der möglichen Auflöſung des Reichstags vorzubeugen, erklärten hier, auf Mounier's Vorſchlag, die Abgeordneten daß wo auch und unter welchen Umſtänden ſich die Verſammlung, oder nur ein Theil derſelben zuſammenfinde, die geſetzgebende Nationalverſammlung ſei, und verpflichteten ſich durch einen feierlichen Eid ſich unter allen Bedingungen irgendwo zu verſammeln. Wie die früheren wurde auch dieſer Beſchluß unter dem lauten Jubelruf: „es lebe der König!" gefaßt. Gegen die alten Zuſtände lehnte man ſich auf, nicht gegen die Monarchie.

Am folgenden Tage wurden die Abgeordneten des dritten Standes an der Thüre des Ballſpielhauſes abgewieſen. Der Vorwand war bezeichnend. Der Graf von Artois, der ſich bei jeder Gelegenheit knabenhaft benahm und nie verſäumte, den Gemeinen eine ſehr thörichte Geringſchätzung zu zeigen: der ließ den Stellvertretern Frankreichs durch Hoflakaien ſagen, er brauche den Raum zu einer Partie Ballſpiel! — Die Gemeinen hielten nun ihre Sitzung in der Kirche des heiligen Ludwig, und hier vereinigte ſich die Mehrzahl des Standes der Geiſtlichen feierlich mit ihnen; hundertundneunundvierzig Abgeordnete deſſelben, darunter hundertundvierunddreißig Pfarrer erſchienen, geführt von den Erzbiſchöfen von Vienne und Bordeaux. Zwei adeliche Abgeordnete aus dem freiſinnigen Delphinat ſchloſſen ſich ihnen an: der Graf d'Agoult und Marquis Blacons.

Was konnte es dieſen Ereigniſſen gegenüber bedeuten, daß die Adelskammer (am 21.) eine ſtarrariſtokratiſche Rede an den König richtete und den dritten Stand bitter anklagte! — Gewiß um ſo weniger, da ſelbſt vierundvierzig Mitglieder des Ritterſtandes gegen dieſe Aeußerungen förmlichen Proteſt einlegten.

Am Hof aber war man nun entſchloſſen im Sinn dieſes Standes zu handeln, und Necker's Entwurf wurde in der letzten Sitzung des Staatsrathes nach dem Geſchmack der Adelspartei umgearbeitet. Der Miniſter ſelbſt war ſo ſchwach, in vielerlei Aenderungen zu willigen. Er behauptet, es ſeien dann auch hinter ſeinem Rücken deren noch weitere vorgenommen worden, aber ohne nachzuweiſen worin ſie beſtanden und welchen Grad der Wichtigkeit ſie hatten.

So nahte denn der verhängnißvolle Tag der königlichen Sitzung,

in der Kammer der Geistlichkeit dagegen sprachen sich die Landpfarrer immer entschiedener dahin aus, daß man dem Verlangen des dritten Standes nachkommen müsse, und da sie einen solchen Beschluß für jetzt noch nicht herbeizuführen vermochten, erschienen noch an demselben Tage drei Landpfarrer, sämmtlich aus dem Poitou, aus der nachherigen Vendée, ganz eigenmächtig, in der That mit sehr zweifelhaftem Recht, in der Versammlung des dritten Standes, und ließen durch diesen ihre Vollmachten prüfen. Sie nahmen sogleich an der Sitzung Theil. Sechs andere Abgeordnete des geistlichen Standes folgten am nächsten Tage dem gegebenen Beispiel; drei am 15., sieben am 16.

Die Gemeinen schritten nun rasch und kühn vorwärts auf der betretenen Bahn —: ließ doch der König in seiner Rathlosigkeit das Schreiben, in welchem ihm die schon verfügten Maßregeln mitgetheilt wurden, zunächst ganz unbeantwortet! — Schon am 17. Juni erklärte der dritte Stand die Prüfung der Vollmachten für beendet und fügte hinzu: die Prüfung ergebe, daß die Stellvertreter von achtundneunzig Hunderttheilen der Nation sich in dieser Versammlung befinden; sie dürften nicht unthätig bleiben, weil sich die Abgeordneten kleiner, unbedeutender Bruchtheile der Nation, einzelner Aemter, oder besonderer Classen, obgleich aufgefordert, nicht zur Prüfung der Vollmachten eingestellt hätten. Nur Abgeordnete mit geprüften, anerkannten Vollmachten seien befugt, den Willen der Nation auszusprechen: die seien sämmtlich in der Versammlung der Gemeinen vereinigt, nur diese allein habe das Recht, im Namen der Nation zu sprechen, und kein Abgeordneter sei befugt außerhalb derselben sein Amt zu üben. Es constituire sich daher die Versammlung der anerkannten Abgeordneten als Nationalversammlung (Assemblée nationale), sie unternehme sogleich die Wiederherstellung des Reichs und werde sie ohne Unterbrechung vollenden.

Um sich gegen jeden Versuch eines Gewaltstreichs sicher zu stellen, erklärte die Versammlung ferner, alle bestehenden Volkslasten und Auflagen seien unrechtmäßig und ungültig, weil nicht von den Stellvertretern der Nation bewilligt; die Nationalversammlung wolle sie doch die Forterhebung der bisherigen Steuern für die Dauer ihrer gegenwärtigen Sitzung bewilligen, doch habe jede Abgabe, sofern sie nicht neu bewilligt sei, von dem Tage aufzuhören, an welchem die

Steuerbewilligung wurde zwar gewährt, die Siegelbriefe und die main-morte wurden abgeschafft, vollständige Reformen aller Art verheißen; dabei sollte aber das Eigenthum eines jeden unangetastet bleiben, und zu diesem unantastbaren Eigenthum rechnete das königliche Edict ausdrücklich: „die Zehnten, Grundzinsen, Grundrenten, Lehen- und grundherrlichen Rechte und Verpflichtungen, und überhaupt alle nützlichen Rechte und Vorrechte sowohl als Ehrenrechte, die zu den Grundherrschaften und Lehen gehören, oder bestimmten Personen zustehen." — Der Satz in Necker's ursprünglichem Entwurf, der das ausschließliche Recht des Adels auf alle höheren Stellen in Staat, Heer und Kirche aufheben sollte, blieb ganz aus; einer möglichen Aenderung in dieser Beziehung wurde mit keinem Wort gedacht. — Zum Schluß ließ der König die Stände — oder vielmehr den dritten Stand — noch sehr hart an, in einem Ton wie ihn sich selbst Ludwig XIV. nicht einmal gegen das Parlament erlaubt hatte, und schloß mit den bekannten Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, daß Sie sich alsbald trennen, sich morgen früh in das für jeden einzelnen Stand bestimmte Zimmer begeben und dort Ihre Sitzungen wieder beginnen. Ich befehle daher zugleich meinem Oberceremonienmeister die Säle einrichten zu lassen."

Man wußte aber im Kabinet der Königin nicht daß man, wie später Napoleon, Grenadiere zur Hand haben muß, wenn man einen Staatsstreich durchführen will, und glaubte die Abgeordneten, deren Kühnheit die bisher gewagten Schritte bezeugten, würden sich vor den Worten Ludwig's XVI. beugen. Nur der Adel und die Minderzahl der Geistlichkeit folgten dem König unter lautem Jubelruf aus dem Saal. Wie sollten die Herren nicht jubeln! sie hatten scheinbar ihr Ziel erreicht. Die Ritterschaft hatte es erlangt daß der König ihre Sache zu der seinigen machte, und für sie in die Schranken trat; daß er sogar vorzugsweise diejenigen ihrer Vorrechte vertheidigte die der Regierung selbst entschieden hinderlich waren, wie die überall hemmenden grundherrlichen Rechte, und die Ansprüche des Adels auf alle höheren Stellen. Die Folgen freilich ahnte sie nicht!

Bekannt ist daß der dritte Stand die Sitzung fortsetzte ohne das königliche Gebot zu achten, daß der Ceremonienmeister, der daran erinnern sollte, durch Mirabeau's Donnerworte zurückgescheucht wurde,

Jetzt wurde der Plan zu der königlichen Sitzung, die durch Ausruf königlicher Herolde auf den 22. anberaumt wurde und Wunder bewirken sollte, im Kabinet Ludwig's XVI. zu Marli berathen. Nach Necker's Plan sollte der König Freiheit der Presse bewilligen; Gleichvertheilung der Steuern, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche Rechenschaft über die Verwaltung der Finanzen; er sollte zugleich die Verhaftungen vermöge königlicher Siegelbriefe aufheben; die letzten Reste der Leibeigenschaft, und vor Allem das verhaßte Vorrecht des Adels auf alle bedeutenden Stellen im Heer und in der Verwaltung. Dagegen sollten andererseits die letzten Beschlüsse der Gemeinen für ungültig erklärt und aufgehoben werden; der König sollte aussprechen, daß er jeder Verfassung Frankreichs, die nicht zwei Kammern anordne, im Voraus seine Zustimmung versage, daß ferner sowohl an den Ehrenrechten des Adels und der Geistlichkeit, als an ihren grundherrlichen Rechten, ohne die Zustimmung aller drei Stände nichts geändert werden könne. Der Plan fand im Staatsrath, in welchem die Partei der alten Zustände sehr zahlreich war, natürlich vielen Widerspruch —: doch schien er eines Abends so ziemlich angenommen, als der König sich in Folge einer geflüsterten Botschaft, die ein Hofdiener brachte, ohne Säumen entfernte. Der Minister Montmorin äußerte leise gegen Necker, nun sei der ganze Anschlag gescheitert, und so erwies es sich auch. Als der König etwas verstimmt und einsilbig aus dem Kabinet der Königin zurückkehrte, erklärte er, der endliche Beschluß müsse einer weiteren Berathung vorbehalten werden, und hob die Sitzung auf. Die königliche Sitzung der Stände wurde in Folge dessen auf den 23. verschoben.

Und was geschah nun unterdessen in Versailles? Da wollte die Regierung einstweilen weitere Berathungen des dritten Standes verhindern. Der Vorwand war, der Saal müsse zur königlichen Sitzung eingerichtet werden. Man benahm sich ungeschickt; die beabsichtigte Vertagung wurde dem Präsidenten Bailly zu spät und nicht in gehöriger Form angezeigt — nur beiläufig durch den Ceremonienmeister Dreux-Brézé, der keineswegs durch seine Stellung berechtigt war als Organ der Regierung zu den Ständen zu sprechen; die Gemeinen versammelten sich (am 20.) wie gewöhnlich, und da sie ihren Saal verschlossen fanden, hielten sie in dem nahen Ballspielhause (jeu de Paume) jene berühmte begeisterte Sitzung, in der es auch an theu

Nationalversammlung sich trenne; aus welchen Gründen das auch geschehe. Unter anderen Bedingungen vollkommen ohnmächtig, genügte diese Erklärung, die Versammlung unantastbar zu machen, wenn man gewiß war daß ganz Frankreich ihr gehorchen werde.

Und nun vermochten auch die Prälaten, die Kirchenfürsten ihre Landgeistlichen nicht länger zu beherrschen: schon verlangte die Mehrzahl der geistlichen Abgeordneten unverzügliche Vereinigung mit dem dritten Stande. Der förmliche Beschluß wurde am 19. Juni nur durch einige Unregelmäßigkeiten der Abstimmung gehindert.

— — —

Der leitende Minister, Necker, sah nun wohl die drohende Gefahr, der man nicht entgehen konnte, wenn man die Dinge noch länger sich selbst überließ. Ihr vorzubeugen, mußte nun nach seiner Ansicht der König selbst vom Thron herab in einer königlichen Sitzung aus eigener Machtvollkommenheit eingreifen. Aber nicht etwa, um selbst dem Lande eine Verfassung zu geben — sie zu octroyiren, wie man sich in der neuesten Zeit gewöhnt hat solche That zu nennen. Der König sollte nur die letzten Beschlüsse der Gemeinen aufheben, dennoch aber eine Vereinigung der Stände zu gemeinsamer Berathung veranlassen; er sollte nur einiges bestimmt anordnen, anderes andeuten und die Berathung über die künftige Verfassung Frankreichs in die Bahn weisen, in der sie sich fortan zu bewegen habe, auf daß das Ergebniß nach dem Vorbilde der englischen Verfassung gestaltet sei.

Es ist unbegreiflich wie Necker hoffen konnte mit solchen verspäteten Halbheiten des dritten Standes Herr zu werden, und der künftigen Verfassung ein aristokratisches Gepräge zu bewahren, für das in der herrschenden Gesinnung jede Grundlage fehlte.

Schon hatte Ludwig XVI. gegen den Adel, wegen seiner Weigerung die königlichen Vorschläge anzunehmen, sanften Tadel ausgesprochen. Ebenso wurden nun die letzten Mittheilungen des dritten Standes mit schriftlichem Tadel beantwortet; er wurde schon in der Ueberschrift des königlichen Schreibens „dritter Stand", nicht Nationalversammlung genannt; der König mißbilligte den Ausdruck „bevorrechtete Stände" und verwies darauf, daß das öffentliche Wohl nur durch das Zusammenwirken der drei Stände gefördert werden könne; „ob diese nun abgesondert oder vereint tagten".

Jetzt wurde der Plan zu der königlichen Sitzung, die durch Ausruf königlicher Herolde auf den 22. anberaumt wurde und Wunder bewirken sollte, im Kabinet Ludwig's XVI. zu Marli berathen. Nach Necker's Plan sollte der König Freiheit der Presse bewilligen; Gleichvertheilung der Steuern, das Recht der Steuerbewilligung, öffentliche Rechenschaft über die Verwaltung der Finanzen; er sollte zugleich die Verhaftungen vermöge königlicher Siegelbriefe aufheben; die letzten Reste der Leibeigenschaft, und vor Allem das verhaßte Vorrecht des Adels auf alle bedeutenden Stellen im Heer und in der Verwaltung. Dagegen sollten andererseits die letzten Beschlüsse der Gemeinen für ungültig erklärt und aufgehoben werden; der König sollte aussprechen, daß er jeder Verfassung Frankreichs, die nicht zwei Kammern anordne, im Voraus seine Zustimmung versage, daß ferner sowohl an den Ehrenrechten des Adels und der Geistlichkeit, als an ihren grundherrlichen Rechten, ohne die Zustimmung aller drei Stände nichts geändert werden könne. Der Plan fand im Staatsrath, in welchem die Partei der alten Zustände sehr zahlreich war, natürlich vielen Widerspruch —: doch schien er eines Abends so ziemlich angenommen, als der König sich in Folge einer geflüsterten Botschaft, die ein Hofdiener brachte, ohne Säumen entfernte. Der Minister Montmorin äußerte leise gegen Necker, nun sei der ganze Anschlag gescheitert, und so erwies es sich auch. Als der König etwas verstimmt und einsilbig aus dem Kabinet der Königin zurückkehrte, erklärte er, der endliche Beschluß müsse einer weiteren Berathung vorbehalten werden, und hob die Sitzung auf. Die königliche Sitzung der Stände wurde in Folge dessen auf den 23. verschoben.

Und was geschah nun unterdessen in Versailles? Da wollte die Regierung einstweilen weitere Berathungen des dritten Standes verhindern. Der Vorwand war, der Saal müsse zur königlichen Sitzung eingerichtet werden. Man benahm sich ungeschickt; die beabsichtigte Vertagung wurde dem Präsidenten Bailly zu spät und nicht in gehöriger Form angezeigt — nur beiläufig durch den Ceremonienmeister Dreux-Brézé, der keineswegs durch seine Stellung berechtigt war als Organ der Regierung zu den Ständen zu sprechen; die Gemeinen versammelten sich (am 20.) wie gewöhnlich, und da sie ihren Saal verschlossen fanden, hielten sie in dem nahen Ballspielhause (jeu de Paume) jene berühmte begeisterte Sitzung, in der es auch an thea

traliſchen Aeußerungen nicht fehlte und deren Beſchlüſſe weit über die Berechtigung der Abgeordneten hinaus gingen. Um der möglichen Auflöſung des Reichstags vorzubeugen, erklärten hier, auf Mounier's Vorſchlag, die Abgeordneten daß wo auch und unter welchen Umſtänden ſich die Verſammlung, oder nur ein Theil derſelben zuſammenfinde, die geſetzgebende Nationalverſammlung ſei, und verpflichteten ſich durch einen feierlichen Eid ſich unter allen Bedingungen irgendwo zu verſammeln. Wie die früheren wurde auch dieſer Beſchluß unter dem lauten Jubelruf: „es lebe der König!" gefaßt. Gegen die alten Zuſtände lehnte man ſich auf, nicht gegen die Monarchie.

Am folgenden Tage wurden die Abgeordneten des dritten Standes an der Thüre des Ballſpielhauſes abgewieſen. Der Vorwand war bezeichnend. Der Graf von Artois, der ſich bei jeder Gelegenheit knabenhaft benahm und nie verſäumte, den Gemeinen eine ſehr thörichte Geringſchätzung zu zeigen: der ließ den Stellvertretern Frankreichs durch Hoflakaien ſagen, er brauche den Raum zu einer Partie Ballſpiel! — Die Gemeinen hielten nun ihre Sitzung in der Kirche des heiligen Ludwig, und hier vereinigte ſich die Mehrzahl des Standes der Geiſtlichen feierlich mit ihnen; hundertundneunundvierzig Abgeordnete deſſelben, darunter hundertundvierunddreißig Pfarrer erſchienen, geführt von den Erzbiſchöfen von Vienne und Bordeaux. Zwei adeliche Abgeordnete aus dem freiſinnigen Delphinat ſchloſſen ſich ihnen an: der Graf d'Agoult und Marquis Blacons.

Was konnte es dieſen Ereigniſſen gegenüber bedeuten, daß die Adelskammer (am 21.) eine ſtarrariſtokratiſche Rede an den König richtete und den dritten Stand bitter anklagte! — Gewiß um ſo weniger, da ſelbſt vierundvierzig Mitglieder des Ritterſtandes gegen dieſe Aeußerungen förmlichen Proteſt einlegten.

Am Hof aber war man nun entſchloſſen im Sinn dieſes Standes zu handeln, und Necker's Entwurf wurde in der letzten Sitzung des Staatsrathes nach dem Geſchmack der Adelspartei umgearbeitet. Der Miniſter ſelbſt war ſo ſchwach, in vielerlei Aenderungen zu willigen. Er behauptet, es ſeien dann auch hinter ſeinem Rücken deren noch weitere vorgenommen worden, aber ohne nachzuweiſen worin ſie beſtanden und welchen Grad der Wichtigkeit ſie hatten.

So nahte denn der verhängnißvolle Tag der königlichen Sitzung,

deren mögliche Wirkung gleich dadurch verloren ging daß Necker, der wohl Ursache hatte sich zu schämen, wie es scheint seine Schwäche durch einen Frevel gut zu machen glaubte und den König nicht begleitete. Sein leerer Stuhl fesselte natürlich aller Augen; Necker mißbilligte durch sein Ausbleiben was der König that, und das durfte er nicht, so lange er dem Thron als Minister zur Seite stand; am wenigsten ohne es vorher laut angekündigt zu haben. Nur der dritte Stand, nicht der König, war durch einige Vertraute benachrichtigt und wußte, daß Necker nicht erscheinen werde. Dieser Stand empfing den König mit dumpfem Schweigen. Nur Adel und Geistlichkeit ließen den gewöhnlichen Zuruf vernehmen.

Der König begann mit Vorwürfen und mit der Versicherung, daß er die alten Gesetze des Reichs aufrecht erhalten, daß er allen Verletzungen derselben, die man sich schon erlaubt habe, mit Gewalt steuern werde. Von den zwei langen Verordnungen, die nun abgelesen wurden, trat die erste überall den gewünschten und versuchten Neuerungen mit strengen Geboten entgegen; die andere deutete in demselben Geist die Grundzüge der künftigen Verfassung an. Alles was die Gemeinen am 17. Juni und seither beschlossen hatten wurde aufgehoben und für nichtig erklärt — und was sich viel seltsamer ausnahm und viel weniger rechtfertigen ließ: die Regierung erklärte auch den Inhalt der sogenannten cahiers, der ihr nicht genehm war, die Aufträge, welche die Wähler den Abgeordneten mitgegeben hatten, für aufgehoben und nicht verbindend. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wurde untersagt. Nicht zwei Kammern wurden angeordnet oder verlangt, vielmehr das Dasein der verschiedenen Stände mit ihren verschiedenen Rechten und Vorrechten, und die Bildung dreier Kammern aus ihnen für unabänderliche Grundgesetze des Reichs erklärt. Gemeinschaftliche Berathung über gewisse Gegenstände von allgemeinem Interesse sollte nur erlaubt sein. Anstatt bestimmt Gleichheit der Auflagen zu verheißen, erklärte der König nur, daß er seine Zustimmung geben werde, wenn etwa die beiden ersten Stände, wie angekündigt worden sei, auf ihre Steuervorrechte verzichten wollten — und überhaupt wurde als allgemeiner Grundsatz festgestellt, daß da, wo es sich um Abschaffung der Vorrechte des einen oder des anderen Standes handle, die ausdrückliche Zustimmung des betreffenden Standes in seiner Gesammtheit erforderlich sei. — Das Recht der

Steuerbewilligung wurde zwar gewährt, die Siegelbriefe und die main-morte wurden abgeschafft, vollständige Reformen aller Art verheißen; dabei sollte aber das Eigenthum eines jeden unangetastet bleiben, und zu diesem unantastbaren Eigenthum rechnete das königliche Edict ausdrücklich: „die Zehnten, Grundzinsen, Grundrenten, Lehen- und grundherrlichen Rechte und Verpflichtungen, und überhaupt alle nützlichen Rechte und Vorrechte sowohl als Ehrenrechte, die zu den Grundherrschaften und Lehen gehören, oder bestimmten Personen zustehen.“ — Der Satz in Necker's ursprünglichem Entwurf, der das ausschließliche Recht des Adels auf alle höheren Stellen in Staat, Heer und Kirche aufheben sollte, blieb ganz aus; einer möglichen Aenderung in dieser Beziehung wurde mit keinem Wort gedacht. — Zum Schluß ließ der König die Stände — oder vielmehr den dritten Stand — noch sehr hart an, in einem Ton wie ihn sich selbst Ludwig XIV. nicht einmal gegen das Parlament erlaubt hatte, und schloß mit den bekannten Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, daß Sie sich alsbald trennen, sich morgen früh in das für jeden einzelnen Stand bestimmte Zimmer begeben und dort Ihre Sitzungen wieder beginnen. Ich befehle daher zugleich meinem Oberceremonienmeister die Säle einrichten zu lassen.“

Man wußte aber im Kabinet der Königin nicht daß man, wie später Napoleon, Grenadiere zur Hand haben muß, wenn man einen Staatsstreich durchführen will, und glaubte die Abgeordneten, deren Kühnheit die bisher gewagten Schritte bezeugten, würden sich vor den Worten Ludwig's XVI. beugen. Nur der Adel und die Minderzahl der Geistlichkeit folgten dem König unter lautem Jubelruf aus dem Saal. Wie sollten die Herren nicht jubeln! sie hatten scheinbar ihr Ziel erreicht. Die Ritterschaft hatte es erlangt daß der König ihre Sache zu der seinigen machte, und für sie in die Schranken trat; daß er sogar vorzugsweise diejenigen ihrer Vorrechte vertheidigte die der Regierung selbst entschieden hinderlich waren, wie die überall hemmenden grundherrlichen Rechte, und die Ansprüche des Adels auf alle höheren Stellen. Die Folgen freilich ahnte sie nicht!

Bekannt ist daß der dritte Stand die Sitzung fortsetzte ohne das königliche Gebot zu achten, daß der Ceremonienmeister, der daran erinnern sollte, durch Mirabeau's Donnerworte zurückgescheucht wurde,

und Ludwig XVI. darauf in seiner gewöhnlichen Hülflosigkeit meinte, man solle die Sache eben gehen lassen. Die Gemeinen bestätigten sogleich alle früheren Beschlüsse die der König eben aufgehoben hatte, und erklärten jedes ihrer Mitglieder unverletzlich.

Der Adel freilich freute sich des vermeinten Sieges so sehr, daß er am folgenden Tage eine Abordnung an den Grafen von Artois und an die Königin sendete, um ihnen als seinen anerkannten Beschützern, auf diesem Wege und nebenher auch dem König, für die Edicte der königlichen Sitzung zu danken. Die Königin stellte den Abgeordneten ihren Sohn, den Dauphin, vor, und erklärte, wie uns Herr v. Ferrière berichtet, mit vieler Grazie: „sie gebe ihn dem Adel; sie werde ihn lehren den Adel lieben, und als die festeste Stütze des Throns betrachten." — Sie erklärte also im Grunde ziemlich unumwunden daß der König nur das Haupt des Adels, und dem übrigen Frankreich gegenüber dessen Stütze sein wolle! — Der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) war so klug die Abgeordneten gar nicht vorzulassen.

Aber wie ohnmächtig erwiesen sich alle diese Stützen von denen man sprach! In dem Gefühl daß eben die königliche Sitzung und deren unmittelbare Folgen diese Ohnmacht ganz unverhüllt gezeigt hatten, und erschreckt dadurch, begannen schon in den allernächsten Tagen auch höhere Prälaten und Kirchenfürsten sich von dem System loszusagen, welches die Rede des Königs so bestimmt angekündigt hatte. Sie schlossen sich der wirklichen Macht an, wie die Kirche überhaupt gerne thut, so lange sie nicht alle Hoffnung aufgeben muß auf die Handlungen dieser Macht Einfluß zu üben. Acht Prälaten vereinigten sich schon am 25. mit den Gemeinen, und am folgenden Tage folgten noch sechsundzwanzig Bischöfe diesem Beispiel. Auch die Minderzahl des Adels, siebenundvierzig freisinnige Herren, waren schon am 25. zu gemeinsamer Berathung im Saal des dritten Standes erschienen. Paris wogte in unruhiger Bewegung, — und Necker forderte nun seine Entlassung, was er von Rechtswegen vor der königlichen Sitzung hätte thun müssen.

Der Hof sah daß nun wirklich Entschluß und That von ihm verlangt werde, wenn er seine Plane durchführen wollte, und darauf war er durchaus nicht vorbereitet. In der rathlosesten Bestürzung bat man nun bald Necker die Leitung der Geschäfte wieder zu über-

nehmen, und natürlich mußte man auf seine Bedingungen eingehen. Der Minister verlangte, was von Anfang an in seinen Planen lag: die Vereinigung der drei Stände zu Einer Versammlung, und Abstimmung nach Köpfen. Um die beiden ersten Stände in der Form so viel als möglich zu schonen, richtete der König nicht an sie den Befehl sich den Gemeinen anzuschließen, sondern an jeden der drei Stände die gebietende Aufforderung sich mit den beiden anderen zu vereinigen. So befahl nun der König (am 27.) selbst ausdrücklich was er kaum vier Tage früher für unstatthaft, den Grundsätzen des Rechts, den Grundgesetzen des Reichs widersprechend erklärt hatte! — Der königliche Erlaß besagte in einem Nachsatz, wer sich durch die Bestimmungen seiner Instruction (cahiers) gebunden glaube, möge einstweilen, und bis er neue Vollmachten erhalte, den allgemeinen Sitzungen beiwohnen ohne mitzustimmen. In dieser schüchternen, umschreibenden Weise wurde auch jetzt noch die Abstimmung nach Köpfen angedeutet!

Die Abgeordneten der Geistlichkeit, so viele deren noch als besonderer Stand beisammen waren, beschlossen dem Gebote ohne Widerrede Folge zu leisten — fügten aber ihrem Beschluß doch die Erklärung bei: in Folge der königlichen Bestimmungen in der königlichen Sitzung, könnten sie nur Verhandlungen über allgemeine Gegenstände als Zweck der verlangten Vereinigung ansehen. Unverändert bleibe dabei das alte Recht der Stände auch abgesondert zu berathen und zu stimmen, und die Geistlichkeit werde dies Recht während dieser Sitzung keineswegs aufgeben. Erklärten die geistlichen Herren sich nun auch von Neuem bereit, wenn nicht ihren grundherrlichen Rechten, doch ihren Steuervorrechten zu entsagen, so war dieser Beschluß doch ganz entschieden ein, selbst unter den obwaltenden Verhältnissen erneuerter Versuch, die Vorrechte und Interessen des Standes dem Machtbereich der gemeinsamen Verhandlung und Abstimmung zu entziehen.

Mit viel größerer Energie trat die Ritterschaft auf, aus der alle freisinnigeren Elemente bereits ausgeschieden waren. Anfangs weigerte die Kammer des Adels sich geradezu dem königlichen Befehl Folge zu leisten. Selbst ein dringender und sehr muthloser Brief des Grafen von Artois, in welchem der Prinz versicherte die Person des Königs werde durch längeren Widerstand der Privilegirten der

größten Gefahr ausgesetzt —: selbst der vermochte nicht jeden starren Sinn zu beugen. Zwar entschied sich nun eine Mehrzahl für die angerathene Maßregel, aber fünfundvierzig Mitglieder der Ritterschaft protestirten auch jetzt noch förmlich und in den entschiedensten Ausdrücken gegen die erzwungene Vereinigung der drei Stände. Die Gemeinen empfingen Geistlichkeit und Ritterschaft als sie noch am Abend desselben Tages zu gemeinsamer Sitzung im Saal des dritten Standes erschienen mit freudigem Zuruf —: aber gleich am folgenden, und dann fort und fort jeden Tag traten hier Redner vom Adel auf, um immer wieder von Neuem in den bestimmtesten Worten zu erklären daß nur Ehrfurcht für den Befehl des Königs sie hierher geführt habe; daß sie aber dennoch, unerachtet dieses Befehls, unabänderlich auf dem Grundsatz der Trennung und abgesonderten Berathung der drei Stände, so wie der Abstimmung nach Ständen beharrten. Auch hielt die Ritterschaft fortwährend, nach jeder Sitzung der Nationalversammlung, noch besondere Sitzungen in dem bisher für sie bestimmten Saal, und beschloß hier, wo die wenigen freisinnigen Mitglieder des Standes nicht erschienen, mit Stimmeneinhelligkeit erneuerte Proteste gegen die erzwungene Vereinigung. Die Regierung ließ am Ende den Saal schließen um der Sache zu steuern.

Diese Haltung des Adels deutete zur Genüge an, daß er sich nicht für besiegt hielt. Auch der Graf von Artois, die Königin, der geheime Rath der sich um ihren Putztisch versammelte, faßten neuen Muth; die gesammte Hof- und Adelspartei schmiedete mit dem größten Eifer neue Plane, und der schwankende, willenlose König, ließ sich schon in den nächsten Tagen wieder bereden darauf einzugehen. Es schien keine Zeit zu verlieren, da Necker den Plan begünstigte eine Nationalgarde zu errichten, und somit dem Volk, wenigstens dem kleineren Bürgerstand in Paris, Waffen zu geben. Der in der That an sich sehr unbedeutende Necker, der wie man sagte dem König verrätherischen Rath gegeben habe, und an allen diesen verdrießlichen Händeln Schuld sei, der sollte entlassen werden. Damit glaubte man der Revolution Herr zu sein. Alles Uebrige werde sich dann finden und geben.

Um jeden Widerstand niederschlagen zu können, versammelte man um Versailles und Paris unter dem alten Marschall Herzog von

Broglio ein Heer von mehr als dreißigtausend Mann, das vorsichtiger Weise fast ganz aus den fremden Truppen der französischen Armee, aus Schweizern, Deutschen und Irländern zusammengesetzt war. Diese Truppen bezogen enge Cantonirungen und kleine Lager in der unmittelbarsten Nähe der Hauptstädte — und das Alles geschah hinter dem Rücken des leitenden Ministers, der nichts davon erfahren durfte.

Natürlich war Necker's Entfernung nur Mittel zum Zwecke. Es galt die alte Herrlichkeit wieder herzustellen. Ob man über die Maßregeln ganz einig war, ist nicht mit Bestimmtheit bekannt geworden. Der Leichtsinn und die Untauglichkeit der Menschen die hier handeln wollten und sollten erlaubt — gebietet beinahe, daran zu zweifeln. Es mögen sich mancherlei Vorschläge und Plane gekreuzt haben! — Geschäftige Hofleute, die gerne wichtig thaten, und in der Freude ihres Herzens über den nahen Umschwung der Dinge nicht schweigen konnten, schwatzten vielerlei aus. Man erfuhr, daß unter dem Schutz dieser bewaffneten Macht das Größte geschehen —: daß Necker entlassen, und ein neues Ministerium aus „Gutgesinnten" gebildet werden sollte. Ferner verlautete, daß die mißliebigsten Mitglieder der Nationalversammlung verhaftet werden sollten, daß man die Versammlung selbst nach Compiegne zu verlegen dachte, wo sie von Truppen umgeben, unter dem Namen der alten Reichsstände schnell ihre Zustimmung zu den dringendsten Finanzmaßregeln geben, und dann aufgelöst werden sollte.

Natürlich waren nun auch die sämmtlichen dem Hofe feindlichen Parteien nicht müßig. Man suchte die französischen Garden durch die schlechtesten Mittel zu gewinnen, und den Pariser Pöbel durch die abenteuerlichsten Gerüchte zu erhitzen, und in der Nationalversammlung beantragte Lafayette die Erklärung der Menschenrechte, die an die Spitze der neuen Verfassung Frankreichs gestellt werden sollte. Lafayette, reinen edlen Sinnes, beschränkten Verstandes und kindisch eitel, auch vierzig Jahre nachher noch immer nicht enttäuscht über den eigentlichen Werth der Phrasen, immer noch befangen in dem Wahn, daß das wirkliche Wesen der Dinge durch Paragraphen bestimmt werde, dachte damit ohne Weiteres ideale Zustände zu gründen. Klügere Leute faßten seinen Vorschlag mit Freuden auf, weil sie sahen, wie leicht diese Reihe flach-philosophischer Gemeinplätze

über alles geschichtliche Recht, über jedes Bedenken hinaus helfen konnte.

Auf die Frage der Nationalversammlung antwortete der Hof, die Truppen seien nur zusammengezogen, um die gefährdete Ruhe und Ordnung zu schützen, und glaubte damit vielleicht sogar die Wahrheit zu sagen, denn Ruhe und Ordnung sind sehr dehnbare Begriffe, unter denen man gar vielerlei verstehen kann.

Endlich, am 11. Juli, wurde der entscheidende Streich geführt: Necker wurde entlassen und des Landes verwiesen. Sein Nachfolger an der Spitze des Ministeriums, der Baron Bréteuil, meinte sogar, der Mann müsse verhaftet werden, um jeder Ruhestörung vorzubeugen — als ob der umständlich doctrinäre Genfer Wechsler je in Waffen an der Spitze eines empörten Volks erscheinen könnte! Ludwig XVI. sah, wenn nicht das Lächerliche, doch das Verkehrte dieser Vorstellung ein und verbürgte sich mit seinem Wort dafür, daß Necker auf sein Geheiß ruhig außer Landes gehen werde. Seine Anhänger im Ministerium: Montmorin, la Luzerne, St. Priest, erhielten ebenfalls ihre Entlassung, und an die Spitze der Geschäfte trat, wie schon gesagt, Bréteuil, ein Hofmann, als Diplomat an alle die Winkelzüge der Arglist gewöhnt, die man für Politik hielt, und ohne alles erweiterte Verständniß mit leidenschaftlicher Beschränktheit gewillt, die alte Zeit im Sinn seiner Standesgenossen wieder herzustellen. Man war dabei seiner Sache so gewiß, so sicher in den alten Bahnen des gewohnten Leichtsinns, daß am 13. Juli im Versailler Schloß ein großer Hofball gegeben wurde.

Die sehr natürliche, von den Volksführern längst vorbereitete und dennoch unerwartete Folge war, daß Paris in Waffen aufstand; daß die französischen Garden zu dem Volke übergingen; daß die Bastille gestürmt und geschleift wurde; daß die Nationalversammlung ganz entschieden Frankreichs Zukunft in die Hand nahm und daran ging, dem Reich eine Verfassung zu geben, über die sie fortan Hof König und Regierung auch nicht einmal mehr um ihre Meinung befragte.

Von der anderen Seite zeigte sich, daß ein Schwert zu gar nichts hilft, ohne Muth und Einsicht. Der Hof wußte nun gar nichts anzufangen mit der Truppenmacht, die man zusammengezogen hatte. Der elegante Bezenval, der Schweizer von Cythere, wie man ihn in

der Gesellschaft nannte, war nicht der Mann dazu, auf eigene Verantwortung und Gefahr entschlossen zu handeln, noch wußte er zu beurtheilen, was wohl eigentlich zu thun sein möchte. Er ließ es an der Spitze seiner Truppen geschehen, daß in seiner Gegenwart, wenige hundert Schritte vor seiner Stellung, der Waffenvorrath im Invalidenhause durch das Volk geplündert wurde. In Versailles wußte auch kein Mensch Rath, man sendete von dort aus keine anderen Verhaltungsbefehle, als gegen Abend einen von dem alten Marschall Broglio, dem Oberbefehlshaber des Heeres unterzeichneten, sich mit den Truppen nach Versailles zurückzuziehen. Bezenval hatte dies Gebot nicht einmal abgewartet; er war schon unterwegs. Als viele aus den Reihen seiner Truppen zum Feinde überzugehen begannen, dachte er, es sei hohe Zeit sich zu entfernen.

Der Hof gab sich nun wieder einmal verloren; der Graf von Artois und sein Anhang, der Prinz von Condé, die Polignacs, der Marschall Broglio, Bezenval, und wer sich sonst besonders bloßgestellt glaubte, flohen über die Grenze; Necker wurde zurückgerufen, um noch einmal Minister zu werden, aber diesmal ein vollkommen ohnmächtiger; denn er war bereits weit überflügelt und die Macht lag jetzt schon vollständig in den Händen der Nationalversammlung. Diese Versammlung bat der König schon am Tage nach dem Fall der Bastille, sie möge ihm helfen, die Ruhe in der Hauptstadt wieder herzustellen; der Befehl zur Entfernung der Truppen sei bereits gegeben.

Fortan dürfen wir die eigentliche Thätigkeit des Adels weniger als bisher in der Nationalversammlung suchen. Hier war er besiegt; es wehte hier ein Geist, der ihn beherrschte und er mußte sich darauf beschränken auf Umwegen seine Zwecke zu verfolgen.

Bekannt ist, daß am 4. August 1789 alle grundherrlichen Rechte in Frankreich aufgehoben wurden. Herr von Noailles, Lafayette's Schwager, trug zuerst darauf an, und in aufwallender Begeisterung beeiferten sich freisinnige Edelleute um die Wette, Vorschläge zu machen, die ihnen Opfer auferlegten. Selbst ein paar der Herren, die bisher am leidenschaftlichsten gegen jede Neuerung gesprochen und gestimmt hatten, traten jetzt mit Vorschlägen in diesem Sinn auf, sei

es nun, daß die edle Begeisterung auch sie ergriff, sei es, daß sie ein solches Verfahren der Klugheit gemäß hielten.

Uebrigens haben die Beschlüsse jenes denkwürdigen Tages nicht eine solche allgemeine Umgestaltung der Besitzverhältnisse in Frankreich herbeigeführt, wie häufig selbst in staatswirthschaftlichen Schriften angenommen wird. Man darf nicht vergessen, daß der Bauer nur in einem Theil Frankreichs für den Eigenthümer seiner Scholle galt: nur da nämlich, wo deutsches, oder ein aus dem deutschen entwickeltes Gewohnheitsrecht galt. Im Elsaß also, in Lothringen, im Herzogthum wie in der Freigrafschaft Burgund, und überhaupt im Nordosten Frankreichs wie andererseits in der Provence. Nur hier wurden demnach auch die Leistungen des Bauern, als durch die herrschaftlichen Rechte des Grundherrn bedingt, betrachtet. In einem großen Theil des Reichs dagegen, namentlich in Bretagne, in der Vendée und in manchen Landschaften des Südens, hatten sich die Verhältnisse aus celtisch-römischen Anfängen weit anders entwickelt. Persönlich frei geworden, hatte der Bauer in diesen Theilen des Landes aus dem Colonat, aus der alten Hörigkeit, kein Grundeigenthum in die Freiheit mit hinübergenommen. Er galt hier nur für den Pächter fremden Grundes und Bodens, und zwar für einen Zeitpächter auf Herrengnade, der jeden Augenblick entlassen werden konnte. Seine Leistungen wurden dem zu Folge als aus einem Privatcontract hervorgehend angesehen und durch jene Beschlüsse nicht aufgehoben. Den Bauern dieser Provinzen war durch diese kein Grundeigenthum verliehen und wer die Bretagne, die Vendée bereist, wird dort auch jetzt noch die Klasse, die das Feld baut, mit sehr wenigen Ausnahmen besitzlos finden.

Vieles erklärt sich daher. Wir begreifen nun, wie die Elsasser bis dahin dem übrigen Frankreich sehr fremd, leidenschaftliche Anhänger einer Revolution werden konnten, die sie von sehr drückenden Lasten befreiete; warum dagegen die Bauern der Bretagne und Vendée sich gegen das neue Wesen empörten, das ihnen theuere, kirchliche Verhältnisse verletzte, den gezwungenen Kriegsdienst einführte und ihnen keinen Vortheil, keinen Ersatz irgend einer Art brachte.

Im Uebrigen beschränkte die Thätigkeit des Adels in der Nationalversammlung sich darauf, die werdende Verfassung Frankreichs durch mancherlei Uebertreibungen unhaltbar zu machen und einen

gänzlichen Umsturz herbeizuführen, aus dem seiner Meinung nach die Wiederherstellung des alten Zustandes hervorgehen mußte. Er bot dabei gar häufig den Republikanern nicht nur, sondern auch den Jacobinern die Hand; den Gemäßigten, den abtrünnigen Standesgenossen zumal, die er gleichsam in Lafayette verkörpert sah, stand der Adel immer mit grimmiger, unversöhnlicher Feindschaft gegenüber.

Außerhalb der Nationalversammlung aber zeigte er sich in zwei Kreisen geschäftig, die ihm fortan wichtiger schienen und für seine Zwecke, wenigstens in den Augen des Kurzsichtigen, allerdings mehr versprachen: am Hof, in der vertrauten Gesellschaft der Königin, und an dem zweiten Hof, den die ausgewanderten Prinzen bald am Rhein bildeten.

In dem Kreise der Königin, die weit entfernt ihre Verstimmung zu verbergen, vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sie recht scharf und schneidend auszusprechen, wurden beständig kleine armselige Cabalen geflochten und gewebt, die an sich vollkommen ohnmächtig, natürlich nur den wilden Gesellen der Revolution nützen konnten, die nach einem gänzlichen Umsturz alles Bestehenden dürsteten; denen kamen sie im höchsten Grade erwünscht. Zum Theil liefen die Plane darauf hinaus, daß der alte Zustand der Dinge vermöge der Linientruppen — deren man nichts weniger als gewiß war — mit Gewalt wieder hergestellt werden sollte —: zum Theil suchte man Hülfe an auswärtigen Höfen. Später wie früher unterhandelte man, wie bekannt, mit dem Grafen Mirabeau. Nur der Beistand der verhaßtesten Partei — der gemäßigten nämlich — wurde immerdar in schnöder, beleidigender Weise zurückgewiesen — und in der That vermochte die rathlose Geschäftigkeit nichts, als den König mehr und mehr bloß zu stellen, ihm alles Vertrauen zu rauben, ihn verhaßt zu machen. Sie machte es recht anschaulich, daß der König nur gezwungen auf die neuen Verhältnisse eingehe, und Wort und Eid nicht länger halten werde, als eben der äußere Zwang dauere.

Wie thöricht bewog die Adelspartei zunächst den König, den am 4. August gefaßten Beschlüssen, durch welche die grundherrlichen Rechte des Adels aufgehoben wurden, seine Zustimmung lange Zeit, wenigstens stillschweigend zu versagen, obgleich diese Beschlüsse für die Re-

gierung jedenfalls vortheilhaft waren! — Wie thöricht bewog sie ihn, ein treuloses Spiel zu spielen, indem er sich öffentlich für, und in geheim gegen die entstehende Verfassung Frankreichs aussprach. Wie thöricht verleitete sie ihn endlich (1791) zu einer Flucht, die oft vorgeschlagen, am Ende so umständlich unternommen wurde, daß sie kaum gelingen konnte. Man wundert sich darüber, daß sie so spät, nicht daß sie überhaupt mißlang!

Im April 1791 unterzeichnete Ludwig XVI. ein von dem Minister Montmorin entworfenes Rundschreiben an alle französischen Gesandten, in dem sich der König laut und entschieden für die Grundsätze der Revolution aussprach, die nur die Abschaffung einer Menge unberechtigter und veralteter Mißbräuche sei. „Die gefährlichsten der inneren Feinde Frankreichs, hieß es darin, sind diejenigen welche sich stellen, als seien ihnen die Gesinnungen des Monarchen zweifelhaft: diese Männer sind entweder sehr verblendet, oder sehr strafbar." — „Sie sagen, der König sei nicht frei! Abscheuliche Verleumdung, wenn man voraussetzt, daß man seinem Willen habe Gewalt anthun können!" — (Allerdings! das war nicht denkbar, bei Ludwig's felsenfestem Charakter!) — Den Gesandten wurde aufgetragen, an allen Höfen die französische Revolution im wahren Licht zu zeigen und keinen Zweifel darüber zu lassen, daß es der feste, freie Wille des Königs sei, ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten.

Dieser Brief wurde natürlich in allen französischen Zeitungen gedruckt. Als ihm eine Abordnung der Nationalversammlung ihren Dank für diesen Ausdruck seiner königlichen Gesinnung darbrachte entgegnete Ludwig: „Er wünsche nur, daß die Versammlung in seinem Herzen lesen könne!" — und noch am 17. Juni erließ er ein eigenhändiges Schreiben an den Prinzen von Condé, den er ganz im Geist und Sinn dieses Rundschreibens aufforderte, nach Frankreich zurückzukehren und mit ihm das Glück der neuen Freiheit zu theilen. Kaum vier Tage später war der König auf der Flucht und hatte ganz unnützer, thörichter Weise einen Brief zurückgelassen, in welchem er alles verdammte, was seit 1789 in Frankreich geschehen war, sein gegebenes Wort, den geleisteten Eid als erzwungen zurücknahm, alle getreuen Franzosen zu sich berief und auf eine neue Verfassung verwies, die er aus eigener Machtvollkommenheit, an der Spitze einer bewaffneten Macht, dem Reich geben werde.

Wer sollte ferner seinem Wort glauben, oder seinem Eide trauen?

Das gefeierte Haupt des ausgewanderten Adels war der Graf von Artois, der in unseliger Thätigkeit bemüht war, neue Verwirrungen anzuzetteln und sich nie und nirgends einige Klugheit und Mäßigung zu gebieten wußte.

In Coblenz, wohin er ging, als man ihn und sein Treiben in Turin nicht mehr dulden konnte, fand sich auch der Graf von Provence ein, der glücklicher als Ludwig XVI. ohne große Schwierigkeiten entkommen war. In Masse wanderte nun der französische Adel zu diesen Prinzen, um von ihnen geführt Frankreich von Außen her zu erobern, und nicht nur den alten Glanz der Krone, sondern auch und zwar vor allen Dingen, die alte Standesherrlichkeit des Adels wieder herzustellen —: was sie sich Alles in der seltsamsten Verblendung sehr leicht vorstellten. Sie zogen dahin um für ihre eigenen Interessen zu kämpfen, für die der Krone nur sehr mittelbar, insofern das eben durch ihre Standesinteressen bedingt war. Die meisten von ihnen ließen sich durch Leichtsinn zu dem abenteuerlichen Zug bewegen, und durch ihre gänzliche Unfähigkeit die Zukunft zu berechnen —: eine nicht ganz geringe Zahl, wie aus ihren eigenen Denkwürdigkeiten hervorgeht, aus kindischer Eitelkeit, um nicht zu versäumen was durch das Beispiel der Prinzen für guten Ton erklärt war. Des Königs wurde dabei zum Verwundern wenig gedacht; in sträflichem Uebermuth ließen die Herren sich gehen, ohne je zu bedenken, wie sehr sie durch die leidenschaftlichen, herausfordernden Aeußerungen ihres Trotzes den Zorn aller Franzosen reizten, welche Gefahren sie auf Ludwig's XVI. Haupt herabriefen, indem sie immer wieder betheuerten, so oft der König ein neues Decret der Nationalversammlung bestätigte, oder einen neuen Eid leistete: sie wüßten recht gut daß er im Herzen ganz anders gesinnt sei; daß er sich nur verstelle; daß er lüge, wie man das wohl mit schlichten Worten nennen müßte.

Zunächst erwirkte der Graf von Artois das bekannte Rundschreiben des Kaisers Leopold II. an alle königlichen Regierungen Europa's, die aufgefordert wurden, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, um Ludwig's XVI. Sache zu der aller Könige zu machen, zu verlangen daß der König von Frankreich unverzüglich in Freiheit gesetzt werde, jeden weiteren Frevel gegen seine geheiligte Person furcht-

bar zu rächen, und nur die Verfassung Frankreichs als gültig anzuerkennen, die er aus freiem Willen dem Lande geben werde. Die Sprache dieses Schreibens war beleidigend für Frankreich; alle Freisinnigen, die Gemäßigten vor allen, konnten danach leicht ermessen, welches Schicksal sie erwartete, wie böse das Rachegelüst sei, dem sie verfallen mußten, wenn Artois' Partei je die Oberhand gewann. Das seltsame Aktenstück wurde gedruckt, und das war um so unbesonnener, da Kaiser Leopold durchaus nicht geneigt war, diesen stolzen Worten Nachdruck zu geben.

Der König von Preußen und Kaiser Leopold kamen in Pillnitz zusammen: ungeladen fanden sich die französischen Prinzen dort ein und suchten eine Schilderhebung für ihre Zwecke herbeizuführen. Sie waren mit dem Ergebniß nichts weniger als zufrieden, wie uns alle Schriftsteller der Partei belehren; die vorsichtige, etwas gezwungene Erklärung der deutschen Monarchen, die unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen (wenn nämlich alle Monarchen Europa's sich mit ihnen zu diesem Zweck vereinigten) ein bestimmtes Eingreifen in die inneren Zustände Frankreichs zu verheißen schien, genügte den Prinzen keineswegs, so sehr sie Frankreich beleidigte. So sehr es damit noch im weiten Felde war, säumten doch die Prinzen nicht, diese Erklärung durch den Druck bekannt zu machen und einen offenen Brief an Ludwig XVI. dazu, in welchem sie erklärten, sie wählten dies Mittel diesem unglücklichen Monarchen die Hülfe aller europäischen Mächte zuzusichern, weil ihnen jede andere Art der Mittheilung unmöglich gemacht sei. Sie forderten den König auf, die jetzt so ziemlich vollendete Verfassung, welche die Nationalversammlung ausgearbeitet hatte, zu verwerfen; diese vernichte die Rechte der Krone, des königlichen Hauses und fast aller (?!) Unterthanen des Monarchen. Sie stehe im Widerspruch mit den tausendjährigen Gesetzen des Reichs — (als ob die Verfassung Frankreichs seit den Zeiten der Merowinger immer dieselbe geblieben wäre) — im Widerspruch mit dem Krönungseid und mit den Vorschriften der cahiers, welche treulose Abgeordnete in allen Theilen übertreten hätten. Pflicht und Ehre forderten von dem Könige, daß er dies Werk der Ungerechtigkeit verwerfe, besonders da er seine Person und seine Krone durch den versprochenen Beistand aller Souveräne Europa's gesichert sähe. Sollte er jedoch in seiner gegenwärtigen Lage, da er Gefan

gener aufrührerischer Unterthanen sei, sich genöthigt sehen, die Verfassung anzunehmen, so protestirten die Prinzen zum Voraus gegen diese und gegen alle Befehle, die der König aus seiner Gefangenschaft erlassen könnte.

Der Wiener Hof war nicht sehr erbaut von dieser öffentlichen Erklärung und fand sie namentlich in einem hohen Grade unzeitig. Was den Inhalt der neuen Verfassung anbetrifft, ließe sich bemerken, daß sie eigentlich nur mit den cahiers des Adels und der Geistlichkeit im Widerspruch stand, und auch mit diesen im Grunde nur in Beziehung auf die Vorrechte dieser beiden Stände.

Die Prinzen sollten noch mehr Gelegenheit finden, sich in eben so thörichter Weise zu äußern. Die Verfassung war endlich vollendet; Ludwig XVI. hatte sie beschworen. Die assemblée législative, die der Nationalversammlung gefolgt war, erließ, als sie sah, wie die Prinzen und ihr Anhang sich am Rhein zu einem Kriegszug gegen Frankreich rüsteten, strenge Gesetze gegen die Ausgewanderten, die nicht bis zum Ablauf des Jahres friedlich in ihr Heimatland zurückkehrten. Der König zögerte sie zu bestätigen, schrieb aber Abmahnungsbriefe an seine Brüder, die er von Neuem aufforderte heimzukehren. Die Höfe von Oesterreich und Preußen empfingen die Anzeige, daß Ludwig XVI. die Verfassung angenommen habe, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben, und als die Prinzen in Wien über Nichterfüllung der Pillnitzer Versprechungen klagten, wurden sie bedeutet, daß „diese Versprechungen unter Voraussetzungen gemacht seien, die seit Annahme der Verfassung durch den König nicht mehr Statt fänden." — Die Prinzen dagegen, Provence und Artois, versicherten in ihrer Antwort abermals, sie wüßten sehr wohl daß Ludwig XVI. in jenen Abmahnungsschreiben nicht seine wirkliche Gesinnung ausspreche; sie mißbilligten die Annahme der Verfassung und bestritten geradezu das Recht des Königs sie anzunehmen. Frankreich, erklärten sie, sei allerdings im Besitz des Königs, aber nicht als dessen freies Eigenthum; das Königreich sei vielmehr ein Fidei commissum, folglich sei der König seinen Nachfolgern Rechenschaft schuldig, und verpflichtet es ihnen so zu hinterlassen, wie er es von seinen Vorfahren empfangen habe. Sie selbst wollten Alles aufbieten, um den Thron neu zu befestigen, damit Ludwig und seine Nachfolger ihn wieder mit der-

selben Würde besteigen könnten, mit der seine Vorfahren ihn besaßen.

Auch im Namen des ausgewanderten Adels erschienen gedruckte Erklärungen. Auch diese Herren gaben dem König ihr Mißfallen wegen der Annahme der Verfassung zu erkennen. Sie versprachen den Prinzen, und nur diesen zu folgen, um unter deren Fahnen Frankreich für den König — und das alte, rechtmäßige System, wieder zu erobern. Die Prinzen verglichen sie mit Heinrich IV. und wendeten auf sie, eigentlich auf Artois, die Verse der Henriade an:

Qui par le malheur même apprit à gouverner,
Persécuté longtemps sut vaincre et pardonner.

Ueber das eigentliche Ziel, welches die Ausgewanderten verfolgten, kann kein Zweifel sein. Aber in welcher Form die alte Herrlichkeit wieder hergestellt werden sollte, ist eigentlich nie bekannt geworden. Es läßt sich leicht erklären, warum alle Betheiligten darüber schwiegen, als nichts davon zur Ausführung kommen konnte, auch mögen sie darüber nicht ganz einig gewesen sein. Jedenfalls wollte man fortan Ludwig XVI. nicht unbedingt walten lassen, denn seiner Schwäche, welche die Sache des Adels mehr als einmal preisgegeben hatte, traute man nicht mehr; es mußte also dafür gesorgt werden, daß der Einfluß der Prinzen fest begründet blieb. Auch traute Ludwig XVI. seinen Brüdern nicht unbedingt, und fürchtete deren Vormundschaft zu verfallen. Sein geheimer Gesandter, der ihn am Kaiserhof in Wien und bei Friedrich Wilhelm II. vertrat, der Baron Breteuil, stand daher auch den Prinzen und ihrem Calonne in offener Feindschaft gegenüber, und als es später zum Kriege kam, richtete Ludwig XVI. unter der Hand an Oesterreich und Preußen die Bitte die Ausgewanderten nicht an der Spitze des Heeres in Frankreich einrücken zu lassen. Er wünschte durch die Verbündeten, nicht durch die Ausgewanderten, befreit, Herr seiner Schritte zu bleiben.

Uebrigens erschwerten sich die Ausgewanderten selbst ihre Aufgabe dadurch gar sehr, daß sie unter einander nichts weniger als einig waren. Sie blieben eben zu Coblenz dieselben leeren, nichtigen, zu allen ernsten Dingen untüchtigen Menschen die sie im Versailler Schloß gewesen waren; die gesammte Thätigkeit der Herren drehte sich mit rastlosem Eifer in Intriguen herum, in denen die ernsten Dinge immerdar armseligen Rücksichten persönlicher Genußsucht oder Eitel

keit nachgesetzt oder aufgeopfert wurden, und zeigte von Neuem, daß diese Menschen nur frivole Dinge ernsthaft, die ernsten nur frivol zu nehmen wußten. Sie zankten sich um Rang und Einfluß in einem Staat und Heer, die es vor der Hand nur in ihrer Einbildung gab, sie schmiedeten Ränke und zankten sich um Gunst und Einfluß bei den Herren, die in jenem imaginären Staat die imaginären ersten Stellen einnehmen sollten, und um die Gunst dieser oder jener leichtfertigen Schönen — alles durcheinander! Condé konnte sich mit Artois am allerwenigsten vertragen, und zog deshalb nach Worms. Die gesetzteren, vernünftigeren unter den Ausgewanderten schlossen sich ihm an, und so kam er wenigstens mit der ziemlich regelrechten Bildung eines kleinen Heeres zu Stande, während das Heer der Prinzen zu Coblenz, vielleicht dreimal so stark, aus einer Verwirrung in die andere gerieth, so daß selbst nach dem Ausbruch des Krieges 1792 nie ein Mensch zu sagen wußte, wie stark es eigentlich war und aus welchen Abtheilungen es bestand.

Da man Ludwig XVI. als Gefangenen betrachtete, war die Rede davon, zu Coblenz eine Regierung Frankreichs, eine Regentschaft einzurichten, die dann für die allein rechtmäßige gelten sollte. Aber wer sollte Regent sein? — Der älteste Prinz des königlichen Hauses, Provence, der dem Thron am nächsten stand, war dem Adel nicht ganz genehm. Schon daheim hatte er mit der Hofpartei nicht immer gut gestanden; er hatte in den Versammlungen der Notablen und auch sonst eine Art von halber Hinneigung zum Liberalismus gezeigt, und der Umstand, daß er wahrscheinlich später einmal einen schwach angelegten Plan zu einer Gegenrevolution gemacht hatte, genügte nicht über seine Ansichten ganz zu beruhigen, da man doch nicht bestimmt wußte ob er geneigt sei weit genug rückwärts zu gehen. Artois war Abgott und Vorbild des Adels; auch Calonne, der sich als überlegener Rathgeber eingefunden hatte, konnte ihn besser lenken und brauchen, und so wünschte man von mehreren Seiten Artois zum Regenten zu machen. Die herrschende Ansicht sprach sich mittelbar in einem Wochenblatt aus, das von einem gewissen Suleau geschrieben, unter dem Titel: Journal des Princes de France, frères du Roi, zu Coblenz erschien. Ludwig XVI. und selbst Marie Antoinette wurden darin wahrlich nicht geschont; nur Artois erschien hier in ritterlichster Verklärung, nur dessen unmittelbarster Anhang wie Calonne und die

Marschälle Broglio und de Castries wurden als die Hoffnung Frankreichs dargestellt. Von dem Grafen von Provence war da mitunter in solcher Weise die Rede, daß dieser Prinz die Unterdrückung des Blattes verlangte. Calonne wußte es aber so einzurichten, daß es nur den Namen änderte, und als Journal de la contrerévolution fortgesetzt wurde.

Die Regentschaft gelang aber dennoch nicht nach den Wünschen des Ministers, denn Condé trat in's Mittel, und erklärte sehr entschieden man dürfe einem französischen Prinzen nicht die Rechte nehmen die ihm seiner Geburt nach zukämen; der erste Prinz nach dem König müsse sich an die Spitze des Adels stellen und Befehle geben wo der König selbst keine geben könne. Der Graf von Provence versuchte denn nun auch sich Régent de France zu nennen, als ob dadurch das ganze Treiben mehr Wirklichkeit bekommen hätte; da aber das deutsche Reich mit dem neuen, anerkannten Frankreich in Frieden lebte, mußte der Landesherr zu Coblenz, der Churfürst von Trier, sich das verbitten, und so ging denn auch aus dieser leeren Geschäftigkeit nichts weiter hervor als eine gesteigerte Verfeindung.

Es gab auch sonst des Haders genug. Die zuerst ausgewanderten Herren, denen man in ihrem ganzen Leben keine Spur von Freisinnigkeit nachweisen konnte, die ihr Vaterland früh, und zwar ohne alle weitere Veranlassung, aus reinem Haß gegen die Neuerungen in Staat und Gesellschaft, verlassen hatten, nannten sich allein émigrés purs, und machten sich zu Richtern der übrigen. Vor diesen Herren, die allein, wie angenommen wurde, dem Grundsatz der Ritterehre unbedingt genügt hatten, mußte sich jeder späterkommende rechtfertigen. Der Geschichtschreiber des Condéischen Corps, der Marquis d'Ecquevilly, belehrt uns, daß die „français" wie er die Ausgewanderten ausschließlich nennt, sehr streng waren in Beziehung auf das Datum der Auswanderung. Man war so thöricht, Leute wie Carnot und den tüchtigen Ingenieur-General Chevalier d'Arçon zurückzuweisen, weil sie früher eine gemäßigte politische Gesinnung geäußert hatten und zu spät kamen. Jetzt kämen sie, sagte man solchen spätkommenden: man werde zu seiner Zeit mit ihnen rechten, denn sie seien nicht besser als die Anderen, da sie die Revolution nicht gleich von Anfang gehaßt hätten.

Selbst der Unterschied der zwischen Hof- und Provinzialadel ge-

macht wurde, sollte hier keineswegs verschwinden. Die Edelleute aus den Provinzen, die zum Theil wenigstens, besser geeignet waren Soldaten vorzustellen als die Herren vom Hof, wurden von diesen so vielfach geneckt und verhöhnt, so sehr von oben herab behandelt, daß sich Ludwig XVI. bewogen fand in einem Brief an die Prinzen der jetzt in seinem Briefwechsel gedruckt ist, ein gutes Wort für die Verspotteten einzulegen und dringend zu bitten, man möge etwas besser mit ihnen umgehen.

Auch dadurch erschwerten sich dann die Ausgewanderten die Lösung ihrer Aufgabe, daß sie in unbegreiflichem Uebermuth, in der leichtsinnigsten Geringschätzung ihrer Gegner so laut und oft als möglich, bei jeder Gelegenheit und ganz ohne Veranlassung, auf allen Wegen und Stegen verkündigten welche furchtbare blutige Rache sie an ihren Feinden in Frankreich üben wollten; welches furchtbare Blutbad da angerichtet, wie jeder Freisinnige in Stücke gehauen, nicht Weib nicht Kind geschont werden sollte; wie man ganze, schlecht gesinnte Städte der Erde gleich machen wolle; und die Art Gerechtigkeit die sie unter einander übten, zeigte nur zu deutlich was Frankreich zu erwarten habe, wenn diese Herren je wieder dort als Herren schalten durften. Die Prinzen hatten eine Art von Gerichtshof, ein Ehrengericht eingerichtet, welches die sehr zahlreichen Händel der Ausgewanderten unter einander zu schlichten — mit einem Wort den vielfachen Zweikämpfen vorzubeugen bestimmt war. Wer aber durch gemäßigte politische Aeußerungen mißliebig wurde, den achtete man einer förmlichen Untersuchung nicht werth; er wurde nach altbeliebter Weise durch eine Maßregel hoher Polizei beseitigt, und auf einen willkürlichen Verhaftsbefehl der Prinzen in ein improvisirtes Staatsgefängniß auf den Ehrenbreitstein gebracht, wozu der Churtrierische Staatsminister Duminique willig die Hand bot. Vernunft wollten die Herren nun einmal nicht hören. In anderen Dingen zeigte sich denn auch, daß die Herren nicht gesonnen seien, es mit der Sittlichkeit der verfügten Maßregeln sehr genau zu nehmen: die Prinzen legten eine Fabrik falschen französischen Papiergeldes an, wozu eigens eine Papiermühle angekauft wurde. *)

Thöricht war es endlich auch in einem hohen Grade, daß diese

*) Rau, politische Oeconomie II, 290, e; wo das Nähere nachgewiesen ist.

Herren vom Ersten bis zum Letzten die Deutschen und ihre Fürsten, deren Hülfe sie doch in Anspruch nehmen wollten, im eigenen Lande mit Spott, Hohn und hochfahrender Geringschätzung behandelten. Es war schon arg genug daß sie, um ihre Händel unter sich zu schlichten, einen französischen Gerichtshof einrichteten, als gäbe es in Coblenz keinen Landesherrn, als seien sie da auf einer herrenlosen Insel —: sie trieben aber die Anmaßung soweit, auch Deutsche, in denen sie Jacobiner oder Spione vermutheten, oder die ihnen sonst im Wege waren, vor diesen Gerichtshof zu fordern und zu Gefängniß zu verurtheilen. Nicht ohne Mühe, und nicht einmal vollständig, gelang es den Behörden diesem Unwesen zu steuern! —

Machten sich nun die Ausgewanderten auf diese Weise verhaßt in den Rheinlanden, so wußten sie auch die allgemeine Achtung keineswegs zu erwerben. Ihr Leben war vielmehr in vielfacher Beziehung in hohem Grade anstößig. Schon die unvernünftige Verschwendung die man sie treiben sah, die Genußsucht die sich auch in so drohenden Verhältnissen nicht zu mäßigen verstand, und von keinem anderen als sinnlichem Genuß etwas wußte, konnte weder Theilnahme noch Achtung einflößen. Die Ausgewanderten veranlaßten am Rhein vollständig eine wahre Theuerung aller Luxusgegenstände. Delicatessen für die Tafel namentlich, waren für die Landeseingeborenen gar nicht mehr zu bezahlen. Schlimmer noch war, daß die Herren unrettbar in leichtsinniger, zum Theil sogar sehr schmutziger Sittenlosigkeit befangen, nach wie vor, in Coblenz wie zu Versailles, eine Kette galanter Abenteuer zu dem eigentlichen Hauptinhalt ihres Lebens machten. Die politischen Intriguen waren auf das engste mit diesen Abenteuern verflochten; wer nach politischem Einfluß strebte, suchte zugleich die Aufmerksamkeit dieses oder jenes Prinzen auf eine neue Schönheit zu lenken, um durch sie sein Ziel zu erreichen. Waren doch so viele schöne Damen mit ausgewandert! — Die Herren trieben es so arg, daß es selbst in den Rheinlanden befremdete, wo doch die vielen geistlichen Höfe an lockere Sitten gewöhnt hatten. Unter anderem benahm sich die Gräfin Balbi, Geliebte des Grafen von Provence, in solcher Weise, daß ihr der Churtrierische Hof verboten werden mußte. Sie entfernte sich darauf, eine Zeit lang drehten sich nun die Thätigkeit, die Ränke der Ausgewanderten darum, welche neue Göttin den Prinzen über ihren Verlust trösten sollte.

Diese Thorheiten lassen sich eben nur durch die gänzliche Unfähigkeit der Leute erklären, die durchaus nicht im Stande waren die Weltlage zu beurtheilen. Da sie sich die Besiegung ihrer Feinde sehr leicht vorstellten, waren sie weit entfernt an Unglück zu denken. Ihre Verblendung ist merkwürdig.

Sie hatten sich unendliche Mühe gegeben ganz Europa gegen das neue Frankreich in Bewegung zu setzen, und als nun endlich Preußen ein mäßiges Heer in Bewegung setzte, als Oesterreich einige Regimenter dazu stoßen ließ, fanden sie diese Anstalten viel zu großartig und umständlich, als ob den aufrührerischen Pariser Advokaten dadurch zuviel Ehre geschähe, und der Ruhm der Ausgewanderten, als eigentlicher Hersteller der alten Zustände dadurch geschmälert würde. „Un peu de secours nous aurait suffi" sagten sie.

Ludwig XVI. bat unter der Hand die Ausgewanderten nicht an die Spitze des Heeres zu stellen und nur zu Belagerungen zu verwenden; „damit man ihnen nicht später vorwerfen könne sie hätten Bürgerblut vergossen" lautete was als Grund der Bitte angeführt wurde. Man willfahrte ihm, auch weil man wohl einsah daß die Ausgewanderten in Frankreich doch nicht eigentlich sehr beliebt sein konnten — weil man nach ihren drohenden, blutrothen Reden befürchten mußte daß sie in ihrem Vaterlande sehr übel hausen würden — und endlich weil man ihnen, als Soldaten, nicht eben sehr viel zutraute. Der Herzog von Braunschweig, Feldherr der Verbündeten, glaubte daß sie eine sehr mittelmäßige Vorhut des Heeres abgegeben hätten, das sagt uns ein Offizier der offenbar dessen Vertrauen besaß (in der Geschichte der vier ersten Feldzüge des Revolutionskrieges). — Und wie sollte auch ein alter Militair Vertrauen in die Schaaren der Ausgewanderten setzen, wenn er die unfähigen Führer sah, die sehr unvollständige Organisation und Ausbildung, den Mangel an Kriegszucht, den lockeren Zusammenhang, sowohl in den Regimentern die ganz aus Edelleuten bestanden — wo natürlich niemand gehorchen wollte — als in den „geworbenen Regimentern" die aus Abenteurern und Ausreißern fast aller europäischen Nationen bestanden. Die Schaaren der Ausgewanderten, vertheilt in den Niederlanden, an der Mosel und im Elsaß, wurden nirgends an die Spitze des verbündeten Heeres gestellt.

Wie erklärt sich nun der Marquis d'Ecquevilly diese Anordnun-

gen? — Oesterreich, meint er, hatte unlautere Absichten, wollte Eroberungen machen, und zu diesem Ende den Krieg in die Länge ziehen; man zerstreute daher die Ausgewanderten, weil man wohl wußte, daß dreiundzwanzigtausend französische Edelleute an der Spitze der verbündeten Macht und vereinigt, dem Krieg ein sehr schnelles Ende machen würden! — Das hat der Mann noch im Jahre 1815 niedergeschrieben, recht wie zum Beweise daß im Lauf eines Vierteljahrhunderts die großartigste Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten an ihm und seines Gleichen vorübergegangen war ohne sie im Mindesten zu belehren. Und d'Ecquevilly war noch einer der vernünftigeren, gesetzteren Ausgewanderten, die sich Condé anschlossen, weil es ihnen zu Coblenz am Hof der Prinzen etwas zu bunt herging.

Uebrigens suchte Oesterreich wirklich ein Jahr später (1793) als jede Hoffnung einer raschen Gegenrevolution in Frankreich verloren war, den Krieg zu benutzen um Eroberungen zu machen. Das Unterelsaß und die Festungen im französischen Hennegau wurden für Oesterreich in Besitz genommen. Um so seltsamer nahm es sich aus, daß die Schaaren der Ausgewanderten unter Condé fortfuhren unter Oesterreichs Fahnen zu kämpfen. Sie wurden dadurch getröstet, daß z. B. der General Wurmser den republikanischen Stadtrath zu Weißenburg in Züchtlingsweise die Straßen kehren ließ, wie uns der feinerzogene Marquis d'Ecquevilly, der „deutsche Sitten" — formes tudesques — als schmähendes Wort braucht, mit unendlichem Behagen erzählt. —

Später fand der französische Adel noch einen dritten Mittelpunkt seiner Thätigkeit, der für ihn ehrenvoller, für Frankreich tragischer war: den Bürgerkrieg in der Vendée. Dieser ging aber ursprünglich keineswegs von dem Adel aus; es war ein Bauernaufstand, an welchem der Adel später, und nicht durchaus freiwillig Antheil nahm. Erst als die Bauern auf ihre eigene Hand Siege erfochten hatten, kamen die Herren aus ihren Schlössern hervor: manche wohl in der Hoffnung, es könnte sich aus diesen ersten Vortheilen etwas ergeben — andere in dem Bewußtsein daß sie doch jedenfalls der republikanischen Regierung verdächtig seien, daß ein ruhiges Verhalten ihnen doch keine Schonung gewinnen werde, wenn die Republikaner wieder Herren wurden im Lande — viele, wie Lescure, weil sie sich bereits von den Behörden verfolgt sahen — und viele gradezu gezwungen. Welcher Edelmann hätte zurückbleiben können, als einmal das ganze

Land in Waffen stand und niemand neutral dem Kampf zusehen durfte?

Heldenhaft haben sich hier vielfach Edelleute gleich den Bauern gezeigt! — Wir sehen wie Umgebung und Verhältnisse auf den Menschen wirken. Denn nicht alle adeligen Führer der Vendée waren ascetisch gesinnt und beschränkt wie Lescure, oder edelgeartete, bei der Jagd aufgewachsene, unverdorbene Knaben wie Laroche-Jacquelin; die meisten vielmehr waren in Gesinnung und Sitten die echten Söhne ihrer Zeit und wären zu Coblenz gleich ihren Standesgenossen der dortigen Armseligkeit verfallen. In den heimischen Gebüschen wurden sie durch den Verkehr mit einem tüchtigen Bauernvolk, durch die heroischen Kämpfe eines Naturkriegs, durch die Ursprünglichkeit der Verhältnisse in die sie sich versetzt sahen, vielfach gestählt.

Und doch kann man nicht sagen, daß sie durchaus gesundet wären in dieser lebensfrischen Atmosphäre. Es kamen auch so unsaubere Erscheinungen zu Tage wie der sittenlose und querköpfige Held Charette; die Herren waren oft uneinig unter einander und schadeten sich dadurch; einer der Führer, Marigny, wurde sogar durch den kriegsgerichtlichen Spruch neidischer Nebenbuhler verurtheilt und erschossen; immer wurde einer der Unbedeutendsten zum Oberfeldherrn gewählt, damit man ihm nicht zu gehorchen brauchte. Auch die Scheidewand zwischen Hof- und Provinzialadel sollte selbst in Mitten dieser ernsten Schicksale nicht fallen. D'Elbée, der dem unbedeutenden Provinzialadel angehörte und als Lieutenant in churfächsischen Diensten gestanden hatte, wurde zum Oberfeldherrn gewählt; er glaubte nun wirklich die Opfer die er gebracht, die Kämpfe die er gekämpft, die Wunden die er erhalten, hätten ihn zu etwas gemacht, und versicherte dem Vater der Frau von Laroche-Jacquelin, dem Marquis Doniffan, er werde bei dem Könige eines jeden der sich wacker halte, nach Verdienst gedenken. Das nahm Doniffan ganz gewaltig übel! dieser war allerdings ein sehr unbedeutender Mann, unbrauchbar zu allen ernsten Dingen und vollkommen überflüssig in der Vendée, so daß auch seine Tochter keine Heldenthaten von ihm zu berichten hat —: aber er war ein großer Herr! alle seine Verbindungen lagen im Hofkreise, er hatte ein höheres Hofamt verwaltet, er war in guten Tagen, so lange die Dinge von selbst gingen, der tägliche Gesellschafter der Königin und der Prinzen gewesen —: und nun wollte ein unbe-

deutender Landjunker aus dem Anjou als sein Beschützer auftreten! — Niemand konnte dem Marquis zumuthen solche Anmaßung mit Gleichmuth hinzunehmen. Auch seine Tochter spricht in ihren Denkwürdigkeiten nie anders von d'Elbée als mit einer Art von Erbitterung, obgleich sie nichts weiter gegen ihn vorzubringen weiß, als daß thörichte Eitelkeit ihn verleitete sich den Herren vom Hof gleichzustellen. Sie hatte in der That nicht ganz unrecht das verkehrt zu finden, denn siegte die alte Zeit, dann konnte allenfalls ein gutes Wort von Doniffan dem mit Wunden bedeckten d'Elbée sehr nützlich werden, ein tadelndes ihn beseitigen —: was dagegen d'Elbée über Doniffan sagte war vollkommen gleichgültig.

Auch unter den Damen der Vendée fanden sich einige die leichtfertig genug waren Liebeshändel mit dem Republikanergeneral Hoche anzuknüpfen, und ihm die Pläne ihrer royalistisch gesinnten Eheherren zu verrathen. — Sehr bezeichnend ist dann endlich, wie die Ereignisse der Vendée im Hauptquartier der Ausgewanderten beurtheilt wurden. Einer der ausgezeichneten Führer der Vendée war Stofflet, ein Deutscher von Geburt, Förster auf den Gütern des Grafen Maulevrier. Was wurde nun an diesem besonders bewundert und unter seinen heldenhaften Eigenschaften vorzugsweise hervorgehoben? — Daß er an den ganz nichtigen Grafen Maulevrier, der in vollkommener Sicherheit in Deutschland verweilte ohne da weiter Epoche zu machen, immer, wenn es auf Umwegen gelang, mit hergebrachter Unterthänigkeit als an seinen Herren schrieb. Dieser „respect pour ses anciens maîtres" — vor seiner „natürlichen Obrigkeit" —: der sich selbst nach erfochtenen Siegen nicht einfallen ließ Ansprüche zu haben —: das war das Echte! das Wahre! so wollte man es haben! Es ist der Mühe werth d'Ecquevilly darüber nachzulesen.

Die Ausgewanderten wurden auseinandergesprengt, die heroische Vendée wurde zertreten, ihr bewundernswerther Heldensinn in Blut und dem Qualm der brennenden Hütten und Schlösser erstickt. Der französische Adel verschwand für längere Zeit als besonderer Stand von der Bühne des geschichtlichen Lebens. Einzeln kehrten die meisten, besonders derjenigen die noch etwas zu verlieren hatten, nach Frank-

reich zurück sobald es möglich war, und suchten zu retten was zu retten war. Nur ein Theil des Hofadels suchte sich dann in Paris selbst als ein besonderer Bruchtheil der französischen Nation hinzustellen, indem er sich absonderte — nur unter sich lebte — nur unter sich nach Convenienz heirathete. Diese Bestrebungen waren an sich sehr harmlos, entfremdeten noch dazu den alten Adel Frankreichs immer mehr dem Volke und ließen ihn immer entschiedener der Bedeutungslosigkeit verfallen. Aber es war Napoleon's Schwachheit daß er diesem Treiben nicht ohne Ungeduld zusehen konnte; aller Freiheit Feind wollte er gerade von diesen Kreisen als Besieger der Revolution begrüßt sein; — auch fand er wirklich zu Kammerherren und dergleichen nur die Söhne des alten Adels tauglich; „il n'y a que vous-autres qui sachiez servir," sagte er einst zu einer Dame aus der alten Hofregion, als er eben mit einem dienstthuenden Kammerherren sehr unzufrieden war. So suchte denn Napoleon theils den alten Hofadel an sich zu locken, indem er ihn mit offenen Armen aufnahm, theils in seinen Dienst zu zwingen. Theilweise gelang es; auf der Liste seiner Kammerherren bemerkt man Namen wie Montesquiou und Turenne — und wie drängen sich 1809 und 1812 die glänzendsten Namen in seinem Hauptquartier! Seine Ordonnanzoffiziere gehörten mit sehr wenigen Ausnahmen den größten Häusern Frankreichs an. Aber natürlich blieben diese Leute für den neuen Machthaber immer ebenso unzuverlässige als geschmeidige Diener, und nebenher veranlaßte dies Streben Napoleon's auch eine Menge jener armseligen Reibungen und Miniaturverfolgungen, die man mit dem unübersetzbaren Wort tracasseries bezeichnet, und die den Herren ihre Stellung fortwährend interessant und bedeutend machte.

Napoleon's Gewaltherrschaft, der Selbständigkeit der Nationen wie jeder edlen und freien Regung des Geistes Feind, ward endlich gestürzt. Ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen und die Gunst Englands, die sich besonders im Jahr 1815 geltend machte, führten die Bourbons zurück auf den Thron; der alte Adel Frankreichs erhob von Neuem das Haupt; selbst der ziemlich in Vergessenheit gerathene Provinzialadel kam an allen Orten und Enden wieder sehr geräuschvoll zum Vorschein.

Die Stellung der Bourbons war in dem neuen Frankreich unendlich schwierig, selbst wenn sie besser ausgerüstet ihr zu genügen

heimkehrten als in der That geschah. Sie konnten sich unmöglich unbedingt und mit vollem Vertrauen den so bunt zusammengesetzten freisinnigen Parteien hingeben, in deren Mitte so viele republikanische und buonapartistische Elemente gährten; sie konnten sich nicht ganz von denen abwenden deren Verbannung sie getheilt hatten; kurz sie konnten sich nicht wohl ganz ohne Rückhalt von ihrer eigenen Vergangenheit lossagen um die jüngste Vergangenheit Frankreichs zu der ihrigen zu machen. Nur wenn die Parteien selbst einander näher traten, wenn sie aufhörten gerade entgegengesetzte Richtungen zu verfolgen, konnte der neue politische Bau einige Festigkeit gewinnen.

Es lag also großentheils in der Macht des Adels den erneuerten Thron der Bourbons sicher zu stellen, wenigstens insofern das überhaupt möglich war. Er konnte das wenn er seine eigenen Verluste verschmerzte und die Verhältnisse gelten ließ wie die fortschreitende Geschichte sie nun einmal gemacht hatte.

Leider huldigte der französische Adel einer grade entgegengesetzten Ansicht der Dinge. Seiner Meinung nach war mit den Bourbons — hinter den Bagagewagen der Verbündeten her, die alte Zeit siegreich in Frankreich wieder eingezogen; „chaque chose rentre à sa place!“ sagte er sehr bezeichnend; seine Ansprüche wurden bald sehr laut und sehr lästig — selbst der Feldmarschall Müffling belehrt uns ja über die Art seiner Bescheidenheit — und belehrend ist es, Sammelschriften aus jener Zeit zu lesen, wie die Jouy's: den hermite de la Chaussée d'Antin — hermite de la Guyane — Guillaume le franc-parleur u. s. w. Auch Jouy hatte, wie viele andere, die Rückkehr der Bourbons, der Friedenbringer, nach langen, ermüdenden Kriegen und hartem Druck, freudig begrüßt: nur zu bald sehen wir ihn wieder in eine erbitterte, feindliche Stimmung hinein gedrängt — eben auch wie gar viele!

Chaque chose rentre à sa place! — Nach der Ansicht des Adels verstand es sich ganz von selbst, daß er wieder der allein und ausschließlich berechtigte Stand im Staate wurde — gestützt auf die Geistlichkeit natürlich. Wenn das nicht geschah, wozu waren dann die Bourbons zurückgekehrt und was half es, daß sie wieder da waren? — Da Ludwig XVIII. denn doch zu viel Einsicht hatte, um ganz auf diese Wünsche einzugehen, machte der Adel eben in altgewohnter Weise Opposition; er wurde ultra — königlicher gesinnt, als

der König selbst — und suchte sich der Regierung zu bemächtigen, um seinen Willen auch gegen den des Königs durchzusetzen. Der Graf von Artois war dabei wieder, ganz wie ehemals, sein Vorbild und sein Haupt.

Unter Karl's X. Regierung kam der Adel seinem Ziele näher. Man suchte die Wahlen so viel als möglich in seine Hand zu geben — die alten Namen kamen wieder an die Spitze des Heeres — und seine verlorenen Güter wurden ihm ersetzt. Wer wollte je Confiscationen in Schutz nehmen? — Es war der Partei schweres, schreiendes Unrecht zugefügt worden, darüber vermag keine Sophisterei zu täuschen. Was von der Gegenpartei als Grund gegen die verlangte Entschädigung der Emigrirten angeführt wurde, war ohne große Mühe zu widerlegen. So wollten es Liberale und Buonapartisten, die sich zur Zeit für Liberale ausgaben, ungerecht finden, daß von allen ganz unberechenbaren Verlusten, welche die Revolution herbeigeführt hatte, gerade nur die, welche die Ausgewanderten betroffen hatten, allein vergütet werden sollten. Es ging sogar bei der Deputirten-Kammer eine Bittschrift ein, in der verlangt wurde, daß die durch die Entwerthung des republikanischen Papiergeldes — der Assignaten — herbeigeführten Verluste zuerst berücksichtigt, die Inhaber von Assignaten zuerst und vor den beraubten Grundbesitzern entschädigt würden. Darauf wäre leicht zu antworten gewesen. Es hätte genügt daran zu erinnern, daß die Verluste, deren in dieser Bittschrift gedacht wurde, den Anhängern der Revolution durch die eigene Partei zugefügt worden waren; durch die Behörden, in denen sie selbst die berechtigte Regierung des Landes anerkannten; daß diese Verluste ferner auch nicht durch einen bestimmten Beschluß dieser Regierung herbeigeführt worden waren, sondern durch die Gewalt der Umstände, durch den Gang der Ereignisse, den die Partei, die Anhänger der Revolution selbst veranlaßt hatten. Die über die Royalisten verhängte Güter-Confiscation war dagegen die That einer Partei, die ihnen feindlich gegenüber stand, in der sie keineswegs die legitime Landes-Regierung sahen, und deren Autorität auch thatsächlich in Frankreich selbst noch keineswegs außer Frage stand, wie die Vendée und Lyon in tragischer Weise zur Genüge bewiesen. Kurz, was die Anhänger der Revolution zu beklagen hatten, das waren eben Verluste, wie sie der Verkehr tagtäglich mit sich bringt, wie sie

bei jeder gewagten kaufmännischen oder politischen Speculation in Aussicht stehen —: was über die ausgewanderten Royalisten verhängt war, das war einfach ein Raub.

Aber die in Frankreich herrschende Stimmung, vielfach gereizt durch das herausfordernde Benehmen der Ausgewanderten, war schon an sich nicht von der Art, daß man sehr geneigt gewesen wäre, die Frage, um die es sich handelte, einfach und besonnen vom Standpunkt des Rechts zu beurtheilen — und die Art und Weise, in der die Royalisten ihre Forderung stellten und begründeten, machte dann vollends ihre Ansprüche beleidigend für ganz Frankreich mit Ausnahme der eigenen, sehr wenig zahlreichen Partei.

Die Royalisten konnten Güter-Confiscation nicht überhaupt und an sich als ein Unrecht bezeichnen — denn sie hatten sie selbst wenige Jahre früher — 1815 — als sie die Mehrheit der Deputirten-Kammer bildeten, über ihre Gegner verhängen wollen, über alle die während der hundert Tage für „Buonaparte" Partei genommen hatten. — Dieselben Erinnerungen gestatteten ihnen auch nicht, es im Allgemeinen einen Frevel zu nennen, daß eine politische Partei, gleichviel welche, die für den Augenblick die Macht in Händen hat, dergleichen über ihre Gegner verhängt, um sie zu vernichten —: sie hätten damit sich selbst des Frevels geziehen. Die einzige Art ihre Ansprüche zu begründen, die ihnen blieb, war daß sie sich als die in Frankreich allein berechtigte Partei hinstellten, deren Wahrspruch Recht sei, und deren Sonder-Interessen allein unter keiner Bedingung angetastet werden dürften. Sie stellten sich somit, der Sache nach, in Wahrheit auf den Standpunkt ihrer Gegner, nur daß sie die Machtverhältnisse nunmehr umgekehrt voraussetzten.

Als Besiegte in dem Kampf für ihre Standesinteressen und Rechte, und in der That nur für diese, waren die Ausgewanderten ihrer Güter beraubt worden, als endliche Sieger in diesem selben Kampf forderten sie den Werth ihrer Güter zurück; das war es was ihre Ansprüche verletzend machte für ganz Frankreich und unheilvoll. Auf warnende Stimmen achteten sie nicht; an Gefahren, die ihr Thun und Treiben herauf beschwören könne, wollten sie nicht glauben. Sie verwiesen stolz auf ihren Degen, wenn man ihnen sagen wollte, daß das Königthum darüber zu Trümmern gehen könne. Und wenn auch! Hatte doch auch das legi

time Königthum nur insofern Werth, als es seinen Zweck erfüllte, und seine Pflicht that, indem es Rechte vertrat, die so alt und so heilig waren als seine eigenen. Das mußte auf jede Gefahr hin geschehen, — meinten die Royalisten.

Endlich stand die alte Hofpartei in Polignac verkörpert, an der Spitze der Dinge; man dachte des Geistes Herr zu werden, in der Presse wie in der Erziehung — und da Frankreich sich diesen Zuständen nicht fügen wollte, zerriß der König die Verfassung.

Er mußte fliehen; der Adel, das alte Frankreich war noch einmal besiegt. Die alte Hofpartei zog sich noch einmal in eine anspruchsvolle Sonderstellung zurück, wie zu Napoleon's Zeiten, und mühte sich ab in nichtigen Ränken, die kein geistiges Vermögen stützt. Der Geist der sie beseelt, die Gesinnung die sie hegt, die Zwecke die sie verfolgt, sind leider dieselben geblieben!

In der neuesten Zeit ist nun diese Partei der Legitimisten den Anhängern des Hauses Orleans einigermaßen entgegengekommen, und hat, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, die Hand zur Versöhnung geboten. Mitglieder der Orleansschen Partei, oder vielmehr Leute, die bisher in der Sache des Hauses Orleans den Ausgangspunkt für ihre eigene Größe gesucht hatten, und dabei in dem Wahn befangen sind, daß die Welt lediglich durch Intriguen bewegt wird, gehen lebhaft auf die Sache ein; ein Prinz der selbst immer zur legitimistischen Ansicht hinneigte, wie man sagt, mit besonderem Eifer. Man nennt die wohl oder übel zusammengeklebte Vereinigung beider Parteien die Fusion; in der „Gesellschaft" ist aller Orten viel die Rede davon gewesen, und so lange nicht die orientalische Frage der europäischen Politik eine unerwartete Wendung gegeben hatte, hoffte man auch an mehr als einem großen oder kleinen Hof sehr viel davon —: was eigentlich, wußte im Grunde niemand recht zu sagen. Aber als verlauten wollte, daß eine hohe Frau von männlichem Geist und großem Charakter in die Fusion nicht willige, sprach man von diesem Ereigniß wohl mit der geregelten Entrüstung, die in guter Gesellschaft bei gewissen Veranlassungen gestattet ist. Man war empört über ihre „Umgebung", die daran Schuld sein mußte, und bedauerte die Fürstin als das Opfer einer Intrigue.

Unseres Erachtens hatte die edle Frau vollkommen Recht. Die Beweggründe der Legitimisten bei diesen Bemühungen um die Fusion

sind gar leicht zu durchschauen. Der Herzog von Bordeaux hat keine Nachkommen; erlischt die ältere Linie der Bourbons, so sind die Legitimisten, wenn sie irgend einen Schein von Folgerichtigkeit bewahren wollen, genöthigt, Verehrung, Hingebung, ritterliche Treue und Aufopferung und alle die schönen Sachen, ohne Weiteres auf das Haus Orleans zu übertragen; und zwar, der ostensibel geltenden Theorie gemäß, ohne daß sie im Mindesten berechtigt wären, sich dafür irgend etwas im Sinn der eigenen Interessen auszubedingen. Sie wären in jeder Weise in die Unmöglichkeit versetzt Forderungen geltend zu machen, von denen das Schicksal der Dynastie nicht vollkommen unabhängig bliebe. Der Fall darf also nicht eintreten, ohne daß vorher das Nöthige abgemacht wäre; das Haus Orleans darf nicht Rechte auf den Thron erben, welche die Legitimisten gezwungen wären gelten zu lassen, ohne diesen Legitimisten verpflichtet zu sein.

Wenn die jüngeren Bourbons auf die Fusion eingehen, sagen sie sich von der eigenen Vergangenheit los, und von allen Ansprüchen die auf sie begründet werden können, um sich den Grundsätzen und dem System der Legitimisten zu unterwerfen. Sie willigen darein fortan nur ein Werkzeug der alten Hofpartei zu sein; sie verpflichten sich deren Interessen zu den ihrigen zu machen und ihnen zur Herrschaft zu verhelfen. Es läge darin nicht minder die Verpflichtung Mitgliedern dieser Partei die hohen Würden und Aemter des Staats anzuvertrauen; denn theils würden die Legitimisten in diesen niemand anders dulden, theils würde auch kein anderer die Staatsgewalt in ihrem Sinne üben. Man wäre also verpflichtet die Verwaltung, so weit sich sehen läßt, unfähigen Händen anzuvertrauen, und sich ausschließlich mit Persönlichkeiten zu umgeben die als unversöhnliche Feinde der neueren Gesellschaft bekannt und nichts weniger als beliebt sind in Frankreich!

Das Land würde sich auch über die Bedeutung der Thatsache nicht täuschen. Was man auch vorgeben möchte, es würde die Ansicht herrschend bleiben daß die Partei der Orleanisten in der der Legitimisten aufgegangen sei. Vorausgesetzt daß die jüngeren Bourbons Aussichten haben: damit wären sie unwiederbringlich und auf immer verloren; die Orleanisten wären von dem Augenblick an ebenso vollkommen unbedeutend und ohnmächtig wie die Legitimisten.

Sie können also in der Fusion nur dem eigenen Untergang entgegensehen. Aber auch der Gewinn der Legitimisten wäre Täuschung und leerer Schein; denn was Orleanisten und Liberale an Einfluß und Ansehen im Lande etwa haben, beruht eben darauf daß sie den Legitimisten unabhängig, ja feindlich gegenüber stehen. Sie würden Alles und Jedes davon verlieren auf dem Wege zum Bunde, und zu diesem wie gesagt nichts mitbringen als eine vervollständigte Ohnmacht.

Die Maßregel könnte in Wahrheit nur dienen Napoleon's III. Thron zu befestigen, da zu einer Republik in Frankreich wenig Aussicht ist, und das wäre ihr einziges wirkliches Ergebniß.

Im Allgemeinen aber geht aus dem Verhalten des französischen Adels eine Lehre hervor, die auch sonst auf vielen Blättern der Geschichte zu lesen ist —: die Treue und Hingebung eines besonderen, mehr oder weniger geschlossenen und bevorrechteten Standes ist an die Bedingung geknüpft daß die Regierung sich selbst zum Vertreter und Werkzeug dieses Standes, und dessen Interessen zu den herrschenden mache. Für einen geringeren Preis ist eine solche besondere Standestreue nicht zu haben. —

die edleren und reineren, ringen mit einander, auf das Tiefste und Gewaltigste erregt; die Selbstsucht der Einzelnen und der Massen kämpft um den Preis — aber selbst da noch, wo sie in den Thaten am frechsten hervortritt, hält sie sich, in befangener Selbsttäuschung öfter als man möglich glauben sollte, für etwas Anderes als sie ist; und wo sie sich selbst nicht über ihr eigenes Wesen zu täuschen vermag, wird sie durch Klugheit und böses Bewußtsein bestimmt, sich hinter Trugbildern, hinter großartigen aber unwahren Vorstellungen und Doctrinen zu verbergen.

So haben uns die emigrirten Ritter Frankreichs niemals erzählt, daß sie es waren, die sich in den Anfängen der Revolution zuerst gegen das Königthum erhoben; daß sie zuerst den Druck unruhiger Zeiten benutzen wollten, um die unumschränkte Macht der Krone zu brechen und eine mittelalterliche Adelsherrschaft an ihre Stelle zu setzen. Sie lassen die „cahiers," die Instructionen, welche der Adel seinen Abgeordneten zu den états généraux von 1789 mit auf den Weg gab, gerne im Staube der Vergessenheit ruhen, und verschweigen klüglich, welche maßlosen Forderungen von Standesvorrechten diese Instructionen enthielten. Sie erinnern nicht daran, daß sie auf dieser revolutionären Bahn erst dann innehielten, als sie gewahr wurden, daß sich, getragen vom Geist der Zeit, von dem Bewußtsein aller Gebildeten und den Leidenschaften der Menge, hinter ihnen eine gewaltige, drohende Volksmacht erhob, die sie nicht zu leiten vermochten, die vielmehr sie selbst vor Allem bedrohte; daß sie nun erst, nicht sowohl um den Thron sich schaarten, als vielmehr hinter dem Thron Schutz suchten für ihre Standesvorrechte und Interessen; daß sie auch in dieser neuen Stellung, wie das in der Natur solcher Verhältnisse liegt, nicht sowohl die Krone und deren Rechte vertheidigten, als vielmehr umgekehrt verlangten, der König, der das Haupt des französischen Adels sei, solle sie vertheidigen und im Besitz ihrer Stellung und Standesrechte schützen; daß es ihnen wirklich gelungen ist, Ludwig XVI. in diese Bahnen zu leiten, die ihn als Märtyrer für ihre Sache auf das Blutgerüst führten.

Das Alles wird mit Stillschweigen übergangen. Nur von der Oriflamme und dem heiligen Ludwig weiß die legitimistische französische Ritterschaft zu erzählen, von loyaler Hingebung, die kein Opfer

Naturerscheinung. Die menschliche Gesellschaft ist ein ethischer Organismus, ihr Geschick wird nicht blos durch die nicht unmittelbar beabsichtigte Einwirkung der Culturzustände und ihrer Entwickelung bestimmt, durch Mächte, die an sich in unbedingter Weise wirken: auch das Bewußtsein und der Wille des Menschen greifen mächtig und bedeutsam ein. Der drohende Umsturz könnte *vorhergesehen*, er könnte *vermieden* werden. Es ist möglich, der gewaltsamen Erschütterung vorzubeugen, wenn die gebietenden Mächte im Staat und in der Gesellschaft selbst sich zu Vertretern der Zukunft machen: sie wird herausgefordert, wenn diese Mächte die Forderungen der Gegenwart als Vertreter der Vergangenheit abweisen, die überlieferten Formen des staatlichen Lebens aufrecht erhalten wollen, ob sie auch dem Inhalt desselben nicht mehr entsprechen, und das Recht zu herrschen für Elemente der Gesellschaft in Anspruch nehmen, denen die reale Macht dazu fehlt. Sie unterliegen dann im Kampf mit einem Willen, der in leidenschaftliche Willkür ausartet, mit einer Gewalt, die alle Bande zerreißt und eine frevelnde wird.

So knüpft sich an die Geschichte einer jeden gewaltsamen Revolution die Erinnerung an ein großartiges Streben und an eine vielfache Schuld. Eben deshalb aber genügt auch in Beziehung auf diese großen Wendungen im Leben der Völker nicht, wie den Revolutionen der Natur gegenüber, die bloße Erklärung des Phänomens. Es ist sogar unmöglich, bei einer solchen stehen zu bleiben; jede Darstellung versucht die Erklärung, und jede Erklärung gestaltet sich zu einem Urtheil, welches das intellectuelle und sittliche Bewußtsein des Menschen fällt. Und mit Recht. Die Gegenwart bedarf eines Urtheils über die Vergangenheit, *um ein Urtheil für die Zukunft zu haben*.

Daß parteiische Darstellungen die Thatsachen zu entstellen, unser Urtheil irre zu leiten suchen, liegt in der Natur der Sache; denn es handelt sich in solchen Kämpfen nicht blos um Ideen, um abstracte Doctrinen und wesenlose Theorien; reale Interessen, ein Besitz, der angestrebt, und von der anderen Seite vertheidigt wird, sind der Gegenstand des Kampfes, dessen Ergebniß über die äußere Stellung der Einzelnen in weiten Kreisen entscheidet, und selbst über die materiellen Bedingungen des Lebens, die der Einzelne sich dienstbar machen kann. Die Leidenschaften der Menschen, die niedrigsten und rohesten wie

lungen, besonders im Schooße des Convents, wo so oft nicht nur um die großen Interessen des Landes, sondern auch um das eigene Leben der Kämpfenden gekämpft wurde, konnte es natürlich an Scenen von spannendem, dramatischem Interesse nicht fehlen. Welche Gemälde ließen sich davon entwerfen, wenn man aus der kaum übersehbaren Masse von Berichten, die darüber vorliegen, von wahren und falschen Anekdoten, in plutarchischer Weise und mit plutarchischem Geschick, nicht diejenigen Züge zu dem Bilde wählte, die am zuverlässigsten beglaubigt sind, oder in denen sich das wirkliche, unter großartigen Vorstellungen verborgene Wesen des Streits vorzugsweise verräth, sondern diejenigen, die den meisten Effect zu machen versprachen, oder solche, die am besten der Doctrin des Erzählers angepaßt werden konnten. So war es möglich, die oft sehr rohe Prosa der Wirklichkeit verschwinden, und überall an deren Stelle eine ideale, wenn auch oft dämonische Großartigkeit auftreten zu lassen.

Auch der Schein philosophischer Bedeutsamkeit konnte dann leicht gewonnen werden, wenn man annahm, es sei wirklich und durchaus Ernst gewesen mit den Theorien, die von der Rednerbühne herab verkündet wurden, man habe in ihnen den Ausdruck einer objectiven, allgemein gültigen Ueberzeugung zu beachten; es sei den Herren des Tages und ihren Gegnern wirklich um den abstracten Werth oder Unwerth der Verfassungen zu thun gewesen, die sie verfertigten und nie in das Leben einzuführen versuchten. So wurde das Ganze ausschließlich als ein *Kampf der Ideen* geschildert.

Wie oft ist in diesem Sinn die Darstellung jener bewegten Scenen in der assemblée constituante, in der législative, im Convent, behandelt worden, nicht als seien sie etwa nur ein wesentliches *Element* der Geschichte ihrer Tage, sondern vielmehr als sei in diesen Begebenheiten die Geschichte der Periode vollständig *erschöpft*. Auch Lamartine und Thiers haben sich bemüht, neue Flittern der Rhetorik um das alte Bild zu hängen. Wie wenig hat man sich dagegen darum bekümmert, wie es denn zur Zeit in Frankreich, namentlich außerhalb Paris, *wirklich aussah*; was für gesellschaftliche und ökonomische Zustände die Ereignisse der Zeit geschaffen hatten; wie, unter der Herrschaft welcher Bedingungen des tagtäglichen Daseins, die Bevölkerung Frankreichs damals lebte.

Es war wohl hohe Zeit, daß endlich ein sinniger und besonnener

scheut; von ritterlicher Treue bis in den Tod. Daß der Adel auch seine eigenen Ansprüche und Rechte verfochten hat, wird nicht geleugnet, aber es ist, dieser Darstellung zufolge, deshalb geschehen, weil der Adel die Stütze des Throns und der göttlichen Weltordnung überhaupt ist, weil seine Stellung und seine Vorrechte auch an sich ein sehr wesentlicher Theil dieser Ordnung sind, gegen die nicht gefrevelt werden darf. Es ist Pflicht, sie aufrecht zu erhalten, — „noblesse oblige!“ Gerade dieser letzte Theil der Lehre wird, beiläufig bemerkt, am häufigsten mit wirklicher Ueberzeugung vorgetragen; was die Loyalität betrifft, die Aufopferung für den legitimen Thron, so gesteht man sich wohl unter einander, daß das Königthum der Oriflamme doch eigentlich nur als Mittel zum Zweck, als Mittel, diesen letzten, wesentlichen Theil der göttlichen Weltordnung zur Geltung zu bringen, seinen wirklichen Werth hat.

Und dieser Partei und ihrer Verblendung, ihren Leidenschaften gegenüber, sind dann auch plebejische Selbstsucht und Herrschsucht nicht weniger folgerichtig bemüht gewesen, sich als Bürgertugend zu drapiren, und uns darüber zu täuschen, wie sie gesucht haben, utopische Pläne unmöglicher Beglückung, an die nur sehr wenige enthusiastische Thoren wirklich glaubten, in fortwährender Lüge für sich zu nützen.

Neben diesen Darstellungen, die mit mehr oder weniger Offenheit im Sinn der einen oder der anderen Partei berichten, treten uns dann ferner noch andere entgegen, die in mancher Beziehung noch strenger beurtheilt zu werden verdienen, weil sie sich für eine objective Erzählung geben, und eben vermöge eines solchen Scheins weit mehr geeignet sind, selbst den Unbefangenen zu täuschen. Wir meinen die doctrinären, rhetorisirenden, die sich, selbst wenn sie Ansprüche auf philosophische Tiefe zur Schau tragen, doch wesentlich an die Oberfläche halten, die Erscheinungen, weit über alle Grenzen der Wahrheit hinaus, für das nehmen, wofür sie selbst sich ausgeben, und die Maske gelten lassen, unter der sie so häufig ihr eigentliches Wesen zu verbergen suchen.

Diese Art der Darstellung fand an der französischen Revolution ein besonders günstiges Feld, und durfte mit Sicherheit darauf rechnen, mit mehr als gewöhnlicher Gunst, mit Begierde, in weiten Kreisen aufgenommen zu werden, sobald sie nur mit einigem Talent gehandhabt wurde. In den Sälen der französischen Reichsversamm-

lungen, besonders im Schooße des Convents, wo so oft nicht nur um die großen Interessen des Landes, sondern auch um das eigene Leben der Kämpfenden gekämpft wurde, konnte es natürlich an Scenen von spannendem, dramatischem Interesse nicht fehlen. Welche Gemälde ließen sich davon entwerfen, wenn man aus der kaum übersehbaren Masse von Berichten, die darüber vorliegen, von wahren und falschen Anekdoten, in plutarchischer Weise und mit plutarchischem Geschick, nicht diejenigen Züge zu dem Bilde wählte, die am zuverlässigsten beglaubigt sind, oder in denen sich das wirkliche, unter großartigen Vorstellungen verborgene Wesen des Streits vorzugsweise verräth, sondern diejenigen, die den meisten Effect zu machen versprachen, oder solche, die am besten der Doctrin des Erzählers angepaßt werden konnten. So war es möglich, die oft sehr rohe Prosa der Wirklichkeit verschwinden, und überall an deren Stelle eine ideale, wenn auch oft dämonische Großartigkeit auftreten zu lassen.

Auch der Schein philosophischer Bedeutsamkeit konnte dann leicht gewonnen werden, wenn man annahm, es sei wirklich und durchaus Ernst gewesen mit den Theorien, die von der Rednerbühne herab verkündet wurden, man habe in ihnen den Ausdruck einer objectiven, allgemein gültigen Ueberzeugung zu beachten; es sei den Herren des Tages und ihren Gegnern wirklich um den abstracten Werth oder Unwerth der Verfassungen zu thun gewesen, die sie verfertigten und nie in das Leben einzuführen versuchten. So wurde das Ganze ausschließlich als ein Kampf der Ideen geschildert.

Wie oft ist in diesem Sinn die Darstellung jener bewegten Scenen in der assemblée constituante, in der législative, im Convent, behandelt worden, nicht als seien sie etwa nur ein wesentliches Element der Geschichte ihrer Tage, sondern vielmehr als sei in diesen Begebenheiten die Geschichte der Periode vollständig erschöpft. Auch Lamartine und Thiers haben sich bemüht, neue Flittern der Rhetorik um das alte Bild zu hängen. Wie wenig hat man sich dagegen darum bekümmert, wie es denn zur Zeit in Frankreich, namentlich außerhalb Paris, wirklich aussah; was für gesellschaftliche und ökonomische Zustände die Ereignisse der Zeit geschaffen hatten; wie, unter der Herrschaft welcher Bedingungen des tagtäglichen Daseins, die Bevölkerung Frankreichs damals lebte.

Es war wohl hohe Zeit, daß endlich ein sinniger und besonnener

Geschichtschreiber an das Bild herantrat, den theatralischen Schmuck der bisherigen Darstellungen auf seinen wahren Werth zurückführte, und uns zeigte, aus welchen realen Zuständen die französische Revolution hervorging; um was es sich in der Wahrheit und Wirklichkeit handelte bei den gewaltigen Erschütterungen im Innern der Frankreich beherrschenden Versammlungen; was der wirkliche Inhalt dieser Kämpfe war, die auf der Rednerbühne begannen und auf dem Blutgerüst endeten; endlich, was für factische Zustände die Umwälzung, das ganze Treiben jener tobenden Versammlungen, für den Augenblick schuf und für die Zukunft vorbereitete.

Das hat Sybel gethan, und das ist es, was sein Werk in unseren Augen zu einem epochemachenden erhebt. Wir möchten sagen: so oft man uns auch schon den Verlauf der französischen Revolution erzählt hat, ist dieses Werk doch die erste wirkliche Geschichte des tragischen Weltereignisses.

Sehr häufig wird eine solche bedeutende Wendung in der schon herkömmlich gewordenen Darstellung großer Ereignisse dadurch herbeigeführt, daß sich dem Geschichtschreiber neue, noch unbenutzte Quellen aufthun. Dergleichen war in Beziehung auf die französische Revolution kaum mehr zu hoffen, nachdem die Literatur ihrer Geschichte bereits zu einer gewaltigen Bibliothek angewachsen war, nachdem bedeutende und unbedeutende Theilnehmer an den Ereignissen ihre Bekenntnisse, Rechtfertigungen und Erfahrungen in zahllosen Memoiren und oft sehr merkwürdigen Streitschriften niedergelegt haben; mit einem Wort zu einer Zeit, wo sich kaum noch irgend ein namhafter Punkt in dem Verlauf der Revolution nachweisen läßt, der nicht in einer langen Reihe von Bänden, und zwar oft in sehr verschiedenem Sinn abgehandelt worden wäre.

Indessen hat es doch dem Geschichtschreiber an neu eröffneten Quellen nicht ganz gefehlt. Sind die durch den Druck veröffentlichten Werke, die in der neuesten Zeit unseren Quellenschatz vermehrt haben, auch nicht sehr zahlreich, so fallen sie dagegen durch Gehalt und Bedeutung um so schwerer in's Gewicht. Vor allen anderen sind hier zwei neuere Werke ihrer entscheidenden Wichtigkeit wegen namhaft zu machen. Wir meinen Mirabeau's Briefwechsel mit dem Grafen La Marck — und Tocqueville's Geschichte der Departements Frankreichs. Jener Briefwechsel bringt uns nicht nur Kunde von dem wahren

Hergang in manchem bisher irrthümlich aufgefaßten Fall, sondern auch, in kaum geahnter Weise, über das innere Getriebe der Parteien und des Hofs, über die Absicht so mancher That und über die Berechnung, die dabei zu Grunde lag. Tocqueville's Werk aber lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Zustände, die im Innern des Reichs unter dem Einfluß welterschütternder Ereignisse thatsächlich entstanden, und auf deren Wandelungen. Was ferner die Beziehungen Frankreichs zu dem übrigen Europa betrifft, seine Politik, Krieg und Frieden, so ist Sybel durch die Benutzung mehr als eines Archivs in Stand gesetzt worden, Licht in die seltsam verworrene Masse der Ereignisse zu bringen — und selbst für die innere Geschichte ist die Benutzung mancher ungedruckten Quellen von Bedeutung. So hat Sybel in den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths den Beweis gefunden, daß gar manches wichtige Begebniß sich nicht buchstäblich so zugetragen hat, wie z. B. Lafayette für gut findet, uns in seinen Denkwürdigkeiten zu erzählen.

Vor Allem aber liefert Sybel's Werk von Neuem den Beweis, daß der Werth geschichtlicher Darstellungen nicht blos von der größeren oder geringeren Reichhaltigkeit der benutzten Quellen an sich abhängig ist, sondern vorzugsweise von dem Geist und Sinn, der die Quellen um ihren eigentlichen Inhalt zu befragen weiß. Ganz abgesehen von der Ohnmacht, die der Quellenreichthum nicht selten rathlos macht, muß das Ergebniß der Untersuchung natürlich ein sehr verschiedenes werden, je nachdem der Geschichtschreiber, von Lieblingsvorstellungen seiner Zeit und Nation beherrscht, in einem doctrinären System befangen, nur für dasjenige in den Aussagen der Zeugen ein Auge hat, was eine vorgefaßte Ansicht zu bestätigen scheint —: oder unbefangen in den Quellen selbst den Faden der Ariadne zu finden weiß, der durch das Labyrinth hindurch führt.

Der Werth des Werkes, dessen Wesen wir uns bemüht haben, so in allgemeinen Zügen anzudeuten, liegt natürlich, da es sich in allen seinen Theilen von demselben Geist getragen, zu einem wohl überdachten Ganzen gestaltet, vorzugsweise in der Auffassung und Behandlung des Stoffs, der Begebenheiten und ihrer näher oder tiefer liegenden Motive überhaupt. Doch lassen sich dann auch einzelne Abschnitte nachweisen, in denen seine Bedeutung besonders hervortritt. Sie behandeln Theile der Geschichte, über welche die bisher benutzten

Quellen nur unvollständig Aufschluß gaben, oder solche, deren Darstellung theils Irrthum, theils berechnende Absicht geradezu entstellt haben. Gar manche Vorstellung, die, hauptsächlich von Frankreich aus, zu weit verbreiteter Geltung gebracht, schon zu einer herkömmlichen geworden war und bleibend in die Geschichte überzugehen drohte, erweist sich als vollkommen unhaltbar, als das gerade Gegentheil der Wahrheit — und diese letztere tritt nun an die Stelle des Wahngebildes.

Um den Gewinn bestimmter nachzuweisen, der sich aus dem Ganzen und einzelnen Theilen in solcher Art für das Verständniß der so oft schon erzählten Revolution, für deren echte, wahre Geschichte ergiebt, wollen wir versuchen, soweit die uns hier gesteckten Grenzen gestatten, sowohl dem Gang der Untersuchungen Sybel's im Allgemeinen zu folgen, als die an Bedeutung besonders hervortretenden Abschnitte näher zu bezeichnen.

Das Werk beginnt mit einer Darstellung der Verfassung und der realen Zustände Frankreichs unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern. Wer die Geschichte der Staaten romanischer Zunge in Europa während der letzten viertehalb Jahrhunderte mit unbefangenem Blick übersieht, der kann sich wohl nicht gegen die Ueberzeugung verschließen, daß diese Staaten sich selbst die unheilvollsten Fesseln anlegten, ihre eigene Fortbildung unendlich erschwerten, ja theilweise unmöglich machten, indem sie die Reformation von sich stießen. Es bedarf wohl keiner Erinnerung daran, wie vielseitig das Leben der Menschheit sich seit dem sechszehnten Jahrhundert erweitert hat, und gewiß konnte den Forderungen, welche die neue Zeit an den Einzelnen und an die Masse stellte, innerhalb der engen Grenzen nicht genügt werden, die das Tridentiner Concilium von Neuem der freien Geistesbildung zog. Wir sehen daher die einzelnen katholischen Reiche Europas ziemlich in demselben Verhältniß, in dem sie sich mehr oder weniger vollständig abweisend gegen die Forderungen der Reformationszeit verhielten, die Strafe tragen, welche der Gang der Weltgeschichte über sie verhängte. Tief sank vor Allem die einst blühende iberische Halbinsel unter der Herrschaft der Jesuiten und der Inquisition, und auf den Ländern, in denen einst das regste Leben und ein berechtigter Stolz geherrscht hatte, ruhte bald die Todtenstille der Ohnmacht und Verkommenheit.

Frankreich hatte unstreitig durch die vielgenannten Freiheiten der gallicanischen Kirche, vermöge der tieferen Spuren, welche die Reformation hier zurückgelassen hatte, und der geistigen Bewegung, welche im siebzehnten Jahrhundert der Jansenismus veranlaßte, sehr viel voraus vor den anderen romanischen Ländern des Welttheils —: aber in Beziehung auf die Constituirung des Staats war nicht geschehen, was im Interesse der Krone und des Reichs geschehen konnte: Niemand hatte die bessernde Hand an die mittelalterliche Verfassung des Königreichs gelegt: diese wurde blos umgangen und ignorirt. Die Cardinäle Richelieu und Mazarin hatten den letzten Widerstand des Adels gebrochen, den die Geschichte sehr treffend als Fronde bezeichnet, sie hatten die Macht der Krone zu einer absoluten gemacht, aber nur thatsächlich, ohne ihre neue Stellung irgend wie rechtlich zu begründen. Die Rechte der allgemeinen Landesvertretung, der „états généraux" genannten Ständeversammlung, waren nie aufgehoben oder widerrufen worden; die Krone gestattete blos nicht, sie zu üben, indem sie die Stände niemals versammelte. Ein Recht der Krone, ohne Zustimmung der Stände Gesetze zu geben und Steuern zu fordern, war niemals eingeräumt worden, ja in der Theorie, wo eine solche zu Tage kam, wurde es ausdrücklich in Abrede gestellt; aber es wurde geübt. Die Provinzialstände waren nicht ebenso vollständig außer Thätigkeit gesetzt wie die Generalstaaten, aber die Krone gestattete ihnen keine wesentliche Bedeutung. Zu den Generalstaaten hatten nämlich, der ursprünglichen Auffassung nach, nur diejenigen Landestheile ihre Vertreter zu senden, die bereits unter Philipp dem Schönen unmittelbar mit der Krone vereinigt, eine compacte Masse bildeten, und unter der gerichtlichen Competenz des Pariser Parlaments standen. Die états généraux waren die vereinigten Provinzialstände dieser Landestheile. Andere große, mit Landeshoheit ausgestattete Lehen der französischen sowohl als der burgundischen Krone. Dauphiné, Provence, Bretagne u. s. w., die erst später mit dem unmittelbar königlichen Gebiet Frankreichs vereinigt wurden, hatten sich ihre besonderen höchsten Gerichtshöfe — Parlamente — und ihre Provinzialstände vorbehalten. Aber die Krone beachtete die Beschlüsse dieser letzteren nur, insofern sie ihrem Willen entsprachen; ja sie dictirte ihre Beschlüsse und lenkte die Majorität theils durch die Verleihung kleiner Hofehren, theils dadurch, daß jede Opposition mit der

königlichen Ungnade bedroht wurde, die sich in willkürlichen Verbannungen und Verhaftungen, in durchaus widerrechtlichen Maßregeln offenbaren konnte.

Die höchsten Gerichtshöfe, die Parlamente, waren unabhängig von der Krone, und nannten sich mit Stolz souverän. Da neue Gesetze natürlich diesen Gerichtshöfen bekannt gemacht und zur Nachachtung in ihre Register eingetragen werden mußten, behauptete vor allen das Parlament zu Paris, daß die königlichen Verordnungen erst durch diesen Act der Einzeichnung Gesetzeskraft erhielten, und daß der Gerichtshof befugt sei, die Aufnahme derselben in seine Register zu verweigern. Die Krone widersprach, der Streit darüber blieb unentschieden in der Schwebe — im einzelnen Fall half sich die Regierung damit, daß der König durch seine persönliche Erscheinung in den Sälen des Gerichtshofs imponirte, und die Einzeichnung seiner Verordnungen unmittelbar selbst erzwang. — Was die Rechtspflege anbetrifft, so übte die Krone, namentlich in allen Fällen, wo sie auf Widerstand stieß, oder sonst ein unmittelbares Interesse zu haben glaubte, eine Art von Cabinetsjustiz, die von jedem gerichtlichen Verfahren abstrahirte und sich vollkommen regellos — ebenso vollkommen unberechtigt — in willkürlichen Strafmaßregeln bewegte.

So war denn, wie Sybel mit großer Klarheit darthut, die unumschränkte Macht der Krone in Frankreich nicht mehr und nicht weniger als eine fortwährende Usurpation, die sich, gegen Gesetz und Recht, tagtäglich erneuerte.

Dieser gewiß seltsame Zustand gestaltete sich dann dadurch noch eigenthümlicher, daß die französische Regierung, insofern sie, ganz abgesehen von dem eigentlichen, älteren Staatsrecht des Reichs, auch nur ihre eigenen Verfügungen achten wollte, ihren eigenen Organen gegenüber ohnmächtig war, wie kaum je eine andere Regierung gewesen ist.

Die Könige von Frankreich hatten sich nämlich durch Finanzverlegenheiten bestimmen lassen, so ziemlich alle Richter- und Beamtenstellen im ganzen Reich zu erblichem Besitz zu verkaufen; ja es waren vielfach solche Stellen eigens geschaffen worden, um verkauft werden zu können. Mit fast alleiniger Ausnahme der Finanzbeamten, der sogenannten Intendanten, die Richelieu in den Provinzen angestellt hatte, und die stets absetzbar blieben, besaßen Richter und Beamte

ihre Autorität als rechtlich erworbenes Privateigenthum. — In den Städten war die freie Municipalverfassung unterdrückt, das Regiment in die Hände vom König ernannter Bürgermeister und Schöffen gelegt worden: dann aber hatte die Regierung auch diese Stellen verkauft, und es herrschte demnach in den Städten weder königliche Autorität, noch Selbstregierung der Gemeine, sondern eine beschränkte Oligarchie, welche die obrigkeitliche Gewalt auch lediglich als ihr Privateigenthum betrachten durfte. Die Regierung konnte kaum irgend einen Beamten absetzen, sie hatte auf die Wiederbesetzung eröffneter Stellen nur in sehr wenigen Fällen irgend einen Einfluß —: welche Mittel blieben ihr, den Gehorsam ihrer eigenen Organe zu erzwingen, sofern ein imponirendes Auftreten des Königs nicht einem entgegenkommenden, höfisch-unterwürfigen Sinn begegnete? Keine anderen als widerrechtliche; willkürliche Verhaftungen und Verbannungen, die kein bestehendes Gesetz sanctionirte.

Rechnen wir nun hinzu, welche gesellschaftlichen Verhältnisse dieses abnorme Staatswesen geschaffen hatte, wie sie sich in die, im Uebrigen unverrückt aus der Feudalzeit erhaltenen Standesunterschiede einfügten, so sehen wir wohl, daß sie der freieren und vielseitigeren Geistesbildung, dem regeren Streben des achtzehnten Jahrhunderts vollkommen unerträglich werden mußten. Die Lebenskreise, in denen der Einzelne sich bewegen konnte, waren enger umschrieben als selbst im Mittelalter, und die Schranken schwerer zu übersteigen. Dadurch, daß fast alles und jedes Grundeigenthum als Besitz der Kirche, oder als Lehn und Majorat gebunden, dem Nichtadeligen mit wenigen Ausnahmen der Erwerb solches Eigenthums untersagt war: daß Richter- nnd Beamtenstellen im erblichen Besitz eines abgeschlossenen Standes sich befanden, und eine strenge Zunftverfassung selbst den Betrieb der Gewerbe auf eine Anzahl bestimmter Familien beschränkte war fast Jedermann in Frankreich, in einer Weise, die der Bildung und dem Bedürfniß der Zeit auf das Drückendste widersprach, an den Beruf seines Vaters gebunden. Ein ernstes Streben, selbst von entschiedenem Talent unterstützt, vermochte nicht darüber zu erheben. Das Studium des Rechts war für den Bürgerlichen kein Mittel mehr, zu solcher Bedeutung zu gelangen, wie einst Pierre Flotte und Nogaret. Auch die Kirche gewährte keine Aussichten, seitdem Bisthümer und Abteien durch königliche Gunst ausschließlich an die

jüngeren Söhne des vornehmen Adels vergeben wurden; auch hatten die Fürsten der Kirche keine politische Bedeutung mehr. Und nicht blos der Landmann, nicht blos der Bürgerstand, dessen Bildung weit über die ihm angewiesene Stellung hinaus gewachsen war: auch der im Allgemeinen wenig begüterte Provinzialadel fühlte sich gedrückt und beschränkt. Er sah im Waffendienst seinen Lebensberuf, und hatte doch keine Aussicht, es darin je weiter als bis zum Hauptmann zu bringen, da die höheren Stellen durchaus in den Händen des Hofadels blieben. — Daß ausnahmsweise Banquiers und Zollpächter durch unsaubere Finanzschwindeleien und erkaufte Gunst erlangen konnten, was jedem ehrenhaften Fleiß und redlichem Streben versagt blieb, Adelsbriefe und den Zutritt zu der höheren Welt: das machte solche Zustände nicht besser.

Doppelt drückend mußten sie dann dadurch werden, daß das Land unter dem Einfluß dieses eigenthümlichen Staatslebens mehr und mehr verarmte; zum Theil in Folge der Gebundenheit, in welcher alle und jede industrielle Thätigkeit durch die mittelalterliche Gliederung der Gesellschaft erhalten wurde, und durch eine Gesetzgebung, die nicht darauf angelegt war, die Interessen des Gemeinwesens den Sonderrechten einzelner Individuen und Stände gegenüber wahrzunehmen, sondern umgekehrt darauf, die industriellen Vorrechte, die Monopole einzelner Individuen und unzähliger größerer und kleinerer Corporationen gegen die Ansprüche zu schützen, die im Gesammtinteresse der Gesellschaft erhoben werden konnten —: zum Theil unstreitig aber auch in Folge des Colbertismus. Der auch jetzt noch immer herkömmlicher Weise weit über Verdienst gepriesene Finanzminister Ludwig's XIV. war allerdings ein Mann von großer und in seiner Zeit seltener Einsicht: aber er war ein Schüler seiner Zeit, und natürlich in allen Irrthümern des Mercantilsystems befangen, das damals erst eine wissenschaftliche Gestalt zu gewinnen begann. Die glänzenden Erfolge, die Colbert gewann, weil er das System mit Geist und praktischem Talent zu handhaben wußte, diese Erfolge, die seine Zeit mit Bewunderung betrachtete, können uns jetzt nicht mehr darüber täuschen, daß auch er nicht wenig dazu beigetragen hat, auf die Länge unhaltbare Zustände herbeizuführen und eine Revolution vorzubereiten, indem er seinem Streben nach Geldreichthum, der mit Nationalreichthum verwechselt wurde und durch Fabrikindustrie

und auswärtigen Handel gewonnen werden sollte, die Interessen des Landbaues denen des Gewerbes rücksichtslos unterordnete, ja aufopferte.

Das Königthum hat sich eben überhaupt in Frankreich nicht, wie wohl in mehr als einem Lande geschehen ist, zu unumschränkter Macht erhoben, um als Vertreter des Gemeinwesens die bessernde Hand an den gesellschaftlichen Bau zu legen, und Vorrechte zu beseitigen, die das Gemeinwesen dem Vortheil einzelner Individuen und Stände unterordneten. Eine solche absolutistische Revolution ist wohl von ganzen Völkern mit großer Einstimmigkeit als eine Befreiung gefeiert worden. Hier konnte sie nicht als eine solche empfunden werden, da der Cardinal Richelieu eine unumschränkte Macht der Krone lediglich *um ihrer selbst willen* und nur im Interesse der Krone erstrebt hatte; nur um ihren Glanz und ihre Macht nach Außen zu erhöhen; — ganz wie die regierenden Herren im Mittelalter bemüht gewesen waren, ihre Macht zu erweitern, die sie als Recht und Eigenthum ihrer Familie zu betrachten gewohnt waren.

So fehlte dem französischen Staatswesen nicht nur die rechtsgültige Grundlage im juristischen Sinn des Worts, sondern auch die moralische Berechtigung seines Daseins, da es den Zweck des Staats nicht erfüllte — und natürlich mußte es mit Riesenschritten seinem Untergang entgegengehen, als der Hof und die bevorzugten Stände sich durch eine klägliche Unfähigkeit in allen Geschäften des Kriegs und des Friedens verächtlich machten, und mehr noch durch eine Verderbtheit, der sehr bald selbst der dürftige Schmuck einer conventionellen Ritterlichkeit fehlte, die sich mit cynischem Behagen in Schmutz und Rohheit erging.

Durch alles dies war die Revolution in Frankreich eine Nothwendigkeit geworden. Nicht weil etwa Frankreich allen anderen Ländern weit vorangeeilt war, und dadurch berufen für den ganzen Welttheil die Fesseln der Feudalität zu brechen, wie das die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn so gern sich selbst vorerzählt —: sondern gerade umgekehrt, weil das Reich in der Entwicklung seines Staatswesens, namentlich im Vergleich mit den protestantischen Ländern, gar sehr zurückgeblieben war. Auch weiß sich in der That bei jener angeblichen Führerschaft Frankreichs auf der „Bahn des Fortschritts und der Civilisation" von den Herren selbst, die sie rühmend der

Welt verkünden, Niemand etwas Bestimmtes zu denken, Victor Hugo, der überall la vague française en avant sieht im Strom der Zeiten, so wenig wie irgend ein anderer. Keiner von ihnen ist noch über formlose Vorstellungen von sehr willkürlich gedeutetem Inhalt hinausgekommen.

Aber selbst da, wo die Nothwendigkeit einer Veränderung des ganzen Zustands in allen Verhältnissen des Lebens fühlbar wird, Alles ohne Ausnahme auf eine solche Umgestaltung hindrängt, bedarf das allgemeine Streben, so sehr es sich auf das Ganze beziehen mag, doch eines bestimmten Anhaltspunktes, von dem es ausgehen kann, um sich Geltung in der Wirklichkeit zu verschaffen, und zwar kann es diesen Anhaltspunkt, dem herrschenden Staatswesen gegenüber, meist nur in einer Bedürftigkeit der Krone finden, in Verhältnissen, in welchen die Regierung sich nicht selbst zu helfen vermag. Selbst in England, wo, anderthalb Jahrhunderte früher, die kirchlichen Interessen der Bewegung den eigentlichen Impuls gaben, hatten doch die finanziellen Bedürfnisse der Krone diesen Anhaltspunkt gewährt. So geschah es jetzt auch in Frankreich.

Die Abgaben waren damals im Ganzen verhältnißmäßig mindestens ebenso hoch als jetzt, man rechnet, daß sie mehr als den fünften, fast den vierten Theil des jährlichen Nationaleinkommens verschlangen, und sie wurden um so drückender empfunden, da sie sehr ungleich vertheilt waren. Die Kirche zahlte so gut wie nichts, der Adel sehr wenig, namentlich durchaus gar nichts von seinem sehr bedeutenden Einkommen aus grundherrlichen Rechten; der mitunter sehr übel erworbene Reichthum der Zollpächter und Finanzspeculanten entging der Besteuerung fast ganz, und so fiel denn die Last mit verdoppelter Schwere auf die arbeitenden Klassen. Es mußte jedem einleuchten, daß das Einkommen des Staats nicht wesentlich erhöht werden konnte, wenn man sich innerhalb der Grenzen des herrschenden Systems halten sollte und die bestehenden Zustände nicht antasten durfte. Und doch waren durch dieses Einkommen selbst im Frieden kaum zwei Drittheile der Ausgaben gedeckt.

Daß auch die Ordnung und Sparsamkeit, die alle Unzufriedenen unaufhörlich verlangten, nicht genügen konnte, das Gleichgewicht herzustellen, und wenn sie mit catonischer Strenge geübt worden wäre, das erkennt wohl auch ein Jeder, der den Haushalt des damaligen

Frankreich unbefangen prüft. Der mittelalterliche Staat, wie er sich in Frankreich in den wichtigsten Beziehungen erhalten hatte, konnte seiner Natur nach die Mittel nicht gewähren, deren die Krone bedurfte, um ihre Stellung in den erweiterten Weltverhältnissen einer neuen Zeit zu behaupten. Hatte man sich doch schon wiederholt durch einen schmählichen Staatsbankerott helfen müssen. Selbst die Aufhebung aller Steuerprivilegien konnte allein nicht helfen; die mittelalterlichen Bande, welche die Nationalbetriebsamkeit darnieder hielten, mußten gelöst werden, um das jährliche Ergebniß der Nationalarbeit zu steigern.

So wenig Ludwig XVI. seiner Aufgabe gewachsen war, fühlte er doch, wie nothwendig eine Reform des gesammten Staatswesens sei, und er hatte in Turgot einen redlichen Mann gefunden, dessen Streben auf eine besonnen freisinnige Umgestaltung der alten Zustände gerichtet war. Aber bald vereinigten sich der Haß aller bevorzugten Stände und die Intriguen des Hofs gegen diesen neuernden Minister, und der schwache König ließ ihn fallen. Die Verwaltung der Finanzen fiel darauf wechselnd in die Hände zweier Börsenkünstler, denen die Aufgabe gestellt wurde, Geld aus nichts zu schaffen, von denen der eine, der Genfer Necker, von einer tugendhaften Gattin und einer genialen Tochter bewundert, als tugendhafter Weiser lange Zeit von der Volksgunst getragen, seine Schwindeleien als erhabene Weisheit mit Salbung und Methode betrieb, während der andere, Calonne, mit der Keckheit eines geistreichen Weltmannes auftrat, der längst über alle Bedenken einer engherzigen Gewissenhaftigkeit hinaus ist. Aber beide mußten doch zuletzt, so gut wie die weniger bedeutenden Persönlichkeiten, die in Zwischenperioden an die Spitze der Verwaltung traten, das Spiel verloren geben und gestehen, daß der Ausweg aus dem Labyrinth nur in einer durchgreifenden Umgestaltung des Gemeinwesens zu finden sei. Jedes Ministerium, weß Geistes Kind es sonst auch sein mochte, sah sich zuletzt genöthigt, zu Reformen seine Zuflucht zu nehmen.

Aber alle wiederholten Versuche, das krankende Staatswesen, ohne daß man die verschollenen Reichsstände zu versammeln brauchte, in Bahnen zu leiten, die zu einem gesunderen Zustand führen konnten, scheiterten an dem unbedingten Widerspruch des Pariser Parlaments und des Adels, der in seinem bevorzugten Dasein durchaus nicht

gestört sein wollte, ja sogar nie versäumte, eine Erweiterung seiner Standesrechte auf Kosten des Gemeinwesens zu verlangen, dagegen jedes, selbst das kleinste Opfer ablehnte, das ihm zugemuthet wurde.

Sybel äußert, man müßte ein eigenes Buch schreiben, wenn man die Kämpfe der Regierung mit dem Adel und dem Parlament schildern wollte, die der Revolution vorangingen. Er eilt über die Geschichte dieser Ereignisse hinweg, um zu seinem eigentlichen Gegenstand zu gelangen. So sichtbar das aber auch in dem Plan seines Werkes lag, und so oft jene Zwistigkeiten auch schon erzählt worden sind, so ist uns doch in gewissem Sinne leid, daß er nicht näher auf den Gegenstand des Streits und seinen Verlauf eingeht. Gerade dieser Theil der Geschichte ist für unsere Zeit in vielfacher Beziehung lehrreich.

Um nicht, in Hinsicht auf das Verhältniß, in welchem der französische Adel zu der Revolution stand, bei allgemeinen, auf Treue und Glauben übernommenen Vorstellungen stehen zu bleiben, ist es dann auch sehr nützlich, ja wie uns scheint nothwendig, auch in die schon erwähnten „cahiers“ des Adels einen Blick zu werfen, in die Instructionen, welche die wählende Ritterschaft in den Provinzen ihren Abgeordneten ertheilte, als nun endlich, im Mai 1789, die Reichsstände zusammentreten mußten, um unerläßliche Reformen zu berathen.

Man erstaunt darüber, in welchem Grade der Inhalt revolutionär ist. Diese Forderungen, die freilich durch den gewaltigen Gang der Ereignisse so schnell beseitigt wurden, daß sie gar nicht zur Sprache kommen konnten, hätten von der Regierungsgewalt, wie sie zur Zeit bestand, so gut wie nichts übrig gelassen. Auch der Adel wollte revolutioniren, aber natürlich durchaus nur in seinem eigenen Interesse, im Sinne Boulainvillier's, der in seinen Schriften dargethan hatte, daß ein König von Frankreich von Rechtswegen nichts Anderes sein dürfe, als der Mandatar des Adels. Nicht allein daß der Adel alle seine Vorrechte, auch die Patrimonialgerichtsbarkeit, und zumal das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden gewahrt wissen wollte —: er forderte, über Alles, was er zur Zeit besaß, weit hinaus, einen Löwenantheil an der Regierung nicht nur, sondern auch an der Verwaltung des Landes als sein altes Recht. Neue Gesetze sollten fortan nur durch die Reichsstände erlassen, neue Steuern nur

durch sie bewilligt werden können; in der Versammlung der Stände aber verlangte der Adel für sich selbst und den Klerus zwei Stimmen von dreien. Was die Verwaltung anbetrifft, forderte er, daß die Autorität, welche die königlichen Intendanten in den Provinzen übten also der gesammte Antheil der Krone an der Landesverwaltung, den Provinzialständen, mit anderen Worten dem Adel übergeben werde. Und als hätte er sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß er die verlangte Machtvollkommenheit lediglich zur Förderung seiner besonderen Standesinteressen zu nützen gedenke, forderte er für den Augenblick, dem gewaltigen jährlichen Ausfall in den Finanzen und einer erdrückenden schwebenden Schuld gegenüber, daß ungefähr zwei Fünftheile aller zur Zeit bestehenden Steuern, natürlich vorzugsweise diejenigen, die er mit zu tragen hatte, abgeschafft werden sollten. Für immer aber verlangte er, daß alle Offizierstellen in der Armee und Flotte, alle höheren Aemter, alle reicheren Pfründen der Kirche, besonders die „Abteien" genannten kirchlichen Sinecuren, noch ausschließlicher als bisher dem Adel vorbehalten blieben. Selbst die wenigen Ausnahmen, welche die Regierung bisher in seltenen Fällen bei der Vergebung kirchlicher Pfründen zu Gunsten Bürgerlicher gemacht hatte, sollten fortan nicht gestattet sein.

Wie befremdend tritt uns diese lange Reihe selbstsüchtiger Forderungen entgegen! Man sollte es kaum für möglich halten, die eigene Zeit in solchem Grade zu verkennen. Und doch ist gar mancher französische Legitimist noch heute bereit, in leidenschaftlicher Weise zu behaupten, daß diese Forderungen berechtigt waren; den ewigen Grundsätzen des Rechts dürfe doch nun einmal nichts vergeben werden, und wenn die Welt darüber zu Grunde gehen sollte! — Auch läßt sich die seltsame Erscheinung, die so oft wiederkehrt im Lauf der Geschichte, in gewissem Sinne wohl erklären, so gespensterhaft sie dem Unbefangenen vorkommen mag. Wer überwiegend in Standesverhältnissen, in dem mehr oder weniger geschlossenen Kreise Gleichgesinnter, lebt, dessen Blicken wird eben die wirkliche große Welt, die jenseit dieses enggezogenen conventionellen Kreises liegt, durch seine Gesellschaft entzogen.

So begegneten sich in der Versammlung der Reichsstände, die am 5. Mai 1789 zu Versailles eröffnet wurde, die schroffsten Gegensätze; in verschiedenem Sinne revolutionäre Parteien standen einander

gegenüber, nur eine eigentlich royalistische Partei gab es, streng genommen, in der Versammlung nicht; darüber suchen die sogenannten Legitimisten uns vergebens zu täuschen; ihnen vor Allen, wie gesagt, war das Königthum nur Mittel zum Zweck.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, eine Regierungspartei zu bilden, nur durfte man die Elemente dazu nicht in den Reihen des Adels suchen, sondern unter den liberalen Abgeordneten des dritten Standes. Diese, die im Allgemeinen eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Sinn der Zeit verlangten, den Patrimonial- und Feudalstaat zu einem Gemeinwesen erweitert wissen wollten, und von der Regierung verlangten, sie solle sich als diejenige Macht constituiren, welche die Interessen der Gesammtheit gegen die Ansprüche einzelner Individuen und Stände wahrnehme, hatten in Beziehung auf die Formen, in denen das Alles geschehen sollte, zum großen Theil noch keine bestimmten Ansichten, und wären zufrieden gewesen, ihre Zwecke, gleichviel in welcher Form, zu erreichen. Der einzige Zeitgenosse, der über seiner Zeit stand, und sie mit freiem Blick übersah, Mirabeau nämlich, sagt uns mit der Zuversicht eines überlegenen Geistes, dessen Ueberzeugung auf sicherer Grundlage ruht, daß die Krone zu ganz unumschränkter Macht gelangen konnte, wenn sie sich dem Klerus und Adel gegenüber an die Spitze des dritten Standes stellte, und dessen Forderungen zu den ihrigen machte. „Wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, anstatt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu liefern" — diese Worte schrieb Mirabeau in seinem tiefen Unmuth über die elende Schwäche und Rathlosigkeit, die sich in den Kreisen des Hofs und der Regierung kund gab.

Aber man überließ bald rathlos die Reichsstände sich selbst und den Gang der Ereignisse dem Schicksal — und dann wieder vergaß der König in seltsamer Verblendung, daß er die Reichsstände berufen hatte, um in ihnen eine Stütze gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen zu finden; er schloß sich als dienendes Werkzeug einer Partei an, die er retten sollte, und die ihn mit in ihr eigenes Verderben zog. Der Adel nämlich, der mit so kühnen Forderungen nach Versailles geeilt war, fand sich hier vom ersten Augenblick an einer überwältigenden moralischen Macht gegenüber, die ihn auf die

Vertheidigung zurückwarf, und „um den Adel zu decken, stellte man den König vor die Breſche."

Den Reichsſtänden iſt nicht ſelten zum Vorwurf gemacht worden, daß ſie nicht geſucht haben, das Beſtehende mit beſſernder Hand zu erhalten, daß ſie nichts heilig geachtet, an Alles Hand gelegt, und, wie Niebuhr ſich ausdrückt, „den Bau eines neuen Himmels und einer neuen Erde" verſucht hätten. Daß dieſer Vorwurf ein ungegründeter iſt, hat Sybel mit großer Klarheit dargethan; von dem alten Staat war in Frankreich gar nichts mehr übrig, er verſchwand ſpurlos, er hörte ganz von ſelbſt auf zu ſein, ſowie die Reichsſtände zuſammentraten, und die Frage konnte nur noch ſein, ob die Krone der Vormundſchaft feudaler Stände verfallen oder ſich an die Spitze eines Parlaments ſtellen ſollte.

Aber es war ein Unglück, daß die Verhältniſſe ſich ſo geſtaltet hatten, daß keine ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Inſtitutionen vorhanden waren, denen die Zeit einen neuen Geiſt und neues Leben zuführen konnte, daß die Reichsſtände an einen Neubau gehen mußten, weil es außer ihnen ſelbſt in ganz Frankreich nichts gab, was Frankreich anerkannte, achtete oder auch nur duldete.

Inwiefern es möglich ſein mag, ein Staatsweſen nach einem abſtracten Schema, ohne Anhaltspunkte in der Wirklichkeit zu ſchaffen, braucht hier nicht erörtert zu werden; die damals lebende Generation traute ſich ohne viel Bedenken die Fähigkeit zu, eine ſolche Schöpfung aus der Welt der Gedanken in die lebendige Wirklichkeit zu verſetzen, weil ſie offenbar von der Schwierigkeit der Aufgabe, die ſie ſich ſtellte, gar keinen Begriff hatte. Wer Welt und Leben kennt, kann heute ſo manche theoritiſirende Schrift aus jenen Tagen, in der z. B. die vielfach bewunderte Verfaſſung Englands beſprochen wird, wohl kaum ohne Lächeln betrachten. Man glaubte, das Geheimniß der engliſchen Verfaſſung und ihrer Vortrefflichkeit liege in der tiefen Weisheit, mit der die Macht der Krone, der Peers und des Unterhauſes in ein kunſtreiches Gleichgewicht gebracht ſei; in der Art, wie man die verſchiedenen Functionen der ſouveränen Machtvollkommenheit unter dieſe einander gegenüber geſtellten Gewalten vertheilt habe. Man glaubte eigentlich, es komme nur darauf an, daß ein erleuchteter Künſtler auf dem Gebiet der Geſetzgebung ſo etwas anordne; Niemand fragte, wo denn in England die reale Macht liege, die das Ganze halte,

und Krone, Lords und Haus der Gemeinen zwinge, die Grenzen ihrer kunstreich gegen einander abgezirkelten Machtgebiete auch wirklich inne zu halten. Man fragte nicht einmal, wie sich denn das Bild, das Blackstone und Delolme von der englischen Verfassung entworfen hatten, zu der Wirklichkeit, zum Leben verhalte, welchen Inhalt das Schema thatsächlich habe.

Noch phantastischer ausgerüstet erschienen jene idealisirenden Republikaner auf dem Kampfplatz, die wir Schüler Rousseau's und Plutarch's nennen möchten. Sie nahmen nicht nur Rousseau's krankhafte Träume für erhabene und brauchbare Staatsweisheit, sondern auch Plutarch's Darstellungen antiker Zustände für Bilder der Wirklichkeit. Der luftige Bau des idealen Staats, den sie im Sinn hatten, sollte lediglich durch „Bürgertugend" und „Ehrfurcht vor dem Gesetz" getragen werden, und es schien, als ob man diese Herrlichkeiten nur voraus zu setzen brauche, damit sie wirklich da seien.

Zwischen diesen Parteien entspann sich zunächst der Kampf um die neue Verfassung, der nicht ein blos parlamentarischer blieb. Die feudale Partei hatte durch thörichte, ja frevelhafte Versuche, einen Zustand, der den Staat dem Bankerott, das Land der Verarmung entgegenführte, mit Gewalt aufrecht zu erhalten, Ausbrüche wilder Volkswuth hervorgerufen; viele ihrer Mitglieder mußten in Folge dessen in die Fremde entfliehen; die Zurückbleibenden konnten nur noch die Bestrebungen aller derer durchkreuzen, die eine der englischen ähnliche Verfassung zu schaffen suchten. Sie thaten das, indem sie sich häufig auf die Seite der exaltirtesten, ja der wildesten Republikaner stellten, und ihre Hoffnung war dabei, daß gerade durch ein Uebermaaß des Uebels eine „Umkehr" zum Guten, d. h. die Wiederherstellung der alten Zustände müsse herbeigeführt werden.

Sybel's Werk bringt uns vielfach Aufschluß über die wirklichen Interessen und Motive, die in diesen Kämpfen wirksam wurden, ohne daß man sie eben immer zur Schau getragen hätte, und auch gar manche wohlbekannte Persönlichkeit gewinnt durch diese, aus den echten Quellen geschöpfte Darstellung eine Gestalt, die von dem fast schon herkömmlich gewordenen Bilde sehr wesentlich abweicht. Namentlich und vor Allem ist das in Beziehung auf Mirabeau nnd Lafayette der Fall. Der Eine steigt der Andere fällt — und zwar sehr tief, wie man sich mit Bedauern gestehen muß. In Mirabeau lernen

wir, aus seinen eigenen Briefen, einen wirklichen Staatsmann kennen, und zwar einen großen; den einzigen Mann, der seiner Zeit vollkommen gewachsen war. Er war der Mann der Ordnung, wie Sybel treffend sagt, wenn ihm auch die alte Ordnung der Dinge verhaßt war. Ueber Lafayette kommt aus seinen eigenen Briefen und aus den Sitzungsprotokollen der assemblée constituante, in welche die Reichsstände sich verwandelt hatten, sowie aus denen des Pariser Stadtraths, gar Manches zu Tage, was die Herausgeber seiner Memoiren wohlweislich verschwiegen haben.

Bekanntlich hatte sich der Hof mit Mirabeau in Verbindung gesetzt. Hätte dieser gewaltige Mann wohl Frankreich retten können, wenn er nicht so früh endete? — Schwerlich, so hoch wir auch die Macht seiner Intelligenz und seines Charakters anschlagen mögen. Denn bei der vollkommenen Urtheilslosigkeit des Königs, der Königin und ihrer Vertrauten, galt in ihrem Kreise die Meinung des ersten besten nichtigen Kammerherrn gelegentlich ebenso viel und mehr als Mirabeau's Wort, und die Verbindung mit diesem gefürchteten Menschen wurde doch eigentlich stets wie ein bedenkliches Bündniß mit den Mächten der Finsterniß betrachtet, das die Noth wohl entschuldigen könne, das man aber doch so bald als möglich wieder lösen müsse, um zu einem anderen Ziel zu gelangen, als er im Auge hatte. Mirabeau konnte, alles andere abgerechnet, niemals wirklich Herr werden in diesem Kreise; viel eher konnte das verkehrte Treiben des Hofs auch sein Verderben herbeiführen, wie das eigene.

Was Lafayette anbetrifft, so bleibt uns über diesen kein Zweifel. Lafayette war nicht der Mann dazu, Frankreich zu retten. Selten ist wohl beschränkte Unfähigkeit in solchem Grade mit kindischer Eitelkeit gepaart aufgetreten, wie in diesem, bis in sein spätes Alter so seltsam gefeierten Menschen. Seine Beschränktheit ließ ihn auch im Alter nie gewahr werden, daß er ein blindes Werkzeug in den Händen Anderer war; ebenso wenig ist ihm jemals, weder zur Zeit der Revolution, noch später, klar geworden, in welcher Weise seine Thorheit die Zwecke anderer, klügerer sowohl als wilderer Revolutionäre förderte, auf die er aus sehr großer Höhe herabzusehen glaubte.

Es lag in der Natur der Sache, daß sich, vom Anfang der Bewegung an, hinter den Idealisten, die zunächst das Wort führten, eine Reihe anderer Männer erhob, denen der Sieg zufallen mußte,

so schmutzig und niedrig sie auch sein mochten, blos weil sie keine Doctrinärs, sondern derbe Realisten waren, und besser wußten, wie man sich der Massen für seine eigenen Zwecke bedient. Der allgemeine Aufstand der gegen die alten Zustände empörten Menge bildete die reale Macht, auf welcher die Autorität der National-Versammlung ruhte; unwiderstehlich dem alten Frankreich gegenüber, reichte diese Autorität in Beziehung auf die empörte Menge selbst, natürlich nur so weit, als das „Volk" geneigt war sie anzuerkennen. Leute wie Danton und Marat aber, die nicht von einer opferfreudigen Begeisterung für abstracte Freiheit träumten, sondern das französische Volk kannten, wie es eben war, und mit seinen wirklichen Leidenschaften, seiner brennenden Gier nach Rache, Herrschaft und Genuß vertraut waren, — solche Leute wußten natürlich besser als Constitutionelle und Girondisten, durch welche Aussichten und Hoffnungen man die Menge bleibend in Bewegung erhält und sich dienstbar macht.

Diesen Menschen brachte nun Lafayette die Art von theoretischer Rechtfertigung, deren ihr Treiben doch auch bedurfte, fertig entgegen, indem er die Proclamirung der „Menschenrechte" veranlaßte, die ihrem wesentlichen Inhalt nach besagten, daß alle Menschen frei und gleich sind — daß alle Menschen das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung haben — und daß alle Souveränetät aus dem Volk hervorgeht.

Lafayette suchte seinen Ruhm darin, daheim in Anwendung zu bringen, was er in Amerika gelernt hatte. Er hatte dort eine Proclamirung der Menschenrechte erlebt. Daß die von aller Metaphysik und romantischen Schwärmerei himmelweit entfernten Advocaten des nordamericanischen Congresses zu solchen metaphysischen Allgemeinheiten ihre Zuflucht nahmen, blos weil sie um eine juristische Motivirung ihrer Erklärungen gegen England in Verlegenheit waren; daß sie diese abstract-philosophischen Sätze auch genau nur auf ihre Beziehungen zu dem Mutterlande anwendeten, im Uebrigen aber vollständig fallen ließen, nichts weiter daraus zu folgern gestatteten, und nicht im Entferntesten daran dachten, ihren Sclaven das Recht der Empörung wirklich einzuräumen: das Alles war dem ritterlichen Lafayette entgangen. Daß es in Frankreich zu einer solchen Erklärung keine bestimmte Veranlassung gab; daß es zu einer Zeit, wo es Noth that, die leidenschaftlich bewegten Massen an ihre Pflichten zu mahnen,

eine Thorheit war, dergleichen Rechte zu proclamiren, und zwar als unveräußerbare Urrechte, die, über jedem Gesetz stehend, in jedem Augenblick gegen jedes Gesetz in Anspruch genommen und ausgeübt werden könnten: das konnte ihm Niemand begreiflich machen. Danton und Marat erklärten jubelnd ihre Zustimmung, weil sie in den Menschenrechten „die ganz ausreichende Waffe erkannten, um jede Verfassung zu Gunsten roher Willkür auseinander zu sprengen." Was dieser Jubel bedeute, begriff Lafayette nicht; er schmeichelte aber seiner Eitelkeit; der Widerspruch, den er erfuhr, verletzte dagegen seine Eitelkeit, und mit dem Starrsinn der Beschränktheit trat er Königthum und Vernunft in den Staub, um seinen Willen durchzusetzen.

Wir erfahren nun, daß er auch sehr unsaubere Mittel nicht verschmähte, um zu seinem Zweck zu gelangen. Es ist bekannt, daß es den Führern der entschiedensten Parteien zuvörderst darum zu thun war, den König und die Nationalversammlung aus Versailles nach Paris zu versetzen, wo man beide durch das sogenannte Volk beherrschen konnte; unzählige Male sind die scheußlichen Scenen geschildert worden, die sich ergaben, als am 6. October 1789 ein wüthender Volkshaufe und die Pariser Nationalgarde den König und seine Familie nach Paris schleppte. Daß der Herzog von Orleans die Hoffnung hegte, Ludwig XVI. werde in diesem Tumult ermordet werden, ist wohl nicht zu bezweifeln; Sybel fördert nun aber auch aus den Sitzungsprotokollen des Pariser Stadtraths zu Tage, wovon in Lafayette's Memoiren nichts zu lesen ist, daß es eben dieser Bürger-General war, der das ganze Beginnen zumeist veranlaßte. Ihm lag vor Allen daran, König und Nationalversammlung in Paris, wo er als Oberbefehlshaber der Nationalgarde Herr zu sein wähnte, unter seiner Obhut zu haben, um zunächst die Anerkennung der Menschenrechte zu erzwingen, und überhaupt den Gang der Dinge zu bestimmen.

Und wirklich half er sie in einer beklagenswerthen Weise bestimmen. Mirabeau hatte den Weg zur Rettung richtig erkannt; er verlangte anstatt der bisherigen Regierung, die ganz außerhalb der Nationalversammlung stand, und keinen Einfluß auf die Debatten üben konnte, ein parlamentarisches Ministerium, das natürlich aus den Führern der Majorität bestehen mußte. Lafayette, der Mirabeau's überlegenen Geist fürchtete und haßte, gesellte sich diesmal zu der Hofpartei und

Necker; die Reste der feudalen Partei, die Alles zu verderben suchten, Robespierre und sein Anhang schlossen sich an, und so wurde am 7. November 1789 der gerade entgegengesetzte Beschluß durchgesetzt, daß kein Abgeordneter Minister sein dürfe — verhängnißvoll wie kein anderer!

Später, im Anfang des Jahres 1792, als Lafayette gern dem Treiben der Girondisten und Jacobiner, das ihm zu mächtig wurde, hemmend in den Weg getreten wäre, erbot er sich, im Verein mit dem Kriegsminister Narbonne und dessen Freundin, der berühmten Frau v. Stael, dem König zur Flucht zu verhelfen. Der Plan soll etwas luftig angelegt gewesen sein, und natürlich durfte Ludwig XVI. nirgend andershin fliehen als zu dem Heer, an dessen Spitze eben damals Lafayette stand; niemand Anderes als eben dieser freisinnige General durfte durch die Flucht des Königs Herr im Lande werden. Als der König den Vorschlag ablehnte, was ihm die Vernunft so gut rathen konnte wie das Vorurtheil des Hofs, verbündete sich Lafayette in seiner Empfindlichkeit auf das Engste mit seinen bisherigen Gegnern, den Girondisten, gegen diejenige liberale Partei, die den König zu retten bemüht war, drängte zum Krieg gleich den Jacobinern, mit denen er überhaupt öfter verbündet war, und suchte den Kriegsminister durch unziemliche Demonstrationen zu halten. Als der König diesen dennoch entfernte, um womöglich dem Kriege und dem eigenen Untergange zu entgehen, da rief Lafayette in seinem thörichten Unmuth den Ministern zu: man werde sehen, wer in Frankreich der Mächtigere sei, er oder der König!

Auch gelang es ihm, das damalige Ministerium, im Verein mit der Gironde, zu sprengen. Als er aber dann, in Folge der für ihn wie für Frankreich beschämenden Wendung, welche die ersten Operationen des begonnenen Krieges genommen hatten, auch mit dem folgenden Ministerium zerfallen war; als die Folgen seiner Thorheit offenbar wurden, Girondisten und Jacobiner mit Riesenschritten auf ihr Ziel zueilten, Ludwig XVI. sich in seinen Gemächern einer brutalen Vergewaltigung, einem Angriff auf sein Leben ausgesetzt sah, da wollte Lafayette noch einmal die Fluth stauen. Er eilte aus seinem Hauptquartier an der Grenze nach der Hauptstadt; hier erwartete ihn die Nationalgarde; sie forderte ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen und den Jacobinerklub zu sprengen; aber dem gefeierten

Helden fehlte es an Einsicht wie an Muth; er zeigte sich vollkommen unfähig einen Entschluß zu fassen, und ließ sich, von Girondisten und Jacobinern gescholten und belehrt wie ein Schulknabe der sich vergangen hat, ohne irgend etwas bewirkt zu haben, dahin zurückschicken, wo er hergekommen war. So war der Mann beschaffen, der selbst nach solchen Erfahrungen über sich selbst, bis in das späteste Greisenalter in dem Wahn fortlebte, daß er vor Allen berufen sei, die Wiedergeburt Frankreichs, ja Europas, zu bewirken. —

In solcher Weise von widersprechenden Leidenschaften bewegt, hatte die Nationalversammlung nach drittehalb Jahren dem Lande eine unmögliche Verfassung gegeben, bei der zu verweilen nicht der Mühe lohnt, da sie nie eine Wirklichkeit geworden ist. Von unmittelbarer Bedeutung für das Leben war es, daß die Weisen der Nationalversammlung Frankreich nebenher auch mit einer ebenso unmöglichen Verwaltung beglückt hatten; mit einem anscheinend kunstreichen System von Behörden, die sämmtlich aus Wahlen hervorgingen, deren jede von allen höheren Behörden vollkommen unabhängig war, dagegen unter der Herrschaft ihrer sogenannten Untergebenen stand und über keinerlei reale Macht zu gebieten hatte. Dieses System bestimmte die wirklichen Zustände in sehr fühlbarer Weise, so wie die Jacobiner gewollt, nicht wie die Doctrinärs aus der amerikanischen Schule geträumt hatten; es ergab sich ein Zustand, wie man ihn kaum für möglich halten sollte in einem civilisirten Staate: eine vollkommene Regierungslosigkeit. Jene, die Gesellschaft verneinenden Tendenzen im Menschen, welche zu bändigen die Bestimmung aller Regierung ist, die Ruchlosigkeit, die schrankenlose Willkür des Einzelnen, wurden zur herrschenden Macht im Lande erhoben. Von den einzelnen Scenen roher Gewalt, wo sie besonders schreckend hervortraten, wie in Nantes und Avignon, hat ein Jeder gehört und gelesen; aber man denkt sich dabei im Allgemeinen doch meist nur vorübergehende Erschütterungen — und wer nicht die Provinzen Frankreichs durchstreift hat, wo die Ruinen nicht wie in Paris unter neuen Schöpfungen verschwunden sind, der vermag sich wohl auch nicht einmal davon ein Bild zu machen, in welcher Ausdehnung die ersten Jahre der Revolution das ganze Land mit Trümmern bedeckt haben.

Sybel zeigt uns nun schlagender als bisher je geschehen war, in welcher Weise die rohe, regellose Gewaltthat in Frankreich nicht

gegenüber, nur eine eigentlich royalistische Partei gab es, streng genommen, in der Versammlung nicht; darüber suchen die sogenannten Legitimisten uns vergebens zu täuschen; ihnen vor Allen, wie gesagt, war das Königthum nur Mittel zum Zweck.

Es wäre vielleicht möglich gewesen, eine Regierungspartei zu bilden, nur durfte man die Elemente dazu nicht in den Reihen des Adels suchen, sondern unter den liberalen Abgeordneten des dritten Standes. Diese, die im Allgemeinen eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse im Sinn der Zeit verlangten, den Patrimonial- und Feudalstaat zu einem Gemeinwesen erweitert wissen wollten, und von der Regierung verlangten, sie solle sich als diejenige Macht constituiren, welche die Interessen der Gesammtheit gegen die Ansprüche einzelner Individuen und Stände wahrnehme, hatten in Beziehung auf die Formen, in denen das Alles geschehen sollte, zum großen Theil noch keine bestimmten Ansichten, und wären zufrieden gewesen, ihre Zwecke, gleichviel in welcher Form, zu erreichen. Der einzige Zeitgenosse, der über seiner Zeit stand, und sie mit freiem Blick übersah, Mirabeau nämlich, sagt uns mit der Zuversicht eines überlegenen Geistes, dessen Ueberzeugung auf sicherer Grundlage ruht, daß die Krone zu ganz unumschränkter Macht gelangen konnte, wenn sie sich dem Klerus und Adel gegenüber an die Spitze des dritten Standes stellte, und dessen Forderungen zu den ihrigen machte. „Wäre der König gewandt genug, sich an unsere Spitze zu stellen, anstatt entgegengesetzte Wünsche bei sich errathen zu lassen, so wäre die Versammlung bereit, den zweiten Theil der dänischen Revolution von 1660 zu liefern" — diese Worte schrieb Mirabeau in seinem tiefen Unmuth über die elende Schwäche und Rathlosigkeit, die sich in den Kreisen des Hofs und der Regierung kund gab.

Aber man überließ bald rathlos die Reichsstände sich selbst und den Gang der Ereignisse dem Schicksal — und dann wieder vergaß der König in seltsamer Verblendung, daß er die Reichsstände berufen hatte, um in ihnen eine Stütze gegen den Eigenwillen der aristokratischen Corporationen zu finden; er schloß sich als dienendes Werkzeug einer Partei an, die er retten sollte, und die ihn mit in ihr eigenes Verderben zog. Der Adel nämlich, der mit so kühnen Forderungen nach Versailles geeilt war, fand sich hier vom ersten Augenblick an einer überwältigenden moralischen Macht gegenüber, die ihn auf die

aufgehoben war: sie wollten die bisherigen Verhältnisse geradezu umgekehrt wissen. Hatte bisher zu Gunsten der bevorrechteten Stände ein unverhältnißmäßiger Druck auf den arbeitenden Klassen gelastet, so verlangte jetzt das besitzlose Volk auf Kosten der Wohlhabenden gleiche Genüsse ohne Arbeit; dazu sollte ihm die Staatsgewalt verhelfen, dazu wollte es diese üben oder beherrschen, — und die Theorie hielt überall gleichen Schritt mit der That.

Natürlich war es das Proletariat der großen Städte, das vorzugsweise als „Volk" auftrat, und begünstigt werden mußte, denn es beherrschte durch die Pariser Clubs, durch seine drohende Gegenwart an der Thüre des Sitzungssaales, die Gesetzgeber Frankreichs. Diesem „Volk" mußten nicht nur die Interessen der wohlhabenden Stände, sondern auch die der Bauern, der ärmeren Landleute, rücksichtslos geopfert werden. Schon in den ersten Zeiten der Revolution mußten alle indirecten Steuern aufgehoben werden, die dem Arbeiter in den großen Städten Wein und Fleisch, alle seine Lebensgenüsse vertheuerten. Das „Volk" war danach steuerfrei; den Ausfall sollte der Landmann durch erhöhte directe Steuern tragen, und die Gesetzgeber mochten sich mit dem Gedanken trösten, daß die Staatswirthschaftslehre der Physiokraten ohnehin alle indirecten Steuern verwarf.

Aber die Steuerfreiheit genügte nicht, da es bei dem Ruin aller Industrie an Arbeit und Erwerb fehlte, und in den abnormen Zuständen, die sich daraus ergaben, traten schon 1790 alle die wunderlichen Theorien und unheimlichen Erscheinungen hervor, in denen die jetzt lebende Generation 1848 etwas bis dahin Unerhörtes, Ausgeburten unserer Zeit zu sehen glaubte.

Ganz im Sinn der Socialisten war man schon damals gewöhnt, den Staat als die Anstalt zu betrachten, die für Alles sorgen, und jedem Einzelnen jede Sorge und Mühe ersparen müsse. Während Marat die Wünsche der Menge gewiß am treffendsten aussprach, indem er einfach verlangte, man solle den Reichen das Geld nehmen, um es den Armen zu geben, hielt ein doctrinärer Prediger, der Bischof Fauchet, öffentliche Vorträge über die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Frauen. Die Vertilgung der Armuth war für eine „nationale Schuld", Staat und Gemeinde für Schuldner des Proletariats erklärt worden: da konnte man nicht umhin, gerade wie 1848, öffentliche Werkstätten zu errichten, in denen

und Krone, Lords und Haus der Gemeinen zwinge, die Grenzen ihrer kunstreich gegen einander abgezirkelten Machtgebiete auch wirklich inne zu halten. Man fragte nicht einmal, wie sich denn das Bild, das Blackstone und Delolme von der englischen Verfassung entworfen hatten, zu der Wirklichkeit, zum Leben verhalte, welchen Inhalt das Schema thatsächlich habe.

Noch phantastischer ausgerüstet erschienen jene idealisirenden Republikaner auf dem Kampfplatz, die wir Schüler Rousseau's und Plutarch's nennen möchten. Sie nahmen nicht nur Rousseau's krankhafte Träume für erhabene und brauchbare Staatsweisheit, sondern auch Plutarch's Darstellungen antiker Zustände für Bilder der Wirklichkeit. Der luftige Bau des idealen Staats, den sie im Sinn hatten, sollte lediglich durch „Bürgertugend" und „Ehrfurcht vor dem Gesetz" getragen werden, und es schien, als ob man diese Herrlichkeiten nur voraus zu setzen brauche, damit sie wirklich da seien.

Zwischen diesen Parteien entspann sich zunächst der Kampf um die neue Verfassung, der nicht ein blos parlamentarischer blieb. Die feudale Partei hatte durch thörichte, ja frevelhafte Versuche, einen Zustand, der den Staat dem Bankerott, das Land der Verarmung entgegenführte, mit Gewalt aufrecht zu erhalten, Ausbrüche wilder Volkswuth hervorgerufen; viele ihrer Mitglieder mußten in Folge dessen in die Fremde entfliehen; die Zurückbleibenden konnten nur noch die Bestrebungen aller derer durchkreuzen, die eine der englischen ähnliche Verfassung zu schaffen suchten. Sie thaten das, indem sie sich häufig auf die Seite der exaltirtesten, ja der wildesten Republikaner stellten, und ihre Hoffnung war dabei, daß gerade durch ein Uebermaaß des Uebels eine „Umkehr" zum Guten, d. h. die Wiederherstellung der alten Zustände müsse herbeigeführt werden.

Sybel's Werk bringt uns vielfach Aufschluß über die wirklichen Interessen und Motive, die in diesen Kämpfen wirksam wurden, ohne daß man sie eben immer zur Schau getragen hätte, und auch gar manche wohlbekannte Persönlichkeit gewinnt durch diese, aus den echten Quellen geschöpfte Darstellung eine Gestalt, die von dem fast schon herkömmlich gewordenen Bilde sehr wesentlich abweicht. Namentlich und vor Allem ist das in Beziehung auf Mirabeau nnd Lafayette der Fall. Der Eine steigt der Andere fällt — und zwar sehr tief, wie man sich mit Bedauern gestehen muß. In Mirabeau lernen

aufgehoben war: sie wollten die bisherigen Verhältnisse geradezu umgekehrt wissen. Hatte bisher zu Gunsten der bevorrechteten Stände ein unverhältnißmäßiger Druck auf den arbeitenden Klassen gelastet, so verlangte jetzt das besitzlose Volk auf Kosten der Wohlhabenden gleiche Genüsse ohne Arbeit; dazu sollte ihm die Staatsgewalt verhelfen, dazu wollte es diese üben oder beherrschen, — und die Theorie hielt überall gleichen Schritt mit der That.

Natürlich war es das Proletariat der großen Städte, das vorzugsweise als „Volk" auftrat, und begünstigt werden mußte, denn es beherrschte durch die Pariser Clubs, durch seine drohende Gegenwart an der Thüre des Sitzungssaales, die Gesetzgeber Frankreichs. Diesem „Volk" mußten nicht nur die Interessen der wohlhabenden Stände, sondern auch die der Bauern, der ärmeren Landleute, rücksichtslos geopfert werden. Schon in den ersten Zeiten der Revolution mußten alle indirecten Steuern aufgehoben werden, die dem Arbeiter in den großen Städten Wein und Fleisch, alle seine Lebensgenüsse vertheuerten. Das „Volk" war danach steuerfrei; den Ausfall sollte der Landmann durch erhöhte directe Steuern tragen, und die Gesetzgeber mochten sich mit dem Gedanken trösten, daß die Staatswirthschaftslehre der Physiokraten ohnehin alle indirecten Steuern verwarf.

Aber die Steuerfreiheit genügte nicht, da es bei dem Ruin aller Industrie an Arbeit und Erwerb fehlte, und in den abnormen Zuständen, die sich daraus ergaben, traten schon 1790 alle die wunderlichen Theorien und unheimlichen Erscheinungen hervor, in denen die jetzt lebende Generation 1848 etwas bis dahin Unerhörtes, Ausgeburten unserer Zeit zu sehen glaubte.

Ganz im Sinn der Socialisten war man schon damals gewöhnt, den Staat als die Anstalt zu betrachten, die für Alles sorgen, und jedem Einzelnen jede Sorge und Mühe ersparen müsse. Während Marat die Wünsche der Menge gewiß am treffendsten aussprach, indem er einfach verlangte, man solle den Reichen das Geld nehmen, um es den Armen zu geben, hielt ein doctrinärer Prediger, der Bischof Fauchet, öffentliche Vorträge über die richtige Vertheilung der Güter und die politische Befreiung der Frauen. Die Vertilgung der Armuth war für eine „nationale Schuld", Staat und Gemeinde für Schuldner des Proletariats erklärt worden: da konnte man nicht umhin, gerade wie 1848, öffentliche Werkstätten zu errichten, in denen

so schmutzig und niedrig sie auch sein mochten, blos weil sie keine Doctrinärs, sondern derbe Realisten waren, und besser wußten, wie man sich der Massen für seine eigenen Zwecke bedient. Der allgemeine Aufstand der gegen die alten Zustände empörten Menge bildete die reale Macht, auf welcher die Autorität der National-Versammlung ruhte; unwiderstehlich dem alten Frankreich gegenüber, reichte diese Autorität in Beziehung auf die empörte Menge selbst, natürlich nur so weit, als das „Volk" geneigt war sie anzuerkennen. Leute wie Danton und Marat aber, die nicht von einer opferfreudigen Begeisterung für abstracte Freiheit träumten, sondern das französische Volk kannten, wie es eben war, und mit seinen wirklichen Leidenschaften, seiner brennenden Gier nach Rache, Herrschaft und Genuß vertraut waren, — solche Leute wußten natürlich besser als Constitutionelle und Girondisten, durch welche Aussichten und Hoffnungen man die Menge bleibend in Bewegung erhält und sich dienstbar macht.

Diesen Menschen brachte nun Lafayette die Art von theoretischer Rechtfertigung, deren ihr Treiben doch auch bedurfte, fertig entgegen, indem er die Proclamirung der „Menschenrechte" veranlaßte, die ihrem wesentlichen Inhalt nach besagten, daß alle Menschen frei und gleich sind — daß alle Menschen das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung haben — und daß alle Souveränetät aus dem Volk hervorgeht.

Lafayette suchte seinen Ruhm darin, daheim in Anwendung zu bringen, was er in Amerika gelernt hatte. Er hatte dort eine Proclamirung der Menschenrechte erlebt. Daß die von aller Metaphysik und romantischen Schwärmerei himmelweit entfernten Advocaten des nordamericanischen Congresses zu solchen metaphysischen Allgemeinheiten ihre Zuflucht nahmen, blos weil sie um eine juristische Motivirung ihrer Erklärungen gegen England in Verlegenheit waren; daß sie diese abstract-philosophischen Sätze auch genau nur auf ihre Beziehungen zu dem Mutterlande anwendeten, im Uebrigen aber vollständig fallen ließen, nichts weiter daraus zu folgern gestatteten, und nicht im Entferntesten daran dachten, ihren Sclaven das Recht der Empörung wirklich einzuräumen: das Alles war dem ritterlichen Lafayette entgangen. Daß es in Frankreich zu einer solchen Erklärung keine bestimmte Veranlassung gab; daß es zu einer Zeit, wo es Noth that, die leidenschaftlich bewegten Massen an ihre Pflichten zu mahnen,

in Frankreich in die Hände der Regierung zu bringen, zu beliebiger Vertheilung an ihre Anhänger, und die „Rechte der Sanscülottes", die man den Menschenrechten entgegengestellt hatte, — „das Recht auf den Genuß aller Früchte, das Recht sich zu kleiden und zu nähren und die Gattung der Sanscülottes fortzupflanzen." — diese Rechte schienen gesichert. — Die Abschnitte bei Sybel, in denen diese wirthschaftlichen Zustände geschildert sind, und das tiefe Elend, dem ganz Frankreich in Folge dieses wahnsinnigen Treibens verfiel, gehören zu den werthvollsten des Werks. — —

Und was that Europa, während Frankreich sich in ein blutiges Labyrinth von Elend, Thorheit und Schuld verirrte? — Ist es wahr, daß alle Regierungen, alle Dynastien sich gegen Frankreich verschworen, um es in die alten Bande zu schlagen? — Um das neue Staatsrecht nicht aufkommen zu lassen, das sich hier ankündigte, die Freiheit zu ersticken, die sie Ursache hatten zu fürchten? — Wie oft ist diese Fabel wiederholt worden; wie oft sind uns von französischen Rhetoren die beiden mythologschen Gestalten Pitt und Coburg als Frevler gegen die Menschheit und die geheiligte Idee der Freiheit vorgeführt worden!

Diese Darstellung ist vollkommen unwahr; ja, sie ist nicht aus dem Irrthum, sondern aus einer berechneten, absichtlichen Entstellung der Thatsachen hervorgegangen. Es ist in unseren Augen das zweite große Verdienst Sybel's, daß er vollständiger und unwiderleglicher als je bisher geschehen war, dargethan hat, wie durchaus ungegründet die dreist erzählte Fabel ist.

Wie wir den Gang der Ereignisse jetzt übersehen, müssen wir die Staatsmänner Europas, und namentlich Deutschlands, nicht allein von dem oft gehörten Vorwurf freisprechen — sondern ihnen sogar einen gerade entgegengesetzten machen: den nämlich, daß sie gar kein Auge hatten für die weltgeschichtliche Bedeutung der Dinge, die in Frankreich vorgingen. Verloren in türkische und polnische Wirren in Congreß-Gezänk und diplomatische Intriguen, die sich eben auf diese Wirren im Osten Europas bezogen, bekümmerten sie sich unverzeihlich wenig um die Ereignisse in dem westlichen Nachbarlande Deutschlands. Keinem der Herren fiel es ein, daß es wohl an der Zeit sein könnte, den Hader, den zum Theil selbst untergeordnete Interessen der Selbstsucht veranlaßten, ruhen zu lassen, um die Gefahr

Necker; die Reste der feudalen Partei, die Alles zu verderben suchten, Robespierre und sein Anhang schlossen sich an, und so wurde am 7. November 1789 der gerade entgegengesetzte Beschluß durchgesetzt, daß kein Abgeordneter Minister sein dürfe — verhängnißvoll wie kein anderer!

Später, im Anfang des Jahres 1792, als Lafayette gern dem Treiben der Girondisten und Jacobiner, das ihm zu mächtig wurde, hemmend in den Weg getreten wäre, erbot er sich, im Verein mit dem Kriegsminister Narbonne und dessen Freundin, der berühmten Frau v. Stael, dem König zur Flucht zu verhelfen. Der Plan soll etwas luftig angelegt gewesen sein, und natürlich durfte Ludwig XVI. nirgend andershin fliehen als zu dem Heer, an dessen Spitze eben damals Lafayette stand; niemand Anderes als eben dieser freisinnige General durfte durch die Flucht des Königs Herr im Lande werden. Als der König den Vorschlag ablehnte, was ihm die Vernunft so gut rathen konnte wie das Vorurtheil des Hofs, verbündete sich Lafayette in seiner Empfindlichkeit auf das Engste mit seinen bisherigen Gegnern, den Girondisten, gegen diejenige liberale Partei, die den König zu retten bemüht war, drängte zum Krieg gleich den Jacobinern, mit denen er überhaupt öfter verbündet war, und suchte den Kriegsminister durch unziemliche Demonstrationen zu halten. Als der König diesen dennoch entfernte, um womöglich dem Kriege und dem eigenen Untergange zu entgehen, da rief Lafayette in seinem thörichten Unmuth den Ministern zu: man werde sehen, wer in Frankreich der Mächtigere sei, er oder der König!

Auch gelang es ihm, das damalige Ministerium, im Verein mit der Gironde, zu sprengen. Als er aber dann, in Folge der für ihn wie für Frankreich beschämenden Wendung, welche die ersten Operationen des begonnenen Krieges genommen hatten, auch mit dem folgenden Ministerium zerfallen war; als die Folgen seiner Thorheit offenbar wurden, Girondisten und Jacobiner mit Riesenschritten auf ihr Ziel zueilten, Ludwig XVI. sich in seinen Gemächern einer brutalen Vergewaltigung, einem Angriff auf sein Leben ausgesetzt sah, da wollte Lafayette noch einmal die Fluth stauen. Er eilte aus seinem Hauptquartier an der Grenze nach der Hauptstadt; hier erwartete ihn die Nationalgarde; sie forderte ihn auf, sich an ihre Spitze zu stellen und den Jacobinerklub zu sprengen; aber dem gefeierten

barmächte drohte, eine Stütze in der Verbindung mit den Seemächten, England und Holland, und bemühte sich, einen Frieden herbeizuführen, durch den die Pforte erhalten würde. Der preußische Minister Hertzberg knüpfte bekanntlich an diese Bemühungen einen sehr künstlichen Plan, dem zufolge Preußen durch den Frieden die im preußischen Gebiet isolirten polnischen Städte Danzig und Thorn gewinnen, Polen dafür Galizien zurückerhalten, Oesterreich aber an der Donau entschädigt werden sollte. Alle diese Wirren wurden dadurch verderblich, daß unvermeidlicher Weise auch Polen darin verwickelt war.

Denn mit Polen war eben gar nichts anzufangen. In dem elenden Zustand, zu welchem die grenzenlose Unvernunft und die tiefe, hoffnungslose Verderbtheit des Adels der allein die Nation bildete, diese seltsame Ritterrepublik herunter gebracht hatten, war und vermochte Polen an sich gar nichts; es konnte für Niemanden ein irgend nützlicher Verbündeter — es konnte für die Nachbarn nur ein Unheil oder eine Beute sein.

Und dieser Zustand war ein durchaus unheilbarer, denn er hatte seinen Grund nicht in den Intriguen fremder Mächte, die sich Parteien im Lande zu bilden suchten, sondern in der sittlichen Verkommenheit der Polen selbst. Da in Polen Alles für Geld feil, und nur für Geld zu haben war, da die Polen sich selbst und ihr Vaterland verkaufen wollten, so war jede der benachbarten Mächte unbedingt in die Nothwendigkeit versetzt, sich eine Partei in Polen zusammen zu kaufen, um Einfluß zu behalten und Unheil von sich selbst abzuwenden.

Sybel schildert den kaum glaublichen Zustand, auch die thierische Stumpfheit, zu der die Masse der Leibeigenen erniedrigt war, sehr treffend, und zwar auf das Gewissenhafteste aus den Quellen — und Herrmann liefert, beiläufig bemerkt, in dem sechsten Bande seiner Geschichte Rußlands ein reiches Material von Einzelnheiten dazu. Das Bild ist überzeugend und liefert den Beweis, daß Polen seines Unterganges wegen nur sich selbst anklagen darf und Niemand sonst; eine geschichtliche Wahrheit, die immer bestimmter hervortritt, je vollständiger und genauer der Gang der Ereignisse bekannt wird.

Katherina II. suchte Polen zunächst, vermöge eines ewigen Bündnisses, versprochenen Schutzes, Garantie seiner Un-Verfassung und dergleichen, in seiner Gesammtheit immer vollständiger zu einem Vasallenstaat Rußlands zu machen. Preußen war darauf angewiesen,

momentane Störung des gesellschaftlichen Zustandes war, sondern lange Jahre hindurch die herrschende Macht, die alle Regierung aufhob und bleibend an ihre Stelle trat. Wir halten es mit für das größte Verdienst unseres Historikers, daß er uns nicht nur die Einsicht in diese Zustände eröffnet, sondern auch nachweist, in welcher Weise sie sich mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem Gang der revolutionären Bewegung ergaben. Wie oft haben wir den bedeutend klingenden, aber leeren Spruch hören müssen: „die Revolution von 1789 sei eine politische, die von 1848 aber auf eine sociale angelegt gewesen!“ Niemand hat diese Worte öfter wiederholt und den angeblichen Unterschied schärfer betont als die Führer der Bewegung von 1848 selbst, die sich damit unendlich höher zu stellen wähnten, als die Koryphäen der früheren Umwälzung, Jacobiner und Girondisten.

Ein seltsamer Irrthum! Sybel hat vollkommen Recht, auf diese leere Redensart zu antworten, daß es so etwas, wie man sich bei einer rein politischen Revolution denkt, weder je gegeben hat noch geben kann: „Es hat noch nie eine Revolution gegeben, die nicht eine sociale — oder eine religiöse gewesen wäre.“

Für politische Theorien, Staatsform und Staatsgewalt, für ideale Bestrebungen, vermögen nur die Gebildeten sich zu begeistern, die Massen bringt man dafür nicht in Bewegung. Wenn sie sich je scheinbar für dergleichen erheben, so geschieht es, weil sie von der politischen Revolution, als eine nothwendige Folge, auch die sociale, eine unmittelbare und großartige Verbesserung des eigenen Zustands, der Bedingungen des eigenen Daseins erwarten. Wer aber der Masse bedarf, um die eigenen Pläne zu fördern, wer sie in Bewegung bringen will, der muß die sociale Revolution in einer oder anderer, leicht faßlicher, den Leidenschaften schmeichelnder Form als das eigentliche Ziel aller Bestrebungen verheißen, und die politische Umwälzung als das Mittel darstellen, solche Herrlichkeiten zu erlangen. Selbst jene redliche Verblendung, die mit ungeheuerlichen Theorien hervortritt, und von ihrer Verwirklichung das Ende aller Leiden der Menschheit erwartet, fehlt nie in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung.

Freiheit der Arbeit und des Eigenthums, Gleichheit des Staatsschutzes für jede Arbeit und jedes Eigenthum, war das große Princip des Jahres 1789. Aber die Menge und ihre Führer, Danton und seines Gleichen, begnügten sich nicht damit, daß der Feudalstaat

Aber indem sich Leopold stets mit dem Anschein der unbefangensten Gradheit und Offenheit, alle Minister umgehend an den König selbst und seine persönlichen Vertrauten wendete, wurden die zu Reichenbach getroffenen Verabredungen bald sehr eigenthümlich gedeutet; sie sollten nun allerdings den alten Besitzstand zur Grundlage des Friedens erklärt haben, aber den Besitzstand, wie er, nach den Anschauungen des Wiener Cabinets, von Rechts wegen vor dem Kriege hätte sein müssen. In Polen gingen Leopold's Bestrebungen dahin, Haß und Mißtrauen der sogenannten patriotischen Partei von Rußland auf Preußen hinüber zu leiten — und während Preußen der türkischen und polnischen Wirren wegen bis zum Jahre 1791 einem Krieg mit Rußland entgegen sehen mußte, konnte es nicht einmal auf die Neutralität Oesterreichs rechnen. So sah sich Preußen damals, gerade wie im Jahr 1850, in seinem übereilt gefaßten Vertrauen nach allen Seiten auf das Bitterste getäuscht.

In der neuen Ausgabe seines Werks bringt nun Sybel Aufschlüsse, welche in der früheren fehlten, und denen zufolge der vielbesprochene Staatsstreich, der am 3. Mai 1791 Polen eine neue Verfassung gab, dem Anschein nach geeignet, dies seltsame Gemeinwesen zu einem wirklichen Staat zu machen, ein Werk Oesterreichs war.

Leopold's Plan war, unserem Verfasser zufolge, die Krone Polen erblich mit dem sächsischen Kurhut zu verbinden, und dadurch eine weitaus überwiegend slawische Macht, die eine sehr bedeutende werden konnte, Preußen feindlich, Oesterreich ergeben bleiben sollte, in das Herz Deutschlands einzuführen —: ein Plan, dessen Ausführung, wie Sybel treffend bemerkt, das Dasein Preußens und die Bedeutung der Deutschen als eines geschichtlichen Volks in kaum berechenbarer Weise gefährdet hätte.

Neuerdings hat nun Herrmann in dem sechsten Bande seiner Geschichte des russischen Staats dieser Darstellung widersprochen und die Proclamation der berühmten Verfassung vom 3. Mai als einen Rettungsversuch der Verzweiflung geschildert, den wenige polnische Patrioten auf eigene Hand unternahmen, ohne durch eine fremde Macht dazu veranlaßt zu sein. Er stützt sich dabei vorzugsweise auf die Berichte des sächsischen Gesandten in Warschau, der allerdings die Verhältnisse sehr genau kannte, und verweist, das ganze

für Scheinarbeit oder ganz unverholenes Nichtsthun hoher Tagelohn gezahlt wurde. Ja, um das Pariser Proletariat zufrieden zu stellen, mußte der Staat Millionen und immer neue Millionen aufwenden, um der Hauptstadt Brot für die Hälfte des wirklichen Preises zu liefern. Ganz Frankreich wurde geplündert, um den müßigen Pöbel zu ernähren, der es knechtete.

Aber man ging weiter; schon im September 1792, als Girondisten und Jacobiner des „Volks" bedurften, um die Republik gegen den Willen der großen Mehrzahl mit Gewalt und Schrecken einzuführen, vertröstete man die Proletarier auf ein Gesetz, das die Vermögensverhältnisse regeln werde. Und als erst der Convent tagte, erklärte Beffroi: die nothwendigen Bedürfnisse seien kein Gegenstand des Privateigenthums. Sowie dann vollends die Jacobiner im Kampf mit der Gironde sich zu alleinigen Herren Frankreichs machten, wurden die Lehren des Socialismus und Communismus ausdrücklich als das Princip des Staats proclamirt. Der Departementsrath der Seine erklärte, daß „die Früchte der Erde, ebenso wie die Luft des Himmels, allen Menschen gemeinsam gehörten;" Robespierre ging in der Theorie scheinbar nicht ganz so weit, indem er den Grundsatz aufstellte, daß die Benutzung des Eigenthums der Staatsgewalt unterworfen sei, aber er proclamirte das „Recht auf Arbeit", das auch keine Erfindung unserer Tage ist, und in der Praxis vollends blieb dem Proletariat nichts zu wünschen, da in Folge dieses Grundsatzes allen Producenten befohlen wurde, die Erzeugnisse ihrer Arbeit zu Zwangspreisen zu verkaufen, die der Staat festsetzte, wie sie den gebietenden Proletariern gefielen.

Nicht allein also daß jene verrufenen Theorieen damals schon zum Vorschein kommen: Frankreich machte auch auf dem Gebiete des praktischen Socialismus Erfahrungen von solchem Ernst und solcher Bedeutung, daß die Versuche von 1848 daneben sehr schwach und nichtig erscheinen. Im Frühjahr 1794 wurde Todesstrafe gegen Jeden verhängt, der Vorräthe irgend einer Art besitze und sie zu verheimlichen suche, oder sich weigere, sie zu den Zwangspreisen zu verkaufen, die dem Proletariat genehm waren; Todesstrafe gegen Jeden, der das Papiergeld der Republik nicht zu dem vollen Nennwerth annehmen würde. So konnten, außer den Confiscationen, auch die ohne alle Grenze vermehrten Assignaten ein Mittel werden, alles Eigenthum

protestirten — aber die Verfassung war trotz ihres Widerspruchs, nach wenigen Stunden beschworenes Landesgesetz.

Ignatz Potocki, der unter den Polen als der eigentliche Urheber dieser Revolution bezeichnet wird, war nach den Berichten des englischen Gesandten hauptsächlich durch seine persönliche Verfeindung mit den Häuptern der russischen Partei bestimmt; was die Masse der 88 betrifft, so ergiebt sich, daß sie für ihr Votum bezahlt waren, zum Theil vom König — ob auch von Oesterreich, davon zeigen sich keine Spuren.

Der sächsische Gesandte widerrieth seinem Landesherrn auf das Dringendste die Annahme der polnischen Krone, warnte vor der Unzuverlässlichkeit der Polen, verwies auf die Unhaltbarkeit einer Verfassung, für die eigentlich im ganzen Reich nur 88 Individuen, ohne Auftrag und Vollmacht von ihren Wählern, folglich ohne Recht, gestimmt hatten, die nie zur Ausführung kommen konnte, wie Land und Leute einmal beschaffen waren. Er prophezeite, was auch eintraf, daß die große Mehrzahl der Magnaten, und fast alle Dietinen, d. h. Adelsversammlungen in den einzelnen Landestheilen, gegen diese Verfassung protestiren würden.

Aber war dies Gaukelspiel das Werk einer einheimischen, oder einer österreichischen Intrigue? — Es ist nicht ganz leicht, darüber vollständig in das Klare zu kommen, da Leopold II. sich in einem labyrinthischen Gang seiner Politik gefiel, mit dem Behagen des überlegenen Spielers gern ein gewagtes Spiel trieb, und dabei ein sehr bequemes Gewissen hatte. Es hatte für ihn gar keine Schwierigkeit, nach verschiedenen Seiten hin die allerwidersprechendsten Erklärungen abzugeben. Eines der angeführten Actenstücke scheint uns indessen doch für Sybel's Darstellung zu entscheiden. Der Fürst Kaunitz theilte schon im Juni 1791 dem russischen Hof den Plan seines Kaisers mit, die polnische Krone bleibend mit Sachsen zu verbinden. Freilich verräth der Umstand, daß man die Erbfolge nicht nach Oesterreichs Wünschen geordnet hatte, den Einfluß auch noch anderer Intriguen, die sich vielfach kreuzten: aber Oesterreich bemühte sich, das Ganze auf seinen Entwurf zurückzuführen. Der Kurfürst von Sachsen wurde veranlaßt, die Nachfolge für seine Brüder, mit Ausschluß seiner Tochter, zu verlangen — und selbst aus Actenstücken, die Herrmann mittheilt, geht hervor, daß Leopold in Petersburg eifrig unterhandelte, um die

zu überwachen, die von jenseits des Rheins her drohen konnte. Manchem beschränkten Diplomaten war es ganz genehm, daß Frankreich durch eigene Zerrüttung gelähmt, sich nicht einmischen und seine Zauberkreise im Osten nicht stören könne. Daß die Welt darüber aus den Fugen kommen könne, davon hatten die Herren keine Ahnung!

In Deutschland war die alte Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, durch Kaiser Joseph's II. wiederholte Versuche, Bayern mit seinen „Erbstaaten" zu vereinigen, neuerdings gesteigert worden. Zweimal hatte Preußen diese Pläne durchkreuzt und scheitern gemacht. Kaiser Joseph schloß sich auf das Engste an Rußland, theils um mit Hülfe Katherinen's II. dennoch Bayern gegen Belgien eintauschen zu können, theils in der Hoffnung, das türkische Reich mit Rußland zu theilen — und zwar in sehr eigenthümlicher Weise, die auf ein weites Gewissen deutet, so daß die Erinnerungen an ihre eigene Politik die österreichische Regierung kaum berechtigen, ihre Stimme gegen „Rechtsverletzungen" und „Annexionen" zu erheben.

Der Briefwechsel zwischen Katherina und Joseph, den Herrmann vor Kurzem bekannt gemacht hat, ist in dieser Beziehung ungemein belehrend. Katherina fordert darin, außer einigen Inseln im Archipel, den Dniestr als Grenze Rußlands; die Errichtung eines „Dacien" genannten, aus den rumänischen Provinzen an der Donau und Bulgarien gebildeten Staats, der, bestimmt Rußland und Oesterreich auseinander zu halten, angeblich unabhängig sein sollte — dessen Krone oder Fürstenhut aber natürlich Potemkin zugedacht war. An die Stelle des türkischen Reichs sollte in Constantinopel ein griechisches treten, als dessen Beherrscher die Kaiserin ihren Enkel Constantin nennt. Oesterreich verlangt für sich den größten Theil von Serbien, ganz Bosnien und türkisch Kroatien, nebst dem damals venetianischen Dalmatien — außerdem aber auch noch das gesammte venetianische Gebiet in Italien; die Sereniſſima, die Republik Venedig, diesen Plänen durchaus fremd, soll (ungefragt) durch Morea und einige griechische Inseln entschädigt werden. Diese Unterhandlungen sind gewiß denen Napoleon's und Alexander's zu Tilsit und Erfurt vollkommen ebenbürtig.

Preußen suchte, als der Krieg gegen die Türkei wirklich begann, und eine ganz unberechenbare Vergrößerung der ihm feindlichen Nach-

sehen, und die Zumuthungen, die von dieser Seite kamen, wurden sogar sehr unsanft abgewiesen.

So namentlich bei der bekannten Zusammenkunft in Pillnitz, obgleich der Graf v. Artois (nachmals Karl X.), der sich ungebeten dort einfand, dem Kaiser Leopold keinen geringeren Preis bot als Lothringen, das Stammland des in Oesterreich regierenden Hauses. Es ist von großem Werth, daß wir in Sybel's Werk zum erstenmal vollständig aus den Acten erfahren, was in Pillnitz eigentlich verhandelt wurde. Für die deutschen Mächte handelte es sich darum, einen etwas lockeren Vertrag zu ergänzen, der einen Monat vorher zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen war, sich auf Polen bezog, und von Preußen namentlich als ein Bündniß gegen Rußland aufgefaßt wurde. Artois trat mit so maaßlosen Forderungen dazwischen, wie sie nur der leidenschaftlich blinden Selbstsucht und Selbstüberhebung eines Ausgewanderten einfallen konnten. Er forderte nicht allein den unerbittlichen Krieg ganz Europas gegen Frankreich, sondern auch, daß Europa Ludwig XVI. ohne Weiteres absetze, indem es die ausgewanderten Prinzen als die allein rechtmäßige Regierung Frankreichs anerkenne. Oesterreich und Preußen erließen dagegen die bekannte Erklärung, mit der Artois und der Schwarm der Emigranten sehr übel zufrieden waren, und die Leopold II. selbst als ein Manifest der Nicht-Intervention bezeichnete.

Als dann Ludwig XVI. unmittelbar darauf die von der Nationalversammlung entworfene Verfassung annahm, erklärte Leopold, der dazu dringend aufgefordert hatte, die Angelegenheit, als eine europäische, für erledigt — und noch im November desselben Jahres drückte der Kanzler Oesterreichs, Fürst Kaunitz, gegen den preußischen Gesandten seinen Unwillen aus über das Treiben der Ausgewanderten am Rhein; es sei lächerlich, wenn die französischen Prinzen die Annahme der Verfassung durch Ludwig XVI. für erzwungen und nichtig ausgeben, oder vollends ihm das Recht absprechen wollten, die alte Verfassung zu ändern: „sie streben umsonst uns in einen Krieg hinein zu hetzen, der nur die übelsten Folgen für Ludwig und die jetzige Herrschaft der gemäßigten Partei in Frankreich haben könnte."

Pitt vollends war, an der Spitze der englischen Regierung, bis zum letzten Augenblick mit der ganzen Energie seines großen Geistes bemüht, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu erhalten,

Polen womöglich dieser Abhängigkeit zu entziehen; eine Aufgabe, die schon dadurch selbst im besten Fall gar sehr erschwert wurde, daß auf gar manches andere Verhältniß, und namentlich auf die feindselige Unzuverläßligkeit der Polen Rücksicht genommen werden mußte. Und wenn es nun vollends unmöglich war, die Polen zu irgend einer Anstrengung für sich selbst zu bringen; wenn ihr Patriotismus immer und immer bei der seltsamen Forderung stehen blieb, Fremde, denen man nicht einmal zu Dank verpflichtet sein wollte, sollten sich höchst uneigennützig für die Republik verbluten, die sie selbst tagtäglich verkauften? — War aber Polen nicht zu retten, was blieb dann übrig im Interesse der deutschen Staaten, als eben die Theilung, die erfolgte? — Leider aber führte der Gang der Ereignisse dahin, daß Oesterreich und Preußen einander auch auf diesem Boden feindlich begegneten.

Ohnehin wurden die Verhältnisse schon dadurch auch für die Folge schwieriger, daß Preußen, indem es den Verbündeten, Oesterreich und Rußland, mit den Waffen drohte, die Unzufriedenen in Ungarn, besonders aber den Aufstand in den österreichischen Niederlanden begünstigt hatte. Dergleichen wird schwer vergessen und verziehen. Ganz unmöglich wurde eine wirkliche Einigung Oesterreichs und Preußens dann vollends dadurch, daß Oesterreichs Politik dem deutschen Nachbarstaat gegenüber, auch nach wiederholten scheinbaren Versöhnungen immer eine durchaus unredliche blieb; und zwar am entschiedensten, wenn Leopold II., der aus dem Heimathslande des Machiavellismus an die Spitze der österreichischen Staaten kam, sich das Ansehen gab, treuherzige, biedere Gefühlspolitik zu treiben.

Sein Streben ging dahin, Preußen keinen Gewinn zukommen, Danzig nicht in dessen Hände fallen zu lassen, und wenn selbst Oesterreich deshalb Opfer bringen müßte. Mit großer Gewandtheit wußte er zunächst die Seemächte durch die Drohung, im Nothfall einen Theil Belgiens den Franzosen zu überlassen, dahin zu bringen, daß sie sich von Hertzberg's Tauschplänen lossagten, und den Frieden billigten, den Leopold auf Grundlage des alten Besitzstandes, wie er vor dem Kriege war, mit der Türkei schließen wollte. Mit derselben Geschicklichkeit wußte er dann auf dem vielbesprochenen Congreß zu Reichenbach Friedrich Wilhelm II. dahin zu bringen, daß er die Pläne seines Ministers und den Minister selbst aufgab.

pold's II. Tode wurde der preußischen Regierung ein solches Bündniß mit Frankreich angeboten; man dachte in Paris an eine Coalition, die Frankreich, Preußen und Polen gegen Oesterreich und Rußland bilden sollten.

Die Girondisten zwangen die Regierung Frankreichs im April 1792, Oesterreich unter sehr nichtigen Vorwänden den Krieg zu erklären — und führten dadurch, als unmittelbarstes Ergebniß ihres Treibens, den Untergang Polens herbei, wie Sybel mit überraschender Klarheit darthut. Das Unheil der Zeit ging, für Europa im Allgemeinen, eben daraus hervor, daß gleichzeitig mit dem französischen, auch in Polen ein unmöglich gewordenes Gemeinwesen zusammenbrach, daß die unseligen Verwickelungen, die sich hier ergaben, auf das Allerengste mit der Politik Europas, Frankreich gegenüber, verflochten blieben und diese Politik in einem bisher nicht hinreichend gewürdigten Grade beherrschten.

Waren die deutschen Mächte in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, so gab es keine Möglichkeit, sich gleichzeitig den Unternehmungen Rußlands in Polen zu widersetzen; das ist einleuchtend. Noch am 10. März, kaum sechs Wochen vor der Kriegserklärung, hatte Oesterreich die preußische Regierung von Neuem aufgefordert, in die bleibende Vereinigung Polens mit Sachsen zu willigen: davon konnte nicht mehr die Rede sein; — es blieb sehr bald keine Wahl, als entweder Polen ganz der Botmäßigkeit Rußlands verfallen zu lassen, oder es zu theilen.

Preußen, zwar durch sein Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet, äußerte doch, es müsse für seine Anstrengungen in dem bevorstehenden Kriege, „an dem es kein politisches Interesse habe", eine Entschädigung erhalten. Um Preußen desto gewisser in den westlichen Krieg zu verwickeln, bot Katherina eine polnische Provinz als Entschädigung, und damit war der Anstoß zu der zweiten und zu der endlichen Theilung Polens gegeben. Oesterreich, dessen Politik unter Kaiser Franz Cobenzl, Spielmann und dann Thugut leiteten, gab nun auch Polen auf, als es sich gezwungen sah das Schwert zu ziehen, suchte aber auch nach einer Vergrößerung, nach einem Lohn für seine kriegerischen Anstrengungen, und kam auf seinen Wunsch zurück: Bayern gegen die flandrischen Provinzen einzutauschen. Jetzt, wo Preußen nicht mehr widersprechen konnte, schien

Ereigniß zu erklären, auf die eigenthümliche Weise, in welcher die Erbfolge im polnischen Reich geordnet sein sollte.

Die erbliche Krone Polens sollte allerdings auf den Kurfürsten von Sachsen übergehen, die Nachfolge wurde aber nicht seinem Hause zugesichert, sondern ausschließlich auf seine einzige Tochter beschränkt, welche die neue Verfassung, emphatisch genug, wenn auch nicht gerade correct slawisch, zur „Infantin von Polen" erklärte. Diese Erbfolgeordnung soll es gewesen sein, die den König Stanislaus August Poniatowski für das Unternehmen gewann, denn natürlich sah er im Geist seinen Neffen Joseph Poniatowski mit der Infantin vermählt. Aber er war nicht der einzige Mann in Polen, der solche Pläne hegte; auch der Fürst Adam Czartoryski versprach sich, die Hand der Infantin für seinen Sohn in Anspruch zu nehmen.

Wie diese Verfassung, der Stolz der Polen, zu Stande gekommen, das ist um so mehr der Beachtung werth, da alle Polen, sehr zugänglich für verschönernde Täuschungen in Beziehung auf ihre Landesgeschichte, auch heute noch gerne rühmen, mit welcher Einhelligkeit und Begeisterung sie sich in weiser Beschränkung eine schön geregelte, gemäßigt monarchische Verfassung gegeben haben, während in Frankreich die blutigsten Gräuel verübt wurden.

In Wahrheit aber konnte der Staatsstreich in Polen nur durch eine unredliche Ueberraschung gelingen, wie sie vielleicht nur dort möglich war. Man benutzte einen Augenblick, wo, unmittelbar nach den Osterferien, die gefürchteten Gegner noch nicht wieder eingetroffen, und überhaupt von den 484 Mitgliedern des Reichstags nur 157 in Warschau zur Stelle waren. Der König erschien, von Militär umgeben, das alle Zugänge besetzte, in der Sitzung, und ließ, mit Umgehung der Tagesordnung, Depeschen und Briefe aus fast allen Hauptstädten Europas vorlesen, denen zufolge Polen mit einer neuen Theilung bedroht war. Diese Actenstücke waren zum Theil gefälscht, zum Theil vollständig erfunden. Von einer neuen Zerstückelung Polens war bis dahin nirgends die Rede gewesen. Als einzig mögliche Rettung wurde die neue Verfassung angerathen, deren Inhalt nur ihre Verfasser kannten; sie sollte ohne Discussion in Bausch und Bogen angenommen werden, nachdem sie vorgelesen war; 88 der Anwesenden stimmten dafür, die 69 anderen tobten, schrieen und

polb's II. Tode wurde der preußischen Regierung ein solches Bündniß mit Frankreich angeboten; man dachte in Paris an eine Coalition, die Frankreich, Preußen und Polen gegen Oesterreich und Rußland bilden sollten.

Die Girondisten zwangen die Regierung Frankreichs im April 1792, Oesterreich unter sehr nichtigen Vorwänden den Krieg zu erklären — und führten dadurch, als unmittelbarstes Ergebniß ihres Treibens, den Untergang Polens herbei, wie Sybel mit überraschender Klarheit darthut. Das Unheil der Zeit ging, für Europa im Allgemeinen, eben daraus hervor, daß gleichzeitig mit dem französischen, auch in Polen ein unmöglich gewordenes Gemeinwesen zusammenbrach, daß die unseligen Verwickelungen, die sich hier ergaben, auf das Allerengste mit der Politik Europas, Frankreich gegenüber, verflochten blieben und diese Politik in einem bisher nicht hinreichend gewürdigten Grade beherrschten.

Waren die deutschen Mächte in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, so gab es keine Möglichkeit, sich gleichzeitig den Unternehmungen Rußlands in Polen zu widersetzen; das ist einleuchtend. Noch am 10. März, kaum sechs Wochen vor der Kriegserklärung, hatte Oesterreich die preußische Regierung von Neuem aufgefordert, in die bleibende Vereinigung Polens mit Sachsen zu willigen: davon konnte nicht mehr die Rede sein; — es blieb sehr bald keine Wahl, als entweder Polen ganz der Botmäßigkeit Rußlands verfallen zu lassen, oder es zu theilen.

Preußen, zwar durch sein Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich bis auf einen gewissen Grad verpflichtet, äußerte doch, es müsse für seine Anstrengungen in dem bevorstehenden Kriege, „an dem es kein politisches Interesse habe", eine Entschädigung erhalten. Um Preußen desto gewisser in den westlichen Krieg zu verwickeln, bot Katherina eine polnische Provinz als Entschädigung, und damit war der Anstoß zu der zweiten und zu der endlichen Theilung Polens gegeben. Oesterreich, dessen Politik unter Kaiser Franz Cobenzl, Spielmann und dann Thugut leiteten, gab nun auch Polen auf, als es sich gezwungen sah das Schwert zu ziehen, suchte aber auch nach einer Vergrößerung, nach einem Lohn für seine kriegerischen Anstrengungen, und kam auf seinen Wunsch zurück: Bayern gegen die flandrischen Provinzen einzutauschen. Jetzt, wo Preußen nicht mehr widersprechen konnte, schien

Kaiserin Katherina für eine solche Umgestaltung Polens zu gewinnen. Welche Vortheile er der russischen Kaiserin dafür bot, ist nicht bekannt geworden, doch sehen wir, daß Leopold immer in der Lage blieb, ihre Absichten an der Donau zu unterstützen, indem er, aller Versprechungen ungeachtet, den Abschluß seines Friedens mit der Pforte stets zu verschieben wußte. Aber Katherina II. schloß nun ihrerseits Frieden mit dem Reich der Osmannen, um ihre Macht ganz auf Polen zu wenden, und Oesterreichs Pläne umgehend, sich wieder ganz und in festeren Formen als bisher, zur Herrin dieses Landes zu machen. — Leopold beeilte darauf auch seinerseits den Abschluß des lange hingehaltenen Friedens — gab aber selbst dann seine Pläne in Polen nicht auf, so problematisch die Ausführung auch geworden war.

Während man nun aber durch die Angelegenheiten des Ostens dergestalt in Anspruch genommen war, fehlte es allerdings nicht an Aufforderungen, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, aber sie wurden, wie gesagt, gar sehr nur als störende Nebensache behandelt. Marie Antoinette von Frankreich rief den Beistand ihres Bruders Leopold an, und dieser war auch geneigt, durch Unterhandlungen, wo möglich selbst durch die Erklärungen eines europäischen Congresses, auf ein gewisses Maaßhalten in Frankreich hinzuwirken —: aber, so räthselhaft seine Politik in mancher Beziehung war und blieb, Eines wußte die europäische Diplomatie sehr bestimmt, nämlich daß er nicht gesonnen sei mit den Waffen gegen Frankreich einzuschreiten. Katherina II. freilich forderte zu einem Kreuzzug gegen die Jacobiner auf — aber das war für Leopold ein Grund mehr, solchen Kampf zu meiden. England und Preußen waren so weit entfernt von jedem Gedanken an einen Coalitions- und Principienkrieg, daß sie noch 1791 Oesterreich für ein Bündniß gegen Rußland zu gewinnen suchten, um die Unterjochung Polens zu verhindern.

Das Treiben des ausgewanderten französischen Adels, der sich am Rhein um die Brüder Ludwig's XVI. schaarte, seinen König schmähte und verleugnete, weil er die Vorrechte der Ritterschaft nicht standhaft genug vertheidigt habe, die Absicht kund gab, diesen schwachen König unter Vormundschaft zu stellen, wenn die eigene Partei erst wieder Herr sei im Lande, und Europa's bewaffneten Beistand durch frechen Uebermuth erzwingen wollte —: dies Treiben wurde sehr ungern ge-

Es ist der Beachtung werth, in was für mitunter sehr seltsamen Formen dieses weit verbreitete Gefühl der eigenen Ohnmacht sich bei den höher gestellten Individuen äußerte. So verlangte Lafayette, der den Befehl an der Maas führte, unmittelbar vor der Eröffnung des Feldzugs auf einen anderen Theil des Kriegsschauplatzes, an die Spitze einer anderen Armee versetzt zu werden. Man wußte bisher nicht warum; den Theil seines Schreibens an die Regierung, in welchem er seine Gründe verräth, hat er in seinen Memoiren unterdrückt. Sybel theilt ihn mit, und wir erfahren nun, daß Lafayette nicht den Preußen gegenüber stehen wollte, die er fürchtete, denen gegenüber er sein Feldherrnansehen einzubüßen besorgte; dies Unheil sollte irgend einen Andern treffen, nicht ihn; er wollte vor Allem die Interessen seiner Eitelkeit in Sicherheit bringen. Servan, ebenso, zur Zeit Kriegsminister, zeigt sich zwar nicht entmuthigt durch das anfängliche Mißgeschick, aber durchaus überzeugt, daß die Verbündeten mit raschen Schritten gerade auf Paris vorrücken würden.

Diese Wehrlosigkeit wird von den französischen Geschichtschreibern auch in gewissem Sinn zugestanden, wenn auch natürlich in Formen, wie sie die Nationaleitelkeit unserer westlichen Nachbarn verlangt; sie wird nur in ihrem Gegensatz, in einer angeblich unermeßlichen Ueberlegenheit des gegen Frankreich verschworenen Europa mittelbar angedeutet. Aber man bedient sich des in solche Formen gebrachten Geständnisses eigentlich nur, um das wahnsinnige Treiben der Jacobiner, die Gräuel, die sie übten, durch verwegene Sophismen zu rechtfertigen. Gegen solche Uebermacht, wie sie Frankreich zu erdrücken drohte, war, sagt man, mit gewöhnlichen Mitteln nicht auszureichen; Rettung war nur von den äußersten Anstrengungen zu erwarten — und die Energie der Schreckenszeit, die Energie Danton's und Robespierre's war nothwendig, um die Gesammtmacht der Nation in Bewegung zu bringen. So stellt auch Thiers die Dinge dar.

In Sybel's Werk wird nun die Hohlheit dieses Vorgebens dargethan. Wir sehen, daß die Jacobiner, weit entfernt Frankreich durch ihren Wahnsinn zu retten, das Land vielmehr dadurch in die dringendsten Gefahren stürzten, daß sie den Kampf mit ihren Gegnern im Innern der dritten Nationalversammlung, im Convent, stets als die Hauptsache behandelten, dem der Kampf mit den auswärtigen Gegnern untergeordnet blieb; dadurch, daß sie die Grenzen entblößten,

um sich der Unterjochung Polens durch Rußland, überhaupt der Vernichtung dieses Reichs widersetzen zu können. Auch darüber giebt das hier besprochene Werk die bündigste Auskunft.

Unter solchen Umständen blieb den weiterstrebenden Parteien in Frankreich durchaus nichts Anderes übrig, als den Krieg selbst anzufangen, wenn sie ihn mit Gewalt haben wollten. Aber sie wollten ihn mit Gewalt haben, denn sie wußten so gut wie Kaunitz und Leopold, daß er für Ludwig XVI. und die gemäßigte Partei die übelsten Folgen haben mußte.

Die zweite Nationalversammlung, die unmittelbar nach der „constituirenden" als „gesetzgebende" an deren Stelle trat, war bekanntlich weit überwiegend republikanisch gesinnt. Die Girondisten, die in ihr zunächst herrschten, dachten nicht entfernt daran, sich des Auftrags zu entledigen, auf den ihr Mandat lautete, und die Verfassung durch Gesetze zu ergänzen; der Sturz des Königthums, die Republik war das Ziel, das sie sich selbst stellten, und sie handelten dabei im Widerspruch mit ihren eignen sittlichen Grundsätzen, wie kaum je eine politische Partei gethan hat. Sie wollten eine plutarchische Republik gründen, die durch allgemeine Seelengröße und unbesiegbar redliche Bürgertugend getragen werden sollte, und begannen ihr Werk mit der unredlichsten Intrigue und Lüge. Jene erhabenen Tugenden sollten gleichsam suspendirt sein, bis das Ziel erreicht wäre, dann aber urplötzlich in Kraft treten, um den Staatsbau, dem jede reale Grundlage fehlte, schwebend in der Luft zu erhalten.

Der Krieg sollte den gewünschten Umsturz herbeiführen, und deshalb erklärte Brissot, in der Sitzung am 17. Dezember, ziemlich zu derselben Zeit, als Kaunitz jeden Gedanken an Krieg so entschieden von sich wies, den Krieg für „eine nationale Wohlthat" und rief, „das einzige Unglück wäre, keinen Krieg zu haben!"

Der Zweck, den man verfolgte, gebot, Ludwig XVI. eines geheimen Bundes mit fremden Mächten zu zeihen, und die Gemüther dadurch zu erhitzen, daß man von einer Verschwörung aller Tyrannen gegen Frankreich und gegen die Menschenrechte als von einer erwiesenen Thatsache sprach; in Wahrheit aber glaubte die herrschende Partei so wenig an die Möglichkeit einer Coalition und an einen Principienkrieg gegen Frankreich, daß der Kriegsminister Narbonne sehr entschieden auf ein Bündniß mit Preußen rechnete. Unmittelbar nach Leo-

Da Oesterreich nicht aufhörte, Entschädigungen, Vergrößerungen zu verlangen, verwies England, nun auch gegen seinen Willen in den Krieg gezogen, auf Eroberungen im Elsaß und im französischen Flandern. Die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, während des ersten Feldzugs wenigstens für Friedrich Wilhelm II. Zweck des Krieges, war nun vollständig aufgegeben. Ohnehin hatte sich das tragische Schicksal Ludwig's XVI. in der Zwischenzeit vollendet. Nicht militärische Bedenken allein, sondern auch die Absicht, in welcher nun der Krieg ausschließlich fortgesetzt wurde, bestimmten das Wiener Cabinet, jede Operation in das Innere Frankreichs, auf Paris, entschieden abzulehnen, als nach Dumouriez' Flucht, nach der Eroberung von Mainz und Valenciennes (1793) Frankreich so gut wie ganz entwaffnet vor den Verbündeten lag und im eigenen Lande den Aufstand der Vendée und des Südens zu bekämpfen hatte. Preußen mahnte, die tapferen Royalisten der Vendée zu unterstützen, — aber Oesterreich wollte sich, wie England, gegen keine der Parteien in Frankreich binden, sich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, irgend eine als befreundet berücksichtigen zu müssen — und man überließ die Helden der Vendée ihrem Schicksal.

Dadurch, daß Sybel uns in solcher Weise tiefe Blicke in die politischen Motive thun läßt, welche die militärischen Operationen in höchster Instanz bestimmten, wird, beiläufig bemerkt, sein Werk auch für den Soldaten, der den Gang der militärischen Ereignisse im technischen Sinn zum Gegenstand seines Studiums macht, in hohem Grade belehrend, und für den künftigen Verfasser einer Militärgeschichte dieser Feldzüge eine unschätzbare Vorarbeit.

Wir erfahren, was früher nicht in dieser Weise bekannt war, mit welcher Erbitterung Kaiser Franz sich verletzt fühlte, als das ihm verhaßte Preußen mit Rußlands Hülfe wirklich durch die zweite Theilung Polens einen ansehnlichen Landstrich erwarb, ehe ihm selbst irgend ein Gewinn zugefallen war. Der Unmuth des jungen Kaisers war von solcher Art, daß dadurch ein vollständiger Systemwechsel in seiner Politik hervorgerufen wurde. Er entließ die Minister Cobenzl und Spielmann, die dies unleidliche Ereigniß nicht zu hintertreiben gewußt hatten. Thugut führte fortan, zu Oesterreichs und Europas Unheil, allein das Ruder. Da Oesterreichs Ansprüche auf Bayern Widerspruch erfuhren, und wenig Aussicht auf Erfolg hatten, forderte

das Ziel erreichbar — und man war zu Wien keineswegs gesonnen, die gute Gelegenheit zu versäumen.

Die militärische Aufgabe, welche die Verbündeten nun gezwungen zu lösen hatten, war in der Wirklichkeit nicht von solcher Schwierigkeit, wie man wohl denken konnte; sie war nicht das, wofür man sie besonders nachträglich so oft ausgegeben hat, indem man die Krieger Frankreichs als begeistert für die neue Freiheit darstellte, und durch ihre Begeisterung den Soldaten der Verbündeten überlegen, die ganze Bevölkerung des Landes aber als bereit, sich in Waffen zu erheben.

Der Gedanke, daß die Verbündeten kämen, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen, die Ausgewanderten vollends, um sich unter ihrem Schutz zu rächen, war allerdings der weit überwiegenden Mehrzahl des französischen Volks hinreichend verhaßt; aber, wie hoch sich auch eine solche Stimmung ohne Zweifel verwerthen läßt, an sich ist sie noch keine fertige Waffe, mit der man ohne Weiteres den Sieg in Händen hätte. Dafür aber hielten sie die herrschenden Girondisten, als echte Doctrinärs; nach ihrer Meinung konnten die Söldlinge der Tyrannen den begeisterten Kriegern der Freiheit, dem Volk in Waffen, nicht Stand halten. Weit entfernt, irgend etwas thun zu wollen, um die form- und haltungslosen Schaaren von Freiwilligen, die sich gebildet hatten, zu soldatischer Tüchtigkeit heranzubilden, arbeiteten sie vielmehr umgekehrt mit dem größten Eifer daran, auch die Linientruppen, die sie brauchbar vorgefunden hatten, mehr und mehr zu Grunde zu richten, und ihrer Auflösung entgegenzuführen. Die ohnehin gelockerten Bande der Disciplin wurden systematisch mehr und mehr gelöst, denn der Soldat sollte „im Bürger aufgehen."

So hatten die Girondisten seltsamer Weise, in demselben Augenblick, in welchem sie den Krieg mit dem größten Theil Europas muthwillig erzwangen, Frankreich in einem fast unerhörten Grade wehrlos gemacht, und in den Reihen der französischen Krieger herrschte, anstatt der vorausgesetzten Begeisterung, eben das unbehagliche Bewußtsein der Wehrlosigkeit. Dieses lähmende Bewußtsein rief eine nichts weniger als heroische Haltung der Truppen im Gefecht hervor — und so war denn die moralische Ueberlegenheit in einem Grade, wie wohl nur sehr selten und ausnahmsweise vorgekommen ist, auf Seiten der Krieger Oesterreichs und Preußens.

Da Oesterreich nicht aufhörte, Entschädigungen, Vergrößerungen zu verlangen, verwies England, nun auch gegen seinen Willen in den Krieg gezogen, auf Eroberungen im Elsaß und im französischen Flandern. Die Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, während des ersten Feldzugs wenigstens für Friedrich Wilhelm II. Zweck des Krieges, war nun vollständig aufgegeben. Ohnehin hatte sich das tragische Schicksal Ludwig's XVI. in der Zwischenzeit vollendet. Nicht militärische Bedenken allein, sondern auch die Absicht, in welcher nun der Krieg ausschließlich fortgesetzt wurde, bestimmten das Wiener Cabinet, jede Operation in das Innere Frankreichs, auf Paris, entschieden abzulehnen, als nach Dumouriez' Flucht, nach der Eroberung von Mainz und Valenciennes (1793) Frankreich so gut wie ganz entwaffnet vor den Verbündeten lag und im eigenen Lande den Aufstand der Vendée und des Südens zu bekämpfen hatte. Preußen mahnte, die tapferen Royalisten der Vendée zu unterstützen, — aber Oesterreich wollte sich, wie England, gegen keine der Parteien in Frankreich binden, sich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, irgend eine als befreundet berücksichtigen zu müssen — und man überließ die Helden der Vendée ihrem Schicksal.

Dadurch, daß Sybel uns in solcher Weise tiefe Blicke in die politischen Motive thun läßt, welche die militärischen Operationen in höchster Instanz bestimmten, wird, beiläufig bemerkt, sein Werk auch für den Soldaten, der den Gang der militärischen Ereignisse im technischen Sinn zum Gegenstand seines Studiums macht, in hohem Grade belehrend, und für den künftigen Verfasser einer Militärgeschichte dieser Feldzüge eine unschätzbare Vorarbeit.

Wir erfahren, was früher nicht in dieser Weise bekannt war, mit welcher Erbitterung Kaiser Franz sich verletzt fühlte, als das ihm verhaßte Preußen mit Rußlands Hülfe wirklich durch die zweite Theilung Polens einen ansehnlichen Landstrich erwarb, ehe ihm selbst irgend ein Gewinn zugefallen war. Der Unmuth des jungen Kaisers war von solcher Art, daß dadurch ein vollständiger Systemwechsel in seiner Politik hervorgerufen wurde. Er entließ die Minister Cobenzl und Spielmann, die dies unleidliche Ereigniß nicht zu hintertreiben gewußt hatten. Thugut führte fortan, zu Oesterreichs und Europas Unheil, allein das Ruder. Da Oesterreichs Ansprüche auf Bayern Widerspruch erfuhren, und wenig Aussicht auf Erfolg hatten, forderte

alle brauchbaren Offiziere als politische Gegner zu vernichten strebten, und noch leidenschaftlicher als die Girondisten, die Heerschaaren Frankreichs zu zerrütten suchten, indem sie jede Widersetzlichkeit des Soldaten gegen den Offizier in Schutz nahmen, die Generale, vollends im Lager, vor den Soldaten als Verräther anklagen ließen; dadurch endlich, daß sie den Bürgerkrieg in der Vendée und im Süden hervorriefen. Das „Aufgebot in Masse", das vorzugsweise als das Werk der Schreckensmänner und die rettende Macht Frankreichs genannt wird, ist als solches erweislich nie zu Stande gekommen. Es wurde eine gewöhnliche Recrutirung daraus — und selbst deren Ergebnisse begannen erst wirksam zu werden, als die eigentliche Gefahr bereits vorüber war.

Was Frankreich rettete, ist in ganz anderen Elementen der Geschichte jener Tage zu suchen, in dem schon erwähnten Umstand zumal, daß die polnischen Wirren durchaus die europäische Politik beherrschten, und die zum gemeinschaftlichen Kampf gegen Frankreich verbündeten Mächte in innerlicher Feindschaft auseinander hielten. Wir müssen hinzufügen: so wenig die Leitung der Angelegenheiten in Preußen damals in reinen Händen lag, so wenig Graf Haugwitz, Lucchesini und der elende Lombard Leute waren, die sich zu einer geraden und großartigen Ansicht der Dinge zu erheben wußten, war es doch fortwährend vorzugsweise die beinahe beispiellos unredliche Politik des Wiener Hofs, und seine aberwitzig zu nennende Ländergier, die jede wahre Einigung unmöglich machte.

Sollte man es für möglich halten, daß Oesterreich bei Gelegenheit der bekannten Zusammenkunft in Mainz, unmittelbar vor dem Antritt des Zugs nach der Champagne, geltend zu machen suchte: die Erwerbung von Bayern durch Tausch sei für die Hausmacht des Kaisers keine Vergrößerung, wie sie für Preußen aus dem Gewinn einer Provinz in Polen hervorgehe: um das Gleichgewicht herzustellen, müsse Preußen die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth dem verbündeten Oesterreich abtreten! Eine solche Zumuthung in dem Augenblick, wo man sich zu einem gemeinschaftlichen Feldzug in Bewegung setzte!

So begann der Krieg mit einem Zerwürfniß unter den Verbündeten, und auf Schritt und Tritt folgten den Heeren Unterhandlungen solchen Inhalts.

an Preußen nicht willigen wollten, und in tiefem, würdevollem Schweigen verharrten, bis zuletzt, nach vielen Stunden, der Rußland verkaufte Landbote Ankwicz erklärte: Schweigen sei Zustimmung. Und nun erfahren wir aus den Acten, daß diese ganze Scene eine mit dem russischen Gesandten Siewers verabredete Komödie war: daß die Vertreter Polens, dem russischen Hof verkauft, schon vorher, in vertraulichem Wege, für Geld, in die Abtretung des verlangten Landestheiles gewilligt hatten, und selbst, in ihrem eigenen, persönlichen Interesse, den Schein des Zwangs ausdrücklich verlangten.

Nicht weniger erbaulich ist es zu sehen, wie sich der begüterte Adel Polens gegen die patriotische Erhebung des Jahres 1794 verhielt, die von der Armee, den Bürgern der wenigen großen Städte und dem besitzlosen kleinen Adel ausging. Sie kam den begüterten Herren nicht erwünscht; vollends empört, als Kosciusko den Bauern Aufhebung der Leibeigenschaft verhieß, untersagten diese Herren ihren Bauern jeglichen Verkehr mit dem patriotischen Heer, und wanderten massenweise nach Galizien, um jedem erzwungenen Antheil an der Sache auszuweichen.

Den Schlangenwindungen der Politik Thugut's zu folgen, bleibt eine schwierige Aufgabe, zu welcher Klarheit sich auch die Darstellung erheben mag. Unablässig bemüht, Bayern für den Preis Belgiens und des linken Rheinufers zu erwerben, einen Theil von Polen zu gewinnen, und vermöge eines neuen Türkenkriegs, den Katherina II. im Sinne hatte, auch Serbien, genügte ihm und seinem Kaiser selbst die Aussicht auf eine so vielfache Beute nicht. Oesterreich begehrte auch noch das Gebiet der Republik Venedig, einer neutralen Macht, die weder bei dem Kriege mit Frankreich, noch bei den polnischen Wirren irgend betheiligt war.

Was den Gang des Krieges mit Frankreich betrifft, ist es von Wichtigkeit, daß wir den vielbesprochenen Operationsplan Carnot's für den Feldzug 1794 vollständig kennen lernen. Was sonst kaum begreiflich schien, findet jetzt seine Erklärung; Carnot verwendete nämlich die Hauptmasse der französischen Streitkräfte in Flandern, nicht an der Maas und Sambre, obgleich er es darauf anlegte, die Streitkräfte der Verbündeten von Deutschland abzuschneiden, zu umzingeln und zu erdrücken. Die militärische Kritik wußte nicht, wie sie eine so verkehrte Anlage des Feldzugs erklären sollte; die verfügte

das Wiener Cabinet um so entschiedener seinen Antheil an der polnischen Beute; es forderte ihn zuletzt geradezu auf Kosten Preußens, dessen Gewinn geschmälert werden sollte — und diese Forderungen führten sehr bald zu einem vollständigen Bruch zwischen den deutschen Mächten.

Schon im Anfang des Jahres 1794 wollte nur England allein ernsthaft die Fortsetzung des Krieges; Oesterreich und Preußen strebten in gleicher Weise sich dem weiteren Kampf durch einen Frieden mit Frankreich zu entziehen, um ihre widersprechenden Interessen in Polen wahrzunehmen. So erlebte, wie Sybel bemerkt, Frankreich das unerhörte Glück, daß gerade zu der Zeit, wo es endlich dahin gekommen war, ein in der Schule des Krieges nach und nach gebildetes, wirkliches Heer zu haben, die Gegner von selbst zurückwichen, und den Kampf kaum noch mit halbem Willen, ohne bestimmten Zweck fortsetzten. So fielen der französischen Republik leicht erworbene Eroberungen zu, die sie am allerwenigsten den sehr mittelmäßigen Talenten ihrer damaligen Feldherren verdankte.

Thugut's mit Frankreich angeknüpfte Unterhandlungen führten nicht znm Ziel; Preußen schloß bekanntlich seinen Separatfrieden zu Basel, den wir nicht rechtfertigen wollen, dessen Inhalt wir am wenigsten vertreten möchten, zu dem aber doch Preußen durch die entschieden feindselige Haltung Oesterreichs unstreitig gezwungen war. —

So haben wir versucht nachzuweisen, wie Sybel's Werk nach verschiedenen Seiten hin, und über die wesentlichsten Verhältnisse neues Licht verbreitet. Alles Neue, das es bringt, im Einzelnen erschöpfend nachzuweisen, darauf müssen wir an dieser Stelle verzichten, nur flüchtig können wir noch einiges vorzugsweise Wichtige andeuten.

Dahin ist namentlich die Geschichte der zweiten und dritten Theilung Polens zu rechnen; beachtenswerth besonders jetzt, wo sich wieder so Manches in Polen regt. Wie Vieles nimmt sich auch hier wieder in seiner — nicht immer einfachen — Wahrheit ganz anders aus, als in rhetorisirenden Darstellungen. Hat man uns doch oft genug die heroischen Scenen auf dem Reichstage zu Grodno geschildert, wo Senatoren und Landboten, obgleich in ihrem Saal von russischen Grenadieren umringt, in die Abtretung eines Landestheils

fleischten sie sich unter einander — aber der Hader der Parteihäupter unter sich war kein Streit um Grundsätze, um staatsrechtliche Theorien, wie selbst bedeutende Historiker, Schlosser z. B., geneigt sind, wenigstens theilweise zu glauben. Der Kampf drehte sich durchaus um persönliche Interessen der rohesten Art; die Herren Frankreichs konnten sich über die Theilung der Beute nicht einigen: das war es, was sie gegen einander wüthen hieß, und durch die theilweise Vernichtung der Partei endlich Frankreichs Rettung herbeiführte.

Was am meisten befremdet, ist die vollkommene Planlosigkeit dieses wüsten Treibens. Selbst in ihren Beziehungen mit der Fremde dachten die Machthaber nur an immer weitergehende Eroberungen und Plünderungen. Im Innern fehlt jeder Plan, der weiter reichte, als sich durch irgend eine neue Gewaltthat den morgenden Tag über zu behaupten. Das scheint unbegreiflich; denn man mußte sich doch sagen, daß dieser Zustand fieberhafter Ueberspannung und allgemeiner Verwilderung nicht ewig dauern könne, daß ein Ausweg gefunden werden müsse, um aus diesem blutigen Labyrinth zu einem möglichen Zustand zu gelangen; schon durch die täglich zunehmende Schwierigkeit, die Bevölkerung zu ernähren, wurde man täglich an diese Nothwendigkeit erinnert. Dennoch ist es so: nur Robespierre hatte einen Plan, den wir hier kennen lernen, und nach dem er Frankreich für die Dauer bilden wollte. Derselbe war seltsam genug. Er wollte nicht das Staatswesen nach den Bedürfnissen der Menschen gestalten, sondern den Willen, Sitte und Religion der Menschen unter eine ganz willkürlich ersonnene Form des Staatswesens beugen. Die „Religion des höchsten Wesens" sollte dem Ganzen zur Grundlage dienen, und da „die Hand des Mannes nur für den Pflug oder das Schwert geschaffen sei," blieben, streng genommen, alle Gewerbe verboten, die ganze Bevölkerung auf den Ackerbau angewiesen. Jeder Bürger sollte in den Besitz eines gerade ausreichenden Grundbesitzes gesetzt werden, jeder Mensch, der nicht Beamter und über fünf und zwanzig Jahre alt war, verurtheilt sein, den Acker selbst zu bauen und jährlich vier Schafe auf jedem Morgen Land aufzuziehen. Jeder Bürger sollte jährlich von dem Stand seines Vermögens Rechenschaft ablegen, und nach dem Ergebniß besteuert werden. Um die Gleichheit zu erhalten, wurden jährliche Ausgleichungen und Neuvertheilungen des Grundbesitzes vorbehalten.

Vertheilung der Streitkräfte hatte aber ihren Grund darin, daß man gleichzeitig eine Landung in England im Sinn hatte, die von Flandern aus unterstützt werden sollte.

Diesen Aufklärungen steht der entschieden gelieferte Beweis gegenüber, daß Oesterreichs Heere 1794 Belgien räumen mußten, nachdem zuletzt ihr Widerstand zu wenig mehr als bloßem Scheinwesen geworden war, weil es in Thugut's Plänen lag, diese in seinen Augen werthlosen Provinzen aufzugeben und mit Frankreich Frieden zu schließen, um die Gesammtmacht Oesterreichs im Osten Europas verwerthen zu können. Frankreich hat die Niederlande und das linke Rheinufer nicht erobert: sie wurden ihm überlassen.

Kaum war dies geschehen, so sah sich Preußen von einem Angriff Oesterreichs und Rußlands bedroht, wenn es sich weigerte, die Theilung Polens so anzunehmen, wie Katherina II. sie zu eigenem Vortheil und Oesterreichs Gunsten vorzeichnete. Schon wurde drohend verkündet, Kaiser Franz werde seinen Frieden mit Frankreich schließen und Deutschland aufgeben, um seine ganze Macht gegen Preußen zu verwenden.

Der Friede kam nicht zu Stande, weil Thugut nicht auch das Mailändische abtreten wollte, und Katherina II. ihre Zustimmung zu dem Ländergewinn Oesterreichs, namentlich zur Erwerbung des Venetianischen, an die Bedingung knüpfte, daß der Krieg gegen die Jacobiner fortgesetzt werde.

Im Innern Frankreichs zeigt uns Sybel die Schreckensherrschaft in ihrer nackten Blöße, entkleidet von allem phantastischen Schmuck, mit dem Wahn und Absicht bemüht gewesen sind sie auszustatten.

Die Jacobiner waren unumschränkte Herren Frankreichs geworden, und sie benutzten die vollkommen schrankenlose Machtvollkommenheit, die ihnen zugefallen war, lediglich und ausschließlich dazu, sich selbst im Besitz dieser Macht zu behaupten. Dazu, und nur dazu wurde Gewaltthat auf Gewaltthat gehäuft und ganz Frankreich immer tiefer in Blut getaucht. Das war den Häuptern der Partei durch die Lage geboten, die sie selbst sich bereitet hatten; es handelte sich für sie um Sein oder Nichtsein, sie wußten sich verabscheut und durften die unumschränkte Macht nicht aus den Händen geben, wenn sie nicht sofort das wohlverdiente Blutgerüst besteigen wollten. Bald zer-

letzten Ergebnisse der großen Revolution klar und bestimmt hervor, wie die Mächte, die sie herbeiführten.

Der Krieg, den Frankreich mit Europa führte, war nie das gewesen, wofür man ihn auszugeben suchte, sondern das Gegentheil: ein Kampf, nicht für die Freiheit, sondern für die Knechtschaft: er begründete in Frankreich die Tyrannei der Jacobiner — das war seine Bestimmung — und bereitete der militärischen Dictatur die Wege —: das war die unvermeidliche Folge. Er führte, im übrigen Europa, ganz unmittelbar eine Erweiterung und Entwickelung der Macht Rußlands herbei, wie sie nur unter diesen Bedingungen möglich war.

Der Freiheitsruf, den Frankreich so hoffnungsvoll erhob, hatte überall nur Krieg, Unterdrückung und Herrschaft despotischer Gewalt hervorgerufen. Eine solche tragische Wendung der Ereignisse, ein solches Ergebniß nach so kühnen Hoffnungen und so großen Anstrengungen, fordern uns in gebieterischer Weise auf, uns Rechenschaft davon zu geben, ob das Streben, aus welchem die Revolution hervorging, ein berechtigtes — oder ob es an sich, seiner Natur nach ein verwerfliches war, das den Keim nothwendigen Verderbens in sich trug?

Wer sich durch das Fehlschlagen der Revolution bestimmen ließe, ein solches, in größter Allgemeinheit verwerfendes Urtheil über sie zu fällen, der, antwortet Sybel mit Recht, müßte ein unvertilgbares Bedürfniß der menschlichen Natur verleugnen und die Geschichte Europas seit drei Jahrhunderten für eine einzige große Lüge erklären.

Seit Jahrhunderten strebt die europäische Menschheit dahin, sich von willkürlichen Satzungen, die Form und Inhalt des Lebens ohne innere Nothwendigkeit, blos weil sie als ein gegebenes Recht gelten sollten, mechanisch regeln, zu befreien und die Ordnung des Staats und der Gesellschaft auf das Gesetz der eigenen, sittlichen Natur des Menschen zurückzuführen. Aus diesem Streben ging auch die französische Revolution hervor, die nicht der absolute Anfangspunkt einer neuen Zeit war, wofür sie so oft ausgegeben worden ist, sondern in den Zusammenhang des seit Jahrhunderten begonnenen Weltprozesses gehört. Daß sie entartete, hatte seinen Grund nicht in der Natur des reformatorischen Geistes selbst, sondern in den besonderen Verhält-

Die Nationalgüter sollten in dieser Weise an die Armen vertheilt, und wo sich noch größerer Grundbesitz finde, die Eigenthümer gezwungen werden, kleine Pachtungen zu bilden.

Weiter sind selbst Proudhon's Forderungen nicht gegangen. Dieses vielversprechende Staatswesen in Gang zu bringen, verlangten Robespierre's Freunde die Dictatur für ihn.

Aber in dem Augenblick, wo Robespierre sich förmlich zum Alleinherrscher Frankreichs wollte erklären lassen, fehlte seiner Macht schon die reale Grundlage; die bewaffneten Pöbelbanden, auf die sich früher die Schreckensherschaft stützte, hatte er selbst vier Monate früher sprengen müssen, um den ihm verfeindeten Theil der Jacobiner, die Hébertisten, vernichten zu können. Daran ging er unter. Die Nationalgarde, der Bürgerstand, ließ sich durch den Convent gegen ihn aufbieten, und so konnte er gestürzt werden.

Aber die zuletzt überlebende Jacobiner-Fraction, die Thermidorianer, die nun herrschten, waren trotz eines milderen Regiments, und obgleich jene wilden socialistischen Pläne nun endlich aufgegeben wurden, verabscheut wie die ganze Partei; auch sie konnten sich nur durch die roheste Gewalt im Besitz der Macht erhalten, und benutzten die geregelte Armee, die sich inzwischen im Felde gebildet hatte, als Werkzeug tyrannischer Gewalt.

Und sie war dazu vortrefflich zu gebrauchen; denn von jener schönen Begeisterung für Freiheit und Menschenrechte, die man ihr oft genug angedichtet hat, fand sich in ihren Reihen keine Spur. Anstatt ihrer hatte sich, unter dem Einfluß einer solchen Regierung und solcher Zustände, ein wüster Landsknechtgeist entwickelt, der nach Herrschaft und Plünderungen lechzte.

Jede Regierung in Frankreich, in welche Formen sie sich auch kleiden mochte, war fortan ihrem wirklichen Wesen nach nichts als eine Militärherrschaft. Da, wo uns zuerst die Gründung einer solchen entgegentritt, die nothwendiger Weise zuletzt einen ruhmgekrönten Feldherrn zum unumschränkten Herrn Frankreichs machen mußte, bricht Sybel's Werk ab.

Es umfaßt, in seiner gegenwärtigen Gestalt, nur einen beschränkten Zeitraum, ohne bis zu einem der in der Geschichte gegebenen größeren Ruhepunkte zu führen — doch aber fehlt ihm auch so in gewissem Sinn nicht der abrundende Schluß; denn schon treten die

III.

Unſere Verfaſſung im Sinn der extremen und im Sinn der gemäßigten Parteien. (1858.)

Zwei Jahrzehnte ſind verfloſſen ſeitdem dieſer Aufſatz geſchrieben wurde — eine inhaltsſchwere Zeit! — In tiefgehender Weiſe hat ſich im Lauf dieſer Jahre die Weltlage überhaupt, und namentlich die politiſche Lage Preußens und Deutſchlands geändert. Infolge deſſen iſt auch der Inhalt der Parteibeſtrebungen vielfach ein weſentlich anderer — die Stellung und Bedeutung der Parteien ſelbſt eine andere geworden. Was vor zwanzig Jahren vor Allem vor uns ſtand als die eigentliche Gefahr des Augenblicks und für die Zukunft des Vaterlands Unheil der ſchlimmſten Art befürchten ließ, iſt in ſich zuſammen geſunken und verſchollen. Was damals beſiegt ſchien, und, — wie verwerflich es auch an ſich ſein mochte —, doch zur Zeit weniger beachtet bleiben durfte, iſt dagegen zu einer verhängnißvollen Macht heran gewachſen — iſt das geworden was bekämpft werden muß, wogegen wir Staat, geſellſchaftliche Ordnung, und geiſtige und ſittliche Bildung — alles was die Menſchheit adelt, zu vertheidigen haben. —

Die Beſtrebungen der Partei, die damals als die „äußerſte Rechte" bezeichnet wurde, die Plane die ſie in den fünfziger Jahren verfolgte, liegen weit hinter uns. Gewiß könnte heut zu Tage niemand mehr darauf verfallen, das bedenkliche Wahlgeſetz wieder hervor zu ſuchen das im Herbſt 1857 ausgearbeitet wurde.

Wären heute wieder Mahnungen an die deutſchen Wähler zu richten, ſo müßten ſie wohl vor ganz anderen Dingen warnen; — ſelbſt abgeſehen von dem Ultramontanismus, den ein theils harm-

nissen Frankreichs. Mit demselben Recht fügt Sybel an einer andern Stelle hinzu: diese Revolution, „die sich mit jedem Schritte tiefer in Blut und Verbrechen verstrickte, erhielt dadurch ihren weltgeschichtlichen, reinigenden und richtenden Beruf, daß bei ihren Erschütterungen die Gegner aller Orten nur der eigenen Selbstsucht gedachten". Sie begegnete keiner sittlichen Macht, sondern nur einer unredlichen Cabinetspolitik.

III.

Unſere Verfaſſung im Sinn der extremen und im Sinn der gemäßigten Parteien. (1858.)

Zwei Jahrzehnte ſind verfloſſen ſeitdem dieſer Aufſatz geſchrieben wurde — eine inhaltsſchwere Zeit! — In tiefgehender Weiſe hat ſich im Lauf dieſer Jahre die Weltlage überhaupt, und namentlich die politiſche Lage Preußens und Deutſchlands geändert. Zufolge deſſen iſt auch der Inhalt der Parteibeſtrebungen vielfach ein weſentlich anderer — die Stellung und Bedeutung der Parteien ſelbſt eine andere geworden. Was vor zwanzig Jahren vor Allem vor uns ſtand als die eigentliche Gefahr des Augenblicks und für die Zukunft des Vaterlands Unheil der ſchlimmſten Art befürchten ließ, iſt in ſich zuſammen geſunken und verſchollen. Was damals beſiegt ſchien, und, — wie verwerflich es auch an ſich ſein mochte —, doch zur Zeit weniger beachtet bleiben durfte, iſt dagegen zu einer verhängnißvollen Macht heran gewachſen — iſt das geworden was bekämpft werden muß, wogegen wir Staat, geſellſchaftliche Ordnung, und geiſtige und ſittliche Bildung — alles was die Menſchheit adelt, zu vertheidigen haben. —

Die Beſtrebungen der Partei, die damals als die „äußerſte Rechte" bezeichnet wurde, die Plane die ſie in den fünfziger Jahren verfolgte, liegen weit hinter uns. Gewiß könnte heut zu Tage niemand mehr darauf verfallen, das bedenkliche Wahlgeſetz wieder hervor zu ſuchen das im Herbſt 1857 ausgearbeitet wurde.

Wären heute wieder Mahnungen an die deutſchen Wähler zu richten, ſo müßten ſie wohl vor ganz anderen Dingen warnen; — ſelbſt abgeſehen von dem Ultramontanismus, den ein theils harm-

loses, theils phantasievolles, aber in beiden Formen durchaus unberechtigtes Vertrauen, in unheilvoller Weise sich hat zu solcher Bedeutung entfalten lassen, daß alle dem deutschen Vaterlande feindlichen Parteien ihren entschiedenen Vortheil dabei sehen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen.

Es wäre wohl, auch jetzt wieder, vor dem Streben zu warnen, in dieser alten wirklichen Welt, wo alles so vielfach bedingt ist, theoretische Gebilde unbedingt zu verwirklichen. — Es wäre daran zu erinnern, daß ein solches Streben, in dem bedingenden Element der Wirklichkeit thätig, immerdar fern ab vom Ziel, in unbekannte Weiten führt.

Es wäre vor dem unbedingten Glauben an fortschrittlich klingende Schlagwörter — oder Gemeinplätze — zu warnen, die wie geprägte Münze hin und her gegeben werden, als seien ihre Bedeutung und ihr Werth bekannt und außer Zweifel — und bei denen man sich am Ende doch nur etwas formlos-unbestimmtes zu denken weiß.

Es wäre dann auch wohl eines Wahns zu gedenken, der für den nicht leidenschaftlich Befangenen stets etwas Räthselhaftes behält, so oft auch schon Aehnliches in der Geschichte der Staaten und Völker vorgekommen ist. Wir meinen den Glauben an das Dasein einer großen liberalen Partei, die zwar in mehrere Fractionen — (: National-Liberale, Fortschrittspartei u. s. w.) — gespalten, doch im Wesentlichen Eines Sinnes sei. Man scheint nicht gewahr zu werden, daß eine in solchem Umfang gedachte Partei die allerschroffsten Gegensätze und Widersprüche in sich aufnehmen müßte; daß die Fractionen die man da zusammen zählt, in Wahrheit nicht etwa blos in Nebendingen verschiedener Ansicht sind, sondern, ihrem eigensten Wesen nach von Grund aus verschieden, einander als grader Gegensatz gegenüber stehen; daß sie von verschiedenen Prinzipien ausgehen und weitverschiedene Endziele verfolgen. Das Bedenkliche und möglicher Weise Verhängnißvolle dabei ist, daß die gemäßigte, besonnene Partei in einem solchen unnatürlichen Bunde, der wenigstens von einer Seite auf einem Irrthum beruht, unfehlbar immer der betrogene Theil ist, und zum Werkzeug der leidenschaftlicheren wird. Die gemäßigte Partei giebt oft nach, der Einigkeit wegen — die leidenschaftliche nie und in nichts; dadurch wird sie die herrschende im Bunde, auch wenn sie an Zahl die schwächere ist, — und an Geist

von echtem Schrot und Korn, Stände vom reinsten Wasser gesehen, deren Ansprüche auf Einfluß und Macht mit großer Kühnheit sehr weit über alle nothwendigen Bedingungen einer parlamentarischen Verfassung hinausgingen.

Der Unterschied liegt viel tiefer; er liegt in dem eigensten Sein und Wesen dieser Institutionen, die nicht etwa blos in sich verschieden, sondern einander gradezu entgegengesetzt sind.

Für den entschiedenen Gegensatz bürgt schon der Umstand, daß so viele Gegner einer parlamentarischen Verfassung, so viele ihrer heftigsten Feinde, die in einer „Constitution" das Böse verkörpert sehen, daneben ein sehr lebendiges, ja ein leidenschaftliches Verlangen nach ständischen Einrichtungen äußern.

Je mehr wir uns dann mit dem Gegenstand, mit der Geschichte landständischer und parlamentarischer Institutionen bekannt machen, desto klarer tritt hervor, wie der Gegensatz beider schon in ihrer Entstehungsweise, wie in den Forderungen, denen sie von Anfang an genügen sollten, mit größter Bestimmtheit gegeben ist.

Landstände und ständische Verfassungen sind Institutionen, die wesentlich dem Mittelalter angehören. Keine andere Zeit hat ähnliches aufzuweisen, keine andere konnte dergleichen hervorbringen — denn diese Institutionen setzen diejenigen Ansichten vom Staat und der menschlichen Gesellschaft voraus, die im Mittelalter die herrschenden waren.

Die einflußreichsten der Staaten, die sich nach der Zertrümmerung des Römerreichs auf dessen Ruinen zu Macht und Bedeutung erhoben, waren aus germanischer Eroberung hervorgegangen, und die Zustände, die sich hier bei Franken und Longobarden bildeten, die Lehnsverfassung, die sich in diesen neu entstandenen Reichen von ihrer Entstehung an, durch eigenthümliche Umstände hervorgerufen, zu immer festeren Formen entwickelte: diese Institutionen wurden mehr oder weniger maßgebend für das ganze westliche Europa. Sie übten namentlich eine umgestaltende Rückwirkung auf das Stammland, auf die alte Heimath der Deutschen.

Die neuen Staaten waren nicht immer durch wandernde Völker gegründet, die auszogen, sich neue Wohnsitze zu erkämpfen. Viele, und zwar vorzugsweise diejenigen, die bei längerer Dauer zu einer in gewissem Sinn vollendeten Entwickelung gediehen, verdankten ihre

gegeben — wenn es dessen bedürfte — daß unter jenen ziemlich gleichlautenden Berufungen auf die Verfassung sehr verschiedene Dinge zu verstehen sind, je nachdem sie von dieser oder von jener Seite ausgehen, und daß der so ganz allgemeine Eifer für die Aufrechthaltung der Verfassung sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Pläne einschließt.

Wir wollen gerne glauben, daß auch unsere Demokraten im Lauf der Zeiten etwas gelernt haben; daß sie nicht ohne Ausnahme und nicht unbedingt wieder mit den Ideen von 1848 auftreten würden, wenn sich die Gelegenheit dazu böte, gewiß aber thun wir einer großen Mehrzahl unter ihnen nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß für sie unsere gegenwärtige Verfassung doch immer nur die Brücke ist, die zu wünschenswertheren Zuständen hinüberführen soll.

Was dann die Partei der äußersten Rechten betrifft, so werden die Mitglieder derselben, auf Befragen, wohl kaum leugnen, daß sie fortan wie bisher consequent bemüht sein wird, unserer Verfassung mehr und mehr den parlamentarischen Charakter abzustreifen und ihr das Gepräge einer ständischen aufzudrücken.

In diesen Worten ist aber in der That sehr viel gesagt; es ist damit nicht weniger ausgesprochen, als das entscheidende Wort über die gesammte Gestaltung des Staats; über die Gestaltung aller Verhältnisse, die er umfaßt und bedingt, selbst in ihren Beziehungen zu dem Einzelnen; — über die Stellung des Staats nach außen sogar, und sein Verhältniß zu den andern europäischen Mächten. —

Um so mehr, um so entschiedener sind wir aufgefordert, uns durchgreifend Rechenschaft davon zu geben, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen einer parlamentarischen und einer ständischen Verfassung liegt, und da ergiebt sich bald genug, daß er keineswegs in etwas blos Aeußerlichem, in den Formen zu suchen ist, etwa blos in einem verschiedenen Wahlmodus, in irgend einer bestimmten Gliederung der Staatsbürger sowohl als auch der gewählten Vertreter dieser wählenden Bevölkerung in dem Parlament oder auf dem Landtage. Nicht minder verfehlt wäre es, wenn wir den Unterschied etwa in dem größeren oder geringeren Maß von Einfluß und Macht zu finden glaubten, das einer berathenden Versammlung der Landes-Regierung gegenüber verliehen ist. Wir haben nicht selten Stände

Verhältnisse in Deutschland dadurch modificirt wurde, daß die deutschen Könige auch die römische Kaiserkrone trugen, an welche sich allerdings die Vorstellung eines Reichs, ja einer Oberherrschaft über die gesammte Christenheit knüpfte; dadurch, daß dies Reich sich nach dem Aussterben der Karolinger zunächst zu einem Mittelding von erblichem und Wahlreich gestaltete, und dann unter dem wohlberechneten Einfluß der Päbste mehr und mehr den Charakter eines Wahlreichs annahm — und wie dann doch die Zeit auch diese widerstrebenden Verhältnisse in ihrem Sinn zu beugen und aufzufassen wußte. Daß die wehrhaften Stände Deutschlands die Interessen, die jenseits der Alpen verfochten werden sollten, als rein persönliche ihrer Könige betrachteten, lag in der That nahe genug. — Doch wie gesagt, weder der Raum, noch der Zweck dieser Blätter gestattet hier auf diesen weitgreifenden Gegenstand einzugehen.

In den kleineren Kreisen, den halb oder fast ganz souverainen Herzogthümern und Grafschaften, den Staaten im Staat, die sich bildeten, traten dieselben Ansichten noch ungezwungener als in der Natur der Verhältnisse gegeben hervor, und riefen dieselben Erscheinungen in das Leben.

Da das Dasein eines Staats im eigentlichen Sinn des Worts nicht anerkannt war, da dieser Begriff fehlte, konnte es auch Interessen des Staats, in dem Sinn, den wir, Söhne einer anderen weltgeschichtlichen Periode, mit diesem Wort verbinden, in Wahrheit gar nicht geben. Es gab an höchster Stelle eigentlich nur persönliche und dynastische Interessen des Landesherrn, mochten diese nun auf Glanz und Ruhm in ritterlichen Thaten gerichtet sein, auf Eroberung und Länder-Erwerb, auf den Kampf um ein bestrittenes Erbe und zweifelhafte Ansprüche, auf Erweiterung der Macht nach Außen — oder nach Innen gewendet, darauf, die Herrschaft über die Mächte welche diesen Zwecken dienen sollten, fester und sicherer zu begründen.

Ueberall war das reisige Gefolge das Werkzeug, vermöge dessen der Landesherr seine Macht und Stellung behauptete, seine Zwecke verfolgte. Es war jetzt in eine ansäßige, mit Ritterlehen und hörigen Hintersassen ausgestattete Dienst- und Lehenmannschaft umgewandelt, eine landsäßige Ritterschaft geworden — immer aber dem Landesherrn persönlich, nicht einem Staat, einem Gemeinwesen verpflichtet.

Entstehung dem kühnen Auszug eines gewaltigen Heeresfürsten und des reisigen Gefolges, das sich ihm anschloß, sich gegen ihn persönlich verpflichtete, seinen persönlichen Interessen zu dienen, und von ihm durch einen Antheil an der gemeinsam gewonnenen Beute belohnt wurde.

Da die neubegründete Herrschaft von solchen Verhältnissen ausging, gab es für die Geschlechter des Mittelalters eigentlich kein Vaterland. Der Begriff ging ihnen so vollständig verloren, daß man in der ganzen Literatur des Mittelalters vergebens ein Verständniß dafür suchen würde, oder auch nur einen Anklang an die Ideenverbindungen und Empfindungen, die das bedeutsame Wort in uns erweckt. Fast noch entschiedener war der Begriff des Staats aus dem Bewußtsein jener Zeiten verschwunden. Das Mittelalter wußte nichts von einem Staat als einem Gemeinwesen, das die Interessen einer Nation umfaßt und vertritt. Der Landesherr war, nach der Anschauungsweise dieser Jahrhunderte, ein Fürst, der das Recht zu regieren, als ein nützliches Eigenthum in seinem eigenen, persönlichen Interesse besaß. So vollständig kam diese Ansicht zu unbedingter Geltung, daß wir Königreiche theilen sehen, und zwar in solcher Weise, daß die königliche Würde und Macht selbst mit in die Theilung fällt, daß jeder der theilenden Brüder König und Herr wird in seinem Landes-Antheil.

Beherrscht durch die Verhältnisse, welche die Zeit geschaffen hatte, lebte der Einzelne einerseits in den engsten persönlichen Beziehungen zu einer Oertlichkeit, einem Dienstherrn, einer Dienstgenossenschaft — auf der anderen Seite in einem kosmopolitisch-allgemeinen Verbande mit den Standesgenossen auch der Fremde, und die Begriffe von Vaterland, Staat, Gemeinsamkeit im Volk, von denen wir ausgehen, waren darüber gar sehr in den Hintergrund getreten. Der deutsche Ritter stand dem französischen oder englischen viel näher als dem deutschen Bürger oder Bauern; von dem Priester, dem Ordensgeistlichen, gilt dasselbe sogar in einem noch höheren Grade, und selbst der wandernde Bürger rechnete in der Fremde mehr auf seine Zunftgenossen als auf seine Landsleute, sofern diese verschiedenen Standes waren.

Es würde zu weit führen, hier darauf einzugehen, in wiefern die dem Mittelalter eigenthümliche Anschauungsweise der öffentlichen

Herren vertraten kein umfassender gedachtes Gemeinwesen, keinen Staat, keine Nation — sie vertraten lediglich sich selbst.

Dieser beständigen Abwehr lag das weitergehende, positive Streben, die landesherrliche Macht mehr und mehr zu beschränken, sich selbst immer unabhängiger hinzustellen, so nahe, daß in der That beides stets verbunden erscheint, und wir sehen die Ritterschaft aller Länder sogar fortwährend bemüht, ihr ursprüngliches Verhältniß zu ihrem Oberhaupt geradezu umzukehren. War sie ursprünglich das Werkzeug gewesen, vermöge dessen der Landesherr eroberte, sich behauptete und herrschte, so strebte sie, nun selbst zu einer herrschenden Genossenschaft zu werden, den Fürsten aber zu einem Werkzeug für ihre Zwecke zu machen.

Auch die Art und Weise in der sie dann die eigentlich höchste Macht, ganz im Geist der Zeit, zu üben und zu nützen bemüht war, ist eigenthümlich und unterscheidet die Lehens-Aristokratie sehr wesentlich von jeder anderen, welche die Geschichte kennt. Sie wollte nicht an der Spitze des Staats stehen, um diesen als Ganzes allgemeineren Zwecken gemäß zu leiten, zu Glanz und Macht zu erheben — vielmehr war es jedem einzelnen Mitglied der Genossenschaft wesentlich nur um persönliche Ungebundenheit zu thun, nur um die Machtvollkommenheit, die jeder für sich daheim auf seinem Ritterſitz und in seinem kleinen Machtgebiet übte.

Da eine willkürlich abgegrenzte Standesgesinnung an die Stelle des Gemeinsinns getreten war, da, wie schon gesagt, der Begriff des Staates fehlte, wollte man eine wirklich herrschende und regierende Centralgewalt auch dann nicht, wenn man sie selbst als Genossenschaft üben konnte. Das Streben ging unter jeder Bedingung dahin, die höchste Machtvollkommenheit, die Souverainität, zu zersplittern, sich Bruchstücke, Splitter derselben, Rechte der Landeshoheit anzueignen, um sie, jeder für sich insbesondere, in seinem eigenen Machtgebiet auszuüben und dort persönlichen Zwecken dienstbar zu machen. Die Macht, welche die Genossenschaft als solche erlangte, war ihr nur ein Mittel Vorrechte dieser Art für den Einzelnen in seinem besonderen Kreise zu gewinnen. Die Centralgewalt sollte den Rittern und Herren eigentlich nur dazu dienen, jede neue Usurpation nach unten wie nach oben, gegen die Unterſassen zumal, im Namen einer angeblichen höchsten Autorität, durch Brief und Siegel zu „historischem Recht“ zu stempeln.

Und überall regte sich in diesen Genossenschaften ein widerspenstiger Geist. Auch die Dienstmannschaft, die ursprünglich aus Hörigen, ja aus Leibeigenen bestand, die somit dem Dienstherrn unbedingt verpflichtet war, so weit Kräfte und Leben reichten — auch die wußte sich nach und nach der persönlich freien Lehenmannschaft gleichzustellen und ihr persönliches Verhältniß zu dem Dienstherrn in ein dingliches umzuwandeln. Sie erlangte, daß die Verpflichtung zum Dienst von der Person auf den Landbesitz übertragen wurde, den der Verpflichtete als Lehen inne hatte, und daß man sie als auf diesem Landbesitz haftend betrachtete; sie erlangte zugleich, daß die Reisigen- oder Hof-Dienste, die überhaupt verlangt werden durften, auf ein bestimmtes, nicht allzu hohes Maß zurückgeführt wurden. Daß dieses Maß dann fort und fort bei jeder günstigen Gelegenheit verringert und an neue, dem Verpflichteten vortheilhafte Bedingungen geknüpft wurde, versteht sich von selbst.

Aus diesen ritterlichen Genossenschaften sind die Landstände des Mittelalters hervorgegangen; aus den Lehenhof-Tagen die Landtage. Diese Genossenschaften mußten die Landesherren zusammenberufen, mit ihnen mußten sie sich verständigen — sofern keine Zwangsmittel zu Gebote standen — besonders wenn sie in dem Fall waren, Behufs der Förderung ihrer persönlichen und dynastischen Zwecke, außer den Diensten, zu denen man ihnen herkömmlicher Weise verpflichtet war, auch noch eine außerordentliche Beisteuer zu verlangen.

Die Dienst- und Lehenmannen hatten, als Genossenschaft, kein anderes gemeinschaftliches Interesse, als eben gemeinschaftlich darüber zu wachen, daß der Landesherr ihre wohl oder übel erworbenen Rechte, Vorrechte und Freiheiten nicht verletzte, die gezogene Scheidelinie nicht überschritt, an persönlichen Diensten, an Geld und Gut seiner ritterlichen Unterfassen für seine Zwecke nicht mehr in Anspruch nahm, als ihm nach dem Ermessen dieser Unterfassen selbst zukam. So waren die ritterlichen Lehenmannen, als berathende und beschließende Körperschaft ihrer Natur und Bestimmung nach, eine der höchsten Autorität entgegengesetzte Macht, die sich dem Landesherrn gegenüber abwehrend verhielt, und zwar lediglich in dem eigenen Sonder-Interesse der Genossenschaft selbst und ihrer sämmtlichen Mitglieder, ohne eine weitere Beziehung, als auf diese um ihrer selbst willen. Denn die ritterlichen

Neben manchen schon von Wilhelm dem Eroberer mit vieler Umsicht angeordneten Eigenthümlichkeiten des englischen Lehnwesens führten namentlich die trotz der normännischen Eroberung stehen gebliebenen Reste alt-sächsischer Volksfreiheit in diese Bahnen, indem sie es den Rittern und Herren unmöglich machten, ihre Besitzungen in „geschlossene Territorien" zu verwandeln, das heißt innerhalb ihrer Grenzen die unmittelbar eingreifende Wirksamkeit einer anderen Autorität als der eigenen, namentlich die der königlichen auszuschließen.

Die parlamentarische Regierung entwickelte sich in dem Inselreich unter hartnäckigen Kämpfen, die zum Theil als „Rebellion" verurtheilt und geschmäht, zum Theil als „glorreiche Revolution" verherrlicht werden, deren eigentliche weltgeschichtliche Bedeutung aber darin liegt, daß sie den damals verschollenen Begriff des Staats wieder zur Geltung brachten und als einen thatsächlich geltenden und anerkannten in das Staats- und Völkerrecht Europa's einführten.

Der Staat wurde wieder als ein alle Interessen einer Nation umfassendes Gemeinwesen aufgefaßt, dem alle Sonder-Interessen unterzuordnen seien, mit dessen höchsten Zwecken kein Sonder-Interesse im Widerspruch stehen dürfe. Es wurde förmlich anerkannter Grundsatz, daß jedes Mitglied des Parlaments, wo und von wem auch immer gewählt, weder die Interessen eines besonderen Standes, noch die einer besonderen Oertlichkeit zu vertreten, sondern als Abgeordneter der ganzen Nation die Interessen des Ganzen wahrzunehmen habe.

So stehen denn nun Ständewesen und parlamentarische Regierung einander in schroffem Gegensatz gegenüber, wie Mittelalter und neuere Zeit. Das Parlament gehört dieser Letzteren an, deren Schöpfung es ist, und einer Ansicht der menschlichen Dinge, die den Staat in seiner umfassenden Bedeutung und höchsten Berechtigung obenan stellt —: Stände vertreten die Ansprüche des Mittelalters, die, streng genommen, den Begriff des Staats leugnen und aufheben.

Das Parlament ist ein Organ des Staatslebens; es stellt sich neben die Regierung, um mit ihr vereint einen und denselben Zweck zu verfolgen, mit ihr vereint das Wohl des Ganzen, die Gesammtinteressen des Staats und der Nation, zu fördern und zu wahren. Regierung und Parlament im Zwiespalt, im Gegensatz —: das ist schon an sich eine Anomalie, eine Erscheinung die nur aus einem kranken Zustande des Gemeinwesens hervorgehen kann.

Diesem Streben gegenüber sahen sich die Landesherren genöthigt, in den entstehenden bürgerlichen Genossenschaften, in den Städten, eine Stütze zu suchen und ihre Blüthe zu fördern. Auch Abgeordnete der Städte zu den Hoftagen herbeizuziehen, wurde von selbst nothwendig, sobald man ihre Hülfe und Beisteuer in Anspruch nehmen wollte, und so bildeten sich die Landtage im eigentlichen Sinn des Worts, in weiter entwickelter Form. Erst jetzt konnte von Ständen in einer Mehrzahl die Rede sein. Aber auch die Städte vertraten lediglich sich selbst, und hatten nur Sonder-Interessen zu wahren; auch diese Gemeinden suchten sich vorzugsweise der Centralgewalt so viel als möglich zu entziehen und durch erweiterte Freibriefe und Vorrechte, jede für sich, als Staaten im Staat auszubilden.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Phasen des ständischen Staatswesens im Einzelnen zu verfolgen, oder nachzuweisen, durch welche Mittel es den Landesherren im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gelang, ihre Macht fester und sicherer zu begründen — was natürlich den Ständen nirgends zusagen wollte.

Noch weniger kann es nothwendig scheinen, hier im besonderen an die großen Weltereignisse zu erinnern, die, vom sechzehnten Jahrhundert an, eine wesentliche Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse forderten und zugleich vorbereiteten; — die einen Abschnitt in der Weltgeschichte bilden, und durch welche die längst schon herkömmlich, im Gegensatz zu dem Mittelalter, sogenannte „Neuere Zeit" eingeführt wurde.

Die mittelalterlichen Zustände und das Ständewesen das ihnen entsprach, mußten mehr oder weniger überall weichen vor den berechtigten Forderungen des mächtig erweiterten Völkerlebens der europäischen Menschheit. Sie wichen auf dem Festlande unseres Welttheils einem centralisirenden Absolutismus, der vielfach revolutionär, d. h. rücksichtslos umgestaltend war und wirkte, — in England einer parlamentarischen Regierung.

Zum Theil war diese schon vorbereitet in der alten Verfassung des Landes durch manche Eigenthümlichkeiten, die es dort dem Adel unmöglich machten, eine erweiterte Machtvollkommenheit in besonderen Landgebieten zu erlangen, und ihn zwangen, seine Bedeutung vorzugsweise in den Rechten und der Macht zu suchen, die er als Genossenschaft gemeinsam in den Berathungen mit seinem König übte.

der Unterthanen-Rechte, nicht Advocaten-Kämpfe um Regierungsrechte gelte.*)

Sehr gewichtig und als eines der vorwiegenden Elemente dieser allgemeinen Aufgabe tritt dann die besondere hervor, die materiellen — die Geld- und Vermögens-Interessen einzelner Stände — namentlich des Standes, welcher der herrschende ist oder unbedingt sein möchte — ritterliche Grundsteuer-Freiheit und dergleichen — der Regierung gegenüber siegreich zu behaupten: überhaupt unter allen Bedingungen, und welche Interessen der Gesammtheit es auch gelten möge, zu verhindern, daß die Regierung zur Förderung ihrer Zwecke mehr fordert und erhält als man eben bequem findet. Haben wir doch im Lauf der letzten Sitzung von einem Hauptführer der äußersten Rechten, dessen Reden sich stets weniger durch gewählte Eleganz als durch Kernhaftigkeit des Ausdrucks auszeichnen, den berühmten Ausspruch thun hören, die eigentliche Bestimmung der Stände sei „den Daumen auf den Geldsack zu halten!"

Ist es in dem System parlamentarischer Verfassung eine Anomalie, wenn Regierung und Parlament sich in einem Gegensatz befinden, so ist umgekehrt im ständischen System der Gegensatz als das eigentliche Wesen der Sache nothwendig gegeben. Stände sind wesentlich berufen, sich gegen die Forderungen der Regierung abwehrend, verneinend zu verhalten, der landesherrlichen Gewalt Grenzen zu ziehen, jede Erweiterung der Autorität des Staats und der Regierung den Standes- und Corporations-Vorrechten gegenüber abzuwehren.

Ist ein Parlament gleich der Krone und mit dieser vereint für das Wohl und Weh des Ganzen, des Staats, des Vaterlands, verantwortlich; ist diese Verantwortlichkeit von ihm selbst ausdrücklich anerkannt — so sagen dagegen Stände sich sehr gern von jeder solchen Mit-Verantwortlichkeit los. Sie überlassen das Regieren der Regierung, wie der oft wiederholte beliebte Spruch lautet — und die Verantwortung dazu! — Sie haben nur für sich selbst zu sorgen.

Seltsamerweise ist vielfach der Versuch gemacht worden, gerade dieses negative, ablehnende Verhalten für ein ganz besonderes conservatives Verdienst auszugeben, für ein Ergebniß der höchsten loyalen Ehrfurcht und Pietät.

*) ib. S. 28.

Stände dagegen haben eine ganz andere Vollmacht und einen ganz anderen Auftrag. Sie stehen der Regierung als etwas Fremdes, als eine von ihr gesonderte Macht, als Gegensatz gegenüber. Die Interessen der Gesammtheit liegen außerhalb ihrer-Competenz, die Zwecke, welche die Regierung verfolgt, bleiben ihnen fremd; ihre Aufgabe ist nicht, in reger Theilnahme an dem allgemeinen Leben des Staats auf dessen Gesammt-Schicksale direct einzuwirken und die Interessen des Staats gegen alle Sonder-Interessen zu vertreten —: sondern grade umgekehrt dem Staat gegenüber die Sonder-Interessen und Vorrechte einzelner Stände zur Geltung zu bringen und ihnen, als dem was vor allem Anderen berücksichtigt werden muß, Anerkennung zu erzwingen.

Ganz folgerichtig im Sinn solcher Anschauungen bringt denn auch eine Flugschrift, die vor zwei Jahren als eine Art „Programm der Rechten" entworfen wurde, indem sie den Eid des Königs auf die parlamentarische Verfassung des Landes als durchaus verwerflich abweist, das löbliche Herkommen der Vergangenheit in Erinnerung, dem zu Folge der König von Preußen bei der Huldigung seinerseits den „Reversalien-Eid" zu leisten hatte. Den Eid nämlich auf die ständischen Vorbehalte, durch welche namentlich die Sonder-Interessen und Vorrechte einzelner Stände und Corporationen, die Steuer-Freiheit der Ritterschaft, privilegirter Gerichtsstand, Befreiungen vom Militairdienst und dergleichen, sicher gestellt werden sollten. Das Programm der „conservativen Politik" giebt mit Bedauern zu, daß es nicht mehr möglich sei, „die Form jenes Gelöbnisses beizubehalten", meint aber tröstend, „es dürfte dem Sinn der Sache genügend entsprechen, wenn der Souverain sich verpflichtet, die bestehenden Landesgesetze anzuerkennen und zu respectiren"*) — wodurch denn jene alten „Sonder-Freiheiten" und „Vorrechte" in ihrem älteren, besseren, unantastbaren Recht der jüngeren Verfassungs-Urkunde gegenüber anerkannt, die persönlichen und Standes-Interessen, die durch sie geschützt werden sollen, außer dem Bereich der königlichen Autorität gestellt, und den Ansprüchen des Staats entrückt wären. Und an einer anderen Stelle derselben Flugschrift lesen wir die bedeutsamen Worte: daß es Schutz

*) Grundzüge der conservativen Politik, Berlin 1856, S. 32.

werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insoweit diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt." Und dann wieder:

„Derjenige der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab."

Dagegen laufen da, wo ständische Institutionen in einer gewissen Vollendung bestehen, gesetzgebende, ausübende und richterliche Gewalt gar vielfach ineinander — oft in recht seltsamer Weise — so daß sie den Begünstigten nicht selten zum Richter in eigener Sache machen — und die ausübende und richterliche Gewalt liegen hier durchaus nicht ausschließlich in den Händen der Krone. Das ist in diesem System keineswegs Grundsatz.

Auch sehen wir bei uns in Preußen gerade diejenige Partei, die so gern wiederholt, „regieren muß die Regierung allein", und die nebenher entschieden ständische Institutionen anstatt der parlamentarischen verlangt, in sehr natürlichem, folgerichtigem Zusammenhang mit dieser Forderung, unabläßig und mit großem Eifer bemüht, sich Theile der ausübenden Regierungsgewalt anzueignen. Ihr Streben scheint sogar mitunter auf einen Löwenantheil gerichtet. Wir hören vielfach von einer „natürlichen Obrigkeit der Landgemeinden" sprechen, als welche nicht der höchste Landesherr gelten soll; wir müssen viel von „kleinen Herren" und deren geschichtlichem, wo nicht göttlichem Recht vernehmen. — Um die Sache zweifelnden Gemüthern in einem neuen, idealen Licht zu zeigen, ist sie dann gelegentlich auch wieder umgekehrt, und uns sehr beweglich ausgemalt worden, daß die Mitglieder der alten, angestammten Ritterschaft die angeerbte „Pflicht" haben, das Land zu regieren — jeder in seinem Dorf nämlich —: das preußische Volk dagegen hat das unantastbare, unveräußerliche „Recht" gerade so, in dieser das Ganze zerstückelnden Weise, und gerade von den „kleinen Herren" regiert zu werden, zumal in allen Fällen, wo diese als Richter in eigener Sache auftreten. Dies heilige „Recht" kann keine verallgemeinernde Theorie, keine liberalisirende Schwindelei dem Volke rauben.

Wie man erwarten mußte, lag den Mitgliedern dieser Partei gar sehr nicht nur daran, daß sie die Polizei-Gewalt in den Land-

Um den ideellen Standpunkt zu bezeichnen, den ein Parlament in dem öffentlichen Leben, im Staat, einzunehmen hat, die Natur seiner Verpflichtungen und seiner Verantwortlichkeit der Krone wie dem Lande gegenüber, den Geist und Sinn, in welchem ihm obliegt seine Aufgabe im Ganzen wie in Beziehung auf jede einzelne Frage aufzufassen, hat man sich nämlich wohl des Ausdrucks „parlamentarische Mitregierung" bedient. Diese Worte sind dann nicht selten der Gegenstand eines seltsamen, vielleicht nicht immer unfreiwilligen Mißverständnisses geworden. Anstatt sie auf den Geist zu beziehen, der in der parlamentarischen Thätigkeit vorwalten soll, hat man sie so verstehen wollen, als ob für die Abgeordneten des Landes eine unmittelbare, thatsächliche Theilnahme an der Regierung und Verwaltung verlangt würde.

Da hat es denn natürlich an geheimnißvoll warnenden Winken nicht gefehlt, und andererseits hat sich eine conservative und loyale Entrüstung mitunter sehr laut und energisch vernehmen lassen: das sei Revolution — die freilich schon in den verderblichen Reformen der schlimmen Zeit von 1807—1811 gelauert habe —: das sei Umsturz, Frevel gegen die göttliche Weltordnung — denn „regieren muß der König allein!"

Das Mißverständniß ist in Wahrheit wohl eines der seltsamsten zu nennen. Denn allerdings finden wir die beiden Systeme auch in Beziehung auf die Verhältnisse, die hier zur Sprache kommen, wieder im entschiedensten Gegensatz —: aber der Gegensatz ist nicht von der Art, wie von jener Seite vorgegeben werden will.

Grade die Theorie des parlamentarischen Staatsrechts pflegt gesetzgebende, ausübende nnd richterliche Gewalt sehr scharf zu unterscheiden, und die Letzteren ausschließlich der Krone zu überweisen.

Was dann die Verhältnisse in unserem preußischen Vaterlande insbesondere anbetrifft, so dürfen wohl alle diejenigen, die den Grundsätzen einer großen und schönen Zeit, den Grundsätzen von 1808 und 1813 treu geblieben sind, sich auf das bekannte „politische Testament" des Ministers v. Stein berufen. Da lesen wir, ganz obenan gestellt als ersten Punkt:

„Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstück ererbt und erkauft

anwesen gekauft, und die so vertretene Gemeinde versagt ihre Zustimmung, so fällt die Gültigkeit des „Besitzveränderungs-Vertrages" fort, und der Kauf wird rückgängig. Wie es scheint, sollen auch durch Testament verfügte Theilungen eines ländlichen Grundstücks auf diese Weise rückgängig gemacht werden können. Daß die Einwanderung Minderbemittelter durchaus von dem Belieben der Gemeinde-Vorstände abhängig gemacht werden soll, versteht sich danach ganz von selbst. — Dann verlangt die „Conservative Politik", daß den Gemeinde-Vorständen (d. h. der Grundherrschaft) und Gemeinde-Organen wichtige öffentliche Funktionen zur selbständigen Erledigung — (also ohne alle Controle Seitens der königlichen Regierung) — übertragen werden. Den vom Grundherrn ernannten Ortsgerichten die „unerheblicheren richterlichen Geschäfte" — dem Gemeinde-Vorstande, der Grundherrschaft, der „überwiegende Theil der Polizei-, Steuer-, Schul- und sonstigen Verwaltungs-Angelegenheiten".*)

Da nun auch dem Unheil der „leichtsinnigen Eheschließungen" gesteuert werden soll; da man das Alter, in welchem Ehen geschlossen werden dürfen, erhöht zu sehen wünscht, und die Schließung jeder einzelnen Ehe von dem Consens der Ortsobrigkeit (der natürlichen) abhängig machen möchte, wäre somit ein Zustand der ländlichen Bevölkerung hergestellt, der sich von der Erb-Unterthänigkeit früherer Zeiten nicht mehr wesentlich unterschiede.

Die Leitung der Schule Seitens der ländlichen Orts-Obrigkeit ist dann auch sehr ernsthaft gemeint. Die Partei verwirft die Bestimmung der Verfassungs-Urkunde, derzufolge: „der Staat unter gesetzlich verordneter Betheiligung der Gemeinden aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen anstellt." „Der Satz, bemerkt sie, derogirt dem Patronatsrechte." — Der Grundherrschaft als Kirchenpatron soll demnach wohl die Ernennung der Schullehrer zustehen. — Zugleich wird der Artikel der Verfassungs-Urkunde verworfen, der verspricht, daß das ganze Unterrichtswesen durch ein besonderes Gesetz geregelt werden solle. Wir werden darüber belehrt, daß „je länger desto mehr die Einsicht Platz gegriffen hat, daß nur in den Abstufungen der Familien der Anhalt für die Abstufungen des Unterrichts gewonnen werden kann und daß den

*) Grundzüge ꝛc. 22.

gemeinden wieder erhielten, sondern auch daran, daß dies in der gehörigen Form geschah, durch die ihre Ansprüche anerkannt und ihre Prinzipien bestätigt wurden. Sie wollen diese Gewalt keineswegs in königlichem Auftrag und unter Vollmacht des Königs ausüben — gleich den Friedensrichtern in England — sondern lediglich in eigenem, ererbten oder erworbenen, an dem Besitz haftenden und dazu gehörigen, von jeder Verleihung oder Uebertragung seitens der Krone unabhängigen Recht, als „gnädige Grundherrschaft." — Sie wollen auch in diesen Functionen nicht — gleich den Friedensrichtern in England — als königliche Beamte behandelt sein. Von einem disciplinarischen Verfahren gegen sie — und folglich von eigentlicher Verantwortlichkeit — darf nicht die Rede sein. Sie ernennen Stellvertreter, was freilich mit der „Pflicht" zu regieren, einigermaßen in Widerspruch steht; das preußische Volk scheint dadurch jedenfalls in seinem „Recht" verkürzt.

Bedeutende Organe der Partei riethen dann auch die Polizei-Anwaltschaft unweigerlich mit zu übernehmen, da sich auf diesem Wege leicht auch ein Stück Patrimonial-Gerichtsbarkeit wieder gewinnen lasse — und in einem benachbarten Lande hat ganz vor Kurzem die unserer „äußersten Rechten" sinnesverwandte Ritterschaft ihrem Landesherrn ganz unumwunden auseinandergesetzt, daß sie das Recht der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eben so gut von Gottes Gnaden habe wie der König seine Krone.

Aber die Patrimonial-Gerichtsbarkeit läßt sich am Ende auch wohl entbehren. Davon überzeugen wir uns leicht, wenn wir sehen, was alles unter die Autorität der grundherrlichen Polizei gebracht werden soll. Jene Partei wünscht die Strafgewalt der Polizei, namentlich der grundherrlichen zu erweitern, wobei dann vielleicht auch die Lieblingsstrafe der äußersten Rechten, die Prügelstrafe, polizeilich verhängt werden könnte. — In dem bäuerlichen Grundbesitz soll — gleichwie in dem ritterlichen — eine privilegirte Erbfolge eingeführt werden, um die Zersplitterung der Bauerngüter zu verhindern. Der Verkauf von Bauerngütern soll zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, nicht ganz unmöglich gemacht werden: aber die Gemeinde-Vertretung — von dem Grundherrn ernannt — soll (versteht sich unter seiner Leitung) über die Aufnahme neuer Mitglieder „förmlich beschließen." Hat Jemand ein Bauerngut, ein Häusler-

veränderter Gestalt überwiegend aus den geborenen Vätern des Landes, aus den „natürlichen Obrigkeiten der Landgemeinden" zusammen gesetzt auftreten. Der Stand, dessen Pflicht es ist Preußen zu regieren, will seiner Pflicht auch in dieser Sphäre genügen.

Natürlich dürfen dem herrschenden Stande in seiner bedeutsamen Stellung dann auch nicht die Mittel versagt sein, sich selbst in unverfälschter Reinheit und Gesinnungstüchtigkeit zu erhalten. Deshalb soll auch fortan die Erwerbung eines Ritterguts und der damit verbundenen Kreis-Standschaft nicht ohne Weiteres einem jeden gestattet sein. Die Kreisstände werden vielmehr geschlossene Korporationen, zu denen man nur mit ihrer Zustimmung durch förmliche Aufnahme Zutritt gewinnt. Erwirbt Jemand durch Kauf ein Rittergut, und die Korporation der Kreisstände versagt ihre Zustimmung, weil ihr die Person des Erwerbers nicht ansteht, oder aus irgend einem anderen Grunde, den sie noch dazu vielleicht nicht einmal auszusprechen braucht — so bleibt der Käufer nicht etwa blos von den Kreistagen ausgeschlossen —: der Kauf selbst wird rückgängig*).

Da nun die Partei für jetzt der Majorität in den Kreis-Standschaften gewiß zu sein glaubt, wäre ihr dadurch das Mittel gegeben, jeden der sich nicht ausreichend politisch „gesinnungstüchtig" erwiese, jeden, von dem zu befürchten stände, daß er der rechtmäßigen Standes-Gesinnung untreu werden könnte, von allem ritterlichen Grundbesitz und der Kreisstandschaft auszuschließen — somit der eigenen Partei diese Majorität für alle Zeiten zu sichern, die Herrschaft der eigenen Partei in ganz Preußen, und wie die Kurzsichtigkeit meint, für immer festzustellen.

Aber natürlich können so wichtige Dinge doch nicht unbedingt in Einer Instanz abgemacht werden. Demjenigen dem der Kauf eines Bauerguts und die Aufnahme in eine Landgemeinde versagt wird, soll demnach auch ein Recurs offen stehen —: nicht etwa an die königliche Behörde — noch weniger an die Gerichte —: sondern an die betreffenden Kreisstände, die dann abschließend in der Sache entscheiden.

Eben so soll auch Derjenige, dem eine kreisständische Korporation die Erwerbung eines Ritterguts und der Kreisstandschaft verbietet,

---

*) Grundzüge ꝛc. 23.

Aufgaben der Schule nicht der abstracte „Staatsbürger", sondern der Mensch in seiner concreten Stellung zum Grunde gelegt werden muß. „Der Unterricht, der jedem bei uns unentbehrlich ist, ist wie das Recht, so die Aufgabe der Kirche".*)

Der letztere Satz wird selbst im Ausdruck dem Protestantismus untreu, da nach protestantischen Begriffen die Kirche niemand Anders ist als eben die kirchliche Gemeinde selbst, nicht aber eine die Gemeinde beherrschende geistliche Corporation. Doch wie dem auch sei, jedenfalls soll dafür gesorgt werden, daß Niemand einen weiter gehenden Unterricht erhält als ihm nach seiner Geburt und seinen Standes-Verhältnissen zukommt —: daß überhaupt die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die ländliche Bevölkerung wäre, wie die letzten Zeilen mit hinreichender Klarheit aussprechen, auf den Katechismus zu beschränken. — Und in der That, es läßt sich nicht leugnen, das System der Jesuiten, sich der Erziehung zu bemächtigen, ganze Geschlechter zur Unmündigkeit, zu gefügigen Werkzeugen für bestimmte Sonderzwecke zu erziehen, hat sehr viel für sich, wenn einmal solche besondere Zwecke erstrebt und erreicht werden sollen.

So wäre es also nach dem Sinne dieser Partei um die Regierung der Landgemeinden bestellt. Aber natürlich bleibt das Streben, sich Funktionen der Regierungsgewalt anzueignen, nicht bei der Landgemeinde stehen. Nur unter dem Schutz corporativer Vereinigungen läßt sich die Herrschaft jedes einzelnen Grundherrn in seinem besonderen Machtgebiet gehörig sicher stellen. Deshalb erklärt man sich in Reden, Leitartikeln und Flugschriften laut gegen die verderbliche „Bureaukratie" d. h. gegen jede Autorität und durch die bisherigen Verwaltungsnormen bedingte Thätigkeit der königlichen Behörden, der Organe, vermöge welcher die königliche Regierung regiert. — Wie die Landgemeinde durch den Grundherrn regiert werden soll, so will man in den größeren Landgebieten die eigentliche Regierung, die gesammte Verwaltung, in die Hände der Kreis- und Provinzialstände gelegt wissen — so daß also im ganzen preußischen Reich eine sehr entschiedene, sehr reelle Mitregierung der Stände einträte.

Die Kreis- und Provinzialstände aber sollen natürlich in un-

*) Grundzüge ꝛc. 31.

Sollte dann z. B. die Regierung mit dem Plane hervorteten — etwa größere Mittel auf die entstehende preußische Flotte zu verwenden, und die Hülfsquellen dazu in Maßregeln suchen, die den grundsteuerfreien Grundbesitz in einer oder anderer Form belasten könnten, so würden wir unfehlbar von jener Seite ganz in demselben Geist wieder vernehmen, was wir wohl schon gelegentlich gehört haben: „Ein erwiesenes Bedürfniß des Staats ist für uns kein Grund unseren Vorrechten und Freiheiten zu entsagen. Die Regierung mag selber zusehen, wie sie sich hilft; durch Ersparnisse oder wie sie es sonst versteht! Denn wie sie mit den ihr zugewiesenen Mitteln ihre Aufgabe lösen, wie sie den Zwecken des Staats gerecht werden will — das geht uns nicht an! „Regieren muß die Regierung allein!" — unser Auftrag ist vor allem „den Daumen auf den Geldsack zu halten.""

So müssen wir denn am Ende wohl gestehen, daß trotz des seltsamen Gegensatzes, den die objectiv aufgefaßten Worte der Partei mit dem bilden, was sie thatsächlich erstrebt, die Partei, so wie sie ihre eigenen Worte selbst versteht, doch keineswegs im Widerspruch mit sich selbst steht.

Wenden wir nun den Blick von den öffentlichen Verhältnissen, welche durch die beiden einander entgegengesetzten Systeme, das parlamentarische und das ständische, hervorgerufen und bedingt sind, auf den Einfluß, den beide auf die sittliche Entwickelung der Bevölkerung üben müssen, so erkennen wir auch hier wieder denselben Gegensatz.

Wir sind weit entfernt zu glauben, daß mit einer parlamentarischen Verfassung ohne Weiteres alles Gute und Wünschenswerthe gegeben sei — oder daß in solchen Institutionen in allen Zeiten und unter allen Bedingungen die einzige Möglichkeit staatlichen Gedeihens liege. Wer einigermaßen in der Geschichte bewandert ist, und das Leben kennt, der weiß, daß überall der Geist, in dem regiert wird, weit mehr entscheidet und bedeutet als die Formen; er weiß, wie, je nach Landesart und Zeit gar sehr Verschiedenes den gesellschaftlichen Zuständen entsprechend und die Zwecke der Menschheit fördernd sein kann. Auch Preußen hat in seiner Geschichte ruhmreiche Perioden eines großartigen Fortschritts aufzuweisen, deren Andenken der Nation theuer ist, und die von solchen Formen unabhängig waren.

Das aber bleibt unbedingt wahr: parlamentarische Institutionen

allerdings an eine höhere Instanz appelliren können —: aber auch wieder nicht an eine königliche Regierung oder an die Gerichte — sondern an die Provinzialstände, wo die Sache dann abermals von Standes- und Gesinnungsgenossen abgemacht wird, und zwar ohne daß eine weitere Berufung höher hinauf statt fände*). Alle Besitzveränderungen im ganzen Umfange des Reichs, die Erwerbung ständischer Rechte, die wichtigsten gesellschaftlichen Beziehungen wären somit allem und jedem Einfluß der Krone entzogen. Die Regierung, die Krone, hätte weder das Recht noch ein Mittel den Käufer eines Grundstücks, dem von Seiten der Kreisstände die Aufnahme verweigert würde, zu schützen. Das sind, wie die Kreuz-Zeitung (1856 Nr. 296) versichert, die Entwürfe, nicht etwa der „äußersten" Rechten, sondern der am „wenigsten äußersten Rechten"!

Könnte dieses System folgerichtig und vollständig durchgeführt werden, so sähen wir das ganze Reich in kleine Gebiete zerschnitten, die sämmtlich dem Einfluß der Krone entzogen wären, so daß der königlichen Regierung im buchstäblichsten Sinne des Worts der Boden unter den Füßen fortgezogen würde, und gar kein Gebiet übrig bliebe, in dem sie regieren könnte.

Was bedeutet denn nun also der Spruch „Regieren muß die Regierung allein" in dem Munde einer Partei, zu deren thatsächlichem Streben er einen so grellen Gegensatz bildet?

Wir glauben er hat bei alledem wirklich einen Sinn, und ist sogar nicht eben schwer zu deuten.

Er besagt in diesem Zusammenhang: „Was aus dem Vaterlande in seiner Gesammtheit wird, was aus dem Staat im Ganzen, welche Stufe der Macht und gesicherten Ansehens er einnimmt — dafür sind wir nicht verantwortlich; wir haben gar nicht das Recht uns darum zu bekümmern, und werden gewiß nicht „Advokaten-Kämpfe um Regierungsrechte" führen; es ist das lediglich Sache der königlichen Regierung, denn „regieren muß der König allein"! — Wir haben nur der Krone gegenüber die „Unterthanen-Rechte" — unsere eigenen Rechte und Interessen wahrzunehmen, z. B. dafür zu sorgen, daß wir für das verlorene Jagdrecht gehörig entschädigt werden, und daß man uns nicht zumuthe, Grundsteuer zu zahlen." —

*) Grundzüge ꝛc. l. c.

Ständewesen sein natürliches Element sucht und findet — und dennoch können wir nicht umhin zu bemerken, daß auch bei uns in Preußen schon mit dem ausgesprochenen Verlangen nach ständischen Institutionen an der Stelle parlamentarischer auch jener, dem Begriff und der Berechtigung des Staats feindliche, ständische Geist sich mehr als geräuschvoll regt. Wir können nicht umhin zu bemerken, daß eben die Partei, die sich für ständische Institutionen begeistert und ihren Herrlichkeiten huldigt, die Interessen der Standes- und Partei-Politik hoch über alle anderen Rücksichten stellt; daß ihr für diese kein Opfer zu groß ist, welches der Staat, das Vaterland bringen müßten. Wir haben diese Partei (z. B. 1850) in Rede und Schrift, ohne Scham und Scheu für fremde Staaten in die Schranken treten sehen, die sich gegen Preußen auf das entschiedenste feindlich verhielten, weil sie erwartete, daß diese Mächte ihrer Partei- und Standes-Politik im Inneren Preußens zum Siege verhelfen würden. Wir haben sie in demselben Sinn ohne Scham und Scheu von „Pflichten der Treue" reden hören, die sie gegen den Monarchen eines fremden Landes habe, weil sie in ihm ihr eigentliches Partei-Oberhaupt verehrte.

Solche Erscheinungen mögen uns darüber belehren, wie eng ständische Institutionen und diese einem patriotischen, selbstverleugnenden Gemeinsinn entgegengesetzte Gesinnung miteinander verwachsen sind, und sich gegenseitig bedingen.

Am entschiedensten aber tritt der Gegensatz der beiden Systeme in ihren letzten thatsächlichen Ergebnissen zu Tage.

Parlamentarische Verfassungen gründen starke Regierungen, und Staaten, die einer großen Macht-Entwickelung fähig sind; mittelalterlich-ständische Verfassungen rufen die gerade entgegengesetzten Erscheinungen hervor.

Das erklärt sich natürlich genug, denn was ein Parlament an Einfluß und Macht besitzt, geht der Regierung und dem öffentlichen Wesen nicht verloren, da es ausdrücklich die Bestimmung hat, diesem zu dienen, und keine andere. — Durch das energische Leben, das sich unter dem Einfluß einer solchen Verfassung regt, wird dann ein gewaltiges Kapital von Intelligenz und Willen für die Zwecke des Staats verfügbar.

Man vergleiche nur England vor und nach seiner Revolution von 1688. Vor dieser weltgeschichtlich bedeutenden Epoche stand es

und die Oeffentlichkeit des Staatslebens können, da, wo sie am Ort und an der Zeit sind, ganze Geschlechter zu großer Tüchtigkeit heranbilden und Menschen von Charakter erziehen. Sie können großartige Charaktere entwickeln, die den Aufgaben des öffentlichen Lebens gewachsen sind, und unter allen Bedingungen, unter den schwierigsten und drohendsten Verhältnissen, gewachsen bleiben — man sehe auf die Charakter-Festigkeit englischer Staatsmänner. — Solche Institutionen können die Energie und die Intelligenz der Nation um den Thron sammeln; sie sind wohl geeignet, das allgemeine Interesse an den öffentlichen Verhältnissen und an dem Gesammt-Vaterland, Gemeinsinn und Patriotismus zu beleben und zu steigern, indem sie die Sache des Staats zu der Sache Aller machen. Ein Ständewesen dagegen, das die Interessen der Regierung als eine Sache für sich auffaßt, kann auch in Beziehung auf den im Allgemeinen herrschenden Sinn und Geist nur lähmend und hemmend einwirken. Da hier für jeden zur Hauptaufgabe wird, dem öffentlichen Wesen gegenüber die eigenen und die Standes-Interessen sorgfältig wahrzunehmen, da solche Verhältnisse den Menschen ausdrücklich darauf anweisen, vorzugsweise ein Standesleben zu leben, weiß man kaum zu sagen, woran sich Geist und Sinn erweitern sollten. Vaterlandsliebe und der echte Gemeinsinn, im eigentlichen, schönen, großen Sinn des Worts — der Gemeinsinn, der über die Standesgrenzen, über die engen, selbstsüchtigen Interessen einer Oertlichkeit, einer Corporation hinausgeht — werden durch solche Institutionen nicht gefördert, sondern abgewiesen, und pflegen in geistiger Oede und Beschränktheit zu versiegen. Weit eher können solche Bedingungen des öffentlichen Lebens eine streng abgeschlossene Standes-Gesinnung, Vorurtheile, Dünkel und Standes-Selbstsucht hervorrufen und großziehen.

Die Beispiele, daß Staat und Vaterland preisgegeben worden sind, um Standes-Interessen zu retten, sind wahrlich nicht selten in der Geschichte; es erinnert sich ihrer wohl ein jeder. In Preußen haben solche ständische Institutionen anderthalb oder zwei Jahrhunderte lang durchaus keine Bedeutung gehabt, sie waren verschollen; das gegenwärtige Geschlecht ist in einer Zeit, die mit ganz anderen Forderungen hervortrat, in ganz anderen Verhältnissen, unter ganz anderen Eindrücken aufgewachsen — man hätte glauben können, daß hier kein Boden mehr sei, für den Geist, der in einem mittelalterlichen

unter der Herrschaft der Stände sind hinreichend bekannt; und nicht minder ist es der Verrath, den die ständische Partei nach ihrem Sturz mehr als einmal geübt hat, indem sie ihr Vaterland fremden Mächten preisgab, um im Innern desselben wieder zu Gewalt und Ansehen zu gelangen.

Nur indem sie die Macht der Stände brachen, vermochten die Regierungen überall sich wieder zu einer angemessenen, ihrer Aufgabe entsprechenden Stellung zu erheben. Und da begegnen wir in der Geschichte mehrfach der auf den ersten Blick befremdenden, bei näherer Erwägung sehr natürlichen und eben so belehrenden Erscheinung, daß eine absolutistische Revolution, welche ein ständisches Staatswesen niederwirft und die Elemente der zu Gunsten „kleiner Herren" zersplitterten Souverainetät wieder in der Hand des Landesherrn vereinigt, von der weit aus überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung als eine Befreiung, eine Erlösung, mit dem freudigsten Jubel begrüßt wird. So in Dänemark (1667), wo Bürger und Bauern eine solche gegen Adel und Geistlichkeit gerichtete, absolutistische Revolution hervorriefen; so in Schweden unter Gustav III.

Der Jubel war in solchen Fällen berechtigt; denn der ärgste mögliche Druck lastet da auf der Menschheit, wo die Rechte der Souverainetät der Landesregierung theilweise abhanden gekommen, und von privilegirten Unterthanen geübt, Standes-Interessen dienstbar gemacht sind, die sich zuletzt in selbstsüchtige Interessen einzelner Individuen auflösen. Einem solchen Zustand gegenüber ist auch eine absolutistische Revolution wirklich und in der That eine Befreiung.

Preußen ist zunächst nur dadurch groß geworden, daß der Große Churfürst und Friedrich Wilhelm I. mit durchgreifender Energie beseitigten, was selbstsüchtigen Sonder-Interessen dienen konnte, den allgemeinen Interessen hemmend in den Weg zu treten; dadurch, daß Friedrich Wilhelm I., wie sein eigener Ausdruck lautete: „die souveraineté wie einen rocher von bronze etablirte"; sonst hätte sich der preußische Staat, wie nach Innen so nach Außen, mit einer mecklenburgischen Stellung begnügen müssen. Jene Fürsten thaten mit Bewußtsein und Besonnenheit, was ihre Zeit gebot, und darin lag ihre moralische Macht.

Ist nun jetzt bei steigender Regsamkeit des öffentlichen Geistes und Lebens, bei einer kaum berechenbaren Entfaltung neu entstan-

an Macht und Ansehen weit hinter Frankreich zurück; man konnte zweifeln, ob es einem Gegner, wie Holland gewachsen sei. Zu welcher Größe hat es sich seitdem entfaltet! — Wir bekennen uns keineswegs zu einer ganz unbedingten Bewunderung englischer Zustände, in denen wir manches Bedenkliche wuchern sehen, während vieles Wünschenswerthe vermißt wird — aber daß das Leben der Nation ein energisches, Thron und Regierung fest begründet, und die Macht nach Außen eine gar gewaltige ist, das wird wohl niemand in Zweifel ziehen.

Dagegen sind Elemente der Macht, der Regierungsgewalt, welche Stände an sich bringen, nicht etwa bloß für die Regierung einfach verloren, sondern sie gestalten sich auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens auch noch zu einem positiven Hinderniß, da sie fortan den Sonder-Interessen einzelner Stände dienstbar werden, die von den Interessen der Regierung, des Staats, des Gemeinwesens verschieden, gesondert dastehen. Sie werden zu einer Waffe für diese besonderen Interessen; der Regierung gegenüber zu einer neuen, unübersteiglichen Schranke. — Wohlverstanden: zu einer Schranke nicht etwa bloß einer möglichen persönlichen Willkür und ihrem regellosen Walten gesetzt — sondern der Landesregierung als solcher und in ihrer Eigenschaft als Vertreterin des Gemeinwesens und der allgemeinen Interessen. Denn für Stände handelt es sich nicht bloß darum, den Einfluß principienloser Willkür auf den Gang der Regierung auszuschließen, sondern darum, die bindende Central-Gewalt im Staat zu beschränken, wie sie auch beschaffen sein mag.

Wohin das führt, darüber belehrt uns die Ohnmacht der Regierungen im Mittelalter, die selbst den Landfrieden nicht zu wahren und der Wegelagerei nicht zu steuern vermochten. Auch manches Blatt der neueren Geschichte ist in gleicher Weise nicht minder belehrend. So unter anderem die Geschichte Schwedens im vorigen Jahrhundert, seit dem an Karl XII. vor Friedrichshall verübten Meuchelmord. In dem Justizmord des Grafen Görtz, den die siegreiche aristokratische ständische Partei verübte, so wie sie sich im Besitz der Macht sah, zeigte sich, daß auch Stände geneigt sind, die Verantwortlichkeit der Minister sehr streng zu nehmen und sehr ernsthaft zu handhaben, sobald sie sich mit hinreichender Autorität und Gewalt ausgerüstet sehen. Die schmachvolle Schwäche Schwedens und seine vielfachen Verluste

tung"*). Schon damals, schon nach dem Unglück von 1806, mußte der Staat rückwärts steuern; aus dem unseligen, revolutionairen, modernen Ideen huldigenden Thun und Treiben eines Friedrich des Großen rückwärts hinaus in die beglückenden Zustände des siebzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, der „kleinen Herren"-Macht, und der Feudalstände. In diesen Elementen der Macht und des Gedeihens mußte die Regierung damals von Rechtswegen die Mittel — wenn auch vielleicht nicht zur Rettung des Staats, doch um so gewisser — zur „Rettung der Gesellschaft" finden!

Was die Gegenwart betrifft, versichert uns die Partei der äußersten Rechten, daß die Aufgabe der „conservativen Politik" eine sehr leichte gewesen wäre, wenn es sich für sie nur darum gehandelt hätte, die Verfassung zu „beseitigen"; wenn ihr Streben nicht von Anfang an auf „etwas Höheres" gegangen wäre. — Sie hat die Verfassung und das parlamentarische Wesen bestehen lassen, um daran eine bequeme Handhabe für ihre Bestrebungen zu haben. Sie bedurfte einer solchen, da es durchaus nicht ihre Absicht ist, die preußische Monarchie einfach so wieder herzustellen wie sie vor 1848 war; oder so wie sie vor 1806 war, wie der Große Churfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große sie geschaffen hatten. Das würde ihr nicht genügen; sie will die Gesellschaft viel gründlicher retten, und verfolgt ein höheres Ziel, das viel höher hinauf — oder weiter zurück — liegt im Strom der Zeiten; sie will so viel als möglich nachholen, was in jener Periode der Verkehrtheit von 1807 bis 1811 so freventlich versäumt worden ist.

Es gilt also jetzt wie früher, bei den bevorstehenden Wahlen wie seit einer Reihe von Jahren, den Kampf des parlamentarischen Princips mit dem ständischen — seinem entschiedensten Gegensatz.

Wenn uns dabei die Partei der äußersten Rechten in ihrer prophetenhaften Ueberschwenglichkeit zuruft, daß sie auf diesem Gebiet nicht etwa nur mit Fleisch und Blut zu kämpfen hat, sondern mit dem leibigen Gott-sei-bei-uns selber; daß sie in uns, ihren Gegnern, nicht etwa nur „die schwachen, charakterlosen, genußsüchtigen, bestechlichen Menschen bekämpft" — sondern den leibhaftigen Mephistopheles, den sie „hinter diesem befleckten Schleier" entdeckt**) — so dürfen uns doch

*) l. c. S. 9.

**) Grundzüge ꝛc. 4.

dener Interessen die Nothwendigkeit gegeben, daß der preußische Staat in ein neues Stadium seiner Entwickelung eintritt, so kann dies gewiß gesunder und naturgemäßer Weise nur auf der Bahn des ruhigen Fortschritts geschehen, indem wir den in das öffentliche Recht wieder eingeführten Begriff des Staats, des Gemeinwesens in anerkannter Geltung erhalten und ihm nach allen Seiten hin gerecht zu werden suchen. Sicher nicht dadurch, daß wir um Jahrhunderte zurückschreiten und uns dem abgestorbenen Ständewesen einer längst verschollenen Vergangenheit zuwenden; daß wir die längst überwundenen Elemente der Ohnmacht und Schwäche aus dem Grabe heraufbeschwören, und die Institutionen einer Zeit, die nicht mehr ist, in dürftiger, krüppelhafter Weise modificirt und geflickt, den Lebensbedingungen und Verhältnissen der Gegenwart aufzwängen, die ihnen seit so lange, und nach so großartigem Maaßstab entwachsen sind.

Ueberschauen wir nun die ganze Reihe der angedeuteten Gegensätze, so ist wohl einleuchtend, daß es ganz und gar nicht eins und dasselbe ist, wenn Männer der gemäßigten Parteien mit der Ansicht hervortreten, die bureaukratische Regierungsweise des Landes könne vielfach vereinfacht und modificirt werden — oder wenn die Partei der äußersten Rechten mit Feuer und Schwert gegen die Bureaukratie zu Felde zieht — obgleich die Neue preußische (Kreuz-) Zeitung uns zugerufen hat, dieser Kampf gegen die Bureaukratie sei das allen Parteien Gemeinsame — denn was man an die Stelle der bureaukratischen Verwaltungsweise zu setzen begehrt, ist nichts weniger als ein und dasselbe.

Wie wenig es ein und dasselbe bedeuten will, wenn die extremen Parteien gleich den gemäßigten die Verfassung auf ihre Fahne schreiben, das glauben wir in diesen Blättern dargethan zu haben.

Die gemäßigten Parteien werden immerdar unsere Verfassung, treu dem Sinn und Geist, in dem sie entworfen, und uns vom Thron herab verliehen ist, als eine parlamentarische auffassen, und bemüht sein, sie in ihren einzelnen Zweigen diesem Geist gemäß auszubilden.

Die Partei der äußersten Rechten sagt uns in den „Grundzügen" ihrer „conservativen Politik", selbst die Reformen der schlimmen Zeit von 1807 bis 1811 seien durchaus verwerflich; nicht daß die sociale und politische Berechtigung solcher Reformen in Abrede gestellt werden solle: „sie waren unabweisbar, aber in umgekehrter Rich-

Herbst bereits ein neues Wahlgesetz vollständig ausgearbeitet, zur Vorlage bereit lag; und daß darin streng nach Ständen gegliederte Wahlen angeordnet und in die Hände der Kreisstände gelegt wurden, so daß wir eine fast ausschließlich aus gesinnungstüchtigen Mitgliedern der Ritterschaft zusammengesetzte Landesvertretung erhalten hätten. Warum dieser Entwurf einstweilen zurückgelegt wurde, weßhalb man ihn in den Tiefen des Portefeuilles ruhig günstigeren Conjuncturen entgegen schlummern läßt, das sagt sich auch wohl ein jeder.

Aber natürlich bleibt ein solches Wahlgesetz, wie früher der lauten Wünsche, so jetzt der stillen Sehnsucht Gegenstand.

Die extremen Parteien verlangen also in der That für jetzt nur Mittel, die ihnen dienen sollen, ihren eigentlichen Zweck zu erreichen. Den Zweck aber nennen sie nicht bei Namen; sie schweigen über seine Natur und Bedeutung.

Sie verlangen Waffen, sagen uns aber nicht, wozu die Waffen ihnen dienen sollen, wenn sie dieselben erst haben; was sie damit erkämpfen, welche Gestalt und welchen Inhalt sie dann, mit Hülfe dieser Werkzeuge, unserem öffentlichen Leben zu geben gedenken.

Dies Schweigen ist bedeutsam und würde fortgesetzt allein schon hinreichen, zu ernstem Nachdenken aufzufordern.

Die nächste Pflicht und Aufgabe der Wähler ist, sich Rechenschaft davon zu geben, was die extremen Parteien wirklich meinen, wenn auch sie die Verfassung anrufen.

Eine Hauptaufgabe der nächsten Landesvertretung aber muß es sein, die Unabhängigkeit — die Wahrheit — die Echtheit der Wahlen für die Zukunft sicher zu stellen — und damit Wahrheit in unseren öffentlichen Zuständen zu begründen.

diese haarsträubenden Vorstellungen nicht all' zu sehr erschrecken. Nur, da das Geständniß nebenher geht, daß die Herren den Fürsten der Finsterniß nicht bloß in ihren Feinden zu bekämpfen haben, sondern, gleich anderen, gewöhnlicheren Sterblichen, täglich und stündlich auch in sich selbst, wollen wir ihnen von ganzem Herzen Glück und Sieg wünschen in diesem Kampf mit sich selbst. Sie werden ohne Zweifel sehr viele ihrer Forderungen fallen lassen, sobald es ihnen gelungen ist, den Teufel des Hochmuths und der Selbstsucht in sich selbst vollständig zu besiegen.

Die gemäßigte Partei hat in diesem Kampf, den extremen Parteien gegenüber, das voraus, daß sie mit einem wirklichen Programm vor die Wähler treten kann. Sie sagt was sie wirklich meint — und meint wirklich das, was sie sagt. Sie kann frei und offen aussprechen, was sie wirklich erstrebt und will; sie ist nicht genöthigt, sich im unbestimmt Allgemeinen zu halten; sie braucht nichts zu verschweigen, nichts in mystisches Dunkel und geheimnißvoll vieldeutige Phrasen zu verhüllen.

Die extremen Parteien sind nicht in demselben Fall. Was schreiben die Demokraten neben der nicht weiter erörterten „Verfassung" auf ihre Fahnen? — Geheime Abstimmung bei den Wahlen — Freiheit der Presse — Vereinsrecht! — Weiter nichts bis jetzt.

Die Partei der strengen Rechten hält sich wenigstens für's Erste noch weit mehr im Unbestimmten. Um einigermaßen consequent zu bleiben, darf sie natürlich auch in ihrem neuesten Zeitungs-Artikel nicht ganz verschweigen, daß ihr die Artikel 4 und 12 der Verfassungs-Urkunde, die „Alle Preußen vor dem Gesetz gleich" — und „den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte" für „unabhängig von dem religiösen Bekenntniß" erklären, sehr unangenehm sind. Die Entscheidung, ob dem Staat und der Nation ein neues Wahlgesetz nach „ständischer Gliederung" nicht heilsamer wäre als das gegenwärtige, soll einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben.

Deutlicher ließ sich allerdings für jetzt darüber nicht sprechen. In dem Augenblick, wo man von ihnen gewählt sein will, kann man den jetzigen Wählern doch nicht gut sagen, daß es darauf abgesehen ist, ihrem Wahlrecht so bald als möglich ein Ende zu machen. Im übrigen ist es ein sehr öffentliches Geheimniß, daß im vergangenen

Herbst bereits ein neues Wahlgesetz vollständig ausgearbeitet, zur Vorlage bereit lag; und daß darin streng nach Ständen gegliederte Wahlen angeordnet und in die Hände der Kreisstände gelegt wurden, so daß wir eine fast ausschließlich aus gesinnungstüchtigen Mitgliedern der Ritterschaft zusammengesetzte Landesvertretung erhalten hätten. Warum dieser Entwurf einstweilen zurückgelegt wurde, weßhalb man ihn in den Tiefen des Portefeuilles ruhig günstigeren Conjuncturen entgegen schlummern läßt, das sagt sich auch wohl ein jeder.

Aber natürlich bleibt ein solches Wahlgesetz, wie früher der lauten Wünsche, so jetzt der stillen Sehnsucht Gegenstand.

Die extremen Parteien verlangen also in der That für jetzt nur Mittel, die ihnen dienen sollen, ihren eigentlichen Zweck zu erreichen. Den Zweck aber nennen sie nicht bei Namen; sie schweigen über seine Natur und Bedeutung.

Sie verlangen Waffen, sagen uns aber nicht, wozu die Waffen ihnen dienen sollen, wenn sie dieselben erst haben; was sie damit erkämpfen, welche Gestalt und welchen Inhalt sie dann, mit Hülfe dieser Werkzeuge, unserem öffentlichen Leben zu geben gedenken.

Dies Schweigen ist bedeutsam und würde fortgesetzt allein schon hinreichen, zu ernstem Nachdenken aufzufordern.

Die nächste Pflicht und Aufgabe der Wähler ist, sich Rechenschaft davon zu geben, was die extremen Parteien wirklich meinen, wenn auch sie die Verfassung anrufen.

Eine Hauptaufgabe der nächsten Landesvertretung aber muß es sein, die Unabhängigkeit — die Wahrheit — die Echtheit der Wahlen für die Zukunft sicher zu stellen — und damit Wahrheit in unseren öffentlichen Zuständen zu begründen.

IV.

Frankreich, Oeſterreich und der Krieg in Italien. (1859.)

I.

Wir leben in dem Zeitalter der Ueberraſchungen. Mit Verwunderung vernahm die Welt gleich im Anfang des Jahrs, als etwas Unerwartetes, was am Neujahrstage in den Sälen der Tuilerien vorgegangen war. Monate lang ſchwankte dann Europa zwiſchen plötzlich erweckten Beſorgniſſen und Friedenshoffnungen. Den Krieg ſelbſt freilich mußte jeder Unbefangene vom erſten Augenblick an für unvermeidlich halten: aber in einer Weiſe brach er endlich herein, die nicht blos für die Maſſe der befangen Hoffenden, ſondern auch für diejenigen, die ihn mit Beſtimmtheit erwarteten, in hohem Grade unerwartet war. Und überraſchender noch führte dann der Friede einen plötzlichen Abſchluß des Kampfes herbei, gerade in dem Augenblick, wo man glauben mußte, er werde nun erſt mit verdoppelter Glut entbrennen — wo eine weitere Ausdehnung unvermeidlich ſcheinen konnte!

Als der Verfaſſer dieſer Blätter vor wenigen Tagen zuerſt daran dachte, niederzuſchreiben, was über die Vorbereitungen zu dieſem weit ausſehenden Kampf und deſſen Anfang zu ſeiner Kenntniß gelangt war, konnte er glauben, daß ſeine Zeilen den Gang deſſelben begleiten würden: — ſie ſind zu einem Epilog geworden! Aber wohl nicht zu einem überflüſſigen. Die Sache iſt keineswegs in der Weiſe abgeſchloſſen, daß das mitlebende Geſchlecht ſich nun, befreit von quälenden Beſorgniſſen, aufathmend anderen Gegenſtänden der Betrachtung und Thätigkeit zuwenden dürfte. Wer könnte ſich verbergen, daß der jähe Abſchluß unhaltbare Zuſtände ſchaffen will, weit weniger lebens-

das Kaiserthum fort, als ein Nothbehelf, der jedenfalls das voraus hat, daß er fertig da ist; — mehr aber ist es keinem Franzosen. Es giebt sogar keinen Franzosen, der mit diesem Nothbehelf auch nur leidlich zufrieden wäre; ein Jeder, welcher politischen Partei, welcher Schichte der Gesellschaft er auch angehören mag, hat gar viel mit Erbitterung und Hohn, oder mit leichtem Spott dagegen einzuwenden. Ja mehr, die Franzosen schämen sich, namentlich Fremden gegenüber, ihrer jetzigen Zustände und suchen, sobald sie einiges Vertrauen gewinnen, sehr geflissentlich dem Gedanken vorzubauen, daß sie etwa damit einverstanden sein könnten.

Nennt auch, mit Ausnahme der Legitimisten, nicht leicht Jemand die Partei bei Namen, der er angehört, so giebt doch Jeder mittelbar sehr bald zu erkennen, zu welcher Fahne er schwört. Der reiche und vornehme Adel Frankreichs huldigt dem Legitimismus, im Bewußtsein der erhabenen Stellung, die ihm selbst in der unmittelbaren Nähe des legitimen Throns gebührt; der wenig gebildete Provinzial-Adel thut dasselbe, schon um eine Scheidungslinie zu haben, die ihn gehörig von den Plebejern sondert, und in der unbestimmten Vorstellung, daß ein legitimes Königthum auch den alten Adel des Landes wieder empor bringen müßte. Mancher wohlhabende Gutsbesitzer in der Provinz, der das „de" aus eigener Machtvollkommenheit vor seinen Namen gesetzt und sich selber zum Edelmann gestempelt hat, ist dann auch wohl Legitimist, damit seine neuen Standesgenossen ihn williger in ihre Kreise aufnehmen, und nicht allzu ängstlich nach seinem Stammbaum fragen. Die Geistlichkeit schließt sich natürlich derselben Partei an — und im Süden des Landes auch ein überraschend großer Theil des Bürgerthums. — Der gebildetste Theil des Adels, der Gelehrtenstand, die studirende Jugend und der weit überwiegende Theil des Bürgerthums: das sind die Kreise, in denen eine parlamentarische, liberale Gesinnung herrschend ist. Das Landvolk ist meist gedankenlos und harmlos, doch wird auch hier über die künstlichen Anstalten, den Napoleons-Cultus zu pflegen, gelegentlich gespottet, und der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist sehr übel auf die kriegerischen Erinnerungen des ersten Kaiserreichs zu sprechen. Die Arbeiter-Klassen der großen Städte tragen sich zum Theil mit wilden republikanischen Gelüsten und Erinnerungen.

Doch aber darf man nun aus diesen Thatsachen keineswegs

Die Mitglieder dieses Kreises müßten freilich mit dem Sturz des Kaiserthrons in das unbedeutendste Nichts zurück verschwinden: aber wer in Frankreich würde sich das sonderlich zu Herzen nehmen? Und außerhalb dieses engen Kreises würde man vergeblich nach einer politischen Partei eigentlicher Buonapartisten suchen; nach einer Partei, die in ihren Ansichten von der Voraussetzung einer Solidarität ihrer Interessen mit denen der Napoleoniden-Dynastie ausginge; der diese Dynastie unentbehrlich wäre; die sich nicht gerade eben so gut mit der ersten besten anderen Einrichtung der Regierung behelfen, in jedem anderen System zurecht finden könnte, und die nicht vollkommen bereit wäre, das ohne Weiteres zu thun, sowie die Umstände es so mit sich bringen. Es giebt keine Partei, die auch nur entfernt geneigt wäre, Opfer zu bringen für die Erhaltung dieser Dynastie oder des gegenwärtigen Systems.

Das Kaiserthum ist entstanden in einem Augenblick sehr groß geachteter Bedrängniß, als ein Geschöpf der Rathlosigkeit und Noth, die eine sehr geschickte Hand allerdings meisterhaft zu benutzen verstand. Es war die Macht, die eben, in Mitten einer allgemeinen und besinnungslosen Zerfahrenheit, zunächst zur Hand lag als Schutz gegen unbequeme Zustände, vor denen man sich mehr als billig fürchtete; zu einer Zeit, wo jede andere denkbare Combination entweder verbraucht schien für den Augenblick, oder des leitenden Genius entbehrte, der sie mit Ernst und Entschlossenheit vertreten hätte. Es war zur Stelle, und es war ganz umsonst zu haben, ohne Anstrengungen und That, man brauchte es nur selber gewähren zu lassen gegen die Rothen. Ein wohlhabender Gutsbesitzer und Edelmann aus den mittleren Provinzen Frankreichs, der sich dem Verfasser als Orleanist und Liberaler zu erkennen gab, gestand, daß er seiner Grundsätze ungeachtet für das Kaiserthum gestimmt habe, und das sogar wieder thun würde, wenn es von Neuem darauf ankäme. Erläuternd wiederholte er das bekannte Bonmot: „Die politischen Grundsätze sind in unseren Tagen so etwas wie die artigen Nippsachen, die man auf das Gesimse seines Kamins stellt; es ist hübsch, dergleichen zu haben — aber zum Gebrauch ist es nicht!“ Man hat sich in der allgemeinen Rathlosigkeit daran gewöhnt, zu dem nächsten Mittel gegen die Verlegenheit des Augenblicks zu greifen, wenn dasselbe auch anerkannt nichts weniger als das beste ist. So besteht

Die Rathlosigkeit aber ist von der Art, daß Niemand zu sagen weiß, was werden sollte oder könnte, wenn etwa der Kaiserthron unverhofft zusammenbräche, und was möglicher Weise an dessen Stelle treten könnte. Denn welche Aussichten die Orleans hätten, und was von ihnen zu erwarten wäre, ist schwer zu berechnen — und daß von Heinrich dem Fünften gar nicht die Rede sein kann, das weiß ganz Frankreich nur zu gut! — Man sagt sich, daß der Augenblick, der Zufall über das Schicksal des Landes entscheiden, und vielleicht ganz ungeheuerliche Dinge zu Tage fördern würde; man fürchtet, daß jede Bewegung, weß Geistes Kind sie auch wäre, nur allzu leicht unversehens die Rothen wieder empor bringen könnte, und so würde denn — für jetzt, — eine jede Bewegung, die den Sturz des Kaiserthrons beabsichtigte, weitaus überwiegend mit Entrüstung aufgenommen werden.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es dann nicht verborgen bleiben, daß diese eng verbundenen Erscheinungen, der Mangel an Muth den möglichen Gefahren im Innern gegenüber, und diese vollkommene Rathlosigkeit, ihren tieferen Grund in den sittlichen Zuständen im Allgemeinen haben; in einem moralischen Verfall der Nation — von dem sie sich möglicher Weise wieder aufraffen kann — der aber für jetzt nicht abzuläugnen ist. Sie haben ihren Grund darin, daß das französische Volk den Glauben an sich selbst, an die sittliche Würde des eigenen Charakters verloren hat. Man sagt sich, daß diese Würde, wie der Sinn für das Ideale untergegangen ist in dem gierigen Verlangen nach sinnlichem Behagen. Luxus, Eleganz, trivialer Lebensgenuß, und in letzter Instanz die Mittel, sich diese Herrlichkeiten zu verschaffen — Geld mit einem Wort —: das sind die einzigen Dinge, die im Ernst mit wirklicher Energie und Ausdauer erstrebt werden; und zwar mit solchem Eifer, daß man sich der unredlichen Mittel, sie zu gewinnen, nicht sonderlich schämt. Kein Franzose glaubt daran, daß irgend eine namhafte Anzahl Individuen in Frankreich bereit wäre, für die Güter, die eine ideale Ansicht der Welt erstrebt, uneigennützige Opfer zu bringen, oder Wagnisse zu bestehen.

Man werfe nur einen Blick auf die französische Literatur, wie sie nicht seit heute und gestern erst, sondern schon seit zwanzig Jahren her geworden ist. Bedarf der Verfasser eines Romans eines Helden, der in idealem Streben den Werth des Lebens sieht, so muß das ein

weiter folgern, daß das gegenwärtige seltsame Regiment etwa leicht zu stürzen wäre. Dem ist nicht so; diese Folgerung setzte eine Macht und einen entschiedenen Willen voraus, die dem Napoleoniden mit dem bestimmten Bewußtsein eines positiven Zwecks gegenüber stünden, und dergleichen liegt nicht in den mannichfaltigen, verneinend gegen das Kaiserthum gewendeten Elementen. Vielmehr sind gerade in diesen eigenthümlichen Verhältnissen ohne Mühe die besonderen Stützen nachzuweisen, auf denen der Kaiserthron mit einer gewissen Festigkeit ruht.

Vor Allem ist hier als eigentlich maaßgebend die gewaltige, in der That kaum begreifliche Furcht zu nennen, welche die Rothen, Socialisten und Communisten, im Jahr 1848 dem gesammten lebenden Frankreich eingeflößt haben — und in engster Verbindung mit ihr, die vollkommene Rathlosigkeit der politischen Parteien. Die feige Angst ist auch jetzt noch keineswegs beschwichtigt, und die Rathlosigkeit ist auch jetzt noch eben so arg, als in dem Augenblick der verhängnißvollen Katastrophe.

Die Furcht vor den Rothen hat etwas für den, der Frankreich mit unbefangenem Blicke betrachtet, kaum Verständliches; denn einleuchtender Weise können in diesem Lande, wo sich nirgends eigentliche Uebervölkerung zeigt, wo das Landeigenthum sehr vertheilt ist und die Zahl der vollkommen Besitzlosen nichts weniger als die überwiegende Mehrzahl der Gesammtbevölkerung bildet, Socialisten und Communisten nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Minderzahl sein; derer, meint man, müßte die gewaltige Mehrheit doch ohne sonderliche Mühe Herr werden und bleiben können. Es wird auch zugegeben, daß der rothen Feinde eigentlich nur Wenige sind; aber, sagt man, es sind verwegene, waghalsige Leute; sehr energisch und entschlossen. Die Antwort liegt freilich scheinbar nahe: nun so seid ihr, zehnfach und mehr überlegen an Zahl, eben auch energisch und entschlossen! — Sehr einfach, aber auch völlig vergeblich. Der bourgeois — der Philister, wie wir in Deutschland sagen würden — ist ganz und gar nicht darauf eingerichtet, sich selbst oder die Gesellschaft gegen irgend wen oder irgend etwas zu schützen, und sollte er auch ein Menschenalter hindurch Grenadier oder Voltigeur der Nationalgarde gespielt haben. Er sieht sich vielmehr immerdar ängstlich nach Jemandem um, der ihn schütze.

Alles verlangt nach Geld; — toujours de l'argent! — rien que de l'argent! — de l'argent à tout prix! — de l'argent quand même!" Er klagte, wie dieſe unerſättliche Gier, die für keine andere Rückſicht Raum läßt, zerrüttend in das Familienleben eingreift, wo, anderer betrübender Erſcheinungen nicht zu gedenken, das Geld allein und ganz ausſchließlich beachtet wird bei der Verheirathung der Kinder. Von Neigung und dergleichen Sentimentalitäten iſt natürlich nicht die Rede —: man fragt auch nicht nach der Ehrenhaftigkeit der Familie, der man ſich anſchließt — ja, man wirft ſeine Tochter an einen elenden verlebten Krüppel weg, verheirathet ſeinen Sohn an ein bleichſüchtiges Mädchen, das mit erblichen Krankheiten behaftet iſt — ohne auch nur an die phyſiſche Beſchaffenheit, an die Geſundheit der Nachkommenſchaft zu denken, die ſolcher Ehe entſpringen ſoll. — Ich unterbrach den Eifernden mit der Bemerkung, daß Convenienz-Heirathen, von den Eltern verabredet, in Frankreich wohl immer die Regel geweſen ſeien; namentlich vor der Revolution von 1789. Ja! erwiederte er: in den geſellſchaftlichen Kreiſen des Adels, nicht aber in dem Bürgerſtande! Heut zu Tage dagegen iſt Geld in allen Kreiſen, bis in die Hütte des Landmanns herab, allein beſtimmend.

Verhält es ſich nun aber ſo: wer kann dem Geiſt, der ſich in ſolchen Familien-Verhältniſſen als in ſeinem natürlichen Element bewegt, in Beziehung auf das öffentliche Leben heroiſche Selbſtverläugnung für ideale Zwecke zutrauen? Es bedarf keiner Erklärung, wie dieſer Mangel an Vertrauen zu dem herrſchenden Geiſt überall den Willen lähmt, der gegen die Regierung auftreten möchte, und ihn nirgends zur That werden läßt. Wer möchte ſich preisgeben, wenn er nirgends auf eine ernſte Unterſtützung — nicht einmal auf Anerkennung rechnen darf, und befürchten muß, das heroiſche Wagniß ganz einfach und nüchtern als eine „duperie" verurtheilt zu ſehen. — Man klagt mit Bitterkeit, man zürnt! — und läßt denn doch die Waſſer ungeſtört den Bach hinunter fließen, ſchwimmt mit dem Strom und ſucht ſich einzurichten, ſo gut es unter den Umſtänden gehen will. —

Die zweite, mächtige Stütze des Kaiſerthrons, ohne die freilich die erſte nicht genügen würde, iſt das Heer, vortrefflich darauf angelegt, eine Regierung, die ſich gewiſſermaaßen mit ihm identificirt, gegen das ganze Land aufrecht zu erhalten, und in neueſter Zeit mit

Deutscher sein, oder ein Franzose, der in Deutschland aufgewachsen, oder dessen Mutter eine Deutsche oder eine Engländerin war. Der Romanschreiber fürchtet unwahrscheinlich zu werden und gegen das Colorit zu verstoßen, wenn er dem reinen Vollblut-Franzosen eine ideale Gesinnung beimessen wollte. Nur der royalistische Roman sucht allenfalls noch solche Helden unter den, fern von dem Treiben des Tages lebenden Rittern der Vendée.

Und was für bittere Klagen über den allgemeinen sittlichen Verfall mußte der Verfasser in Frankreich selbst hören; — in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft; in den Sälen der Aristokratie; im Cabinet des Gelehrten; im Hause des verständigen Bürgers, und selbst am Heerd des einfachen Landmannes! — So erging sich ein Gelehrter gegen uns in einer zürnenden Beschreibung des schleichenden Unwesens der geheimen Polizei, wie sie jetzt in Frankreich gehandhabt wird; des Betrugs, der bei allen Wahlen mit einer Art naiver Dreistigkeit ganz offen geübt wird; der öffentlichen Zustände überhaupt, und der feigen Entartung, die solche Zustände gar wohl für das erkennt, was sie sind, sie verurtheilt und schmäht, aber dennoch duldet. Ich mußte — wenn auch, wie billig, in schonenden Worten — zugeben, daß auch mir nicht Alles in Frankreich seit 1789 im Fortschreiten scheine; daß namentlich die herrschende Gesinnung an Adel und Würde seit jener Zeit wohl kaum gewonnen habe. Unter den merkwürdigen Erscheinungen der ersten Zeiten jener gewaltigen Revolution gedachte ich auch der Girondisten; ein schweres Urtheil der Nachwelt lastet auf ihrem Andenken, und mit dem vollsten Recht. Wie dem jedoch sei, und wie hart man sie vom politischen Standpunkt beurtheilen möge: Uneigennützigkeit, Adel der Gesinnung und des Charakters wird man den Besten unter ihnen nicht absprechen können. Ich muß mich, sagte ich, zuweilen zweifelnd fragen, ob es auch wohl noch heute gelingen könnte, in Frankreich zweihundert Männer zusammen zu bringen, wie die Girondisten waren. „Nicht vier in ganz Frankreich!“ rief mein gelehrter Freund mit eben so viel verzweifelnder Ueberzeugung, als Entrüstung aus. — Ein anderes Mal war es ein angesehener, bedeutender Fabrikherr, der die sittlichen, gesellschaftlichen Zustände als die Ursache der öffentlichen anklagte. „Das Uebel ist, rief er aus, wir haben keinen Glauben mehr an irgend etwas; wir haben keinen Glauben mehr an uns selbst!

Alles verlangt nach Geld; — toujours de ... hat auch sonst de l'argent! — de l'argent à tout pr... geht dann weiter même!“ Er klagte, wie diese unersättl... ein Söldner- und Rücksicht Raum läßt, zerrüttend in ... lich gestattete „Stell- anderer betrübender Erscheinunger ... oen, den das Loos ge- und ganz ausschließlich beach... st loszukaufen, indem er Kinder. Von Neigung und ... ruten stellt, bietet die Mittel nicht die Rede —: man f... erung von demjenigen, der sich frei- Familie, der man sich ... früher, einen wirklichen Ersatzmann in einen elenden verleb... gt, sondern einfach eine Summe Geldes, die bleichsüchtiges Mö... bestimmt wird, und für welche sie dann selbst ohne auch nur ... bestimmt einen Stellvertreter anzuwerben. Dieser ist nun Nachkommen... auch ein Rekrut, wie früher meist der Fall war: die unterbrach... sucht ihn unter den alten Soldaten zu finden, die ihre Heirath... bereits durchgemacht haben, vielleicht sogar schon eine dop- die ... — und so hat denn jedes Regiment einen festen Rahmen soge- ... troupiers, die keine Heimath mehr haben als eben das Regi- ment und mit ihren Kasernen-Gewohnheiten nirgends anders mehr hinpassen.

Solche Leute sind zumal die Unteroffiziere, in denen die Regierung vorzugsweise ihre Stütze sucht, und die in der That einen größeren Einfluß in den Regimentern haben, als in irgend einer anderen Armee, die englische vielleicht ausgenommen. Die imperialistische Regierung sucht diesen Leuten eine Stellung zu verschaffen und Aussichten zu eröffnen, wie sie ihnen keine andere gewährt hat. Nicht allein, daß die Unteroffiziere sich einer großen Macht über den Soldaten, selbst einer ziemlich ausgedehnten Strafgewalt erfreuen, wie sie ihnen anderswo nicht eingeräumt wird, daß sie im Regiment eines großen Ansehens genießen; — nicht allein, daß sie, wenigstens im Verhältniß mit dem kärglichen Sold der Offiziere, gut bezahlt werden: es steht auch für die spätere Zeit Versorgung und Pension in Aussicht. Hat sich ein solcher Mann im Lauf seiner Dienstzeit etwa zweimal als Stellvertreter anwerben lassen, so ist er im Besitz eines ansehnlich zu nennenden Capitals, das die Regierung für ihn pflegt und vermehrt bis zu dem Augenblick, wo er seinen Abschied erhält. Hat er in der Zwischenzeit auch noch das Kreuz der Ehrenlegion erworben, kömmt die ansehnliche damit verbundene Pension zu

großer Ueberlegung zu dem geraden Gegensatz einer nationalen Armee, zu einer Schaar Landsknechte ausgebildet und auf das Sorgfältigste gepflegt. — Schon an sich war es für Napoleon III. nicht schwer, die Armee zu gewinnen, die, den parlamentarischen Wortführern, den redseligen „péquins," ohnehin nicht sehr gewogen, in der letzten Zeit vor Louis Napoleon's Auftreten von den leitenden Mächten des Tages in einer sehr verkehrten, ja geradezu thörichten Weise vielfach verletzt und beleidigt worden war. Nicht allein, daß der Pöbel, von den Rothen geführt, sie anfeindete und schmähte: auch die wortführenden Redner in der herrschenden Kammer wußten das Heer, dessen man doch täglich und stündlich bedurfte, nicht zu schonen. Officiere und Soldaten sprechen noch heute mit der größten Erbitterung von ihren Erlebnissen während der kurzen Zeit republikanischen Treibens, und mit Verachtung von den damaligen Zuständen. — Jetzt dagegen fühlen sie sich behaglich als der erste Stand im Staat, ja als der einzige, der irgend eine Bedeutung hat. Von der allgemeinen Unzufriedenheit wird die Armee wenig berührt, da ihr die Interessen des Landes der Regierung gegenüber fremder sind als mancher anderen Armee, da Alles darauf eingerichtet ist, den Soldaten dem Lande zu entfremden.

Die Regimenter haben in Frankreich nicht, wie in Oesterreich und Preußen, Cantons, d. h. Landbezirke auf die sie angewiesen sind, und aus denen ihre Ersatzmannschaften ausschließlich entnommen sind, so daß jedes Regiment ausschließlich Einer Provinz angehört. Es ist hier vielmehr Grundsatz, die Rekruten jeder einzelnen Provinz so viel als möglich in alle Regimenter zu vertheilen, und jedes einzelne Regiment gemischt aus Leuten der verschiedensten Landestheile, ja der verschiedensten Volksstämme zusammenzusetzen. Es ist ferner Grundsatz, kein Regiment sich irgendwo einbürgern zu lassen, und deshalb ein jedes so oft als möglich von Ort zu Ort, aus einer Garnison in die andere zu versetzen. Selten verweilt ein Regiment länger als sechs Monate an einem Ort — denn das ist ungefähr die Zeit, die festgesetzt ist. Die Vereinigung einer bunten Sammlung von Individuen aus den verschiedensten Provinzen in einem Bataillon, ergiebt sich aus diesem endlosen Wanderleben ziemlich von selbst, da die Rekruten eines jeden Departements regelmäßiger Weise jedesmal den Regimentern überwiesen werden, die sich gerade zufällig in der Nähe befinden.

Aus seiner engeren Heimath entfernt, wird der Soldat auch sonst nirgends einheimisch. Das Streben der Regierung geht dann weiter dahin, so viele als möglich unter ihnen ganz für ein Söldner- und Landsknecht-Leben zu gewinnen — und die gesetzlich gestattete „Stellvertretung", das Gesetz, das jedem Wohlhabenden, den das Loos getroffen hat, erlaubt, sich vom Militärdienst loszukaufen, indem er anstatt seiner selbst einen anderen Rekruten stellt, bietet die Mittel dazu; namentlich seitdem die Regierung von demjenigen, der sich freikaufen will, nicht mehr, wie früher, einen wirklichen Ersatzmann in Fleisch und Blut verlangt, sondern einfach eine Summe Geldes, die je nach den Umständen bestimmt wird, und für welche sie dann selbst die Mühe übernimmt einen Stellvertreter anzuwerben. Dieser ist nun nicht mehr eben auch ein Rekrut, wie früher meist der Fall war: die Regierung sucht ihn unter den alten Soldaten zu finden, die ihre Dienstzeit bereits durchgemacht haben, vielleicht sogar schon eine doppelte — und so hat denn jedes Regiment einen festen Rahmen sogenannter troupiers, die keine Heimath mehr haben als eben das Regiment und mit ihren Kasernen-Gewohnheiten nirgends anders mehr hinpassen.

Solche Leute sind zumal die Unteroffiziere, in denen die Regierung vorzugsweise ihre Stütze sucht, und die in der That einen größeren Einfluß in den Regimentern haben, als in irgend einer anderen Armee, die englische vielleicht ausgenommen. Die imperialistische Regierung sucht diesen Leuten eine Stellung zu verschaffen und Aussichten zu eröffnen, wie sie ihnen keine andere gewährt hat. Nicht allein, daß die Unteroffiziere sich einer großen Macht über den Soldaten, selbst einer ziemlich ausgedehnten Strafgewalt erfreuen, wie sie ihnen anderswo nicht eingeräumt wird, daß sie im Regiment eines großen Ansehens genießen; — nicht allein, daß sie, wenigstens im Verhältniß mit dem kärglichen Sold der Offiziere, gut bezahlt werden: es steht auch für die spätere Zeit Versorgung und Pension in Aussicht. Hat sich ein solcher Mann im Lauf seiner Dienstzeit etwa zweimal als Stellvertreter anwerben lassen, so ist er im Besitz eines ansehnlich zu nennenden Capitals, das die Regierung für ihn pflegt und vermehrt bis zu dem Augenblick, wo er seinen Abschied erhält. Hat er in der Zwischenzeit auch noch das Kreuz der Ehrenlegion erworben, kömmt die ansehnliche damit verbundene Pension zu

der eines Unteroffiziers, dann darf er seine Stellung unter seines Gleichen eine beneidenswerthe nennen.

Auch von dem Offiziercorps kann man nicht sagen, daß es in irgend welchen Beziehungen zu den politischen Parteien im Lande stünde. Aus einem sehr einfachen Grunde. Wer entschiedene politische Grundsätze hat und einer bestimmten Partei angehört, der tritt eben nicht in Dienste, um nicht gelegentlich seine eigene Partei bekämpfen zu müssen. So finden sich denn unter den Offizieren jetzt noch weit weniger als zu irgend einer früheren Zeit Leute, die ausgebreitete und bedeutende Familien-Verbindungen, bedeutende Interessen im Lande hätten. Dergleichen sind sehr seltene Ausnahmen. Abgesehen von denjenigen, die von der Pike an gedient haben, und als bejahrte Lieutenants oder ergrauende Capitaines ihre Abtheilungen führen, sind die Offiziere überwiegend Zöglinge der Militär-Schule von St. Cyr — Söhne und Enkel früherer Offiziere; Soldaten von Handwerk. Da ihnen die Interessen der inneren Politik und selbst die der Literatur ziemlich fremd sind; da die Regierung sich im Innern eben auf die bewaffnete Macht stützt, und dem Ausland gegenüber eine Stellung angenommen hat, die fortwährend günstige Aussichten auf Krieg, Beute, Beförderungen offen erhält, so sind sie ganz zufrieden mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Daß die Armee im Lande, namentlich bei den höheren Ständen, zur Zeit nichts weniger als beliebt ist, empfinden die Herren nicht sonderlich, denn sie leben ohnehin meist unter sich, und suchen kaum eine andere Gesellschaft.

Eine sehr gute Stütze des Napoleoniden-Throns sind dann endlich, so seltsam das auch klingen mag — die Legitimisten! — Denn der Legitimismus ist überhaupt ein gar seltsames Ding geworden im Lauf der Zeiten; ein Etwas, von dem man sich wohl schwerlich einen richtigen Begriff macht, ohne es in der Nähe gesehen zu haben.

Man kann nicht sagen daß das Dasein dieser Partei, weder von dem ersten Augenblick an noch seit dem Sturz des ersten Kaiserthrons, Frankreich je zum Vortheil gerathen sei, und zwar aus sehr nahe liegenden Gründen nicht. Das legitime Königthum nämlich ist dieser Partei doch am Ende nicht Zweck, sondern Mittel, wie das nun einmal in dem Wesen solcher Parteien liegt; der eigentliche Zweck ist vielfach in Partei- und Standes-Interessen zu suchen — und das legitime

Königthum hat eigentlich nur als Träger dieser Interessen und der Weltordnung die sie befriedigt, als Träger der Partei-Ideen einen Werth. Will es sich von diesen abwenden, so wird der Legitimismus zur Opposition; nach Gelegenheit zu einer sehr heftigen.

Auch dem Grafen von Chambord hat das Dasein dieser Partei, der Eifer mit dem sie ihm geräuschvoll huldigt, und dabei geflissentlich zu erkennen giebt, daß er ihr wenigstens eben so entschieden angehört wie sie ihm, im Allgemeinen nicht wenig geschadet. Er hätte viel bessere Aussichten auf den Thron seiner Väter, wenn nicht diese in Frankreich verhaßte Partei sich so überlaut als sein unvermeidlicher Anhang darstellte. Denn man fürchtet natürlich weniger Heinrich V. als eben die Partei, wenn ihr wieder gestattet werden sollte die Zügel der Herrschaft zu ergreifen, oder bedeutenden Einfluß auf den Gang der Regierung zu üben.

Einen Augenblick aber hat es gegeben, wo die Legitimisten ihrem Oberhaupte ausnahmsweise sehr nützlich hätten sein können; das war zu jener Zeit der Furcht und Rathlosigkeit unmittelbar nach der Februar-Revolution, als man besorgte, der ganze gesellschaftliche Bau könnte zusammenbrechen, und in der Angst bereit war, zu dem ersten besten Rettungsmittel zu greifen, das sich bot, und über untergeordnete Bedenken hinweg zu sehen. Damals war dem Grafen von Chambord die Möglichkeit, den herrenlosen Thron Frankreichs einzunehmen geboten, ja nahe gelegt, eben weil er eine fertige, im Süden und Westen zahlreiche Partei vorfand, sie nicht erst zu bilden und zu sammeln brauchte; und leicht konnte sich Vieles, was sonst noch den Rothen widerstrebte, in der Noth um diesen Kern schaaren. Der Augenblick war groß! Auch kam der in Frankreich ersehnte Fürst bis an den Rhein; da aber wurde ihm einleuchtend, daß es jenseits des Stroms, in dem Land, wohin man ihn rief, sehr unruhig zuging. Er sah, daß es sich doch nicht bloß um eine einfache Reise durch Ehrenpforten und Blumengewinde, an einer jubelnden Bevölkerung in Feiertags-Gewändern vorüber, zu einem frohen Einzug in Paris handelte; daß es vielmehr galt, Fährlichkeiten zu bestehen, zu handeln und zu wagen. Da seine Anhänger ihm den Weg nicht ganz zu ebnen vermochten, kehrte er um und verschob seine Rückkehr in die Hauptstadt seines Reiches auf eine ruhigere, weniger leidenschaftlich bewegte Zeit.

Die Gelegenheit war versäumt! — und damit ist die Sache Heinrich's V., soweit menschliche Berechnung reicht, für immer verloren. In der That, die Legitimisten selbst haben sie vollständig aufgegeben — und ihr dennoch fortgesetztes geheimnißvolles Thun und Treiben hat in Wahrheit gar keinen irgend ernsthaft zu nehmenden Inhalt mehr. Sie haben die Sache aufgegeben, weil sie, besonders seit dieser versäumten Gelegenheit, dem Haupt ihrer Partei nicht die Eigenschaften zutrauen, die unbedingt erforderlich wären. Es ist nicht eben schwer einzusehn, daß etwas mehr Kühnheit nöthig ist und eine größere Entschlossenheit, mehr zuversichtliche Freude am Wagniß, um eine Krone zu gewinnen, oder auch nur zu behaupten, wenn man sie hätte. Das sagen sich die Legitimisten denn auch, und halten jede weitere Anstrengung für vergeblich.

Ein anderer Grund, den Erfolg ihrer Sache nicht mehr mit Ernst und Nachdruck auch nur zu wollen, liegt dann für die Legitimisten darin, daß der Graf von Chambord keine Kinder hat. Sich für ihn erheben, sagen sie unumwunden: das hieße den Bürgerkrieg herauf beschwören ohne Zweck. Die Krone käme nach seinem Tode auf die legitimste Weise von der Welt nothwendig an die Orleans — und das soll und darf nicht sein! Die Orleans sind den Legitimisten als Vertreter des liberalen Prinzips bei Weitem verhaßter als die Napoleoniden; sie sind nach der Redeweise des Faubourg St. Germain „Jakobiner" und man will nichts von ihnen wissen. Selbst die Ansprüche Heinrich's V. läßt man auf sich beruhen, wenn es kein anderes Mittel giebt die Orleans vom Throne auszuschließen.

Wie! könnte hier vielleicht mancher redlich gläubige Leser ausrufen. Nach ihren eigenen Grundsätzen müssen ja die Legitimisten sich stets und unter allen Umständen unbedingt mit aufopfernder Hingebung dem Dienst ihres Königs und der höchsten Gebote göttlicher Weltordnung weihen. Geht der Anspruch auf die Krone des heiligen Ludwig in legitimer Weise auf den ältesten des Hauses Orleans über, dann ist auch dessen Recht nach den Lehren der Partei ein ganz unbedingtes, um das sich nicht handeln und markten läßt. Die aufopfernde Hingebung, die ritterliche Treue, alle diese legitimistischen Herrlichkeiten müssen dann ohne Rückhalt auf ihn übertragen werden, und keine Rücksicht kann der Pflicht entheben, sein heiliges Recht auf das Aeußerste zu verfechten!

Ja gewiß! — Wenn es nämlich ganzer, wahrer, unbedingter Ernst wäre mit den ostensiblen Grundsätzen der Legitimisten, mit der Lehre vom heiligen Königthum von Gottes Gnaden. Aber sie wird in der nüchternen Wirklichkeit so ernsthaft nicht genommen. Auf dem Gebiet der That, des wirklichen Lebens, tritt sogleich die eigentliche Partei-Gesinnung maaßgebend hervor, und Alles wird abhängig von sehr bestimmten Interessen, denen der legitime König gerecht werden soll, von gewissen Bedingungen die man ihm auferlegt und die er erfüllen soll und muß, wenn er auf die Unterstützung der Partei rechnen will. Wollte selbst der Graf von Chambord sich entschieden zu liberalen Grundsätzen bekennen, so würden die Legitimisten ihn unbedingt verleugnen und von sich stoßen. Von den Orleans ist notorisch für die Organisation des Staats und der Gesellschaft, auf die es eigentlich ankommt, nichts zu erwarten —: also fort mit ihnen!

Wer den ostensiblen, laut verkündeten Lehren der Legitimisten ehrlich auf das Wort glaubt, möchte nicht wenig erstaunen, wenn er etwa eine ältere Wittwe-Herzogin ihre wahre Gesinnung in unvorsichtigem Stolz aussprechen hörte, oder wenn ihm ein stattlicher älterer Herr, einer der Führer der Partei, im Vertrauen sein Herz öffnete und ihm vorrechnete, wie freventlich das königliche Haus sich gegen den Adel Frankreichs vergangen hat. „Wir haben die Bourbons zu Königen gemacht", heißt es da, „von unseres Gleichen die sie waren!" — und was war der Dank? Die Könige suchten sich vielfach auf den Mittelstand zu stützen und ihn empor zu bringen; sie haben dem Adel die Hoheitsrechte auf seinen Gütern geraubt, gegen Vernunft und Recht die Macht des Adels in den Provinzen gebrochen: sie haben den Adel aus den Provinzen wo er herrschte, an den Hof gebannt, wo er zu einem dienenden Stande wurde und sein Vermögen zerrüttete; sie haben Veranlassung gegeben zu einer verderblichen Sittenlosigkeit (ils ont fait des catins de nos femmes) — sie haben endlich während der Revolution den Adel preisgegeben, ohne ihn zu vertheidigen. Dann werden auch wohl die persönlichen Opfer des ritterlichen Herrn aufgezählt; ein Vetter hat in der Vendée mitgekämpft; sein Vater ist emigrirt und erst als das mit Sicherheit geschehen konnte, unter dem Consulat, nach Frankreich zurückgekehrt: er selbst ist emigrirt während der Hundert Tage. Und was ist

immerdar der Lohn geweſen? Der ſchreiendſte Undank! Wie armſelig und dürftig iſt ſelbſt die Entſchädigung der Emigrirten ausgefallen!

Wie ſich die Umſtände geſtaltet haben, iſt die Partei aus den eben angeführten Gründen entſchloſſen, nichts weiter für Heinrich V. zu thun und zu wagen, und der Legitimismus iſt in Folge deſſen wirklich nichts mehr als ein geſchäftiges Spiel mit weſenloſen Vorſtellungen; mit Phantaſiebildern, an welche die Herren ſelbſt nicht mehr ernſthaft glauben. Man flüchtet aus dem Mißfallen an der lebendigen Gegenwart in dieſe Welt der Schatten und Träume, in der man ſich ſelbſt noch die alte Bedeutung und Wichtigkeit beilegt, wie man ſie vor Zeiten hatte. Das geheimnißvolle Treiben, die Schein-Thätigkeit der Partei, iſt ein Mittel geworden dem eigenen müßigen und leeren, bedeutungsloſen Leben einen ſcheinbaren Inhalt, den Anſchein gewichtiger Bedeutſamkeit zu geben. So iſt denn der Legitimismus ungefähr das geworden, was in kleinen deutſchen Provinzſtädten die Freimaurerei für ſo viele ſonſt nicht hinreichend beſchäftigte Menſchen iſt. Man kommt geheimnißvoll zuſammen, man berath dies und jenes — um immer wieder auf den Schluß zu kommen, daß es am Beſten ſei nichts zu thun, wobei aber doch mitunter viel geſtritten wird über die Form, über die Art und Weiſe, in der nichts geſchehen ſoll. Man correſpondirt mit „Frohsdorf“ und erhält von dort wiederholt die Weiſung, für jetzt und immer wieder für jetzt nichts zu thun; man intriguirt ſogar gelegentlich ein wenig gegeneinander, und ſucht ſich gegenſeitig zu „Frohsdorf“ in Mißcredit zu bringen —: über einen Zweck aber, den das Alles haben könnte, weiß Niemand Auskunft zu geben; ja, man geſteht ſogar mitunter in der Aufrichtigkeit der Verſtimmung, daß es keinen hat. Das Weſen wird fortgeſetzt, eigentlich bloß weil jede andere Rolle, die man übernehmen könnte, ein vollſtändiges Aufgeben der traditionellen Standesgeſinnung vorausſetzt.

Einzelnen der Herren wird freilich zu Zeiten unheimlich dabei zu Muth. Die wiederholten Weiſungen aus Frohsdorf, kein Amt anzunehmen, ſich von dem öffentlichen Leben durchaus fern zu halten und ſelbſt an den Wahlen keinen Antheil zu nehmen, machen ſie beſorgt; denn die Illuſion, daß man etwa durch dieſe ſtolze Zurückhaltung, durch dieſe ſtillſchweigende Mißbilligung alles Beſtehenden

irgend welchen Eindruck machte, ist nicht einen Augenblick festzuhalten; jeder Blick auf die Wirklichkeit, man möchte sagen, jeder Blick zum Fenster hinaus zerstört sie unwiederbringlich. Sie sehen ein, daß der alte Adel Frankreichs der Nation auf diese Weise immer mehr entfremdet wird, immer mehr in Vergessenheit geräth, immer tiefer in die bedeutungsloseste Nichtigkeit versinkt. Aber sie dringen mit ihren Vorstellungen bei der eigenen Partei nicht durch.

Dieser alte Adel arbeitet sogar in mehr als einer Weise an seiner eigenen Vernichtung. Mit welchem Kummer sprechen oft ältere, wahrhaft ritterlich gesinnte, ehrenwerthe Männer der Partei im Vertrauen von der legitimistischen Jugend! — Für die, sagen sie, ist der Legitimismus kaum noch etwas Anderes als ein anständiger Vorwand für den schnödesten Müßiggang! Ein Vorwand, sich von jeder ernsten Thätigkeit fern zu halten, und sich ganz dem Jockey-Clubb und galanten Abenteuern in sittenloser Nichtigkeit hinzugeben. Der Umstand daß, wie die Sache ausgedrückt wird, „die jungen Leute durch ihre politischen Grundsätze von jeder Carriere ausgeschlossen sind," wird zu einem willkommenen Vorwand, nichts zu lernen. Es giebt natürlich Ausnahmen, und wir werden ihrer zu gedenken haben —: im Allgemeinen aber möchten die Klagen der strengen alten Herren wohl nur allzu begründet sein, und sollte je ein unerwarteter Glücksfall die legitimistische Partei wieder empor und an die Regierung bringen, so würde sich in betrübter Weise offenbaren, daß die ganze jüngere Generation, die ihr angehört, auf der Welt zu nichts zu brauchen ist. Ohnmächtig in Beziehung auf das, was das Ziel ihres eigenen Strebens sein müßte, sind die Legitimisten dadurch zu einer Stütze des Kaiserthrons geworden, daß sie stets bereit sind, jede Bewegung der Orleanisten und Liberalen zu durchkreuzen.

Wer längere Zeit in Frankreich verweilt, dem kann nicht entgehen, daß Napoleon III., der hauptsächlich auf die Armee rechnet, gern in der Kirche eine zweite Hauptstütze seines Throns gewinnen möchte. Er ist in der That sehr eifrig damit beschäftigt, und bringt diesem Streben große Opfer; man kann aber nicht sagen, daß, so wie er sein Spiel der Kirche gegenüber spielt, der Vortheil auf seiner Seite wäre; im Gegentheil, er schadet sich wohl eher, und man darf vielleicht sagen, daß er gerade auf diesem Gebiet seine schlimmsten Fehler begeht.

Ohnehin haben Geist und Stellung der französischen Kirche sich im Lauf dieses Jahrhunderts in bedenklicher Weise geändert. Bisher hatte Frankreich vor den anderen Ländern romanischer Zunge dadurch ein Großes voraus, daß die Reformation hier tiefere Spuren zurückgelassen hatte, als in Italien oder auf der iberischen Halbinsel. Lange hatte sich eine reformirte Kirche im Lande behauptet, ja ganz hat selbst Ludwig XIV. sie nicht zu unterdrücken vermocht, als er seinen Arm den Jesuiten lieh zu einer empörenden Verfolgung; sie ist noch heut zu Tage durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch Geist und Haltung im Süden des Reichs, in Auvergne und Languedoc nicht unbedeutend zu nennen. Höher noch ist wohl der mittelbare Einfluß der Reformation anzuschlagen, der überall auf dem Gebiet des geistigen Lebens fühlbar, auch in der Kirche, im Jansenismus, und selbst in der Art, wie die Grundsätze, die Freiheiten der gallicanischen Kirche gedeutet wurden, einen gewissen Widerhall gefunden hatte. Darum waren die treuen Kämpen Roms, die Jesuiten denn auch von jeher eifrig bemüht, die Grundsätze der gallicanischen Kirche nicht weniger als den Jansenismus zu bekämpfen. Und nicht ohne Erfolg; die französische Kirche war bisher gallicanisch —: sie wird mehr und mehr ultramontan. In ihren höheren Regionen, in dem Episkopat, in der Prälatur, ist sie das bereits vollständig; der Gallicanismus hat nur noch in den Reihen der niederen Geistlichkeit seine Vertreter, und es ist dafür gesorgt, daß dieselben auch hier nach und nach verschwinden. Bald wird in der Kirche Frankreichs keine Spur der älteren Grundsätze mehr zu finden sein.

Die ultramontane Partei hat nämlich keine Anstrengung und kein Opfer gescheut, die Erziehung der geistlichen Jugend ganz in ihre Hände zu bringen, und es ist ihr gelungen! — Schon zur Zeit des ersten Kaiserreichs wagte sie ihre ersten Versuche; zur Zeit der Restauration wurden ihre Bestrebungen durch Karl X. mächtig gefördert; Ludwig Philipp suchte ihr hemmend in den Weg zu treten und vermochte es nicht, vielleicht weil er auch nach dieser Seite hin nicht entschlossen genug aufzutreten wußte. Napoleon III. läßt sie gewähren.

Auf den Universitäten des Landes, wie sie das erste Kaiserreich eingerichtet hat, oder, um genauer zu sprechen, auf den académies universitaires, die sämmtlich als Zweig-Anstalten der Einen großen

die Rede iſt, mag ein Beiſpiel genügen. Der eben genannte geiſtliche Redner ereiferte ſich eines Tages auch darüber daß Victor Hugo und Alphonſe de Lamartine in die franzöſiſche Academie aufgenommen worden ſeien. Zürnend rief er von der Kanzel herab: „c'est à Toulon qu'ils auraient dû être reçus — au bagne!“ — das heißt auf den Galeeren.

In Beziehung auf alles Thatſächliche, mag es die gegenwärtigen Zuſtände namentlich proteſtantiſcher Länder, mag es Geſchichtliches betreffen, werden die handgreiflichſten Unwahrheiten mit beiſpielloſer Dreiſtigkeit vorgetragen. So entwarf einſt derſelbe Pater Combalot ein haarſträubendes Bild von der Verderbtheit des alten Roms, und zeigte dann, wie es durch die ſtrafende Hand Gottes vernichtet worden ſei, ſtellte die Sache aber ſehr gefliſſentlich ſo dar, als ſei es das heidniſche Rom geweſen, das ſolcher Verderbniß verfallen war und auf Gottes Geheiß von den Barbaren zerſtört ward. Wahrſcheinlich um der National-Eitelkeit zu ſchmeicheln ließ er Rom durch die Gallier zerſtört werden, die als Werkzeug Gottes auftraten; nur nebenher wurde auch anderer Völker, der Gothen, Vandalen, Welſchen (les Vélches) u. dergl. m. gedacht. Nun erhebt ſich, unter der Autorität der Päpſte, das chriſtliche Rom auf den Trümmern des heidniſchen; es beginnt die Blüthezeit der Menſchheit, während welcher, fünfzehnhundert Jahre lang, das Papſtthum die chriſtliche Welt mit immer gleicher, nie angefochtener, nie in Zweifel gezogener Machtvollkommenheit beherrſcht — und natürlich ſelbſt in nie getrübter Reinheit und Heiligkeit daſteht. Der Pater ließ dieſe Jahrhunderte als eine Zeit tiefen Friedens erſcheinen, und nannte ſie die Zeiten der höchſten Cultur, während welcher auch die Literatur ihre höchſten Ziele erreichte, da eben im Lauf dieſer Jahrhunderte die größten Genien der Menſchheit (les plus beaux génies) — der heilige Auguſtin, der heilige Thomas von Aquin und andere — ihre Flügel entfalteten. Aber nach fünfzehnhundert Jahren bricht neues Verderben herein —: die Reformation, dies „Werk des Satans“, aus demſelben Höllen-Schlamm hervorgegangen wie die Verderbniß des heidniſchen Roms (sortie de la même fange, de la même bouel. Sie bringt von Neuem die Menſchheit dem Untergang nahe, dem dieſe ſich kaum entziehen kann — wenn ſie nicht fleißig zur Beichte geht! — Denn die Nothwendigkeit der Beichte iſt die praktiſche

die Hörsäle zu betreten, während jene fremden Lehrer darin hausen und lehren.

Wie weit es die Ultramontanen bereits gebracht haben, das lehrt ein Blick auf die französische Presse. Die gallicanisch gesinnte Partei in der Kirche hat in dieser kein einziges Organ, das ihr eigen angehörte; kaum daß eine Zeitung wie das Journal des Débats sich ihrer bei Gelegenheit beiläufig und schüchtern annimmt. Die ultramontane Partei dagegen hat in Paris zwei große Zeitungen, von denen die Eine für mächtig gilt und sehr gefürchtet wird — und außerdem erscheint so ziemlich in jeder Provinzstadt ersten Ranges ein klericales Tagblatt. Aus dem Ton, den diese Zeitungen sich gelegentlich ungestraft erlauben dürfen — sie allein in ganz Frankreich, während die ganze übrige Presse auf das Zweckmäßigste geknebelt erscheint — ist dann auf die scheue Nachsicht der Regierung, ihr gegenüber, zu schließen, und auf das Gefühl der Macht, das Bewußtsein der Unantastbarkeit, das die Ultramontanen selbst beseelt.

Zur Verbreitung ihrer Ansichten in weiteren Kreisen, außerhalb des eigenen Standes, in der Laienwelt, dient ihnen außer der Presse natürlich auch die Kanzel. Was und wie gepredigt wird in dem heutigen Frankreich, das übersteigt wohl jeden Begriff, den man sich aus der Entfernung davon machen könnte. Wir haben vor Kurzem die berühmtesten Kanzelredner des Landes in regelmäßiger Folge gehört, und mußten mit Erstaunen wahrnehmen, daß in ihren Vorträgen weder von dem Inhalt der Religion noch von Moral die Rede war. Das Ganze drehte sich um maaßlose, wahrhaft cynische Schmähungen, deren Gegenstand die Protestanten, Ketzer, Ungläubigen, Freimaurer, Freigeister und Philosophen jeder Art waren, und um eine überschwengliche Verherrlichung des Priesterthums, zumal des Papstthums, das seinen Gipfel bildet. Wir haben den berühmten Pater Combalot, der als einer der drei größten Kanzelredner des Landes neben den Pater Felix und den Pater Bonaventura gestellt wird, von der Kanzel herab in pomphafter, reich verzierter Rede rühmen hören, daß Gott dem Priester eine Macht verliehen habe, die selbst den Engeln und Erzengeln versagt sei: die Macht, über das Schicksal des Menschen jenseits des Grabes für alle Ewigkeit zu entscheiden, Sünder zu begnadigen, Ungläubige zu verdammen. Die Weise zu charakterisiren, in der von den Gegnern

der Geistlichkeit selbst gewinnt, bleibt aber doch immer von sehr problematischem Werth. Denn natürlich läßt sich die Kirche das Alles ganz gut gefallen; sie nimmt, was ihr geboten wird, und wo es sich thun läßt, auch wohl noch etwas mehr: aber es genügt ihr bei Weitem nicht, und sie glaubt sich dadurch keineswegs zu Dank verpflichtet.

Allerdings haßt die ultramontane Geistlichkeit Napoleon III. nicht mit der Intensität der Giftigkeit, mit der sie das Andenken Ludwig Philipp's verfolgt: aber mehr als ein Nothbehelf ist auch er, ist er auch ihr nicht. Um ihr mehr zu sein, um jenes Bündniß zwischen dem Papstthum, dem Ultramontanismus und dem neufranzösischen Kaiserthum, die anerkannte Solidarität der Interessen beider, die er anstrebt, wirklich zu Stande zu bringen, müßte er bieten können was unmöglich ist: die reellen Mittel einer durchaus selbständigen, ganz unbegrenzten Macht; ein reiches und vollkommen unabhängiges, auf Landbesitz gegründetes Dasein der französischen Kirche; richterliche Gewalt in Glaubenssachen und Allem, was, wie das Eherecht, am tiefsten in das Leben der Familie eingreift.

Außerhalb der sogenannten Kirche aber thut Napoleon III. sich durch diese Begünstigung der Hierarchie sehr sichtbarer Weise großen Schaden. Daß die gebildeten Stände, zum Theil sogar die Legitimisten, die Achseln zucken über die Lehren, die von der Kanzel herab verkündet werden, will freilich nicht viel sagen, denn diese Klassen werden durch dergleichen nicht leidenschaftlich aufgeregt.

Anders verhält es sich aber damit in Beziehung auf das Volk, das den Kloster-Stiftungen, dem Gehaben und den Uebergriffen der Kirche, der entgegenkommenden Nachgiebigkeit der Regierung, mit großem Mißtrauen zusieht, weil ihm diese Bestrebungen der Geistlichkeit und Reaction — weltliche Macht der Geistlichkeit und das verhaßte ancien régime überhaupt, sehr eng verbundene Begriffe geworden sind.

Manches Andere, was die Regierung thut und treibt, wird in diesen Kreisen wohl mit Spott, doch ohne eigentliche Leidenschaft besprochen. Ausbrüche der Wuth sind uns nur vorgekommen, wenn eben diese Verhältnisse zur Sprache kamen. Da treten sie aber nicht selten in überraschender Weise hervor, und man hört dann wohl am Heerde des Landmanns ingrimmig prophezeien, wenn Napoleon der Geistlichkeit neue Macht verleihen wolle, da werde man ihn vom Thron hinunter jagen.

Moral, auf die das Ganze regelmäßiger Weise zugespitzt wird. Die Art wie dieses Heilmittel als nothwendig und berechtigt eingeführt wird, hat dann auch mitunter etwas sehr überraschendes. So hatte der Pater Combalot in einer Abend-Predigt das eben erwähnte haarsträubende Bild von der verderbten Gegenwart entworfen, und dann seine Rede mit den ganz wie beiläufig, ohne allen Pathos hingeworfenen Worten: „demain, Messieurs, je vous dirai le remède à tout ceci" — geschlossen. Das remède à tout ceci war dann natürlich eben die Ohrenbeichte. Hier erwähnte nun der Redner dessen, was vom kirchengeschichtlichen Standpunkt gegen dieses „Sacrament" eingewendet werde, wie sich von selbst versteht, um es siegreich zu widerlegen. Man sage, die Ohrenbeichte sei nicht ein Institut der ursprünglichen christlichen Kirche; das sei ein Irrthum; die Ohrenbeichte sei allerdings von den allerersten Anfängen des Christenthums an, als ein nothwendiges Element der Religionsübung eingeführt gewesen; das werde er uns aus der Bibel beweisen; dann mit Nachdruck und Würde, prophetenhaft wiederholend: „Oui Messieurs! de la Bible! — Écoutez ce que dit Origène!" — worauf dann Citate aus dem Origenes und einigen anderen Kirchenvätern folgten, als sei das die Bibel. Noch dazu waren es Stellen die — selbst vorausgesetzt daß sie treu wieder gegeben waren — doch nur in sehr gezwungener Weise auf die Ohrenbeichte bezogen werden konnten, wie sie jetzt in der katholischen Kirche geübt wird.

Die Regierung läßt den Klerus nicht allein in allen diesen Beziehungen gewähren: sie kommt auch sonst überall dem Verlangen der Kirche bereitwillig entgegen, wo es sich um die Stiftung neuer Klöster, um Geld und Gut, um Einfluß auf die Laienschulen handelt. Sie leiht selbst gelegentlich der Kirche ihren Arm zu Verfolgungen. Denn kluger Weise verdammt die Kirche nur — ohne je öffentlich zu thatsächlicher Verfolgung aufzufordern; sie deutet nur unter der Hand, ganz in der Stille, den Organen der Regierung, den weltlichen Behörden an, was sie gegen Protestanten, freie Aeußerungen der Presse und dergleichen verfügt zu sehen wünscht. Dann geschehen solche Dinge wie die Schließung des protestantischen Betsaals zu Maubeuge durch den Präfecten, ohne daß dabei die leitende Hand des Priesters sichtbar wird.

Was Napoleon III. durch diese dienstbeflissene Gefälligkeit bei

Vorräthen angehäuft. Das war zum wirklichen Gebrauch; das war Ernst. So handelt man, wenn die Vorräthe wirklich gebraucht werden sollen und wenn man nebenher auch jedes vorzeitige Aufsehen vermeiden will, damit der Feind sich nicht in gesteigertem Grade auch seinerseits zu entsprechenden Vorbereitungen aufgefordert fühle.

So verlautete wenig auch von den Rüstungen im Arsenal zu Toulon; und doch waren auch diese sehr bezeichnend und deuteten mit einer gewissen Präcision auf die Ereignisse, die da kommen sollten. Das Geschwader unter dem Vice-Admiral Romain-Desfossées, das schon vor Weihnachten fertig ausgerüstet auf der Rhede lag, und für ein Uebungsgeschwader ausgegeben wurde, bestand nur aus fünf Linienschiffen; es sollte bis auf acht verstärkt werden — und dazu ließ man die erforderlichen drei Schiffe aus Cherbourg nach dem Mittelländischen Meer kommen — während im Arsenal zu Toulon noch mehr als zwanzig Linienschiffe abgetakelt lagen, unter denen man wählen konnte, und eben da, am Platze selbst einige hundert Seeofficire und mehrere tausend Matrosen unmittelbar zur Verfügung standen! Eine so auffallende Erscheinung mußte natürlich einen Grund haben — und dieser war an Ort und Stelle nichts weniger als schwer zu errathen; ein Besuch im Arsenal genügte, um alle Zweifel zu lösen. Dort konnte man gewahr werden, daß ein großer Theil der Mittelmeerflotte Frankreichs, nach dem technischen Ausdruck „en flûte“ ausgerüstet, d. h. nicht zum Gefecht, sondern zum Transport von Truppen eingerichtet wurde. — Es war also darauf abgesehen, Truppen in großer Anzahl über das Meer zu schaffen; nach Genua; an die Küsten von Toscana; vielleicht nach Civita Vecchia — möglicherweise selbst nach dem Adriatischen Meer. Auf eine Expedition dorthin, nach Venedig oder Triest, deuteten auch die schwimmenden Batterien, die hergestellt und ausgerüstet, die Schrauben-Kanonenboote nach neuem Modell, die eilig gebaut wurden.

Die französische Regierung hatte aber gar vielerlei Gründe, das Alles so geräuschlos als möglich zu betreiben, und die wichtigsten darunter möchten wohl die einheimischen gewesen sein. Denn gewiß ist selten ein Krieg in dem Grade unpopulär gewesen, in dem Grade einer ganzen Nation zuwider, wie dieser der Bevölkerung von Frankreich.

Und es waren nicht etwa blos die höheren Stände, die sich da-

II.

Am Neujahrstage, bei Gelegenheit des feierlichen Empfanges, den eben der Tag mit sich brachte, sprach der energische Mann, der jetzt an der Spitze dieses seltsamen, blos durch die allgemeine Rathlosigkeit zusammengehaltenen Staatswesens steht, zu dem österreichischen Botschafter bedenkliche Worte: — es war ein Neujahrsgruß, der auf Zwietracht und Krieg deutete.

Ganz Europa war überrascht, bis zu einem gewissen Grade erschrocken — bei Weitem mehr aber verwundert. Kaum aber, daß man sich einigermaaßen gefaßt und orientirt hatte, so wurde im Allgemeinen die Ansicht vorherrschend, daß die beschwichtigenden Bemühungen der Diplomatie Erfolg haben würden. Denn allgemein wurde vorausgesetzt, daß es Niemandem rechter Ernst sein könne mit diesem drohenden Gebahren und den gegenseitigen Herausforderungen, die nun von beiden Seiten erfolgten. Ein Krieg schien so Großes auf das Spiel setzen, so vielfache Interessen verletzen, so unberechenbare Gefahren heraufbeschwören zu müssen, daß Niemand ein Verlangen tragen könnte, es darauf zu wagen.

Den Unbefangenen freilich, der die Sachen, wenn auch nur in einzelnen Beziehungen, in der Nähe sah, konnte vom allerersten Augenblicke an nicht entfernt ein Zweifel darüber bleiben, daß es Ernst sei mit dem Kriege, daß er unvermeidlich und nahe bevorstehe. Schon die Art und Weise, wie die Rüstungen in Frankreich eingeleitet und betrieben wurden, lieferte dafür den vollgültigsten Beweis.

Alles, was in die Augen fällt, Aufsehen macht und schon als Demonstration eine gewisse Wirkung hat, — geräuschvolles Zusammenziehen von bedeutenden Heeresmassen und ihre geordnete Gliederung für den Krieg, Einberufung der Beurlaubten und dergl. —: das Alles wurde geflissentlich vermieden. Auf eine bloße Unterstützung diplomatischer Schritte durch geräuschvolle Demonstrationen, durch ein militärisches Schaugepränge, war es also nicht abgesehen.

Dagegen wurden in den Zeughäusern, ganz in der Stille und ohne daß man weiter davon gesprochen hätte, ungeheuere Massen Munition angefertigt; und Lebensmittel, Zwieback, Salzfleisch und trockene Gemüse wurden in den Seehäfen des Südens in gewaltigen

viele Siege erföchte, schließlich doch wieder enden würden, wie die des ersten Napoleon, nämlich mit der Einnahme von Paris durch die Fremden, — und allgemein mithin war man im höchsten Grade ungehalten über die Italiener, die so ungelegene Händel anzettelten.

Die Stimmung gegen den Krieg sprach sich so allgemein und so entschieden aus, daß selbst die Präfecten und Unter-Präfecten — ein serviles Völkchen, wie es von gleich vollendeter Geschmeidigkeit wohl kaum noch einmal zusammengebracht werden könnte — sich entschließen mußten, von allen Seiten her darüber nach Paris zu berichten.

Napoleon III., der ohnehin, der Form nach, nur ein Vertheidigungsbündniß mit Sardinien aufzuweisen hatte, sah sich auch dadurch genöthigt, den Schein bloßer Vertheidigung und Abwehr zu wahren. Er mußte es dahin bringen, daß Oesterreich angriff, und suchte inzwischen Frankreich zu beruhigen oder zu zerstreuen. Der Carneval wurde selbst in den Provinzstädten überall ungewöhnlich glänzend, denn die Präfecten und Unter-Präfekten erhielten unter der Hand einen außergewöhnlichen Zuschuß zu den Repräsentationsgeldern, und den Befehl, das Publicum auf das Beste zu unterhalten. In den Zeitungen — wer erinnert sich nicht noch daran? — erschienen von Zeit zu Zeit, so oft die Unruhe der Bevölkerung wieder im Steigen schien, beschwichtigende, sehr friedlich lautende Artikel, und wie es die Menschen eben an sich haben, mit einer fast kindischen Leichtgläubigkeit zu glauben, was sie wünschen, suchte man sich immer wieder von Neuem, so oft ein solcher Artikel erschien, in dem Vertrauen zu befestigen, daß nun der Friede gesichert, an einen Krieg gar nicht zu denken sei. „C'est fini! décidément nous n'aurons pas la guerre!" erklärten Kaffeehaus-Politiker im Magisterton nach dem bekannten friedlichen Zeitungs-Artikel vom 5. März und der Entfernung des Prinzen Napoleon aus dem Ministerium. Und in den Salons der höheren Stände konnte man noch wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges einen ähnlichen Artikel unter Anderem mit den Worten commentiren hören: „Nein! nein! wir werden nicht Krieg führen, um den Ehrgeiz des Königs der Murmelthiere zu befriedigen!" — denn „le roi des marmottes", so wurde Victor Emanuel im Aerger über die durch ihn herbeigeführten Händel genannt, das war der heroische Widerhall, den das offiziell aufgestellte Princip der Nationalitäten in der Bevölkerung fand!

gegen ausſprachen, oder der Handelſtand, wie man vermuthen könnte, weil dem allerdings die unmittelbarſten Verluſte drohten —: vielmehr war es gerade die ländliche Bevölkerung, die ihre Stimme am lauteſten und am entſchiedenſten gegen die Ausſichten auf neuen Kriegsruhm erhob, wiewohl doch ſonſt gerade in dieſen Kreiſen der Napoleons-Cultus noch am Erſten eine gewiſſe Realität gewinnen könnte.

Ein gar nicht zu verwerfender Inſtinct ſagte den Leuten, daß Napoleon III. mit dieſem Krieg in die Bahnen des erſten Kaiſerreichs einlenke; daß dieſer Krieg der Anfang einer längeren Kette wenig unterbrochener Kämpfe ſein werde, wie ſie damals auf einander folgten. Die blutigen Opfer aber, welche die unaufhörlichen Heereszüge zur Zeit des erſten Kaiſerreichs forderten, ſind unvergeſſen; ja, die Erinnerung daran iſt gerade in der ländlichen Bevölkerung vorzugsweiſe lebendig, da in Frankreich die Städter meiſt nicht tauglich ſind zu Soldaten oder ſich freikaufen, der Kriegsdienſt alſo und die Verluſte faſt ausſchließlich auf die Landleute fallen. Solche Erinnerungen ſind natürlich nichts weniger als beliebt, und Alles bebt zurück vor dem Gedanken, Aehnliches noch einmal zu erleben, noch einmal ſo gewaltige, ſo ſchmerzliche Lücken in die Familien geriſſen zu ſehen. Vor Allen aber wollten die Frauen der Landleute mit der leidenſchaftlichſten Abneigung von dieſem Krieg nicht wiſſen und nicht hören. „Comment! nous aurons un second Napoléon pour la guerre!“ riefen wie mit Einem Munde die Frauen in allen Dörfern Frankreichs aus, um ſo mehr empört, weil ſie dabei vorzugsweiſe an das dachten, was ihnen zumeiſt am Herzen liegt. Ihre Tochter unter die Haube bringen, „marier sa fille“ iſt für jede Franzöſin, weß' Standes ſie auch ſei, die eigentliche Lebensaufgabe, und wie ſoll deren Löſung gelingen, wenn die möglichen épouseurs fortwährend zu Tauſenden an Einem Tage weggeſchoſſen werden? „Je ne marierai pas ma fille!“ iſt der Gedanke, der ſofort erwacht, ſo wie von weit ausſehenden Kriegen die Rede iſt.

Bedächtige Gutsbeſitzer berechneten dann auch, daß dem Ackerbau in Frankreich ohnehin die Hände fehlen; was ſollte daraus werden, wenn verlängerte Kriege ihm deren noch mehr entführten? — Verſtändige Leute aus dem Mittelſtande hörte man dann auch wohl prophezeien, daß auch dieſe Kriege, ſelbſt wenn Frankreich noch ſo

hatte Frankreich sich eines regen politischen Lebens im Innern, parlamentarischer Formen erfreut, und diese sogar bis zum Mißbrauch benutzt —: nach Außen hin, im europäischen Rath, war seine Stellung eine verhältnißmäßig unbedeutende geblieben, weil die Regierung an der Spitze des Reichs sich schwach fühlte. Die Bourbons wußten sich durch die auswärtigen Mächte zurückgeführt und gehalten, und auch Ludwig Philipp suchte unter allen Bedingungen in gutem Vernehmen mit den alten Dynastien, den conservativen Staaten Europas zu bleiben, bebte zurück vor dem Gedanken eines ernstlichen Zerwürfnisses mit ihnen, und gab nach, um es zu vermeiden. Die französische Nation, der es an Selbstgefühl am allerwenigsten fehlt, ertrug die Stellung, die ihr so in Europa angewiesen war, mit entschiedenem Unwillen, wurde aber in unverzeihlicher Weise ungerecht, indem sie die Regierung allein dafür verantwortlich machte. Denn die Lage der Regierung wäre, selbst bei der untadeligsten Reinheit des Willens von ihrer Seite, stets eine sehr schwierige, ja von Grund aus verdorbene gewesen, da sie mit durchaus unredlichen Gegnern zu kämpfen hatte; mit Parteien, die, wie Lafayette und sein Anhang, die doppelte und zweideutige Rolle spielten, die gegebenen Zustände, die bestehende Verfassung zwar anzunehmen, aber nur, um sich aus ihr eine Waffe für weitergehende Pläne zu bilden, und unter ihrem Schutz in permanenter Verschwörung an ihrem Sturz zu arbeiten. In beiden Fällen hatte das unerfreuliche Treiben zu dem Sturz der Dynastie geführt. Das Experiment war mißlungen.

Ein gerade entgegengesetztes System, das gerade umgekehrte Verfahren schien besser geeignet, den Thron der Napoleoniden zu befestigen. Ein absolutistischer Druck im Innern sollte mit eiserner Gewalt alle gährenden Elemente nicht nur, sondern auch alle strebenden niederhalten; den Kräften, die sich zu regen, zur Geltung zu kommen verlangten, sollte keine Aussicht bleiben, als sich dem Dienste des Landesherrn willenlos zu weihen —: und daneben sollte eine einflußreiche, glänzende, ja gebieterische Stellung nach Außen, wie man sie lange unwillig entbehrt hatte, der Nation als Ersatz gelten für die verlorene parlamentarische Freiheit und das rege politische Leben im Innern. So blieb das Kaiserthum seinen Traditionen getreu.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Regierung mit einer gewissen Nothwendigkeit in diese Bahnen gewiesen war, von dem Augen-

Der Aerger über die Italiener war übrigens ungerecht zu nennen, da gewiß dieselben oder ähnliche Händel herbeigeführt wurden, auch wenn es gar keine italienische Frage gab. Denn warum führte der Beherrscher Frankreichs eigentlich diesen Krieg? Warum sucht und führt er überhaupt Krieg? Daß ihn eine empfindsame Theilnahme an den Leiden der unterdrückten Italiener dazu bestimmen könnte, ist ein Gedanke, mit dem sich wohl Niemand im Ernst tragen wird. Man wird Gefühlspolitik und Empfindsamkeit am wenigsten versucht sein, in den heutigen Tuilerien zu vermuthen. Oder sollen wir wirklich glauben, der heutige Beherrscher Frankreichs ziehe das Schwert, eingedenk der angeblichen Mission Frankreichs, überall die freie Entwickelung der Nationalitäten, politische und geistige Freiheit zu fördern, die freie Bewegung des Stroms der Zeit, dies „spectacle superbe" — „la vague française en avant", wie Victor Hugo so schön und treffend sagte? Dann bekämpfte er selbst seine innere Politik durch seine äußere. — Oder waren es etwa die Verpflichtungen, welche Sardinien ihm durch seinen Antheil an dem orientalischen Kriege auferlegt hat, die jetzt Napoleon zwangen, sich der italienischen Frage anzunehmen? Diese Verpflichtungen waren keineswegs von solcher Bedeutung, daß sie Sardinien berechtigten, auf Frankreichs Beistand zu zählen, selbst wenn es seinen übermächtigen Gegner von freien Stücken keck herausforderte. Ja, man muß sogar fragen, warum denn Napoleon überhaupt Sardinien Gelegenheit gegeben hatte, ihm solche Verpflichtungen aufzuerlegen? Denn daß 15,000 Piemontesen, in der Krim, in einem Kampf von solchen Dimensionen, sehr leicht zu entbehren waren, wird wohl keines besonderen Beweises bedürfen. Wir sind berechtigt anzunehmen, daß er, umgekehrt, diese Verpflichtungen ausdrücklich haben wollte, damit ihm der Vorwand nicht fehle, an die Lösung der „italienischen Frage" zu gehen, und es war daher eigentlich schon zur Zeit des orientalischen Krieges als ausgemacht anzusehen, daß Frankreich sich nächster Tage großmüthig damit beschäftigen werde.

So bleibt denn nur Eine mögliche Antwort auf die Frage nach dem eigentlichen Grunde, der Frankreichs Beherrscher zum Kriege bestimmte. Er begann den Kampf, um Frankreichs Ansehen in Europa zu steigern, und stufenweise zu einem gebieterischen zu erheben. Unter den Bourbons der älteren Linie sowohl, als unter Ludwig Philipp

bekannt sein mußten, und er konnte daraus folgern, daß Niemand so leicht einen entschiedenen Beruf fühlen würde, für Oesterreichs Stellung in Italien unbedingt das Schwert zu ziehen. Aber durfte er auch weiter schließen, daß alle Mächte ruhig zusehen würden, wenn in Italien einfach französische Oberherrschaft an die Stelle der österreichischen gestellt werden sollte? Gewiß nicht! War doch der Versuch, Preußens Neutralität durch die lockendsten Anerbietungen für alle Fälle zu gewinnen, schon vor dem unheimlichen Neujahrsgruß entschieden gescheitert!

Ueberhaupt gab es der Bedenken gar viele. Schon die Betrachtung war geeignet, die Freude an dem Unternehmen zu trüben, daß sich sehr wenig Aussicht zeigte, Oesterreich wirklich siegreich aus Italien zu vertreiben, wenn der Krieg auf einen Zweikampf zwischen beiden Kaiserreichen beschränkt bleiben sollte. Die ungemein starke strategische Stellung, die Oesterreich in Italien hat in dem Viereck zwischen dem Mincio, dem Po und der Etsch, war dann sehr schwer zu überwältigen. Sie konnte nicht umgangen werden, wenn neutrales Gebiet nicht betreten werden durfte, und selbst der Boden österreichischer Provinzen, soweit sie dem deutschen Bunde angehören, als neutrales Gebiet gemieden werden mußte. Es blieb dann nichts übrig, als dies befestigte Viereck durch einen unmittelbaren Frontal-Angriff unter harten Kämpfen stückweise zu erobern. Das setzte einen großen Aufwand von Mitteln voraus, große Opfer und sehr viel Glück! — Besonders aber stand, selbst wenn es endlich gelungen war, der Friede, der den Gewinn bestätigen sollte, doch immer noch in großer Ferne. Denn selbst der gänzliche Verlust der italienischen Provinzen war immer noch nicht ein Ereigniß, das den österreichischen Kaiserstaat in seinen Grundtiefen erschütterte, und in die dringende Gefahr versetzte, die den Frieden nach dem Gebot des Siegers anzunehmen zwingt. Und wie konnte man annehmen, daß Oesterreich den Kampf aufgeben und den Frieden um den Preis eines Königreichs erkaufen werde, so lange es sich nicht in eine zwingende Lage versetzt sah, so lange es sich in seinen deutschen Landen sicher wußte, und in der That nichts Großes wagte bei der Fortsetzung des Kriegs gegen einen Feind, der jeden Sieg nur innerhalb sehr enger, vorher bestimmter Grenzen verfolgen durfte?

Auf diese Weise war kein Ende abzusehn. Wollte aber Napo-

blick an, wo Wiederherstellung und Erhaltung des Kaiserthrons der Zweck ihrer Thätigkeit wurde. Diese Restauration ließ sich nur durch ein entschlossenes Niederschlagen aller politischen Parteien bewirken; und, war das gelungen, wo sollte der Ersatz für alles zum Schweigen Gebrachte gefunden, womit die Leere des Nationallebens ausgefüllt werden, wenn nicht eine nach Außen gewendete Thätigkeit Ruhm, Glanz, Einfluß, vielleicht Herrschaft und das Recht, insolent zu sein, in Europa schaffte?

Insofern aber der Schauplatz seiner nächsten Thaten Gegenstand freier Wahl war, konnte vielleicht Napoleon III. wenigstens in Einer Beziehung besser wählen. Es giebt unter den möglichen Kriegen, die unternommen werden konnten, einen, der, im Lande in hohem Grade populär, die entschiedenste Zustimmung der ganzen Nation für sich hätte: das wäre der Krieg gegen England, so seltsam es klingen mag. Alles, was man den Franzosen als Preis eines Kampfes zeigen könnte, Belgien, der Besitz des linken Rheinufers — das Alles würde der Einbildungskraft des Volks in ziemlich blassen Farben erscheinen und keine große Begeisterung erwecken —: in einem Krieg mit England aber wäre die ganze Nation bereit, alle ihre Kräfte in freiwillig und freudig dargebrachter Thätigkeit aufzubieten. In den höheren, gebildeten Kreisen endigten alle Lamentationen über den Krieg, alle Aeußerungen des Mißbehagens und der Verstimmung regelmäßiger Weise mit den Worten: „Ja, wenn es einen Krieg mit England gälte! das wäre etwas Anderes! da würden wir mit Freuden alle Opfer tragen!“ — Und ganz in demselben Sinne sprachen sich selbst die Armee und die Flotte aus; besonders laut die letztere. Der Haß gegen England war zu keiner Zeit größer in Frankreich, als gerade jetzt, wo in Wahrheit gar kein Grund dafür vorliegt.

Indem Napoleon III. die Verhältnisse Italiens zur Veranlassung eines im Innern seines Reichs höchst unpopulären Krieges machte, ging er offenbar Schwierigkeiten entgegen, von denen kaum zu sagen war, wie er sie zu beseitigen und zu umgehen dachte. Zwar, daß Oesterreichs Politik in Italien in ganz Europa von keinem Unbefangenen gebilligt werde, und nirgends lebhafte Sympathien finde, daß vielmehr die Sache der Italiener die Theilnahme aller Gebildeten weit überwiegend für sich habe: — das sind Dinge, die ihm

bekannt sein mußten, und er konnte daraus folgern, daß Niemand so leicht einen entschiedenen Beruf fühlen würde, für Oesterreichs Stellung in Italien unbedingt das Schwert zu ziehen. Aber durfte er auch weiter schließen, daß alle Mächte ruhig zusehen würden, wenn in Italien einfach französische Oberherrschaft an die Stelle der österreichischen gestellt werden sollte? Gewiß nicht! War doch der Versuch Preußens Neutralität durch die lockendsten Anerbietungen für alle Fälle zu gewinnen, schon vor dem unheimlichen Neujahrsgruß entschieden gescheitert!

Ueberhaupt gab es der Bedenken gar viele. Schon die Betrachtung war geeignet, die Freude an dem Unternehmen zu trüben, daß sich sehr wenig Aussicht zeigte, Oesterreich wirklich siegreich aus Italien zu vertreiben, wenn der Krieg auf einen Zweikampf zwischen beiden Kaiserreichen beschränkt bleiben sollte. Die ungemein starke strategische Stellung, die Oesterreich in Italien hat in dem Viereck zwischen dem Mincio, dem Po und der Etsch, war dann sehr schwer zu überwältigen. Sie konnte nicht umgangen werden, wenn neutrales Gebiet nicht betreten werden durfte, und selbst der Boden österreichischer Provinzen, soweit sie dem deutschen Bunde angehören, als neutrales Gebiet gemieden werden mußte. Es blieb dann nichts übrig, als dies befestigte Viereck durch einen unmittelbaren Frontal-Angriff unter harten Kämpfen stückweise zu erobern. Das setzte einen großen Aufwand von Mitteln voraus, große Opfer und sehr viel Glück! — Besonders aber stand, selbst wenn es endlich gelungen war, der Friede, der den Gewinn bestätigen sollte, doch immer noch in großer Ferne. Denn selbst der gänzliche Verlust der italienischen Provinzen war immer noch nicht ein Ereigniß, das den österreichischen Kaiserstaat in seinen Grundtiefen erschütterte, und in die dringende Gefahr versetzte, die den Frieden nach dem Gebot des Siegers anzunehmen zwingt. Und wie konnte man annehmen, daß Oesterreich den Kampf aufgeben und den Frieden um den Preis eines Königreichs erkaufen werde, so lange es sich nicht in eine zwingende Lage versetzt sah, so lange es sich in seinen deutschen Landen sicher wußte, und in der That nichts Großes wagte bei der Fortsetzung des Kriegs gegen einen Feind, der jeden Sieg nur innerhalb sehr enger, vorher bestimmter Grenzen verfolgen durfte?

Auf diese Weise war kein Ende abzusehn. Wollte aber Na-

leon III. mit kühner Hand das Netz zerreißen, das ihn auf einen ungenügenden Kriegsschauplatz beschränkte, wollte er rücksichtslos über die conventionellen Grenzen hinaus in das Innere der österreichischen Staaten vordringen, um dort eine wirkliche, abschließende Entscheidung zu suchen: — so rief ein solcher Entschluß unvermeidlich eine kaum zu berechnende Erweiterung des Krieges hervor und unabsehbare Verwickelungen. Der Kampf gewann eine Ausdehnung, die alle kriegerischen Unternehmungen in Italien zu einer Nebensache herabsinken ließ, und die Entscheidung an den Rhein nach Frankreich oder Deutschland verlegte. Selbst was inzwischen in Italien gewonnen sein mochte, behielt nur einen bedingten Werth, da die bleibende Behauptung dieser Vortheile, wie das Schicksal des Krieges überhaupt, von der Entscheidung des Kampfes am Rhein abhängig wurde.

Das waren Betrachtungen, die wohl den Entschluß wankend machen konnten. Aber es war noch weit mehr zu erwägen. Napoleon III. konnte nicht die Sache der Italiener ernstlich fördern, ohne einem ihm und seinem System feindlichen Princip neue Kräfte zuzuführen, dem freieren politischen Leben der Völker und den Formen, in denen es sich bewegt, einen größeren Raum in Europa zu verschaffen; und da in dieser Welt nichts ist, ohne auch über die unmittelbaren Grenzen des eigenen Daseins hinaus zu wirken, war Napoleon wohl in der Lage, die mögliche Rückwirkung solcher neuen Erscheinungen im europäischen Völkerleben auch auf Frankreich ernstlich zu fürchten.

Und dann — welch' ein Widerspruch, wenn Napoleon III. in die Schranken trat, um eine bessere Zukunft, eine Wiedergeburt Italiens zu erkämpfen, wie er laut ankündigte, und zugleich versprach, die schlechteste und verderbteste, die unmöglichste aller Regierungen der Halbinsel — die päpstliche, zu schonen und aufrecht zu erhalten! Es war eine allerdings aufzuwerfende Frage, ob das möglich sein werde, ob nicht durch den Gang der Ereignisse, oder ohne seinen Willen, unbequeme Geister entfesselt wurden, die Jeder kannte. Sollte dann Napoleon III. diese ihm doch der unmittelbaren Richtung nach verbündeten Mächte selbst bekämpfen? — Oder ließ er sie gewähren, — wohl, so verwickelte er sich in einen neuen, für ihn viel schlimmeren Widerspruch, indem er das Priesterthum, das ihm doch

daheim die widerstrebenden, heranwachsenden Generationen zu bequemen, unterwürfigen Unterthanen erziehen sollte, in seinem souveränen Mittelpunkt angriff und damit in seinen Grundfesten erschütterte.

So war denn der Heereszug nach Italien von Anfang an ein Unternehmen, das kein reines Ergebniß versprach, dagegen sehr leicht zu den unberechenbarsten Verwickelungen führen konnte. Um so bedenklicher, da der Sieg für Napoleon eine gebieterische Nothwendigkeit war. Ein unglücklicher Gang des unpopulären Krieges, besonders wenn er einen siegreichen Feind nach Frankreich führte, konnte unmittelbar das Dasein des Kaiserthrons gefährden.

III.

Werfen wir sofort weiter einen flüchtigen Blick auf die Macht, die Napoleon aufbieten konnte, um sie dann später mit den Mitteln und Hülfsquellen Oesterreichs zu vergleichen.

Das Land, der Stand des Nationalreichthums und die Bevölkerung sind die Grundelemente der Macht, die wir beachten müssen gleich der bewaffneten Macht, die aus ihnen hervorgeht —: so, natürlich, daß wir auch nicht entfernt daran denken können, innerhalb der uns hier gezogenen Grenzen auf mehr als eine skizzenhafte Andeutung einzugehen, oder diese Blätter durch die Wiederholung allbekannter Zahlen zu beschweren.

Frankreich ist reich, und bietet in seiner compacten Masse alle Mittel einer furchtbaren Macht!

Zwar ist das Land nicht so reich, als es sein könnte, wenn eine zu stetiger, besonnener, ausdauernder Arbeitsamkeit geneigte Bevölkerung alle Keime möglichen Reichthums in das Leben riefe, welche die Natur hier in den Boden gelegt hat. Das geschieht nicht: der celtische Grundcharakter der Bevölkerung macht sich mehr oder weniger in allen Provinzen geltend, und überall, wo sie aus dem gedankenlosen Betrieb einer herkömmlichen Bestellung des Bodens aufgerüttelt wird, tritt seltener eine intelligente Emsigkeit an die Stelle, als ein ungeduldiges Streben nach schneller Bereicherung und unmittelbarem Genuß.

Am greifbarsten zeigt sich diese Unzulänglichkeit des National-Charakters in Algerien. Welche Zukunft verspräche diese reiche und

nahe Kolonie dem Mutterlande, wenn ein den Engländern, den ausdauernden Flamändern, den Deutschen ähnliches Volk sie zu benutzen hätte! Unter Frankreichs Fittigen macht der ehemalige Sitz punischer Cultur zum Verwundern geringfügige Fortschritte, und diese sind, insofern sie irgend Realität haben, ganz überwiegend das Werk nichtfranzösischer Einwanderer. Ohne allen Vergleich das Meiste und Beste thun die spanischen Einwanderer aus Majorka für den Anbau des Bodens, so daß die Frage aufgeworfen werden kann, ob das Land in einer etwas ferneren Zukunft den Charakter einer französischen oder den einer spanischen Kolonie haben werde. Ein Franzose wandert fast nie im Ernst nach Africa aus, um sich wirklich dort anzusiedeln. In der Regel geht er nur auf einige Jahre hin, um die große französische Civilisations-Anstalt — ein „café“ — zu eröffnen, oder auch einen „salon de coiffure,“ und sich so schnell wie möglich zu bereichern.

So sind denn auch im Innern Frankreichs nur wenige Provinzen in befriedigender Weise, dem heutigen Stande landwirthschaftlicher Kenntnisse entsprechend angebaut, wie z. B. die Normandie und die Lande deutscher Zunge. Der Süden namentlich, der ein blühender Garten sein könnte, wie die gerühmtesten Landstriche alter und neuer Zeit, ist weit zurück und bringt nicht Brot genug für die eigene, keineswegs übermäßige Bevölkerung hervor. Es fehlt dem Boden an Feuchtigkeit; er kann deshalb nur für Pflanzungen benutzt werden, die einen großen Theil anhaltender Dürre vertragen. Der Oelbaum, einst von phokäischen Kolonisten an diese Gestade verpflanzt, entspricht diesen Bedingungen, und bedeckt demgemäß in langen, gleichlaufenden Reihen die Thäler, die Flächen der Provence und zum Theil auch im Languedoc. Aber der Ertrag ist ungewiß, Mißerndten kommen sehr häufig vor. Zwischen den Oelbäumen ziehen sich Reben, denen man nur sehr wenige Pflege angedeihen läßt, ebenfalls in Reihen dahin — und zwischen den Bäumen und Reben wird streifenweise Getreide gesäet, durch den Schatten, dessen es hier bedarf, vor den Alles versengenden Strahlen der Sonne einigermaaßen geschützt. Aber die Ernten sind dürftig, denn die Felder stehen durchaus in sehr geringer Cultur, da, bei der allgemeinen Armuth an Wiesen und Futter, der Viehstand ein sehr ungenügender ist. Größere Gutsbesitzer, die ihre Felder durch gedungene

Arbeiter bestellen lassen, gestehen, daß sie nicht immer auf die Kosten des Getreidebaues kommen. Dazwischen stößt der Reisende selbst in der Provence auf eine vollständige Wüstenei, wie die plaine de Crau. Kaum daß Schafheerden, die für den Sommer in die Alpen getrieben werden, hier nur für wenige Wintermonate eine ärmliche Weide finden, und mit Erstaunen erfährt man, daß Wölfe, deren Vertilgung sich Niemand angelegen sein läßt, große Verheerungen unter ihnen anrichten. Im Languedoc vollends liegen fast alle etwas hochgelegenen Bodenflächen, garigues genannt, vollkommen öde und unbenutzt in der Sonnengluth — und wer hat nicht von den landes gehört, von den Heiden, die sich weiter im Westen, in Guienne, unabsehbar ausdehnen?

Welchen unermeßlichen Reichthum hier künstliche Bewässerung erzeugen könnte, das beweisen die wenigen Landstriche, die hinreichend bewässert sind, wie die sogenannte Camargue, d. h. das Rhone-Delta. Dort bringt der Waizen das zwanzigste Korn und mehr. Auch wäre es wohl möglich, fast überall Wasser hinzubringen. Es handelt sich darum, die Hochwasser der Ströme, die jetzt nur überschwemmen und verwüsten, Bäume und fruchtbare Erde mit sich fortreißen in das Meer, in Teichen aufzufangen und von dort aus den Sommer über zu nutzen. Aber für dergleichen ist das Interesse der Geldmänner nicht zu gewinnen, die Landleute selbst denken nicht daran, sich zur Ausführung solcher Anlagen zu vereinigen, und wenden lieber, was sie an Capital besitzen, dem Börsenspiel zu. Da kann man schnell, ohne Anstrengung, durch einen einzigen glücklichen Coup reich werden, ja fabelhafte Summen gewinnen, und in den Vollgenuß des Lebens eintreten! Der Landbau bleibt in ganzen Provinzen, was er schon seit Jahrhunderten ist.

Indessen, so ungenügend auch die natürlichen Hülfsquellen des Landes genutzt werden: Frankreich ist auch in seinem jetzigen Zustande reich, und liefert der Regierung ohne allzu große Anstrengungen ein Jahres-Einkommen, wie keine andere auf dem europäischen Festlande es aufzuweisen hat. Leicht, fast spielend vermag das Land die Kosten eines Krieges zu tragen, so daß des Kostenpunktes eigentlich nie gedacht wird, so unpopulär auch der Krieg sein mag.

Freilich geht denn auch hier wieder unendlich viel ganz unge-

nutzt verloren, denn es wird mit dem reichen Einkommen des Staates nichts weniger als weise oder sparsam hausgehalten; ja, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände des Landes machen eine gewissenhafte Verwaltung des Staatsvermögens geradezu unmöglich, denn es fehlt — das Gewissen. Zu den Dingen, die in Frankreich gar seltsam auffallen, gehört, daß bei einem Jahresbudget, das sich in so gewaltigen Zahlen ergeht, doch Alles, was von der Regierung besoldet wird, nach einem sehr ärmlichen Maaßstab nur einen geradezu kümmerlichen Lohn erhält. Selbst die Armee. Das Gehalt der Offiziere beträgt, in einem Lande, wo das Leben theurer ist als in Deutschland, die Anforderungen des Luxus höher steigen, buchstäblich kaum die Hälfte dessen, was ihnen in Preußen gewährt ist. Und nach demselben Maaßstab werden alle anderen Stände, Richter, Beamte und Lehrer dürftig abgefunden. — Wo bleibt denn das viele Geld? muß man verwundert fragen. Die Vielregiererei, die kaum zu übersehende Beamtenmasse erklärt die Erscheinung bei Weitem nicht. Aber sowie man sieht, welche kaum glaubliche Summen der Regierung jede Lieferung, jeder Ankauf, jeder Bau, jede Miethe, jedes Unternehmen kostet, mit welcher Unredlichkeit dabei Alles zu Werke geht; wie vortrefflich Lieferanten, Unternehmer, Intendantur-Beamte, Civil-Ingenieure und dergleichen gedeihen —: da ist sofort einem Jeden das Räthsel gelöst. Welch' einen Abgrund von Corruption hat so mancher Prozeß schon zur Zeit Ludwig Philipps dem erstaunten Auge aufgethan! — Aber „il n'y a que les maladroits de pris!" Von dem kolossalen Unterschleif bei der Versorgung der Armee in der Krim wird eigentlich nie mit Entrüstung gesprochen, sondern fast immer und überall mit ein wenig Ironie und vielem Behagen, als sei von einem etwas gewagten, aber an sich doch sehr ergötzlichen Spaß die Rede. Wie viel und wie dreist gewagt wird, sollte man kaum glauben. So gehört es namentlich zu den gewiß sehr auffallenden Erscheinungen, daß in Frankreich öffentliche Vorrathshäuser mit allen Vorräthen so gar häufig verbrennen, ohne daß gerade immer der Blitz eingeschlagen hätte! — Eine solche Feuersbrunst macht freilich jedesmal einen sehr bündigen Abschluß der Rechnungen! Daß die Vorräthe wirklich vollständig da waren, wie sie in den Büchern stehen, kann nachher nicht wohl Jemand mehr bestreiten! —

Was den zweiten Hauptfactor der Nationalmacht, den ersten der

Kriegsmacht betrifft —: die Bevölkerung, so hört man in Beziehung auf diese, auf ihre physische Beschaffenheit, vielfache Klagen; es wird von Entartung gesprochen; es sei nothwendig geworden, das Militärmaaß herabzusetzen; das gegenwärtige Geschlecht sei kleiner und schwächer, als das frühere. Im Allgemeinen ist freilich auf solche Klagen nicht viel zu geben, denn man hört sie auch wohl anderswo, mitunter selbst in Gegenden, wo sie notorisch ungegründet sind, und zu allen Zeiten sind ähnliche geführt worden. Sie gehören wesentlich zu dem Gerede von der guten alten Zeit, das auch schon in den ältesten Zeiten üblich war. Aber etwas Wahres liegt selbst im Allgemeinen diesen Aeußerungen dennoch zu Grunde. Zu Zeiten eines rauhen Lebens ist die Sterblichkeit unter den Kindern furchtbar; nur Individuen, die mächtig ausgerüstet zur Welt kommen, überleben die ersten Jahre, und was überhaupt groß wird, trägt natürlich den Stempel körperlicher Tüchtigkeit an sich. Zeiten einer vorgeschrittenen Cultur pflegen auch manches schwächer angelegte Leben heran und bringen es zur Entfaltung; auch schwächliche Individuen durchlaufen eine vollständige Lebensbahn und haben Nachkommen. Wie dann auch der Einfluß so mancher schädlichen Lebensweise eingreift, ist vielfach und vielleicht sogar mit einiger Uebertreibung besprochen worden. Möglich ferner, daß gerade in Frankreich noch andere Factoren eingewirkt haben. Man erwäge nur, welch' einen gewaltigen Verbrauch von Menschenleben die Kriege des ersten Kaiserthums herbeigeführt haben, und daß die Hunderttausende, die in Spanien, in Rußland, an der Elbe einen frühen Tod fanden, die Blüthe der Nation, die kräftigsten jungen Männer waren; daß Frankreich deren in den Jahren 1812 bis 1814 allein nahezu eine Million verlor. — Das gegenwärtige Geschlecht besteht demnach wohl in einem stärkeren Verhältniß, als bei einer nicht so gewaltsam unterbrochenen Bewegung der Bevölkerung der Fall wäre, aus Nachkommen der schwächeren, zum Kriegsdienst nicht tauglichen Individuen, die zu Hause bleiben durften.

Wie dem aber auch sei: Eine Erscheinung auf diesem Gebiet ist jedenfalls geeignet, großes Bedenken zu erregen und nicht zweifelhaft. Sehr oft, wenn man in Frankreich die Frage aufwirft, warum diese oder jene Verbesserung der Bodencultur, deren Nothwendigkeit von allen Urtheilsfähigen ohne Widerrede anerkannt wird, nicht zur Ausführung kommt, erhält man die überraschende Antwort: es fehlt uns

an Arbeitern! — „L'agriculture manque de bras en France!“ — In einem dicht bewohnten Lande, in welchem die Fabrikthätigkeit doch noch lange nicht den überwiegenden Theil der Bevölkerung in Anspruch nimmt! — Man ist im ersten Augenblick geneigt, das für eine ungegründete Ausrede zu halten. Bei näherer Untersuchung indeß ergiebt sich, daß die Bevölkerung Frankreichs schon seit längerer Zeit stationär geworden ist, und sich nur sehr unbedeutend oder gar nicht vermehrt —: eine Erscheinung, die um so seltsamer auffällt, da Frankreich von seiner Bevölkerung so gut wie gar nichts abgiebt an die Kolonisation auswärtiger Länder, nicht, wie die Völker germanischen Stammes, mit dem Ueberschuß seiner Bevölkerung einen ganzen Welttheil belebt. In der fünfjährigen Periode, die mit dem Jahr 1856 schließt, hat die Bevölkerung des Reichs sich sogar um etwas vermindert, was die offiziellen Berichte vergebens durch wohlklingende Redensarten zu verbergen suchen. Freilich fällt der Krieg in der Krim in diese Zeit: aber was wollen die dort erlittenen Verluste sagen, wo von der fünfjährigen Bewegung einer Bevölkerung von vierunddreißig Millionen Menschen die Rede ist?

Während nun aber im Ganzen die Bevölkerung stillsteht, oder selbst zurückgeht, ist die der großen Städte in einem raschen Zunehmen begriffen. So war selbst in den fünf Jahren von 1851 bis 1856 — abgesehen von Paris — die Einwohnerzahl von Lyon um nicht weniger als fünfunddreißigtausend Individuen gewachsen — und die von Marseille, Rouen, Nantes, Toulouse, kurz aller größeren Mittelpunkte städtischen Lebens ungefähr in demselben Verhältniß. Es hat eine Entvölkerung des flachen Landes zu Gunsten der großen Städte begonnen. Fragt man nun nach den Ursachen dieser Erscheinungen, so wissen Aerzte und sonst verständige Beobachter wohl Auskunft darüber zu geben. Sie sehen den Grund in einer allgemeinen, tief und weit greifenden Entsittlichung; in einer Entsittlichung, die sich überall und namentlich auch in der Ehe geltend macht. —

So sehen wir denn überall in Frankreich die Zeichen krankhafter Zustände, innerer Fäulniß, eines beginnenden, ja eines rasch fortschreitenden Verfalls. Daraus folgt aber ganz und gar nicht, daß Frankreich nicht, auch in seinem jetzigen Zustand, und vielleicht mehr

als je, für jedes Volk der Welt ein sehr gefährlicher Gegner wäre. — Je nachdem der Genius eines Volks geschaffen ist, kann eine furchtbare und gefährliche Macht nach Außen, innerer Krankheit ungeachtet, gar wohl bestehen. Man erinnere sich nur, welche unsägliche Corruption schon zu den Zeiten der Gracchen im alten Rom eingerissen war, und alle Elemente eines gesunden staatlichen Daseins unheilbar angegriffen hatte, und wie lange nachher noch Rom der ganzen Welt furchtbar blieb. In Frankreich steht es aber jetzt noch bei Weitem nicht so schlimm wie damals im römischen Weltreich; noch haben da keine Latifundien den kleinen Besitz des Landmanns absorbirt. Wie das Grundeigenthum vertheilt ist, wird ein zahlreiches Landvolk noch auf lange Zeiten hinaus vortreffliche Soldaten liefern, — und sollte den Franzosen überhaupt auch die Größe und Reinheit des Charakters fehlen, die erfordert werden, um ein freies und erfreuliches Staatswesen für die Dauer zu gründen, fehlt auch der lebendige und wahrhafte Sinn für das Ideale, den edle Naturen unter ihnen so schmerzlich vermissen, so sind sie doch geistreich, klug, gewandt und tapfer, mit großer Energie ganz auf die unmittelbare Gegenwart, auf Benützung des Augenblicks und der Umstände, auf den unmittelbaren Vortheil gerichtet. Ihre Ansprüche in Beziehung auf die Stellung, die Frankreich in Europa zukommt, gehen sehr weit, ihre Zuversicht, die Vorstellung von dem, was Frankreich vermag, fast noch weiter.

Die Schichten der Gesellschaft, aus denen die bewaffnete Macht hervorgeht, sind weder entnervt noch verweichlicht, und so ist denn auch die bewaffnete Macht Frankreichs durchaus in einem Achtung gebietenden, vortrefflichen Zustand. Es ist kein Kinderspiel sich mit ihr zu messen: darüber darf man sich nicht täuschen.

Es ist hier nicht der Ort, alle Zahlen zu wiederholen, die auch anderswo zu finden sind, und eben so wenig können wir auf alle technischen Einzelnheiten eingehen, deren Bedeutung doch am Ende nur einem ganz militärischen Publicum verständlich ist. Nur die allgemeinen Züge des Bildes, und die Endergebnisse einer Durchmusterung des französischen Heers dürfen hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Wir wenden uns hier zunächst zu der Waffe, die immer den eigentlichen Kern und die Hauptmacht jedes Heeres ausmachen wird, zu der Infanterie, und bemerken, daß der Unterschied zwischen

Linien- und leichter Infanterie, nachdem er längst thatsächlich verschwunden war, und jede Bedeutung verloren hatte, vor einigen Jahren auch der Form nach aufgehoben worden ist. Die 75 Linien- und 25 leichten Regimenter der früheren Zeit sind zu 100 Infanterie-Regimentern ohne weitere Bezeichnung geworden, deren Uniform (blaue Röcke mit gelben Kragen und krapp-rothen Aermel-Aufschlägen) aus den früheren, in sich verschiedenen, zusammengesetzt ist.

Die Leute sind im Allgemeinen klein und unansehnlich, da die französische Armee überhaupt keinen Ueberfluß an großen, schönen Männern hat, und die kräftigsten Individuen selbst mehr als billig, nicht nur für die Artillerie sondern auch für die Reiterei in Beschlag genommen werden. Selbst die Infanterie der Kaisergarde imponirt nicht durch schöne Leute. Ja, wenn man sich die Mannschaft betrachtet, ist man fast versucht zu lächeln in der Erinnerung an die kaiserlichen Worte „daß das Bayonet immer die furchtbarste Waffe der französischen Infanterie sein werde" — und wenn man dann diese kleinen, zum Theil sehr jugendlichen Gesellen sich in einem Handgemenge, etwa mit der englischen Garde, oder einem ungarischen Grenadier-Bataillon aus der Zeit vor 1848, oder mancher deutschen Schaar denkt. — Doch, so ziemlich jede Armee rühmt sich einer ganz besonderen Vorliebe für den Kampf mit der blanken Waffe — und, kommt es zur Sache, so sucht ihn Niemand, so lange er vermieden werden kann. Die fortschreitende Verbesserung der Feuerwaffe wird jedenfalls den Bayonetkampf zu einer noch seltneren Erscheinung machen als er von je her war; immer weniger wird darauf ankommen, wer eigentlich Recht hat, und die französische Infanterie immer sicherer in der Intelligenz und Gewandtheit der Leute im Tirailleur-Gefecht, einen mehr als genügenden Ersatz finden für das, was ihnen etwa an Muskelkraft fehlt.

Mehr Bedenken könnte erwecken, daß die französische Infanterie jetzt wohl kaum mehr die Ausdauer im Ertragen von Beschwerden, namentlich nicht mehr die Ausdauer auf Märschen hat, die ihr ehemals nachgerühmt wurde. Wenigstens haben wir selbst auf Friedensmärschen von einer Garnison zur anderen, mitunter ziemlich viel Marode bemerkt. Noch dazu bei Regimentern, die vor Kurzem aus Algerien zurückgekehrt waren, die man also für abgehärtet halten mußte. In dieser Beziehung möchte die französische

Infanterie wohl kaum etwas vor den meisten anderen Armeen voraus haben.

Die Kleidung und Ausrüstung ist im Allgemeinen gut zu nennen, wenn auch zugegeben werden muß, daß ein Waffenrock mit zwei Reihen Knöpfen, wie der belgische, zweckmäßiger wäre als der mitten auf der Brust knapp mit einer Reihe Knöpfe schließende. Nur die Kopfbedeckung, der Keppy, ist unbequem und schützt nicht. Dagegen ist der Paletot mit Kapuze, der über Kopf und Keppy gezogen werden kann, ein sehr zweckmäßiges Kleidungsstück.

Die Bewaffnung ist ebenfalls gut, da das Minié-Gewehr, das in der Krim, so viel Rühmens auch davon gemacht wurde, den Erwartungen nicht entsprochen hatte, seither manche zweckmäßige Veränderungen erfahren hat.

Die taktische Ausbildung der französischen Infanterie aber wäre kaum zu loben, wenigstens was die Manoeuvres in Linie anbetrifft, wenn man sie ausschließlich nach dem beurtheilen wollte was auf dem Exercierplatz geübt wird. Da wird in Frankreich bei Weitem mehr als in Deutschland, unnützes Zeug getrieben, ja man könnte dreist so weit gehen zu behaupten, daß auf dem Exercierplatz, namentlich sobald eine größere Anzahl Bataillone beisammen ist, nur Dinge getrieben werden, die auf dem Schlachtfelde gar keine Anwendung finden können. Die französische Infanterie hat nämlich im Wesentlichen noch immer das Exercier-Reglement von 1791, als dessen eigentlichen Verfasser wir Guibert betrachten müssen, der als militärischer Schriftsteller, als geistreicher Zuschauer bei den Friedens-Manoeuvres Friedrich's des Großen, einen gewissen Ruf hatte, und für das schwärmte, was man damals preußische Taktik nannte. Selbst bei der Handhabung des Gewehrs, in den sogenannten Handgriffen, sind eine Menge Vielfältigkeiten und Umständlichkeiten beibehalten, von denen in den deutschen Armeen schon seit vielen Jahren nicht mehr die Rede ist — und bei den Uebungen einer größeren Anzahl vereinter Bataillone wird von der Voraussetzung ausgegangen, daß ein ganzes Heer, wie das zur Zeit des siebenjährigen Krieges geschah, als Ein einziges untrennbares taktisches Ganze, ohne Gliederung in selbständige, in ihren Evolutionen von einander unabhängige Theile, gehandhabt werden müsse. Man beschäftigt sich hauptsächlich damit, eine lange Linie von mehreren Bataillonen auf jeden gegebenen Zug bald

in diesem bald in jenem Bataillon ployiren, d. h. zu Einer einzigen langen Colonne zusammen rücken zu lassen, um dann wieder umgekehrt eine solche lange Colonne auf jeden gegebenen Zug — bald der Spitze, bald dem Schweif, bald der Mitte nahe — vorwärts und rückwärts deployiren, d. h. sich in Linie entfalten zu lassen —: Alles genau so, wie es in Guibert's Essay sur la tactique steht, und wie es nie ein menschliches Auge auf dem Schlachtfelde gesehen hat. Noch dazu geht es bei der Ausführung dieser Künstlichkeiten nicht selten etwas langsam und unsicher zu; die Evolutionen werden nicht mit der größten Präcision ausgeführt. [1])

Aber man hätte Unrecht, danach zu urtheilen, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß hier Manches anders und sehr viel zweckmäßiger eingeleitet sein könnte; die eigentliche Schule der französischen Infanterie ist in dem kleinen Krieg in Africa zu suchen, und im Felde sind die Leute gerade ungemein praktisch. Jene größeren Uebungen haben wenigstens das Gute, daß sie nicht im Entferntesten Anspruch darauf machen, die Wirklichkeit, den Krieg dramatisch darzustellen, wie das z. B. in Rußland der Fall war, bei den, vor dem Krim-Kriege keineswegs zweckmäßig geleiteten Feldmanövern; daß sie sich nicht für Recepte ausgeben, die vorkommenden Falls ohne Weiteres angewendet werden könnten. Die Uebungen auf dem Exercierplatz werden nicht betrieben, um hier etwas zu lernen, was gerade so unmittelbar vor dem Feinde wiederholt werden könnte, sondern als eine Vorübung, welche Beweglichkeit und Verständniß der Evolutionen an sich bezweckt, ohne Rücksicht auf die Anwendung im Felde; — ungefähr so, wie ein Tänzer täglich seine Battements übt, die nicht die Bestimmung haben, dem Publicum vorgemacht zu werden. Es fällt keinem Menschen ein, auf dem Schlachtfelde irgend etwas Anderes aus dem Reglement in Anwendung zu bringen als die école de bataillon, den Theil, der sich auf die Evolutionen eines Bataillons in sich, isolirt als taktische Einheit hingestellt, bezieht; alles Andere wird ignorirt als wäre es nie gewesen.

Der Tirailleur-Dienst dagegen wird schon auf dem Exercierplatz — so weit das da möglich ist — in durchaus zweckmäßiger Weise geübt, wobei sogleich als eigenthümlich auffällt, daß die Franzosen immer sehr dichte Schützenlinien bilden, bedeutend dichtere namentlich, als man bei den Feldübungen österreichischer Truppen bilden sieht.

Zu den 100 aus früheren Zeiten übernommenen Infanterie-Regimentern sind dann unter der jetzigen Regierung noch 2 Divisionen Kaisergarde gekommen (4 Grenadier-Regimenter mit 1 Jäger-Bataillon; 4 Voltigeur- und 1 Zuaven-Regiment). Sie unterscheiden sich natürlich durch einen größeren Luxus der Ausrüstung von denen der Linie — und nebenher durch einen ziemlichen Uebermuth und eine bedenkliche Verwöhnung, die wohl nach Gelegenheit in ein Prätorianer-Unwesen ausschlagen könnte.

Die Zuaven sind durch ihre orientalische Tracht als vorzugsweise für den Dienst in Algerien bestimmt bezeichnet; viel Kriegserfahrung, ein ausgezeichneter Ruf, der die Aufforderung enthält, ihn aufrecht zu erhalten, ein kriegsgewohntes Officiercorps und großes Selbstvertrauen machen sie zu einer hervorragenden Truppe. Zu den besten Bataillonen des Heeres werden dann auch allgemein die 2 Regimenter der Fremdenlegion gerechnet, deren vielfache und sehr tüchtige Dienste in Africa man nicht nach dem consequenten Stillschweigen beurtheilen darf, das die officiellen Berichte darüber beobachten. Denn Alles zu ignoriren, was Fremde unter Frankreichs Fahnen für Frankreich thun, allen und jeden Ruhm für Frankreichs Söhne allein in Beschlag zu nehmen, ist jetzt System, wie zu den Zeiten des Rheinbunds. „Ce sont de fameux soldats, ceux-là!" sagt dagegen mit den bedeutungsvollsten Mienen und dem gewichtigsten Nachdruck jeder französische Soldat, der mit ihnen zusammen gefochten hat. Aber natürlich ist die Disciplin schwer aufrecht zu erhalten in dieser Legion, die aus Abenteurern der verschiedensten Art, zum Theil aus sehr wilden Gesellen besteht. Wie mancher verlorene Sohn steckt in ihren Reihen, wie mancher junge Mann, der einst den höheren Ständen angehörte und nun in wüstem Treiben seine Vergangenheit zu vergessen, über seine Zukunft sich zu betäuben sucht!

Schlimmeres noch hat ohne Zweifel Feindes- — oder auch Freundesland von den „Turcos" zu erwarten, von den 3 Bataillonen Tirailleurs indigènes, wie sie offiziell heißen — den mehr oder weniger disciplinirten Söhnen Africas. Italien hat sie vor Kurzem kennen gelernt — schwerlich zu gegenseitiger Befriedigung.

Doch alle diese kleinen Anhängsel des Heeres wollen wenig bedeuten: die Jäger zu Fuß dagegen sind für die Regierung ein Gegenstand sorgfältiger Pflege, und werden sehr wichtig genommen.

Zuerst Chasseurs d'Orléans, oder nach dem Ort, wo sie gebildet wurden Chasseurs de Vincennes genannt, wurden diese Bataillone, 10 an der Zahl, unter der Leitung des letzten Herzogs von Orleans den österreichischen Jägern nachgebildet. Mit gezogenen Büchsen bewaffnet, vorzugsweise im Scheibenschießen geübt, leisteten sie vorzügliche Dienste. Dadurch sah man sich veranlaßt, sie nach und nach bis auf 25 zu vermehren, damit jeder Infanterie-Division eine solche Jägerschaar beigegeben werden könne — und die Folgen waren, wie man sie erwarten mußte. Es konnte nun mit der Auswahl der Mannschaften, die dieser Truppe überwiesen wurden, nicht mehr so genau genommen werden — und die Jäger-Bataillone sind nicht mehr, was die ersten 10 waren. Man ist einig darüber, daß der Abstand sogar ein sehr großer ist. Noch eine solche Vermehrung, und man hätte wohl wieder Grund, sie in Linien-Regimenter zu verwandeln, gleich der früheren leichten Infanterie. Ihre Geschichte würde dann noch vollständiger lehren, was auch jetzt schon einleuchtend ist: nämlich, daß eine solche Schaar die immer eine erlesene bleiben muß, wenn sie sein und leisten soll, was man von ihr fordert und erwartet, nicht ganz willkürlich vermehrt werden kann, über das Maaß des Materials hinaus, das sich wirklich dazu vorfindet. —

Viel mehr als die Infanterie läßt natürlich die Reiterei zu wünschen. Daß sie sehr unzweckmäßig gekleidet ist, besonders die leichte, könnte noch hingehen; aber es läßt sich mit dem besten Willen nicht läugnen —: sie reitet unter aller Kritik! Man traut wirklich seinen Augen kaum, wenn man so einen Husaren oder reitenden Jäger — nicht selten in einem langen und einem kurzen Steigbügel — in wahrhaft phantastischer Weise im Sattel herumfliegen sieht. Und doch muß man dabei eine gewisse Seiltänzer-Gewandtheit bewundern; ein Deutscher könnte unmöglich auch nur hundert Schritte weit so galoppiren, ohne, über die Ohren seines Pferdes hinweg, Gott weiß wohin zu fliegen: der Franzose bleibt doch immer oben auf seinem Thier. Zäumung, Beschlag, Wartung der Pferde: das Alles wird mit einer gewissen genialen Rücksichtslosigkeit betrieben; das Pferd mag sich dabei befinden, wie es kann. Nur die Garde-Regimenter, bei denen auf den inneren Dienst in den Schwadronen gar sehr gesehen wird, machen in dieser Beziehung eine Ausnahme.

Und überhaupt soll damit nicht apodiktisch behauptet werden,

daß diese Reiterei nicht in mancher Beziehung gute Dienste leisten, daß sie nicht, besonders im Anfange eines Feldzugs, so lange die Pferde noch nicht ganz zu Grunde gerichtet sind, gelegentlich selbst glänzende Angriffe machen könnte: die Leute sind tapfer; selbst der Fechtunterricht, den sie erhalten, trägt dazu bei, ihr Selbstvertrauen zu steigern; sie glauben sich jedem Gegner gewachsen; und eben, weil sie nur sehr unbestimmte Begriffe von dem haben, was ein Pferd vermag, was nicht, oder welche Gefahr man läuft, wenn man ihm mehr zumuthet, als es leisten kann, sind sie stets bereit, verwegen darauf los zu jagen. Wir sind sogar überzeugt, daß die französische Reiterei sich, trotz aller Mängel, bei längerer Fortsetzung des Krieges in der Krim, der russischen auf dem Schlachtfelde ganz entschieden überlegen gezeigt hätte. Denn die russische Cavallerie war unzweckmäßig beritten, saß auf großen, durch verkehrte Dressur ruinirten Pferden, und hatte sich unter dem Kaiser Nicolaus gewöhnt, mit ängstlich, mit übermäßig verkürztem Zügel zu reiten, wodurch alle Gangarten langsam, alle Angriffe ohnmächtig wurden.

Die möglichen Leistungen der französischen Reiterei sind demnach nicht ohne Weiteres ganz im Allgemeinen gering anzuschlagen — aber es ist auch nicht unter allen Bedingungen darauf zu rechnen. Die Mängel dieser Cavallerie werden sich wohl hauptsächlich dadurch fühlbar machen, daß sie im Felde, in Folge einer Art zu reiten, welche schon an sich die Pferde zu Grunde richtet und mehr noch durch die mangelhafte Pflege und Wartung der Thiere, durch die Sorglosigkeit, mit der man sie vom Sattel gedrückt und wund werden läßt, sehr große Verluste erleiden und sehr schnell zusammenschwinden wird. Zum Theil scheinen sich das auch die leitenden Behörden in Frankreich zu sagen, und Maaßregeln danach zu nehmen. Die Reiterei ist überhaupt zahlreich im Verhältniß zur ganzen Armee — und dann sind auch die Regimenter und Schwadronen auf solche Zahl der Mannschaft angelegt, daß selbst bedeutende Verluste nicht so bald die Auflösung der Schaaren herbeiführen können.

Am meisten entspricht dem Zweck ohnstreitig die schwere Reiterei (Cavalerie de Reserve, 10 Cüraſſier-, 2 Carabinier-Regimenter), wie sie denn auch am gleichförmigsten beritten ist. — Von der leichten Reiterei (12 reitende Jäger-, 8 Husaren-Regimenter) kann man auch nicht sagen, daß sie schlecht beritten wäre; im Gegentheil, sie hat

großentheils recht gute Pferde, die aber ohne alles Verständniß auf die verkehrteste Weise von der Welt assortirt sind. Thiere sehr verschiedenen Schlages und Temperaments, Mecklenburger, kleine lebhafte Pferde aus den Ardennen, edle Rosse aus Africa — und hin und wieder ein paar schwerfällige Karrengäule: das steht Alles bunt durcheinander in einem und demselben Zuge! Der Krieg, der von der leichten Reiterei vielfältigere Dienste fordert als von der schweren, fortwährende Thätigkeit, rasche, weit ausgreifende Bewegungen, wird sie auch vor Allen schnell zu Grunde richten.

Am wenigsten befriedigend ist wohl das Cavalerie de ligne genannte Mittelding zwischen leichter und schwerer Reiterei zu nennen, das man in den Dragonern (12 Regimenter) und Lanzenreitern (8 Regimenter) zu schaffen bemüht gewesen ist; denn offenbar ist dabei nicht ein klar gefaßter Gedanke maaßgebend gewesen, und Niemand weiß recht bestimmt zu sagen, was die Sache eigentlich bedeuten soll. Da diese mittlere Reiterei weder so schwer beritten sein durfte als die Küraſſiere, noch bei der Schwerfälligkeit der Mannschaft so klein als die leichte, ist sie — aus keinem anderen Grunde, als eben, weil sie mittlere Cavallerie ist — in den Besitz hochbeiniger Thiere gekommen, die wenig Ausdauer versprechen.

Im Ganzen — 4 Regimenter Garde, 4 chasseurs d'Afrique und 2 Spahis, die letzteren Waffenarten für den Dienst in Africa bestimmt, mit gerechnet, — zählt die französische Reiterei 62 Regimenter zu 6 Schwadronen.

Am schwersten war wohl vor dem Kriege ein sicheres Urtheil über die Artillerie zu fällen; es konnte eigentlich erst durch den Krieg festgestellt werden. Denn vieles zwar ließ sich auch vorher richtig nach seinem wahren Werth anschlagen, namentlich die Mannschaft. Man sah, sie ist gewandt und intelligent; das Officiercorps, aus den Zöglingen der polytechnischen Schule oder der Artillerie-Schule zu Metz hervorgegangen, hinreichend unterrichtet; die Bespannung genügend: aber das todte Material, die neuen Geschütze mit gezogenen Rohren, was sind sie wirklich werth? Louis Napoleon ist in Beziehung auf neue Erfindungen mitunter wohl ein wenig sanguinisch; ein Mißgriff gehört nicht zu den unmöglichen Dingen.

Die bedeutenden Wirkungen der neuen Geschütze wollen wir nicht bestreiten, denn sie sind darauf von competenten Sachverständigen

geprüft worden, und wir haben dem Ergebniß der Prüfung keine Erfahrungen gegenüber zu stellen. Es ist aber, abgesehen davon, daß sich die Sache auf dem Schlachtfelde zuweilen etwas anders stellt, als auf dem Schießplatz, auch noch Anderes zu bedenken, zumal, ob sie auch den nöthigen Grad von Dauerhaftigkeit haben. Nach Allem, was wir davon wissen, ist uns das sehr zweifelhaft. Das Gejammer der französischen Zeitungen aber über die eine, bei Magenta verlorene Kanone und das dadurch verrathene Geheimniß war — beiläufig — ein sehr müßiges; denn was wäre in Frankreich für Geld nicht zu haben? Wir zweifeln nicht, daß so ziemlich alle Kriegsministerien in Europa schon vor dem Ausbruch des Krieges im Besitz sehr genauer Zeichnungen dieser neuen Geschütze waren, und namentlich die österreichischen Militärbehörden waren in diesem Fall.

Man erwäge: die Geschützrohre haben drei Züge, werden, gleich den gewöhnlichen, von vorn geladen, und sind von gewöhnlichem, weichem Kanonenmetall; die konisch zugespitzten Geschosse haben drei Saillants, die in die drei Züge des Rohrs passen: aber sie mit der gehörigen Genauigkeit in die Züge einzufügen, dazu gehört doch eine Ruhe und Besonnenheit, wie sie auf dem Schlachtfelde nicht immer zu Gebote steht. Nun wird das Rohr bei raschem Feuern rasch erhitzt, das Metall erweicht; rasches Laden, bei dem es etwas wild zugeht, kann dann sehr leicht den Bau der Züge merklich stören, und es ist nichts weniger als undenkbar, daß die inneren Wände eines Geschützrohrs nach einem anhaltenden lebhaften Feuer von den Saillants der Geschosse etwas unregelmäßig durchpflügt sein könnten. Es wäre sehr belehrend, genau zu wissen, in welchem Zustande sich das Material der französischen Artillerie nach der Schlacht bei Solferino befand; unsere Vermuthung ist, daß sie viele unbrauchbar gewordene Stücke zählte. Ja, es würde uns wenigstens nicht befremden, wenn das auch ein kleines Item gewesen wäre auf der Liste der Gründe, die zu dem Frieden von Villafranca geführt haben *).

Was die Zahlen betrifft, auf welche diese jedenfalls furchtbare Kriegsmacht sich bringen läßt, so erinnert sich wohl ein Jeder der Berechnungen, die zu Tage kamen, als die französischen und österreichischen Tagblätter sich darin zu überbieten suchten; doch ist die Sache selbst damit noch nicht gethan; es gehören immer noch große Anstrengungen dazu, das Mögliche zu verwirklichen, ja die Wirklich

keit hat in den meisten Fällen einige Mühe, der kühn rechnenden Phantasie nachzukommen. Die 360 Bataillone Infanterie zu 952 Combattanten für die Linie und 1288 für die Jäger bilden allein ein Ganzes von 351,000 Mann, und da die Schwadron der schweren Reiterei 178, die der Linien-Reiterei 188, die der leichten 198 Combattanten zählen sollen, so lassen sich, die Spahis mit einbegriffen, in runder Zahl 64,000 Reiter zusammenrechnen. Werden, des größeren Effects wegen, nun auch noch die sehr zahlreichen Regimentsstäbe hinzugezählt, z. B. die 52 Musikanten, die jedes Infanterie-Regiment hat; ferner die compagnie hors rang, die auch, 76 Mann stark, zu jedem Regiment gehört, aber nicht aus Streitern, sondern aus Schreibern, Waffenschmieden, Schneidern und Schuhmachern besteht, oder vollends die Depots- (Ersatz-) Bataillone und Schwadronen, die es noch nicht gab, die beim Ausbruch des Kriegs erst geschaffen werden mußten; endlich 57,000 Artilleristen und 8000 Pioniere u. s. w., — so ergiebt sich freilich eine sehr imposante Summe.

In der Wirklichkeit stellt sich die Sache etwas anders. Jede der 8 Compagnien eines Bataillons zählt auf dem Friedensfuß (Officiere, Unterofficiere, Alles mitgerechnet) nur 79 Mann anstatt 118; sie sollen für den Krieg durch schon geübte, auf Urlaub entlassene Reserve-Mannschaft ergänzt werden; dies Reserve-System ist aber noch zu neu in der französischen Armee, um schon ausreichende Mittel dazu zu gewähren; und daß die in den früheren Jahren ausgehobenen, aber nur als Reserve-Mannschaft bezeichneten, nicht wirklich in die Regimenter eingereihten und geschulten Leute nicht fertige Soldaten waren, bedarf keiner Erklärung. So konnten denn die Infanterie-Regimenter zunächst nur mit 2 Bataillonen ein jedes in das Feld rücken; die dritten Bataillone mußten daheim bleiben, um sich erst selbst zu ergänzen, dann die Ergänzung der Truppen im Felde und die Bildung vierter Bataillone möglich zu machen. Auch die Reiter-Regimenter vermochten nur 4 vollständige Schwadronen ein jedes in das Feld zu stellen.

Die Berechnungen der Tagespresse wollen natürlich nicht viel bedeuten: in wohlunterrichteten Kreisen wußte man, daß bis Ende Mai 175,000 Mann französische Truppen nach Italien gesendet worden waren, und daß außerdem, die Truppen in Algerien und die Besatzung in Rom natürlich nicht gerechnet, noch 148,000 Mann

schlagfertig im Innern des Reichs zur Verfügung standen. Dazu konnten dann im Lauf einiger Monate noch 100 vierte Bataillone kommen und die fünften und sechsten Schwadronen der Reiter-Regimenter, die aber aus Mangel an Pferden wahrscheinlich sehr schwach blieben.

Von dem Officiercorps, wie dasselbe zu zwei Dritteln aus Zöglingen der Militärschulen, zu einem Drittel aus Leuten, die von der Pike an dienen und natürlich zum Theil den unteren Ständen angehören, ergänzt und dadurch zu einem Stande wird, der an die Condotieri und Söldner des späteren Mittelalters erinnert, haben wir bereits gesprochen.[a])

Wurden dann endlich alle einzelnen Züge des Bildes zusammengefaßt, so ergab sich als Endergebniß der erwägenden Betrachtung für den Unbefangenen schon vor dem diesjährigen Feldzug in Italien die Ueberzeugung, daß die französische Armee der österreichischen an kriegerischem Werth um etwas überlegen sei, und die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich habe.

Schon die taktische Zusammenstellung der Heereskörper schien in mancher Beziehung besser; schon das französische Bataillon von 8 Compagnien und eben so viel Zügen ist beweglicher, als das etwas schwerfällige österreichische Bataillon mit seinen 6 Compagnien und 24 Zügen. Besonders aber ist überhaupt mehr Leben, mehr strebender Sinn in der französischen Armee — wie wir denn einen Hauptfactor ihrer Ueberlegenheit in der unstreitig mehr ausgebildeten militärischen Intelligenz des französischen Officiercorps suchen möchten. Ohne hier darauf eingehen zu können, in wiefern diese schon in den Militär schulen vorbereitet sein mag, dürfen wir nur daran erinnern, welch' eine vortreffliche Schule für die jüngeren Officiere der kleine Krieg in Afrika ist; wir fügen hinzu: für die Subalternen ist derselbe in manchen Beziehungen eine viel bessere, als irgend ein anderer Krieg sein könnte. Der Subaltern selbst ist da beständig darauf angewiesen, selbständig zu handeln. Und es giebt keinen Schlendrian. Man befindet sich da stets in neuen, eigenthümlichen Lagen, in denen von dem mechanischen, gedankenlosen Befolgen eines herkömmlichen Verfahrens nicht die Rede sein kann; in denen selbst der Führer kleiner Abtheilungen beständig aufgefordert ist, die Mittel dem Zwecke selbständig anzupassen.

Auf durchaus gesunde Zustände deutet dann auch die unbedeutende Rolle, die der Generalstab in der französischen Armee spielt. Er ist hier in der That auf die subalterne Thätigkeit, auf die Handlangerei, die nach den bestehenden Vorschriften seines Amtes ist, angewiesen, ohne sich eines weiter reichenden Einflusses zu erfreuen; die Brigade-Generale, Divisions-Generale und höheren Führer sind alle wirklich das, was sie vorstellen; sie sind selbständig; das leidige faiseur-Wesen oder Unwesen, das mehr oder weniger in fast allen Armeen in Europa eingerissen ist, und sich in einigen bis zur Caricatur gesteigert hat —: das existirt nicht in der französischen.*)

Was die höheren Führer betrifft, so brauchen wir derjenigen gar nicht zu gedenken, die, wie Magnan, Marschälle von Frankreich geworden sind, blos um sie für ihre früheren Dienste als Conspirateurs zu belohnen. Der Marschallsstab hat ihnen kein höheres Ansehen in der Armee verschafft. Auch Baraguay d'Hilliers gilt da nicht viel. Er mag wohl auch nur Marschall geworden sein, um ein Unrecht auszugleichen, das Napoleon I. sich gegen den Vater des Generals hat zu Schulden kommen lassen. Auch Pelissier und Canrobert gelten im Grunde wenig, obgleich man von dem ersteren sagt, daß er entschlossen und listig sei. Von dem Marschall Canrobert weiß man, daß er dem Eroberer von Sebastopol, dem Herzog von Malakoff, an Kenntnissen, an Geist und militärischer Einsicht unendlich überlegen ist; man rechnet es ihm — zwar nicht in der Armee, wohl aber außerhalb derselben in wohlunterrichteten Kreisen — sehr hoch an, daß er den Muth des Heeres in der Krim den langen Winter über aufrecht zu erhalten wußte —: aber, so lautet doch immer der Schluß: er ist ein Mann, den das Bewußtsein einer großen Verantwortlichkeit zu Boden drückt. Bosquet, der allerdings in der Krim die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn beurkundet, und Freund und Feind imponirt hat, ist durch den Zustand seiner gänzlich zerrütteten Gesundheit für die Armee verloren — und so war denn Mac Mahon schon vor dem Kriege die eigentliche Hoffnung derselben, der Mann, von dem unbedingt galt, daß ihm eine große Zukunft bevorstehe. Dennoch darf man die Bedeutung auch seines Rufes nicht überschätzen. Niemand zweifelt, daß sich irgend ein Anderer finden würde, wenn er nicht wäre. Das eigentlich Charakteristische und Beachtenswerthe ist gerade, daß die französische

Armee von einer großen Siegeszuversicht an sich beseelt ist, die sich nicht an bestimmte Namen knüpft, sondern ganz unabhängig von solchen dasteht. Der Sieg ist in den Augen des französischen Heeres etwas, das sich ganz von selbst versteht, — gleichviel, wer an der Spitze stehen mag.

VI.

Dem Frankreich, dessen heutige Zustände wir versucht haben, in den früheren Abschnitten dieses Aufsatzes anschaulich zu machen, stand nun, zunächst in der lombardischen Ebene, der Oesterreichische Kaiserstaat kampfgerüstet gegenüber.

Ein aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen gar eigenthümlich zusammengefügter Staat, wie die Weltgeschichte kaum einen zweiten aufzuweisen hat! — um so eigenthümlicher, weil er nicht, wie andere verschiedene Völkerschaften umfassende Staaten, aus einer Reihe von Eroberungen hervorgegangen war, und folglich auch nicht ein erobterndes Volk, vermöge des Rechtes, welches der Sieg verleiht, und der Ueberlegenheit, die er voraussetzt, als das herrschende in ihm zu betrachten war.

Die Anfänge dieses Staats waren, wie Hormayer das Verhältniß ausdrückt, am Kreuzweg der Nationen, aus bayerischen und slavischen Marken entstanden; durch Heirathen und Erbschaften wurden Königreiche nichtdeutscher Zunge, Böhmen und Ungarn, diesem Kern angefügt, den sie an Bedeutung weit überwogen; deutsche Grafschaften und italienische Fürstenthümer, endlich auch Theile des polnischen Reichs kamen hinzu, und wenn dann auch mächtige Empörungen, gewaltige Versuche einzelner Völker, sich aus diesem unnatürlichen Verbande wieder loszuringen, Oesterreich mehr als einmal in den Fall gebracht haben, sich selbst wiedererobern zu müssen, so blieben doch alle die einst selbständigen Elemente des Gesammtreichs gesondert neben einander stehen. Sie waren nur durch eine Personal-Union, nur dadurch verbunden, daß der Oberherr, der den Einen als Erzherzog von Oesterreich oder als Graf von Tirol gebot, zugleich König von Ungarn und Böhmen war; sie blieben mechanisch aneinander gereiht, ohne je organisch zu einem Ganzen zusammen zu wachsen.

Es wäre gewiß unter allen Bedingungen nichts weniger als leicht

gewesen, diese Masse zufällig zusammengewürfelter Provinzen zu einer wirklichen Einheit heran zu bilden; denn wo sollte für ein gemeinsames Staatsleben der lebendige Inhalt hergenommeu werden? — für ein gemeinsames Staatsleben von Stämmen und Völkern, die in Abstammung und Sprache, in Sitten, Rechten und Ideen auseinandergingen, deren geschichtliche Erinnerungen zum Theil geradezu auf unausgeglichene feindliche Gegensätze zurückführten?

Einmal freilich schien der Gang der Weltgeschichte dem Hause Habsburg die Möglichkeit nahe zu legen, auf der Grundlage seiner deutschen Besitzungen eine mächtige, wahrhaft einheitliche Monarchie zu gründen, wenn auch vielleicht nicht genau in dem Umfang des heutigen österreichischen Staats. Diese Möglichkeit war gegeben, wenn es sich an die Spitze der großen und echt deutschen geistigen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts, an die Spitze der Reformation stellte. Sehr unmittelbar, in der That, sahen sich die Fürsten dieses Hauses dazu aufgefordert, denn nirgends in deutschen Gauen fand die Kirchen-Reformation einen besseren Boden und willigere Aufnahme als gerade in den österreichischen Landen und in Böhmen. Ja, diese Lande wurden im Wesentlichen protestantisch, trotz alles Widerstrebens ihrer Fürsten. Aber diese Gelegenheit wurde versäumt, die Habsburger suchten ihren Vortheil in einer gerade entgegengesetzten Politik, und daraus entsprang, in der Folge der Zeiten, wie auf der einen Seite der gänzliche Ruin Spaniens, so auf der anderen eine kränkelnde Ohnmacht Oesterreichs und unsägliches Unheil für Deutschland. Zu Deutschlands Unglück war zur Zeit der Reformation das Haupt der Habsburger, der Herr der österreichischen Länder, der zugleich die deutsche Kaiserkrone trug, ein Fremder, der für deutschen Geist und deutsches Leben kein Verständniß hatte und sich mit Stolz einen Spanier nannte. Aber auch übrigens konnte dieser Fürst der Reformation nur feindlich gegenüberstehen, denn er war ein Fürst despotischer Art, seine Thätigkeit und sein Streben waren durchaus auf die Gründung eines absolutistischen Staatswesens gerichtet, und er glaubte des Papstes und der Inquisition zu bedürfen, um in Spanien Alles, was sich dort noch von ständischer und städtischer Freiheit erhalten hatte, siegreich niederzutreten. Damit war das Loos geworfen; die schwierige Stellung an der Spitze auseinanderstrebender Völker war verschlimmert durch dies feindliche Verhalten gegen Alles,

was sich lebendig und belebend in ihnen regte; mehr und mehr mußten in dieser Lage, in den Gefahren, die sie mit sich brachte, die Sorge für sich selbst der eigentliche Inhalt der Politik des Habsburgischen Hauses werden. Sich selbst im Besitz der Macht zu behaupten, die eigene Herrschaft nach Innen wie nach Außen fester zu gründen und weiter auszudehnen war und blieb die Aufgabe der Dynastie, und nicht der Werth der Dinge an sich, sondern das Verhältniß, in dem sie fördernd oder hindernd zu diesem Streben standen, entschied darüber, was gestattet und was unterdrückt werden müsse.

Unter den meist schwachen Fürsten, die Karl V. und seinem Bruder Ferdinand auf den Habsburgischen Thronen an der Donau folgten, blieben die Verhältnisse schwankend, ja sie gestalteten sich immer bedenklicher für die Dynastie. Erst als die jüngere, steiermärkische Linie in der Person jenes zweiten Ferdinand, zu dem in wichtigen Augenblicken hölzerne Crucifixe vernehmbare Worte sprachen, aber nie der lebendige Geist, — erst seit dieser zur Regierung gekommen war, wurde unter der Leitung der Jesuiten und durch die Waffen der katholischen Reichsfürsten und Spanier, der Sieg der Dynastie über ihre deutschen und böhmischen Unterthanen erfochten. Mit welchen Mitteln jedoch und um welchen Preis! Ferdinand II. bebte in seiner finsteren Frömmigkeit vor keinem Mittel zurück, das sein Beichtvater zweckmäßig fand. — Nicht nur Sagen und Mährchen, die im Munde des Volks fortleben, sondern auch sprichwörtliche Redensarten, die sich Jahrhunderte lang erhalten, können zuweilen Aufschluß über die Geschichte der Vergangenheit geben. Das Volk ist heutzutage gut katholisch in Oesterreich, und war es bis auf sehr neue Zeiten herab, ohne daß ein abweichendes Element geduldet worden wäre; eine Redeweise aber, die noch heute unter diesen guten Katholiken mit einer gewissen Gedankenlosigkeit wiederholt wird, bezeugt, in welcher Weise der gegenwärtige Zustand herbeigeführt worden ist. Wenn ein Oesterreicher sagen will, daß Jemand ganz über alles Maaß in unerhörter Weise mißhandelt worden ist, ruft er aus: „Den haben sie katholisch gemacht!“ „Wart'! ich werde dich katholisch machen!“ ist die ärgste Drohung, die der katholische österreicher Bauer seinem katholischen Sohn oder Knecht zuzurufen weiß. Bekannt ist, daß unter diesem Ferdinand der ganze steiermärker Adel bis auf sieben Familien ausgerottet wurde, um die Gegen-Reformation zu erzwingen. Um

in Böhmen die Herrschaft der römischen Kirche und eine unumschränkte Herrschermacht zu gründen, wurde die alte Aristokratie des Landes, mit Ausnahme weniger Anhänger des hohen Erzhauses Oesterreich auf dem „blutigen Landtag" zu Prag vernichtet. Man begnügte sich nicht damit, die adeligen Herren hinrichten zu lassen: auch ihre Güter wurden eingezogen und an die „kaiserlichen Feldobristen", — Reißlaufer aus allen Ländern Europa's verschenkt. So blieb nicht nur das Volk in Böhmen ohne Führer, sondern man hatte da auch noch eine neugebildete Aristokratie, die dem Lande und Volke fremd, ihre Stütze nur in der Dynastie suchen konnte. Dieser neue Adel Böhmens besteht überwiegend aus einem seltsamen Gemisch von Spaniern, Italienern, Wallonen und einer ganz besonders großen Anzahl von Irländern. [3])

Ferdinand's Nachfolger, die letzten Habsburger, wirkten fort in seinem Geist. Die Geschichte zeigt sie uns als düstere, unheimliche Gestalten, umgeben und bewacht von Priestern, abgeschlossen in den wunderlich pomphaften Formen byzantinisch-burgundischer Etiquette und schon durch diese fern gehalten von aller Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens, gebannt in einen engen Kreis conventioneller Ideen; unfähig und beschränkt, beseelt von einem unermeßlichen Stolz und einem kirchlichen Fanatismus, der nicht weniger in einem despotischen Instinct als in wirklicher Ueberzeugung wurzelte; unerbittlich in Allem, was dem herrschenden System widerstrebte. Und erreicht, wie gesagt, war der Zweck; die Gegenreformation war gelungen: aber das geistige Leben der Völker Oesterreichs war auf Jahrhunderte hinaus gebrochen! Wie gering ist seither der Antheil Oesterreichs an dem Gesammtleben der Nation gewesen, wie unbedeutend ist sein Antheil an den Ergebnissen der intellectuellen Thätigkeit des deutschen Volks geblieben! Alles, was Oesterreich zu den Schätzen deutscher Kunst und Wissenschaft beigetragen hat, könnte fehlen, und man würde nirgends eine Lücke gewahren. Die weitere Folge aber dieser gewaltsamen Stauung des Lebens war, daß Oesterreich nie eine Macht zu entfalten vermochte, die den durch die Natur und die frühere Geschichte gegebenen Elementen der Macht entsprochen hätte; denn die materiellen Elemente wie des National-Reichthums so der Macht überhaupt, sind an sich todt; erst die Intelligenz und Energie

des Menschen, der sie zu beleben und zu verwerthen weiß, erheben sie zu thatsächlicher Wirksamkeit und Bedeutung.

Der Majestäts-Brief der Böhmen war, nach ihrer Niederlage am Weißen Berge, glücklich zerrissen, aber es blieb noch eine andere Aufgabe zu lösen, welche die österreichische Regierung bis vor wenigen Jahren beschäftigt hat, und die vielleicht selbst jetzt nicht für abschließend gelöst gelten kann. Die Verfassung des Königreichs Ungarn, eine allerdings seltsame Schöpfung eigenthümlicher Verhältnisse, war zu beseitigen; denn, in gar mancher Beziehung hinderlich, gestattete sie dem König des Landes weder willkürlich zu schalten, noch die Finanzkräfte des von der Natur reich begabten Landes gehörig in Anspruch zu nehmen, und für die Zwecke der Dynastie vollständig auszunützen. Selbst daß sie den Protestanten Schutz gewährte, war den Habsburgern nichts weniger als gleichgültig. Die Empörungen zwar, welche die rücksichtslose Härte der österreichischen, dem Lande fremden Regierung, nur zu oft hervorrief, konnten, wenn sie besiegt waren, als ein willkommener Vorwand dienen, das Land als ein erobertes, seine Verfassung als verwirkt zu betrachten: aber die Furcht vor neuen, allgemeinen, übermächtigen Aufständen gebot dann doch wieder eine gewisse Mäßigung, so lange namentlich, als jede Empörung in Ungarn auf den nahen und furchtbar geachteten Schutz der Osmanen rechnen durfte, die ohnehin einen großen Theil des Landes als Eroberer besaßen.

Mehr als einmal schon namentlich unter Leopold I. hatte sich die österreichische Regierung mächtig genug geglaubt, Landesverfassung und Recht ohne Umstände zu beseitigen, deren Dasein ignorirt und mit unsanfter, unbegrenzter Willkür in Ungarn geschaltet: aber immer wieder (: u. a. 1741:) war dann eine Zeit gekommen, wo dringende Gefahr, die sie bedrohte, und die Schwierigkeiten der Lage, in der sie sich eben befand, sie zwangen, den Reichstag der Magyaren wieder zusammenzurufen, die Gemüther nach Möglichkeit zu beschwichtigen, und für die Zukunft das Allerbeste zu versprechen.

In neuerer Zeit ging freilich einer dieser mißglückten Versuche, sich der lästigen Verfassung zu entledigen, aus einem anderen Geist hervor. Er bezweckte mehr und Anderes als etwa bloß die bessere fiscalische Benutzung des Königreichs Ungarn. Das war, als nach dem Aussterben der Habsburger mit dem Hause Lothringen ein neues

frischeres Leben auf die Throne Oesterreichs gelangt schien. Es war diesmal Joseph II., der Hand an die ungarische Verfassung legte wie an die ständischen Rechte seiner belgischen Unterthanen, aber nicht, wie früher geschehen war, im engsten Einverständniß mit der römischen Kirche, und unter der Leitung der Jesuiten, sondern im offenen Widerspruch mit diesen Mächten; nicht um ein Staatswesen von byzantinischem Charakter fester zu begründen und eine vergehende Zeit festzuhalten, sondern um die Völker, die seinem Scepter unterworfen waren, in das Leben einer werdenden Zeit einzuführen, — gewaltsam freilich und in revolutionärer Weise. Mochte dabei auch manches Mißverständniß obwalten, mochte Joseph II. sich selbst von dem Wesen und Streben dieser neuen Zeit nur einen einseitigen Begriff gebildet haben: immerhin war ihm nicht wie seinen Habsburgischen Vorgängern die Gründung einer nirgends beschränkten despotischen Gewalt an sich höchstes und letztes Ziel, sondern diese Gewalt sollte in seinen Händen anderen, weiter gehenden Zwecken dienen. So empörte sich denn auch gegen ihn nicht etwa Alles, was wahrer geistiger und politischer Freiheit zustrebte, sondern umgekehrt, was in Kirche und Staat den Ordnungen der Vergangenheit anhing, und sein Versuch scheiterte an dem Widerstande der Kirche und der Feudalstände, wie an dem Unverstand der Massen, die für solche Neuerungen nicht reif genug waren.

Nach Joseph's Tode suchte sein Nachfolger überall zu beruhigen und zu begütigen; auch die Ungarn erhielten ihre Verfassung wieder, und behielten sie noch länger als ein halbes Jahrhundert, so wenig sie auch den Wünschen und Ansichten der Regenten entsprach.

Der Schrecken und die Besorgnisse, welche die französische Revolution verbreitete, hatten auch die Lothringischen Prinzen auf dem österreichischen Thron vollends bestimmt, die Wege Joseph's II. zu verlassen und in die Bahnen der Habsburger einzulenken, um, soweit ihre Macht reichte, eine Weltordnung aufrecht zu erhalten oder herzustellen, die der Vergangenheit angehörte. Nur mußte, namentlich was die Mittel der Ausführung anbetrifft, unter den veränderten Umständen, da Manches, was Joseph II. verfügt hatte, nicht ungeschehen zu machen, das Heer von Ordensgeistlichen nicht gleich wieder zu schaffen, das eingezogene reiche Klostergut im Drang der Zeiten nicht zu entbehren war, das Ganze einen weniger kirchlichen, einen

Schule, aber keineswegs der Bevormundung entwachsen waren; streng suchte sich Oesterreich durch die Censur, durch die vervielfachte Thätigkeit der öffentlichen Polizei und noch mehr durch die der geheimen gegen revolutionäre Einflüsse und deutsche Bildung abzusperren. Das Reisen österreichischer Unterthanen in die Fremde wurde erschwert. Wie selten begegnete man einem Oesterreicher auf Reisen! Wer ein Verlangen bezeigte, sich „draußen" umzusehen, war schon dadurch verdächtig, und selbst als durchaus zuverlässig und gesinnungstüchtig bekannte Leute bekamen nicht immer ohne Weiteres einen Paß. Was wollten sie denn in der Fremde? wurde unmuthig gefragt; — man sah dergleichen nun einmal nicht gern!

Dem Unbefangenen aber konnte es nicht entgehen, daß dieses System eben durch die Folgerichtigkeit, mit der es durchgeführt wurde, sich selbst auf die Länge unmöglich machen mußte; denn es bedurfte, wie Alles, was möglich und lebensfähig sein soll, tüchtiger, brauchbarer Organe: auf diesem Wege aber wurden die Menschen in Masse zur Unfähigkeit und Charakterlosigkeit herangebildet. Mehr aber als das. Die ängstliche Sperre, die gegen Deutschland und den ganzen Westen aufrecht erhalten wurde, verfehlte auch ihren Zweck; ja sie führte Folgen herbei, die zu den beabsichtigten einen entschiedenen Gegensatz bildeten. Gegen den Einfluß ächter und gesunder deutscher Bildung im Allgemeinen, die Ergebnisse redlicher Forschung und ernsten Denkens auf dem Gebiet der politisch-moralischen Wissenschaften insbesondere, vermochte sich Oesterreich durch solche Mittel wohl abzuschließen, nicht aber gegen die Wirkungen jener frechen und flachen Abenteurer-Literatur, die während der letzten Jahrzehnte, durch mancherlei beklagenswerthe Verhältnisse begünstigt, nebenher wucherte. Die Producte dieser Literatur fanden ihren Weg nach Oesterreich trotz aller Sperre und Censur, sie fanden hier sogar ihren eigentlichen Markt und wurden gierig verschlungen wie nirgend sonstwo. Das schriftstellernde junge Deutschland lebte im Wesentlichen von dem Absatz, den seine Werke in Oesterreich fanden. Diese verbotene Literatur übte dann auch ihren Einfluß in einem Umfang, wie er anderswo kaum möglich war. Denn ein großer Theil der gebildeteren Stände fühlte sich denn doch gedrückt in den herrschenden Zuständen, in denen Zwang und kleinlich ängstliche Ueberwachung auf jedem Schritt selbst dem blödesten Auge sichtbar wurden. Das

Inhalt beschaffen und wie es entstanden sein mochte, — und damit war alles in einem gegebenen, oder vielmehr ziemlich willkürlich gewählten Augenblick zufällig gerade Bestehende für unwandelbar und geheiligt erklärt.

Die ungarische Verfassung konnte, wie sich von selbst versteht, sobald ein solches Princip proclamirt war, nicht gewaltsam angetastet werden, so wünschenswerth ihre Beseitigung auch scheinen mochte, so verdrießlich es auch war, daß unbeschränkte fiscalische Benutzung des reichen Landes der Regierung versagt blieb. Im Allgemeinen aber hatte sich die Regierung eine Aufgabe gestellt, deren Lösung bisher doch eigentlich nur in China gelungen ist: die Aufgabe, ein regungsloses Staatswesen, und was dabei vorausgesetzt werden muß, stillstehende gesellschaftliche und Cultur-Zustände zu gründen.

Wie das in der Natur der Sache liegt, wurden die Mittel, das Ideal der Regierung zu verwirklichen, vorzugsweise in der Erziehung und Bildung der Jugend gesucht; auf diesem Gebiet daher wurde der gerade Gegensatz jeder naturgemäßen, gesunden und lebensfrohen Entwickelung der Intelligenz und aller geistigen Kräfte, eine stetige, polizeiliche Ueberwachung und gründliche Zähmung und Disciplinirung des Geistes der Zweck alles Strebens. Alle Schulen, selbst die Universitäten, blieben nach dem Muster geistlicher Seminarien zugeschnitten, nur daß die unabläßig überwachende und bevormundende Leitung nicht einen geistlichen, sondern einen polizeilichen Charakter hatte. Der von Stufe zu Stufe genau vorgeschriebene und streng eingehaltene Studienplan, die unaufhörlich wiederholten Examina bezweckten eine Abrichtung zur Brauchbarkeit für bestimmte, natürlich beschränkte und genau abgegrenzte Berufsthätigkeiten, wie sie dem Staat genehm waren. Der gleichfalls sehr genau überwachten Lehre stellte die Regierung die Aufgabe, die Wissenschaft so viel als möglich auf ein auswendig zu Lernendes zurückzuführen, sich genau innerhalb eines willkürlich, aber bestimmt gezogenen engen Kreises zu halten, jede Aussicht über diesen Kreis hinaus in das Gebiet der wirklichen, lebendigen Wissenschaft zu verbauen, und bei den Schülern die Täuschung hervorzurufen, dieser enge Kreis umschreibe wirklich das ganze Gebiet der Wissenschaft, und es gebe außerhalb desselben nichts. Es wurde weiter Sorge getragen, daß nicht ein böser Geist aus der Fremde die Gemüthsruhe derjenigen Staatsbürger Oesterreichs störe, die der

waren unbequem, und konnten gar leicht einem unheimlichen Streben dienstbar werden. Zwar in den deutschen Landen blieb dem Anschein nach nichts zu wünschen. Was konnte schöner sein als ein böhmischer Postulaten-Landtag, oder die tiroler Landesvertretung, wo bei feierlichen Gelegenheiten Landleute in Waffen, zu ihrer großen Befriedigung, als harmlose Statisten neben dem Thron standen? Galizien und die italienischen Provinzen konnte man als eroberte Länder nach Gutdünken beherrschen und verwalten, ohne sich darum zu bekümmern, was da früher Rechtens gewesen sein mochte. Anders jedoch verhielt sich die Sache in Ungarn und Siebenbürgen, besonders da sich hier nach und nach ein Geist zu regen begann, der die alte Landesvertretung wieder in ihrem ganzen Umfang zu einer lebendigen Wirklichkeit zu machen strebte.

Gewaltsam umgestaltet konnte zu Recht Bestehendes nicht werden, das verstand sich von selbst: damit war aber nicht gesagt, daß man es sich versagen könne oder wolle, das formale Recht ganz in der Stille ein wenig zu beugen, wo das Noth that, und geschichtlich begründete, aber unbequeme Institutionen ohne Geräusch zu untergraben und ihren Geist zu fälschen, wenn sich das thun ließ. Ein solches Verfahren hatte der Fürst Metternich schon im Anfang der zwanziger Jahre mehreren süddeutschen Regierungen, namentlich der badenschen, in einer bekannten Note in Beziehung auf die parlamentarischen Verfassungen ihrer Länder angerathen. In Oesterreich war es nicht neu; man war da auch schon früher auf einen solchen Ausweg verfallen. Auch Zwistigkeiten der Leute untereinander konnten unter Umständen sehr gelegen kommen, und die erwünschtesten Gründe an die Hand geben, dieses oder jenes veraltete Recht, das zu den Verhältnissen nicht mehr paßte, im Interesse der Ordnung ganz zu beseitigen, und dadurch die Ruhe und allgemeine Befriedigung im Lande neu zu begründen. Die Regierung sah es daher sehr gern, daß die kleinen Nationalitäten slawischen Ursprungs in den ungarischen Nebenländern sich auch zu regen begannen, und nicht durch die Magyaren unterdrückt, oder auch nur bevormundet sein wollten. Der Zwist dieser einander widerstrebenden Nationalitäten wurde von der Regierung absichtlich und mit Berechnung genährt und in Gang erhalten. Der kaiserliche Hof erwartete von diesen fortwährend gesteigerten Reibungen die schönste Gelegenheit, nun endlich auch hier im

machte empfänglich für die Lehre, die hier so keck und anscheinend geistreich auftrat, und bei der im Allgemeinen dürftigen, verkümmerten Bildung, fehlten die Elemente einer durchgreifenden Kritik, die ihre nichtige Hohlheit durchschaut hätte. Nirgends ist im Augenblick der großen Krisis von 1848 mehr in Fäulniß übergegangene Unreife, mehr revolutionsselige Ohnmacht zu Tage gekommen, als in Oesterreich.

Daß die verschiedenen Kronländer und Nationalitäten des Kaiserstaats gesondert neben einander stehen blieben, verstand sich in dem System der Regierung von selbst; die gesonderte Existenz der Einen und der Anderen war ja das geschichtlich Gegebene, und als solches Rechtens, — sie gewährte außerdem noch den unschätzbaren Vortheil, daß man je ein Volk durch das andere niederhalten konnte, wenn es Noth that.

Die Polizei und die Armee waren dann die Mächte, welche die Einheit der Monarchie repräsentirten und das Ganze zusammenhalten sollten. Wo die Polizei nicht mehr ausreichte, mußte das Heer eintreten; seine eigenthümliche Organisation schien in dieser Beziehung große Vortheile zu versprechen, und eine unbedingte Zuverlässigkeit zu verbürgen. Dadurch, daß die verschiedenen Nationalitäten, was die Mannschaft betrifft, eine jede in eigenen Regimentern neben einander standen, war die Möglichkeit gegeben, gegen jedes der unter österreichischem Scepter vereinigten Völker im Nothfall einen Theil des Heeres zu verwenden, der vermöge seiner Nationalität dem betreffenden Volk durchaus fremd, vielleicht sogar feindlich gegenüber stand. Dadurch, daß dann umgekehrt in dem Officiercorps jedes einzelnen Regiments die verschiedenen Nationalitäten bunt durcheinander gemischt, noch dazu in germanisirter Gestalt, auftraten, und das deutsche Element überhaupt bei Weitem überwog, schien daneben die Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit des Heers genügend verbürgt.

Bedenklich war nun aber, daß die Regierung selbst ihr laut verkündetes Princip, dem zufolge nur das formale Recht, nur das geschichtlich Gegebene Geltung haben sollte, nicht durchaus folgerichtig, nicht mit vollkommener Wahrheit und Redlichkeit durchführen konnte oder wollte. Denn auch gewisse Elemente des Bestehenden, geschichtlich Gegebenen, standen ihrer Natur nach im Widerspruch mit dem Geist und den Wünschen der Regierung,

liche Antworten auf des greisen Feldmarschalls Mahnungen und Warnungen von den höchsten Hofstellen „erflossen".

Am Schlagendsten und Erkennbarsten offenbarte sich die Unfähigkeit der Verwaltung in dem Zustand der Finanzen, der trotz des langen Friedens immer ein sehr schlimmer und bedenklicher blieb, ja in mancher Beziehung bei reicher fließenden Hülfsquellen immer schlechter wurde.

Das unübersehbare Heer der subalternen Beamten flößte dann auch noch darum wenig Achtung ein, weil man die Leute als käuflich kannte; selbst dem Richterstande wollte man in dieser Beziehung nicht ganz trauen. Unter den höheren Beamten, Hofräthen und dergleichen, kannte man gar viele, welche geheime Polizei als einträgliches Nebengewerbe trieben.

So stand es um die Moralität des regierenden Personals. Das waren die Zustände, die Oesterreich den Freveln und der Verworfenheit der Umsturz-Partei entgegenzuhalten hatte!

Unter diesen Umständen war es gewiß kein Wunder, daß die Regierung nach und nach einer ziemlich allgemeinen Mißachtung verfiel, und trotz aller polizeilichen Anstalten und Maaßregeln wuchsen ihr die Dinge nachgerade über den Kopf. Anstatt daß alle Verhältnisse sich während des langen Friedens hätten neu befestigen sollen, fand man sich auf Wegen, die zu einer vollständigen Auflösung zu führen drohten. Wie weit man schon in den dreißiger Jahren auf dieser Bahn gekommen war, wie sich damals schon die Zukunft ankündigte, darüber spricht sich ein österreichisches Actenstück jener Zeit in merkwürdiger Weise aus.

Zwei in Oesterreich sehr bedeutende Männer, die Generale Clam-Martinitz und Langenau, hatten im Jahre 1836 eine Denkschrift über eine verbesserte Armee-Organisation ausgearbeitet. In der Einleitung sagt Langenau, die österreichische Monarchie umfasse drei verschiedenartige Elemente, denn sie bestehe aus dem constitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien und aus den übrigen Erblanden, die als ein Ganzes zu betrachten seien (dessen Natur der General nicht näher bezeichnet). „Nur die aus diesen drei Hauptelementen zusammengesetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit", heißt es dann weiter „und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiser mit aller Zu-

Interesse der Ruhe und Ordnung vermittelnd einzuschreiten, die ungarische Verfassung zweckmäßig zu verbessern, den Unterdrückten gerecht zu werden, und zu der lang ersehnten willkürlichen Benutzung der Steuerkräfte des schönen Landes zu gelangen. Das Scherzwort, daß die österreichische Regierung zu solchem Ende gewisse Nationalitäten erst erfunden habe, um sie der magyarischen entgegenzustellen, ist nicht ohne gewissen Grund. Das Gefährliche dieses Spiels scheint man in Wien keineswegs nach einem richtigen Maaßstab gewürdigt zu haben; daß die Bewegung je mächtig genug werden könnte, den Thron der Habsburger in seinen Grundfesten zu erschüttern, ja nahezu ganz zu überfluthen und wegzureißen: davon wenigstens hatten die leitenden Staatsmänner keine Ahnung.*)

Indem nun aber das thatsächliche Thun und Streben der österreichischen Regierung mit ihren ostensiblen Principien nicht selten in einem ziemlich durchsichtigen Widerspruch stand, erschien sie ihren eigenen Unterthanen gegenüber nicht redlich und nicht wahrhaft, und daß man ihr gerade diesen Vorwurf machen konnte, steigerte natürlich ihr moralisches Ansehen nicht. Und ferner. Je weiter sie auf diesen Wegen ging, desto gewichtiger wurde auch das Unheil fühlbar, das sie sich selbst durch das geflissentliche Niederhalten aller ächten, belebenden Bildung bereitet hatte. Eine Regierung, die sich, den eigenen Völkern gegenüber, eine solche Stellung gab, und in solcher Weise nichts aus der Hand geben, Alles und Jedes leiten und bevormunden wollte, mußte gewiß mehr als jede andere in allen ihren Organen durch eine überlegene Intelligenz imponiren, wie durch energische Tüchtigkeit und einen raschen und entschiedenen Gang ihrer Geschäftsthätigkeit. Anstatt dessen beurkundete, wie schon angedeutet, das österreichische Mandarinenthum in fast allen Zweigen der Verwaltung einen kaum glaublichen Grad allgemeiner Unfähigkeit, und neben peinlicher, unleidlicher Polizei-Quälerei im Kleinen, doch eigentlich eine große Schlaffheit in den wirklich wichtigen Dingen. Es kamen in seinen Maaßregeln und Verfügungen mitunter gar seltsame Mißgriffe vor; hin und wieder traten Erscheinungen zu Tage, wie sie der Volkswitz von Schilda und Schöppenstedt erzählt. Wir übertreiben weder, noch scherzen wir. Man sehe nur bei Schönhals nach und bei dem „Veteranen", der uns Radetzky's Leben erzählt, was für wunder-

liche Antworten auf des greisen Feldmarschalls Mahnungen und Warnungen von den höchsten Hofstellen „erflossen".

Am Schlagendsten und Erkennbarsten offenbarte sich die Unfähigkeit der Verwaltung in dem Zustand der Finanzen, der trotz des langen Friedens immer ein sehr schlimmer und bedenklicher blieb, ja in mancher Beziehung bei reicher fließenden Hülfsquellen immer schlechter wurde.

Das unübersehbare Heer der subalternen Beamten flößte dann auch noch darum wenig Achtung ein, weil man die Leute als käuflich kannte; selbst dem Richterstande wollte man in dieser Beziehung nicht ganz trauen. Unter den höheren Beamten, Hofräthen und dergleichen, kannte man gar viele, welche geheime Polizei als einträgliches Nebengewerbe trieben.

So stand es um die Moralität des regierenden Personals. Das waren die Zustände, die Oesterreich den Freveln und der Verworfenheit der Umsturz-Partei entgegenzuhalten hatte!

Unter diesen Umständen war es gewiß kein Wunder, daß die Regierung nach und nach einer ziemlich allgemeinen Mißachtung verfiel, und trotz aller polizeilichen Anstalten und Maaßregeln wuchsen ihr die Dinge nachgerade über den Kopf. Anstatt daß alle Verhältnisse sich während des langen Friedens hätten neu befestigen sollen, fand man sich auf Wegen, die zu einer vollständigen Auflösung zu führen drohten. Wie weit man schon in den dreißiger Jahren auf dieser Bahn gekommen war, wie sich damals schon die Zukunft ankündigte, darüber spricht sich ein österreichisches Actenstück jener Zeit in merkwürdiger Weise aus.

Zwei in Oesterreich sehr bedeutende Männer, die Generale Clam-Martinitz und Langenau, hatten im Jahre 1836 eine Denkschrift über eine verbesserte Armee-Organisation ausgearbeitet. In der Einleitung sagt Langenau, die österreichische Monarchie umfasse drei verschiedenartige Elemente, denn sie bestehe aus dem constitutionellen Ungarn und Siebenbürgen, aus dem eroberten Italien und Galizien und aus den übrigen Erblanden, die als ein Ganzes zu betrachten seien (dessen Natur der General nicht näher bezeichnet). „Nur die aus diesen drei Hauptelementen zusammengesetzte Armee bildet heute noch eine vollkommene Einheit", heißt es dann weiter „und bei ihr allein, ich wage es zu behaupten, kann der Kaiser mit aller Zu-

versicht auf unbedingten Gehorsam, treue Ergebenheit für jeden Zweck der Regierung rechnen." Die österreichische Armee, meint Langenau, sei die Hauptstütze der „legitimen Interessen" in Europa, da das entfernte Rußland nicht leicht zahlreiche Heere zur Bekämpfung der Revolution an den Rhein bringen könne, Preußen aber nur unter der Bedingung Bedeutendes leisten könne, daß es daheim ganz Herr der Stimmung im Lande sei. Noch wichtiger sei die Rolle der österreichischen Armee im Innern des Reichs, eben weil sie allein die Einheit der Monarchie darstelle; ihr Verhältniß zum Lande sei mit dem keines anderen Heeres zu vergleichen; ihre Aufgabe im Innern lasse sich in kurzen, inhaltsschweren Worten bezeichnen: „Die österreichische Armee kann und soll allein die drei heterogenen Elemente zusammenhalten, aus welchen die Monarchie zusammengesetzt ist; d. h. sie soll in Italien und Galizien durch ihre Existenz jeden Gedanken an das Gelingen einer Empörung, und durch ihre Waffen jeden möglichen Aufruhr im ersten Keime unterdrücken. Sie soll in Ungarn und Siebenbürgen, wenn es einst Noth thun möchte, dem Willen der Regierung Achtung verschaffen. Sie soll endlich für alle Theile der Monarchie, nur immer den Gesammtzweck vor Augen habend, überall den Gesetzen Gehorsam, dem monarchischen Princip aber die Oberhand verschaffen, und, man möge mir die Meinung gestatten, daß selbst in den deutschen Provinzen für die entgegengesetzten Grundsätze kein schwächerer Damm zulässig sein dürfte."

Gewiß ist ein Staat, dessen Zustand uns von den bedeutendsten Generalen seiner eigenen Armee in solcher Weise geschildert wird, eine eigenthümliche und ziemlich anomale Schöpfung zu nennen, gewiß ist sie nichts weniger als ein naturgemäßer, gesunder Organismus. Das Heer aber betreffend, so hat sich dasselbe, wer wollte es nicht anerkennen, unter sehr schwierigen Bedingungen in sehr ehrenwerther Weise als zuverlässig erwiesen; wenn aber General Langenau etwa meinte, daß sich in dieser Armee gar keine Unzufriedenheit regte, so war das ein Irrthum. Lange vor 1848 circulirte ein kleines handschriftliches Werkchen, genannt „das Rieblinger Reglement", das, wenn wir nicht irren, schon aus den Zeiten unmittelbar nach dem Kriege von 1809 herrührte, durch gelegentliche Zusätze erweitert, von einer Generation Officiere auf die andere über-

ging, und immer mit einer Art von bitterem Behagen genossen wurde. Der Verfasser dieser Blätter hat dies Schriftchen, „Dienst-Reglement für die Armee der freien Reichsstadt Rieblingen" vor Jahren gelesen; es wurde ihm damals von befreundeten österreichischen Officieren mitgetheilt. Der Witz der Satire lag darin, daß alle Unbilden und Verkehrtheiten, die in der österreichischen Armee vorkamen, hier in der ernsten Form von Dienst-Vorschriften, ausdrücklich anbefohlen wurden. Der erste Paragraph verfügte für ewige Zeiten, daß der Oberbefehlshaber der Rieblinger Armee stets aus dem Patriziergeschlecht „von Kraftlos" zu wählen sei; als Zeichen seiner Würde und Zeugniß seiner Verdienste, solle ihm sein Stammbaum auf den Rock gestickt werden. Was die Officiere betrifft, wurde kärgliche Besoldung und schnöde, rücksichtslose Behandlung derselben durch die Obern, grobes Ausschelten in Gegenwart ihrer Untergebenen, wo möglich auf dem Exercierplatz, vor der Fronte, und dergleichen vorgeschrieben; doch sollten die Herren Generale, um die nöthige Popularität zu gewinnen, wenn sie gerade bei guter Laune seien, auch wieder herablassend und familiär auftreten: nur habe sich die gnädige Familiarität stets vorzugsweise an die schlechtesten Subjecte und lockersten Taugenichtse zu wenden; deren galante Abenteuer und lose Streiche könnten dann, — etwa auf der Wachtparade — als der passendste Gegenstand für beifällig neckenden Scherz besprochen werden. Weiter war Nepotismus vorgeschrieben, rücksichtslose Protection und rasche Beförderung windiger junger Herren von vornehmer Geburt, Zurücksetzung altgedienter und verdienter Officiere, Unredlichkeit, Unfähigkeit und ein langsamer, schwerfälliger Gang des Verwaltungswesens, — genug, das Ganze liefert den Beweis, daß die Armee gar manches Gebahren der Regierung bitter genug empfand. Während der kurzen Zeit der Preßfreiheit in Oesterreich erhoben sich dann auch klagende und tadelnde Stimmen alter Officiere: die Regierung sah sich dadurch veranlaßt, die bekannte österreichische militärische Zeitschrift, die so lange Jahre bestanden hatte, Ende 1849 zu unterdrücken. Daß trotz dem allen die Armee sich fest und treu bewährte, ist ein Beweis von Pflichtgefühl und Disciplin, der ihr doppelt zur Ehre gereicht.

Langenau hatte die oben angeführten Worte im Jahr 1836 geschrieben; später hatten sich die Zustände, die er andeutet, natürlich

fort und fort gesteigert, und die Regierung war schon einige Jahre vor 1848 in einen Zustand des Verfalls und der Rathlosigkeit versunken, der ziemlich hoffnungslos schien. Man glaubte den Augenblick vorherzusehen, wo die Sache gar nicht mehr gehen werde. Ein hoher österreichischer Beamte bediente sich gegen den Verfasser dieses Aufsatzes des Ausdrucks: es sei schon lange vor 1848 „Alles aus dem Leim gegangen".

Der Sturm brach herein, das bisherige, so überaus fein und consequent angelegte, sogar etwas marktschreierisch als untrügliches Universalmittel gegen alle und jede Revolutionen angepriesene Regierungs-System erlitt den vollständigsten Schiffbruch, und fast wäre auch das Reich der Habsburger selbst darüber zu Grunde gegangen! Wir erfahren zum Theil erst jetzt, bis zu welchem Grade die Gefahr in manchem Augenblick gesteigert war. Ging die Schlacht bei Sta. Lucia (unter den Mauern von Verona) am 6. Mai 1848 verloren, so blieb die Rettung des Staats kaum noch wahrscheinlich, — und nun erfahren wir, daß das Schicksal dieser Schlacht an einem Haar hing. Oesterreichische Quellen belehren uns, daß der F. Z. M. d'Aspre (sonst doch ein entschlossener Mann) schon an dem Gelingen verzweifelte und auf dem Punkt stand, den ferneren Widerstand aufzugeben. Ein subalterner Officier, der damalige Hauptmann Kuhn vom Generalstab, bewog ihn auszudauern, und das führte zum Sieg, weil nun Karl Albert von Sardinien, der ein tapferer Soldat, aber kein Feldherr war, die Schlacht abbrechen ließ. Der Umstand, daß der verabredete und erwartete Aufstand in Verona nicht ausbrach, bestimmte ihn dazu. Daß man auch ohne diesen einen Sieg erfechten, und welche Folgen ein solcher an sich haben könne, scheint sich Karl Albert nicht gesagt zu haben; er gab die Sache auf, — damit seine Krieger abkochen konnten, was vor dem Gefecht nicht geschehen war.

Bedenklicher noch war der Kampf mit den Ungarn; Oesterreich unterlag in diesem, und vermochte nicht sich selbst zu retten; es wurde durch fremde Hülfe, durch die Hand des Kaisers von Rußland im Sturz aufgehalten und wiederhergestellt. Die Regierung war dadurch nicht nur dem Untergang entgangen: es fielen ihr nun auch noch alle Vortheile eines Sieges zu, wenn sie denselben auch sehr theuer bezahlt hatte. Vor Allem hatte der in Ungarn angefachte Bürgerkrieg, wenn auch auf gefährlichen Wegen, doch zuletzt im Wesentlichen seinem

Zweck entsprochen; man stand nun endlich an dem seit Jahrhunderten erstrebten Ziele, — das Haus Oesterreich herrschte als Eroberer in dem schönen, weiten Königreich und brauchte sich an die alte Landesverfassung nicht weiter zu binden!

Hier war eine Umgestaltung alles bisher Bestehenden durch die augenblicklichen Umstände wie durch die Tradition des regierenden Hauses geboten, als etwas, das sich von selbst verstand: aber auch in den anderen Ländern des Kaiserstaats sah man sich in keiner Weise veranlaßt, das Alte, das in Trümmern lag, wieder aufzurichten und herzustellen. Die Maschine hatte sich als eine höchst unbehülfliche erwiesen; man hatte zu seinem Schaden erfahren, wie schlecht das alte Räderwerk ineinander griff: kurz, das System hatte sich selbst gerichtet; es war an seinen eigenen Mängeln zu Grunde gegangen. Es hatte sich gezeigt, welche Gefahren es mit sich brachte, die verschiedenen Nationalitäten nach dem bisherigen Grundsatz geflissentlich auseinander zu halten. Sobald sie zu wirklichem Leben erwachten, war die bloße Personal-Union, wie sie bisher bestanden hatte, kein genügendes Band.

Es war also kein Grund, die Gelegenheit zu Neugestaltungen zu versäumen und die Macht dazu aus der Hand zu geben. In der That wurde die Absicht, einen Neubau von Grund aus aufzuführen, laut und entschieden ausgesprochen; Neu-Oesterreich wurde der Welt verkündet, und sollte wie Minerva jugendlich und geharnischt in das Leben treten, in gewissem Sinn als der gerade Gegensatz des Alten. War es bisher Grundsatz gewesen, die einzelnen Kronländer getrennt, und ein jedes derselben in seinem althergebrachten Wesen fortschlummern zu lassen, so schrieb jetzt Neu-Oesterreich die Einheit des Staats, viribus unitis, auf seine Fahnen; alle bisher nebeneinander bestehenden Staaten sollten ineinander aufgehen und zu einer fest zusammengefügten Einheit werden.

Von dem formalen, geschichtlichen Recht, dem bisherigen Princip Oesterreichs, durch dessen Heilig-Erklärung, wenn auch nicht immer Heilig-Haltung sich dieses Reich als der conservative Gegensatz zur Revolution beurkundet hatte, mußte sich die Regierung zu solchem Ende natürlich lossagen. Es geschah, und zwar nicht etwa blos thatsächlich und stillschweigend, sondern in laut ausgesprochener Weise. Als die Sonderrechte der einzelnen Kronländer in Bausch und Bogen

beseitigt wurden, mußten wir in den officiellen und halbofficiellen Zeitungen (1851) mehrfach wiederholt die überraschende und bedenkliche Erklärung lesen, „soweit die Geschichte reiche, habe das historische Recht stets der politischen Nothwendigkeit weichen müssen; der politischen Nothwendigkeit gegenüber verliere das historische Recht seine Geltung".

Neu-Oesterreich trat mithin als ein entschieden und eingestandener Weise revolutionärer Staat auf. Ein solches Auftreten und solche Erklärungen waren aber in dem österreichischen Staate offenbar noch viel bedenklicher, als sie in jedem anderen gewesen sein würden. Denn die österreichische Monarchie hat bekanntlich nicht die sichere Grundlage einer Nationalität; ebenso wenig läßt sich ein geographischer Grund ihres Daseins nachweisen; die Donauländer, das Flußgebiet der oberen Elbe, das auf die Verbindung mit der Nordsee angewiesen scheint, Galizien jenseits der Karpathen und die Po-Ebene jenseits der Alpen gehören sicher nicht vermöge einer geographischen Nothwendigkeit unbedingt zusammen. Einzig und allein in dem so verläugneten und mißachteten historischen Recht liegt für Oesterreich eine mögliche Rechtfertigung seines Daseins, — und diese wurde aufgegeben!

Die Auseinandersetzungen, welche die willkürliche Neugestaltung des Reichs, die rücksichtslose Vernichtung jeder besonderen National-Existenz innerhalb derselben vertheidigen sollten, mußten, der Natur der Sache nach, an einer großen Schwäche der Argumentation leiden, die selbst eine glänzende Rhetorik nicht verkleiden konnte. Die „politische Nothwendigkeit", auf die man sich berief, vor der Alles, auch das Recht, weichen sollte, mußte doch vor allen Dingen näher bezeichnet, bestimmt nachgewiesen, und als höchstberechtigtes Gesetz bewiesen werden: davon war aber nicht die Rede; diese politische Nothwendigkeit und ihre Berechtigung wurde als selbstverständlich und erwiesen vorausgesetzt, um dann alles Beliebige aus ihr zu folgern.

Anfänglich, unter dem Minister Stadion, schien, wie bekannt, der Neubau mit Benutzung einiger constitutionellen und liberalen Ideen ausgeführt werden zu sollen. Die Unterthänigkeit des Bauernstandes, Patrimonial-Gerichte, gutsherrliche Polizei, Frohndienste und Zehnten wurden in summarischer Weise, nicht ohne Opfer für die Berechtigten, beseitigt, und damit waren so ziemlich alle Parteien ein-

verstanden, wenigstens was die Abschaffung der realen Verpflichtungen der Bauern betraf; denn selbst die Berechtigten hatten zum Theil eingesehen, daß diese Verhältnisse nicht ohne die schlimmste Gefahr aufrecht zu erhalten waren; die Ereignisse des Jahres 1846 in Galizien und die neuesten Erfahrungen hatten ihnen diese Einsicht sehr nahe gelegt. Die Regierung hoffte dadurch den Bauernstand, der nun für sich selbst nichts weiter zu verlangen hatte, dem Einfluß aller revolutionären Wühlerei zu entziehen, und selbst in ihm eine Stütze gegen die weiter gehende Revolution zu gewinnen.

In der Verwaltung des Reichs war allerdings eine entschiedene, scharf angezogene Centralisation beabsichtigt, wie sie bisher nicht bestanden hatte, geeignet, eine energische Verwendung aller Mittel der Macht, die das Gesammtreich darbot, für die Zwecke der Regierung zu vermitteln, sowie eine rasche und vollständige Ausführung aller Ministerial-Verfügungen, die nirgends mehr durch die Friction im Innern der Staatsmaschine selbst aufgehalten werden sollte.

Daneben aber sollten freie Institutionen sich lebendig entfalten; vor Allem schien eine vollständige Selbstregierung der Stadt- und Landgemeinden beabsichtigt zu sein; das Gesetz vom Jahre 1849, bestimmt, sie zu regeln, ging von dem mächtigen, großartigen Grundsatz aus: „Die freie Gemeinde ist die Grundfeste des Staats!“ Eine parlamentarische Verfassung, am 4. März 1849 octroyirt, nachdem die revolutionären Verfassungsgeber zu Kremsier ihren 18. Brumaire erlebt hatten und auseinandergejagt waren, krönte den Neubau.

Daß die Gemeinde-Verfassung nicht ausgeführt werden könne, mußte Jedem einleuchten, der wußte, in welcher Unmündigkeit das Landvolk in Oesterreich vegetirte; besonders Jedem, der je ein galizisches oder auch nur ein stockböhmisches Dorf gesehen hatte. Die Schwierigkeit wurde dann selbst in den Kronländern, wo die Sache an sich allenfalls gehen konnte, durch den Widerwillen und den stillen Widerstand der Stände, die bald wieder die wichtigsten im Staate sein mußten, bis zur Unmöglichkeit gesteigert. Wie sollten die reichen und mächtigen Fürsten und Herren auf ihren Gütern unter der Polizei-Gewalt ihres eigenen, bisher unterthänigen Dorfschulzen stehen! Das ging nicht, und wenn der Dorfschulze für jetzt auch noch so unterthänig, Hut in der Hand, alle Befehle hinnahm, die der ehemalige Guts- und Gerichtsherr ihm ohne alle Befugniß ertheilte.

Auch das war leicht vorherzusehen, daß die parlamentarische Verfassung des einheitlichen Reichs unmöglich und unausgeführt bleiben werde. Wer konnte glauben, daß man je wirklich den Versuch machen würde, diesen Reichstag zusammen zu berufen, auf dem Italiener, Ungarn, Polen, Klein-Russen, Rumänen, Czechen, Slowaken, Jazygen und Cumanen sich widerwillig in deutscher Sprache über gemeinsame Interessen verständigen sollten, die großentheils erst geschaffen werden mußten. Dadurch, daß die Regierung, in der frischen Erinnerung ihrer neuesten Erlebnisse, aus Furcht vor dem kaum niedergekämpften Geist, daneben „die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer und die Gleichberechtigung der Nationalitäten" als Grundsatz aufgestellt, Landtage in den einzelnen Theilen des Reichs versprochen hatte, wurde das an sich kaum Denkbare gewiß nicht erleichtert. Ohne Zweifel sollte dieser Grundsatz benutzt werden, das gefährliche und gefürchtete Ungarn in ohnmächtige Theile zu zerlegen; aber offenbar war damit der Versuch angekündigt, aus Elementen, die sich gegenseitig aufhoben, ein Ganzes zu bilden.

Ob es damit, namentlich mit der parlamentarischen Verfassung, je wirklich Ernst war, bleibt die Frage. Jedenfalls wurden diese liberalen Ornamente wieder abgelegt, sobald man vollständig Herr der Situation zu sein glaubte. Nach zwei Jahren eines in seiner Ungewißheit peinlichen provisorischen Zustandes, wurde die Unmöglichkeit der Ausführung eingestanden und das Unmögliche durch neue rettende Thaten beseitigt. Die „freie" Gemeinde und ihre Selbstregierung verschwanden, um Alles und Jedes einer Unzahl kaiserlicher Beamten zu überlassen; was dem Zeitgeist zu Liebe verfügt war, Schwurgerichte, Trennung der Justiz und Polizei, wurde widerrufen, die parlamentarische Verfassung aufgehoben. Es erschien 1851 ein neuer Organisations-Plan des Reichs, von unverholen absolutistischem Gepräge, der das Princip der Reichseinheit zu ganz unbedingter Geltung bringen sollte.

Wir übergehen hier das Einzelne, da es schon in einem früher, von andrer Hand geschriebenen Aufsatz der Preußischen Jahrbücher*) dargelegt worden ist. Nur von der eigentlichen Bedeutung der Zustände, deren Bild uns dort vorgeführt ist, haben wir uns Rechen-

*) Oesterreich in den Jahren 1848 bis 1858; Juniheft, S. 617 ff.

schaft zu geben. Fragt man, worin sich denn eigentlich Neu-Oesterreich von der alten Monarchie der Habsburger unterscheidet, wie sie zuletzt in Metternich'scher Vollendung vor uns stand? so kann sich aus der unbefangenen Prüfung nur die Eine Antwort ergeben: Es ist, was den eigentlichen Inhalt des Staatslebens anbetrifft, eben schlechthin gar kein Unterschied zwischen dem neugeborenen Oesterreich und dem alten; der letzte und höchste Zweck alles Strebens, dem der gesammte Organismus dienstbar gemacht wird, ist durchaus derselbe geblieben: nur die Mittel, vermöge welcher dieser Zweck erreicht werden soll, sind andere, moderne geworden.

Es gilt jetzt, wie ehemals, die Interessen der Dynastie, und zwar im Sinn einer gewissen einseitigen Partei-Auffassung, aufrecht zu erhalten, den Absolutismus zu wahren und die Sonder-Interessen der bevorrechteten Stände in der Form, in welcher sie sich mit dieser in höchster Instanz maaßgebenden Tendenz vertragen; mit einem Worte, die Aufgabe ist jetzt, wie ehemals, alles das zu schützen und geltend zu machen, was man in den betreffenden Kreisen, sehr willkürlich, ausschließlich als „die legitimen Interessen" bezeichnet. Dasjenige, was eine andere Weltanschauung wohl vor Allem unter die legitimen Interessen rechnen könnte, das Interesse für die geistige Entwickelung der Völker und die Steigerung ihrer moralischen Würde, mußte natürlich auch jetzt wieder als ein feindliches Element abgewehrt und niedergehalten werden.

Die Verschiedenheit der Mittel aber, zu welchen man seine Zuflucht nahm und nimmt, ist allerdings eine durchgreifende. An die Stelle der seltsam verschiedenen und veralteten Einrichtungen, welche die frühere Regierung unwandelbar zu erhalten bemüht war, sollte eine in allen Theilen gleichförmige, streng centralisirte und disciplinirte Verwaltung nach dem Muster des französischen Präfecten-Wesens treten, und in allen Provinzen gleichmäßig Alles umfassen und besorgen.

Das alte Oesterreich stand als ein Absolutismus von byzantinisch-mittelalterlichem Anstrich da, wie er aus den Bewegungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war. Das Ideal, dem das verjüngte Oesterreich zustrebte, war ein Absolutismus nach Napoleonischem Zuschnitt, der gar keine Geschichte hinter sich hat, kein Bestehendes zu berücksichtigen braucht und das ganze Reich

beseitigt wurden, mußten wir in den officiellen und halbofficiellen Zeitungen (1851) mehrfach wiederholt die überraschende und bedenkliche Erklärung lesen, „soweit die Geschichte reiche, habe das historische Recht stets der politischen Nothwendigkeit weichen müssen; der politischen Nothwendigkeit gegenüber verliere das historische Recht seine Geltung".

Neu-Oesterreich trat mithin als ein entschieden und eingestandener Weise revolutionärer Staat auf. Ein solches Auftreten und solche Erklärungen waren aber in dem österreichischen Staate offenbar noch viel bedenklicher, als sie in jedem anderen gewesen sein würden. Denn die österreichische Monarchie hat bekanntlich nicht die sichere Grundlage einer Nationalität; ebenso wenig läßt sich ein geographischer Grund ihres Daseins nachweisen; die Donauländer, das Flußgebiet der oberen Elbe, das auf die Verbindung mit der Nordsee angewiesen scheint, Galizien jenseits der Karpathen und die Po-Ebene jenseits der Alpen gehören sicher nicht vermöge einer geographischen Nothwendigkeit unbedingt zusammen. Einzig und allein in dem so verläugneten und mißachteten historischen Recht liegt für Oesterreich eine mögliche Rechtfertigung seines Daseins, — und diese wurde aufgegeben!

Die Auseinandersetzungen, welche die willkürliche Neugestaltung des Reichs, die rücksichtslose Vernichtung jeder besonderen National-Existenz innerhalb derselben vertheidigen sollten, mußten, der Natur der Sache nach, an einer großen Schwäche der Argumentation leiden, die selbst eine glänzende Rhetorik nicht verkleiden konnte. Die „politische Nothwendigkeit", auf die man sich berief, vor der Alles, auch das Recht, weichen sollte, mußte doch vor allen Dingen näher bezeichnet, bestimmt nachgewiesen, und als höchstberechtigtes Gesetz bewiesen werden: davon war aber nicht die Rede; diese politische Nothwendigkeit und ihre Berechtigung wurde als selbstverständlich und erwiesen vorausgesetzt, um dann alles Beliebige aus ihr zu folgern.

Anfänglich, unter dem Minister Stadion, schien, wie bekannt, der Neubau mit Benutzung einiger constitutionellen und liberalen Ideen ausgeführt werden zu sollen. Die Unterthänigkeit des Bauernstandes, Patrimonial-Gerichte, gutsherrliche Polizei, Frohndienste und Zehnten wurden in summarischer Weise, nicht ohne Opfer für die Berechtigten, beseitigt, und damit waren so ziemlich alle Parteien ein-

liches Ideal, die Rückkehr zu den „patriarchalischen Zuständen" der Vergangenheit, hat er dagegen nicht zu verwirklichen vermocht, und da somit Alles und Jedes in der Schwebe geblieben ist, hilft man sich in einem endlos provisorischen Zustand ohne sichtbaren Ausgang mit provisorischen Anordnungen und Verfügungen, mit eilig in der Verlegenheit zusammengeflickten Lückenbüßern von Verordnungen, von Einem Tage zum andern fort, — und wo alles Andere fehlt, tritt die Willkür der Beamten ein; die Dinge gehen wie sie können; bald so, bald anders; bald schlecht, bald gar nicht.

Dem Clerus und der ultramontanen Partei gelang es noch besser. Es fand sich eine Macht, die ihnen zu dem vollständigsten positiven Erfolge verhalf. Diese Macht stand ganz außerhalb des Ministeriums, außerhalb der officiellen, ostensiblen Regierung; sie war dem ähnlich, was man sich zur Zeit der Restauration gewöhnt hatte in Frankreich eine Camarilla zu nennen, und nicht ohne Verwandtschaft mit der viel berufenen „Congregation". In Oesterreich wurde dieser Kreis hin und wieder als „die Grafen-Coterie" bezeichnet, wenn auch in der That nicht ein Graf den Vorsitz darin führte, sondern eine Dame, deren lebendiges Interesse für das Kaiserhaus Lothringen im Allgemeinen, für den Kaiser Franz Joseph insbesondere, nicht zweifelhaft sein konnte.

In diesem Kreise war man ganz einstimmig und entschieden der Ueberzeugung, daß die Polizei, und wenn sie noch so vortrefflich organisirt wäre, nicht genüge, die Revolution zu bändigen; dazu bedürfe es der neu belebten Macht der Kirche. Man hatte es ja mit der Polizei allein versucht; das Unglück war ja eben dadurch herbeigeführt worden, daß der Kaiser Franz und Metternich sich ausschließlich auf diese verließen, und in Beziehung auf die Kirche bei den sogenannten Josephinischen Grundsätzen stehen blieben; dadurch war man zu der Revolution von 1848 gekommen. Nur die Kirche, sagte man, vermag die Menschen zu willigem Gehorsam und gläubiger, gedankenloser Unterwürfigkeit zu erziehen: nur sie vermag die Menschen zu dem heranzubilden, was sie sein müssen, wenn die „legitimen Interessen" gesichert bleiben sollen. Um das zu können, muß sie selbst erst wieder in mittelalterlicher Macht und Herrlichkeit hergestellt werden. Joseph II. hat der Revolution in Oesterreich die Bahn gebrochen; was er in dieser Beziehung gethan hat, muß ungeschehen gemacht werden

Auch das war leicht vorherzusehen, daß die parlamentarische Verfassung des einheitlichen Reichs unmöglich und unausgeführt bleiben werde. Wer konnte glauben, daß man je wirklich den Versuch machen würde, diesen Reichstag zusammen zu berufen, auf dem Italiener, Ungarn, Polen, Klein-Russen, Rumänen, Czechen, Slowaken, Jazygen und Cumanen sich widerwillig in deutscher Sprache über gemeinsame Interessen verständigen sollten, die großentheils erst geschaffen werden mußten. Dadurch, daß die Regierung, in der frischen Erinnerung ihrer neuesten Erlebnisse, aus Furcht vor dem kaum niedergekämpften Geist, daneben „die Selbständigkeit der einzelnen Kronländer und die Gleichberechtigung der Nationalitäten" als Grundsatz aufgestellt, Landtage in den einzelnen Theilen des Reichs versprochen hatte, wurde das an sich kaum Denkbare gewiß nicht erleichtert. Ohne Zweifel sollte dieser Grundsatz benutzt werden, das gefährliche und gefürchtete Ungarn in ohnmächtige Theile zu zerlegen; aber offenbar war damit der Versuch angekündigt, aus Elementen, die sich gegenseitig aufhoben, ein Ganzes zu bilden.

Ob es damit, namentlich mit der parlamentarischen Verfassung, je wirklich Ernst war, bleibt die Frage. Jedenfalls wurden diese liberalen Ornamente wieder abgelegt, sobald man vollständig Herr der Situation zu sein glaubte. Nach zwei Jahren eines in seiner Ungewißheit peinlichen provisorischen Zustandes, wurde die Unmöglichkeit der Ausführung eingestanden und das Unmögliche durch neue rettende Thaten beseitigt. Die „freie" Gemeinde und ihre Selbstregierung verschwanden, um Alles und Jedes einer Unzahl kaiserlicher Beamten zu überlassen; was dem Zeitgeist zu Liebe verfügt war, Schwurgerichte, Trennung der Justiz und Polizei, wurde widerrufen, die parlamentarische Verfassung aufgehoben. Es erschien 1851 ein neuer Organisations-Plan des Reichs, von unverholen absolutistischem Gepräge, der das Princip der Reichseinheit zu ganz unbedingter Geltung bringen sollte.

Wir übergehen hier das Einzelne, da es schon in einem früher, von andrer Hand geschriebenen Aufsatz der Preußischen Jahrbücher*) dargelegt worden ist. Nur von der eigentlichen Bedeutung der Zustände, deren Bild uns dort vorgeführt ist, haben wir uns Rechen-

*) Oesterreich in den Jahren 1848 bis 1858; Juniheft, S. 617 ff.

neter Finanzmann, wie Bruck, ihr nicht abzuhelfen vermag. Es ist um so weniger Aussicht, daß ihm dies je gelingen werde, da die Weltgeschichte natürlich nicht so gefällig ist, still zu stehen und zu warten, bis Oesterreich mit der Regelung seiner Finanzen fertig ist. Es kamen immer wieder Ereignisse, die den Staat in die zwingende Nothwendigkeit versetzten, das kaum Angebahnte wieder zu stören und zu vernichten und abermals zu verzweifelten Mitteln zu greifen, um sich für den Augenblick Geld zu verschaffen, ohne Rücksicht darauf, was in Zukunft für Unheil daraus entstehen mußte.

So gestaltete sich gar Manches von Tag zu Tag bedenklicher, verworrener. Man hörte im Lauf der letzten Jahre nicht selten, daß sich die Leute in die Zeiten und Zustände unmittelbar vor 1848, unter dem Kaiser Ferdinand zurücksehnten. Es sei zwar auch damals schlecht genug gegangen, sagten sie: aber so arg wie jetzt sei doch die Verwirrung, die haltungslose Zerfahrenheit aller Verhältnisse nicht gewesen. Und in Mitten dieser schlimmen, kaum zu übersehenden Verwirrung, während in mehr als einem Kronland ein gewaltiger drohender Unmuth gährte, — ließ sich Oesterreich in dem ganzen südlichen Deutschland durch bezahlte Lohnschreiber als einen in der bewundernswerthesten Weise jugendlich kräftig, schön und hoffnungsreich aufblühenden und aufstrebenden Staat verherrlichen und lobpreisen; als einen Staat, in dem die beglückende Gegenwart eine noch viel glänzendere Zukunft verbürge. Durch solche Zeitungs-Dithyramben, die bei jeder Gelegenheit immer wieder von vorn anfingen, ließ Oesterreich für sein Geld öffentliche Meinung für sich machen. So bedenklich es auch um die zerrütteten Finanzen des Reichs stand, so wenig die vorhandenen Mittel ausreichen wollten, verwendete doch die Regierung jährlich gegen eine halbe Million in gutem Silbergeld auf die Besoldung der süddeutschen Presse. Selbst der Zug nach Holstein war mit großer Gewandtheit benutzt worden, um Verbindungen im nördlichen Deutschland anzuknüpfen, und auch dort dem Einen und dem Anderen, der von seinem Witz und seiner Feder lebt, begreiflich zu machen, was durch ein „inniges Zusammengehen" mit Oesterreich zu gewinnen sei. Napoleon III. muß schlecht unterrichtet gewesen sein in Beziehung auf den Maaßstab, nach welchem Oesterreich die süddeutsche Presse belohnte; denn als er seinerseits, nachdem der Zwist ausgebrochen war, Schritte that,

als eine reine Tafel behandeln kann, auf der es außer ihm selbst keine bewegende Macht, und eben so wenig irgend etwas seine Wirksamkeit Bedingendes giebt.

Aber auch diese Schöpfung ist nicht gelungen, wie die Regierung jetzt, nach einer langen Reihe jahrelang vergeblich wiederholter Experimente, selbst eingesteht. Gutes hätte sich in Oesterreich wohl unter allen Bedingungen von einer solchen Organisation kaum erwarten lassen; denn welche Intelligenz, Urbanität und makellose Redlichkeit des Beamtenstandes gehört nicht dazu, einen solchen Zustand bureaukratischer Vielregierung, allgemeiner und allseitiger Bevormundung erträglich zu machen, und in zweckmäßiger Weise im Gang zu erhalten? Und was für Werkzeuge stehen der Regierung zu Gebote? Keine anderen als immer wieder dieselbe Beamtenschaar, deren Unfähigkeit und Mangel an sittlicher Würde so viel dazu beigetragen hat, das frühere System, das doch die Macht des Gewohnten, Hergebrachten für sich hatte, unhaltbar zu machen. Wir lesen in Mittheilungen, die aus den österreichischen Regierungskreisen hervorgehen, das Geständniß, daß es an „geeigneten Subjecten" für die Beamtenstellen fehlt.

Schon in diesen Verhältnissen lagen schwer zu besiegende Schwierigkeiten; dann aber mußten die neuen Einrichtungen auch deshalb in der Ausführung auf den mächtigsten Widerstand stoßen, weil eben die „legitimen Interessen" in ihnen nicht alle ihre Befriedigung fanden. Weder der alte Adel noch zumal die Geistlichkeit konnte mit einer Verwaltungsweise einverstanden sein, der zufolge eine streng centralisirte Bureaukratie alle Elemente des Lebens ohne Ausnahme beherrschen wollte, ohne für irgend eine andere Macht irgendwo Raum zu lassen, und wie die gesellschaftlichen Verhältnisse in Oesterreich beschaffen sind, konnte es weder der Aristokratie noch dem Clerus und seiner Partei an den Organen fehlen, vermöge welcher Ansprüche und Bedenken geltend zu machen waren.

Die Aristokratie, die ihre alte grundherrliche Stellung daheim auf ihren Gütern nicht verschmerzen kann, hat ihre Vertretung in dem neu geschaffenen Reichsrath gefunden, dessen negative Wirksamkeit wenigstens eine sehr große geworden ist, da er die consequente Durchführung des neuen Systems in beständigem und hartnäckigem Kampf mit dem Ministerium unmöglich gemacht hat. Sein eigent-

Schon lange vor dem unfreundlichen Neujahrsgruß, der Europa in Bewegung brachte, hatte Napoleon III. gesucht sich der Neutralität Preußens zu versichern, Rußland aber zu einem Bündniß gegen Oesterreich zu bestimmen.

Beides mußte möglich scheinen. Die Feindseligkeit gegen Preußen, die der Wiener Hof seit vielen Jahren und bis auf die neueste Zeit herab, mehr oder weniger nach des Fürsten Felix Schwarzenberg bekanntem Grundsatz, überall und namentlich in allen deutschen Bundesverhältnissen, wie in Beziehung auf Preußens Händel mit der Schweiz beurkundet hatte, berechtigten in gewissem Sinn wohl zu der Vermuthung, daß man in Berlin geneigt sein könnte, dem bevorstehenden Zwist fremd zu bleiben. Der Preis der für Preußens Neutralität geboten wurde, war ein sehr hoher; er war namentlich darauf berechnet, wichtige Interessen des gesammten Deutschlands zu befriedigen. Er wurde aber zurückgewiesen, wie es die Würde des preußischen Staats gebot, und die Pflicht, noch wichtigere Interessen Deutschlands im Nothfall wahren zu können.

Was das Bündniß mit Rußland betrifft; so schien die Erbitterung, die dort seit dem orientalischen Krieg gegen Oesterreich herrschte, die Unterhandlungen erleichtern zu müssen. Dennoch wird von beiden Seiten so gesprochen, als sei nie der Versuch zu solchen Unterhandlungen gemacht worden, und beide Höfe haben das Dasein des allgemein vermutheten Verhältnisses in fast officieller Form geläugnet. Nicht eigentlich mit Unrecht, — denn die Diplomatie weiß sich in solchen Fällen so einzurichten, daß man die Wahrheit läugnen kann, ohne doch geradezu eine Unwahrheit zu sagen. Ein eigentliches Bündniß war allerdings nicht geschlossen worden; man hatte sich darauf beschränkt, zu Stuttgart schriftliche Erklärungen auszutauschen, die von beiden Theilen als bindend angesehen wurden. Frankreich hatte sich darin verpflichtet, den Petersburger Hof in den Donau-Fürstenthümern schalten zu lassen, seine Pläne dort, die eingeleitete Wahl eines gemeinschaftlichen Hospodars der Moldau und Wallachei zu unterstützen u. s. w., wogegen Rußland die Verpflichtung übernahm, Oesterreich in dem bevorstehenden Kampf so viel als möglich isolirt zu erhalten, indem es durch Ermahnungen, die Drohung daß man Rußlands Freundschaft darüber verlieren könne und Demonstrationen jeden möglichen Bundesgenossen der süddeut-

Ueber das Concordat, das der Kirche eine richterliche Gewalt (in Ehesachen) verleiht, und Schule, Erziehung und Familien-Leben unter die strengste kirchliche Polizei stellt, ist ganz ohne alle und jede Betheiligung des Ministeriums mit Rom verhandelt worden. Als merkwürdig müssen wir dabei noch bemerken, daß dieser gewichtige Vertrag zwischen Staat und Kirche schon zwei Jahre vor der Zeit, zu welcher er Gesetzeskraft erhielt und bekannt gemacht wurde, vollkommen fertig war. Schon im Jahre 1853 besaß ein hochgestellter deutscher Staatsmann eine Abschrift des Concordats und machte dem Minister Bach Vorstellungen über das Unheil, das daraus entstehen müsse. „Sorgen Sie nicht!" antwortete damals Herr von Bach; so lange ich Minister bin, wird dieses Concordat weder unterzeichnet noch publicirt!" Und wirklich, scheint es, wußte der Widerstand des Ministers das Concordat noch zwei Jahre lang abzuwehren. Auf welche Weise, durch was für Gründe dieser Staatsmann zuletzt doch umgestimmt und für die Maaßregel gewonnen wurde, — können natürlich nur die wenigen unmittelbar betheiligten Personen wissen.

Als erst alle widersprechenden Stimmen in der Nähe des Throns schwiegen, konnte natürlich die leitende Autorität, um welche sich die Grafen-Coterie schaarte, leicht an maaßgebender Stelle in eindringlichen und überzeugenden Worten geltend machen, daß man sich der Kirche anvertrauen müsse, um der Revolution Herr zu bleiben; daß dieser Weg der einzig richtige sei. Auf diese Darstellung, auf Treu und Glauben hin, wurde das Concordat unterschrieben, ohne daß man es auch nur gelesen und sich von seinem Inhalt Rechenschaft gegeben hätte. Der ultramontane Clerus stand am Ziel seiner Wünsche.

Das auf solche Art begründete neue Kirchenrecht ist merkwürdiger Weise das einzige Definitive geblieben, das in Oesterreich im Lauf von zehn Jahren überhaupt zu Stande gekommen ist.

Von den Finanzen sprechen wir nicht; der Jammer ist bekannt genug. Er bedarf um so weniger einer Erläuterung, da wir ja auch außerhalb Oesterreichs Familien genug um uns her sehen, deren Wohlstand theils zerrüttet, theils wenigstens ernstlich bedroht ist, weil sie thöricht genug gewesen sind, einen Theil ihres Vermögens den hoffnungslosen österreichischen Finanzen anzuvertrauen.

Die Zerrüttung war so gründlich, daß selbst ein so ausgezeich-

lichen Wunsches möglich machten. Dazu mußte auch Oesterreich seine Einwilligung geben, und dann konnte die Ruhe im Kirchenstaat doch nie gesichert scheinen, so lange sie es nicht auch im übrigen Italien war; und zwar in solcher Weise, daß die Staaten der Halbinsel auf ihrer eigenen Schwerkraft ruhen konnten, ohne daß ihre Regierungen in gewaltsamer Weise durch eine auswärtige Macht aufrecht erhalten zu werden brauchten. Also auch hier Reformen. So knüpfte sich wie von selbst eine lange Reihe von Forderungen an den einfachen Wunsch Napoleon's III.

Von Oesterreich wurde verlangt, es solle, um so wünschenswerthe Zustände möglich zu machen, den Sonderverträgen mit den einzelnen italienischen Staaten entsagen, vermöge welcher es das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner eigenen Grenzen erhalten hatte; das Recht, in diesen Staaten nach Gutdünken zu „intervenire," sobald ihm Ruhe und „Ordnung" und die „legitimen Interessen" in den betreffenden Staaten gefährdet schienen; und endlich das Versprechen ihrer Regierungen, keinerlei bedenkliche Neuerungen einzuführen, dem sogenannten Zeitgeist, den Forderungen der Bevölkerung keine „Concessionen" zu machen. Um diesen Preis hatte nämlich Oesterreich den kleinen Dynastien ihr Dasein in ungeschmälertem Glanz zugesichert.

Ein eigentliches Recht, diese Forderung zu stellen, hatte Napoleon III. allerdings in keiner Weise; aber sie ließ sich doch so darstellen, als ob sie mit dem berechtigten Wunsch Frankreichs seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, in einem gewissen Zusammenhang stehe.

Daß Oesterreich sie ablehnte, war natürlich; die Forderung konnte, sobald sie in peremtorischer Weise gestellt wurde, als eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte gedeutet werden, als ein Attentat gegen seine Unabhängigkeit. Aber es lagen auch noch andere Gründe vor, die Zumuthung zurückzuweisen; — sie lagen in der Bedeutung, welche die angefochtenen Verträge für das in Oesterreich herrschende System hatten, und diese Gründe waren in den Augen des Wiener Hofs ohne Zweifel die eigentlich entscheidenden.

Das System nämlich, in welchem Oesterreichs Regierung ihr Heil suchte, konnte schwerlich im Innern des Reichs auf die Länge aufrecht erhalten werden, wenn in den angrenzenden Ländern —

diese Presse zu gewinnen oder wenigstens milder zu stimmen, war Alles, was zu diesem Ende in seinem Auftrag geschah, so dürftig zugeschnitten, daß der Erfolg, von allem Anderen abgesehen, auch deshalb schon ganz außer dem Bereich der Möglichkeit blieb. So sendete er z. B. der Redaction der Augsburger Allgemeinen Zeitung 40,000 Franken! Die wurden natürlich sehr schnöde zurückgewiesen, und in der tugendhaftesten Entrüstung brachte die Redaction die Sache zur Anzeige bei der bayerischen Regierung.

Die große unruhige und kostspielige Thätigkeit Oesterreichs in dieser Richtung war natürlich nichts weniger als ein Beweis der Macht und Sicherheit, von deren Dasein man die Welt überzeugen wollte. Im Gegentheil, es sprach sich darin das Bewußtsein aus, daß man gar wohl in den Fall kommen könne, fremder Machtmittel zu bedürfen, um die eigenen zu ergänzen. Der kaiserliche Hof wollte Deutschland nicht aus der Hand geben, den maaßgebenden Einfluß „draußen im Reich" behaupten, natürlich nicht in ganz uneigennütziger Weise zu Deutschlands Nutzen und Frommen, sondern theils um da so viel als möglich alle „revolutionären" Elemente niederzuhalten, die so leicht von dort auf Oesterreich Einfluß üben konnten, theils um, nach guter, alter habsburgischer Sitte, Deutschlands Gut und Blut im Interesse der „Hausmacht" Oesterreichs verwenden zu können.

Deshalb predigen denn auch alle Oesterreich ergebenen Blätter ihren Lesern stets auf das Eindringlichste, daß alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Weiteres und ohne Unterschied auch deutsche sind. Daß umgekehrt alle deutschen Interessen nicht auch ohne Weiteres für österreichische zu nehmen sind, hat der Wiener Hof allerdings mehrfach durch die That bewiesen, als z. B. in dem deutsch-dänischen Zwist: — indessen davon wird natürlich nicht gesprochen, und es läßt sich nicht läugnen, daß die publicistischen Anstrengungen Oesterreichs, gut berechnet, im Allgemeinen einen bedeutenden Erfolg gehabt haben.

V.

Der Krieg, den Oesterreich mit Bestimmtheit voraussehen mußte, seitdem Sardinien in der Krim mitkämpfen, und dann auf dem Pariser Friedenscongreß die „italienische Frage" zur Sprache bringen durfte, rückte Schritt vor Schritt heran.

lichen Wunsches möglich machten. Dazu mußte auch Oesterreich seine Einwilligung geben, und dann konnte die Ruhe im Kirchenstaat doch nie gesichert scheinen, so lange sie es nicht auch im übrigen Italien war; und zwar in solcher Weise, daß die Staaten der Halbinsel auf ihrer eigenen Schwerkraft ruhen konnten, ohne daß ihre Regierungen in gewaltsamer Weise durch eine auswärtige Macht aufrecht erhalten zu werden brauchten. Also auch hier Reformen. So knüpfte sich wie von selbst eine lange Reihe von Forderungen an den einfachen Wunsch Napoleon's III.

Von Oesterreich wurde verlangt, es solle, um so wünschenswerthe Zustände möglich zu machen, den Sonderverträgen mit den einzelnen italienischen Staaten entsagen, vermöge welcher es das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner eigenen Grenzen erhalten hatte; das Recht, in diesen Staaten nach Gutdünken zu „interveniren," sobald ihm Ruhe und „Ordnung" und die „legitimen Interessen" in den betreffenden Staaten gefährdet schienen; und endlich das Versprechen ihrer Regierungen, keinerlei bedenkliche Neuerungen einzuführen, dem sogenannten Zeitgeist, den Forderungen der Bevölkerung keine „Concessionen" zu machen. Um diesen Preis hatte nämlich Oesterreich den kleinen Dynastien ihr Dasein in ungeschmälertem Glanz zugesichert.

Ein eigentliches Recht, diese Forderung zu stellen, hatte Napoleon III. allerdings in keiner Weise; aber sie ließ sich doch so darstellen, als ob sie mit dem berechtigten Wunsch Frankreichs seine Truppen aus Italien zurückzuziehen, in einem gewissen Zusammenhang stehe.

Daß Oesterreich sie ablehnte, war natürlich; die Forderung konnte, sobald sie in peremtorischer Weise gestellt wurde, als eine Verletzung seiner Souveränetätsrechte gedeutet werden, als ein Attentat gegen seine Unabhängigkeit. Aber es lagen auch noch andere Gründe vor, die Zumuthung zurückzuweisen; — sie lagen in der Bedeutung, welche die angefochtenen Verträge für das in Oesterreich herrschende System hatten, und diese Gründe waren in den Augen des Wiener Hofs ohne Zweifel die eigentlich entscheidenden.

Das System nämlich, in welchem Oesterreichs Regierung ihr Heil suchte, konnte schwerlich im Innern des Reichs auf die Länge aufrecht erhalten werden, wenn in den angrenzenden Ländern —

und zumal an Oesterreichs verwundbarster Seite, an seiner italienischen Grenze — ein entgegengesetztes herrschte; wenn Regierungen, die alsdann wahrscheinlicher Weise eine Oesterreich feindliche Gesinnung hegten, über die Streitkräfte und Reichthümer dieser benachbarten Lande verfügten. Welche unerträgliche Last steter Kriegsbereitschaft wäre, von allem Uebrigen abgesehen, dem Reich dadurch aufgebürdet worden; welche nie ruhende, gespannte Wachsamkeit nach Innen wie nach Außen! Und ob selbst die äußersten Anstrengungen genügen würden? das blieb dennoch eine Frage, die Niemand mit Zuversicht bejahend beantworten konnte. Da nun aber die österreichische Regierung keineswegs nur die Wohlfahrt des Reichs an sich, in solcher Weise zum Ziel ihres Strebens machte, daß sie etwa die Formen, in welchen es erreicht werden soll, als etwas Untergeordnetes von der Zweckmäßigkeit derselben abhängig machte; da sie vielmehr umgekehrt selbst die Wohlfahrt des Reichs nur in Einer bestimmten Form, innerhalb ihres Systems, und überhaupt nur insofern wollte, als sie sich mit diesem System vertrug; da die entscheidenden Stimmen — die Grafencoterie und ihr Haupt, der ultramontane Klerus und was sich diesen Mächten anschließt — die Erhaltung dieses Systems, der „legitimen Interessen," der Weltordnung, der kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände, die es umfaßt, hoch erhaben über alle anderen Rücksichten stellten und zu dem machten, wofür vor Allem gekämpft werden sollte: — da war selbstverständlich nicht zu erwarten, daß der Wiener Hof irgend welche Zugeständnisse machen werde. Er mußte vielmehr suchen, seinen Ordnungen noch weiter über seine Grenzen hinaus Geltung zu verschaffen.

Daß die österreichische Regierung entschlossen war, mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, für diese Verträge zu kämpfen, ist demnach natürlich genug; die Zumuthung dagegen, daß auch die Völker anderer Länder Gut und Blut für diese Sache opfern sollten, hatte gewiß ihre sehr bedenkliche Seite; — und doch gingen die Forderungen des Kaiserhofs sogar noch bedeutend weiter, wie wir demnächst sehen werden.

Preußen mußte vor Allem daran gelegen sein, den Ausbruch des Krieges wo möglich zu verhindern; denn daß es ihm auf die Länge nicht werde fremd bleiben können, wenn er einmal ausgebrochen war, das ließ sich vorhersehen. Durfte man doch gewiß

Frankreich unter seinem gegenwärtigen Beherrscher am wenigsten ein entschiedenes Uebergewicht gewinnen lassen. Und doch war der Preis, der erkämpft werden sollte, wenn Oesterreichs Politik unverändert blieb, ein solcher, daß der Sieg des Verbündeten für Deutschland und Preußen kaum weniger bedenklich und gefährlich blieb als der des Feindes.

Der natürlichste Gedanke war für die preußische Regierung in solcher Lage, im Verein mit England eine imposante Macht zu bilden, die für die Erhaltung des Friedens eintrat, sich zwischen die streitenden Parteien stellte und den Frieden vor dem Kriege auf billige Bedingungen vermittelte, auf Bedingungen, die einige Aussicht auf Dauer gewährten, um so Europa und vor Allem Deutschland Gefahren zu entziehen, die ihm keineswegs bloß von Einer Seite drohten.

Aber wie die Sachen zur Zeit wirklich standen, war auch davon kaum ein wirklicher Erfolg zu hoffen. Was für Ansichten in England die herrschenden waren, welche Wendung die öffentliche Meinung dort genommen hatte, haben wir bereits erwähnt; es war wenig Aussicht, solchen Staatsmännern wie Lord Derby und d'Israeli begreiflich zu machen, um was es sich auf dem europäischen Festlande eigentlich handelt. Die Herren waren in einen Kampf um ihre Stellen verwickelt, und da war ihre Aufmerksamkeit ganz überwiegend von inländischen Verhältnissen in Anspruch genommen, besonders von den Wahlumtrieben. Man stritt hin und her über eine Parlamentsreform, von der jeder Unterrichtete sehr gut wußte, daß sie durchaus keine wirkliche, praktische Bedeutung habe, da Jeder ohne Ausnahme zugab, daß ein reformirtes Parlament ganz in demselben Geist auftreten und handeln werde, wie das gegenwärtige. Auch war den Leitern der streitenden Parteien an der Sache selbst nicht das Allermindeste gelegen; sie war ein bloßer Vorwand in dem Kampf um die Regierungsgewalt. In solche kleinliche Intriguen verloren, hatte man für die großen Angelegenheiten des Welttheils weder Zeit, noch Aufmerksamkeit, noch Energie in hinreichendem Maaße übrig. England trat zwar, im Verein mit Preußen, als vermittelnde Macht auf, aber es erklärte zugleich, unter allen Bedingungen neutral bleiben zu wollen, — und damit verlor die Vermittelung ihre Macht.

Vielleicht mußte auch noch eine andere Schwierigkeit von Anfang an fast unbesiegbar scheinen. Wenn man erwog, daß man es

in Oesterreich nicht bloß mit einer Regierung zu thun hatte, sondern mit dem mächtigen Einfluß eines ultramontanen Klerus, dessen Interessen kosmopolitische sind, der kein Vaterland hat als die Kirche, dem jeder einzelne Staat nur Werkzeug ist für seine höheren Zwecke, und dessen unübertreffliche Zähigkeit die Welt kennt, so durfte man wohl keinen Erfolg hoffen, wenn man nicht darauf gefaßt war, sich im Nothfall drohend auch gegen Oesterreich zu wenden, — und wie hätte Preußen das wollen können!

Indessen, wie schwierig die Sache auch sein mochte: England und Preußen gingen mit dem redlichsten Eifer an das Werk. Man glaubte viel gewonnen zu haben, als man zu Paris die Zustimmung der französischen Regierung zu vier Punkten erlangt hatte, die der Friedensvermittelung zur Grundlage dienen sollten. Freudig eilte der englische Botschafter, Lord Cowley, damit nach Wien: aber die Art, wie man ihn hier empfing, die bekannten Worte, in denen ihm vorgehalten wurde, daß „Oesterreich keine Vermittler brauche, sondern Verbündete", bewiesen gleich bei dem allerersten Schritt, daß in Wahrheit gar nichts gewonnen sei.

Die österreichische Regierung ließ zwar am Ende sich bewegen, die vier Punkte auch ihrerseits anzunehmen, aber die Bedingungen, unter welchen die Zustimmung des Kaiserhofes erlangt wurde, der Commentar, vermöge dessen Graf Buol diese Punkte in seinem Sinn erläuterte und erweiterte, in Wahrheit theils aufhob, theils geradezu umkehrte, mußten auch jetzt wieder jeden Unbefangenen überzeugen, daß diese Unterhandlungen von Anfang an vollkommen hoffnungslos waren.

Die vier Punkte sowohl als der österreichische Commentar dazu sind allgemein bekannt, sie sind in unzähligen Tagblättern und Schriften aller Art abgedruckt worden; dennoch müssen wir sie auch hier wieder dem Leser in das Gedächtniß rufen, um ihren innigen Zusammenhang mit tiefer liegenden Plänen nachzuweisen, die nicht so allgemein bekannt, oder öffentlich besprochen worden sind. Wir lassen hier demnach die vier Punkte folgen:

1. Mittel, die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Sardinien zu sichern.

2. Räumung der römischen Staaten von den fremden Occupationstruppen und Erwägung der Reformen in den italienischen Staaten.

(Hierzu bemerkte Graf Buol: „Man wird die Frage der Räumung der päpstlichen Staaten discutiren können. Der Congreß wird den drei direct betheiligten Mächten die Details der Ausführung überlassen. Man wird die Frage der Verwaltungs-, — wohl zu merken, nicht Verfassungs- — Formen berathen können, um sich über die zu ertheilenden Rathschläge zu verständigen; aber ihre definitive Annahme bleibt an die Entscheidungen der direct betheiligten Staaten gebunden.")

3. Eine Combination, welche die Special-Verträge zwischen Oesterreich und den italienischen Staaten ersetze. (Graf Buol: „Die Gültigkeit unserer Verträge würde keiner Discussion unterzogen werden können, aber wenn alle auf dem Congreß vertretenen Mächte unter sich übereinkommen, ihre politischen Verträge mit den italienischen Staaten vorzulegen, so wird Oesterreich sich dazu ebenfalls herbeilassen. Es wird sich mit den betheiligten Staaten verständigen, um ihre gemeinsamen Verträge dem Congreß vorlegen zu können und zu prüfen, in welchem Maaße ihre Revision für nützlich anerkannt werden mag.")

4. Die Territorialverhältnisse oder die Verträge von 1815 werden nicht berührt werden. —

Man sieht, daß die österreichische Regierung selbst, was den zweiten und dritten Punkt betrifft, nur eine sehr bedingte Discussion gestattete, ohne in Beziehung auf die Sache selbst das Allermindeste einzuräumen. Noch bedenklicher aber mußte die Wendung scheinen, die sie dem ersten und vierten Punkt zu geben suchte.

In Beziehung auf diesen letzteren bemerkte nämlich Graf Buol: „Wir sind vollkommen einverstanden, daß weder die bestehenden Territorialverhältnisse, noch die Verträge von 1815, noch diejenigen berührt werden, welche in Ausführung dieser Acte geschlossen sind." — Der erste Punkt vollends wurde von der österreichischen Regierung in folgender Weise umgedeutet: „Der Congreß wird die Mittel prüfen, Sardinien zur Erfüllung seiner internationalen Pflichten zurückzuführen, und er wird sich mit den Maaßregeln beschäftigen, welche die Wiederkehr der gegenwärtigen Verwickelungen verhüten können."

Weit entfernt, auch nur das geringste Zugeständniß machen zu wollen, forderte Oesterreich vielmehr, daß die Verträge, die ihm das Besatzungsrecht in festen Plätzen außerhalb seiner Grenzen gewährten,

von vorn herein unter die geheiligten und unantastbaren eingereihet würden: mit anderen Worten, die angefochtene Befugniß, die hohe Polizei in ganz Italien zu üben, sollte bestätigt, der Besitz der Mittel dazu ihm von Neuem feierlich zugesichert werden. Es verlangte ferner nicht mehr und nicht weniger, als daß auch Sardinien gezwungen werde, sich, gleich den anderen italienischen Staaten, seinem System zu unterwerfen, und seinen Geboten zu fügen.

Sehr deutlich trat schon hier hervor, daß Oesterreich sich auch nicht darauf beschränkte, seine Stellung einfach zu behaupten, daß es vielmehr über das hinaus, was es bereits besaß, ein Mehr, einen positiven Gewinn im Interesse seines Systems verlangte. Dazu sollten ihm die vermittelnden Mächte, als seine Verbündeten, verhelfen.

Uebrigens kam es, wie bekannt, gar nicht zu dem etwas abenteuerlichen Versuch, ob von einer so verschieden gedeuteten Grundlage aus zum Frieden zu gelangen sei. Rußland leistete seinem Halbverbündeten, Napoleon III., einen erwünschten Dienst, indem es Alles durchkreuzte, was allenfalls für eingeleitet gelten konnte. Anstatt sich den Vermittelungs-Versuchen Englands und Preußens anzuschließen, worauf ein redliches Streben, den Frieden zu erhalten, unmittelbar führen mußte, schlug die russische Regierung, als ob noch gar nichts geschehen wäre, in Paris einen Congreß der europäischen Großmächte vor, um die „italienische Frage" zu schlichten.

Napoleon III. bewährte seine bekannte Friedensliebe auch hier wieder auf das Glänzendste; er ging sofort auf den Vorschlag ein, der ihn aller gegen England bereits eingegangenen Verpflichtungen enthob, von den vier Punkten, zumal von der Verpflichtung, die Verträge von 1815 zu achten erlöste, und die unbequeme Vermittelung ohne Bruch mit den Vermittlern beseitigte, mit einem Wort, die französische Regierung in das Element vollkommener Freiheit zurückversetzte, ohne daß sich irgend Jemand deshalb über Frankreich beklagen konnte. Dieser Vorschlag Rußlands kam so gelegen, so zu rechter Zeit, daß es — die Frage ist, ob er Napoleon III. überrascht hat; er konnte möglicher Weise zwischen Paris und Petersburg verabredet sein.

Die österreichische Regierung dagegen konnte von dieser unerwarteten Combination nur sehr unangenehm berührt, und sie mußte wenig geneigt sein, ihre Interessen der Entscheidung eines Congresses

zu unterwerfen, auf dem ſie gewiß war, nur ſehr geringen Sympathien zu begegnen. Sie konnte außerdem glauben, dem Rang und der Würde des Staats überhaupt etwas zu vergeben, wenn ſie in gewiſſem Sinn ein europäiſches Tribunal über ſich anerkannte; denn bisher waren doch eigentlich nur die Angelegenheiten der Mächte zweiten Ranges durch Congreſſesſpruch geregelt worden. Die Zumuthung, das verhaßte Sardinien ſchon zum Voraus als ein gleichberechtigtes Mitglied dieſer Verſammlung anzuerkennen, ſtand in einem zu grellen Gegenſatz zu dem, was man im Rath des Kaiſers beabſichtigte, und in dem Commentar zu den vier Punkten ſo eben gefordert hatte; ſie verletzte den Stolz der feindſeligen Gefühle, mit dem man bisher auf den Gegner herabgeſehen hatte: und wirklich beleidigt durfte ſich die kaiſerliche Regierung glauben, als Rußland mit dem ganz unerhörten Vorſchlag hervortrat: wenn der Wiener Hof ſich weigere, möge man ſich ohne Oeſterreich zum Congreß verſammeln, um da im europäiſchen Areopag das Urtheil über die Großmacht an der Donau gleichſam in contumaciam zu fällen!

Das waren ohne Zweifel ſehr gewichtige Bedenken; ſie waren aber in dem Augenblick durch Rückſichten einer höheren Ordnung ſo vollſtändig überwogen, daß ſie in der That nur der Form wegen geltend gemacht wurden. Die Dinge gediehen gar nicht ſo weit, daß dergleichen im Ernſt und wirklich als das eigentlich zu beſeitigende Hinderniß in das Gewicht fallen konnte; — wie die Sachen wirklich ſtanden, würde Oeſterreich nicht weniger geſucht haben, ſich um jeden Preis dem Congreß zu entziehen, wenn dieſe Schwierigkeiten auch ſämmtlich aus dem Wege geräumt waren.

Die Politik Oeſterreichs hatte nämlich von dem Augenblicke an, wo dem Zwiſt nicht mehr auszuweichen war, eine Wendung genommen, in Folge welcher dieſe Macht ganz entſchieden nicht mehr einfach als der angegriffene Theil betrachtet werden konnte, der ſich lediglich in ſeinem wohl oder übel erworbenen Beſitz erhalten will.

Oeſterreich wurde der angreifende Theil, und zwar nicht blos der Form, ſondern auch dem Weſen und der Abſicht nach. Das iſt bisher der allgemeinen Aufmerkſamkeit meiſt entgangen; die Andeutungen einzelner Wohlunterrichteter, wie des Herrn v. Bennigſen in der hannöverſchen Kammer und des Verfaſſers der Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca", ſind nicht

verstanden oder doch nicht, wie sie sollten, beachtet worden, und in Folge dessen hat auch das allgemeine Urtheil über die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland und Preußen meist etwas Unvollständiges behalten, ja etwas Schiefes, das nicht den entscheidenden Punkt trifft.

Man sagte sich nämlich im Rath des Kaisers zu Wien, was sich Jeder sagen mußte, der die allgemeine Lage der Dinge mit unbefangenem Blick übersah, daß nämlich die Vertheidigung in keiner Weise ein irgend genügendes Ergebniß herbeiführen konnte. Was konnte es viel helfen, dem gegenwärtigen Andrang zu widerstehen, sich lediglich der augenblicklichen Gefahr und Verlegenheit zu entziehen, selbst wenn man keine Zugeständnisse zu machen brauchte? Das war doch immer nur ein Palliativ, dessen Wirkung nicht sehr weit reichte. Wenn die allgemeinen Verhältnisse Europas unverändert blieben, mußte man nach wenigen Jahren eines neuen Angriffs gewärtig sein. Und selbst für die Zwischenzeit unsicheren Friedens wurde aller Wahrscheinlichkeit nach ein Grad der Kriegsbereitschaft nothwendig, der die Mittel des Landes weit überstieg.

Hier war kein Ausweg; man mußte zum Angriff übergehen. Damit das System, von welchem die österreichische Regierung nicht lassen wollte, in dem sie das Heil der Welt, ihrer Welt nämlich, sah, im eigenen Lande mit Sicherheit aufrecht erhalten werden könne, mußte es zum siegreichen und herrschenden in ganz Europa gemacht werden; das Princip, das ihm feindlich gegenübersteht, mußte überall niedergeworfen und unterdrückt werden, und darauf, darauf in der That war es abgesehen. So erhoben sich die Ansichten und Pläne Oesterreichs zu einer Großartigkeit und Höhe, — von der sich die süddeutsche Begeisterung nichts träumen ließ.

Natürlich gehörte in diesen Plan auch, daß Sardinien „unschädlich gemacht" werde. Zu diesem Ende hätte sich Oesterreich gern die Lomelina, den schönen, fruchtbaren Landstrich zwischen dem Ticino und der Sesia, abtreten lassen. Das könnte befremden; man könnte denken, Oesterreich habe italienische Unterthanen genug, und hinreichende Noth mit ihnen; in der That aber wurde die Schwierigkeit, diese unruhigen Unterthanen in Ordnung zu halten, durch die Erwerbung der Lomelina nicht gesteigert, sondern im Gegentheil sehr wesentlich vermindert. Dieser Landstrich ist nämlich ein in früheren Verträgen abgetretener Theil des alten Herzogthums Mailand, und

ein großer Theil des reichen mailänder Adels hat, wie sich daraus erklärt, bis auf den heutigen Tag dort einen großen Theil seiner Besitzungen. Mehrere einflußreiche mailänder Familien haben sogar geradezu den Haupttheil ihrer Güter in der Lomelina; in diesem Fall ist namentlich die Familie Boromeo, deren Name in der Lombardei in hoher Achtung steht, wozu die zahlreichen und großartigen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, die von ihr unterhalten werden, und selbst religiöse Ideenverbindungen, Erinnerungen an den Heiligen Karl Boromeo und den fast heilig geachteten, edlen und menschenfreundlichen Cardinal Federigo Boromeo nicht wenig beitragen. Dasselbe gilt von den Familien Litta, Anone, Arese, Trivulzio (Fürstin Belgioioso) und anderen Trägern berühmter Namen. So lange die Lomelina sardinisches Land blieb, so lange die schwarzgelben Grenzpfähle nicht bis an die Sesia vorgerückt waren, durfte Oesterreich nicht hoffen, des mailänder Adels und seines Einflusses vollständig Herr zu werden. Die Regierung hatte nicht eine unbedingt zwingende Gewalt über ihn. Selbst eine Confiscation ihrer Güter, soweit sie im österreichischen Gebiet liegen, zwang, wie die Erfahrung gelehrt hatte, die Herren nicht unbedingt, sich der österreichischen Herrschaft zu fügen; sie waren selbst dadurch nicht zu Grunde gerichtet; nicht einmal der Mittel beraubt, ein standesmäßiges Leben fortzuführen.

Aufhebung der parlamentarischen Verfassung in den sardinischen Staaten; Auflösung des piemontesischen Heeres, das nur in sehr verkleinerter Gestalt fortbestehen durfte; österreichisches Besatzungsrecht in Alessandria; das Recht, zu interveniren, wenn es wieder unruhig würde in Piemont, und die „legitime Ordnung" wieder herzustellen: das Alles verstand sich von selbst. Ließ sich Victor Emanuel dahin drängen, gleich seinem Vater die Krone niederzulegen, so war das um so besser; dem sehr jungen, unmündigen Fürsten, der ihm auf dem Thron folgen mußte, konnten dann gar wohl ein einheimischer, ultramontan gesinnter Kirchenfürst und ein österreichischer General als permanente Rathgeber zur Seite stehen.

Doch das Alles waren Nebensachen, untergeordnete Theile des Plans. Warum es sich eigentlich handelte, das war: Deutschland und zumal Preußen in den Krieg zu verwickeln, den Krieg an den Rhein zu verlegen, mit gewaltiger, überlegener Heeresmacht

in Frankreich einzudringen, den Napoleoniden zu Boden zu werfen und zu vertreiben, Heinrich V. und seine befreundete klericale Umgebung auf den Thron seiner Väter zurückzuführen. Ein inniges Bündniß der beiden katholischen Großmächte mußte sich dann wie von selbst ergeben, und die Rückwirkung auf Deutschland konnte nicht ausbleiben. Auch hier mußte dann den „legitimen Interessen" ihr volles Recht, Oesterreichs Gebot unbedingt maaßgebend und sein System durchaus das herrschende werden.

Heinrich V., an den, wie wir früher gesehen haben, selbst die Legitimisten nicht mehr im Ernst denken, wollte man wieder zum allerchristlichsten König von Frankreich machen; in die Hände der Geistlichkeit wollte man die eigentlich maaßgebende und bestimmende Gewalt legen, zu einer Zeit, wo die Begünstigung der Kirche durch Napoleon III. sehr sichtbar böses Blut in Frankreich machte! — Das Alles in dem Wahn, daß diese Restauration nicht der Ausgangspunkt neuer ganz unberechenbarer und gewaltiger Revolutionen sein werde, daß vielmehr von ihr dauernde, zuverlässig friedliche Zustände zu erwarten seien! Ein seltsamer Wahn, der sich gewiß nur durch die Verblendung der Leidenschaft erklären läßt! — ein Wahn, doppelt thöricht, weil er mit der Zumuthung verbunden war, daß das gesammte Deutschland für ihn Gut und Blut opfern solle!

In allen Erlassen, Schriften und Zeitungsartikeln, die für das große Publicum bestimmt waren, durfte vor der Hand natürlich nur von „Vertheidigung unseres guten Rechts," „gewissenhafter Beobachtung der Verträge" u. dergl. die Rede sein: in den diplomatischen Kreisen jedoch waren die eigentlichen Pläne Oesterreichs schon unmittelbar vor dem Ausbruch des Kriegs ziemlich durchsichtig geworden. Die Schritte, welche die österreichische Regierung am deutschen Bundestag that, boten mehr als Eine Gelegenheit, sie ziemlich zu durchschauen, und als Graf Rechberg Ministerpräsident geworden war (im Mai), sprach er es zu Wien amtlich ganz unverholen aus, daß der Sturz Napoleon's III. und die Restauration Heinrich's V. der eigentliche Zweck des Krieges sei. Da einer der hochgestellten Staatsmänner, denen Graf Rechberg diese gewichtige Eröffnung machte, dabei vielleicht so aussah, als ob er seinen Sinnen nicht recht traute, fügte der Minister Oesterreichs mit

einer gewissen berechneten Ruhe und selbstgefälligen Bestimmtheit hinzu: „Oui! c'est ce que nous voulons! ni plus, ni moins!"

Auch die officiösen Zeitungen in Oesterreich scheinen damals ihre Verhaltungsbefehle in Uebereinstimmung mit den Plänen der Regierung erhalten zu haben. Dem anderweitig einigermaaßen Orientirten konnte wenigstens nicht entgehen, daß die Sprechweise der Zeitungen, in Beziehung auf den gerade in Wien einst so hoch gefeierten Napoleoniden, eine Umwandlung erfuhr, weit über das Maaß dessen hinaus, was der Krieg mit sich bringt oder erklären könnte. Er wurde in den österreichischen Blättern nie mehr „Napoleon III." oder „Kaiser der Franzosen" genannt, wie bisher; sondern „Ludwig Napoleon", und bezeichnender „der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs." Einige ganz besonders eifrige Tagesblätter verstiegen sich sogar bereits bis zum „Usurpator." Das Alles hatte seinen Sinn und seine Bedeutung; es leuchtete auch daraus hervor, daß Napoleon III. in Wien nicht mehr anerkannt sei.

Ueber die Art und Weise, wie die Ausführung des großen Planes herbeigeführt werden sollte, scheinen die verschiedenen Mächte, die wechselnd, eine um die andere, zu Wien den entscheidenden Einfluß übten, nicht ganz Eines Sinnes gewesen zu sein.

Die eine Partei, die im Ministerium eine gewisse Macht übte, hätte gern Rücksichten gegen die Mächte beobachtet, die man zu Verbündeten haben wollte, und das gewünschte Ergebniß der Unterhandlungen mit ihnen ohne allzu starke Reibungen herbeigeführt. Sie wollte England nicht geradezu verletzen und, da man der übrigen deutschen Staaten gewiß zu sein glaubte, Preußen womöglich mit Gutem dahingebracht sehen, daß es sich dem Willen Oesterreichs fügte, Lehnfolge leistete und sein Heer der österreichischen Regierung zur Verfügung stellte, um deren Pläne durchzufechten, — wenn auch ohne sie ganz zu erfahren. So wurde, da der erste am Bundestag gemachte Versuch, Preußen durch einen Majoritätsbeschluß der Versammlung unversehens mit in den Krieg hinein zu verflechten, mißlungen war, die Sendung des Erzherzogs Albrecht nach Berlin herbeigeführt (Mitte April).

Eine andere, viel leidenschaftlichere Partei, die ganz rücksichtslos auf ihr Ziel zuschreiten wollte, fand ihre eigentliche Vertretung auch diesmal wieder außerhalb der officiellen und anerkannten Organe

der österreichischen Regierung, in der Grafencoterie und ihrem Oberhaupt. Diese Partei wollte stets auf ihren ersten Plan zurückkommen, Preußen, ohne daß man es fragte oder auf seine Zustimmung wartete, einfach durch einen Frankfurter Majoritätsbeschluß in den Krieg zu verwickeln. Sie wollte das, weil sie Zeit und Verhältnisse günstig wähnte, Deutschland — Preußen nicht ausgenommen — zu einem Complex von Oesterreich abhängiger Vasallenstaaten zu machen, deren Interessen durch Oesterreich beherrscht würden, und die ihrerseits für alle und jede Interessen Oesterreichs ohne Erörterung unbedingt einzutreten hätten. Einen Majoritätsbeschluß glaubte man jederzeit herbeiführen zu können; dafür bürgte, was schon vor Jahren zu Bregenz verabredet war. Und Preußen, meinte man, müsse dem Spruch des Bundestages gehorchen; die schöne Begeisterung, die in einem großen Theil von Deutschland aufloderte, werde es dazu zwingen; es könne sich weder vom Bunde losreißen und sich des Verraths am allgemeinen Vaterlande zeihen lassen, noch dem Kampf entziehen, wenn er erst — und wäre es gegen seinen Willen — an den Rhein verlegt sei. So rechnete man in Wien auf den Einfluß der herrschenden Stimmung und den Druck der Verhältnisse! Es kam dieser Partei in ihrem leidenschaftlichen Eifer selbst darauf nicht an, gelegentlich einen Erzherzog blos zu stellen, und ihn eine etwas zweideutige Rolle spielen zu lassen, ja man scheute sogar den Bund mit Mächten bedenklichster Art nicht, um zum Ziele zu gelangen. Einer der bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmänner Oesterreichs wurde verschiedentlich von befreundeter Seite auf die Schwierigkeit des Beginnens aufmerksam gemacht; man fragte, ob denn auch wirklich die Zustimmung der deutschen Fürsten sicher sei? und verwies auf einen der bedeutendsten dieser Fürsten, von dem man glaubte, daß er für seine Person nichts weniger als österreichisch gesinnt sei. Die Antwort war: gerade dieses Fürsten sei man gewisser als jedes anderen; man kenne die mit gutem Bedacht wohl vorbereitete Stimmung, die in seinem Lande und seiner Armee herrsche; wenn er nicht unbedingt mit Oesterreich gehen wolle, laufe er Gefahr, das Schicksal des Großherzogs von Toscana zu erleben und den Thron einem Agnaten in aufsteigender Linie einräumen zu müssen.

Der Erzherzog Albrecht äußerte sich inzwischen in Berlin mit vieler Mäßigung, indem er von dem eventuellen Krieg Deutschlands

gegen Frankreich sprach, wenn er auch allerdings ankündigte, daß sein Hof die Absicht habe, sich mit einem Ultimatum unmittelbar an den König von Sardinien zu wenden. Der Krieg in Italien werde, meinte er — wenn nämlich Preußen diesen Plänen beistimmte — stets nur eine Nebensache sein und Oesterreichs Heer dort mit Leichtigkeit das Feld siegreich behaupten. Der Schwerpunkt der Entscheidung liege in dem Heereszug Deutschlands über den Rhein nach Frankreich, darum werde auch der Kaiser Franz Joseph nicht nach Italien gehen, sondern für seine Person auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz bei seinem Heer am Rhein auftreten. Für diesen Krieg habe Oesterreich nicht weniger als 260,000 Mann in Bereitschaft.

Diese Behauptung war, beiläufig bemerkt, etwas gewagt; man wußte in Berlin sehr gut, daß Oesterreich zur Zeit in Böhmen, wo der größte Theil dieser Armee schon vereinigt sein sollte, selbst mit Einschluß der ganz unsicheren italienischen Regimenter, nur etwa 80,000 Mann beisammen hatte; die sechsten und siebenten Bataillone der Infanterie-Regimenter, die immer mitgerechnet wurden, um auf recht imposante Zahlen zu kommen, waren eine bloße Vorstellung, eine Idee, zu deren Ausführung man noch nicht einmal die Rekruten beisammen hatte. Auch wurden die Streitkräfte, über welche Oesterreich verfügen konnte, noch dadurch vermindert, daß Ungarn, wo sich vielerlei gefährliche Elemente regten, nicht ganz von Truppen entblößt werden durfte.

Ferner ging der Erzherzog von der Ansicht aus, daß die Bundeskriegsverfassung, auf die Oesterreich sich ein paar Monate später wieder sehr entschieden berief, nicht ausführbar sei; sein Hof, erklärte er, wolle von ihren Bestimmungen absehen; die beiden norddeutschen Armeecorps sollten unter preußischen, die süddeutschen unter österreichischen Heerbefehl gestellt, und die Einheit der Leitung im Ganzen nicht durch die Ernennung eines Bundesfeldherrn vermittelt werden, sondern durch die Bildung eines Hauptquartiers, in welchem der Kaiser Franz Joseph und der Prinz-Regent von Preußen sich über die Operationen zu verständigen hätten.

Daß Napoleon III. gestürzt und aus Frankreich vertrieben werden sollte, wie Graf Rechberg schon etwas früher angedeutet hatte, und wenig später zu Wien unumwunden, auch gegen den General v. Williſen, aussprach, sagte der Erzherzog in Berlin

nicht; er sprach sich gar nicht darüber aus, was denn eigentlich der Zweck des Zuges nach Frankreich sein sollte. Ueberhaupt aber stellte er alle diese Pläne nur hypothetisch hin; nach seiner Darstellung dachte Oesterreich an deren Ausführung überhaupt nur, insofern Preußen ihnen beistimme.

Preußen stimmte ihnen bekanntlich nicht bei, und widerrieth das Ultimatum sowie den Angriff auf Sardinien, den jenes nothwendig zur Folge haben mußte; man suchte den Erzherzog davon zu überzeugen, daß jedes offensive Vorgehen Oesterreichs dessen politische Lage verschlimmern, und ihm namentlich England zum Feinde machen werde, und da Großbritanien sich eben zu der Zeit erbot, auf dem bevorstehenden Congreß für Oesterreichs ungeschmälerten Länderbesitz, wenn auch natürlich nicht für die Specialverträge mit den italienischen Fürsten, einzustehen und jede Einmischung in dessen innere Angelegenheiten, und damit jede Zumuthung, seinen italienischen Provinzen eine selbständige italienisch-nationale Regierung zu geben, abzuwehren, — so schien der erlauchte Botschafter Oesterreichs wirklich überzeugt. Er schied mit Friedensversicherungen.

Und was war der Erfolg? — Sowie man in Wien einigermaaßen übersehen konnte, daß die Sendung nach Berlin nicht unbedingt zu dem gewünschten Ziel führen werde, ließ man den Erzherzog Albrecht fallen. Der Kaiser Franz Joseph wurde bestimmt, ohne jede weitere Rücksicht sein Ultimatum nach Turin zu senden und am Bundestage neue Schritte in dem früheren Sinne thun zu lassen, um Preußen zum Gehorsam, zu einem Frohndienstkrieg für Oesterreich zu zwingen. Mehr als je wollte der jugendliche Kaiser an der Spitze des Heeres am Rhein, als das sichtbare Oberhaupt Deutschlands, erscheinen.

Graf Buol war gegen diesen übereilten Bruch mit Sardinien, durch den man dem Kaiser der Franzosen den größten Gefallen that. Er machte Vorstellungen; aber der Monarch war durch Stimmen gewonnen, die ihm näher standen und größere Macht über ihn hatten. Wenn wir recht unterrichtet sind, kam es dahin, daß der Kaiser in etwas leidenschaftlicher Aufregung die Scheide seines Säbels gegen das Parquet stieß und sehr bestimmt Gehorsam vorschrieb. Graf Buol erwiderte, daß er allerdings gehorchen, dann aber auch sich von den Geschäften zurückziehen müsse, und als er dann noch veranlaßt hatte, daß einem letzten Vermittelungsversuche Englands zu Liebe

die Eröffnung der Feindseligkeiten um einige Tage verschoben wurde, mußte er wirklich dem Einfluß der leidenschaftlicher gesinnten intimen Umgebung des Kaisers weichen.

Preußens Aufgabe konnte fortan keine andere sein, als dahin zu trachten, daß der nunmehr ausgebrochene Krieg einen veränderten Charakter annahm, daß seine Tendenz, die zu Grunde gelegte Absicht, eine andere wurde, daß er auf die Abwehr französischer Suprematie, nicht auf die Restauration des Metternich'schen Systems in ganz Europa gerichtet werde. Es mußte suchen, erst dann, wenn dies gelungen war, in den Kampf einzutreten und lediglich zur Wahrung wirklich deutscher Interessen.

Die Aussichten auf Erfolg waren freilich gering. Man rechnete in Wien noch immer viel zu sicher darauf, daß die Macht der Ereignisse Preußen unbedingt, und ohne daß man deshalb Zugeständnisse zu machen brauchte, zwingen werde, Antheil an dem Kampf zu nehmen. Als der Kaiser nach Italien aufbrach, ermahnte ihn der Cardinal Rauscher zum Abschied, sich weder durch die Ereignisse noch durch Rathschläge der Halbheit irre machen zu lassen und auf dem bisherigen Wege auszuharren; dieser Weg sei allein der rechte, der hienieden zur Besiegung der Revolution und jenseits zur ewigen Seligkeit führe. Franz Joseph selbst erklärte in absichtlich geräuschvoller Weise: er wolle lieber eine Provinz abtreten, als die Specialverträge, d. h. Oesterreichs bisheriges System, aufgeben.

Preußens Bemühungen blieben fruchtlos. Wie Oesterreich nach langen Unterhandlungen zu versprechen schien, daß es auf die Unterjochung Sardiniens und die permanente Intervention in Italien verzichten wolle, und wie dann plötzlich Graf Rechberg Alles, was man bereits erlangt zu haben glaubte, alle schon gemachten Zugeständnisse ignorirte, als seien sie nie gewesen, um auf die allererste Forderung Oesterreichs, auf die einer unbedingten Lehnfolge Preußens und Deutschlands zurückzukommen: — das ist bereits durch die veröffentlichten Actenstücke vor den Augen der Welt dargethan worden.

VI.

Der österreichische Kaiserstaat umfaßt ein Ländergebiet, das in seiner Gesammtheit, vor der Abtretung des Mailändischen, um ungefähr 2000 Quadratmeilen größer war als ganz Frankreich; die Se-

sammtzahl der Bevölkerung ist gleichfalls um zwei bis drei Millionen größer als die des französischen Reichs. Die Länder dieses Gebiets gehören, mit wenigen Ausnahmen, in einer oder der anderen Weise zu den schönsten, reich begabtesten Europas, die Völker, die sie bewohnen, sind meist tüchtig, sie sind fast sämmtlich als tapfer und kriegerisch bekannt, und gehören zum Theil den unstreitig intelligentesten Volksstämmen der Erde an: und dennoch ist bei dem Ausbruch des diesjährigen Krieges gewiß keinem Menschen eingefallen, daß Oesterreich für sich allein seinem Gegner etwa überlegen sein könnte. Gerade seine eifrigsten Anhänger vielmehr gaben zu erkennen, daß sie den Kaiserstaat dem Reich Napoleon's III. nicht gewachsen hielten, denn sie riefen vom allerersten Augenblick an überlaut und leidenschaftlich nach fremder Hülfe, obgleich öffentlich immer nur von Vertheidigung des Besitzes und des guten Rechts Oesterreichs die Rede war, nicht von weiter gehenden Plänen. Und in der That: in Einer Beziehung wenigstens lag das große Uebergewicht Frankreichs sehr deutlich zu Tage. Während in Frankreich, so ungemein unpopulär der Krieg auch war, des Kostenpunktes gar nicht gedacht wurde, wußte Niemand zu sagen, wo Oesterreich das Geld zur Führung dieses Krieges hernehmen solle oder könne.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese finanzielle Hülflosigkeit im Wesentlichen das eigene Werk der Regierung war. Denn hatten auch die früheren Kriege zur Zeit der französischen Revolution und des ersten französischen Kaiserreichs dem Wohlstand des Landes tiefe Wunden geschlagen, so war doch die lange Friedenszeit von 1815 bis 1848 nicht vorübergegangen, ohne eine heilende Wirksamkeit zu üben. Der allgemeine Wohlstand hatte sich bedeutend gehoben, obgleich die Regierung, aus einem Uebermaaß conservativer Weisheit, nicht fördernd, sondern hindernd und lähmend eingriff. Auch die neuen Wunden, die aus den schlimmen Jahren 1848 und 1849 herrührten, waren, ausgenommen in Ungarn, so ziemlich wieder vernarbt. Der Ackerbau hatte sogar, in Folge der Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes, einen Aufschwung genommen, von dem österreichische Schriftsteller nicht ohne Ruhmredigkeit sprechen.

Es fehlte also selbst im Inlande durchaus nicht an Geld oder Geldeswerth, an Capital: — aber die Regierung durfte nicht hoffen, daß man es zu ihrer Verfügung stellen würde. Denn theils hatte sie

die Valuta-Verhältnisse einer solchen Verwirrung, solchen Schwankungen entgegengeführt, daß Niemand mit einiger Sicherheit zu berechnen vermochte, was er denn eigentlich an Zinsen zu gewärtigen hätte, wenn er ihr sein Capital anvertrauen wollte; theils hatte sie ihren kaufmännischen Credit in dem Grade verwirkt, daß er nothwendiger Weise vollkommen still stehen und aufhören mußte, sobald sich drohende Verwickelungen zeigten.

Während eines mehr als dreißigjährigen Friedens hatte die österreichische Regierung das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben nicht herzustellen gewußt. Die laufenden ordentlichen Ausgaben der Regierung, die regelmäßigen Kosten der Verwaltung überstiegen die Einnahmen jedes Jahr; im Ganzen, während des Vierteljahrhunderts von 1816 bis 1841, so weit sich nachrechnen läßt, um nicht weniger als 360 Millionen Gulden Conventionsmünze.

Außerdem hatte es der Finanzminister Graf **Stadion**, anstatt alle Kräfte zunächst auf die Pflege der Zukunft zu verwenden, vor der Zeit, noch ehe die Mittel dazu bereit waren, unternommen, das alte Papiergeld im Werth zu heben und den Schaden, den der Staatsbanquerot von 1811 den damaligen Gläubigern des Staats zugefügt hatte, theilweise zu ersetzen. Dadurch führte er auch seinerseits den Staat in ein neues Finanzlabyrinth, das alten wie neuen Gläubigern verderblich werden mußte. So entstand immer wieder eine neue, drückende schwebende Schuld, die von Zeit zu Zeit durch eine Anleihe beseitigt werden mußte — und schon im Jahre 1841 war die Staatsschuld in dieser Weise bis auf eine Masse von 970 Millionen Gulden angewachsen.

In diesem Zuge gingen die Dinge fort, bis das Jahr 184- mit seinen gewaltigen Erschütterungen hereinbrach. Oesterreich war in jeder Weise, es war namentlich in finanzieller Hinsicht schlechter als irgend ein anderer Staat in Europa, darauf vorbereitet, ihnen entgegenzugehen. Es wurde mit einem schon bedenklich zerrütteten Haushalt in neue namenlose Verwirrung gestürzt, in dringende Gefahr und Noth, die keine Rücksicht auf die Zukunft zu nehmen gestattete, und ebenso wenig feierlich übernommene Verpflichtungen zu achten erlaubte. Auch die 1815, unmittelbar nachdem der europäische Frieden hergestellt war, geräuschvoll und feierlich ausgesprochene Zusage, nie und unter keinerlei Bedingung wieder Papiergeld auszugeben, konnte

die Regierung natürlich nicht halten. Das Reich wurde mit einer unerhörten Masse Papiergeld der verschiedensten Art, ja — was wohl den äußersten Grad finanzieller Auflösung bezeichnet — mit Scheidemünze in Papier überschwemmt, und als der Staat sich endlich dem Untergang glücklich entronnen sah, war eine Verwirrung, wie sie kaum jemals vorgekommen, noch seltener glücklich gelöst worden ist, eine wahrhaft hoffnungslose Ueberbürdung der Finanzen nicht zu verbergen.

Schon, um nur die allerschlimmsten Verwirrungen zu beseitigen, die gefährlich schwankenden Valutaverhältnisse nur insoweit zu regeln, daß die Schwankungen wenigstens innerhalb gewisser Grenzen blieben, wurden neue Anleihen nach einem ganz anderen, weit großartigeren Maaßstab als bisher nothwendig. Bisher hatten Anleihen von 30 bis 60 Millionen genügt, die von Zeit zu Zeit neu entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen; mit solchen Summen war dem verjüngten Kaiserstaat nicht mehr zu helfen; der Finanzminister mußte seine Zuflucht zu einer „National-Anleihe" von 500 Millionen Gulden nehmen, und selbst diese blieb nicht die einzige im Laufe der letzten Jahre.

Eine Sparsamkeit, wie sie durch die finanzielle Lage des Reichs geboten war, eine Beschränkung der Ausgaben auf das Maaß der Einnahmen, schien den Staatsmännern Oesterreichs ganz außer aller Möglichkeit zu liegen, und allerdings stand einer solchen Bescheidung gar manches gewichtige Bedenken im Wege, selbst abgesehen von allen europäischen Verwickelungen. Oesterreich konnte namentlich in seiner eigenthümlichen Lage selbst im Frieden die Waffen nicht vollständig aus der Hand legen; es war genöthigt, den eigenen Unterthanen, vor Allem in Italien und in Ungarn, stets bis auf einen gewissen Grad gerüstet, mit gezogenem Schwert gegenüberzustehen. Und diese Zustände im Innern verdoppelten für Oesterreich die Gefahr jeder europäischen Krisis. Nur durch übermäßige, fieberhafte, den Staatshaushalt stets von Neuem zerrüttende, — mithin ihrer Natur nach verderbliche Anstrengungen war Oesterreichs Stellung in Europa und sein gebietendes Ansehen im deutschen Bunde zu behaupten.

In den zehn Jahren von 1849 bis 1858 überstiegen die ordentlichen Ausgaben des Staats die Einnahmen um nicht weniger als 460 Millionen Gulden neue österreichische Währung, d. h. Silber; und man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dies ge-

waltige Deficit, durch die großen Weltbegebenheiten herbeigeführt, etwa nur auf einzelne Jahre dieser Reihe falle. Der Ausfall ist vielmehr, als ob er zur Sache gehörte und ein berechtigtes Element des regelmäßigen Staatslebens wäre, mit relativ geringen Schwankungen ziemlich gleichmäßig auf die zehn Jahre vertheilt; er kommt selbst in den beiden letzten Jahren 1857 und 1858, Jahren des tiefsten Friedens, der Durchschnittszahl ziemlich nahe, welche die Gesammtsumme, durch 10 getheilt, ergeben würde. Im Jahre 1857 hatten die Einnahmen 298, die Ausgaben 340, das Deficit folglich 42 Millionen Gulden, fast $^1/_8$ des ganzen Bedarfs betragen; im letztvergangenen Jahre endlich blieb, da die Einnahmen sich nur auf 282, die Ausgaben dagegen auf 319 Millionen beliefen, abermals ein ungedeckter Ausfall von 37 Millionen. Genau betrachtet stellt sich sogar das Ergebniß noch ungünstiger, denn der Gesammtbetrag der Einnahmen enthält für das vorvergangene Jahr 22, für das letztvergangene 8 Millionen „außerordentliche Einnahmen", Einzahlungen auf früher contrahirte Anleihen, die veräußerten Staats-Eisenbahnen u. dergl. Bringt man diese, und dann auf der anderen Seite, um so viel als möglich zu Gunsten der Regierung zu rechnen, die Ausgaben in Abrechnung, die ebenfalls als „außerordentliche" für die Armee gemachte Auslagen bezeichnet werden, nämlich 16 und 4 Millionen, — so steigert sich doch der Ausfall in dem ordentlichen Haushalt des Staates für die beiden Jahre auf 48 und 41 Millionen.

Dabei darf auch ein besonderer Artikel der Einnahme nicht übersehen werden; es sind nämlich in den Rechnungen für beide Jahre 13 und 10 Millionen als „Ueberschüsse des Tilgungsfonds" aufgeführt; Ueberschüsse über was?! Wir wissen uns dabei kaum etwas Anderes zu denken, als daß die Summen, die regelmäßiger Weise in den Tilgungsfonds fließen, diesmal zum Theil eben nicht auf die Tilgung der Schulden, sondern zur Deckung der laufenden Bedürfnisse der Verwaltung verwendet worden sind. Das ist in solcher Lage der Finanzen ganz vernünftig und kann nur gebilligt werden, aber es folgt daraus, daß jener gewaltige Ausfall im Staatshaushalt sich ergeben hat, obgleich den kostspieligen Operationen der Schuldentilgung Stillstand geboten wurde.

Die Finanzverlegenheiten der letzten Jahre sind sogar mitunter so dringend geworden, daß die österreichische Regierung sich dadurch,

wie wir nun nachträglich erfahren, zu sehr gewagten Operationen hat verleiten lassen; ja zu Maaßregeln von entschieden zweideutigem Charakter. So hat die Geschäftswelt seit Kurzem mit Erstaunen erfahren, daß die österreichische Regierung ganz in der Stille, ohne auch nur durch ein Wort darauf aufmerksam zu machen, Effecten der National-Anleihe, die 500 Millionen betragen sollte, bis zu einem Betrage von 611 Millionen in Umlauf gesetzt hat!

Welche Zahlen die österreichische Staatsschuld zu Anfang dieses Jahres erreicht haben mochte, ist nicht leicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, da besonders den Bewegungen der schwebenden Schuld kaum zu folgen ist und möglicher Weise noch die eine oder andere Finanzoperation geheim gehalten sein könnte. Doch gehen alle Berechnungen auf mehr als 2000 Millionen, und die jährliche Ausgabe, welche die Verzinsung u. s. w. der Staatsschuld herbeiführt, — noch im Jahr 1841 auf 42 Millionen berechnet, — war im vergangenen Jahr auf 96 Millionen gestiegen.

Kein Wunder, daß die österreichische Regierung bei dem Ausbruch des Krieges genöthigt war, sich selbst ein Zeugniß ihrer vollständigen Creditlosigkeit auszustellen und auf jede Anleihe zu verzichten! Sie wendete sich an die Bank und ließ sich von dieser 150 Millionen vorschießen; die Bank lieh dem Staat auf das Bereitwilligste was sie selber nicht besaß, in neu angefertigten Papierstreifen, die für Geld angesehen werden sollten. Da von einer Verpflichtung der Bank, diese Papierstreifen, wenn sie ihr präsentirt wurden, gegen klingende Münze einzulösen, unter den obwaltenden Umständen nicht die Rede sein konnte, war voraus zu sehen, daß dies neue Vertrauensgeld sehr rasch im Curse sinken würde; die Regierung mußte also darauf gefaßt sein, diese ohnehin durchaus ungenügende Summe in ihren Händen vollends zu einer immer kleineren zusammenschwinden zu sehen. Ja, alle anderen Hülfsquellen, Alles was die Steuern einbrachten, die bei dem gänzlichen Mangel aller baaren Münze eben auch in Papier eingezahlt wurden: Alles, was dem Staate zu Gebote stand, mußte in Folge des verschlechterten Curses in demselben Verhältniß zusammenschmelzen. Welche neue Erschütterungen aller Verkehrsverhältnisse und des Nationalwohlstandes sich aus dieser bevorstehenden neuen Entwerthung des Papiergeldes ergeben mußten, war kaum zu übersehen.

Eine Erhöhung der Steuern sollte weiter helfen; auf eine Zwangsanleihe in den italienischen Provinzen, die Silbermünze eingebracht hätte, besann man sich zu spät, und die Regierung wußte die Ausführung nicht einmal im Venetianischen zu erzwingen.

Gewiß war es kühn, beschränkt auf solche Hülfsmittel, nicht nur jede vermittelnde Ausgleichung von der Hand zu weisen und sich herausfordernd in einen Angriffskrieg zu stürzen, sondern sich dabei auch noch aus freier Wahl eine Aufgabe zu stellen, wie sie nicht größer gedacht werden kann; keine geringere als die, die politische Lage unseres ganzen Welttheils umzugestalten, und dem Gang der Weltgeschichte eine veränderte Richtung zu geben!

Die etwas überschwängliche Stimmung äußerte sich hin und wieder in geradezu desperater Weise. Nicht ohne Verwunderung sahen wir damals in einer halbamtlichen, österreichischen Zeitung einen Artikel, in welchem „der Finanzjammer in Frankreich" höhnend besprochen wurde. Jenes leidenschaftliche Verlangen aber, sich fremde Kräfte dienstbar zu machen, das neben jeder sonstigen Ueberschwänglichkeit, auf das Engste mit ihr verbunden auftrat, war durch jeden tieferen Blick in das eigentliche Wesen der österreichischen Zustände allerdings auf das Vollständigste erklärt.

Was die Armee betrifft, die Oesterreich für seine weitgreifenden Pläne in das Feld führen konnte, so ist Alles, was sich auf Zahl, Formation und taktische Gliederung derselben bezieht, in neuester Zeit so vielfach zur Sprache gekommen, daß wir wohl manches Einzelne als bekannt voraussetzen und daher mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Schon auf den ersten Blick wird gewiß ein Jeder geneigt sein, dieser Armee eine große Tüchtigkeit zuzutrauen; die Völkerschaften, aus denen sie hervorgeht, stehen durchaus, nur etwa die der lateinischen Zunge angehörigen ausgenommen, in dem wohlverdienten Ruf, an Tapferkeit und Kriegerwerth keinen anderen nachzustehen. Auch die Lombarden hatte wenigstens Napoleon I. zu sehr brauchbaren Soldaten zu machen gewußt, und selbst in der österreichischen Armee galt das italienische Chevauxlegers-Regiment Kreß, von tüchtigen Officieren geschult, für eines der besten der gesammten Reiterei. Nur die Rumänen, wie sie jetzt genannt werden, die Wallachen, wie sie ehemals hießen, haben nie für sehr gute Soldaten gegolten. Es

sind ihrer aber nur so wenige im österreichischen Heer, daß dieser Umstand keinerlei Bedeutung hat.

Seit den Feldzügen 1848 und 1849, an denen wohl so ziemlich die ganze österreichische Armee, auf dem einen oder dem anderen Kriegsschauplatz Theil genommen hat, waren erst zehn Jahre verflossen, und man durfte daher annehmen, daß alle höheren Officiere bis zu den Hauptleuten herab, und diese mitgerechnet, den Krieg aus wirklicher Erfahrung kannten; ein großer, ja der größte Theil der Unterofficiere war ohne Zweifel in demselben Fall; es konnte sogar nicht ganz an alten, kriegserfahrenen Soldaten fehlen. Das waren gewiß sehr wünschenswerthe Verhältnisse. Der Geist, der in der Armee herrschte, wird uns als der allerbeste, ja als ein wahrhaft enthusiastischer geschildert, und es steht fest, daß namentlich das Officiercorps in sehr gehobener Stimmung in das Feld zog. Man berief sich auf die gemachten Erfahrungen, auf die vor zehn Jahren erfochtenen Siege, und der Stolz auf die damals gewonnenen Lorbeern wurde namentlich auch dadurch gesteigert, daß man die in Ungarn erlittenen Niederlagen zu vergessen und selbst geradezu wegzuläugnen suchte, die in Italien und unter Haynau an der Donau und Theiß erfochtenen Vortheile aber, was ihren kriegerischen Werth anbetrifft, offenbar um etwas überschätzte.

So schien sich denn Alles sehr hoffnungsvoll anzukündigen, besonders für Jemanden, der sich von der Begeisterung der Augsburger Allgemeinen Zeitung mit fortreißen ließ. Wer dagegen, wie der Verfasser dieser Blätter, beide Armeen kannte, der mußte urtheilen, daß die französische die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich habe, und zwar nicht am Wenigsten wegen der größeren militärischen Intelligenz ihres Officiercorps, — wie dies schon in einem früheren Abschnitt von uns angedeutet worden ist. Daß die österreichische Armee in dieser Beziehung zurücksteht, hängt auf das Innigste mit den gesellschaftlichen Zuständen des Kaiserstaats überhaupt zusammen, mit dem verkümmerten Zustand des Unterrichtswesens im Allgemeinen, mit der Art wohlüberwachter Bildung, die dort herrscht, mit der gesellschaftlichen Stellung jener meist den mittleren Ständen angehörigen, nicht sehr wohlhabenden Klassen, aus denen die große Masse der Officiere hervorgeht. Weiter aber bedurfte es keines großen Scharfsinns, um gewahr zu werden, oder vielmehr

es bedurfte einer starken Verblendung, um nicht zu sehen, daß in diesem Krieg auf die Italiener und Magyaren unter Oesterreichs Fahnen, nicht ganz unbedingt zu rechnen war; zusammen aber bildeten Italiener und Magyaren so ziemlich ein Drittheil des gesammten österreichischen Heers. Begann der Feldzug in glänzender Weise mit rasch und siegreich geführten Schlägen, dann verstummte wohl die Verstimmung, die in diesen Truppentheilen herrschte, und Niemand dachte daran, ihr in Thaten einen Ausdruck zu geben, — denn was risse nicht der Sieg mit sich fort! und wie leicht konnten selbst diese Schaaren von der Siegesfreude ihrer Kriegsgefährten mit ergriffen werden! Anderes aber mußte man erwarten, wenn die Dinge etwa in ein unsicheres Schwanken geriethen, oder vollends das Kriegsglück den österreichischen Fahnen untreu wurde. So manches Bedenkliche konnte dann den Muth gewinnen, gefährlich zu werden.

Was man im Einzelnen vielleicht geändert wünschen konnte, hatte natürlich im Vergleich mit den beiden eben erwähnten Hauptbedenken nur nebensächliche Bedeutung. Die Infanterie, die 62 Linien-Regimenter zu 4 Bataillonen von 6 Compagnien und einem Depot-Bataillon von 4 Compagnien, 14 Grenz-Regimenter zu 2 Feld- und 1 Reserve-Bataillon und 1 selbständiges, das Titler Grenz-Bataillon, zählt, ist im Ganzen gut ausgerüstet und gekleidet, wenn man den Leuten auch besser eingerichtetes Gepäck, etwas längere Röcke und eine zweckmäßigere Kopfbedeckung wünschen könnte; durchaus mit gezogenen Gewehren versehen, war sie selbst besser bewaffnet zu nennen als die französische, und in dem neu umgearbeiteten Exercir-Reglement ist Alles, was als bloßer Paradetand bezeichnet werden könnte, sogar mit einer gewissen Coketterie beseitigt. Aber nicht beseitigt war ein anderer bedenklicher Umstand. Die taktischen Einheiten sind nämlich in dieser Armee zu groß und in Folge dessen etwas unbehülflich. Ein Bataillon von 1300 Combattanten ist in der That zu groß. Eben dies Zahlenverhältniß hat dann auch eine complicirte Eintheilung desselben nothwendig gemacht, der zufolge es in 3 Divisionen, 6 Halbdivisionen (identisch mit den Compagnien), und jede Halbdivision in 4 Züge zerfällt. Diese werden, wir wissen nicht zu sagen warum, in jeder Halbdivision für sich von 1 bis 4 gezählt, und zwar jedesmal in derjenigen, welche den rechten Flügel der Division bildet, von rechts nach links, in der anderen, die den linken Flügel bildet, von

links nach rechts, so daß die beiden vierten Züge in der Mitte der Division zusammenstoßen, die beiden ersten aber die Enden beider Flügel bilden. Besonders ein neu gebildetes Bataillon, aus unerfahrenen in Eile eingeübten Soldaten zusammengesetzt, ist ohne Zweifel in dieser Formation sehr schwer zu handhaben, und um so schwerer, da die Zahl der Officiere vorschriftsmäßig sehr gering ist. Napoleon wollte bekanntlich die Bataillone nicht stärker als 800 Mann haben, und schwächer sogar, wenn sie aus Neulingen bestanden. Mit den Evolutionen der österreichischen Infanterie geht es etwas langsam, was theils eben in dieser übermäßigen Stärke seinen Grund hat, theils in der Art und Weise, wie der einzelne Mann ausgebildet wird — Einzelnheiten, auf die wir hier natürlich nicht eingehen können. Bei den Feldmanövern schien eine gewisse Neigung vorherrschend, die Leute so viel als möglich in Bataillons- oder in den, eine Zeit lang sehr beliebten Divisions-Colonnen von je 2 Compagnien zusammenzuhalten, und einen nur etwas spärlich zugemessenen Theil der Mannschaft als Schützen zu verwenden. Man mußte glauben, daß die größeren Bataillons-Colonnen der Oesterreicher ihnen keine wesentlichen Vortheile gewähren, ihre dünnen Schützenlinien aber Mühe haben würden, sich gegen die zahlreichen Tiralleur-Schwärme der Franzosen zu behaupten.

Um die Grenz-Regimenter, die in den Kriegen mit Friedrich dem Großen viel genannten Kroaten, wurde die österreichische Armee ehemals nicht wenig beneidet, und zwar vorzugsweise der „Treue" dieser Kroaten wegen. Diese Zuverlässigkeit mußte allerdings unschätzbar scheinen zu einer Zeit, wo die leichte Infanterie der anderen Armeen erst während des Kriegs errichtet wurde, und, wie Behrenhorst sarkastisch vermuthete, ihren Namen hauptsächlich darum führte, weil das lockere Gesindel, aus dem sie bestand, sehr „leicht", ja leichtsinnig zusammengeworben wurde, unter einem Officiercorps, das auch großentheils aus Abenteurern bestand. Das allgemeine Uebel, an dem alle Armeen jener Zeit mehr oder weniger krankten, die Desertion, erreichte natürlich in diesen „Freicorps" seinen Höhepunkt. Die Kroaten, die daheim Haus und Hof hatten, liefen nicht vom Vorposten zum Feinde über: darin lag ihr eigentlicher Werth. Heut zu Tage ist das kein Vorzug mehr. Gewährt ihnen auch jetzt noch der auch im Frieden übliche und nothwendige Wachtdienst längs der

türkischen Grenze eine gewisse Uebung im Vorpostendienst, so reicht dieselbe doch unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr so weit als ehemals. So nehmen denn diese Grenz-Regimenter nicht mehr die alte Stelle in der österreichischen Armee ein. Sie werden zwar noch immer, herkömmlicher Weise, bei dem Vortrab des Heers oder der einzelnen Heertheile, bei den „leichten Divisionen" verwendet, aber sie stehen jetzt wohl an Brauchbarkeit für diese Art von Dienst den Jäger-Bataillonen nicht mehr gleich.

Für diese Truppengattung, für die Jäger, stellen mehrere Provinzen des Kaiserstaats, Tirol, Steiermark, Ober-Oesterreich, das gebirgige und waldreiche Böhmen mit seinen vielen Jagdbeflissenen und Wilddieben, ganz vorzügliche Rekruten, wie sie in den meisten anderen Ländern, namentlich in Rußland und Frankreich, gewiß nicht aufzutreiben sind. Auch hatte sich in diesen Schaaren ein eigenthümlicher Geist entwickelt, und sie leisteten so gute Dienste, daß man sich fort und fort veranlaßt gesehen hat, sie zu vermehren; besonders im Jahr 1849, wo die Zahl derselben, außer dem tiroler Jägerregiment von 7 Bataillonen, auf 25 einzelne Bataillone gebracht wurde. Wie wir hören, ist sogar seit dem Frieden von Villafranca von einer neuen Vermehrung die Rede. Dabei kann man sich wohl kaum schmeicheln, daß sie, als Specialwaffe, als für einen besonderen Zweig des Dienstes ausgebildete Truppe, ganz den Werth der früheren, aus sorgfältig gewählter Mannschaft gebildeten Bataillone haben werden. Es geschieht wohl mehr des guten Geistes wegen, den man in den Jägerbataillonen bemerkt zu haben glaubt, die sich auch jetzt wieder in Italien am besten geschlagen haben sollen, — so daß nun schon in dem hechtgrauen Rock und in der Benennung Jäger eine Veranlassung liegt, sich für eine erlesene Truppe zu halten und die Ansprüche an sich selbst demgemäß zu steigern.

Die gut berittene österreichische Cavallerie wird gewiß, was gutes Reiten, Ordnung des inneren Dienstes und sorgfältige Wartung der Pferde anbetrifft, von keiner anderen in Europa übertroffen. Wir müssen hinzufügen, daß wir dem ziemlich verbreiteten Vorurtheil, welches die ungarischen Regimenter, die Husaren, für die weitaus besten der österreichischen Reiterei hält, nicht unbedingt beistimmen können. Vielmehr schienen uns die Vorzüge der österreichischen Cavallerie gerade in manchem deutschen Regiment besonders hervorzutreten;

wir fanden deren mehrere, was die Wartung der Pferde, methodisches Reiten und Zuverlässigkeit der Unterofficiere anbetrifft, den ungarischen überlegen: selbst als diese letzteren auf ihrer alten Höhe standen, die sie seit 1849 wohl nicht wieder erreicht haben. Im Ganzen und Großen jedoch sind auch hier wieder dieselben Nachtheile der Formation zu rügen, die sich bei der Infanterie zeigen. Die taktischen Einheiten sind zu stark; Regimenter von 8 Schwadronen, 1600 Pferden, wie die der leichten Reiterei sind, gehen offenbar über das richtige Maaß hinaus, und selbst die Regimenter der schweren Reiterei werden mit ihren 6 Schwadronen, 1036 Combattanten dadurch etwas schwerfällig, daß eben nicht die Schwadron die taktische Einheit ist, sondern die Division von 2 Schwadronen, die zusammen eine Standarte haben und als ein Ganzes ohne Zwischenraum nebeneinander aufmarschiren.

Was endlich die Artillerie anbetrifft, so ist in dieser seit einigen Jahren allerdings einem Mangel abgeholfen worden, der noch 1848 und 1849 sehr fühlbar gewesen sein muß: — jener älteren Formation nämlich, der zufolge die österreichische Artillerie mit ganz unverhältnißmäßig wenigen Officieren in das Feld rückte, und die Leitung der Batterien auf dem Schlachtfelde ausschließlich in den Händen der jüngsten Officiere, der Lieutenants, lag. Die administrative Eintheilung der Artilleriemannschaft in Regimenter und Compagnien war damals ganz unabhängig von der taktischen Eintheilung der Waffe in Batterien. Erst bei einer Mobilmachung wurde befohlen wie viele Batterien eine jede Compagnie ausrüsten solle; das Commando über eine jede von diesen wurde, wenn sie fertig war, einem Oberlieutenant oder Lieutenant übergeben, der mit ihr auszog, in der großen Mehrzahl der Fälle, ohne auch nur einen zweiten Officier zur Seite zu haben, und schon der Artilleriehauptmann war eigentlich nur, gleich den höheren Officieren, verwaltender Officier, der auf dem Schlachtfelde gar nichts zu thun hatte. Entsendete Abtheilungen einer Batterie standen regelmäßiger Weise unter den Befehlen eines Unterofficiers, und nicht selten fiel selbst das Commando einer ganzen Batterie in die Hände eines Ober-Feuerwerkers.

Bei der Umbildung der Artillerie in eine größere Anzahl Regimenter sind nun auch die Compagnien, wie das bei allen anderen Armeen längst der Fall war, mit den Batterien identisch geworden,

und zählen jetzt — wenn auch immer noch verhältnißmäßig weniger als jede andere Artillerie — 4 Officiere, eine jede, zu ihren 8 Stücken Geschütz.

Andere Einrichtungen scheint man bewährt zu glauben, und hat sie beibehalten; vielleicht nicht immer mit Recht, und was die Vervollkommnung des Materials anbelangt, scheint die österreichische Artillerie in der That gegen andere etwas zurückgeblieben zu sein. Auf einen Zweig derselben ist freilich seit langen Jahren eine ganz besondere Sorgfalt verwendet worden, nämlich auf die Raketen-Batterien, und wir glauben, daß man in der Behandlung dieser Projectile in Oesterreich wirklich weiter gekommen ist, als irgend sonst wo — weiter namentlich als in England, von Rußland nicht zu reden, wo unendliche Versuche unter der Leitung sehr incompetenter Artilleriegenerale eigentlich zu gar nichts geführt haben. Trotzdem sind die Wirkungen auch der österreichischen Raketen-Batterien nie von der Art gewesen, daß sie bei den Gegnern des Kaiserstaats auf dem Schlachtfelde ein besonderes Verlangen hervorgerufen hätten, sich diese Waffe anzueignen. —

Müssen wir nun aber auch im Ganzen der französischen Armee eine gewisse Ueberlegenheit der österreichischen gegenüber einräumen, so ging dieses Uebergewicht doch keineswegs so weit, daß es nicht durch eine Ueberlegenheit der höheren Führung auf Seiten der Oesterreicher aufgewogen und überwogen werden konnte. Nur darauf durfte man nicht rechnen, daß umgekehrt eine überlegene Tüchtigkeit der Truppen ausgleichen und gutmachen konnte, was etwa eine mangelhafte höhere Führung versah; — dergleichen war eher auf Seiten der Franzosen zu erwarten.

Und in dieser Beziehung nun war es für Jeden, der die Verhältnisse näher kannte, bedenklich, es war für das große Publicum in ganz Europa ein Gegenstand der Verwunderung, daß nicht der General an der Spitze des österreichischen Heeres stand, der schon zehn Jahre früher auf demselben Kriegsschauplatz Proben seiner Tüchtigkeit abgelegt hatte und für den eigentlichen Helden namentlich des Feldzugs von 1849 gehalten wurde, der zudem das Vertrauen der Armee besaß wie kein anderer.

Es mögen mancherlei, vielleicht sogar einander entgegengesetzte Motive dahin gewirkt haben, daß der Feldzeugmeister Heß das

Commando nicht erhielt. Der Kaiser Franz Joseph zweifelte im April und Mai nicht daran, daß es gelingen werde, den Schauplatz der entscheidenden Begebenheiten an den Rhein zu verlegen; er wollte persönlich, als sichtbares Oberhaupt Deutschlands bei der Armee am Rhein auftreten: — ob er schon daran dachte, auch in diesem Fall den Feldzeugmeister in seinen unmittelbaren Rath zu ziehen, scheint dennoch nicht ganz ausgemacht. Wie verlautet, gehörte auch Heß zu der gemäßigten Partei am kaiserlichen Hofe, die sich gegen den Angriff auf Sardinien ausgesprochen hatte, und das war natürlich für die Gegenpartei, für die Grafencoterie, ein vollwichtiger Grund, ihn vom Oberbefehl entfernt zu halten. Dann aber ist Heß Protestant! — Unmöglich konnte die Sache Oesterreichs, des Staats, auf welchem die Weihe des Concordats ruht, in die Hand eines solchen gelegt werden! Das mußte durchaus unpassend erscheinen, in einem Kreise, in welchem der Cardinal-Erzbischof Rauscher eine Hauptstimme führte, und für dessen Oberhaupt vollends kirchliche Rücksichten stets und überall in weiblich-leidenschaftlicher Weise die eigentlich entscheidenden sind.

Aber auch, wenn von Heß nicht die Rede sein durfte, konnte es ein Gegenstand der Verwunderung sein, daß die Wahl gerade auf Gyulai fiel, auf den Einzigen unter allen österreichischen Generalen, der nie in seinem Leben einem Gefecht beigewohnt hatte. Denn er war 1815, erst nach der Beendigung des Feldzugs, in Dienste getreten und hatte in den Jahren 1848 und 1849 als Gouverneur von Triest keinen Antheil an den kriegerischen Begebenheiten genommen. Er ist aber unbeugsam reactionären Sinnes, mit der Familie Schwarzenberg verschwägert, mit den Stimmführern in der Grafencoterie auf das Engste befreundet, und sein Benehmen in Triest 1848 hatte ihm den Ruf großer Energie eingetragen. Er hatte sich dort nämlich, als es unruhig wurde, auf eigne Hand, ohne Auftrag und ohne Vollmacht in Besitz einer dictatorischen Gewalt gesetzt, die Ruhe in der Stadt erhalten und die kaiserliche Flotte gerettet. Seither, während der Friedensjahre, wurde dann diese viel gerühmte Energie bei allen, selbst bei ganz nichtigen Gelegenheiten, mit einem gewissen Pomp zur Schau getragen. Auch nach dem Ausbruch des Krieges hat sie sich in hochfahrenden Proclamationen, in Drohungen, ganze Städte bei der geringsten Veranlassung zu ver-

nichten u. dergl., geräuschvoll ausgesprochen, — leider aber auch erschöpft, wie es scheint. In Thaten ist sie weniger zu Tage gekommen.

VII. [7])

Am 23. April wurde Oesterreichs Ultimatum in Turin überreicht — am 26. war die Frist abgelaufen, die darin der sardinischen Regierung gestellt war, aber einem letzten Vermittelungsversuch Englands zu Liebe wurden noch drei Tage versäumt; erst am 29. gingen die Oesterreicher über den Ticino, und es ergab sich daraus das Eigenthümliche, daß die zu Schutz und Hülfe herbeigerufenen Franzosen den Boden des bedrohten Reichs eher betraten, als der Feind. Schon am 25. nämlich überschritten französische Truppen bei Culoz die Grenze von Savoyen.

Eigentlich hatte Oesterreich schon mehr versäumt als diese drei Tage. Wollte es einmal die Bahnen einer so leidenschaftlichen und so kühnen Politik einschlagen, so that es ohne Zweifel besser, die Dinge schon um einige Wochen früher auf die Spitze zu treiben und den Angriff auf Piemont zu einer Jahreszeit zu beginnen, wo die Alpenpässe auch in ihrem jetzigen Zustand wirklich für einen Heereszug unzugänglich waren und die französische Hülfe, auf den Einen Weg über Genua beschränkt, jedenfalls langsamer herankam. Man hatte dann eine größere Wahrscheinlichkeit für sich, das Heer der Piemontesen mit überwältigender Uebermacht vernichtend zu treffen, ehe Hülfe zur Hand war. Die Welt sollte hier von Neuem sehen, was sie schon so oft erfahren hat, daß nämlich in Augenblicken, die ein rasches und entschlossenes Handeln fordern, nichts so schlimm ist als ein zwiespältiger Zustand, in welchem verschiedene Parteien, widersprechende Ansichten, sich um den gebietenden Einfluß streiten und keinen Entwurf zu reiner, unbedingter Ausführung kommen lassen. Selbst fehlerhaft angelegte Pläne, die ein gesundes Urtheil verwerfen muß, können im Krieg, wo es zuletzt auf Thaten ankömmt, zu nicht ungünstigen Ergebnissen führen, wenn sie nur mit einmüthiger Energie durchgeführt werden ohne Schwanken und Zagen. Das Schlimmste pflegt sich da zu ergeben, wo die gesundere Einsicht nur Zweifel zu erwecken, nur lähmend einzugreifen vermag, ohne doch je zu voller Geltung zu kommen. — Und doch sind wir fast genöthigt, im militärischen Cabinet

des Kaisers und im österreichischen Hauptquartier einen Zustand anzunehmen, der wo möglich noch weniger Aussicht auf Erfolg gewährte. Wir sehen da einen zwiespältigen Rath ohne Haupt die Dinge hin und her zerren, ohne daß wir, wenigstens durch Alles, was bis jetzt bekannt geworden ist, berechtigt wären, bei irgend einer der Coterien, die einander hemmend in den Weg traten, eine entschiedene, die Sachlage beherrschende Klarheit und Energie vorauszusetzen.

Die drei zuletzt versäumten Tage konnten natürlich auch keinen Gewinn bringen; sie waren ein Zeitverlust mehr, der die Lösung der Aufgabe, welche sich die österreichische Armee stellen mußte, von Neuem erschwerte. In der Wirklichkeit aber sind sie nicht von der Bedeutung gewesen, wie beschönigende österreichische Darstellungen vorgeben, um Englands Intervention wenigstens zum Theil als eine Ursache des Mißgeschicks darzustellen. Nach der Art und Weise, wie der Krieg von österreichischer Seite geführt worden ist, bleibt vielmehr kaum ein Zweifel, daß es keinen irgend wesentlichen Unterschied gemacht hätte, wenn diese drei Tage nicht versäumt wurden. Schon die Eröffnung des Feldzugs erfolgte nämlich in solcher Gestalt, daß sie die ganze militärische Welt in Erstaunen setzte. In den Tuilerien und mehr noch am Königshof zu Turin war schon darüber große Freude, daß Oesterreich überhaupt zum Angriff überging; dahin hatte man es zu drängen gesucht, denn man bedurfte eines solchen Angriffs, da man vor der Welt nur ein Vertheidigungsbündniß aufzuweisen hatte und rechtfertigen konnte: diese freudige Stimmung mußte aber noch gesteigert werden als man sah, in welcher, gewiß unerwarteten Weise das österreichische Heer seine Operationen begann.

Mochte man in Wien auch noch so bestimmt darauf rechnen, dem Krieg eine Ausdehnung zu geben, die Alles, was in Italien geschah, zur Nebensache machte, und den Franzosen nicht gestattete, dem König von Sardinien bleibend mehr als eine mäßige Unterstützung zu gewähren; mochte der Angriff auf Sardinien auch noch so entschieden vorzugsweise unternommen sein, um nur überhaupt den Krieg erst in Gang zu bringen: der militärische Erfolg, der auf diesem Kriegsschauplatze erstrebt werden mußte, blieb doch immer derselbe. Er konnte kein anderer sein, als die sardinische Heeresmacht zu Boden zu werfen und zu vernichten, ehe sich die französischen Hülfstruppen mit ihnen zu vereinigen vermochten, und sich dann mit der Ueber-

legenheit, die man wahrscheinlich durch die Beseitigung der piemontesischen Streitkräfte gewonnen hatte, gegen die herbeieilenden französischen Schaaren zu wenden, sie über die Alpen und über das Meer zurückzutreiben, um sich im Besitz von Piemont zu behaupten. Jede vernünftige Berechnung mußte auf solche Pläne führen: — in Wien aber trieben außerdem auch noch Haß und Leidenschaft die nächste Thätigkeit in diese Bahnen. Der Ingrimm, mit dem man auf den kleinen und doch so gefährlichen Nachbar sah, steigerte das Verlangen nach Rache sogar bis zu solchem Grade, daß Vorschläge, die nicht dessen unmittelbare Befriedigung zu verheißen schienen, gar nicht mehr angehört wurden.

In welcher Voraussetzung mußte nun da der österreichische Feldherr handeln, in welcher Lage mußte er sich den Feind denken, den er angreifen sollte? — Es war, wie uns scheint, nicht schwer, sich davon Rechenschaft zu geben.

Genua, eine bedeutende Festung, schwer zu bewältigen und groß genug, um im schlimmsten Fall die sardinische Armee aufzunehmen, sicherte ihr, selbst wenn sie hier eingeschlossen war, noch eine Verbindung mit Frankreich, mit dem mächtigen Verbündeten, die Oesterreich, der gewaltigen französischen Flotte gegenüber, ganz außer Stande war, irgend zu gefährden. Die Befestigung von Alessandria und Casale war seit Jahren mit großem Eifer und nicht ohne Geräusch, als eine Sache des italienischen Patriotismus betrieben worden; Sardinien hatte sich demnach am Po und Tanaro ein starkes Vertheidigungssystem geschaffen; dorthin konnte die Eisenbahn von Genua her ihm Frankreichs Hülfe zuführen, selbst wenn die Straße über den Mont-Cenis gesperrt war: sei es, daß die Jahreszeit das Gebirge unwegsam machte, oder daß Turin und die Alpenpässe in die Hände der Oesterreicher gefallen waren.

Damit hatte die sardinische Regierung für den Fall, wie er jetzt vorlag, d. h. für jeden Krieg mit Oesterreich, den Schwerpunkt der Vertheidigung, wie das in der That durch alle maaßgebenden Verhältnisse geboten war, aus der Hauptstadt des Reichs in jene Region verlegt. Schützte doch eine Aufstellung der sardinischen Armee bei Alessandria und Casale, wenn vorauszusehen war, daß fremde Hülfe das Mißverhältniß der Streitkräfte bald ausgleichen werde, mittelbar, als Flankenstellung, selbst Turin gegen einen Angriff, der

sich etwa über Novara und Vercelli vorbewegen wollte. Ein solcher Angriff wurde bedenklich, sobald das österreichische Heer, das ihn wagen wollte, befürchten mußte, seinerseits von dorther in der linken Flanke angegriffen, von seinen Verbindungen mit dem Innern der österreichischen Monarchie abgedrängt und in die penninischen Alpen oder an den Fuß des Simplon und Gotthard geworfen zu werden.

Um Alessandria und Casale vereinigt, mit einer Reserve auf den Höhen von Novi mußte sich Graf Gyulai die sardinische Armee denken, und über das, was er zu thun habe, schien es nach dem Urtheil so ziemlich aller denkenden Militärs, kaum zweierlei Meinungen geben zu können. Es lag in seiner Macht, dem Angriff eine Richtung zu geben, die ihn der sardinischen Armee, trotz der nahen Hülfe, sehr gefährlich machen konnte. Die Oesterreicher mußten auf dem rechten Po-Ufer vorgehen und sich dabei auf Piacenza stützen: wozu hatten sie Piacenza mit großer Anstrengung in einen Waffenplatz verwandelt, wenn nicht dazu?

Hier verirrte die österreichische Armee sich nicht in nasse Reisfelder, sie blieb auf einem erhöhten Gelände, wo der Regen ihr nicht hinderlich wurde und keine Sumpffieber zu fürchten waren: sie stieß da nicht auf bedeutende Ströme, deren Ueberbrückung Zeit erforderte, deren Ufer der Feind vertheidigen konnte — und gleich ihre ersten entschlossenen Schritte vorwärts brachten den Gegner in eine ungünstige Lage. Die Sardinier waren genöthigt, nach Osten Front zu machen; ihre Rückzugslinie nach Genua lag dann, dem Angriff ausgesetzt und gefährdet, in der Verlängerung des rechten Flügels. Für die Oesterreicher handelte es sich darum, diesen rechten Flügel der Sardinier zu umgehen, sich der Höhen von Novi zu bemächtigen, den Paß von Serravalle zu schließen, die Eisenbahn nach Genua zu zerstören, um die französische Hülfe, die von dorther zu erwarten stand, wenigstens auf lange abzusperren und sich dann mit erdrückender Uebermacht, wie sie zu Gebote stand, auf Victor Emanuel's Heer zu werfen. Möglicher Weise konnte der Angriff auf die Höhen von Novi die Sardinier veranlassen oder zwingen, noch vor ihrer Vereinigung mit den Verbündeten eine Schlacht zu wagen, als äußersten Versuch, den wichtigsten Paß und die Verbindung mit Genua zu behaupten. Eine andere Combination, die sie zu solchem Wagniß bewegen konnte, möchte es wohl kaum gegeben haben. Den

Sieg konnte die österreichische Uebermacht unbedingt sicherstellen, und gelang es, die sardinische Armee in das Tiefland am Po und gegen Turin zurückzuwerfen, so wurde eine Verfolgung möglich, von der man die gänzliche Zerrüttung der besiegten Heeresmacht hoffen durfte. Was von französischen Hülfstruppen über den Mont-Cenis herankam und, wie das die Natur solcher Gebirgspässe mit sich bringt, nur in einzelnen Abtheilungen nach einander an dem diesseitigen Fuß der Alpen anlangen konnte, genügte dann schwerlich das Gleichgewicht wiederherzustellen, konnte vielmehr sehr leicht mit in die Niederlage verwickelt werden, ehe die andere französische Heeresmacht von Genua her die nöthige Zeit gefunden hatte, sich zu sammeln und der Apenninenpässe Herr zu werden; d. h. ehe sie einen fühlbaren Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochte.

Aber gelang es auch der sardinischen Armee ihren Rückzug über Novi und die Bocchetta glücklich nach Genua zu bewerkstelligen: immer war die Heeresmacht der Verbündeten am Mont-Cenis und in Genua in zwei Hälften gespalten, deren Vereinigung sehr schwierig wurde: die Oesterreicher hatten den großen Vortheil einer centralen Stellung, und die Möglichkeit, den einen oder den andern dieser getrennten Heereskörper vereinzelt zu fassen und zu schlagen, während ihre eigene Rückzugslinie weder vom Mont-Cenis noch selbst von Genua her so leicht gefährdet werden konnte[8]).

Nichts von dem Allen geschah, ja Graf Gyulai that von Allem, was man erwarten durfte, das gerade Gegentheil. Die Heeresmacht der Oesterreicher ging am 29. April — an dem Tage, an welchem bereits die ersten französischen Truppen Canrobert's am diesseitigen Fuß der Alpen bei Susa eintrafen — auf dem linken, nördlichen Ufer des Po vorwärts über die Grenzen des sardinischen Gebiets. Drei Heertheile unter den Generalen Baron Zobel, Fürst Edmund Schwarzenberg und Graf Stadion gingen bei Pavia, Bereguardo und Vigevano über den Ticino; ein vierter unter dem Fürsten Eduard Liechtenstein folgte als Rückhalt; ein fünfter unter General Benedeck sammelte sich bei Piacenza — wir wissen uns in Verbindung mit dieser Eröffnungsweise des Feldzuges nicht recht zu erklären, warum — ein sechster endlich unter dem Grafen Schaffgotsch war noch im Heranmarsch von der adriatischen

Küste. Es sollen 120,000 Mann gewesen sein, die über den Ticino vorgingen, im Ganzen bildeten die in Italien verwendeten Truppen schon damals so ziemlich die Hälfte der gesammten Heeresmacht Oesterreichs.

Graf Gyulai handelte, wie aus allem seinem Thun und Lassen sehr bestimmt hervorgeht, durchaus in der Voraussetzung, die sardinische Armee habe sich, wie im Jahr 1849, eigentlich gar nicht auf die Vertheidigung eingerichtet, sondern lediglich auf einen Angriff, der über Buffalora und Magenta auf Mailand gehen sollte. Sie sei demgemäß in verschiedenen Staffeln auf der Straße von Turin über Vercelli nach Novara aufgestellt, und die französische Armee werde sich von Lyon her, wo man sie versammelt wußte, vermöge der Straße über den Mont-Cenis und Turin, anschließen. Er glaubte daher, wenn er, wie Radetzky zehn Jahre früher, bei Pavia über den Ticino gehe und sich dann rechts wende, werde es möglich sein, die Colonne, welche das sardinische Heer auf der Straße von Turin bis an die Grenze der Lombardei bildete, zu durchbrechen, den bei Novara am weitesten vorgeschobenen Theil derselben von den rückwärtigen Staffeln der Aufstellung abzuschneiden und in eine Niederlage zu verwickeln, die anderen Abtheilungen aber siegreich gegen Turin hin „aufzurollen", d. h. vor sich herzutreiben.

An Toulon und die französische Flotte, das feste Genua und seinen sicheren Hafen, die Eisenbahn von dort nach Alessandria, — an das Alles scheint man im österreichischen Hauptquartier nicht gedacht, die Frage, wozu denn eigentlich Sardinien die Städte Alessandria und Casale mit so großem Aufwand befestigt hatte, sich gar nicht vorgelegt zu haben! — Wie schlecht muß man unterrichtet gewesen sein! Und doch war es so schwer nicht, zu erfahren, daß die Flotte in Toulon zum Transport von Truppen ausgerüstet wurde. Wahrscheinlich um nicht durch außerordentliche Maaßregeln Aufsehen zu erregen, war der Besuch des Arsenals in Toulon den ganzen Winter über jedem Reisenden gestattet, wie in gewöhnlichen Zeiten.

Ganz im Sinn der herrschenden Ansicht ließ Gyulai sein Heer, sowie es bei Pavia, Bereguardo und Vigevano auf das rechte Ufer des Ticino gelangt war, eine Schwenkung rechts ausführen und gegen Novara und Vercelli vorrücken. Am 1. Mai wurden diese Städte besetzt, ohne daß man da einen Feind oder Widerstand gefunden hätte;

man gewahrte, wie es scheint, mit naiver Verwunderung, daß die sardinische Armee nicht auf der Straße von Turin nach Novara stehe. Bald wurde nun auch im Hauptquartier bekannt, daß die Hauptmasse der feindlichen Heeresmacht um Alessandria versammelt sei. Augenblicklich fühlte sich Gyulai durch diese ihre unerwartete Flankenstellung gelähmt; die Offensive, sowie er sie angefangen hatte, war unmöglich fortzusetzen, der Stoß auf Turin konnte nicht geführt werden. Gyulai kehrte um; nur Zobel's Heertheil blieb beobachtend an der Sesia stehen, die Stirn gegen Turin gewendet; mit seinen übrigen Truppen zog der Feldherr an den Po hinab und stellte sich am Ufer dieses Stroms zwischen der Sesia und dem Ticino auf, Front nach Süden; Schwarzenberg und Stadion in erster Linie, Eduard Liechtenstein als Rückhalt an der Agogna; jenseits des Ticino, bei Pavia und Piacenza schloß sich Benedek's Heertheil an den linken Flügel dieser Aufstellung.*)

Und nun verweilte Gyulai wochenlang in dieser Lage in einer rathlosen Unthätigkeit, die für ganz Europa der Gegenstand eines namenlosen Erstaunens wurde. Er war aus einer etwas großsprecherisch angekündigten Offensive ganz von selbst, ohne daß er auch nur ein unglückliches Gefecht gehabt hätte, in die Vertheidigung zurückgefallen, zu einer Zeit, wo die überlegene Macht, die Möglichkeit, die Initiative zu ergreifen, durchaus in seiner Hand lag, der Feind weder versammelt noch kampfbereit war. Der Umschwung erfolgte blos, weil Gyulai sich nicht mit Klarheit Rechenschaft von dem zu geben wußte, was die Lage der Dinge gebot und sich nicht zu einem entsprechenden Entschlusse zu erheben vermochte.

Zwar soll der Regen, der am 5. und 6. Mai einfiel, die Schuld tragen; alle Bewegungen, heißt es, seien im überschwemmten Tieflande der Lomellina unmöglich geworden. Das scheint aber eine ziemlich unhaltbare Ausflucht. Man frage sich nur, ob in einem dicht bevölkerten, reichen Lande die Wege so beschaffen sein können, daß bei jedem Regenguß aller Verkehr augenblicklich aufhört. Ein Gefecht, ein taktisches Manövriren wird allerdings bei nassem Wetter unmöglich in jenen Gegenden, weil man alsdann nicht die Heerstraßen verlassen darf, die sich auf ziemlich hohen Dämmen durch das feuchte Gelände ziehen, weil man von diesen weder Rechts noch links hinabsteigen kann in die durchweichten Wiesen und überschwemmten Reis-

felder. Reisemärsche dagegen lassen sich dennoch auf den Heerstraßen ausführen, wenn es noth thut, und kann auch der Uebergang über die Ströme schwierig, die Verbindung vermittelst der Brücken an manchen Orten für Augenblicke gefährdet sein, so verlaufen doch, bei dem starken Gefäll, das alle Flüsse haben, die Hochwasser auch wieder sehr schnell. Jedenfalls können die Stockungen in den Operationen, welche das böse Wetter herbeiführte, nur zwei Tage gewährt haben, denn vom 7. Mai an sehen wir das österreichische Heer wieder in Bewegung: nur ohne recht klar gedachten Zweck und ohne fest entschiedenen Willen. Das war das eigentliche Unglück, nicht das nasse Wetter.

Noch war es auch am 7. Mai nicht zu spät zu einem kräftigen Angriff auf Novi und Serravalle, der sich auf Pavia und Piacenza stützte. Allerdings war zu der Zeit schon Canrobert's Heertheil von Turin her vermöge der Eisenbahn in die Gegend von Alessandria und Casale gelangt, und General Niel sollte ihm auf dem Fuße folgen. Auf der anderen Seite war Baraguay d'Hilliers' Heertheil den 26. und 29. April in Genua angelangt, die Spitze desselben hatte im Vorrücken am 6. Gavi erreicht. Auch Mac-Mahon's Truppen waren bereits in Genua ausgeschifft und die französischen Garden trafen seit dem 5. dort ein. Was aber wirklich zur Zeit schon in der entscheidenden Gegend auf Einem Schlachtfelde vereinigt werden konnte, war doch, in Verbindung mit den Sardiniern, der österreichischen Heeresmacht an Zahl bei Weitem nicht gewachsen.[10])

Aber Gyulai dachte nicht an einen solchen Angriff. Nach einigen schwerlich sehr ernsthaft gemeinten Demonstrationen, als ob er über den Po gehen wollte, ließ er nur die Heertheile unter Schwarzenberg und Benedeck an diesem Strom stehen (rechts und links des Ticino), um sich (7. Mai) mit den drei anderen, unter Zobel, Ed. Liechtenstein und Stadion, zur Abwechslung wieder einmal nordwärts, auf die Straße von Novara nach Turin zu begeben. Da rückte er (am 8.) über Vercelli hinaus nach St. Germano vor. Wir wissen uns diese gar seltsame Operation nur auf Eine Weise zu erklären. Sie war wohl eben auch nur eine Demonstration; ein Versuch, ob sich die feindliche Armee nicht durch eine Scheinbedrohung der Hauptstadt Turin vielleicht aus ihrer Flankenstellung bei Alessandria heraus manövriren lasse; ob sie nicht dadurch bewogen werden

könnte, an die Dora Baltea zum unmittelbaren Schutz von Turin herbeizueilen. Als ob das gewöhnlichste Maaß von Urtheil nicht hingereicht hätte, sich zu sagen, daß hinter dieser Drohung kein Ernst, hinter dem Schein kein Wesen stecke!

Uebrigens hatte Gyulai die Sache auch schon wieder aufgegeben, noch ehe die Verbündeten irgend veranlaßt sein konnten, Gegenanstalten zu treffen. Man sagt, er habe die falsche Nachricht erhalten, daß die Verbündeten einen Angriff auf Piacenza beabsichtigten. Wie dem sei: er kehrte am 9. und 10. in seine alten Stellungen am Po zurück, und nun geschah von österreichischer Seite gar nichts weiter; man beschränkte sich darauf, abzuwarten, was die Franco-Sarden thun würden.

Napoleon III. traf über Genua am 14. Mai in Alessandria bei seinem Heere ein. Auch an diesem Tage war dasselbe noch nicht ganz kampfbereit. Aber was an Truppen noch zurück war, die Reiterei, die Geschütze, die dritten Bataillone der Infanterie-Regimenter; das Alles konnte mit einer Ruhe und methodischen Gemächlichkeit herbeigezogen werden, als ob es eine österreichische Armee auf der Welt nicht gebe.

Ein solcher Gang der Dinge war wohl geschaffen, die Welt in Verwunderung zu setzen! — Und wie seltsam vollends nimmt sich Gyulai's hülflose Art der Kriegführung aus, wenn wir uns erinnern, in welcher Absicht Oesterreich den Krieg begonnen hatte; was für riesenhafte Pläne auf diese Weise zur Ausführung kommen sollten. Ein seltsameres Mißverhältniß von Willen und Vermögen, von colossaler Großartigkeit des Vorsatzes und Unzulänglichkeit der Intelligenz, die ihn in's Werk setzen soll, ist wohl kaum jemals vorgekommen.

Doch erwartete natürlich Gyulai die Unternehmungen des Feindes nicht ganz, ohne sich irgend ein bestimmteres Bild von ihnen zu machen. Er nahm an, die Franco-Sarden würden einen Angriff auf Piacenza versuchen und den Uebergang über den Po in der Gegend erzwingen wollen, wo er 1796 erfolgte, um dann, gerade wie damals, auf Lodi vorzugehen. Er übersah dabei, daß das, was Napoleon I. damals einem im Verhältniß zu dem zu bewachenden Gelände schwachen österreichischen Heere, einem durch Niederlagen bereits betäubten Gegner gegenüber ausführte, jetzt einem mächtigen, noch un-

besiegten Feinde gegenüber, den französischen Generalen kaum räthlich erscheinen konnte.

Um sich über die Stellung des französischen Heers bestimmtere Nachrichten zu verschaffen, wurde am 20. Mai eine große Recognoscirung ausgeführt; unter dem Grafen Stadion sammelte sich dazu eine Truppenmasse von wenigstens 24, vielleicht gegen 30 Bataillonen und 6 Reiterschwadronen; sie ging bei Vaccariza auf den neuerdings geschlagenen, durch einen Brückenkopf gedeckten Brücken über den Po, und drang über Casteggio und Montebello, in der Richtung auf Voghera bis nach Genestrello vor. Dabei stieß sie auf die Division Forey, welche, zu Baraguay d'Hillier's Heertheil gehörend, den äußersten rechten Flügel des verbündeten Heers bildete; es kam zu einem Gefecht, in welchem die Oesterreicher im Anfang wenigstens ohne Zweifel rasche und bedeutende Vortheile erkämpfen konnten, wenn sie ihre ganz unverhältnißmäßige Ueberlegenheit entschlossen zu brauchen wußten. Was haben wir in allen von Oesterreich besoldeten Tagesblättern für schwunghaft ruhmredige Declamationen über dieses Gefecht lesen müssen, in welchem die Oesterreicher, als die Division Forey gesammelt war, wieder bis nach Casteggio zurückgedrängt wurden, worauf sie dann die Abendstunden benutzten, um sich über den Po zurückzuziehen! Es klang wirklich, als seien hier die Kämpfe der Niebelungen und die Heldenthaten der Spartaner überboten worden. Die Oesterreicher wollten eine große Uebermacht, nicht weniger als 40,000 gegen sich gehabt haben, während Baraguay d'Hilliers' Heertheil, der damals noch fast gar keine Reiterei und wenig Geschütz hatte, überhaupt zur Zeit schwerlich volle 30,000 Mann zählte, — selbst vollständig versammelt also der Abtheilung Stadion's nur eben gewachsen war.[11])

An den Thatsachen konnte dieser große Aufwand von Rhetorik und heroischen Vorstellungen natürlich nichts ändern; nur wer durchaus getäuscht sein wollte, konnte sich darüber täuschen lassen. Das Gefecht bei Montebello blieb was es war; daß die Oesterreicher im Nachtheil geblieben waren, ließ sich nicht wegdeclamiren. Sie hatten es nur mit den 13 Bataillonen der Division Forey zu thun gehabt. Nur als das Gefecht bereits endete, waren in der Entfernung die Spitzen der beiden anderen Divisionen Baraguay d'Hilliers' sichtbar geworden. Die Oesterreicher hatten freilich ihre Massen sehr

vorsichtig verwendet, soviel als möglich in Reserve behalten, indessen doch etwa 15,000 Mann wirklich in's Gefecht gebracht: auf Seiten der Franzosen waren höchstens 11,000 Mann in Thätigkeit gekommen. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Normal-Etat eines österreichischen Bataillons 1300 Mann ist; der eines französischen Bataillons zu 6 Compagnien nur 720. Was aber dem Unbefangenen besonders schwer auf das Herz fallen mußte: es hatte sich unverkennbar auf Seiten der Franzosen eine entschiedene Ueberlegenheit in Beziehung auf Truppenverwendung und Truppenführung auf dem Schlachtfelde gezeigt; und zwar eine größere, als selbst derjenige, der, wie der Verfasser dieser Blätter, dem französischen Heer in diesen Dingen eine gewisse Ueberlegenheit zutraute, zum Voraus erwartet hätte.

Mehr als je war Gyulai nun überzeugt, daß er einen Angriff auf die Po-Strecke bis Piacenza hinab zu gewärtigen habe. Doch berechtigte ihn der Umstand, daß der rechte Flügel der französischen Aufstellung sich bis Voghera ausdehnte, daß man dort drei französische Divisionen gesehen hatte, gewiß nicht unbedingt zu einer solchen Annahme. Gyulai hielt dann aber auch einen solchen Angriff für sehr gewagt, seine eigene Stellung für sehr günstig. Um so mehr, da nun auch der Heertheil unter dem Grafen Schaffgotsch herangekommen war, und die Eisenbahnen ihm aus Böhmen über Leipzig, München und Tirol eilig neue Verstärkungen heranführten; — einen Heertheil, der, von Clam-Gallas befehligt, ursprünglich die Bestimmung nach dem Rhein hatte.

Zu Ende Mai war endlich das verbündete Heer der Franco-Sarden kampfbereit am Po versammelt. Baraguay d'Hilliers' Heertheil (3 Divisionen) bildete bei Voghera den rechten Flügel; aufwärts am Po schlossen sich Mac-Mahon mit 2 Divisionen um Castelnuovo-di-Scrivia an und General Niel (3 Divisionen) bei Basignano und Valenza. Hinter ihnen standen in zweiter Linie Marschall Canrobert (3 Divisionen) bei Pontecurone zur Unterstützung des rechten, zwei Infanterie- und eine Reiter-Division der Kaisergarde unter Regnaud de St. Jean-d'Angely bei Alessandria zur Unterstützung des linken Flügels. An den linken Flügel dieser fünf französischen Heertheile schlossen sich dann fünf sardinische Divisionen in solcher Weise an, daß zwei derselben von Valenza an

aufwärts am Po bis Frasinetto standen, die drei anderen aber bereits an die Sesia bis gegen Vercelli vorgeschoben waren.

Mehrere Wege standen den Verbündeten offen, ihren Angriff zu beginnen. Am wenigsten gewagt wurde unstreitig, wenn man den Kampf mit dem österreichischen Heere auf dem kürzesten Wege in nächster Nähe suchte; z. B. über die untere Sesia nahe am linken Ufer des Po; auf diesem Wege war aber auch die geringste Aussicht auf einen großartigen, entscheidenden Erfolg. Der sichere und geordnete Rückzug der Oesterreicher über Cremona in die feste Aufstellung am Mincio, war selbst nach einem Siege schwerlich zu gefährden.

Ueberhaupt muß man es sich ein für allemal gesagt sein lassen: es giebt im Kriege kein entscheidendes Unternehmen, bei dem nicht etwas gewagt werden müßte, und eben darum muß derjenige, der nicht blos auf Abwehr und Vertheidiguug bedacht ist, der einen positiven Zweck verfolgt, weite Provinzen, Königreiche erobern will, eines gewissen, physischen oder moralischen Uebergewichts über den Gegner gewiß sein; er muß die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges im unmittelbaren Kampfe auf seiner Seite glauben und sich berechtigt halten, etwas zu wagen.

Dann aber durfte Napoleon III. sich sagen, daß ihm die Gunst der Umstände in einer der wichtigsten Beziehungen jedes Wagniß in einem ungewöhnlichen Grade erleichterte, — in Beziehung auf seine Verbindungen und die Basis seiner Operationen.

Die Heere der neueren Zeit sind nämlich allerdings viel abhängiger von ihren Verbindungen mit den Sammelpunkten der Militärkräfte des eigenen Landes, als es die Heere des Alterthums und der mittleren Zeiten waren. Die Natur unserer heutigen Waffen bringt das so mit sich. Denn selbst wenn man von Requisitionen lebt, von dem, was sich an Ort und Stelle findet, wie das der reiche Anbau fast aller europäischen Länder selbst für zahlreiche Heere möglich gemacht hat, selbst dann sind doch fortwährende massenhafte Nachsendungen von Schießbedarf nicht zu entbehren. Die neuesten Verbesserungen der Feuerwaffen haben sogar diese Abhängigkeit gesteigert, denn in jeder Armee ist ein anderes System angenommen worden, keine kann die etwa eroberte Munition einer anderen brauchen. Im Jahre 1814 hat York's Corps bekanntlich den ganzen Feldzug in

Frankreich mit eroberten feindlichen Patronen durchgemacht: das wäre heut zu Tage nicht mehr möglich.

Dennoch aber gestattete eine besondere Gunst der Umstände in diesem Kriege dem französischen Kaiser eine große Freiheit der Bewegungen: er war unbedingt Herr des Meeres, und er fand überall in der Stimmung und Gesinnung der Bevölkerung eine mächtige Stütze. Seine Lage hatte insofern einige Aehnlichkeit mit der des Schwedenkönigs Gustav Adolph in Deutschland. Wie dieser in den unterdrückten protestantischen Ländern und Städten Deutschlands überall eine strategische Basis für seine Operationen fand, so durfte Napoleon III. überall auf den lebendigen Haß gegen Oesterreich und seine Schützlinge rechnen; wo er auch hinging: seine Verbindungen mit dem Meere und mit Frankreich waren, selbst wenn die alten aufgegeben werden mußten, stets mit Leichtigkeit auf neuen Wegen wieder einzurichten.

Jedes Vorrücken der Franco-Sarden von der Sesia gegen den Ticino und die Lombardei konnte nur zu einem einfachen Frontalangriff führen, der am wenigsten entscheidenden Form des Kampfes. Es war auf diesem Wege nicht leicht, die Rückzugslinie der Oesterreicher an den Mincio zu gefährden, einen Sieg bis zu ihrer vollständigen Niederlage zu steigern, ihren Rückzug in eine überstürzende Flucht zu verwandeln; mit einem Wort, in den strategischen Verhältnissen lag nichts, was große Erfolge versprach oder vorbereitete.

Die Verhältnisse gestalteten sich nicht günstiger, wenn man versuchen wollte, den rechten Flügel der österreichischen Armee über Vercelli und Novara zu umgehen. Im Gegentheil. Die Rückzugslinie der Oesterreicher über Cremona, längs des Po, die beste für sie unter allen Bedingungen, konnte auch von Novara aus kaum gefährdet werden. Dagegen wagte die verbündete Armee viel, ja unverhältnißmäßig viel bei einer solchen Operation. Ein entschlossen geführter Stoß des österreichischen Heeres aus seiner Stellung am Po in der Richtung auf Novara geführt, konnte ihr sehr gefährlich werden. Die Oesterreicher wagten wenig bei der Schlacht, die sie, alsdann die Stirn nach Norden gewendet, liefern mußten, denn ihre Rückzugslinie über Vigevano und Lodi auf Cremona lag auch so vollkommen gesichert in ihrem Rücken. Die Lage der französischen Armee dagegen, die den Kampf Front nach Süden annehmen mußte,

wurde eine sehr gewagte. Sie hatte, im Fall sie unterlag, nicht die entfernteste Aussicht, ihre natürliche Basis bei Casale und Alessandria wieder zu erreichen, ja sie verlor möglicher Weise selbst ihre ungemein zerbrechliche Verbindung über Vercelli mit Turin; und wurde sie auch nicht, wie Karl Albert 1849, aus allen Verbindungen hinaus gegen das Gebirge und die Schweizer Grenze geworfen, so gelang es ihr doch schwerlich, den bedenklichen Rückzug nach der Flanke ohne schwere Verluste zu bewerkstelligen.

Blieben nun aber auch die Waffen der Verbündeten siegreich in diesem Kampf, gelang es, die österreichische Armee an und über den Mincio zurückzudrängen und ihr selbst über diesen Fluß zu folgen: — wie konnte man sich alsdann die weitere Führung des Feldzugs und entscheidende Erfolge erreichbar denken?

Das österreichische Heer sammelte sich dann ohne Zweifel unter den Kanonen von Verona, und es dort anzugreifen ist heut zu Tage nicht mehr in derselben Weise thunlich, wie im Jahre 1848, denn der Thalrand der Etsch ist jetzt durch eine Reihe einzelner Forts gesichert, zwischen die ein angreifendes Heer sich nicht hineinwagen kann. Auch die österreichische Armee aus dieser gesicherten Stellung herauszumanöveriren, sie zu zwingen, einen neuen Entscheidungskampf im freien Felde aufzusuchen, ist schwierig, besonders wenn auf der einen Seite Tirol, auf der anderen der Kirchenstaat als neutrales Gebiet geheiligt bleiben sollen. Selbst die Verbindung Verona's mit Trient und von dort weiter mit den inneren Provinzen des österreichischen Staats ist nicht ernsthaft zu gefährden, wenn der Boden Tirols nicht betreten werden soll. Und was bedeutet am Ende selbst diese Verbindung für ein österreichisches Heer bei Verona, so lange die ganze venetianische terra ferma mit der Eisenbahn von der Etsch nach Triest frei und gesichert in ihrem Rücken liegt?

Was hin und wieder von französischen Landungen an der venetianischen Küste gesagt worden ist, durfte kein Sachverständiger ernsthaft nehmen. Alle die sogenannten Häfen der Küste von Venedig bis nach Istrien, sind nichts weiter als die Mündungen mäßiger Flüsse; sie sind eng und seicht, nur für Küstenfahrer zugänglich, und keiner hat eine gesicherte Rhede vor sich, auf der eine Flotte ankern könnte. Die Küste selbst aber ist ein schwieriges Labyrinth von Lagunen, Sümpfen, Flüssen und Canälen, ein Gelände, das sich sehr

wenig zum Ausgangspunkt militärischer Operationen nach größerem Maaßstab eignet.

Wollte man etwa die Belagerung von Peschiera und Mantua unternehmen? Sie zog sich ohne Zweifel in die Länge, in den Sümpfen um Mantua forderten die Sommermonate gewiß große Opfer. Wie fern lag auf diesem Wege die Entscheidung! In der Zwischenzeit aber zerfiel die französische Streitmacht in zwei Belagerungs- und ein schützendes Beobachtungs-Heer; dies letztere, vor Verona aufgestellt, mußte stets gewärtig sein, angegriffen zu werden, und zwar mit Uebermacht, sobald die Oesterreicher sich erholt und neue Kräfte gesammelt hatten. Ein jeder solcher Angriff stellte die bisherigen Erfolge des Feldzugs von Neuem in Frage, und konnte sie vollständig aufheben, während die Oesterreicher, den nahen Zufluchtsort Verona im Rücken, niemals viel dabei wagten.

Weit bessere Aussichten zeigten sich, wie uns scheint, bei einer großartigeren Anlage des Feldzugs auf einer anderen Seite. Die Herzogthümer Parma und Modena, die päpstliche Romagna und Toscana fielen dem verbündeten Frankreich und Sardinien ganz von selbst zu, daran war nicht zu zweifeln. Es lag kein Grund vor, sie als neutrales Gebiet zu meiden; denn ob man das that oder nicht, das machte in Beziehung auf den Gang der europäischen Politik und die Möglichkeit größerer europäischer Verwickelungen durchaus keinen Unterschied. Auch wurden die Herzogthümer in der That nicht als neutraler Boden betrachtet; schon waren französische Truppen unter dem Prinzen Napoleon nach Toscana entsendet, um die eigenen Streitkräfte dieses Landes gegen Oesterreich in Bewegung zu setzen.

Da demnach politische Rücksichten diese Wege nicht untersagten, wäre es wohl möglich gewesen, das österreichische Heer durch Scheinanstalten von Uebergang und Angriff da, wo Gyulai ohnehin Beides erwartete, am mittleren Po, in der Gegend von Piacenza bis an die Sesia festzuhalten, mit der französischen Hauptmacht aber in Eilmärschen die Gegend von Cremona zu gewinnen, und den Uebergang dort zu bewirken. Die Oertlichkeit begünstigt dort ein solches Unternehmen; der Strom hat in dieser Gegend kein sehr starkes Gefäll mehr, ansehnliche Inseln theilen ihn in mehrere Arme, und zwar in solcher Weise gelegen, daß zwischen den Inseln und

dem nördlichen Ufer des Flusses, — dem feindlichen für die Franco-Sarden — nur ein schmaler Arm von geringerer Tiefe und gelinderer Strömung zu überbrücken bleibt. Oder befürchtete man ja bei Cremona den Feind zu bald herbeigeeilt schlagfertig gegenüber zu finden, so konnte man sich weiter abwärts nach Casale-Maggiore wenden, wo die örtlichen Verhältnisse ähnliche Vortheile bieten. Dorthin wäre das österreichische Heer dem verbündeten wohl kaum zuvorgekommen, denn in Folge der Wendung nach Süd-Osten, die der Strom bei Cremona macht, hatte es nach Casale-Maggiore den weiteren Weg zurückzulegen[1]).

Zweierlei konnte sich dann weiter ergeben, wenn die verbündete Heeresmacht an einem dieser Punkte das linke Ufer des Po gewonnen hatte. Entweder, die Oesterreicher suchten ohne Kampf ihre feste Stellung am Mincio zu erreichen, oder sie gingen der französischen Armee zum entscheidenden Kampf herausfordernd entgegen, um sie wieder über den Strom zurückzuwerfen. Dies Letztere war es, worauf man sich eigentlich gefaßt machen mußte, da Gyulai's Heer seinem Gegner noch unbesiegt, durch keinen Kampf erschüttert, gegenüber stand.

In einer Schlacht am Oglio aber, die dann erfolgen mußte, konnte es, wenn sie für die Verbündeten siegreich ausfiel, möglich werden, die Oesterreicher von der Rückzugslinie an den Mincio abzudrängen und in die Gebirge westlich vom Gardasee zu werfen. Noch leichter konnte das gelingen in dem allerdings weniger wahrscheinlichen Fall, daß Gyulai den Mincio ohne Kampf zu erreichen suchte, im Marsch ereilt und in der Flanke angegriffen wurde. Jedenfalls stand es nach einem siegreichen Kampf in der Macht der Verbündeten, den Oesterreichern die Möglichkeit des Flankenrückzugs an den Mincio theuer zu verkaufen und die Vertheidigung dieses Flusses unmöglich zu machen.

Auch für den weiteren Verlauf des Feldzugs konnte der Uebergang bei Cremona die Einleitung zu entscheidenden Operationen bilden, wenn Napoleon III. größere europäische Verwickelungen nicht fürchtete, seiner Macht vertraute und dem Entschluß gewachsen war.

Es war leicht, den Heertheil unter dem Prinzen Napoleon aus Toscana über Bologna und Modena an den unteren Po

heranrücken zu lassen, die Citadelle von Ferrara zu nehmen oder einzuschließen, dort oder sonst an passender Stelle Brücken über den Strom zu schlagen, und so eine Verbindung aus dieser Region über Livorno mit Frankreich einzurichten. Dann war die Möglichkeit gegeben, auf diese Verbindungen gestützt, den linken Flügel des an die Etsch nach Verona zurückgeworfenen österreichischen Heeres zu umgehen und ihm die Wege durch das Venetianische nach Istrien zu sperren. Höchst wahrscheinlich sah die österreichische Armee sich dadurch gezwungen, dem Schutz zu entsagen, den ihr Verona gewährte und sich zu neuem Angriff, zu neuen Kämpfen in das freie Feld herauszuwagen. Aber auch wenn sie noch zögerte, so zwang eine Entsendung durch die Val Sugana auf Trient, die ihre letzte Verbindung mit dem Innern des Kaiserstaats bedrohte, sie gewiß dazu.

Blieb man in diesen neuen Kämpfen siegreich, gelang es, Oesterreichs Heer zum Rückzug über Trient und durch das Pusterthal zu zwingen, hatte man so ein genügendes physisches und moralisches Uebergewicht gewonnen, dann war es nicht mehr unmöglich, den Krieg, wie einst Napoleon I. gethan hatte, in das Herz der österreichischen Monarchie zu tragen. Denn mit Hülfe ihrer mächtigen Flotte konnten die Verbündeten sich leicht zu Herren von Triest machen. Sie konnten sich unter solchen Bedingungen dorthin wagen, ohne ihre Verbindungen mit dem unteren Po bedenklicher Gefahr auszusetzen; nachrückende Truppen, Italiener, konnten Verona einschließen und so bald als möglich belagern; der Besatzung von Venedig ist der Weg zu jeder offensiven Unternehmung leicht zu sperren, und Legnago ist an sich unbedeutend. Bei Triest, wo Frankreichs Heere in seiner Flotte eine neue Stütze fanden, öffnete sich dann ein neues Feld für weitere Combinationen; selbst Wien war bedroht, und leicht war es, von Istrien aus den zündenden Funken in das nahe Ungarn zu werfen. Traten dann auch neue Mächte in den Kampf ein, so wurde auch durch sie der Kampf nicht nothwendiger Weise unmittelbar an den Rhein und nach Frankreich verlegt; der Hülferuf Oesterreichs brachte die Verbündeten, die es fand, wohl zunächst an die Donau.

Es versteht sich, daß dem Heeresfürsten der Franzosen — selbst vorausgesetzt, daß es ihm Ernst war um großartige Erfolge, daß er

wirklich „Italien bis zur Adria" befreien wollte — solche weitgreifende Unternehmungen nur als entfernte, von dem Erfolg in den ersten Stadien des Kampfes, von dem Uebergewicht, das man zu erringen wußte, abhängige, durch politische Combinationen vielfach bedingte Möglichkeiten vorschweben konnten. Als solche aber durfte er sie in's Auge fassen.

Doch wenn man auch den Blick auf das beschränkte, was bestimmt erreichbar nahe zur Hand lag: auf die Umgehung der Mincio- und der Etschlinie, — so darf man sagen, daß hier, bei einem Uebergang über den unteren Po, das Wagniß und die Größe des möglichen Erfolgs in einem günstigen Verhältniß zu einander standen. Das war bei einem Versuch, den rechten Flügel der österreichischen Stellung über Novara zu umgehen, keineswegs in demselben Grade der Fall; dort wurde vielmehr durch ein sehr großes Wagniß nur die Möglichkeit eines mäßigen, nicht sehr weit reichenden Erfolgs erkauft.

Dennoch wählte Napoleon III. diesen letzteren Weg. Es wird jedenfalls von hohem Interesse sein, dereinst die Gründe zu erfahren, die ihn dazu bestimmten; wir wissen uns für jetzt kaum einen anderen dafür anzuführen, als den Wunsch, den ultramontanen Prälaten daheim zu Liebe, auf jeden Fall dem päpstlichen Gebiet fern zu bleiben. Vielleicht hat auch die hier gebotene Möglichkeit, die Truppen vermöge der Eisenbahn schnell nach Vercelli zu versetzen, bestimmend mitgewirkt.

Schon waren die Einleitungen zu dem Umgehungszug getroffen. Die sardinische Division Cialdini hatte bereits das sehr zur Unzeit von den Oesterreichern verlassene Vercelli besetzt, und sich (21. Mai) auf dem linken Ufer der Sesia behauptet. Garibaldi drang mit seinen Freischaaren über Sesto-Calende, am Fuß des Gebirges in die Lombardei vor; die Oesterreicher entsendeten zunächst eine Abtheilung von 3000 Mann gegen den kühnen Parteigänger — und waren, zum allgemeinen Erstaunen, bei Varese und Como auch in den Gefechten gegen ihn und seine Freischaaren nicht glücklich! — Sie verloren sogar Kanonen. 10,000 Mann unter dem F. M. L. Urban sollten ihn nun zu Paaren treiben, aber auch diese überlegene Macht wußte nicht sofort mit ihm fertig zu werden, und bald befreite eine vollständige Aenderung der allgemeinen Sachlage die italienischen Frei-

schaaren von jeder Gefahr. Die unglücklichen Gefechte der Oesterreicher bei Varese und Como nahmen sich um so seltsamer aus, da die Anhänger Oesterreichs, und selbst österreichische Diplomaten, in den Salons aller deutschen Hauptstädte mit einer gewissen Bestimmtheit ankündigten, man werde den „Räuberhäuptling Garibaldi" demnächst hängen lassen! — Sobald man ihn habe!

In den letzten Tagen des Mai erfolgte dann der Links-Abmarsch der Verbündeten. Zuerst folgten noch drei sardinische Divisionen der Division Cialdini bei Vercelli über die Sesia und suchten (30. Mai) gegen Robbio und Mortara vorzudringen. Sie stießen bei Palestro und Vinzaglio auf den rechten Flügel des Heertheils unter Zobel, der die Sesia beobachtete; es kam an diesem und dem folgenden Tage zu heftigen Gefechten bei genannten Orten. Diese wurden zuerst von den Sardiniern genommen; Tags darauf machten die Oesterreicher unter Zobel mit unzureichenden Mitteln (zwei Divisionen) in nicht sehr zweckmäßiger Weise einen Versuch, sie wieder zu erobern, der sehr unglücklich ablief. Sie verloren dabei 8 Kanonen und 800 Gefangene.[13])

Baraguay d'Hilliers blieb vorläufig noch in der Gegend von Voghera stehen: alle anderen Heertheile brachen am 29. Mai auf, wobei das Fußvolk bis Vercelli auf der Eisenbahn befördert wurde. Von dort aus erreichten die Heertheile unter Niel und Mac-Mahon, hinter den vorgeschobenen Sardiniern wegmarschireud, am 1. Juni Novara, und am folgenden Tage stieß dort die Kaisergarde zu ihnen. Canrobert, der am 31. unterhalb Vercelli, bei Prarolo über die Sesia gegangen war, konnte die Sardinier schon in dem Gefecht bei Palestro durch ein Zouaven-Regiment unterstützen, und rückte mit ihnen vereint (2. Juni) an die Agogna vor, wo er sich auf ihrem rechten Flügel bei Robbio setzte. Als dann, Tags darauf, die Sardinier nach Galliate aufbrachen, um den Vortrab des verbündeten Heers gegen den Ticino hin zu bilden, stieß Canrobert zu der Heeresmacht bei Novara, wo nun (am 3.) vier französische Heertheile vereinigt waren, die Stirn nach Süden gewendet, eines Angriffs von dorther gewärtig, den man erwarten mußte, und der dennoch nicht erfolgte.

Gyulai lebte unterdessen mit seinem Hauptquartier in offenem Hader. Er hielt die feindlichen Bewegungen nach Vercelli für bloße

Demonstrationen und erwartete den Angriff am Po in einer Stellung, von der er in seinen Tagsbefehlen mit großer Ruhmredigkeit sprach. Der Chef seines Stabes, Oberst Kuhn, errieth die Absichten des Feindes besser, aber ohne den Feldherrn zu überzeugen. Daß Gyulai eine Umgehung seines rechten Flügels nicht für wahrscheinlich hielt, das läßt sich rechtfertigen: nicht aber daß er auch gegen die Evidenz die Augen schloß, als sie dennoch erfolgte.

Bis zum 1. Juni stand die Masse des österreichischen Heeres ruhig am Po: Edmund Schwarzenberg und Stadion zwischen der Sesia und dem Ticino, hinter ihnen Eduard Liechtenstein bei Garlasco; Zobel's eine Division (Reischach) unbeweglich bei Candia; die andere (Lilia), bei Palestro geschlagen, war bis Mortara zurückgewichen. Zwei andere Heertheile standen weiter östlich, nämlich Schaffgotsch bei Pavia, Benedeck fast außer dem unmittelbaren Bereich des Feldherrn bei Piacenza.

Am 1. Juni endlich verlegte Gyulai sein Hauptquartier von Garlasco nach Mortara, und brachte Schwarzenberg's Heertheil mit dorthin. Zobel hatte durch Gefangene in Erfahrung gebracht, daß 50,000 Mann feindlicher Truppen bei Novara vereinigt seien, und forderte den Feldherrn auf, ihm die drei Heertheile, die in der Nähe zur Hand waren (Schwarzenberg's, Liechtenstein's und seinen eigenen) zu einem raschen Angriff auf Novara anzuvertrauen. Das hätte am 2. geschehen können, aber es läßt sich erklären, daß Gyulai seine Einwilligung nicht gab. Die Sachlage war wohl kaum hinlänglich aufgeklärt, er konnte nicht beurtheilen, in welches Wespennest er bei Novara mit einem möglicherweise ungenügenden Theil seiner Heeresmacht stach. Schwerer ist gewiß zu rechtfertigen, daß er nicht daran dachte, sein gesammtes Heer zwischen Vigevano und Mortara zu sammeln, um einen solchen Angriff etwas später mit gesammter Macht zu unternehmen. Um so mehr, da er sich sehr bald entschloß, ein ähnliches Unternehmen, einen Flanken-Angriff auf des Feindes Heeresmacht, auf dem linken Ufer des Ticino auszuführen. Er wagte auf dem rechten Ufer dieses Flusses nicht mehr als auf dem linken, denn der Rückzug über Vigevano blieb ihm stets gesichert, und er konnte bei Novara einen ungleich größeren Erfolg erfechten als bei Magenta. Schon am 3. konnte er fünf Heertheile dazu vereinigt haben. Clam-Gallas, dessen erste Division eben von Mai-

land her bei Magenta und Buffalora eintraf, hätte den Uebergang über den Ticino vertheidigt. Und hatten etwa zur Zeit, wo Gyulai's Angriff erfolgte, die Franzosen diesen Widerstand schon überwältigt, waren sie schon zum Theil über den Ticino gegangen: desto schlimmer für sie! Was hielt Gyulai ab? Fürchtete er etwa Baraguay d'Hilliers in seinem Rücken? Dieser konnte doch so schnell nicht über den Po kommen; und Gyulai konnte den Heertheil Benedeck's gegen ihn verwenden.

Wie dem auch sei: Gyulai wollte der feindlichen Umgehung erst auf dem linken Ufer des Ticino durch einen Angriff begegnen und führte seine Truppen in der Nacht vom 2. zum 3. bei Vigevano und Bereguardo über diesen Fluß zurück.'[4])

Aber auch auf dem linken Ufer des Ticino wuchsen ihm die Dinge sofort gewaltig zu Häupten; es geschah Manches, worin sich verrieth, daß Gyulai's Feldherrn-Ansehen im Heere bereits tief gesunken, seine Autorität wankend geworden war; aus einer höheren Region vom „kaiserlich-königlichen Hoflager" her wurde unmittelbar in die Operationen eingegriffen, und zwar in solcher Weise, daß sich darin die unselige, rathlose Zerfahrenheit auch der dortigen Zustände offenbarte. Die Maaßregeln des Feldherrn wurden durchkreuzt, ohne daß andere an die Stelle getreten wären; man beschränkte sich darauf, die im Heere gebietende Autorität zu lähmen, anstatt sie entweder folgerichtig zu unterstützen oder durch eine andere zu ersetzen.

Die schöne steinerne Ticino-Brücke bei Buffalora, über welche die Eisenbahn von Turin nach Mailand führt, war auf dem rechten Ufer durch einen seit Wochen gebauten Brückenkopf gedeckt. Natürlich hatte man darauf gerechnet daß er vertheidigt werde, Graf Clam hielt ihn aber nicht für haltbar, und zog die Truppen daraus zurück, sehr gegen den Wunsch und Willen des Oberfeldherrn, und ohne diesen zu fragen. Natürlich hätte nun wenigstens die Brücke gesprengt werden müssen; das wurde auch versucht, gelang aber nicht; eine zu schwach geladene Mine beschädigte die Brücke nur unbedeutend, und wiewohl man noch weitere 24 Stunden, unbehindert vom Feinde, Herr des Passes blieb, wurde der Versuch nicht wiederholt. Man hatte kein Pulver mehr zu verwenden, telegraphirte nach Mailand, und erhielt die seltsam klingende Antwort, daß auch in dem dortigen, mit vielen Kanonen ausgerüsteten Castell kein Pulver vorräthig sei.

Der eigentliche Grund, der Clam bestimmte, den Brückenkopf zu verlassen, mag wohl gewesen sein, daß diese Schanzen von der einzigen passenden Stellung für einen größeren Heertheil, die sich in der dortigen Gegend findet, zu entfernt lagen, um von ihr aus zweckmäßig unterstützt zu werden. Clam ordnete nämlich seine Schaaren eine Viertelmeile vom Fluß, auf dem Thalrand bei Magenta, der sich, wenn auch nicht sehr hoch, doch beherrschend über den feuchten Wiesengrund des Thals erhebt, und hatte hier den schiffbaren Canal vor sich, der, gleichlaufend mit dem Fluß, am Fuß des Abhangs und in diesen selbst eingeschnitten, durch das Tiefgelände geht.

Unterdessen hatte Mac-Mahon (am 3.) schon bei Turbigo, eine Meile unterhalb Magenta den Uebergang sowohl über den Ticino als über den Schiffahrts-Canal erzwungen, die Truppen, die ihm Clam entgegensendete, mit Verlust zurückgetrieben, und auf dem linken Ufer festen Fuß gefaßt.

Gyulai war denselben Tag bemüht, sein Heer am Ticino unterhalb Magenta zur Schlacht zu sammeln: über die Art und Weise aber, in welcher er diese zu liefern gedachte, war er bald nicht mehr Herr. Er hatte erwartet, der Brückenkopf vor Buffalora werde wenigstens einige Stunden gehalten, die Brücke dann gesprengt werden; inzwischen wollte er, wie ein Artikel der Allgemeinen Militär-Zeitung versichert, der wahrscheinlich wenigstens mittelbar von ihm selbst herrührt, sein Heer, „in Kreuzform" aufgestellt, ein Corps an der Spitze, drei in der Front und zwei in Reserve, am unteren Ticino sammeln, um „durch einen einfachen Vormarsch gegen Magenta" jeden Feind, der sich über den Ticino vorwagte, in der Flanke anzugreifen.

Aber die Brücke fiel unversehrt in Feindes Hand. Abweichend von den eben angedeuteten Anordnungen mußte sich Ed. Liechtenstein schon am 3. in der Vertheidigungs-Stellung bei Magenta mit Clam vereinigen — und nun gerieth vollends, wie es scheint, ohne Gyulai's Schuld, sogar die Vereinigung des Heeres, die unter allen Bedingungen eine Nothwendigkeit war, in der seltsamsten Weise in's Stocken.

Allem Anschein nach war man in der Umgebung des Kaisers Franz Joseph zu Verona sehr unruhig geworden. Heß, eilig von dort gesandt, traf in Bereguardo mit Gyulai zusammen —: aber nicht, um nun die Zügel des Regiments kräftig zu ergreifen, sondern

nur, um mit diesem General zu sprechen. Die Welt hat noch nicht erfahren zu welchem Ende, oder ob Heß auch mit irgend einer genügenden Autorität ausgestattet war; wie es scheint, ging weder sein Auftrag noch seine Vollmacht weit genug. In der Erwartung aber, daß aus diesem Zwiegespräch irgend ein veränderter Entschluß hervorgehen könnte, erhielten die Truppen, die von verschiedenen Seiten herbeizogen, plötzlich den Befehl, anzuhalten und bis auf Weiteres stehen zu bleiben, wo sie eben wären. Das war und blieb jedoch das einzige Ergebniß der Feldherrn-Conferenz; es wurden keine veränderten Beschlüsse gefaßt; die Truppen erhielten den Befehl, die unterbrochene Bewegung fortzusetzen: aber die verlorenen Stunden waren nicht wieder einzubringen, und die Folge war, daß die Heertheile, die von den entfernteren Punkten herangezogen wurden — Stadion von Fallavechia, Benedeck von Bereguardo, Schaffgotsch aus seinen Stellungen östlich von Pavia her, zusammen fast die Hälfte des Heeres bildend — nicht mehr rechtzeitig zur Schlacht eintreffen konnten. [15])

So brach der vierte Juni an, der Tag der Schlacht bei Magenta, an welchem Napoleon, wie aus seinen Anordnungen sehr bestimmt hervorgeht, eben gar nicht auf eine Schlacht rechnete, sondern nur auf ein Gefecht mit einem starken österreichischen Nachtrab bei Magenta, der auf der geraden Straße über die Brücke von Buffalora angegriffen, durch Mac-Mahon von Turbigo her umgangen werden sollte. Von solchen Vorstellungen ausgehend, wollte der Heeresfürst der Franzosen nicht einmal sein ganzes Heer über den Ticino vorrücken lassen; Niel und zwei sardinische Divisionen — also fünf Divisionen von den vierzehn, die überhaupt zur Verfügung standen mehr als ein Drittheil der gesammten Macht — sollten vorläufig rückwärts bei Novara und Galliate stehen bleiben. Nur Mac Mahon's Heertheil, eine Garde-Division und zwei Divisionen Sardinier gingen über Turbigo vor; eine Garde-Division und die drei welche den Heertheil Canrobert's bildeten, über die Brücke von Buffalora. Und selbst diese Abtheilungen zogen, wie zu einem Reisemarsch mit großen Zwischenräumen daher, so daß sie nur sehr einzeln und nach und nach auf dem Schlachtfelde eintrafen. Diese Umstände sind es, welche die Aufgabe des Tages für die Franzosen schwierig gemacht und den Kampf lange in der Schwebe erhalten haben, obgleich

die Anordnungen der Oesterreicher den vielfachen Tadel, den sie von allen Seiten erfahren haben, wenigstens zum Theil wohl verdienen mochten.

Gyulai muß hier doch zwischen 70 und 80,000 Mann zur Verfügung gehabt haben, da die Heertheile der Oesterreicher, nach deren eignen Angaben, fünf Wochen früher im Durchschnitt 24,000 Mann stark über den Ticino vorgerückt waren. Der Feldherr erwartete, wie er selbst sagt, den Hauptangriff von Turbigo her, und verwendete außer den beiden Heertheilen, die dort bereits standen, auch noch den unter Zobel zur Vertheidigung der Stellung auf der Höhe bei Magenta, die, obgleich im Haken zurückgebogen, theils am Canal entlang westwärts, theils der Eisenbahn nach Mailand gleichlaufend nordwärts gewendet, doch auf dem rechten Flügel, welchem der feste Stützpunkt fehlte, der Umgehung ausgesetzt blieb. — Mit dem Heertheil Schwarzenberg's — vier Brigaden — ging Gyulai im Thalgrund des Ticino vor, um die feindliche Heeresmacht, die über die Brücke von Buffalora gegen Magenta heranrückte, und die er für eine untergeordnete Nebencolonne hielt, in der Flanke anzufallen. Zur Zeit, als dieser Angriff begann, war vom Feinde noch nichts über den Ticino gekommen, als die einzige Garde-Division Mellinet, die noch dazu größtentheils in einen heftigen Kampf mit den Truppen Ed. Liechtenstein's um die Brücken über den Schiffahrts-Canal (ponte nuovo und ponte vecchio di Magenta) verwickelt war. Schon war es den Franzosen sogar gelungen, die neue Brücke zu erobern, und Garde-Bataillone drangen über den Canal gegen das Dorf Magenta vor. Dem Seitenangriff unter Schwarzenberg zu begegnen, standen in Folge dessen nur ein paar Bataillone zu Gebote; von Canrobert, der nachrücken sollte, war weit und breit nichts zu sehen. Der Augenblick mußte dem Kaiser der Franzosen den Eindruck eines sehr bedenklichen machen; um so mehr, da auch auf der anderen Seite, wo Mac-Mahon angriff, das Feuer plötzlich schwieg. Mac-Mahon hatte nämlich die Truppen Clam's aus ihren vorgeschobenen Stellungen siegreich vertrieben, hielt aber der Hauptstellung gegenüber in seinem Angriff inne, weil er eine sehr überlegene Macht vor sich hatte. Er wartete auf seine nachrückenden Truppen. Napoleon III. sendete Adjutanten aus, Canrobert zu suchen, oder die ersten besten Truppen herbeizuführen, deren sie habhaft werden könnten; selbst

was von Niel's Heertheil, der nach der ursprünglichen Disposition gar nicht über den Ticino vorrücken sollte, irgend erreichbar war. Gyulai ließ auch von den Höhen, von Magenta her, die Division Reischach (von Zobel's Heertheil) — eine überlegene Macht — zum Angriff übergehen, auf die französischen Gardebataillone, die über den Canal vordrangen. Wirklich wurden diese Bataillone wieder bis an und selbst über die neue Brücke zurückgeworfen, und die Oesterreicher eroberten bei dieser Gelegenheit die Eine vielgenannte Kanone; weitere Erfolge vermochten sie nicht zu erfechten; sie trafen unverkennbar einen sehr tüchtigen Gegner!

Der Seitenangriff im Thalgrund des Ticino, den Gyulai selbst leitete, erfolgte in sehr zerstückelter Weise, so daß die eine Brigade (Kintzl) bereits eine vollständige Niederlage erlitten hatte, ehe die drei andern heran waren, und als bei den französischen Garden nach und nach eine Division von Niel's und zwei von Canrobert's Heertheil eingetroffen waren, gingen sie mit Glück gegen Gyulai wie gegen Reischach zum Angriff über. Auf der anderen Seite, von Turbigo her, warf Mac-Mahon, so wie er seine Truppen beisammen hatte, was die Oesterreicher geduldig abwarteten, Clam und Liechtenstein aus ihrer Stellung rechts von Magenta vollständig hinaus über Corbetta zurück, und zwar in großer Unordnung, wie aus den österreichischen Berichten hervorgeht, da die Führer gestehen, daß ihre Bataillone eins in's andere gemischt, vollständig durcheinander gekommen waren [9]).

Gyulai, selbst auf Robecco zurückgeworfen, hatte nichts Geringeres vor, als den Kampf am folgenden Tage zu erneuern, da nun auch Stadion und Benedeck nahe genug heran waren, um Antheil daran zu nehmen: — da mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß Clam und Liechtenstein in der Nacht schon den weiteren Rückzug angetreten hatten, ohne seine Befehle abzuwarten, ohne ihn zu fragen, ja ohne ihn bei Zeiten zu benachrichtigen. Der Sache nach mochten die Herren wohl Recht haben; ihre Truppen waren schwerlich in der Verfassung, sofort einen neuen Kampf beginnen zu können, sie mochten somit ganz gute Gründe haben, für die nächsten Tage jedes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Die Angriffsbefehle, die ihnen Gyulai zusendete, beruhten wohl auf einem Irrthum, dem der unerfahrene, mit dem Ernst der

Krieges unbekannte, wie unter den Schriftstellern Heinrich Bülow, nicht selten verfällt; auf dem Wahn nämlich, daß man eine, oder nach Gelegenheit auch mehrere Schlachten verlieren könne, ohne sich nachher physisch und moralisch irgend schlechter zu befinden als vorher; daß man auch mit geschlagenen Truppen ohne Weiteres Alles und Jedes ausführen könne, was man allenfalls mit siegreichen wagen dürfte. Als ob Soldaten Schachsteine wären, deren Selbstvertrauen allerdings durch eine verlorene Partie nicht erschüttert wird!

Dennoch aber verräth das Verfahren dieser Generale in seiner eigenthümlichen Form, nur allzusehr, wie locker und unhaltbar alle Verhältnisse des Heerbefehls bereits geworden waren[17]).

Die Verbündeten hatten, so weit sich nachrechnen läßt, gegen 80,000 Mann in das Gefecht gebracht. Man kämpfte also, nachdem die Oesterreicher ihre anfängliche Ueberlegenheit nicht benutzt hatten, zuletzt mit ziemlich gleichen Kräften. Die österreichische Armee hatte sich im Ganzen gut geschlagen, doch aber, neben 6000 Todten und Verwundeten, auch hier wieder viele Gefangene verloren, nämlich 4000; ein Umstand, der nie günstig gedeutet werden kann, hier aber deshalb sehr bedenklich aussehen mußte, weil sich ergiebt, daß die Gefangenen meist Italiener und Ungarn waren, die beiderseits nicht ungern in Gefangenschaft fielen, und ihr sogar, wie Augenzeugen berichten, nicht selten freiwillig entgegengingen!

Ueber die folgenden Kriegsereignisse müssen wir flüchtiger hinweggehen; theils dürfen wir die Grenzen nicht überschreiten, die uns an diesem Orte gesteckt sind; theils sind die Ereignisse in ihren Einzelnheiten noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Mailand mußte nun so eilig geräumt werden, daß man nicht Zeit behielt, die Eisenbahn dorthin zu zerstören, und 41 Kanonen im Castell stehen ließ. Der Rückzug ging auf der sogenannten unteren Straße, den Po entlang, nach dem Mincio, wobei Benedeck (am 8. Juni), bei Melegnano aufgestellt, ihn zu decken, gegen den zur verbündeten Hauptmacht herangezogenen Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon ein unglückliches Gefecht bestand. Auf dem Rückzug, wie schon früher, zeigte sich die österreichische Heeresverwaltung in ihrer alten, schwerfälligeu Unbehülflichkeit; die Truppen darbten im reichen Lande, und alle Zeugen berichten einstimmig, daß die Hospitäler sich in einem sehr ungenügenden Zustand befan-

den. Auch Piacenza wurde geräumt, man sprengte die Festungswerke, und gab dort Manches an Kriegsbedarf verloren, so, daß es schien, als habe man jede Hoffnung aufgegeben, bald wieder siegreich in diese Gegenden zurückzukehren.

Gyulai mußte den Oberbefehl niederlegen: das war in mehr als Einer Beziehung eine unbedingte Nothwendigkeit geworden. Der ritterliche junge Kaiser Franz Joseph trat selbst an die Spitze des Heeres, der F. Z. M. Heß stand ihm zur Seite. War nun damit die eigentliche Leitung der Operationen wirklich in die Hand dieses Letzteren gelegt? Nichts weniger als das! Es stand vielmehr um die Einheit des Oberbefehls schlimmer als je zuvor. Eine ganze Reihe anderer vertrauter Strategen, Rathgeber und Faiseurs behauptete sich neben ihm in der unmittelbaren Umgebung, im militärischen Cabinet des Kaisers; keiner dieser Herren hatte ein bestimmtes Amt im Heere, keiner mithin eine bestimmte Verantwortlichkeit; aber jeder hatte ein Wort mitzureden. Es waren meist Leute, die sich zu ganz anderen Ansichten bekannten als Heß, seine Gegner, zum Theil seine Feinde, wie ganz offenkundig war. Die endlose Discussion in diesem fortwährenden, nie schweigenden Kriegsrath konnte gewiß den, der ein selbständiges, durchgreifendes Urtheil nicht mitbrachte, nur mehr und mehr verwirren, die Entscheidung stets unsicherer machen. Auf Klarheit des Wollens und folgerichtige Leitung des Heers in Einem bestimmten Sinn, war unter diesen Bedingungen wohl nicht zu rechnen: und in der That sehen wir Anordnungen, die einander geradezu widersprechen und eine die andere aufheben, rasch aufeinander folgen.

Eine der zunächst getroffenen Maaßregeln scheint zu beweisen daß man sich wohl sagte, wie entscheidend eine Umgehung der österreichischen Stellungen am Mincio und an der Etsch durch das päpstliche Gebiet werden könnte. Es wurden nämlich jetzt, so wie der Feind sich den Grenzen des Kirchenstaats näherte, alle österreichischen Besatzungen mit einiger Uebereilung aus den Marken und Legationen zurückgezogen; und zwar nicht blos aus den seit 1849 besetzt gehaltenen Orten, wie Ancona und Bologna, sondern auch aus der kleinen Festung Comacchio und der Citadelle von Ferrara, wo Oesterreich kraft älterer Verträge ein Besatzungsrecht hatte. Diese unerwarteten Anordnungen konnten wohl kaum einen anderen Grund haben als den, daß man durch die Abberufung der eigenen Truppen auch dem

Gegner die erneute Verpflichtung auferlegen wollte, die Neutralität jenes Gebiets auch seinerseits zu achten. Die österreichischen Besatzungen sollten dem Feinde nicht ein Vorwand werden, sie dort im Lande aufzusuchen und anzugreifen, um sich dann selbst in seinen weiteren Unternehmungen auf das nicht mehr neutrale, erkämpfte Gebiet zu stützen.

Die Männer vom Fach, die dem Gang der militärischen Ereignisse aufmerksam folgten, sahen mit einiger Verwunderung, daß die österreichische Armee sofort über den Mincio zurückging, ohne daß sie den Versuch gemacht hätte, den Feind am Chiese oder in der sehr schönen Stellung von Lonato und Castiglione (delle Stiviere) aufzuhalten. Und doch war eine Aufstellung dort wohl das wirksamste Mittel, dem Feinde den Uebergang über den Fluß zu wehren. Auch war die österreichische Armee noch nicht in der Lage, auf den Kampf im freien Felde verzichten zu müssen; fast die Hälfte derselben war noch nicht ernsthaft in's Gefecht gekommen; sie durfte jetzt, so gut wie bei Magenta, auf einen Sieg hoffen. Wollte sie aber das Glück der Waffen noch einmal versuchen, so konnte sie sich keine günstigere Stellung wünschen, als die bei Castiglione, auf dem äußersten Rand der Höhen, die den Garda-See einschließen, die weite Ebene der Lombardei zu ihren Füßen, und zwar ein weniger angebautes, weniger durchschnittenes Gelände, als sich sonst wo in Ober-Italien findet, so daß sich hier auch für Geschütz und Reiterei ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit zeigt. Auch erhielt das Heer zu dieser Zeit neue, bedeutende Verstärkungen. Eine Brigade des sechsten Armeecorps und das ganze elfte unter dem F. M. L. Wernhardt, zu dem auch einige Regimenter des zehnten gestoßen waren, endlich zwei Reiter-Divisionen trafen aus dem Innern der Monarchie ein, so daß jetzt mehr als zwei Dritttheile aller Streitkräfte, die Oesterreich überhaupt aufbringen konnte, auf engem Raum in Ober-Italien vereinigt waren.[18])

Dennoch wich das Heer bis über den Mincio, und es fragt sich, mit welchem Grad von Energie man das linke Ufer dieses Flusses behaupten, wie weit man die Vertheidigung desselben treiben wollte. Wie verlautet, soll die Absicht dahin gegangen sein, im Fall der Uebergang dem Feinde gelang, das eigne Heer an der Etsch und unter den Kanonen von Verona zu sammeln. Das konnte kaum einen an-

dern Sinn haben, als daß man warten wollte, bis die feindlichen Streitkräfte theilweise zur Einschließung der Festungen verwendet, mithin zersplittert waren, um dann wieder zum Angriff überzugehen. [19])

Ganz plötzlich aber wurde in dem, seit dem 20. Juni von Verona nach Villafranca verlegten kaiserlichen Hauptquartier ein gerade entgegengesetzter Entschluß gefaßt, durch den Alles, was in den letzten Tagen geschehen war, als verkehrt und fehlerhaft verurtheilt wurde, indem man sich bemühte, es wieder ungeschehen zu machen. Man beschloß, wieder über den Mincio vorzugehen, dem Feind entgegen, der unterdessen bis an den Chiese nachgerückt war. Die Absicht war, wie die österreichischen Berichte wiederholt andeuten, die kaum verlassene Stellung von Castiglione wieder einzunehmen, um dort den Feind zu erwarten, was doch nicht eigentlich eine „erneute Offensive" gewesen wäre, obgleich das Unternehmen so genannt wird. Der F. Z. M. Heß soll dagegen gewesen sein; — er wurde von den Mitgliedern der Grafencoterie überstimmt, die ihm auch diesmal wieder die Leitung der Operationen aus den Händen zu winden wußten. [20])

Was sich aber auch sonst für oder gegen den angenommenen Entwurf mochte sagen lassen, die Erfahrung sollte bald beweisen, daß es jetzt bereits zu spät sei, ihn auszuführen; Oesterreichs Heer vermochte die früher aufgegebene Stellung nicht mehr vor dem Feinde zu erreichen.

Die zahlreichen Abtheilungen, aus denen es bestand, jetzt gruppenweise als zweite und erste Armee unter den Befehlen der Generale Schlick und Wimpfen zusammengefaßt, gingen am 23. Juni auf mehreren Punkten über den Mincio vorwärts. Am Abend stand der rechte Flügel unter Benedeck bei Pozzolengo in dem Hügellande am Garda-See; die Mitte unter Schlick's unmittelbarem Befehl hatte in drei Staffeln Solferino (Stadion), Cavriana (Clam-Gallas) und Volta (Zobel) erreicht, auch noch in den Hügeln, aber ihrem südlichen Abhang nahe. Die erste Armee unter Wimpfen, oder der linke Flügel, hatte in der Ebene gegen Süden die Heertheile E. Schwarzenberg und Schaffgotsch nebst einer verhältnißmäßig zahlreichen Reiterei bis nach Guiddizolo vorgeschoben, und hinter ihnen Wernhardt's Bataillone als Rückhalt bei Cereto aufgestellt.

Von diesen Punkten aus hoffte man am folgenden Tage den westlichen Rand der Höhen bei Lonato und Castiglione zu erreichen, wo man denn am 25. dem Angriff in der besten Verfassung entgegensehen konnte. Ohne Zweifel hatte Wimpfen den Auftrag, den Feind, der die Höhen angriff, alsdann auf dessen rechtem Flügel zu umgehen, und seine Niederlage durch einen Gegenangriff in seine Flanke herbeizuführen.

Der Feind wartete aber nicht, bis diese wohlberechneten Vorbereitungen zu Stande gebracht waren. Sehr genau unterrichtet von Allem, was vorging, ließ Napoleon III. sein Heer am Johannistage (24.) mit dem grauenden Morgen am Chiese aufbrechen und zog in das Hügelland hinein, den Oesterreichern entgegen, um sie anzugreifen. Zur Linken gingen die Sardinier auf der Straße von Brescia her über Desenzano gegen Benedeck vor; auf die Mitte, wo allerdings die Entscheidung lag, richtete Napoleon III. die Heertheile unter Baraguay d'Hilliers und Mac-Mahon nebst seinen Garden. Canrobert und Niel warfen sich in der Ebene auf Wimpfen's Schaaren. So sahen sich die Oesterreicher, anstatt den Feind in einer wohl vorbereiteten Stellung zu empfangen, in ihren Marschlagern angegriffen, auf den Ruhepunkten, die sie blos für die Nacht gewählt hatten. Die Gefechte, die man unter dem Namen der Schlacht von Solferino zusammenfaßt, zerfielen eigentlich in drei gleichzeitige Schlachten, die untereinander kaum mehr in taktischem Zusammenhang standen, als die Schlachten von Ligny und Quatrebras. — Wo der Kampf sich in solcher Weise über ein Meilen weites Schlachtfeld ausdehnt, wird die einheitliche obere Leitung ungemein schwierig; sie muß sich auf die allgemeinsten Anordnungen im Großen beschränken; sie wird weniger wirksam, als auf einem engeren Felde; die eigentliche Führung des Kampfes und der Erfolg liegen mehr in den Händen der Führer zweiter Ordnung. Das bringt die Natur der Dinge so mit sich. Hier aber glauben wir doch in dieser Beziehung noch mehr zu gewahren, als durch die Verhältnisse geboten war. Die höhere, einheitliche Leitung scheint auf Seiten der Oesterreicher vollständig aufgehört, die Thätigkeit des höchsten Hauptquartiers sich lediglich auf ein rathloses Zusehen beschränkt zu haben; nirgends, weder in den Ereignissen noch in den österreichischen Berichten zeigt sich eine Spur von einer das Ganze umfassenden

Leitung, — bis dann zuletzt der Befehl zu dem unvermeidlich gewordenen allgemeinen Rückzug allerdings von der Central-Autorität ausging.[21])

In der Mitte gingen die Stellungen von Solferino und Cavriana nach einander verloren. In der Ebene hätte Wimpfen vielleicht bedeutende Erfolge erkämpfen können, wenn er seine ansehnliche Ueberlegenheit entschlossen und rasch benutzte, denn er hatte Stunden lang nur den Marschall Niel vor sich. Canrobert hielt sich nämlich, wie ihm Napoleon befohlen hatte, lange Zeit und vielleicht länger als billig, bei Castel Goffredo in Bereitschaft, eine österreichische Umgehungscolonne zu empfangen, die von Asola herkommen sollte. In der That war dem Fürsten Ed. Liechtenstein befohlen worden, von Mantua aus über Marcaria und Asola in Flanke und Rücken des Feindes zu operiren; aber die Oesterreicher erwarteten ihn vergebens wie ihre Gegner; er kam nicht. Auch Wimpfen verlor in den späteren Stunden des Tages Boden gegen die vereinte Macht Niel's und Canrobert's: da konnte es jedenfalls wenig helfen, daß Benedeck gegen die Sardinier im Vortheil blieb, wie von österreichischer Seite behauptet wird, und sehr wahrscheinlich ist, obgleich die Verbündeten es läugnen. Das österreichische Heer ging über den Mincio und bis unter die Kanonen von Verona zurück, nachdem es 22,000 Mann, darunter 9000 „Vermißte" (Gefangene), ferner 30 Kanonen, 4 Fahnen — und gewiß großentheils das Vertrauen zu der höheren Führung verloren hatte[22]).

Der Eindruck, den diese Niederlage überall in Oesterreich machte, war überwältigend. Sie rief so ziemlich bei allen Parteien Aeußerungen der Unzufriedenheit mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hervor. Selbst die Ultramontanen ließen durch den bekannten Jesuiten, Pater Klinkowström von der Kanzel herab verkünden: ein Sieg sei nicht zu hoffen, so lange der Heerbefehl Ketzern — den Protestanten Heß und Wimpfen — anvertraut bleibe.

Wie man aber auch gesinnt sein mochte: — das große Publicum in Oesterreich erwartete durchaus, gleich dem ganzen übrigen Europa, den Kampf mit Hartnäckigkeit fortgesetzt zu sehen, und nicht ohne Besorgniß wendeten sich die Blicke Aller nach Ungarn, wo sich drohende Ereignisse vorzubereiten schienen. Ungarische Generale von 1849 errichteten unter dem Schutz der französischen Fahnen eine ungarische

Legion, und Frankreichs Flotte nahm die Insel Lusin Piccolo, nahe dem ungarischen Littorale, in Besitz. Da wurde ganz Europa plötzlich in eine fast beispiellose Verwunderung versetzt durch die Kunde, daß der Friede zu Villafranca geschlossen sei. Frankreich hatte ihn angeboten, Oesterreich um den Preis der Lombardei erkauft.

Wer sollte nicht staunen, daß Oesterreich nach so vielen überschwenglich großartigen und kühnen, ja unerhörten Redensarten sich sobald überwunden bekannte und in den Willen des Gegners fügte?!

Was Napoleon III. zum Frieden bestimmte, hat er selbst ganz unverholen ausgesprochen; es waren Preußens drohende Rüstungen. Sie müßten bei ihm um so schwerer in's Gewicht fallen, da ihn seine Art der Kriegführung eben jetzt in Ober-Italien auf einen Punkt geführt hatte, von dem aus nur sehr mühselig vorwärts zu kommen war, wenn er sich nicht entschloß, das päpstliche Gebiet zu betreten, um von dort aus den linken Flügel der österreichischen Stellungen zu umgehen. Aber wie ängstlich er darauf bedacht war, dies Gebiet zu meiden, zeigte er auch jetzt wieder, indem er den Heertheil des Prinzen Napoleon, der dienen konnte, eine solche Umgehung vorzubereiten, anstatt dessen auf Umwegen durch das Modenesische, auf das rechte Ufer des Mincio an sich heranzog. Entscheidende Erfolge nach einem großartigen Maaßstabe hatte er sich also auf diesem Kriegsschauplatz selbst untersagt, und eben weil er den Krieg nicht an die österreichische Donau zu verlegen vermochte, mußte er erwarten, ihn durch Preußen über den Rhein in das Innere von Frankreich getragen zu sehen. Ein rascher Friede war der beste Ausweg; Napoleon III. bot ihn mit der einen Hand, während er mit der andern bedeutsam mahnend auf Ungarn wies, und selbst Mittel noch zweideutigerer Art nicht verschmähte, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Aber was konnte Oesterreich bewegen, einen solchen Frieden durch das Opfer einer reichen und schönen Provinz zu erkaufen? Gerade in dem Augenblick, wo andere Mächte sich bereiteten, zu Oesterreichs Gunsten in den Kampf einzutreten! In welcher seltsamen Weise der Vertreter Oesterreichs zu Villafranca sich durch angeblich von den neutralen Mächten vorgeschlagene, noch ungünstigere Friedensbedingungen mystificiren ließ, ist hinreichend bekannt, aber

natürlich müssen doch im letzten Grunde andere, gewichtigere Motive den Entschluß bestimmt haben: — Motive, die bei näherer Erwägung nicht allzu schwer zu errathen sind.

Schon die inneren Zustände Oesterreichs, wie sie sich während der kurzen Kriegsperiode offenbarten, machten die Fortsetzung des Kampfes nicht rathsam. Selbst im Heer trat jenes Bedenkliche, auf das man von Anfang an gefaßt sein mußte, nun immer bestimmter hervor. Auf die italienischen Regimenter war nicht weiter zu rechnen, und auch die Bildung der ungarischen Legion im feindlichen Lager machte Fortschritte. Nur ganz flüchtig erwähnten die österreichischen Tagesblätter eines Morgens, daß in den Casernenhöfen zu Wien eine Anzahl kriegsgerichtlicher Todesurtheile vollzogen worden seien.

Darauf hin verbreitete sich von Wien aus nach allen Richtungen, eine sehr bedenkliche Kunde. Es sei, hieß es, je der zehnte Mann eines von der Armee in Italien zurückgesendeten Jägerbataillons gewesen, der da erschossen wurde. Das Bataillon habe in der Schlacht den Gehorsam verweigert. Zum Vorrücken in die Gefechtslinie befehligt, hätten die Leute Gewehr beim Fuß genommen und sich laut geweigert vorwärts zu gehen. Sie seien sofort vom Heere entfernt und durch Decimirung bestraft worden. Das Gerücht kam aus solcher Quelle und trat mit solcher Zuversicht auf, daß man in diplomatischen Kreisen an der Thatsache nicht zweifelte. — Doch selbst abgesehen von dem was hier vertraulich erzählt wurde, lautete schon die Nachricht bedenklich genug, welche die österreichischen Zeitungen brachten.[23])

Im Lande vollends regte sich gar manches Unerfreuliche, namentlich in Ungarn, und die Regierung hatte Ursache zu bereuen, daß sie, etwas übereilt, auch in diesem Königreich die Bildung von Freicorps veranlaßt hatte, die so schnell und so zahlreich zu Stande gekommen waren, daß man es nun selber bedenklich finden mußte. Die Unzufriedenheit, die sich ziemlich laut freilich, in den deutschen Kronländern zeigte, war wohl nicht in dem Sinn wie in Italien und theilweise in Ungarn, gegen die Regierung als solche, sondern gegen das herrschende System gerichtet: aber mit diesem System hatte sich die Regierung identificirt; gerade dies System galt es vor Allem unangefochten aufrecht zu erhalten; der Krieg durfte nicht fortgesetzt werden, wenn durch ihn das System, das er eigentlich zum

siegreich herrschenden in ganz Europa machen sollte, im Gegentheil selbst daheim gefährdet wurde. Zunächst aber glaubte sich die Regierung auch dieser Unzufriedenheit gegenüber waffnen zu müssen, und verhängte in Prag den Belagerungszustand.

Der eigentliche Grund aber, durch den man bestimmt wurde Frieden zu schließen war, wie die österreichischen Regierungsblätter mit einer bewundernswürdigen Naivetät eingestanden, gerade daß Preußen sich rüstete, gegen Frankreich in die Schranken zu treten. Nämlich nicht als blind gehorchender Vasall Oesterreichs, sondern in selbständiger Weise, zur Abwehr französischer Suprematie, zur Wahrung aller wirklich deutschen Interessen. Das hatte man zu Wien nicht gewollt! Nicht Deutschlands Interessen galt es zu vertheidigen, sondern Oesterreichs System! Noch dazu mußte, wenn Preußen jetzt in den Kampf eintrat, die Leitung der deutschen Angelegenheiten mit einer gewissen Nothwendigkeit in die Hände dieses Staats fallen, denn Oesterreich hatte sie theils durch seine Niederlagen verscherzt, theils dadurch, daß es in die Unmöglichkeit versetzt war, ein irgend namhaftes und kriegstüchtiges Heer an den Rhein zu senden.

Man schloß den Frieden, weil, nicht Deutschland, sondern „Oesterreichs Stellung in Deutschland" gefährdet war; diese war, wie Oesterreichs Organe naiv hinzufügten, „mehr werth als die Lombardei," — nämlich für Oesterreich in seinem besonderen Interesse.

Weiter aber lag auch in den Friedensbedingungen, die Napoleon III. bot, wenigstens Ein Element, das sehr lockend scheinen konnte. Franz Joseph hatte geäußert, er wolle lieber eine Provinz aufgeben als die angefochtenen Verträge mit den italienischen Fürsten. Die Provinz forderte nun der Beherrscher Frankreichs allerdings; was aber Oesterreich in jenen Verträgen besaß, was dienen konnte das System des Wiener Cabinets in Italien aufrecht zu erhalten: das schien er in veränderter Form, sogar erweitert und verbessert zu bieten. In dem verheißenen italienischen Bunde nämlich. Nach einem solchen hatte der Fürst Metternich stets gestrebt, um sicher Italiens und seiner Geister Herr zu bleiben; von den Sonder-Verträgen mit Oesterreich hatte sich Sardinien stets unabhängig erhalten: in dem Bund schien das erwünschte Mittel geboten auch dieses

italienische Königreich „unschädlich zu machen," indem man es unter österreichische und päpstliche Bundes-Vormundschaft stellte. So schien der Feind gerade das anzutragen, was man vor Allem wollte, wenn doch einmal die jüngsten Riesenpläne Oesterreichs aufgegeben werden mußten, und wofür nun und nimmer ein Verbündeter das Schwert ziehen konnte. Vielleicht zeigte sich sogar die Aussicht, die Weltordnung des Wiener Cabinets im Bunde mit dem sinnesverwandten Kaiser der Franzosen auch in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen! Der Friede wurde geschlossen; er bildete den seltsamen Schluß eines seltsamen Schauspiels!

Während des Krieges hat es auch außerhalb Oesterreich nicht an Leuten gefehlt, die sich in Parteiblättern abmühten, uns nach jeder neuen Niederlage der Oesterreicher von Neuem zu beweisen, daß die geschlagene Armee sich der siegreichen in kriegerischer Tüchtigkeit weit überlegen gezeigt habe. Es habe nur an der höheren Führung gelegen.

Wir sind, wie schon gesagt, nicht durchaus dieser Ansicht und glauben vielmehr daß auch noch andere Elemente mitgewirkt haben ein solches, fortwährendes Mißlingen herbeizuführen. Fördernd, auf Seiten der Franzosen, eine bessere taktische Gliederung der Truppen-Körper, eine größere Gefechts-Gewandtheit der Officiere in Benutzung der Terrain-Verhältnisse im Kleinen, so wie augenblicklicher, günstiger Umstände. Auf Seiten Oesterreichs nachtheilig wirkend, daß man eben in diesen Beziehungen dem Feinde nicht gleich stand; — wir dürfen uns hier auf den eben erwähnten Erlaß des Kaisers berufen, der mit strengen Worten rügt was da fehlte, aber gewiß nicht im Augenblick nachzuholen, oder ohne Weiteres durch einen Tages-Befehl bei der Parole zu schaffen war. Auch wäre dann hier noch mehrfacher Mängel der Organisation, der Heeres-Verwaltung, — der Verwaltung überhaupt zu gedenken.

Doch lassen wir jene so oft laut, selbst leidenschaftlich ausgesprochene Ansicht einen Augenblick gelten — dann stehen wir vor der Frage: ist es denn etwa nur zufällig daß die obere Leitung so war, wie wir sie gesehen und erlebt haben?

Gewiß nicht! keineswegs! — Die Erscheinung hat vielmehr ihren tiefliegenden Grund in der Gesammt-Geschichte Oesterreichs wie sie sich gestaltet hat, seitdem mit Ferdinand II. ein engherziger

Ultramontanismus, des lebendigen Geistes Feind, zur Herrschaft gekommen war; in dem Zustand des Ganzen den sie geschaffen hat.

Wir glauben sagen zu dürfen: diese Art der Heeresleitung ist aus den gesammten staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen Oesterreichs, aus dem Geist der in dem Ganzen waltet, als ein nothwendiges Ergebniß hervorgegangen.

Wir dürfen wohl fragen, wo denn das Bessere herkommen sollte, bei einem Bildungswesen, das planmäßig darauf ausging, den Geist zu lähmen und die Charaktere zu brechen. Die kühne Hoffnung, daß diese Verhältnisse so bald von Grund aus umgestaltet werden könnten, hegt wohl Niemand; wir müssen uns daher darauf gefaßt machen, daß auch in künftigen Kriegen die Leitung der österreichischen Heere im Wesentlichen so beschaffen sein wird, wie wir sie in diesem letzten gesehen haben.

Anmerkungen.

Kaum waren, nach dem erfolgreichen Feldzug von 1859, elf Jahre verflossen, da brach das napoleonische Kaiserreich zum dritten Mal zusammen. Es war an den Klippen gescheitert, die ein irgend aufmerksamer Beobachter schon im Jahr 1859 gewahren konnte. Weiblicher Einfluß hatte in der Zwischenzeit immer weiter gefuhrt, auf der Bahn schlecht berechneter Begunstigung ultramontan-klerikaler Bestrebungen — und ein auswärtiger Krieg der unpopular wurde, weil er unglücklich verlief, führte dann unmittelbar die Katastrophe herbei — nachdem die Armee zertrümmert war. Dieser letztere Umstand ist dabei gar sehr zu beachten. So lange nicht die Armee zertrummert, oder — wie bei Metz — in ihrer Thätigkeit durchaus gelähmt war, konnte die Republik in Frankreich schwerlich in solcher Weise eingeführt werden wie geschehen ist.

Napoleon III. hatte sich in seiner auswärtigen Politik — deren Plane oftmals als man glauben sollte, in etwas phantastischer Weise in das Weite gingen — mehrfach verrechnet.

So zuerst in Beziehung auf die Expedition nach Mexiko, die bekanntlich dienen sollte die Ausfuhrung sehr weit reichender aber etwas luftiger Plane einzuleiten. Ein französisches Protectorat sollte sich von Mexiko aus über alle Staaten romanischer Zunge in Amerika ausdehnen. Napoleon wußte sehr wohl daß die siegreiche Selbständigkeit der conföderirten Südstaaten Nordamerika's, eine Spaltung der Vereinigten Staaten, die neue politische Combinationen herbeifuhrte, die nothwendige Bedingung des Gelingens war; er war demgemäß geneigt und bereit die Südstaaten selbst mit den Waffen zu unterstützen. Aber er wußte auch sehr wohl, daß er das nur im Verein mit England wagen konnte. Er rechnete auf England, und darin lag sein Irrthum — sein unverzeiblicher Irrthum dürfte man wohl sagen; denn er konnte und mußte wissen, daß Lord Palmerston und Rußland nicht die Leute dazu waren sich auf so weit aussehende Dinge einzulassen. Der schlechte Erfolg dieses Unternehmens hat dem Kaiserreich ganz unberechenbar geschadet — denn nichts verzeibt die National-Eitelkeit des französischen Volks weniger als ein solches Mißlingen in dem Frankreich in einer oder anderer Weise gedemuthigt scheint.

Ein zweites Mal verrechnete sich Napoleon in Beziehung auf den Zwist um die Elbherzogthumer. Er hatte sich ein falsches Bild von der Politik Preußens

gemacht, und hielt namentlich den Staatsmann der in Preußen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, für ein Mitglied und ein Werkzeug einer unbedingt reactionären Partei. In Folge dessen glaubte er, daß die preußischen Truppen — im Verein mit Oesterreichern — eigentlich nur um jede deutsche und liberale Bewegung in den Elbherzogthümern zu unterdrücken, und diese Lande schließlich in einer oder anderer Weise den Dänen wieder auszuliefern, an die Eider rückten. Daß er solchem Irrthum verfiel, läßt sich wohl erklären, wenn man sich erinnert wie weit verbreitet Befürchtungen dieses Inhalts zur Zeit auch in Deutschland waren. Lenkte die Politik Preußens in solche Bahnen, dann wollte Napoleon als der wahre Schirmvogt aller echt deutschen Interessen auftreten, und sich der Selbständigkeit der streitigen Herzogthümer unter einem deutschen Fürsten annehmen. Das dankbare Deutschland konnte ihm dann, so glaubte er, als Lohn für solche That, die deutschen Lande auf dem linken Rheinufer nicht versagen, besonders da doch nur Preußen sie verloren hätte. Die erregte Phantasie, die sich in erwünschten Vorstellungen erging, glaubte sogar noch Größeres, noch schönere Möglichkeiten in nicht all' zu großer Ferne zu sehen: einen Deutschen Bund von dem Oesterreich und Preußen, als den deutschen Interessen untreu geworden, ausgeschlossen wären; mit anderen Worten, einen wieder hergestellten Rheinbund unter französischem Protectorat. In welchem Umfang war dann Napoleon's I. großes Werk neu begründet und vollendet! — welche Befriedigung für das französische Volk. Der Neffe seines Onkels blieb daher auch taub gegen alle Aufforderungen zu Gunsten Dänemarks einzuschreiten, wie dringend sie auch wiederholt werden mochten. Wie er sich auf seinem Weg mit England abzufinden dachte, bleibt freilich ein Räthsel. Vorläufig hatten Palmerston und Russel keine Ahnung von seinen Plänen, und glaubten auch nicht daran, als sie von besser Unterrichteten darauf aufmerksam gemacht wurden.

Ein weiterer Rechnungsfehler lag dann der Haltung Napoleon's III. im Jahr 1866 zum Grunde Der französische Kaiser wünschte den Krieg Preußens gegen Oesterreich — ja er wollte ihn ausdrücklich, aber nur weil er überzeugt war daß Preußen in diesem Kampf unterliegen würde. Dann wollte er als Retter Preußens auftreten, — und sich dafür die deutschen Provinzen auf dem linken Rheinufer abtreten lassen. Er förderte in jeder Weise den Abschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Italien, weil er glaubte daß Preußen, ohne dieses Bündniß, nicht den Muth haben werde den Kampf mit Oesterreich aufzunehmen. Ob dieses Bündniß geschlossen wurde oder nicht, hing in der That großentheils von ihm ab, da zur Zeit General La Marmora an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Italiens stand — stets jedes Winks aus Paris gewärtig, und gewohnt erst dort anzufragen, sobald ein Entschluß von Bedeutung zu fassen war. — Als dann das Bündniß glücklich geschlossen und der Krieg unvermeidlich geworden war, suchte freilich Napoleon wieder die Kriegführung von Seiten Italiens so viel als möglich zu lähmen, damit Preußen in Deutschland um so gewisser besiegt werde. Der rasche Erfolg der preußischen Waffen war in Paris vollkommen unerwartet — und eben so unerwünscht! — Die großen, hoffnungsreichen Pläne Napoleon's waren damit für diesmal wieder zertrümmert!

Am verhängnißvollsten — wenn auch an sich nicht eben irrthümlicher als andere auch — sind die Rechnungsfehler geworden, die Napoleon (1870) veranlaßten Preußen in so frevelhafter Weise zum Kampf herauszufordern. Er bedurfte dieses

Krieges um seinen wankend gewordenen Thron neu zu befestigen, und hatte nicht entfernt einen Grund zu glauben, daß er etwa unpopulär werden könnte. Das war auch gerade dieser Krieg in den maaßgebenden Kreisen Frankreichs ganz und gar nicht, und um so weniger da der Erfolg in den Augen der Franzosen im Allgemeinen nicht im mindesten zweifelhaft, der Sieg selbstverständlich war. Die herrschende Stimmung war in Folge der Ereignisse von 1866 eine wesentlich andere geworden als 1859. Man muß gesehen haben wie vielfach man sich in den höheren gesellschaftlichen Kreisen in Frankreich durch die Erfolge der preußischen Waffen gereizt und verletzt fühlte, als seien diese Erfolge ein Frankreich zugefügtes Unrecht; wie namentlich auch die Damen sich gar nicht darüber beruhigen konnten daß irgendwo andere Fahnen als die französischen siegreich waren. — In den mittleren Regionen der bürgerlichen Gesellschaft sprach man wohl auch jetzt noch von den Segnungen des Friedens und den Nachtheilen jedes Krieges, aber der leichtsinnige Dünkel, das Verlangen Preußen zu demüthigen, überwogen auch in diesen Kreisen. Ein erster Erfolg, und hoch loderten vollends die Flammen der Begeisterung in ganz Frankreich empor! — Wie hätte man patriotisch geschwärmt für diesen *gerechten* Krieg, der zum Zweck hatte die *gerechtesten* aller Forderungen zu befriedigen und dem französischen Reich seine natürliche Grenze, den Rhein wieder zu geben.

Erinnern wir uns nur wie die leichtfertigen Reden Gramont's und Olivier's in der französischen Deputirten-Kammer aufgenommen wurden; wie dieser Krieg zur Zeit selbst von den Wenigen beurtheilt wurde, die ihn, wie Thiers, widerriethen, oder von denen die ihn tadelten, als er unglücklich ging und weil er unglücklich ging. Hat je ein Franzose sich erkühnt zu sagen daß dieser Krieg ein ungerechter, daß er einfach ein Frevel war? — Keineswegs! — Man hat ihn nur als nicht „opportun" getadelt, als schlecht vorbereitet und eingeleitet. — Weder Thiers noch sonst wer hat je in einem anderen Sinn darüber gesprochen.

Napoleon rechnete auf Verbündete in diesem Kriege — nicht ganz ohne Grund Er hatte in seinen Berechnungen nur einen Umstand übersehen. Er hatte nicht gehörig beachtet wie sehr die Entfaltung einer Macht Preußens wie sie sich im Jahr 1866 gezeigt hatte, als eine unerwartete Erscheinung überrascht und imponirt hatte Selbst wer Preußen und dem werdenden Deutschland feindlich gesinnt gegenüber stand, war vorsichtig geworden, und wollte erst sehen welche Wendung der Krieg wohl nehmen werde. Siegten die Franzosen bei Wörth und Spichern — dann hätten sich die Verbündeten wohl gefunden. Da sie in einer Weise besiegt wurden, die keinen Zweifel in Beziehung auf die Ueberlegenheit der deutschen Waffen ließ, wollte niemand mehr der Verbündete Frankreichs sein. Selbst der General La Marmora der den Feldzug als amateur im Hauptquartier der französischen Armee mitmachen und den französischen Feldherren mit seinem Rath beistehen wollte, stellte die Reise dorthin ein.

Das französische Heer war zertrümmert — der Kaiserthron brach zusammen — die Republik wurde proclamirt, eigentlich blos weil die Entscheidung — wie in Frankreich in solchen Augenblicken immer — der Bevölkerung der pariser Vorstädte anheim fiel, und weil keine andere Combination zur Hand war.

Und ist nun die Republik in Frankreich einigermaaßen sicher begründet? — Versprechen die gegenwärtigen Zustände des Landes von Dauer zu sein? — Zu

wünſchen wäre es, aber es ſcheint leider fraglich, obgleich die republikaniſche Verfaſſung ſich bereits eine längere Reihe von Jahren erhalten hat als man erwartete, und darin ſchon eine gewiſſe Bürgſchaft für die Zukunft geſehen werden könnte. Eine gewiſſe Schwäche der Republik liegt wohl darin daß dieſe gemäßigte, conſervative, zahme Republik, den eigentlichen, entſchiedenen Republikanern — die man vorzugsweiſe in den Arbeiter-Viertheilen zu Paris ſuchen muß — keineswegs auch nur entfernt genügt. Sie iſt in den Augen dieſer Republikaner gar keine Republik, ſondern die Herrſchaft der bourgeois, die „das Volk" unterdrücken; ihr Ideal ſind und bleiben die Zuſtände von 1793; was ſie wünſchen und wollen hat die kurze Herrſchaft der Commune gezeigt. —

Die gegenwärtige Republik kann dieſen entſchiedenen Republikanern gegenüber nur durch die Armee aufrecht erhalten werden; — und wird die Armee ſie immer aufrecht erhalten wollen? — Das iſt die Frage von deren Beantwortung durch die That die Zukunft Frankreichs abhängt.

Wir dürfen dabei nicht vergeſſen wie ſchroff geſchieden in Frankreich die Armee und die bürgerliche Welt einander gegenüber ſtehen. Das Kaiſerreich Napoleon's I. war der Armee genehm, weil es jedem Officier, und angeblich auch jedem Soldaten die glänzendſten Ausſichten eröffnete, und weil überhaupt der Militair zu der Zeit allein in Frankreich etwas war und galt. — Die Herrſchaft der Bourbons älterer Linie wollte dagegen der Armee durchaus nicht zuſagen, ſchon weil dieſe Fürſten den Ruhm der napoleoniſchen Kriege, die ſtolzen Erinnerungen des Heeres, von ſich wieſen und als Frevel betrachtet wiſſen wollten; der Emigrirten nicht zu gedenken, die als höhere Officiere eingeſchoben wurden — oder der gardes du Corps, der Schweizer-Garden, mit denen ſich die Bourbons umgaben, und die für die übrige Armee ein Gegenſtand des Neides und des Haſſes waren. Ueberhaupt ſah die Armee den alten Hofadel an die Stelle treten, die, wie ſie meinte, ihr gebührte, und ſie fühlte ſich vernachläſſigt und zurückgeſetzt. Nur die Garde-Regimenter ließen ſich in den Juli-Tagen 1830 durch ihre, nach ihren politiſchen Geſinnungen gewählten Officiere beſtimmen, für Karl X. zu fechten, und auch die nicht mit nachhaltiger Ausdauer. Die Linientruppen gingen ſofort zum Volk über.

Auch das allzu bürgerliche Königthum Louis Philippe's gefiel der Armee nicht. Sie nahm wieder nicht die erſte Stelle im Staat ein. „Péquins" — Philiſter — parlamentariſche Schwätzer, hableurs, wie ſie die Leute nannte, ſpielten die erſte Rolle; die Armee fühlte keinen ſonderlichen Beruf dieſes Staatsweſen und den Thron des Bürgerkönigs aufrecht zu erhalten. Sie ſah ziemlich gleichgültig zu wie der Bau zuſammenſtürzte. Mit welchem Behagen jagte ſie dagegen an dem berühmten 2. December die regierenden Péquins, die parlamentariſchen Schwätzer auseinander! — Mit welchem Behagen trieb ſie das Volk zu Paaren, als es ſich darum handelte einen Napoleoniden, und mit ihm alle Erinnerungen und alle Anſprüche aus einer unvergeßlichen Zeit, auf den neu hergeſtellten Kaiſerthron zu erheben!

So weit ſich urtheilen läßt, ſcheint die Republik in Frankreich nur unter der Bedingung möglich zu ſein, daß ein hochgeachteter Militär als Präſident an der Spitze ſtehe. Selbſt Thiers vermochte ſich als Präſident nicht zu behaupten. Jetzt geht Gambetta offenbar darauf aus früher oder ſpäter den Präſidenten-Stuhl einzunehmen. Er zeigt ſich gemäßigt um es dem bourgeois recht zu machen. Sollte

es ihm gelingen, dann könnte wohl Napoleon IV. schöne Aussichten gewinnen, bei nächster Gelegenheit durch die Armee auf den Thron erhoben zu werden. Denn wie die französische Armee nun einmal für jetzt, und auch wohl noch auf lange Zeit ist, wird sie sich schwerlich unter der Herrschaft eines Pequins sonderlich befriedigt fühlen.

Sollte sich die Armee wieder einmal veranlaßt fühlen die Verfassung Frankreichs umzugestalten, wie am 18. Brumaire oder 2. December, so würde sie eben nur die Bevölkerung der pariser Arbeiter-Viertheile zu bekämpfen haben. Im ganzen übrigen Frankreich regt sich schwerlich auch nur eine Hand um die Republik zu vertheidigen. Darüber dürfen uns glänzende Reden, Ovationen und Huldigungen die den republikanischen Führern auf Rundreisen dargebracht werden, nicht täuschen.

Was die Republik erhält, ist, abgesehen von dem Umstand daß die monarchischen Parteien, drei an der Zahl, sich gegenseitig hemmen, genau dasselbe im öffentlichen Leben wirksame Element, durch welches das Kaiserthum lange gehalten worden ist, so wenig es beliebt sein mochte: die Scheu vor neuen Erschütterungen. Die Republik ist einmal da — deshalb läßt man es dabei bewenden, lieber als daß man es auf neue Gewaltthätigkeiten und Unruhen wagte. Aber jedes andere Staatswesen das ein Gewaltstreich unversehens an die Stelle der Republik gesetzt hätte, wäre dann auch eben da, und könnte nicht ohne neue Erschütterungen wieder beseitigt werden; man ließe es gelten. Um so bereitwilliger wenn es etwa durch einen Kampf mit den rothen Republikanern begründet worden wäre.

---

[1]) Mit dem was ich hier nach eigener Anschauung berichtet habe, möge man vergleichen was mein verstorbener, hochverehrter Freund, General v. Brand, in seinen Aufzeichnungen, von den Manoeuvren erzählt, denen er in Frankreich beigewohnt hat.

[2]) Es versteht sich wohl von selbst daß ich an dieser Stelle keineswegs die Ueberlegenheit gezogener Geschütze über glatte Rohre in Zweifel ziehen wollte. Ich wußte was in der preußischen Artillerie vorbereitet wurde. Was ich im Sinn hatte als ich diese Zeilen schrieb — und was ich auch darin angedeutet zu haben glaube — war, daß meines Erachtens, gezogene Geschütze Hinterlader sein mußten um zweckmäßig zu sein — und zumal wenn sie aus dem gewöhnlichen Stückgut hergestellt werden sollten, das so leicht durch Erhitzung weich wird.

[3]) Nach den gesetzlichen Vorschriften soll allerdings ein Drittheil der Officierstellen der Mannschaft vorbehalten bleiben, aber da es ganz dem Belieben der Obersten überlassen ist, welche Unterofficiere er in seinem Regiment zur Beförderung zu Officieren vorschlagen will, da ihn dabei keinerlei genauere gesetzliche Bestimmungen irgend beschränken, gestalten sich die Dinge in der Ausführung in solcher Weise, daß in der That nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Officiere aus der pflichtigen Mannschaft hervorgeht; aus denen die als Rekruten, als „Conscrits" zum Regiment gekommen sind. — Es treten nämlich Jahr aus Jahr ein junge Leute aus den gebildeteren Ständen, um die Officier-Carriere zu machen, als Freiwillige, d. h. als gemeine Soldaten, unmittelbar bei den Regimentern ein. Das sind junge Leute denen das Aufnahme-Examen zu St. Cyr nicht gelungen ist, oder für die sich da keine Vacanzen zu gelegener Zeit gefunden haben, oder die aus irgend anderen, aus

Familiengründen, die Aufnahme in das Cadetten-Corps nicht gesucht haben. Diesen jungen Leuten wird natürlich das der Mannschaft vorbehaltene Drittheil der Officierstellen vorzugsweise zu Theil. Gleich vielen Generalen ist auch der Marschall Bazaine aus dieser Klasse hervorgegangen.

Ein Jeder, dem die wirklichen Verhältnisse in Frankreich irgend bekannt sind, konnte es freilich nur mit Lächeln vernehmen, daß so viele die bei uns gern die Armee nach französischem Zuschnitt reformirt hätten, triumphirend gerade Bazaine als Beispiel anführten, daß wirklich, wie Napoleon einmal gesagt hat, in der französischen Armee jeder gemeine Soldat den Feldmarschall-Stab in seinem Tornister trägt. — Bazaine ist der Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Rechtsgelehrten, der eine bedeutende Stelle in der Magistratur inne hatte, und dessen Bruder, ein Zögling der pariser Polytechnischen Schule, es in Rußland, in dem militairisch-organisirten Civil-Ingenieur-Corps, bis zum General-Lieutenant gebracht hatte.

Die Zahl der Officiere die wirklich aus der pflichtigen Mannschaft hervorgeht ist in Wahrheit in der französischen Armee kaum größer als in der österreichischen oder zumal in der russischen. Die höchste Stufe die ein solcher „troupier" erreicht, wenn er nach langen Dienstjahren als Unterofficier endlich Officier geworden, ist Rang und Stellung eines Capitaine-aide-major, d. h. eines Bataillons-Adjutanten mit Hauptmanns-Rang. Für diese Stellung werden in Frankreich altgediente Feldwebel vorzugsweise geeignet gehalten, und sie fällt ihnen um so gewisser zu, weil die silbernen Epaulettes die der Capitaine-aide-major zur Unterscheidung von allen anderen Hauptleuten trägt, von den Officieren die auf höhere Stellungen im Heere hoffen, nicht eben gesucht werden.

Diese silbernen Epaulettes sind der Marschallstab den der Soldat in seinem Tornister hat.

[4]) Aus dem Gang der Ereignisse während des Feldzugs 1870—71, scheint sich zu ergeben daß ich die französische Generalität ein Jahrzehent früher, wohl etwas zu günstig beurtheilt haben könnte. Doch hat es den Franzosen in diesem letzten Kriege nicht sowohl an brauchbaren, selbständigen Divisions-Generalen gefehlt, als an tüchtigen Feldherren, die überhaupt und überall etwas selten sind.

Der französische Generalstab freilich hat sich sehr wenig bewährt — selbst den Handlanger-Diensten nicht gewachsen gezeigt, die von ihm erwartet wurden.

Eine gewisse Nachlässigkeit im Vorposten-Dienst, die auch manchen Nachtheil mit sich brachte, war nicht eigentlich etwas Neues in der französischen Armee. Sie tritt auch in den napoleonischen Feldzügen der glänzendsten Zeit an gar vielen Stellen bemerkbar genug hervor. Nur daß alle Nachtheile die daraus hervorgehen konnten, weit überwogen wurden durch die geniale Ueberlegenheit der höheren Führung — und überhaupt schon deshalb kaum in schwerwiegender Weise fühlbar werden konnten, weil die französische Armee immer die überlegene, immer in der Initiative blieb, das Gesetz gab auf dem Kriegsschauplatz, und die Ereignisse in raschem Gang erhielt. —

[5]) Selbst Portugiesen sind darunter, z. B. die Familie Sylva-Tarouca.

[6]) Springer sagt in seiner höchst werthvollen Geschichte Oesterreichs, der inneren Politik Oesterreichs habe keine solche Berechnung zum Grunde gelegen; man erweise ihr zu viel Ehre indem man dergleichen voraussetze. Es habe da eine vollkommene Gedankenlosigkeit gewaltet.

Ich kann natürlich nur den Eindruck wiedergeben, den der Gang dieser Politik den unterrichteten und denkenden Zeitgenossen machte.

[7]) Die Skizze der Kriegs-Ereignisse welche dieser letzte Abschnitt des Aufsatzes enthält, ist im Juli, August und September 1859 geschrieben, zu einer Zeit also wo selbst in Beziehung auf das Thatsächliche nur ein sehr ungenügendes Material vorlag. Es konnte hier also eigentlich nichts wiedergegeben werden als der Eindruck den die Ereignisse zur Zeit selbst in Deutschland und in ganz Europa machten, — das Urtheil über die Kriegführung wie sie sich auf beiden Seiten entfaltete, das sich im Augenblick der That bildete, gleichsam den Ereignissen auf der Spur folgte — und die in jenen Tagen herrschende Stimmung wie sie sich demnach gestaltete.

Jetzt, nach Jahren, sind wir natürlich über den Gang der Ereignisse besser unterrichtet — und selbst über die Motive des Handelns die im österreichischen Hauptquartier, in den verschiedenen Phasen des Feldzugs bestimmend wurden. Wir sind von österreichischer Seite, wenn auch nicht ganz vollständig und erschöpfend, doch in ausreichender und zuverlässiger Weise aufgeklärt worden. Von französischer Seite freilich nur in der rhetorisirenden Art auf die man von dorther gefaßt sein muß, und die nicht zu unbedingtem Glauben an die Treue der Darstellung auffordert. Man muß sich eben ein- für allemal sagen daß die französische Behandlung der Zeitgeschichte und vor Allem der Kriegsgeschichte nicht vorzugsweise zur Aufgabe hat die Wahrheit objectiv zu Tage zu bringen. Sie soll dem National-Gefühl genügen und wohlthun — und ist vielfach darauf berechnet in einem oder anderem Sinn erwünschte Stimmungen hervorzurufen. Wer in Frankreich einfach die Wahrheit sagen wollte, über Siege oder Niederlagen französischer Heere, liefe Gefahr als schlechter Franzose und Patriot verurtheilt und sehr übel behandelt zu werden. Darauf hat es auch Thiers nichts ankommen lassen.

Auf österreichischer Seite ist übrigens, beiläufig bemerkt, außer der von dem Generalstab redigirten Geschichte des Feldzugs, auch noch eine kleine Schrift die 1867 bei Otto Wigand in Leipzig erschienen ist —: „Der Feldzug in Italien 1859" in mancher Beziehung beachtenswerth, obgleich darin eine Erbitterung waltet die möglicherweise auch persönliche Gründe haben konnte. Sie rührt unstreitig von einem österreichischen Officier her, der den Feldzug in günstiger Stellung mitgemacht hat, und nach einigen Einzelnheiten zu schließen die beigebracht werden, vermuthlich von demjenigen Officier der zur Zeit Chef des Generalstabs bei dem 7. Armee-Corps (Zobel) war. —

Mit dem Material ausgerüstet das jetzt zur Verfügung steht wäre es natürlich sehr leicht gewesen diese flüchtig hingeworfene Skizze umzuarbeiten; aber welchen Zweck hatte das haben können? — Ueber den wirklichen Hergang ist man jetzt anderweitig genügend unterrichtet. So wie der Aufsatz im Spätsommer 1859 geschrieben wurde, kann er vielleicht als Zeichen seiner Zeit einiges Interesse in Anspruch nehmen; — als Ausdruck der Verwunderung welche der Verlauf des Feldzugs allgemein hervorrief — der Enttäuschung müssen wir wohl sagen. So hatte sich niemand die österreichische Kriegführung gedacht!

Groß, sehr groß, war die Verwunderung aller der ultramontan und reactionär Gesinnten, die damals den eigentlichen Anhang Oesterreichs außerhalb seiner eigenen Grenzen bildeten; — größer vielleicht noch die Verwunderung der wenigen Aus-

wärtigen, die da wußten welchen riesenhaften Plänen diese Kriegführung als Mittel der Ausführung dienen sollte.

[8]) Daß man suchen müsse die Piemontesen zu schlagen ehe die Franzosen herangekommen sein konnten, lag sehr nahe, so daß kaum irgend jemand darüber im Zweifel sein konnte. Auch dem Grafen Gyulai war dieser Gedanke nicht fremd geblieben, wie wir jetzt aus den Eingaben ersehen, die er (am 25. April) an die „Militär-Central-Kanzlei" zu Wien richtete. Auch dachte er sich nicht die feindliche Armee, wie damals ziemlich allgemein aus seinen Operationen gefolgert wurde, auf der Straße von Novara nach Turin aufgestellt wie 1849; er wußte daß nur eine feindliche Division an der Dora Baltea, die Hauptmacht der Piemontesen aber bei Alessandria und Novi stand.

Das Natürliche und Naheliegende, das auch er dafür erkannte, den entschlossenen Angriff auf die piemontesische Armee, unternahm er nicht, theils weil er glaubte daß es dazu bereits zu spät sei — besonders aber weil er sich mit kaum 100,000 Mann die unter seinen Befehlen vereinigt waren, zu schwach fühlte zu solchem Beginnen. — Das Alles konnten wir Zuschauer damals nicht wissen, am wenigsten konnten wir voraussetzen daß Oesterreich zu dem Krieg den es herausgefordert hatte und im selbstgewählten Augenblick begann, nur eine ungenügende Heeresmacht versammelt hatte. Wir sahen eben nur die befremdende Thatsache, daß das Natürliche und Naheliegende nicht geschah.

Ob nicht ein unternehmender und siegesgewisser Feldherr dennoch hätte den Versuch wagen können, gleich zu Anfang entscheidende Schläge zu führen, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls hätte dazu ein Selbstvertrauen gehört, das nicht jedem gegeben, und zu dem auch nicht jeder berechtigt ist.

Im Allgemeinen aber, muß zugegeben werden daß Gyulai's Kriegführung, oder doch sein Gebahren während der ersten Wochen des Feldzugs, jetzt, wo alle Einzelnheiten und lähmenden Verhältnisse bekannt sind, — wie das so oft der Fall ist — in einem etwas minder ungünstigen Licht erscheint, als damals, wo man sie nur ihren allgemeinen Umrissen nach kannte, und namentlich nicht wußte wie ungenügend er ausgerüstet war. — Um so schwerer aber fällt die Verantwortung auf die Faiseurs zu Wien zurück, die sich mit ihren großartigen Plänen in ein gar seltsames Labyrinth verwickelt hatten. — Man hatte in Italien ein für den Angriff ungenügendes Heer, weil die Hauptmacht Oesterreichs für den Krieg am Rhein und den Zug nach Paris aufgespart werden sollte, — und fast könnte es scheinen als sei das Vorrücken dieses unzureichenden Heers über den Ticino von Wien aus weniger als militairische, denn als politische Maaßregel verfügt worden; als ein Mittel den Krieg nur erst überhaupt in Gang zu bringen, mit dem es dann am Rhein und an der Seine Ernst werden sollte. Das Vorrücken gehörte zu dem Ultimatum, denn auf ein gebieterisches Entweder — oder, mußte irgend eine That folgen, wenn es sich nicht sehr seltsam ausnehmen sollte.

Jedenfalls bleiben noch vielerlei Räthsel und Widersprüche zu lösen. War man in Beziehung auf den militairischen Erfolg dieser angedeuteten Offensive gegen Piemont zunächst, — in Erwartung des Kriegs am Rhein — gleichgültig am Hof zu Wien? -- Oder wünschte und erwartete man militairische Erfolge auch in Italien? — War das Erstere der Fall, warum wurden dann unmittelbar nach dem Ultimatum und ehe sich die Lage in Deutschland weiter geklärt hatte, ehe man

glaubte auf den Feldzug am Rhein verzichten zu müſſen, ſo namhafte Verſtärkungen nach Italien geſendet? — War das Letztere der Fall, warum wurden dann die ſo oft verlangten Verſtärkungen, deren Nothwendigkeit Gyulai wiederholt dargethan hatte, erſt unmittelbar nach dem Ultimatum, nach Italien in Bewegung geſetzt, und nicht unmittelbar vorher?

Oder, glaubte man in dem Augenblick in welchem das Vorrücken über den Ticino angeordnet wurde, daß der Krieg am Rhein ſofort herbeigeführt werden könne, und überzeugte man ſich dann ſchon in den nächſten Tagen daß es damit wenigſtens ſo ſchnell nicht gehen werde; daß man inzwiſchen für eine erfolgreiche Kriegführung in Italien ſorgen müſſe, da es allerdings den diplomatiſchen Beſtrebungen Oeſterreichs zu Berlin und am Bundestage nicht förderlich ſein konnte, wenn die öſterreichiſchen Waffen am Po ſchlecht beſtanden?

In den Telegrammen, die Graf Gyulai aus Wien erhielt, ſcheint etwas der Art angedeutet. Jedenfalls aber beweiſt dieſes plötzliche Uebergehen von einer beſtimmten Reihe von Maßregeln zu einer anderen, dem Weſen und der Bedeutung nach verſchiedenen, daß die Pläne, die man zu Wien verfolgte, dort, wenigſtens was die Mittel der Ausführung betrifft, nicht ausreichend durchdacht waren.

*) Wir wiſſen jetzt daß Gyulai nicht in der Vorausſetzung, die feindliche Armee dort zu treffen und eine neue Schlacht bei Novara herbeizuführen, nach Vercelli zog — aber wir wiſſen in Wahrheit auch jetzt noch nicht, was wir uns bei ſeinen Operationen eigentlich denken ſollen.

Der öſterreichiſche Generalſtabs-Offizier vom 7. Armee-Corps ſagt, man habe eine Offenſive auf Turin „fingiren" wollen, und die Unternehmungen am Po am 3. Mai hätten lediglich zum Zweck gehabt die linke Flanke der öſterreichiſchen Armee während dieſes Vorſtoßes zu decken. — Gyulai ſelbſt dagegen ſpricht, wenigſtens nachdem er das Unternehmen wieder aufgegeben hatte, als ſei es wirklich ſeine Abſicht geweſen bei Valenza und Baſſignano über den Po zu gehen und auf den Höhen von S. Salvatore eine Schlacht zu ſuchen. Sollte es ihm wirklich damit Ernſt geweſen ſein, am 3. Mai, nachdem er bereits am 25. April erklärt hatte, es ſei zu ſpät dazu? — Gar ſeltſam muthet es uns an, daß er dabei ſelbſt die höchſtgeſtellten Generale unter ſeinen Befehlen, die Führer der Armee-Corps, in vollſtändiger Ungewißheit darüber ließ, ob wirklich der Uebergang über den Po erzwungen werden, oder ob das Ganze nur eine Demonſtration ſein ſollte. War er etwa darüber mit ſich ſelbſt noch nicht im Reinen? — Darüber ging die Gelegenheit verloren, ſich der ſtehenden Po-Brücke bei Valenza zu bemächtigen, was, wie der Fürſt Edmund Schwarzenberg meinte, im erſten Augenblick thunlich und ſogar leicht geweſen wäre. Gyulai ſagt, die Ankunft der Franzoſen bei Aleſſandria habe ihn veranlaßt — oder gezwungen — ſeinen Plan aufzugeben.

Nun folgt der Vormarſch auf der Straße von Novara nach Turin; und dieſen giebt Gyulai, nachdem er wieder aufgegeben war, gerade umgekehrt für eine Demonſtration aus, während doch Einzelnheiten ſeiner Anordnungen auf die Vermuthung führen daß doch etwas Ernſtliches beabſichtigt geweſen ſein könnte. So namentlich der Umſtand daß der Belagerungs-Artillerie-Train, mit dem die Armee ausgeſtattet war, der Bewegung zunächſt bis Mortara und zum Theil ſelbſt bis Vercelli folgen ſollte. Belagerungs-Artillerie nimmt man doch wahrlich nicht zu

Recognoscirungen und Demonstrationen mit! Wozu man sie zu verwenden dachte, bleibt freilich unaufgeklärt.

Gyulai gab, seinem Bericht zufolge, das Unternehmen — oder die Demonstration — wieder auf, weil er erfuhr daß selbst die an der Dora Baltea aufgestellten Piemontesen nach Alessandria abmarschirt waren; daß nicht eine feindliche Heeresmacht herbeieilte um Turin zu schützen, der Feind vielmehr Turin unbedingt preisgab, um sich in Gyulai's linker Flanke zu concentriren. Daß der österreichische Feldherr daraufhin anhielt und umkehrte, ließe sich wohl erklären, denn ein Sieg war nun in der Richtung auf Turin nicht mehr zu erfechten, — der vorüber gehende Besitz dieser Hauptstadt entschied nichts — dagegen konnte der Feind in der linken Flanke gefährlich werden. — Eigenthümlich aber ist, in welcher Weise Gyulai sich in seinen Berichten darüber äußert. Er glaubt durch seinen Vorstoß gegen Turin bewirkt zu haben, daß die wenigen Piemontesen von der Dora weg nach Alessandria gezogen wurden — und hält das für einen Erfolg! Er glaubte damit jede Gefahr eines feindlichen Angriffs über Vercelli und Novara auf die Lombardei entschieden beseitigt — und war überzeugt daß er, sich nunmehr auf die abwartende Vertheidigung beschränken und seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Po-Strecke vom Tanaro bis Stradella richten könne. Daß er den Fluß-Uebergang des Feindes, wenigstens überwiegend wenn nicht mehr, bei Stradella erwartete, geht aus seinen eigenen Worten deutlich genug hervor.

Folgerichtigkeit und Zusammenhang, eine entschiedene Klarheit des Denkens und des Wollens läßt sich in diesem Hin-und-Her nicht wahrnehmen. Der österreichische Generalstabs-Offizier deutet an, Graf Gyulai habe von Anfang an nichts Anderes beabsichtigt als — da er einmal über den Ticino gehen sollte und mußte — eine abwartende Stellung in der Lomelina einzunehmen. Er habe jede andere Operation für unmöglich gehalten, und sowohl die Unternehmungen am Po als den Marsch nach Turin nur angeordnet, um die „Faiseurs" in Wien durch Vorgeben zu beschwichtigen; Ernst sei es ihm damit nie gewesen. Dürfte man diese Deutung unbedingt gelten lassen, so wäre damit Gyulai für seine Person eigentlich noch so ziemlich am besten gerechtfertigt. Es erklärte sich dadurch auch das fast kaum zu begreifende, daß er nämlich die Heertheile führenden Generale in Ungewißheit darüber ließ, ob es Ernst sei mit diesen Operationen oder nicht. Daß es nicht Ernst sei, daß er den Forderungen des Militär-Cabinets zu Wien nur zum Schein genügen, und thatsächlich in einem gerade entgegengesetzten Sinn handeln wolle, konnte er natürlich nicht sagen. Aber die Haltungslosigkeit des gesammten Wesens und Treibens tritt noch greller hervor, wenn wir diese Erklärung annehmen. Es steht gewiß schlimm um die Kriegführung im Ganzen, wenn der Befehl führende General glaubt, die höhere Autorität durch Schein und leeres Vorgeben hinhalten zu müssen, und sich erlaubt das auch wirklich zu thun. —

[10]) Das ist ein Irrthum; am 10. Mai durfte die österreichische Armee nicht mehr hoffen dem Feinde auf dem rechten Po-Ufer mit Ueberlegenheit entgegen zu treten. Aber wir Zuschauer mußten, nach allem was officiel und officiös über die österreichische Heeresmacht in Italien bekannt gemacht worden war — was außerdem vertraulich in befreundeten Kreisen mitgetheilt wurde — wohl glauben daß sie noch immer die Uebermacht habe. — Bestärkt wurde man in diesem Glauben noch

dadurch, daß die französisch-italienische Armee noch immer zögerte, ihrerseits die Offensive zu ergreifen.

[11]) Oesterreichischer Seits wurden zu dieser Recognoscirung 25 Bataillone und 9 Schwadronen, im Ganzen, ohne die Artillerie-Mannschaft, = 23,665 Mann und 68 Stücke Geschütz verwendet. Baraguay d'Hilliers zählte im Ganzen in seinen drei Divisionen zur Zeit nur = 23,655 Mann und 63 Stücke Geschütz.

Wirklich in das Gefecht kamen von Seiten der Franzosen nur die 13 Bataillone der Division Forey, — etwas italienische Reiterei, deren Tapferkeit auch von österreichischer Seite anerkannt wird — und ein Bataillon vom fünften französischen Armee-Corps, das sich, scheint es, zufällig in der Nähe befand —: schwerlich mehr als 10,000 Mann, — wahrscheinlich sogar etwas weniger.

Aber die österreichischen Truppen waren etwas weitschichtig „echelonirt" wie man das nennt, d. h. ziemlich zersplittert. Die Oesterreicher waren überrascht als die Franzosen unerwartet ihrerseits zum Angriff übergingen, ihre zerstreute Aufstellung machte jede einheitliche Leitung unmöglich, ihre Truppen kamen nur abtheilungsweise nach einander in's Gefecht und schlugen sich so, man möchte sagen bruchstückweise, selbst als das Gefecht in der That gar keinen Zweck mehr hatte.

Der Eindruck, den das Gefecht machte, war ein Oesterreich, seiner Politik und seinem politischen Ansehen sehr ungünstiger. Um so mehr da die bisherigen wesenlosen Operationen und die längere Unthätigkeit der österreichischen Armee an der Sesia bereits großes Bedenken erregt hatten. Der Erfolg eines ersten ernsten Gefechts ist in jedem Kriege von sehr bedeutendem moralischen Gewicht; — in dem letzten Krieg gegen Frankreich z. B. zweifelte nach dem Gefecht bei Weißenburg niemand mehr an der Ueberlegenheit der deutschen Waffen. — Hier war das, in Folge der vorangegangenen Enttäuschungen, vielleicht doppelt der Fall; es wäre ein geradezu glänzender Erfolg auf dem Gefechtsfelde nöthig gewesen, um das bereits wankende Vertrauen auf die österreichische Kriegführung wieder aufzurichten.

Man scheint sich das zu Wien gesagt zu haben. Die wirklich maßlose Ueberschwenglichkeit, mit der in den officiösen Zeitungen und Zeitungs-Correspondenzen von der Tapferkeit die Rede war, welche die österreichischen Truppen in diesem Gefecht gezeigt hatten, mochte wohl zum Zweck haben den üblen Eindruck auszugleichen, den der Erfolg und die bisherige Kriegführung überhaupt gemacht haben konnten. Der Zweck wurde den Unbefangenen gegenüber verfehlt. Man sah die Absicht und man war verstimmt. Selbst die eifrigsten, beinahe fanatischen Anhänger Oesterreichs im südlichen Deutschland hatten große Mühe, ihre eigenen Zweifel zu betäuben.

[12]) Bei genauerer Untersuchung erweist sich die Oertlichkeit bei Cremona nicht so günstig als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Die Möglichkeit eines Uebergangs würde hier davon abhängen, ob es einer überschiffenden Truppe gelingt sich der Stadt zu bemächtigen, die sich dann allerdings mit ihren alten Wällen und Gräben zu einem sehr festen Brückenkopf einrichten ließe.

In der Nähe von Casal-Maggiore ließen sich zwei günstige Punkte nachweisen. Der Marsch einer zahlreichen Armee über Stradella stromabwärts am Po entlang hat bis gegen Piacenza hin seine Unbequemlichkeiten, die dadurch bedingt sind daß die Ebene zwischen dem Fluß und dem Gebirge hier nicht sehr breit ist und namentlich bis an den Tidone kaum gestattet, in mehreren Colonnen zu marschiren. Doch

wäre es wohl nicht unmöglich, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Es ließe sich darüber manches sagen — besonders darüber, wie man sich gegen einen Flanken-Angriff von Piacenza her wahren müßte und könnte — doch würde das hier zu weit führen. Zweckmäßig möchte es wohl gewesen sein, den Uebergang über den mittleren Po von länger und weiter her einzuleiten, indem man einen französischen Heertheil von Spezzia über Pontremoli auf Parma vorrücken ließ, um sich von dort aus im gegebenen Augenblick bei Zeiten eines Uebergangspunktes zu bemächtigen. Das fünfte französische Armee-Corps mußte eben nicht blos die Bestimmung haben, den Prinzen (Jerome) Napoleon als Thron-Prätendenten nach Toscana zu geleiten.

Sehr belehrend ist, in Beziehung auf das was von Seiten der Franzosen vor Allem versucht werden mußte, welcher Werth im österreichischen Hauptquartier auf die Sicherheit der Rückzugslinie über Cremona gelegt wurde. Als die unglücklichste Wendung der Dinge unter allen überhaupt möglichen wurde es hier angesehen, wenn man im Fall eines Rückzugs auf die „gefährliche" Rückzugs-Linie über Mailand und Brescia gedrängt wurde. Fand man aber doch in Napoleon's Hauptquartier die Bewegung an den mittleren Po zu schwierig, so möchte der gerade Angriff über die untere Sesia (und die Po-Strecke Frasinetto-Valenza) immer noch besser gewesen sein als die Umgehung über Novara. Er führte schneller zum Ziel — zur Schlacht, welche die Verbündeten suchen mußten — der Erfolg, der in Aussicht stand, war bei beiden Operationen derselbe und es wurde bei dem geraden Angriff weniger gewagt. —

Aus Napoleon's Anordnungen während der Tage bis zum 25. Mai geht mit Bestimmtheit hervor, daß er in Folge des Gefechts von Montebello eine ernstgemeinte Offensive der Oesterreicher von Piacenza aus auf dem rechten Po-Ufer und eine Schlacht bei Voghera oder an der Scrivia erwartete.

Was bedeutete nun die zu gleicher Zeit, eben während dieser Tage ausgeführte Bewegung nach Vercelli? — Sollte sie die Wege bahnen für eine Umgehung, die der französische Kaiser nach einem Siege bei Voghera ausführen wollte — die aber dann gewiß nicht mehr nöthig war? — Oder sollte sie dienen, die Streitkräfte der Oesterreicher zu theilen? — was war dadurch gewonnen, wenn man dazu die eigenen theilte? — Oder sollte blos Garibaldi's Einfall in die Lombardei dadurch erleichtert werden? — Das wäre ein unverhältnißmäßiger Aufwand von Wagniß und Mitteln für solchen Zweck!

Die französischen Quellen geben darüber keine brauchbare Auskunft.

[13]) Der Verlust der Oesterreicher an dem Unglückstage von Palestro betrug 2168 Mann, der Gefangenen können aber nicht viel über 400 gewesen sein, es müßten denn auch eine Anzahl Verwundeter in die Hände der Verbündeten gefallen sein, — was allerdings wahrscheinlich ist. —

[14]) Wenn ein Feldherr unglücklich gewesen ist, verbreitet sich natürlich allgemein die Ansicht, daß er sich seiner Stellung nicht gewachsen gezeigt habe; es kommen vielerlei Anecdoten über ihn in Umlauf, und namentlich wird gewöhnlich erzählt, dieser oder jener der untergeordneten Generale habe dem unfähigen Feldherrn die allerbesten Rathschläge an die Hand gegeben, sei aber leider nicht gehört worden. So wurde denn auch in diesem Fall in Kreisen, die man für die bestunterrichteten halten mußte, erzählt, F.-M.-L. Zobel habe sich erboten, den Feind bei Novara mit drei Armee-Corps anzugreifen, wenn Gyulai sie ihm anvertrauen wolle.

Wir wissen jetzt, daß dem nicht so ist. Zobel hat solchen Rath nicht gegeben und war auch wohl nicht der Mann dazu. Wohl aber sehen wir daß Gyulai selbst, noch immer in dem Wahn befangen, die Hauptmacht des Feindes sei am Po versammelt und der eigentliche Angriff von dort her zu erwarten — daß nach Palestro und Novara nur ein feindlicher Heertheil von etwa 50,000 Mann vorgegangen sei — einen Augenblick mit dem Plan umging, diesen Feind in seiner gewagten Stellung mit drei Armee-Corps anzugreifen. Mit dem 2., 3. und 7. — Liechtenstein, Edm. Schwarzenberg und Zobel — das heißt mit sechs Divisionen, von denen zwei den Tag zuvor ein sehr unglückliches Gefecht bestanden hatten! — Der Versuch wäre ohne Zweifel sehr unglücklich ausgefallen.

Auch sollte sich die Scene bald genug ändern, der gefaßte Entschluß in das entschiedenste Gegentheil umschlagen. Gyulai wurde inne daß die feindliche Hauptmacht zwischen Vercelli, Palestro und Novara versammelt sei und scheint nun plötzlich seine Lage als eine höchst ungünstige empfunden zu haben; seine Charakterfestigkeit reichte nicht weiter, sie reichte nicht aus für eine Lage der Dinge, wie er sie nun sah; er brach entmuthigt zusammen! — Das ist keine bloße Vermuthung, es ist erwiesene Thatsache; der F.-Z.-M. Heß, der Tags darauf in das Hauptquartier gesendet wurde, hatte von dort aus zu berichten, daß er bemüht gewesen sei, den F.-Z.-M. Gyulai „wieder aufzurichten".

In dieser Stimmung wollte Gyulai über den Ticino zurückgehen, ganz gegen die Ansicht des Militair-Cabinets, das jetzt dem Kaiser Franz Josef nach Verona gefolgt war. Oberst Kuhn, Chef des Generalstabs, soll der Ansicht gewesen sein, man müsse die Armee auf dem rechten Ufer des Ticino vereinigen und mit gesammter Macht zum Angriff auf Novara vorgehen. Einen Augenblick scheint sein Einfluß überwogen zu haben; Gyulai wurde bestimmt, die schon erlassenen Befehle zurückzunehmen und den untergebenen Generalen — um 11½ Uhr — zu erklären, daß er sich auf dem rechten Ticino-Ufer behaupten wolle. Doch eine solche erborgte Festigkeit hält sich nicht lange. Schon eine halbe Stunde später — um 12 Uhr — gewann wieder die Entmuthigung das Uebergewicht und Gyulai beschloß in hoffnungsloser Stimmung von Neuem den Rückzug; nicht wie man veranlaßt war zu glauben, um jenseits des Ticino den Feind durch einen Flanken-Angriff aufzuhalten —: er wollte vielmehr sofort bis hinter den Mincio zurück und meldete das seinem Kaiser. Irgend jemand aus seiner Umgebung — vielleicht Oberst Kuhn — scheint dann wieder über ihn vermocht zu haben, daß die Worte, die auf den sofortigen Rückzug an den Mincio deuteten, in seinem Bericht wieder gestrichen wurden und nur von einer Stellung am Ticino, zwischen Magenta und Pavia die Rede war. Vierundzwanzig Stunden später kündigte Gyulai an daß er dem Feinde, der bei Turbigo über den Ticino ging, mit einem Flanken-Angriff entgegentreten werde.

Auch Napoleon's Kriegführung erregt manchen Zweifel. Auffallend ist daß er nicht, wie das nahe lag, die österreichische Armee zur Schlacht aufsuchte und lediglich darauf bedacht war, sich Wege in das Mailändische zu öffnen. Geschah das in der Voraussetzung, daß die Erscheinung französischer und piemontesischer Truppen dort überall, und namentlich in der Hauptstadt der Lombardei, einen Volksaufstand hervorrufen werde, der die Stellung der Oesterreicher bis zum Mincio unhaltbar machen mußte? — War die Umgehung nach Novara überhaupt nur darauf

angelegt, Garibaldi in die Lombardei hinein zu schaffen, ihn zu unterstützen, ihm endlich zu folgen? — Fast scheint es so!

Als der Angreifende und Ueberlegene mußte aber Napoleon die Entscheidungsschlacht suchen und er mußte sich namentlich bestreben, sie herbei zu führen, ehe die Verstärkungen herbeikamen, die Gyulai noch zu erwarten hatte. Ein entscheidender Sieg rief den Volksaufstand noch viel gewisser hervor als Garibaldi's Erscheinung. Wenn Napoleon am 2. Juni, zur Schlacht vorbereitet, auf die österreichische Armee heran rückte, traf er einen großen Theil derselben auf dem Marsch auf der Linie Robbio, Mortara, Vigevano — und da die Heertheile Liechtenstein's und Zobel's sich in Mortara kreuzten, konnte die Sache möglicher Weise eine für die Oesterreicher sehr unglückliche Wendung nehmen. In einer Defensiv-Schlacht, die Napoleon bei Novara annahm, konnte vielleicht seine Rückzugslinie gefährdet werden, — in einer Offensiv-Schlacht, die von Novara und Palestro aus eingeleitet, auf der genannten Linie geliefert wurde, gewiß nicht.

[15]) F.-Z.-M. Heß wurde in das Hauptquartier gesendet, weil man im Cabinet des Kaisers den Rückzug über den Ticino mißbilligte und eine Offensive noch jenseits dieses Flusses verlangte. Heß ließ diese Forderung fallen, weil es zu spät dazu sei. Namentlich hat, der officiellen Geschichte des Feldzugs zufolge, die „erschütternde Nachricht", die während der Berathung der Feldherren eintraf, daß nämlich der Brückenkopf bei S. Martino verlassen worden und die Sprengung der dortigen Ticino-Brücke mißlungen sei, vorzugsweise den Beschluß herbeigeführt, es bei dem Rückzug bewenden zu lassen — und den mehrfach besprochenen Flanken-Angriff auf den bei Turbigo auf das linke Ticino-Ufer vorgerückten Feind zu richten.

Der Generalstabs-Offizier vom 7. Corps erzählt, Gyulai habe bei dieser Gelegenheit den F.-Z.-M. Heß dringend aufgefordert, den Oberbefehl zu übernehmen, Heß aber habe sich entschieden geweigert. In der That konnte Heß den Oberbefehl nicht übernehmen, da er nicht dazu in das Hauptquartier gesendet worden war; nach einigen Aeußerungen, die von ihm bekannt geworden sind, scheint er aber auch durchaus kein Verlangen gehegt zu haben, die Führung einer Sache zu übernehmen, die er vielleicht als eine verdorbene ansah. — Gyulai, sagt der erwähnte Generalstabs-Offizier, ließ fortan, da er den Oberbefehl nun einmal weiter führen mußte, in passiver „Resignation" den Oberst Kuhn unbedingt schalten und walten — und einige Andeutungen in der officiellen Geschichte des Feldzugs scheinen diese Angaben zu bestätigen. Wie manches Andere wäre auch diese Resignation, diese passive Haltung ein Beweis, daß Gyulai innerlich gebrochen war, daß der F.-Z.-M. Heß nicht vermocht hatte, ihn wieder aufzurichten.

Die Unterbrechung der Marschbewegung, welche durch die Berathung der Feldherren zunächst veranlaßt wurde, hat übrigens nicht solche nachtheilige Folgen herbeigeführt, wie man den ersten, mitunter etwas leidenschaftlich gehaltenen Darstellungen des Feldzugs nach glauben mußte. Die verschiedenen Heertheile erreichten am 3. Juni, wenn auch zum Theil zu einer späten Abendstunde, sämmtlich die Punkte, die ihnen in der Disposition angewiesen waren. Daß man sie eine etwas zerstreute Stellung einnehmen ließ, scheint seinen Grund darin gehabt zu haben, daß man im österreichischen Hauptquartier die eigentliche Schlacht erst am 5. Juni erwartete, wo dann auch die Division Urban von Gallarate her, dem von Turbigo

aus vordringenden Feind in die linke Flanke fallen sollte. — Das 9. Armee-Corps war bestimmt, den Po zu beobachten, und es lag nicht im Plan, es zur Schlacht heranzuziehen.

[b]) F.-Z.-M. Gyulai verfügte zur Zeit — wie es scheint ohne die Artillerie-Mannschaft zu rechnen — im freien Felde über eine Gesammtmacht von = 139,768 Mann (worunter = 6398 Reiter) und 488 Stücken Geschütz, und brachte davon = 61,636 Mann (darunter = 3153 Reiter) und 176 Stücke Geschütz auf dem Schlachtfelde von Magenta ins Gefecht. — Die Verbündeten, den Oesterreichern im Ganzen um etwa = 40,000 Mann überlegen, waren, soweit sich nachrechnen läßt, auf dem Schlachtfelde wahrscheinlich um ein paar Tausend Mann schwächer. Sie hatten sich auf ein Gefecht, nicht auf eine Schlacht bei Magenta gefaßt gemacht, und in Folge der Anordnungen, die sie in diesem Sinn getroffen hatten, wußten sie, trotz aller Anstrengungen, nicht mehr Truppen auf das Schlachtfeld zu bringen. — Napoleon III. wußte am 4. Juni früh noch nicht ob die Oesterreicher über den Ticino zurück gegangen seien oder nicht. So schlecht orientirt war man in einem befreundeten Lande, wo es gewiß nicht schwer hielt, Nachrichten einzuziehen? — Ein Beweis, daß die leichte Reiterei nicht zweckmäßig verwendet, der Patrouillen-Dienst, nachlässig betrieben, nicht in die Weite ging.

Die Anordnungen zur Schlacht auf Seiten Oesterreichs waren durch die Natur des Geländes und die obwaltenden Verhältnisse gegeben. Man mußte sich auf dem linken Ufer des Naviglio aufstellen, die Brücken von Robecco wenigstens bis Bufalora, wo nicht noch weiter abwärts sprengen, und sich in dieser gesicherten Stellung, die dann mit leichter Mühe und verhältnißmäßig wenigen Truppen behauptet werden konnte, defensiv verhalten — dagegen mit gesammter Macht zum Angriff auf den Feind vorschreiten, der bei Turbigo übergegangen war. Das ist an sich einleuchtend und war auch die im österreichischen Hauptquartier herrschende Ansicht, wie aus allen Erlassen hervorgeht, die bis zum Tage der Schlacht von dieser Behörde ausgingen. Da hat es denn wohl etwas Ueberraschendes, die Schlacht in einem gerade entgegengesetzten Sinn liefern zu sehen. Man ließ den Feind bei Turbigo ganz unbehelligt, und wendete eine Offensive etwas untergeordneter Art gegen den Angriff, der von der Brücke von S. Martino herkam. Und doch war es grade der Angriff von Turbigo her, der gefährlich werden konnte.

Wesentlich möchte dazu wohl beigetragen haben, daß die wichtigsten Brücken nicht gesprengt werden konnten, weil das Pulver, dessen man dazu bedurfte, zu spät von Pavia herbeigebracht wurde, nachdem man es vergeblich von Mailand her verlangt hatte. Das gehört aber doch auch wohl zu den Dingen, die eigentlich nicht vorkommen sollten; am allerwenigsten im eigenen Lande.

Besonders aber scheint es als habe man sich durch einen augenblicklichen Eindruck beherrschen lassen. Man hatte es als ein schweres Unheil empfunden, daß die Zerstörung der Brücke von S. Martino mißlungen war, — man erfuhr von Colonnen, die von dort heran rückten — und hielt den Angriff von dorther für die Hauptsache — was sich bei Turbigo vom Feinde zeigte, im Widerspruch mit der früher herrschenden Ansicht, für unbedeutend, für eine Demonstration, welche die Oesterreicher verleiten sollte, ihre Kräfte zu zersplittern, ihre Aufstellung am Schiffahrts-Canal bei Magenta zu schwächen. Graf Gyulai untersagte ausdrücklich jede Offensive gegen Turbigo.

Daß die Sprengung der Brücke von S. Martino mißlungen war, mußte allerdings als ein sehr unerwünschter, störender Zwischenfall empfunden werden; eigentlich aber hätten die Verhältnisse sich doch wesentlich besser für die österreichische Armee gestaltet, wenn diese Brücke über den Ticino allenfalls ganz unberührt blieb und dagegen die drei Canalbrücken gesprengt wurden.

Was die Folgen der Schlacht betrifft, war man in militairischen Kreisen in Norddeutschland höchlich erstaunt zu vernehmen, daß Piacenza verlassen wurde. Man wußte nicht wie geringer Vertheidigung dieser Ort höchstens fähig war, der in der That weder als Festung noch als verschanztes Lager bezeichnet werden konnte, und fragte, wozu hat denn Oesterreich Piacenza überhaupt befestigt und die kostspielige Straße über das Stilfzer Joch gebaut, wenn nicht, um eine feindliche Armee, die bis an und über den Mincio vorgedrungen wäre, möglicher Weise durch einen offensiven Vorstoß vom westlichen Tirol aus über den Stelvio auf Mailand und zum Entsatz von Piacenza, wieder zum Rückzug an und über den Ticino nöthigen zu können. Man fragte, ob man etwa österreichischer Seits jede Hoffnung aufgegeben habe, wieder offensiv an den Po zwischen der Adda und dem Ticino zurückzukommen?

Graf Gyulai war, wenn wir nicht irren, obgleich Feld-Zeug-Meister, doch bei Magenta zum ersten Mal im Leben in einem Gefecht.

[17]) Graf Clam und F.-M.-L. Zobel waren zu dem Rückzug unbedingt gezwungen, da ein großer Theil ihrer Truppen in vollkommener Auflösung eben von selbst weiter und weiter zurückging und nicht zu halten, nicht zu ordnen war. Dabei war aber Clam's Verfahren nicht so rücksichtslos wie man nach den ersten Berichten und Gyulai's — oder Kuhn's — klagenden und mißbilligenden Aeußerungen glauben mußte. Clam hatte allerdings berichtet, wie es bei ihm, auf dem rechten Flügel, stand, nur war sein Bericht noch nicht im Hauptquartier eingetroffen, als dort an den Angriffs-Dispositionen für den nächsten Tag gearbeitet wurde. —

[18]) Es waren in der zweiten Hälfte des Juni mehr als zwei Drittheile aller Streitkräfte Oesterreichs in Italien vereinigt. Von der Reiterei natürlich weniger, dagegen vier Fünftheile der gesammten Infanterie, und von der Artillerie ein kaum geringerer Bruchtheil.

[19]) Unter den Zuschauern erhoben sich militairische Stimmen, die da meinten, Oesterreich müsse nun, da das Mailändische einmal aufgegeben sei, zunächst „seine Festungen verwerthen" — sein Heer bis unter die Kanonen von Verona zurückgehen lassen und dann erst, wenn ein Theil der feindlichen Streitkräfte durch die Blokade der Festungen in Anspruch genommen wäre, zu erneuter Offensive hervorbrechen.

Es ließe sich darüber streiten. Im österreichischen Hauptquartier aber scheint diese Anschauungsweise gar nicht zur Sprache gekommen zu sein. Da war nur davon die Rede, entweder die Mincio-Linie zu vertheidigen oder noch auf dem rechten Ufer dieses Flusses wieder zum Angriff überzugehen.

[20]) Es waren hauptsächlich zwei Autoritäten, die einander im österreichischen Hauptquartier als Vertreter verschiedener Ansichten gegenüber standen: der F.-Z.-M. Heß und der F.-M.-L. Ramming, der im Jahr 1849 in Ungarn Haynau's Generalstabs-Chef gewesen war, und seitdem auch in großem Ansehen stand.

Wechselnd überwog die Meinung bald des Einen, bald des Anderen; Ramming wollte, als die erwarteten Verstärkungen eingetroffen waren, man sollte am

Mincio wieder umkehren, die Stellung von Castiglione delle Stiviere wieder einnehmen und dann sofort zu neuem Angriff über den Chiese vorgehen; Heß bestand darauf, das Heer über den Mincio zurückzuführen und sich zunächst auf die Vertheidigung dieses Flusses zu beschränken. Der Rückzug wurde unterbrochen, man kehrte um in die Stellung von Castiglione kaum aber hatte man sich dazu entschlossen, als wieder die Ansicht des F.-Z.-M. Heß maßgebend und der Rückzug über den Mincio ausgeführt wurde.

Sehr merkwürdig sind nun die Gründe, die diesen erfahrenen Gehülfen Radetzky's veranlaßten, den Rückzug über den Mincio anzurathen Sie sind uns erst 1874 durch den zweiten Theil der vom österreichischen Generalstab verfaßten Geschichte des Feldzugs bekannt geworden. Keine der früheren Darstellungen gab eine genügende Auskunft, und man wußte nicht recht, was man vermuthen sollte. Maßgebend wurde, wie wir nun erfahren, zuerst die Nachricht, die man erhielt, daß eine französische Flotte, von Transportschiffen begleitet, im Adriatischen Meer erschienen sei. Hätte man wirklich geglaubt daß sie bestimmt sei Truppen an der Mündung des Tagliamento zu landen, so hätte man sich deshalb nicht all' zu große Sorgen zu machen gebraucht. Die eigentliche Absicht, die der französische Kaiser mit der Entsendung dieser Flotte dorthin verband, war aber wohl, mit einer Landung an der Ostküste des Adriatischen Meeres und einem Einfall in Ungarn zu drohen Dort einen Aufstand hervorzurufen, mußte zu der Zeit nicht unmöglich scheinen, namentlich wenn die Transportschiffe unter Anderem auch die in Piemont gebildete ungarische Legion über das Meer dorthin trugen.

Was dann besonders den F.-Z.-M. Heß bestimmte, waren die möglichen Operationen des fünften französischen Armee-Corps (Prinz Napoleon), das um diese Zeit aus Toscana her durch toscanische Truppen — gegen den Willen ihres Großherzogs — verstärkt, bei Modena erschien. Heß setzte voraus daß dieser Heertheil bestimmt sei bei Ponte di Lago Scuro (Ferrara) über den Po zu gehen, und über Rovigo in das Venetianische vorzudringen, und das schien ihm ungemein bedenklich; die Verbindungen der Armee mit dem Inneren der österreichischen Monarchie wurden dadurch jedenfalls sehr ernstlich gefährdet, und um so mehr, da alsdann eingestandenermaßen ein allgemeiner Aufstand im Venetianischen ausbrechen konnte. Die Sache schien dem F.-Z.-M. Heß so ernst, daß er zu dem Rückzug über den Mincio rieth, weil man von dort aus den unteren Po besser überwachen konnte, daß er dann auch mit dem Gedanken umging, einen starken Heertheil über den Po zu entsenden, um dem Prinzen Napoleon bei Modena entgegen zu treten und ihm dort Halt! zu gebieten.

Und wie ihn die Besorgnisse dieser Umgehung wegen bestimmt hatten, den Rückzug anzurathen, so bewogen sie ihn dann auch wieder, einer neuen Offensive gegen den Chiese zuzustimmen, sobald er den unteren Po durch einen dort aufgestellten Heertheil einigermaßen gesichert sah. Seiner Ansicht nach mußte man nun die feindliche Hauptmacht aufsuchen und zu schlagen trachten, ehe die Umgehung des Festungs-Vierecks durch den Prinzen Napoleon ausgeführt sein konnte.

Merkwürdig ist nun auch daß diese selbe Operation, die der F.-Z.-M. Heß im Jahr 1859 von feindlicher Seite erwartete und der er nicht ohne Sorge entgegen sah, im Jahre 1866 vom preußischen Generalstab unter viel günstigeren Bedingungen dem italienischen Hauptquartier angerathen und von dem General

La Marmora abgelehnt wurde. (La Marmora wollte am unteren Po nur demonstriren lassen, damit das österreichische Heer dort beschäftigt, ihm selbst aber der Uebergang über den Mincio und die Einschließung von Peschiera erleichtert werde. Selbst wenn der Uebergang über den Po gelang, wollte La Marmora alsdann die dort verwendeten Truppen über Isola della Scala an seinen rechten Flügel bei Somma Campagna heranziehen. Wenn er nicht gelang, wie La Marmora eigentlich voraussetzte, sollten diese Truppen — da die Brücke bei Casal-Maggiore abgetragen war — über Cremona nach Somma Campagna herangezogen werden, um mit gesammter Macht die Belagerung von Peschiera zu decken; — „il solito assedio di Peschiera", wie General Cialdini spottend sagte.)

[21]) Die Schlacht bei Solferino war auch von österreichischer Seite anders geplant als es nach den ersten Berichten den Anschein hatte.

Man glaubte nicht, sich bei Castiglione delle Stiviere aufstellen zu können; man dachte vielmehr und wußte selbst den Feind in der Stellung auf den Höhen zwischen diesem Ort und Lonato; die zweite Armee unter Schlick sollte ihn dort angreifen und von den Höhen hinab an den Chiese werfen. Die erste Armee unter Wimpfen sollte in der Ebene vorgehen, angreifen und schlagen, was sich hier vom Feinde vorfand, und vermöge einer Rechtsschwenkung, als deren Pivot Castiglione anzusehen war, in der Flanke fassen, was von den Höhen an den Chiese hinunter geworfen wurde.

Auch hat sich das große Hauptquartier nicht so unthätig verhalten wie gesagt und geglaubt wurde. Wahr ist es daß dieses Hauptquartier etwas spät, erst gegen neun Uhr früh von Vallegio her auf dem Schlachtfelde erschien, und selbst dann zunächst noch ohne die beiden Hauptpersonen; daß dann auch noch einige weitere Zeit über keinerlei Anordnungen von dieser Behörde ausgehen konnten, weil zufällig der Kaiser und der F.-Z.-M. Heß dann auch noch ein paar Viertelstunden über getrennt blieben von dem Gefolge — eben dem Hauptquartier — das sie suchte und nicht sofort zu finden wußte. So blieb denn wirklich mehr als drei Stunden über die Schlacht im Großen und Ganzen gleichsam sich selbst überlassen. Später ist dann aber allerdings Ein und Anderes, wie es die Stunden mit sich brachten, vom großen Hauptquartier verfügt worden; namentlich ergingen wiederholte Weisungen an Wimpfen, der ihnen nicht zu entsprechen wußte.

An boshaften Anecdoten über das Benehmen des großen Hauptquartiers an diesem wichtigen Tage — Anecdoten, die natürlich von Wien ausgingen — hat es freilich nicht gefehlt. Sie sind unzuverlässig, wie dergleichen zu sein pflegt und des Aufbewahrens nicht werth. Wenn ein späteres Geschlecht sich ein Bild davon machen will, braucht es nur in den Tagebüchern des Ritters von Gentz nachzusehn, wie wenig im Jahr 1809 in den Kreisen der wiener Aristokratie und selbst der Generalität der Erzherzog Karl geschont worden ist.

Die österreichische Disposition zur Schlacht ist vielfach streng getadelt worden; mitunter in recht wunderlicher Weise, die kaum etwas Anderes beweist, als daß der Kritiker es schwerlich besser gemacht hätte. Ein seltsames Urtheil hat unter Anderem Wilhelm Rüstow ausgesprochen. Er nennt die österreichische Disposition geradezu unsinnig — und zwar eigentlich nur, weil das österreichische Heer in zwei Armeen eingetheilt war, ohne daß es eine gemeinschaftliche Reserve für beide gegeben hätte. Er sagt, eine Armee in solcher Weise in zwei Theile getheilt, sei wie ein Mensch

der nicht etwa zwei Beine habe, sondern aus zwei Beinen bestehe. Doch außer diesem Gleichniß, das wahrscheinlich geistreich sein soll, bei dem er sich aber wohl kaum selbst etwas recht Bestimmtes gedacht haben kann, bringt er eigentlich keine Gründe vor.

Als bleibende Eintheilung eines Heeres, das als Einheit handeln und wirken soll, und für einen ganzen Feldzug, würde eine solche Zerlegung in nur zwei Haupt-Abtheilungen allerdings ihre großen Unbequemlichkeiten haben und nicht zweckmäßig sein. Anders vielleicht im einzelnen Fall, für einen einzelnen kriegerischen Act. Ich bekenne mich dazu nicht zu begreifen, warum — wenn die Gesammt-Aufgabe, die vorliegt, in zwei Theile zerfällt, die auf verschiedenen, örtlich getrennten Gefechtsfeldern zu lösen sind, das Heer, das sie zu lösen berufen ist, nicht auch in zwei Hälften eingetheilt werden dürfe. Da Rüstow die Anordnungen der Oesterreicher als unsinnig bezeichnet, müßte er folgerichtiger Weise nicht nur Friedrich des Großen Dispositionen zur Schlacht bei Torgau in derselben wegwerfenden Weise verurtheilen, sondern auch Blücher's und Wellington's Anordnungen bei Waterloo, so wie die des preußischen Hauptquartiers bei Gravelotte und Sedan. Bei Waterloo bietet Wellington dem Feinde Stand, Blücher führte sein Heer in dessen Flanke und Rücken; eine allgemeine Reserve für beide gab es nicht, und weder die beiden Feldherren noch Gneisenau hatten je daran gedacht daß man eines solchen dritten Elements bedürfe. Bei Sedan griff das eine deutsche Heer den Feind in der Front an, das andere ging unterhalb Sedan über die Maas und faßte ihn im Rücken; eine allgemeine Reserve fehlte auch hier, wurde aber nicht vermißt.

[22]) Die österreichische Armee zählte, nach den Berechnungen des österreichischen Generalstabs, am Tage der Schlacht — im freien Felde = 189,648 Mann, 752 Stücke Geschütz, von denen = 126,722 Mann, 413 Stücke Geschütz bei Solferino vereinigt waren; etwa 10,000 Mann mehr, die von Mantua heranrücken sollten, wurden vergeblich erwartet.

Die Franzosen und Sardinier hatten zusammen = 193,553 Mann, 605 Stücke Geschütz im Felde, und brachten davon = 135,619 Mann, 370 Stück Geschütz auf das Schlachtfeld bei Solferino. Ihre Artillerie, obgleich minder zahlreich, war doch der österreichischen überlegen, weil sie gezogene Rohre führte.

Der Verlust der Oesterreicher betrug an Todten 94 Offiziere, 2198 Mann; — Verwundeten 500 Offiziere, 10,307 Mann; Gefangenen 45 Offiziere, 8593 Mann; — im Ganzen 639 Offiziere, 21,098 Mann.

Die Piemontesen hatten ein paar Tausend Gefangene verloren, die Franzosen keine. An Todten und Verwundeten mögen die Verbündeten weniger verloren haben als die Oesterreicher, denn hier mußte die überlegene Wirkung der französischen Artillerie um so schwerer in das Gewicht fallen, als die österreichische nicht durchaus mit Energie verwendet wurde.

[23]) Daß dieses Gerücht jedenfalls gar sehr übertrieben und insofern von einem Jäger-Bataillon die Rede war, geradezu ungegründet war, ist jetzt sehr leicht nachzuweisen. Man braucht nur die Ordre de bataille der österreichischen Armee vom 29. Juni mit der vom 24. zu vergleichen, um sich zu überzeugen daß kein Jäger-Bataillon von der Armee zurückgeschickt worden ist. — Aber auch solche Gerüchte und der Glaube, den sie finden, sind Zeichen der Zeit, — der herrschenden Stimmung.

Was die unzuverlässige Haltung der italienischen und der ungarischen Regi-

menter betrifft, die von Augenzeugen behauptet, von anderer Seite leidenschaftlich geleugnet worden ist, sind gewiß die Worte des Kaisers Franz Josef in einem an die österreichische Armee gerichteten — wie verlauten wollte von dem F.-M.-L. Schlitter verfaßten — Erlaß sehr zu beachten. Der Kaiser in Person sagt darin buchstäblich:

„Die Unzahl von Traineurs ist mir besonders aufgefallen, die ohne verwundet zu sein die Reihen verließen um ordnungslos, mitunter viele Stunden lang, zurück zu eilen; zur Begleitung der Verwundeten blieben eine so große Anzahl Leute zurück, daß hie und da 4—5 kampffähige einen Blessirten escortirten, was offenbar nur in der feigen Absicht geschah, sich dem Gefecht zu entziehen."

Und dann wieder: „die Truppen haben größtentheils ihre Schuldigkeit gethan."

Von unverkennbarer Bedeutung ist dann auch daß man sich nach der Schlacht bei Solferino bewogen fand, sowohl das zweite als das erste Armee-Corps aufzulösen, und die Truppen, aus denen sie bestanden, theils in die Festungen zu legen, theils in die anderen Armee-Corps zu vertheilen. Das zweite Armee-Corps bestand ungefähr zur Hälfte aus ungarischen und italienischen Regimentern, das erste zu zwei Drittheilen.

Wenige Tage nach dem von Solferino (am 30. Juni) unterrichtete ein „Kundschafter-Bericht" das österreichische Hauptquartier davon daß „Haufen" von bewaffneten österreichischen Deserteuren die Gegend von Ala durchzogen und sich in den Vicentiner Gebirgen sammelten. Die hinzugefügte Bemerkung daß sie durch Besetzung der Höhen im Norden von Verona dem österreichischen verschanzten Lager bei dieser Stadt „beschwerlich" werden könnten, läßt keinen Zweifel darüber, gegen wen diese Ausreißer geneigt waren, ihre Waffen zu wenden. Deutsche waren gewiß nicht darunter; diese Deserteure waren Italiener; höchstens könnten auch einige Ungarn dabei gewesen sein.

Endlich berichtete auch der Erzherzog Albrecht seinem Kaiser, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen „ganz unthunlich" sei, die italienischen Bataillone, die noch im Innern der Monarchie zurückgeblieben waren, „in die östlichen Länder des Reichs" — das heißt nach Ungarn — zu verlegen. Er werde sie sämmtlich herausziehen nach Oesterreich und Mähren, sobald sie in Ungarn — wo also Truppen unentbehrlich waren um den Landfrieden zu sichern — durch neugebildete deutsche Bataillone ersetzt werden könnten.

Ein Engländer, Correspondent der Times, bezeichnete mir namentlich das Regiment Wasa, Nr. 60, als eines das im Gefecht besonders wenig Festigkeit gezeigt habe — und, nicht unbewandert in der Kriegsgeschichte Oesterreichs, erinnerte er sich dabei mit Verwunderung des glänzenden Rufs, den gerade dieses Regiment, unter dem Namen Ignatz Gyulai, im Jahr 1809 erworben hatte.

Was die Gränzer Bataillone leisteten, war im Ganzen von der Art, daß man im Jahr 1866 gerathen fand, diese einst so hoch geschätzten Truppen nur als Festungs-Besatzungen zu verwenden.

In Beziehung auf den Schluß unseres Aufsatzes können wir hier zum Schluß wohl den Völkern Oesterreichs redlich Glück dazu wünschen, daß ihr Staatswesen seither ein wesentlich anderes geworden ist und dem Reich eine bessere Zukunft verspricht, als man vor zwanzig Jahren hoffen durfte.

V.

Die Reform der Heeresverfassung. (März 1860.)

Die folgenden beiden Aufsätze sind zu jener merkwürdigen Zeit geschrieben, zu der die Reorganisation der preußischen Armee der Gegenstand einer lebhaften Discussion wurde, die in eine leidenschaftliche ausartete und zu einem bedauerlichen „Conflict" führte. — Ich habe lange geschwankt, ob ich sie wieder in diese Sammlung aufnehmen solle. Es konnte überflüssig scheinen. Die Zeit jener Zwistigkeiten und Verhandlungen liegt weit hinter uns. Die politische Weltlage ist seither eine wesentlich andere geworden. Selbst das berühmte Mitglied des Abgeordneten-Hauses, das damals unserem engeren Vaterlande Preußen — dem Staat des Großen Churfürsten, Friedrich's des Großen und der Befreiungskriege — den „Großmacht-Kitzel" austreiben wollte — wird wohl schwerlich darauf verfallen, Aehnliches in Beziehung auf das nunmehr geeinigte Deutschland zu unternehmen und das Deutsche Reich auf die bescheidene Rolle der Mächte zweiten Ranges, auf die Rolle eines von dem Schutz auswärtiger Mächte abhängigen Staates zu verweisen. Auch hat die Reorganisation der Armee sich in der denkbar ernstesten Prüfung in einer Weise bewährt, die nicht nur der ganzen übrigen Welt, sondern auch unseren einheimischen opponirenden Doctrinairs imponiren mußte, und endlich ist die Lage Europa's eine so verwickelte und so ernste daß man wohl glauben sollte, es könne niemand daran denken, an der in solcher Weise bewährten Verfassung unseres Heeres zu rütteln. Ist doch in Europa noch so manches Verhältniß unfertig, so manches Problem ungelöst, das eine friedliche Lösung nur unter dem Schutz der Waffen finden kann! — Nur wehrhaft und gerüstet darf man

hoffen, Herr seiner Entschließungen zu bleiben und nicht gegen den eigenen Willen in Verwickelungen hineingezogen zu werden, denen man fremd bleiben möchte.

Nach solchen Erfahrungen und in solcher Weltlage sollte man freilich wohl jede erneuete Discussion im Sinn der früheren für unmöglich halten — aber sie ist es in der That nicht. Wir müssen im Gegentheil erwarten, daß, trotz Allem und Allem, die alten Forderungen bei nächster Gelegenheit, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, wiederkehren. Selbst abgesehen von den dem Reich feindlich gesinnten Elementen im Reichstage; abgesehen auch davon daß es Parteien giebt, die um des Conflictes willen nach einem Conflict Verlangen tragen und darin „immerhin" ein Mittel sehen, „etwas weiter" zu kommen; abgesehen, mit einem Wort, von Allem, was nicht durchaus harmloser Natur ist, führt oder drängt gar mancherlei dahin. Nicht am wenigsten das Streben, das dem Deutschen eigen ist, abstracte Ideen und Doctrin unbedingt zu verwirklichen, ohne auf die Wirklichkeit viel Rücksicht zu nehmen, oder indem dabei die Wirklichkeit in willkürlich idealisirender Weise anders vorausgesetzt wird als sie ist.

So flößt die veränderte Verfassung Deutschlands vielfach ein Vertrauen ein, das wohl um etwas über das richtige Maß hinausgeht. Es ist wahr, wir dürfen der Zukunft ruhiger entgegen sehen als zur Zeit des Frankfurter Bundestages, und brauchen — gehörig gerüstet — niemanden zu fürchten; es steht nicht gleich, wie wohl vor Zeiten, bei jedem Kampf, der uns noch beschieden sein mag, das nationale Dasein auf dem Spiel, und das ist ein Gewinn von unermeßlichem Werth. Dennoch aber ist die geographische Lage Deutschlands keine andere geworden als sie war; sie ist und bleibt in militairischer Beziehung von solcher Art daß sie uns die Pflicht steter Wachsamkeit auferlegt. Friedrich's des Großen Wort: „la Prusse doit toujours être en vedette!" bleibt demnach nothwendiger Weise auch für Deutschland in Geltung, wenn uns auch die Wachsamkeit, die es uns auferlegt, eine größere Sicherheit gewährt als Preußen und Deutschland in ihrer früheren Verfassung für gegeben halten durften.

Man erwäge nur: das heutige Deutschland ist unter allen Staaten der einzige der unmittelbar an alle die drei größten Militair-Mächte

gränzt, die es außer ihm selbst in der Welt giebt, und es hat nach mehr als einer Seite hin deutsche Lande zu schützen, die für die Nachbarn der Gegenstand eines immer wiederkehrenden, um sich greifenden Verlangens sind.

Auch die augenblickliche politische Lage des Welttheils wird unter uns häufig mit einem idealisirenden Vertrauen beurtheilt, das keineswegs berechtigt ist. Grade wie im Mai 1870 — wenige Wochen vor dem Ausbruch des Krieges — ein bekannter Prophet der Fortschrittspartei in offenem Parlament die Forderung stellte, Preußen solle „abrüsten", da Frankreich ausschließlich mit sich selbst, mit der Regelung seiner heimischen Zustände beschäftigt — und der europäische Friede augenscheinlich auf lange Jahre hinaus gesichert sei —: gerade so hat es in allerneuester Zeit unter uns nicht an wohlgesinnten Leuten gefehlt, die sich durch Mac-Mahon's Rücktritt so zu sagen für immer beruhigt fühlten, die Republik in Frankreich eben durch diesen Rücktritt nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr als bleibende Regierungsform für alle Zeiten fest begründet glaubten — und da auf diese Weise allen weiteren Umwälzungen vorgebeugt sei, damit auch den Frieden auf eine unabsehbare Zukunft hinaus verbürgt.

Die Erfahrungen der Kriegsjahre verblassen dagegen nach und nach und schwinden in den Hintergrund. Da könnten denn unsere Doctrinairs wohl gar bald wieder auf dem Standpunkt angelangt sein, auf dem sie glaubten ernste Erfahrungen, die nicht in ihr Schema paßten, wegwerfend und mit leichter Hand als „Erfahrungen, die gemacht worden sein sollen", beseitigen zu können.

Ist ja doch schon unmittelbar nach den Ereignissen in Wilhelm Rüstow ein militairischer Schriftsteller aufgetreten, der das Geheimniß der preußischen Siege, der überlegenen Kriegstüchtigkeit welche die preußischen Armeen ihren Gegnern in Böhmen und in Frankreich gegenüber bewährten, mit großer Zuversicht darin sehen wollte, daß die preußische Militair-Verfassung sich ungleich mehr als die österreichische oder die französische dem erhabensten Vorbild, der Schweizer Miliz-Verfassung nähere. Die Folgerung, daß man auf diesem Wege noch weiter vorschreiten, die Sache noch besser machen, dem Vorbild noch näher kommen müsse, liegt nahe — und eine Abkürzung der Dienstzeit bei der Fahne könnte dann wieder als besonders zweckmäßig in diesem Sinn empfohlen werden.

Es mag demnach doch nicht gerade unnütz sein, an die Erfahrungen zu erinnern, die eine Umgestaltung des preußischen Heeres als unerläßlich erscheinen ließen — an die Entwürfe und Gegen-Entwürfe, die darauf den preußischen Kammern vorgelegt wurden — und an die Gründe, mit denen diese Vorschläge bekämpft und vertheidigt wurden.

Einiges, das in dem ersten Aufsatz bereits angedeutet war, mußte in dem zweiten ausführlicher wiederholt werden. Man möge diese Wiederholungen verzeihen; sie waren nicht wohl zu tilgen, ohne hier und dort den Zusammenhang zu stören.

Geschichte und Erfahrung bestätigen den fundamentalen Lehrsatz preußischer Politik, der sich jeder unbefangenen allgemeinen Betrachtung darbietet: daß Preußen durch seine besondere Lage und das verhältnißmäßig beschränkte Maß der Machtelemente, die ihm zu Gebote stehen, mehr als jeder andere Staat darauf angewiesen ist, mit äußerster Sorgfalt und Anstrengung dahin zu streben, daß seine Heeresmacht an innerer Tüchtigkeit, an kriegerischer Ausbildung und kriegerischem Werth wo möglich etwas voraus habe vor den anderen Armeen Europa's, jedenfalls den besten unter ihnen in Nichts nachstehe.

Als die Politik und das Beispiel Ludwigs XIV. von Frankreich eine festere Begründung der bewaffneten Macht der Staaten herbeiführten, als die stehenden Heere dadurch eine bis dahin unbekannte Bedeutung erhielten, trat Preußen mit Institutionen, die seinen Truppen einen mehr als gewöhnlichen Grad kriegerischer Tüchtigkeit sicherten, in die Reihe der Mächte.

Der werdende Staat vermochte dies, so arm und öde das mäßige Ländergebiet desselben auch durch dreißigjährige Verwüstung während des furchtbarsten aller Kriege geworden war, weil ein großer Fürst seine Geschicke lenkte, der sich mit geringen Mitteln tüchtige Werkzeuge zu schaffen wußte, der dieselbe Energie und Weisheit, die im Innern des Landes die schmerzlichen Wunden zu heilen strebte, auch auf die Bildung seines Heers wendete.

In den stehenden Heeren jener Zeit lebte noch gar manches fort,

was aus dem Söldner- und Condottiereweſen des ſpäteren Mittelalters herſtammte und daran erinnerte. Im Hintergrunde lag die Zeit, wo in Italien berühmte Heerführer, unabhängig von jedem Staat, auf eigenen Namen zahlreiche Armeen unterhielten, mit denen ſie ſich bald dieſer, bald jener Regierung vermietheten, die eben Händel auszufechten hatte; wo in Frankreich Helden wie Bertrand du Guesclin und Euſtache d'Auberthicourt ein ähnliches Gewerbe trieben. Ja, der Große Kurfürſt hatte noch ſelbſt mitten in Deutſchland verwandte Erſcheinungen erlebt; er hatte unter Chriſtian von Braunſchweig, dem Markgrafen von Baden, dem Mansfelder, Heere geſehen, die zwar für eine beſtimmte Sache kämpften, aber keinem beſtimmten Staate angehörten. Er hatte es erlebt, daß zwei berühmte Heerführer, Wallenſtein und Bernhard von Weimar, den Verſuch machten, die Heere, welche unter ihrem Befehl ſtanden, von jeder Verbindung mit den Staaten, denen ſie angehörten, los zu löſen, um dann mit einer bewaffneten Macht, die ihnen allein verpflichtet war, neue Reiche für ſich ſelbſt zu gründen. Er hatte erlebt, daß das eine dieſer Heere, nach Bernhards von Weimar Tode, ſich ſelbſt und das eroberte Elſaß dazu an Frankreich verkaufte.

Frankreich und Spanien waren bereits ſeit längerer Zeit bemüht geweſen, ſich „eigene" Truppen zu bilden, anſtatt der im Ganzen gemietheten Heere, wie das ſchon Machiavelli ſo dringend angerathen hatte — aber die Art, dieſe Schaaren zu bilden, beſtand meiſt darin, daß eine Anzahl namhafter Kriegsleute, zu Feld-Oberſten ernannt, den Auftrag erhielten, jeder ein Regiment für den Dienſt des Kriegs- und Landesherrn zu errichten, d. h. zuſammen zu werben, für eine beſtimmte verabredete Summe, die ihnen ausgezahlt wurde. Die Feldoberſten ertheilten in gleicher Weiſe Hauptleuten den Auftrag, „Fähnlein", Compagnien anzuwerben. Die Compagnie war das Eigenthum des Hauptmanns, das Regiment Eigenthum des Oberſten; Compagnien und Regimenter wurden gekauft und verkauft. Dabei blieb es in Frankreich bis auf die Zeit Ludwig XVI. herab.

Auch in anderen Armeen erhielten und erhalten ſich ſogar bis auf den heutigen Tag herab Spuren dieſer Zuſtände — oder wenigſtens Formen, die auf eine ſolche Heeresverfaſſung zurückweiſen. So wird noch heut zu Tage in England jedes Oberſtenpatent in Form eines Auftrags (commission), ein Regiment für den Dienſt des Kö-

Es mag demnach doch nicht gerade unnütz sein, an die Erfahrungen zu erinnern, die eine Umgestaltung des preußischen Heeres als unerläßlich erscheinen ließen — an die Entwürfe und Gegen-Entwürfe, die darauf den preußischen Kammern vorgelegt wurden — und an die Gründe, mit denen diese Vorschläge bekämpft und vertheidigt wurden.

Einiges, das in dem ersten Aufsatz bereits angedeutet war, mußte in dem zweiten ausführlicher wiederholt werden. Man möge diese Wiederholungen verzeihen; sie waren nicht wohl zu tilgen, ohne hier und dort den Zusammenhang zu stören.

Geschichte und Erfahrung bestätigen den fundamentalen Lehrsatz preußischer Politik, der sich jeder unbefangenen allgemeinen Betrachtung darbietet: daß Preußen durch seine besondere Lage und das verhältnißmäßig beschränkte Maß der Machtelemente, die ihm zu Gebote stehen, mehr als jeder andere Staat darauf angewiesen ist, mit äußerster Sorgfalt und Anstrengung dahin zu streben, daß seine Heeresmacht an innerer Tüchtigkeit, an kriegerischer Ausbildung und kriegerischem Werth wo möglich etwas voraus habe vor den anderen Armeen Europa's, jedenfalls den besten unter ihnen in Nichts nachstehe.

Als die Politik und das Beispiel Ludwigs XIV. von Frankreich eine festere Begründung der bewaffneten Macht der Staaten herbeiführten, als die stehenden Heere dadurch eine bis dahin unbekannte Bedeutung erhielten, trat Preußen mit Institutionen, die seinen Truppen einen mehr als gewöhnlichen Grad kriegerischer Tüchtigkeit sicherten, in die Reihe der Mächte.

Der werdende Staat vermochte dies, so arm und öde das mäßige Ländergebiet desselben auch durch dreißigjährige Verwüstung während des furchtbarsten aller Kriege geworden war, weil ein großer Fürst seine Geschicke lenkte, der sich mit geringen Mitteln tüchtige Werkzeuge zu schaffen wußte, der dieselbe Energie und Weisheit, die im Innern des Landes die schmerzlichen Wunden zu heilen strebte, auch auf die Bildung seines Heers wendete.

In den stehenden Heeren jener Zeit lebte noch gar manches fort,

auf die ernste Pflege seines Wohlstands und seiner Wehrkraft. Er gewahrte, daß die Finanzkräfte des vom dreißigjährigen Kriege her noch immer öden und armen Landes nicht ausreichten, ein bedeutendes Heer ausschließlich auf dem damals üblichen Wege der kostspieligen Werbung zusammen zu bringen und zu erhalten. Diese Betrachtung führte ihn darauf, die sogenannte Cantonalverfassung einzuführen, d. h. die geregelte Aushebung der Landeskinder zum Kriegsdienst. Jedem Regiment wurde ein Canton zugewiesen, ein Bezirk, aus dem es sich ergänzte. Dadurch erhielt jede Schaar einen festen Kern treuer, zuverlässiger Landeskinder, der geeignet war, dem Ganzen eine Festigkeit zu verleihen, wie sie eine bunt gemischte Schaar geworbener Söldlinge für sich allein kaum unter besonders günstigen Bedingungen haben konnte. Dazu wußte Friedrich Wilhelm besonders unter dem Offiziercorps eine Unbedingtheit der Unterordnung, eine Strenge der Disciplin einzuführen, wie sie zur Zeit bei weitem nicht in allen europäischen Heeren geübt wurde, und in Frankreich zumal erst unter Napoleon I. einheimisch geworden ist. Wenn man erwägt, wie nahe den Tagen Friedrich Wilhelms noch die wilde Zeit der Wegelagerei, die vollständige Auflösung aller gesellschaftlichen Bande während des dreißigjährigen Krieges lag, wird man zugeben, daß die ganze Energie dieses Königs dazu gehörte, Zucht und Ordnung aufzurichten, und selbst die unbeugsame Härte wird erklärlich.

So konnte Friedrich II., wie Behrenhorst mit vollem Recht sagt, an der Spitze eines Kriegsvolkes auftreten, „wie es die Welt bis dahin nicht gesehen hatte." Preußen erhob sich zu dem Rang einer Großmacht — wir dürfen es dreist aussprechen — *nicht zum geringsten Theil dadurch, daß es in der Organisation und Disciplin seines Heeres etwas voraus hatte vor den übrigen Staaten Europa's.*

Wenn die Geschichte in den Zeiten des Großen Kurfürsten, Königs Friedrich I., Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. den positiven Beweis für jenen Lehrsatz gewährt, den wir an die Spitze unserer Betrachtung gestellt haben, so hat sie für diesen Lehrsatz leider auch den negativen Beweis nicht fehlen lassen. Preußen sollte erfahren, *daß es viel größeren Gefahren ausgesetzt blieb als jeder*

nigs zu werben oder von einem abgehenden Obersten zu übernehmen, ausgefertigt; alle Offizierspatente heißen commissions. In verwandtem Sinn wird auch in der österreichischen Armee der Chef jedes Regiments noch bis auf die Gegenwart herab herkömmlich der „Proprietair" desselben genannt, obgleich diese Bezeichnung keine Realität mehr hat.

Der große Kurfürst hatte die Schwächen dieses Systems erkannt. Die Mittel, die er anwendete ihnen abzuhelfen, waren einfach, wie alles Zweckmäßige, aber durchgreifend, und wichen bedeutend von dem damals Herkömmlichen ab. Er selbst blieb der Eigenthümer sämmtlicher Regimenter seines Heeres; jeder Soldat war unmittelbar ihm verpflichtet, und niemandem sonst; Obersten und Hauptleute befehligten ihre Schaaren lediglich in seinem Auftrage, ohne Eigenthumsrechte an ihre Stellen und Truppen zu haben. Von Kauf und Verkauf eines Regiments oder einer Compagnie konnte nicht die Rede sein.

Außerdem wußte der Kurfürst bei den brandenburgischen Truppen eine feste und gesicherte Disciplin einzuführen und zu handhaben, wie sie zu jener Zeit in den europäischen Heeren keineswegs allgemein war. Dieser Disciplin verdankten die Brandenburger die Tüchtigkeit, die sie überall bewährten, deren Ergebniß und Lohn die hohe Achtung war, in der sie, trotz ihrer mäßigen Anzahl, überall standen.

Was auf solcher Grundlage glücklich gegründet war, wußte Friedrich Wilhelm I. zu vervollständigen. Dieser Fürst, dessen intellectuelle Selbständigkeit und große Tüchtigkeit die Geschichte gewiß noch höher stellen würde, wenn sein Name nicht durch den seines großen Sohnes überschattet wäre, wurde auch in seinem Streben, dem preußischen Staat eine europäische Bedeutung zu erringen, von seinem praktischen Verstand in die richtigen Bahnen geleitet. Er hatte die für seine Zeit vollkommen zutreffende Ueberzeugung gewonnen, daß die Bedeutung eines Staats lediglich von der Wehrkraft abhängig sei, die er aufzubringen vermöge. Während fast alle anderen Fürsten Deutschlands sich in lockeren Sitten, in einer thörichten Nachahmung Ludwigs XIV., seines Hofs und seiner Verschwendung gefielen, ordnete Friedrich Wilhelm seinen Haushalt mit spartanischer Einfachheit und Strenge, und verwendete alle Kräfte des Staats

ten hinausging, fortwährend zu unterhalten, unvermeidlich dahin führte, daß die Besoldung des Soldaten, und Alles was an Kleidung und Brod dazu gehörte, nach einem Maßstab ärmlicher Dürftigkeit festgestellt werden mußte.

Schon war der Soldatenstand auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Ordnung so tief herunter gekommen, daß auch in der Cantonverfassung Preußens, von den höheren Ständen nicht zu reden, selbst der ordentliche, respectable Handwerker- und Bürgerstand als ein bevorrechteter von der Rekrutenstellung ausgenommen werden mußte.

Die geworbenen Leute, die angeblich „freiwilligen" Capitulanten der späteren Zeit des alten preußischen Systems, waren, genau besehen, nichts weniger als „Freiwillige". Es waren nicht Leute, die den Kriegerstand aus Lust und als Beruf gewählt hatten. Es waren zum Theil desperate Taugenichtse, die, sobald das Werbegeld durchgebracht war, auf die Gelegenheit lauerten, zu desertiren; verkommene Subjecte, die kein anderes Unterkommen zu finden wußten, und Unglückliche, die den schlechten Künsten schlauer Werbeoffiziere und Unteroffiziere verfallen waren.

Man kann nicht sagen, daß das System der Heeresorganisation, wie es bis 1806 bestand, in größter Allgemeinheit und für alle Zeiten verwerflich gewesen wäre: aber es war veraltet und hatte sich überlebt.

Der Offizierstand war in der allgemein fortgeschrittenen Bildung, namentlich im Vergleich mit den höheren Schichten des Mittelstandes, merklich zurückgeblieben, und die Blößen, die er von dieser Seite gab, waren um so bedenklicher, da er sich zugleich durch Dünkel und Anmaßung im ganzen Lande in sehr üblen Ruf gebracht hatte. Das darf nicht verschwiegen werden; denn es gehört eben auch zu den Erscheinungen, die nicht wiederkehren dürfen, wenn die Macht und Sicherheit des Staats nicht gefährdet sein soll.

Unter dem Einfluß dieser allgemeinen Verhältnisse, bei so vielen Mängeln im Einzelnen, die — wie die durchaus ungenügende Bewaffnung und Ausrüstung der Infanterie, und die veraltete Organisation der schwerfälligen Artillerie — ihren Grund theils in mangelnder Einsicht, theils aber auch in einer übel verstandenen Sparsamkeit hatten, konnten die tüchtigen Elemente die dem Heere auch

andere Staat, sobald sein Heer mit den besten unseres Welttheils nicht mehr auf wenigstens gleicher Höhe stand. Noch in den Jahren 1792, 1793, 1794 war die preußische Armee der französischen auf dem Schlachtfelde entschieden überlegen gewesen. Der kurze Zeitraum von zwölf Jahren genügte, sie hinter der rasch fortschreitenden Zeit, insbesondere gegen das französische Heer zurückbleiben zu lassen.

Ueber die Mängel der preußischen Heeresverfassung im Jahre 1806 ist viel schon gesagt worden, Wahres und Unbegründetes. Die Armee war noch im Wesentlichen so organisirt, wie Friedrich Wilhelm I. sie geschaffen hatte, und bestand folglich zu einem sehr ansehnlichen Theil — zu einem vollen Drittheil — aus zusammengeworbenen Ausländern. Da diese Armee unterlag, so sollte, wie man denn überhaupt nur allzusehr geneigt ist oberflächlich zu verallgemeinern, aus dieser Erfahrung folgen, daß der gemiethete Söldling, den keine Begeisterung für ein Vaterland und dessen Institutionen beseele, daß geworbene Heere, trotz aller Kriegszucht und Manoeuvrirfähigkeit, nie etwas taugen könnten.

Als ob die Geschichte nichts von glänzenden Thaten gedungener Schweizer, geworbener Landsknechte zu berichten hätte! Als ob das preußische Heer, welches in den schlesischen Kriegen mindestens zur Hälfte aus geworbenen Mannschaften bestand, nicht eine kaum jemals überbotene Tüchtigkeit gezeigt hätte! Als ob sich nicht bis auf sehr nahe liegende Zeiten herab gedungene Schweizer-Regimenter in verschiedenen Diensten unter tüchtiger Führung, bei strenger Zucht, als sehr wackere Schaaren bewährt hätten!

Gewiß hatte sich das Material, aus welchem geworbene Truppen gebildet werden konnten, seit dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert stufenweise unendlich verschlechtert. Zu jenen Zeiten war „soldat de fortune", „Landsknecht", „Reiter" ein geachtetes Gewerbe — und ein gut bezahltes. Die große Menge der Söhne des in vielen Ländern Europa's zahlreichen und armen niederen Adels achteten es vollkommen „Standesgemäß", wenn sie als gemeine Reiter ihr Fortkommen suchten. Das änderte sich, indem auf der einen Seite die Fortschritte in Bildung, Industrie und Wohlhabenheit die Ansprüche steigerten, auf der andern Seite die Nothwendigkeit, stehende Heere von einer Stärke, die über das wirkliche Maß der Kräfte der Staa-

die Zahl der Linienregimenter war verdoppelt, und da diese Verstärkungen für so gewaltige Kämpfe bei Weitem nicht genügten, wurden zahlreiche Landwehren aufgeboten — vollständig improvisirte Bataillone, denen nur ein sehr kleiner Bruchtheil kriegsgeübter Mannschaft, nicht als Kern, kaum als Lehrer genügend, denen nur wenige Offiziere aus den Reihen des früheren Heeres zugetheilt werden konnten.

Ueberdies schlecht gekleidet und dürftig ausgerüstet, leisteten diese nahezu oder vollständig improvisirten Schaaren tüchtige Dienste, wie man sie irgend von alten sieggewohnten Truppen erwarten darf — ja es ist kaum irgend eine Schaar zu nennen, die sich nicht einer besonders glänzenden Waffenthat aus jenen Tagen zu rühmen hätte.

Es konnte kaum fehlen, daß so großartige und so erwünschte Erfahrungen einen mächtigen Einfluß auf die herrschenden Ansichten über die zweckmäßigste Art der Heeresorganisation übten. Namentlich bei denen, die geneigt sind, die Macht der edleren, idealen Motive im Geist und Gemüth des Menschen zu überschätzen, welche die Verhältnisse, in denen sich das Leben der Menschen und der Staaten bewegt, leicht in idealisirender Weise beurtheilen, riefen dieselben Ansichten hervor, die eine ernstere und strengere Prüfung in der Ausdehnung, die man ihnen geben wollte, nicht für begründet erachten konnte.

Vielfach haben sich seitdem — und bis auf die gegenwärtige Zeit herab — Stimmen erhoben, die mehr oder weniger bedingt oder unbedingt nicht etwa blos einzelne Elemente des früheren Heerwesens veraltet, sondern unsere Zeit überhaupt dem Institut der stehenden Heere entwachsen glaubten. Stimmen, die da wähnten, daß für die Wehrkraft des Landes am allerbesten gesorgt sei, wenn man sich auf die Begeisterung der Masse verlassen wollte — die unter gewissen Bedingungen unfehlbar hervorzurufen sei —, auf eine Volksbewaffnung, deren inneren Werth man höher stellen zu dürfen glaubte, als den eines stehenden Heeres. Ausschließlich nur als Schule für eine solche Volksbewaffnung, nicht als den nothwendigen, festen, vorbereiteten Rahmen, der im Falle eines Krieges die bewaffnete Jugend des Landes in sich aufzunehmen habe, rieth man das stehende Heer beizubehalten.

Es hat sogar nicht an solchen gefehlt, die, unbekannt, wie wir

damals nicht fehlten, das Ganze und den Staat nicht retten. Die geworbenen Ausländer erwiesen sich unzuverlässig, als das Unglück hereinbrach; die Inländer, viel zu lange, bis zum vierzigsten Lebensjahr unter den Fahnen festgehalten, zwar zuverlässiger, aber, besonders in den älteren Jahrgängen, die viele verheirathete Leute zählten, des langen Dienstes, des Waffenhandwerks müde, und wenig kriegstüchtig.

Es hat für Preußen nicht weniger als einer Heldenzeit bedurft, sich wieder emporzuringen und eines Menschenalters stillen, emsigen, sparsam haushaltenden Fleißes, um die Wunden zu heilen, die dem Staate geschlagen worden waren.

Nun galt es inmitten großer Bedrängniß, mit sehr geringen Mitteln, wie sie ein bis zu gänzlicher Verarmung ausgeraubtes und ausgeplündertes Land bieten konnte, neue Waffen, eine Erhebung in größtem Maßstabe vorzubereiten.

Scharnhorst wurde der Schöpfer des Systems, das unter den damaligen Bedingungen allein zum Ziel führen, allein einen Staat von nicht fünf Millionen Einwohnern in den Stand setzen konnte, ein Heer von fast dreimal Hundert tausend Mann in das Feld zu stellen.

Das preußische Heer war vertragsmäßig auf eine geringe Zahl von Regimentern beschränkt. Scharnhorst benutzte sie in bis dahin nicht gewohnter, ja nicht gedachter Weise als Schule für die Wehrkraft des Landes, als Schule für einen zahlreichen Kriegerstand, der weit über das Maß dessen hinausging, was in die vorhandenen Bataillone und Schwadronen eingereiht werden konnte. Die ausgehobene junge Mannschaft wurde nur so lange Zeit bei der Fahne behalten, als zu ihrer militärischen Ausbildung nöthig war — eine nach den damals herkömmlichen Ansichten sehr kurze Zeit — und nach einem Dienstjahr, dann als „Krümper" auf Urlaub entlassen, um in dem Regiment für neue Zöglinge Platz zu machen.

Nachdem dies System unscheinbarer Vorbereitung etwa vier Jahre lang in Thätigkeit gewesen war, kam der ersehnte Augenblick der Erhebung. Schnell waren die alten Regimenter auf den Kriegsfuß verstärkt; die Krümper traten zu neuen Bataillonen zusammen,

zeit, um zahlreiche Heere von Nationalgarden zu schaffen und an die Grenzen zu bringen. Und wie gar gering war der kriegerische Werth und Gehalt dieser improvisirten Bataillone; wie ungemein wenig war auf ihre Mannszucht, auf ihre Haltung im Gefecht insbesondere zu rechnen! Die moralische Ueberlegenheit war während der ersten Feldzüge ganz entschieden, und in einem so hohen Grade, wie nur sehr ausnahmsweise vorkömmt, auf Seiten der stehenden Heere, welche Frankreichs bewaffnete Bürger zu bekämpfen hatten; obwohl die Mannschaften dieser stehenden Heere kein inneres Interesse an dem Kriege hatten, weder an den Motiven, die ihn hervorriefen, noch an den Zwecken, die er verfolgte; obwohl in ihren Reihen nur die Macht der Disciplin, des Corps- und Standesgeistes wirksam war.

Wir brauchen die Zeugnisse dafür nicht bei den Gegnern der Franzosen aufzusuchen: man sehe nur nach, was einer ihrer eigenen Heerführer, und zwar ein mit Recht berühmter, ein verständiger, wahrhafter Mann, der Marschall Gouvion St. Cyr wiederholt darüber sagt. Auf Veranlassung der Kanonade von Valmy z. B. sagt der Marschall unter Anderem, es sei eine arge Thorheit gewesen, die französischen Truppen, so wie sie damals beschaffen waren, im freien Felde einem Angriff der Preußen auszusetzen. Oder sollen wir an die Schlacht bei Catillon (27. April 1794) erinnern, die von Seiten der Verbündeten wesentlich nur in einem einzigen Reiterangriff bestand, den achtzehn Schwadronen ausführten und vor dem eine ganze ansehnliche französische Armee auseinanderstäubte?[1])

Auch auf Seiten Frankreichs waren die alten Regimenter des stehenden Heeres — obgleich in ihrer Organisation erschüttert durch die Auswanderung der meisten Offiziere — der feste Kern, der allein der gesammten Wehrkraft des Landes einige Haltung gab. Die Bataillone Freiwilliger, die Nationalgarden in brauchbare Truppen zu verwandeln, dazu bedurfte es der vielgerühmten Maßregel, um deretwillen der damalige Kriegsminister Carnot als „organisateur de la victoire“ verherrlicht worden ist. Carnots große Maßregel bestand in nichts Anderem, als in der Einverleibung der haltungslosen Nationalgarden und Freiwilligenbataillone in die alten Linienregimenter. Es bedurfte mehrerer Feldzüge, ehe sich mit Hülfe dieser durchgreifenden Maßregel aus der Volksbewaffnung eine kriegstüchtige Armee heranbildete. Wäre der

glauben müssen, mit der Wirklichkeit und ihren strengen Forderungen, geblendet durch die Dienste der Landwehren in den Jahren 1813, 1814, 1815, auf welche sie sich beriefen, sogar noch etwas weiter gingen, und die Frage aufwarfen, ob nicht für die Sicherheit des Landes am besten gesorgt wäre, wenn man sich einem Milizsystem zu nähern suchte, dessen Vorbild etwa in der Schweiz zu suchen wäre? Ob für die Instruction der Milizen nicht eine periodische Zusammenziehung derselben in Uebungslagern genüge?

Man vergaß zunächst und vor allen Dingen, wie viele Zeit die Organisation oder Improvisation unserer Landwehren im Jahre 1813 erfordert hatte. Man übersah, daß kein Landwehrbataillon — mit Ausnahme einiger ostpreußischen — vor dem Waffenstillstand gefochten hatte, daß auf den Schlachtfeldern von Lützen und Bautzen das Fehlen der noch nicht fertigen Landwehr den Staat an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, daß fünf Monate erforderlich gewesen waren, die gesammten Landwehren zu organisiren und aufzustellen.

Man würdigte ferner die Motive, welche die Landwehr jener Jahre bewegten und hoben, nicht vollständig richtig. Diese vereinzelt dastehende und einseitig aufgefaßte Erfahrung, durch deren etwas willkürliche Deutung man sich zu jenen Theorien verleiten, wir dürfen sagen, auf solche Abwege führen ließ, muß mit anderen, umfassenden und gewichtigen Erfahrungen verglichen werden, wenn sie wirklich ein Ergebniß gewähren soll, auf welches zuverlässige Folgerungen gebaut werden können.

Man erinnere sich an die ersten Jahre der französischen Revolution. Der französischen Nation war es gewiß Ernst um die Zwecke, die sie in jener gewaltsamen Zeit verfolgte. Namentlich hatte die große Masse der Bevölkerung, das Landvolk, ein so unmittelbares Interesse, für die Vertheidigung des Landes zu kämpfen, wie es sich selten finden wird. Dieser entscheidende Theil der Bevölkerung war eben von der Leibeigenschaft, von der Gutsunterthänigkeit, von allen Pflichten gegen den Grundherrn befreit worden, er hatte die Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz erlangt. Er mußte fürchten, dies Alles zu verlieren, die frühere Abhängigkeit wieder hergestellt zu sehen, wenn die Emigrirten als Sieger heimkehrten. Er fürchtete es. Und dennoch bedurfte es der blutigsten Energie der Schreckens-

für den Ernst, mit dem er geführt wurde — und dennoch stäubten die improvisirten Miliz-Bataillone der Spanier auf dem Schlachtfelde stets und immer wieder vor jedem Angriff der Franzosen auseinander wie Spreu vor dem Winde — und fast das ganze Land war, trotz des Beistandes der Engländer, nach und nach der Gewalt der Franzosen verfallen, als die mächtigen Ereignisse in Rußland und Deutschland auch diesem Kampfe eine rettende Wendung gaben.

In Wahrheit, es heißt die Bedeutung und den Werth der Dienste, welche die preußischen Landwehren 1813 geleistet haben, verkennen und unterschätzen, wenn man wähnt daß dieselben Erscheinungen sich immer und überall mit Leichtigkeit wieder hervorrufen lassen.

Es gehört dazu bei Weitem mehr als eine blos gehobene Stimmung, selbst wenn man diese stets ohne Weiteres voraussetzen dürfte — was keineswegs der Fall ist —, es gehört dazu eine tief wurzelnde, nachhaltige Erbitterung. Zu einer Stimmung von solcher Intensität und Macht wird die Masse nie durch bloße Vorstellungen gebracht; nur wirkliche, thatsächliche Erlebnisse, deren Stachel jeder Einzelne mitempfunden hat, vermögen in einer ganzen Bevölkerung eine solche Gewalt des Willens hervorzurufen.

Im Jahre 1806 konnte jeder Verständige ziemlich vorhersagen, was Preußens Schicksal sein mußte, wenn es in dem Kampf mit dem französischen Kaiserreich unterlag, dennoch aber wäre gewiß jeder Versuch, eine allgemeine, freiwillige Bewaffnung des Landes hervorzurufen, um solches Unheil abzuwehren, vollkommen erfolglos geblieben. Sie möglich zu machen, dazu bedurfte es der Erlebnisse vom Tilsiter Frieden bis 1812 und ihres Stachels. Wir wollen dem Vaterlande die Erfahrungen nicht wünschen, die allerdings bei einem tüchtigen und kriegsmuthigen Volk, wie das preußische ist, dieselben Erscheinungen jedesmal in das Leben rufen würden.

Die menschlichen Dinge sind von solcher Natur, daß Institutionen, die sich für die Dauer bewähren sollen, nicht eine vorausgesetzte gehobene Stimmung zur Grundlage haben dürfen, daß dabei auf eine allgemeine Begeisterung nicht als auf eine nothwendige Bedingung gerechnet sein darf. Die Begeisterung ist ihrer Natur nach etwas Momentanes, ein Zustand höchster und edelster Spannung, zu dem

Krieg von Seiten der gegen Frankreich Verbündeten nur mit einer halbweges der Größe der Aufgabe entsprechenden Einmüthigkeit, Intensität und Energie geführt worden, so würde die Zeit für diesen militärischen Bildungsgang gefehlt haben, so möchte es wohl kaum zu diesen wiederholten Feldzügen gekommen sein.

Während der ersten Jahre der Revolution also, als Frankreich die Invasion fremder Mächte und die Herrschaft der Emigrirten abzuwehren hatte; als die gesammte Bauernschaft Frankreichs ihr Eigenthum und ihre persönliche Freiheit zu vertheidigen hatte; als, wie uns alle Denkwürdigkeiten aus jenen Tagen, alle Reisende, die das Land gesehen, alle französischen Geschichtschreiber gleichmäßig versichern, überall, und vor Allem in den Reihen des Heeres, der Schaaren, die freiwillig zur Vertheidigung an die Grenzen eilten, eine große Begeisterung für die neuen Ideen, für Freiheit und Vaterland herschte — da war der kriegerische Werth dieser Armee ein ungemein geringer gewesen.

In einer späteren Zeit dagegen, unter Napoleon I., als in den Reihen der französischen Armee von Freiheit und einer Begeisterung für sie, von Begeisterung für Ideen überhaupt längst nicht mehr die Rede sein konnte und nicht war, als alle solche Stimmen längst verstummt, dafür aber hohe taktische Ausbildung, musterhafte Disciplin, eine große militairische Intelligenz des Offizierecorps und ein sehr exclusiver Standesgeist und Stolz an die Stelle jener früheren Motive getreten waren: da wurde dies Heer der ganzen civilisirten Welt furchtbar, da war es ein Heer, in kriegerischer Tüchtigkeit nie übertroffen, und sehr selten erreicht! Ein starker Beweis dafür, daß die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit einer bewaffneten Macht nicht immer aus denjenigen Elementen hervorgeht durch welche eine idealisirende Ansicht der Welt sie bedingt glauben möchte.

Man wende den Blick auf Spanien, auf seinen siebenjährigen Kampf gegen Napoleon I. Hier wurde der Entschluß einer hochsinnigen Nation, deren ganze Geschichte ihr das Zeugniß einer fast beispiellosen Zähigkeit und Ausdauer giebt, im Kampf für ihre Selbstständigkeit noch durch die ganze gewaltige Macht der Kirche gehoben und getragen. Die siebenjährige Dauer des Kampfes und Erscheinungen wie die Vertheidigungen von Saragossa und Gerona bürgen

verschließen, daß auch dieses System sich — zwar gewiß nicht in seinem eigentlichen, werthvollen Kern — wohl aber in seiner bisherigen Form überlebt hat.

Um das eigentliche Wesen unseres Wehrsystems, die Elemente, die wir eben als seinen eigentlichen, werthvollen Kern bezeichneten, zu wahren und unverletzt zu erhalten, ist eine Umgestaltuug der Formen geboten.

Es bedarf einer Umgestaltung aus Gründen des Rechts — aus Gründen der Staatswirthschaft — endlich aus techniſch-militairiſchen Gründen.

Die schönste und werthvollste aller Institutionen Preußens ist ohne Zweifel die allgemeine, unbedingte Wehrpflicht; das weiß und fühlt ein jeder von uns. Sie ist das schöne Vermächtniß einer großen Zeit; sie adelt Heer und Volk, indem sie auf der einen Seite die ganze Jugend, die Blüthe und Hoffnung des Landes, ohne Unterschied des Standes unter den Fahnen vereinigt, auf der andern Seite die ganze Bevölkerung ebenfalls ohne Unterschied des Standes zum Ritterthum erhebt.

In der allgemeinen Wehrpflicht ohne Ersatzmänner, ohne alle Nebenwege, welche die bequeme Wohlhabenheit schonend an unbequemen Pflichten vorüberführen könnten — in dieser liegt das eigentliche Wesen der 1813 gegründeten Wehrverfassung Preußens; sie ist der Grund des ganzen Bau's, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Damit dieser eine Wahrheit sei nnd bleibe, bedarf es einer Umgestaltung des Heeres, einer Erweiterung desselben, die der seit 1814 um nicht weniger als 78 pro Cent vermehrten, also nahezu verdoppelten Bevölkerung entspricht. Es muß in den Rahmen des stehenden Heeres Raum geschaffen werden für die gesammte Jugend des Landes, damit wirklich, wie unsere Institutionen voraussetzen, die ganze waffenfähige Jugend durch die Waffenschule gehe.

Daß dem jetzt nur in der Theorie, nicht in der Wirklichkeit so ist, das wissen wir Alle. Der beschränkte Rahmen des stehenden Heeres gestattet nicht, bei der stets anwachsenden Bevölkerung den wesentlichsten Grundsatz des ganzen Systems zu wirklicher Anwendung zu bringen. Wir sind in der Praxis von der allgemeinen Wehrpflicht,

sich die meisten Menschen nur in sehr seltenen, einzelnen Augenblicken ihres Daseins zu erheben vermögen. Institutionen, die sie permanent voraussetzen, gehen von einer Täuschung aus, und tragen eben deshalb ein Element der Schwäche in sich. *Nur ein fest und sicher gegründetes Bewußtsein der Pflicht, nur die festgegründete Gewohnheit, sie zu erfüllen, gewähren dauernde Bürgschaften für eine Tüchtigkeit, auf die immer und unter allen Bedingungen gebaut werden darf.*

— - —

Nach dem zweiten Pariser Frieden gab die Regierung dem preußischen Heer eine Verfassung, welche die vorbereitenden Einrichtungen, die Scharnhorst in einer außerordentlichen Zeit und Lage eingeführt, die Formen, welche die herrschende heroische Stimmung während einer großen Zeit geschaffen hatte — für die Dauer bestätigte und zur bleibenden Organisation der Armee machte. Wir brauchen diese Einrichtungen, das Landwehr-System, nicht näher zu beschreiben; es ist uns Allen bekannt. Gewiß war dabei von Anfang an bedenklich, daß die heroische Stimmung, die es zur Zeit des Kampfes geschaffen hatte, permanent vorausgesetzt werden mußte. Man konnte ferner die Frage aufwerfen, ob die preußische Regierung sich nicht in allen Verwickelungen der äußeren Politik, die, so wichtig sie auch sein mochten, doch nicht geschaffen waren, die Empfindungen des gesammten Volkes unmittelbar in energischer Weise anzuregen — durch diese Verfassung des Heeres einigermaßen gelähmt fühlen werde.

Aber es gab damals eine Rücksicht, die mit vollem Recht jede andere überwog. Diese Organisation war die Einzige, deren Kosten das verarmte Land zur Zeit zu tragen vermochte. Die gewählte Form war die Einzige, in der Preußen damals ein zahlreiches Heer, wie seine europäische Stellung es erfordert, aufbringen konnte. Die Einnahmen des Staates waren gering; Preußen konnte, im Vergleich mit anderen Staaten Europa's, nur eine sehr mäßige jährliche Summe auf seine Heeresmacht verwenden und mußte der höchsten Sparsamkeit beflissen sein, wenn die Wunden heilen sollten, die durch einen unglücklichen Krieg und Napoleons Raubsystem, das die Erschöpfung Preußens beabsichtigt hatte, dem Lande geschlagen worden waren.

Heute dürfen wir die Augen nicht gegen die Wahrheit

hervortritt, so wie man sich dieses System in ernster Thätigkeit denkt. Denn schont es allerdings die Finanzkräfte des Landes im Frieden, so legt es ihm dafür, sobald der Kriegszustand eintritt, plötzlich sehr große, sehr schwer zu tragende Lasten auf. Und was dabei das Schlimmste ist: das System fordert vom Lande alsdann ungeheuere Opfer, die der Kriegführung nicht auf die entfernteste Weise zu Gute kommen, die in dieser Beziehung rein verloren sind; Opfer, die das Land erschöpfen, ohne dessen Wehrkraft oder die Intensität der Kriegführung irgend zu steigern, ohne den eigentlichen Zweck im mindesten zu fördern.

Solche Opfer werden dann wie in positiver so in negativer Form von uns gefordert, und leicht könnten die letzteren als die schwereren empfunden werden. Man vergegenwärtige sich, wie viele Männer durch jede Mobilmachung aus ihrem bürgerlichen Beruf herausgerissen werden. Es sind dies größten Theils nicht ganz junge Leute, die erst in den Anfängen auch ihres gewerblichen Lebens stehen, und daher verhältnißmäßig leicht zu ersetzen oder zu entbehren wären. Es sind vielmehr zum großen Theil Männer reiferen Alters, Haus- und Familienväter, die auf der Höhe des Lebens und leitend an der Spitze eines großen oder kleinen landwirthschaftlichen Anwesens oder gewerblichen Unternehmens stehen. Gar manches stockt — geht nicht weiter — geht zurück, so wie sie fehlen. Die theilweise Lähmung im gewerblichen Leben und in der producirenden Thätigkeit, der Ausfall in der Production, der Verlust im Nationaleinkommen, wird bald sehr fühlbar, und macht sich schon nach wenigen Wochen mit bedeutendem Gewicht geltend. Und wenn diese Störungen immer große Verluste zur Folge haben mußten, der Fortschritt der Zeit, die Entwickelung unseres industriellen Lebens hat dieselben gegen die einfacheren Verhältnisse, in welchen sich unsere wirthschaftlichen Kräfte vor zwanzig Jahren bewegten, sehr wesentlich gesteigert und wird fortfahren, dieselben zu steigern.

Aus diesen Verlusten geht dann aber auch die Nothwendigkeit sehr großer positiver Opfer für das Land unvermeidlich hervor. Die Familien der Landwehrmänner, die Frauen und Kinder, denen der Ernährer fehlt, müssen versorgt werden. Man könnte wohl erschrecken, wenn man zusammenrechnen wollte, welche Summen dazu gehören, den Familien so vieler verheiratheten Hausväter, welche berufen sind

durch die Umstände gezwungen, zu einem mit Milde und Umsicht gehandhabten System der Rekrutenaushebung übergegangen. Nur etwa drei Fünftheile der dienstpflichtigen Mannschaft werden zum Dienst herangezogen.

Indem das System auf diese Weise stets mehr und mehr von seinem wesentlichen Grundsatz abwich, ist es in der That ungerecht geworden. Zwei Fünftheile der männlichen Jugend gehen ganz leer aus, und haben keinerlei Dienstpflicht zu erfüllen. Die anderen drei Fünftheile dagegen, die in die Regimenter eintreten und dann in die Landwehr übergehen, haben in der That eine mehr als billige Last zu tragen. Wir meinen damit nicht die drei Dienstjahre in der Linie, welche die Jugend mit Lust und Freude durchmacht, sondern die Verpflichtung zur Landwehr ersten Aufgebots, die sich bis in das reife Mannesalter, länger als billig, durch das Leben zieht, dem bürgerlichen Beruf des Mannes in den späteren Jahren nur all' zu oft lähmend in den Weg tritt, und ihn nicht selten in den Fall bringt, sein Haus und seinen Hof, seine gewerblichen Unternehmungen dem Ruin auszusetzen, um seiner Landwehrpflicht zu genügen.

Allerdings darf keine Last zu groß, keine Pflicht zu schwer geachtet werden, wenn sie nothwendig und wenn sie gleich vertheilt ist. Sie ist aber in diesem Fall weder das Eine noch das Andere. Sie kann eben dadurch, daß sie gleichmäßig vertheilt wird, wie der Geist unserer Institutionen gebietet, für jeden Einzelnen bedeutend erleichtert werden. Denn daß die Dauer der Dienstverpflichtung für jeden Einzelnen bedeutend herabgesetzt werden kann, wenn wirklich die ganze Jugend zum Dienst heran gezogen, die Wehrkraft des Landes aber der Zahl nach auf gleicher Höhe erhalten wird, bedarf keines Beweises.

Daß dies vermöge einer Umbildung der Formen unseres Heerwesens, einer Erweiterung der Rahmen des stehenden Heeres, möglich gemacht und thatsächlich herbeigeführt werde — das ist eine Forderung der Gerechtigkeit.

In Beziehung auf die staatswirthschaftlichen Verhältnisse, die hier zu berücksichtigen sind, hat das bisherige System preußischer Wehrverfassung dann auch seine bedenkliche Seite, die in den Zeiten tiefer Ruhe wohl übersehen werden konnte, die aber unverkennbar

hervortritt, so wie man sich dieses System in ernster Thätigkeit denkt. Denn schont es allerdings die Finanzkräfte des Landes im Frieden, so legt es ihm dafür, sobald der Kriegszustand eintritt, plötzlich sehr große, sehr schwer zu tragende Lasten auf. Und was dabei das Schlimmste ist: das System fordert vom Lande alsdann ungeheuere Opfer, die der Kriegführung nicht auf die entfernteste Weise zu Gute kommen, die in dieser Beziehung rein verloren sind; Opfer, die das Land erschöpfen, ohne dessen Wehrkraft oder die Intensität der Kriegführung irgend zu steigern, ohne den eigentlichen Zweck im mindesten zu fördern.

Solche Opfer werden dann wie in positiver so in negativer Form von uns gefordert, und leicht könnten die letzteren als die schwereren empfunden werden. Man vergegenwärtige sich, wie viele Männer durch jede Mobilmachung aus ihrem bürgerlichen Beruf herausgerissen werden. Es sind dies größten Theils nicht ganz junge Leute, die erst in den Anfängen auch ihres gewerblichen Lebens stehen, und daher verhältnißmäßig leicht zu ersetzen oder zu entbehren wären. Es sind vielmehr zum großen Theil Männer reiferen Alters, Haus- und Familienväter, die auf der Höhe des Lebens und leitend an der Spitze eines großen oder kleinen landwirthschaftlichen Anwesens oder gewerblichen Unternehmens stehen. Gar manches stockt — geht nicht weiter — geht zurück, so wie sie fehlen. Die theilweise Lähmung im gewerblichen Leben und in der producirenden Thätigkeit, der Ausfall in der Production, der Verlust im Nationaleinkommen, wird bald sehr fühlbar, und macht sich schon nach wenigen Wochen mit bedeutendem Gewicht geltend. Und wenn diese Störungen immer große Verluste zur Folge haben mußten, der Fortschritt der Zeit, die Entwickelung unseres industriellen Lebens hat dieselben gegen die einfacheren Verhältnisse, in welchen sich unsere wirthschaftlichen Kräfte vor zwanzig Jahren bewegten, sehr wesentlich gesteigert und wird fortfahren, dieselben zu steigern.

Aus diesen Verlusten geht dann aber auch die Nothwendigkeit sehr großer positiver Opfer für das Land unvermeidlich hervor. Die Familien der Landwehrmänner, die Frauen und Kinder, denen der Ernährer fehlt, müssen versorgt werden. Man könnte wohl erschrecken, wenn man zusammenrechnen wollte, welche Summen dazu gehören, den Familien so vieler verheiratheten Hausväter, welche berufen sind

in erster Reihe zu kämpfen, die ernährende Hand zu ersetzen — und auf welch' ein dürftiges Maß muß die Vorsorge für diese Familien dennoch beschränkt bleiben!

Man vergegenwärtige sich ferner die Nachwehen eines längeren Krieges unter unserer jetzigen Wehrverfassung. Die vielen schlecht oder gar nicht bestellten Aecker kleiner ländlicher Anwesen, die nicht durch gemiethete Hände bestellt werden können; den Ausfall in den Ernten wie in den Erzeugnissen des Gewerbfleißes; die unverhältnißmäßig große Anzahl von Wittwen und Waisen, die der Krieg zurückließe. Selbst der heimkehrende Landwehrmann könnte seine Familie durchaus verarmt wiederfinden. Ein schlimmer Lohn für todesmuthige Pflichterfüllung!

Wenn diese Opfer unvermeidlich wären, müßten sie ohne alle Frage mit mannhafter Fassung getragen werden. Aber sie können vermieden werden, wenn der Staat im Frieden eine größere Summe auf die Erhaltung seiner bewaffneten Macht verwendet, und dadurch unsere Wehrverfassung auf ihre eigenste Grundlage zurückgeführt wird. Sobald die ganze Jugend in den Waffen geübt, dem reiferen Mannesalter dagegen der Dienst in erster Linie erlassen wird, gewinnt Preußen den großen Vortheil, daß alle Anstrengungen, die es während eines Krieges macht, auch wirklich seine Wehrkraft steigern, und den Zweck des Krieges fördern: ein Vortheil, dessen ganze Tragweite schwer zu ermessen — kaum zu überschätzen ist.

Die technisch-militärische Seite unserer Institutionen ist dann auch nicht unberührt geblieben von den Wandelungen, welche der Verlauf der Zeit in allen menschlichen Verhältnissen herbeiführt.

Während der ersten Zeiten nach den großen Kriegen hatte das Landwehrsystem in wichtigen Beziehungen eine andere Bedeutung und mehr innere Haltung als jetzt. Es war ein Anderes zu der Zeit, als die Landwehroffiziere fast ohne Ausnahme Leute waren, die theils als freiwillige Jäger, theils schon als Landwehr-Offiziere großartige Feldzüge mitgemacht, die Feuertaufe vielfach bestanden, und Kriegserfahrungen gewonnen hatten. Solche Landwehroffiziere gaben der Landwehr einen festen Halt.

Gegenwärtig sind Linie und Landwehr Truppenkörper geworden, die aus sehr verschiedenen Elementen hervorgehen, und deshalb nicht ohne Unterschied, nicht von gleicher Beschaffenheit und gleichem Gehalt sein können. Ein schlimmer Umstand, denn er macht es — von allem andern abgesehen — sehr schwierig, den Werth, die Brauchbarkeit jedes einzelnen Truppentheils, die zweckmäßigste Art seiner Verwendung, richtig und mit voller Ueberzeugung zu beurtheilen. Unsicherheit in dieser Beziehung lähmt auf dem Schlachtfelde Zuversicht und Entschluß.

Wie jetzt Linie und Landwehr neben einander stehen, sehen wir auf der einen Seite junge Soldaten unter den Befehlen altgedienter Offiziere, deren Lebensberuf die Waffen sind, die jedenfalls als Instructoren eine lange Erfahrung hinter sich haben, von denen viele auch den Ernst des Krieges aus eigener Anschauung kennen; — auf der anderen Seite ältere, gereifte Männer, die aus ihrem friedlichen Lebensberuf zu den Fahnen zurückgerufen werden, angeführt von Offizieren, die, jung an Jahren, mit anderen Interessen beschäftigt, den Waffendienst nur als Nebensache betrachten und betreiben können, eine kurze Zeit des Militairdienstes als eine bloße Episode in ihrem Leben ansehen, und nur eine beschränkte Erfahrung in dem zurüstenden und vorbereitenden Friedensdienst, gar keine im Felddienst haben.

Daß es sehr wünschenswerth und zweckmäßig wäre — um nicht zu sagen unbedingt nothwendig und durch die Verhältnisse gebieterisch verlangt —, diese verschiedenen Elemente so zu verschmelzen und auszugleichen, daß die in erster Linie im Felde zu verwendende Armee aus Truppenkörpern von gleichmäßigerer Beschaffenheit und gleichmäßigerem Gehalt bestände, in deren Zusammensetzung die sowohl diesem als jenem Element, so lange es isolirt bleibt, inhärirenden Nachtheile aufgehoben wären; — das ist wohl für jeden, der die wirkliche Natur der Dinge unbefangen in das Auge faßt, an sich so einleuchtend, daß es eines eigentlichen Beweises kaum bedarf.

Es wäre hier noch mancher anderen Schwierigkeiten zu gedenken, die bei jeder Mobilmachung der preußischen Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung fühlbar hervortreten. Insofern sie sich aus den allgemeinsten Verhältnissen ergeben, haben wir bereits, auf den ersten Blättern dieser Schrift versucht, sie mittelbar anzudeuten; andere sind so allgemein anerkannt, daß es einer eingehenden Erörterung hier

kaum bedarf, und so wollen wir denn nur eines Umstandes erwähnen, dessen Bedeutung gewiß einem jeden, der auf dem Gebiet militairischer Organisationen nicht ganz fremd ist, ohne Weiteres einleuchten muß. Des Umstandes nämlich; daß die Landwehrbataillone im Frieden, oder genauer, bis zum Augenblick der Mobilmachung eigentlich nur ideell existiren. Nur die Elemente dazu sind wirklich vorhanden, der fertige Organismus, in den sie sich einfügen könnten, fehlt, und so müssen denn diese Bataillone in Wahrheit in dem Augenblick, wo man ihrer bedarf, aus ihren Elementen erst geschaffen werden. Das ist keine leichte Aufgabe; wir brauchen dabei kaum daran zu erinnern, wie viel Bedenken es hat, dem Feind mit unfertigen Schaaren entgegen zu treten. Es kommt noch hinzu, daß dann auch diejenigen Bataillone, die im Frieden fest organisirt, wirklich vorhanden sind, die Linienbataillone, gerade in dem Augenblick, wo sie in das Feld rücken sollen, ihren eigenen inneren Organismus durch die Abgabe einer Menge von Offizieren und Unteroffizieren lockern und schwächen müssen, um die Bildung der Landwehren möglich zu machen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, daß das ganze Land die Nothwendigkeit einer Umgestaltung unserer Armee in dem beabsichtigten Sinn anerkannt hat, und bereit war, sie als eine wesentliche Verbesserung aufzunehmen. — Was die Sache selbst und an sich betrifft, abgesehen von den näheren Bestimmungen im Einzelnen, konnten es höchstens nur sehr wenige, vereinzelte Stimmen sein, die geneigt waren, sich in einem entgegengesetzten Sinn auszusprechen.

Nur in Beziehung auf die Bestimmungen, die im Einzelnen maßgebend werden sollen, ist eine wirkliche Verschiedenheit der Meinungen hervorgetreten, namentlich ist ein allerdings sehr wichtiger Punkt, die Länge der Dienstzeit bei der Fahne, ehe die eingeübte Mannschaft in das Reserveverhältniß übertritt, der Gegenstand einer lebhaft geführten Discussion geworden.

Die Regierung beabsichtigt, wie aus ihren, dem Hause der Abgeordneten vorgelegten, Entwürfen hervorgeht, die bestehenden Vorschrifteu und Normen, die dreijährige Dienstzeit beizubehalten. Von anderer Seite her wird vielfach die Meinung ausgesprochen, daß eine zweijährige Dienstzeit genüge; man räth dem gemäß mehr oder weniger dringend sie einzuführen, und hat dabei natürlich vorzugsweise die Ersparnisse im Auge, die sich auf diese Weise erwirken ließen.

Wir dagegen müssen uns zu der Ansicht bekennen, daß die dreijährige Dienstzeit — und zwar namentlich im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Heeres mehr als zuvor — eine Nothwendigkeit ist. Nicht blos der taktischen Ausbildung wegen — obgleich auch diese gehörig berücksichtigt zu werden verdient. Es sind noch gar viele andere Factoren zu erwägen, die in ihrer Gesammtheit den kriegerischen Gehalt und Werth einer Truppe bedingen.

Die Anhänger einer zweijährigen Dienstzeit gehen nämlich meist von dem Satze aus: „das Volk in Waffen" sei das eigentliche preußische, vaterländische Heer; die stehende Armee aber die Waffenschule für die gesammte männliche Jugend des Landes. Es sei in jeder Beziehung am zweckmäßigsten, die junge Mannschaft nur auf so lange in diese Schule zu schicken, als nöthig ist, um sie durchzumachen, um zu lernen, was da gelehrt wird. Sei der Zweck erfüllt, so müsse man die jungen Krieger ihrem bürgerlichen Beruf zurückgeben. Den militairischen Cursus durchzumachen, das Wesentliche des Soldatenhandwerks zu lernen, dazu seien zwei Jahre genügend; denn es sei eben nicht nöthig, taktische Künsteleien einzustudiren, und nach einer conventionellen Eleganz in der Ausführung der Evolutionen zu trachten. Es sei also kein Grund, die Mannschaft länger bei der Fahne zu behalten.

Mit diesen wenigen kurzen Sätzen ist aber der Gegenstand keineswegs erschöpft. Selbst die Grundanschauung, von der sie ausgehen, bedarf einer sehr wesentlichen Erweiterung.

Allerdings, „das Volk in Waffen" bildet Preußens Heer, und wir theilen den Stolz, mit dem man sich nicht selten gerade auf diese Seite unserer heimischen Institutionen beruft. Es ist wahr, die stehende Armee ist die Waffenschule für die gesammte männliche Jugend des Landes, — aber sie ist nicht blos das; sie ist das und noch bei weitem mehr.

Sie ist außerdem auch noch der feste, wohl vorbereitete Rahmen, in welchen sich, wenn der Krieg unsere Fahnen in das Feld ruft, die bewaffnete Jugend des Landes einzufügen hat, der Organismus, der dann alle einzelnen Elemente aufnimmt, die ihm zugewiesen sind, und jedes an der voraus bestimmten Stelle verwerthet. — Es kann vielleicht als etwas Seltsames befremden, so einfache Dinge, die sich eigentlich ganz von selbst verstehen, hier ausdrücklich in Erinnerung

gebracht zu sehen. Aber es scheint wirklich nöthig geworden, sie in das Gedächtniß zu rufen; denn man hört nicht selten argumentiren, als ob eine ganz unbestimmt gedachte, formlose Menge zu irgend einer Zeit, in irgend einer Periode ihres Lebens einexercirter Leute ohne Weiteres ein Heer sei.

Die Armee ist ferner, nicht blos was die taktische Gliederung betrifft, sondern auch in Beziehung auf die moralischen Elemente, auf Geist und Stimmung, der feste Rahmen, der das Ganze zusammenfassen und ihm die Haltung sichern soll, die allen Stürmen widersteht.

Sie ist endlich Waffenschule, nicht blos für die Schüler, sondern auch für die Lehrer und Führer. Auch diese, Offiziere und Unteroffiziere, treten nicht fertig von außen hinzu; sie müssen sich vielmehr innerhalb eben derselben Schule zu ihrem Lebensberuf heranbilden, und es ist dafür zu sorgen, daß auch dies in zweckmäßiger Weise geschehen könne — daß überhaupt die stehende Armee geeignet sei und bleibe, allen ihren hier angedeuteten vielseitigen Bestimmungen, deren Wichtigkeit kaum zu überschätzen ist, deren Bedeutung weit über den etwas zu eng gefaßten Begriff einer Waffenschule hinausgeht, vollständig zu entsprechen.

Betrachten wir aber auch zuerst das stehende Heer lediglich in seiner ersten Eigenschaft als Waffenschule, so muß selbst hier schon einleuchten, daß keineswegs, wie ziemlich allgemein etwas zu ausschließlich geschieht, blos die Lebensverhältnisse der wechselnden Mannschaft zu berücksichtigen sind, sondern auch die der bleibenden Elemente unserer stehenden Armee, der Offiziere und Unteroffiziere. Es frägt sich, wie weit der Staat in seinen Anforderungen an diese Elemente des Heeres gehen darf, welches Maß von Anforderungen er, in seinem eigenen Interesse, wohl thut, nicht zu überschreiten, und die Antwort will reiflich erwogen sein.

Es ist gewiß nützlich, auch in dieser Beziehung Kenntniß davon zu nehmen, in welchem Licht unsere heimischen Institutionen sachverständigen Fremden erscheinen. So möchte es denn auch hier am Orte sein, darauf zu verweisen, in welcher Weise sich ein französischer General (Marquis Caraman), an andere Verhältnisse gewöhnt, über die Verfassung des preußischen Heeres äußert. Die gewaltige Span-

nung, die in der ganzen Maschine vorwaltete und nicht nachlassen durfte, wenn Alles seinen Werth und seine Tüchtigkeit ungeschmälert behaupten sollte, hatte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen. Caraman findet es bedenklich, daß unsere Heeresverfassung eine solche Spannung gebieterisch fordere. Das System, sagt er, werde nur durch die Willenskraft und Beharrlichkeit König Friedrich Wilhelm's III., der selbst den Impuls dazu gegeben habe, aufrecht erhalten. „Sollte dieser Impuls einmal an Kraft verlieren, so würde das ganze System schwankend werden. Das Andenken an eine unglückliche Epoche und an die Anstrengungen, deren es zur Wiederherstellung der Monarchie bedurfte, kann sich in dem Maße verwischen, in welchem die Ereignisse selbst dem Auge entrückt werden. Wird außerdem der bis jetzt unermüdliche Eifer der Offiziere, welche ohne Unterlaß neue, nur drei Jahre bei der Fahne stehende Leute zu bilden haben, auf immer aushalten können?"

Die Pflichten, welche die dreijährige Dienstzeit dem preußischen Offizier auferlegt, können wir ihm trotz aller Zweifel des französischen Generals nicht erlassen. Zu den lässigen Formen, die in einer oder der anderen Armee vorherrschend sein mögen, können und dürfen wir nicht übergehen. Der Beruf des preußischen Offiziers ist und bleibt ein sehr ernster, und seine Ehre liegt in dem Ernst der Pflichten, die er zu erfüllen hat. Doch ist es gewiß sehr der Beachtung werth, daß eine zweijährige Dienstzeit, besonders bei der jetzigen Bewaffnung, die nothwendigen Anforderungen an das Offiziercorps (namentlich an die Hauptleute) noch um ein sehr Bedeutendes steigern würde.

Keinem erfahrenen Manne braucht gesagt zu werden, daß man in Einrichtungen, die sich für lange Zeit, für die Dauer bewähren sollen, bei Individuen, die zu mehreren Tausenden ihre Thätigkeit der Ausführung widmen sollen und müssen, um das Ganze im Gang zu erhalten, nur auf ein gewisses Durchschnittsmaß von physischen und moralischen Kräften rechnen darf, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich zu verrechnen. Nur auf ein mäßiges Durchschnittsmaß von Intelligenz — und besonders von Energie und Willen. Es wäre nicht rathsam, den Bogen zu überspannen, und durch zu hoch gesteigerte Forderungen die Kräfte des Offiziercorps im Friedensdienst so zu verbrauchen, daß eine frühe Ermüdung eintreten müßte.

Was die Mannschaft anbetrifft, so könnte deren taktische Aus-

bildung im engeren Sinne des Worts, die genügende Einübung der taktischen Evolutionen, freilich auch in einer weniger als dreijährigen Zeit bewirkt werden. Aber wir dürfen darüber nicht vergessen, daß ein Element der kriegerischen Erziehung, das z. B. zur Zeit Friedrichs des Großen und selbst Napoleons eine sehr untergeordnete Stelle einnahm, heut zu Tage, in Folge der Verbesserung der Feuerwaffen, zu hoher Wichtigkeit herangewachsen ist: nämlich die Geschicklichkeit im individuellen Gebrauch der Waffen. Das vortreffliche Gewehr, mit dem unsere Infanterie gegenwärtig bewaffnet ist, verliert seinen Werth, wenn es nicht von einem guten Schützen gehandhabt wird. Um sich zu einem guten Schützen auszubilden, dazu gehört Zeit, die nicht unbedingt dadurch erspart werden kann, daß man innerhalb einer kürzeren Periode die Schießübungen vermehrt. Es gehört dazu eine Erziehung des Auges und der Hand, die sich nun einmal nicht in einer ganz willkürlich zugemessenen Zeit erzwingen läßt. So lautet das Urtheil jedes erfahrenen Jägers und der Offiziere, die seit mehreren Jahren die Schießübungen der Mannschaft zu leiten haben.*)

Man wende nicht ein, daß man sich im Kriege doch sehr bald mit Ersatzmannschaften behelfen muß, die eine so sorgfältige Schule nicht durchgemacht haben. Dahin kömmt es allerdings — aber doch nicht eher, als bis der Feind sich in derselben Lage befindet. Die Aufgabe ist, dem Gegner womöglich überlegen, jedenfalls ebenbürtig zu sein und zu bleiben. Sind wir ihm nicht im Anfang des Krieges, wo er uns mit seiner wohlgeübten und streng disciplinirten Truppe entgegentritt, schon gewachsen, so wird höchst wahrscheinlich im Verlauf des Kampfes sein Uebergewicht stets im Zunehmen bleiben.

Das Heer, wie es im Frieden unter den Waffen steht, ist aber ferner auch, wie gesagt, sowohl die Schule für sein eigenes Offiziercorps, als — in doppeltem Sinne des Worts — der Rahmen, welcher der ganzen Wehrkraft des Landes unter allen Bedingungen die feste Haltung geben soll, die der Krieg fordert.

Wenn wir uns nun Rechenschaft davon zu geben suchen, welchen Anforderungen sie in dieser zwiefachen Eigenschaft zu genügen hat, berühren wir die Punkte, die uns vor Allem der reiflichsten Erwägung

werth scheinen, die Beziehungen, die eigentlich, nach unserer Ueberzeugung, die dreijährige Dienstzeit nothwendig machen — und zwar gerade im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Heeres.

Denn in unserer bisherigen Organisation hatte jedes Linien-Bataillon nicht nur seine eigenen Kriegsreserven, sondern auch die Mannschaften für das entsprechende Landwehrbataillon auszubilden. Dadurch war, selbst bei zweijähriger Dienstzeit, ein angemessener Präsenzstand des Bataillons im Frieden gesichert.

Dem ist nun aber in der beabsichtigten neuen Organisation nicht mehr so. Jedes Bataillon hat fortan nur für sich selbst und seine eigenen Kriegsreserven zu sorgen; es hat, wenn die Verpflichtung der Mannschaft für den Dienst im Felde auf acht Jahre ausgedehnt wird, höchstens 160 Mann in jedem Jahrgang auszubilden. Danach würde, bei zweijähriger Dienstzeit, die immer nur zwei Jahrgänge Rekruten um die Fahne vereinigt hielte, der Präsenzstand des Bataillons im Frieden nur etwa 300 Mann betragen — und dieser geringe Präsenzstand ist es gerade, von dem man Ersparnisse erwartet.

Eine solche Schaar ist aber kein wirkliches Bataillon mehr. Sie ist ein bloßes Scheinbataillon — und wird zu einer schlechten, zu einer sehr ungenügenden Schule für den jüngeren Offizier und den Unteroffizier, die sich darin zum Dienst heranbilden sollen.

In einem solchen Scheinbataillon wird eben alles Schein und Spiel, das Verwaltungswesen wie die taktischen Uebungen, die nur mit Hülfe unendlicher Voraussetzungen in dürftiger, halb phantastischer Weise ausgeführt werden können. Offiziere und Unteroffiziere könnten sich auf diesem Wege leicht ganz und gar in dieses spielende Scheinwesen verirren, wo nichts wirklich das ist, was es vorstellt, und Alles und Jedes irgend etwas vorstellt, was es nicht ist, so daß sie sich nachher in einem wirklichen Bataillon gar nicht zurechtzufinden, es gar nicht zu bewältigen und zu handhaben wüßten.

Wir brauchen nicht allzuweit zu gehen, um uns davon zu überzeugen. Es giebt in Europa mehrfach Armeen kleinerer Mächte, die eine kurze effektive Dienstzeit und dem entsprechend einen solchen geringen Präsenzstand im Frieden haben. Man gehe hin und sehe, was aus solchen Bataillonen wird. Man beobachte sie dann auch bei größeren Uebungen, wenn sie ihre Beurlaubten eingezogen und sich auf einen stärkeren Fuß gesetzt haben; man wird eingestehen

müssen, daß weder ihre taktische Ausbildung genügend genannt werden kann, noch auch der ziemlich lockere Zusammenhang des Ganzen den mächtigen Prüfungen des Krieges sicher zu widerstehen verspricht.

Es wäre ein Irrthum, wenn man diese Erscheinungen in jedem einzelnen Fall aus besonderen, gleichsam örtlichen Ursachen erklären wollte; denn sie sind in Wahrheit überall durch ein allgemeines Gesetz bedingt, das in dem Wesen der Sache gegeben ist. Der vorbereitete Organismus und die Elemente, die er für den Krieg in sich aufnehmen soll, um sich selbst zu voller Macht zu entfalten, müssen in einem richtigen dynamischen Verhältniß zu einander stehen, das gesucht und erwogen sein will, nicht willkürlich nach Belieben, oder nach Rücksichten, die außerhalb der Sache selbst liegen, festgestellt werden kann. Ist der vorbereitete Organismus, der Rahmen einer Kriegerschaar, zu schwach im Verhältniß zu den Elementen, welche ihm die Rüstung für den Krieg zuführt, so nimmt er diese Elemente eben nicht mehr in sich auf; er wird vielmehr umgekehrt seinerseits durch diese übermächtigen Elemente aufgelöst und verschwindet in der Masse.

Gewiß kann Niemand wünschen, die preußische Armee in Tüchtigkeit und Disciplin, in Werth und Gehalt, bis auf die Linie dieser oder jener kleineren, schwach organisirten Armee herabsinken zu sehen. Um so weniger, da sich dem preußischen Heere im Fall eines deutschen Krieges ohne Zweifel auch deutsche Bundeskontingente anschließen werden, deren bunte Mannigfaltigkeit schon an sich bedenklich ist, und vielerlei Schwierigkeiten herbeiführt — und von denen einige dann auch noch in sich, was ihre Ausbildung zu energischer Kriegstüchtigkeit betrifft, nicht durch die Umstände begünstigt werden. Wir wollen den kleineren, und selbst den kleinsten Kontingenten durchaus nicht zu nahe treten. Sie sind aus gutem Stoff gebildet, denn es giebt — Gott sei Dank — keinen deutschen Volksstamm, dessen Ruf in Beziehung auf kriegerische Tüchtigkeit nicht wohl begründet wäre. Auch in ihrer gegenwärtigen Verfassung können selbst die kleinsten Kontingente, auf ein nach größerem Maßstab fester organisirtes Heer gestützt, gute Dienste leisten. Daß aber die kleineren Kontingente eines solchen gemeinsamen Anhalts bedürfen, darüber, glauben wir, sind die Meinungen nicht getheilt. — Jedenfalls würden wir wohl Alle mit einem Gefühl von Bangigkeit in die Zukunft blicken, wenn Preußen zur Vertheidigung des weiteren wie des engeren Vaterlandes

nur etwas unbehülfliche und in sich locker zusammenhängende Bataillone aufzubieten hätte.

Man vergegenwärtige sich nun ein solches, etwa 300 Mann zählendes Bataillon, das rasch seine Kriegsreserven einzieht und dann 1050 Mann stark, in das Feld rückt. Es wird dann nur zu einem Siebentheil aus Leuten bestehen, die eine etwas längere Zeit hindurch (in das zweite Jahr) ohne Unterbrechung bei der Fahne gedient haben, zu einem Siebentheil aus ganz junger Mannschaft, aus Rekruten, und zu fünf Siebentheilen aus eingezogenen Reservisten, die zum Theil den kurzen Traum ihres Soldatenlebens, der leicht an ihnen vorübergegangen sein könnte, ohne großen Eindruck zu machen, schon seit mehreren Jahren hinter sich haben; die dem Regiment entfremdet, den Offizieren nicht mehr bekannt sind, und selbst zum Theil die Offiziere nicht wiederfinden, unter denen sie ihre Dienstzeit durchgemacht haben.

Wir dürfen dann auch in Beziehung auf die Umstände und Bedingungen, unter denen eine solche Kriegerschaar in Thätigkeit treten soll, nicht bei allgemeinen, unbestimmt gedachten Vorstellungen stehen bleiben, — am wenigsten bei dem Maßstab, den die Vergangenheit an die Hand giebt. Es ist nöthig vielmehr, uns genau und bestimmt Rechenschaft davon zu geben, welche Aufgaben die mächtig entwickelten Verkehrsmittel unserer Zeit, und die besondere Lage des preußischen Staats ihr sofort stellen können; sie in Beziehung auf die bestimmter definirten Forderungen zu betrachten, denen sie zu genügen hat.

Ehemals erforderten die Einleitungen zu einem Feldzug geraume Zeit; der Marsch aus den Friedensstandquartieren bis in die erste strategische Aufstellung, von der aus die Kriegsoperationen begannen, war weit und dauerte lange. Schon durch diese Umstände war eine Zeit gewährt, die auch im Innern der Bataillone und Regimenter benutzt werden konnte, manches auszugleichen und zu befestigen. Sie fehlt jetzt; die Eisenbahnen bringen die Armeen in wenigen Tagen auf die entscheidenden Punkte; man muß darauf gefaßt sein, so gut wie unmittelbar aus dem Friedenszustand in die volle, entscheidende Thätigkeit des Krieges überzugehen. Durch die eigenthümliche Lage Preußens, die Gestaltung seiner Grenzen sind wir dann noch besonders aufgefordert, die ganze Bedeutung dieser neuen Verhältnisse,

dieser neuen Factoren aller strategischen Berechnungen, wohl zu erwägen.

Das preußische Heer kann sehr leicht in die Lage kommen, schon in den allerersten Tagen eines Feldzuges entscheidende Schlachten zu liefern, in denen das Geschick des Staates auf dem Spiele steht. Glaubt man nun, daß ein Bataillon, wie dasjenige, dessen Elemente wir oben aufgezählt haben, in dem sich erst Alles wieder aneinander gewöhnen, Alles erst wieder in die Formen des Dienstes und in den Gemeingeist einer kriegerischen, zusammengehörenden Genossenschaft einleben muß — sogleich vom ersten Tage an einen unter allen Umständen ausreichenden Grad von Festigkeit haben wird, hinreichend, um sich, den schwersten Aufgaben des Krieges gegenüber, als ein fest in einandergefügter Organismus zu bewähren?

Wir gestehen, daß wir eine solche Zuversicht kaum unbedingt zu theilen vermöchten. Auch spricht die Erfahrung nicht dafür. Wir glauben hier namentlich an die Erfahrungen der sardinischen Armee im Jahre 1848 erinnern zu müssen. Sie sind belehrend, weil dieses Heer in solcher Weise organisirt ist, daß die bestehenden Cadres der Truppen nur als Ausbildungs- und Exercieranstalt — kaum noch als Rahmen für das Kriegsbataillon gelten können. Da man in Sardinien, im Bewußtsein weit aussehender Pläne, in der Lage sein wollte, eine bedeutende Heeresmacht aufbieten zu können, sah man sich bei den geringen Mitteln des Staates genöthigt, das Princip auf die Spitze zu treiben. Der Infanterist dient nur vierzehn Monate bei der Fahne und wird dann zu der Reserve entlassen. Der Präsenzstand der Bataillone ist demgemäß im Frieden ein ungemein geringer — während die Reiterei und Artillerie längere Dienstzeit und eine angemessene Friedensorganisation haben. — Wir halten uns dabei vorzugsweise an die Ergebnisse des Jahres 1848, theils weil die Ereignisse des letztvergangenen Jahres noch nicht hinreichend aufgeklärt sind, theils weil hier die sardinische Armee, auf eine gewaltige fremde Macht gestützt, in einer Nebenrolle auftrat, in der die Mängel ihrer eigenen Organisation kaum sehr fühlbar werden konnten.

Savoyarden und Piemontesen haben stets für gute Soldaten gegolten, und wurden auch unter französischer Herrschaft, in Napoleon I.

Heer dafür geachtet. Im Jahre 1848 zeigte sich die Reiterei, wenn auch schlechter beritten, an kriegerischer Tüchtigkeit der österreichischen vollkommen ebenbürtig; daß die Artillerie der österreichischen sogar überlegen war, das ist selbst aus den so Manches in's Schöne malenden österreichischen Berichten sehr leicht herauszulesen.

Anders verhält es sich mit der Infanterie. Sie hat zwar auch einzelne schöne Momente aufzuweisen — wie denn die lange und hartnäckige Vertheidigung von Somma-Compagna (Schlacht bei Custozza) durch die Brigade Piemonte gegen eine etwas mehr als doppelte Ueberlegenheit, sogar eine glänzende Waffenthat genannt werden muß. — Aber die Armee verlor die erste Periode des Feldzugs, in der sie entscheidende Erfolge erfechten konnte, theils allerdings durch die Unfähigkeit ihrer Führer — theils aber auch deshalb, weil die Infanterie noch mit ihrer eigenen Organisation beschäftigt war. Sechs Wochen nach der Eröffnung des Feldzugs, in den ersten bedeutenderen Gefechten, war die Haltung der Infanterie zum Theil schwach; so bei Sta. Lucia, wo die ganze Division Broglia, ohne angegriffen zu sein, vor dem entfernten feindlichen Geschützfeuer in der wildesten Unordnung die Flucht ergriff; auch in dem siegreichen Gefechte bei Goito wandte sich die Brigade Cuneo zur Flucht, ohne angegriffen zu sein, als zwei Compagnien sardinischer Jäger sich aus dem gebrochenen Gelände vor ihrer Fronte in Eile und Unordnung auf sie zurückzogen. Eine durchaus zuverlässige wurde die Haltung der Infanterie im Lauf des ganzen Feldzugs nicht — und sobald das Unglück hereinbrach, lösten sich die Bande der Disciplin.

Beachtenswerth ist dabei dann auch, daß die sardinischen Offiziere, die als Geschichtschreiber dieses Feldzugs aufgetreten sind, wiederholt über die all' zu starken Bataillone klagen; über die übermäßig starken Compagnien, — die „smisurate compagnie", wie sie Pinelli mehr als einmal nennt —; über die, im Verhältniß zur Mannschaft all' zu geringe Zahl der Offiziere.

Danach können wir uns dann wohl der Verwunderung nicht erwehren, wenn wir sehen, daß kein einziges Bataillon der sardinischen Armee volle 700 Mann zählte, was wohl nicht übermäßig zu nennen ist. Die „smisurate compagnie" waren im Durchschnitt etwa 160 Mann stark, und hatten 4 Offiziere eine jede.

Wenden wir nun den Blick, zur Vergleichung, auf die Heere der

europäischen Großmächte und ihre Organisation, so finden wir in Frankreich, bei der Infanterie, Compagnien von 118 Mann und 3 Offizieren (bei den Jägern 128 Mann und 3 Offiziere); — die preußische Compagnie zählt bekanntlich 250 Mann und 5 Offiziere; — die österreichische nur 4 Offiziere auf 216 Mann — und die russische vollends nur die gleiche Zahl Offiziere, bei einer Gesammtstärke von 262 Mann. Es kömmt also

in der sardinischen Armee 1 Offizier auf etwa 40 Mann;
in der französischen 1 Offizier auf fast 40 Mann;
(bei den Jägern ein Offizier auf 42 Mann);
in der preußischen 1 Offizier auf 50 Mann;
in der österreichischen 1 Offizier auf 54 Mann;
in der russischen 1 Offizier auf 65 Mann.

Die wenig gegründeten Klagen der sardinischen Offiziere scheinen demnach wohl ein Beweis, daß sie, an den Dienst in schwachen Stämmen gewöhnt, wie man das erwarten mußte, mit dem wirklichen Bataillon nicht recht fertig zu werden wußten.

Um unser Urtheil festzustellen, müssen wir endlich auch den möglichen Feind in das Auge fassen, der uns entgegentreten könnte. Wie schon gesagt, wir müssen unsere bewaffnete Macht in Beziehung zu einer bestimmten Aufgabe denken und gehörig auszurüsten suchen. Unsere Aufgabe wird aber wesentlich durch die kriegerische Verfassung unseres möglichen Feindes bestimmt. Dieser Faktor ist sogar in solchem Grade der eigentlich entscheidende, das Ergebniß der Berechnung ist — wenn wir anders nach den Grundsätzen rechnen, die in der Natur der Sache gegeben sind — in solchem Grade durch denselben bestimmt, daß der Begriff des Zweckmäßigen und Genügenden auf diesem Gebiet ein durchaus relativer wird. Es giebt hier kein absolutes Maß des Zweckmäßigen oder Nothwendigen; weder ein Ideal militairischer Vollkommenheit, das unter allen Bedingungen erstrebt werden müßte, noch ein Minimum militairischer Tüchtigkeit, das in allen Fällen genügend geachtet werden dürfte. Es gilt, *unserem möglichen Feinde gewachsen zu sein*: der bestimmtere Maßstab für die Forderungen, die wir an uns selbst zu stellen haben, ist somit in der kriegerischen Verfassung dieses Feindes gegeben. In Nordamerika z. B., wo man es eigentlich nur mit einigen verkommenen Stämmen der Ureinwohner zu thun hat, von jedem gefährlicheren Gegner ganz oder fast ganz

durch das Weltmeer geschieden ist, sind die einfachsten Anstalten, eine Grenzwache und ein Milizsystem, vollkommen genügend. Es wäre eine arge Thorheit, wenn die Leute dort Zeit und Mittel verschwenden wollten, um ein zahlreiches Heer zu bilden, das den höchsten Forderungen entspräche. Wir haben andere Gegner in größerer Nähe zu gewärtigen, und sind durch unsere Lage aufgefordert, sie genau in's Auge zu fassen.*)

Wenden wir den Blick z. B. nach Frankreich. Eine temporäre Maßregel, der zu Folge ein Theil der neu ausgehobenen Mannschaft für jetzt nur zwei Jahre ohne Unterbrechung bei der Fahne dienen und dann zur Reserve entlassen werden soll, darf uns nicht irre führen. Sie hatte einen ganz besonderen Zweck; nämlich den, eine größere Anzahl Soldaten der älteren Jahrgänge durch Rekruten ersetzen und sofort zur Reserve entlassen zu können. Man wollte für zukünftige Kriege eine solche Masse von Kriegsreservisten zur Verfügung haben, daß nicht nur die drei Bataillone, aus welchen das Regiment im Frieden besteht, durch alte Soldaten auf den Kriegsfuß vervollständigt, sondern auch vierte Bataillone aus solchen alten Soldaten errichtet werden könnten.

Ist dieser Zweck erreicht, so kehrt alles zu den eigentlichen, bleibenden Normen der französischen Heeresverfassung zurück. Diesen zufolge dient der Soldat sieben Jahre; davon vier Jahre und neun Monate ohne Unterbrechung bei der Fahne. Denn er kann zwar während dieser Zeit hin und wieder Urlaub erhalten; der Urlaub aber, der ihm gewährt wird, darf während seiner Dienstjahre zusammen nicht mehr als vier Monate betragen. Unter allen Bedingungen aber — auch bei der temporär eingeführten zweijährigen Dienstzeit, die nicht Ersparnisse zum Zweck hat — ist der Präsenzstand im Frieden auf nicht weniger als zwei Drittheile des vollzähligen Kriegsfußes festgesetzt. Die Compagnie zählt im Frieden 79, auf dem vollen Kriegsfuß 118, das Bataillon mit seinem Stabe im Frieden 640, im Felde 952 Mann.

Ferner hält die französische Regierung im Interesse der militairischen Erziehung des Soldaten für nothwendig, ihn während seiner Dienstzeit allen seinen bürgerlichen und friedlichen Interessen auf das Vollständigste zu entfremden. Er wird möglichst weit weg von seiner engeren Heimath verlegt, und wechselt alle sechs Monate seine Gar-

nison, damit er sich nirgends einlebe und keine andere Heimath habe, als das Regiment. Dann werden beständig größere Heeresabtheilungen in dem Hüttenlager bei Chalons zusammengezogen und verweilen dort sechs bis neun Monate lang in einem rein militairischen Leben, das so ziemlich vollständig außer aller Berührung mit den Elementen des bürgerlichen Daseins bleibt.

Stellvertretung ist bekanntlich gestattet in Frankreich. An die Stelle der wohlhabenden Rekruten, die sich freikaufen, weiß die Regierung stets alte Soldaten anzuwerben; Leute, denen der Dienst und das Lagerleben Bedürfniß, die Waffen Lebensberuf geworden sind — und sie verfährt dabei mit Umsicht und Auswahl.

Bei der Mobilmachung für den Krieg besteht das Bataillon zu zwei Drittheilen aus Leuten, die seit längerer Zeit, zum Theil in das fünfte Jahr bei der Fahne dienen, zu einem Drittheil aus eingezogenen Reservisten. Es nimmt gar keine junge Mannschaft, gar keine Rekruten mit in das Feld. Diese werden in den Depots ausgebildet.

In der Krim und jüngst in Italien hat dies System seine Proben abgelegt. Wir haben gesehen, daß ein sehr tüchtiges Heer aus dieser Schule hervorgegangen ist. Es wäre gefährlich, sich darüber zu täuschen.

Die preußische Regierung hat, so viel sich entnehmen läßt, den Präsenzstand des Bataillons im Frieden, im Zusammenhang mit der neuen Organisation, im Allgemeinen auf 538 Mann festgesetzt — 20 Handwerker mit eingeschlossen. Es wird mithin (nach Abrechnung der Kranken, der Wachtmannschaft, der sonst Commandirten) zu den Uebungen nur mit einer Rottenzahl ausrücken, die nicht wohl um ein Wesentliches vermindert werden kann, wenn diese Schaar nicht aufhören soll, ein wirkliches Bataillon zu sein. In vielen Fällen gewiß nicht mit mehr als zwölf Rotten im Zuge.

Ein solches Bataillon würde, bei einer Mobilmachung auf 1050 Mann verstärkt, mit einem Drittheil Mannschaften, die schon seit längerer Zeit (im zweiten und dritten Jahre) ohne Unterbrechung bei der Fahne dienen, mit einem Sechstheil junger Mannschaft, die in ihrem ersten Dienstjahre steht, und drei Sechstheilen einberufener Kriegsreserven in das Feld rücken. Würde die junge Mannschaft dem Ersatzbataillon überwiesen, so vereinigte es ein Drittheil schon bei der Fahne befindlicher, ausgebildeter Mannschaft, und zwei Dritt-

theile Kriegsreserven in seinen Reihen, und unter den letzteren befände sich ein Jahreskontingent, das eben erst in das Reserve-Verhältniß übergetreten wäre. Wir glauben, daß man einem solchen Bataillon allerdings die nöthige Festigkeit zutrauen darf, daß diese Formation eine genügende Bürgschaft gewährt, — müssen aber bezweifeln, daß von ihren Elementen noch sehr viel entbehrt werden könnte.

Jedenfalls sind wenigstens gerade jetzt die Zeiten durchaus nicht danach angethan, daß man veranlaßt sein könnte, auf gewagte Experimente von zweifelhaftem Werth und Erfolg einzugehen.

Die allgemeine Lage der Dinge ist vielmehr für jetzt eine solche, daß Rücksichten zweiter Ordnung — und seien sie als solche noch so gewichtig — wohl eigentlich für niemanden maßgebend und entscheidend sein dürften. Es handelt sich für die nächsten Zeiten um Dinge, die unermeßlich weit über die Bedeutung aller dieser Rücksichten zweiter Ordnung hinausreichen; es handelt sich um Lebensfragen des Nationaldaseins; darum der Lösung dieser Fragen in Muth, Entschluß, Ausdauer — und Waffenbereitschaft gewachsen zu sein — und der Zukunft Preußens und Deutschlands gerecht zu werden.

Gestalten sich die Zeiten ruhiger und friedlicher, so gewährt eben eine dreijährige Dienstzeit die Mittel, auch den staatswirthschaftlichen Rücksichten Rechnung zu tragen und durch Beurlaubung der Mannschaft, die in ihrem dritten Dienstjahre steht, z. B. für die Zeit ihres vorletzten Dienstsemesters, ansehnliche Ersparnisse zu erwirken.

Sollte sich ergeben, daß auch in den erweiterten Cadres der Armee, bei dem angenommenen Präsenzstand und dreijähriger Dienstzeit, nicht Raum wäre für die gesammte waffenfähige Jugend, soweit sie vollkommen dienstfähig und nicht durch die vom Gesetz anerkannten Ehehaften vom Dienste befreit ist; daß ein bedeutender Theil derselben nicht zum wirklichen Dienst gelangte, die bisherigen Mißverhältnisse folglich in, wenn auch verminderter, doch immerhin fühlbarer und beachtenswerther Weise fortbestehen blieben; daß eine zweijährige Dienstzeit hinreicht, den angemessenen Präsenzstand der Bataillone sicher zu stellen — und so die Mittel an die Hand gäbe, entweder die Mannschaft für mögliche vierte Bataillone auszubilden — oder die Zeit, während welcher der einzelne Wehrmann zum Dienst als Kriegsreservist verpflichtet bleibt, noch um etwas zu verkürzen —:

dann freilich erschiene die zweijährige Dienstzeit in einem theilweise veränderten Licht, und verdiente eine erneuerte Erwägung. — Allein selbst abgesehen davon, daß keineswegs sofort jeder Zweifel beseitigt wäre, würden uns wohl hier die finanziellen Schwierigkeiten mit verdoppeltem Gewicht entgegentreten.

Denn daß eine zweijährige Dienstzeit keine Ersparnisse gewährt, wenn der Präsenzstand derselbe bleibt — das ist ohne weitere Erörterungen einleuchtend. Sie müßte sogar, im Gegentheil, noch gesteigerte Ausgaben verursachen. Von Beurlaubungen könnte, bei so kurzer Dienstzeit, wohl unter keiner Bedingung die Rede sein: selbst in den friedlichsten Zeiten nicht. Außerdem würde die vermehrte Arbeit in einem solchen Bataillon früher oder später die Notwendigkeit herbeiführen, ihm ein vermehrtes Offiziercorps, einen stärkeren Rahmen von Unteroffizieren, und in Folge dessen auch einen verstärkten Stamm von freiwillig auf sechs und neun Jahre verpflichteter Mannschaft zu geben. Wir dürfen uns hier unter anderem auf die Worte des in letzter Zeit wieder viel genannten verstorbenen Kriegsministers v. Boyen berufen, der mit großem Nachdruck geltend machte, daß die sogenannte Prima plana eines Bataillons, d. h. der zusammenhaltende Rahmen von Offizieren und Unteroffizieren den man ihm giebt, um so stärker sein müsse je kürzere Zeit die Mannschaft bei der Fahne zu dienen habe.

Auch versprechen die Vorschläge, zu einer zweijährigen Dienstzeit überzugehen, die mehrfach gemacht worden sind, insofern sie der militairischen Zweckmäßigkeit nichts vergeben wollen, nichts weniger als eine Verringerung der Ausgaben. So spricht sich der Verfasser eines sehr guten Aufsatzes in dem Februarheft der „Preußischen Jahrbücher" allerdings für zweijährige, oder zweieinhalbjährige Dienstzeit aus, verlangt aber einen Präsenzstand von 466 Mann für das Bataillon, und während der Lagerzeit, die mehrere Monate dauern soll, die möglichst vollständige Kriegsstärke — und es versteht sich auch für ihn von selbst, daß nie ein Mann beurlaubt werden kann. Was die Entwürfe des Generals Willisen betrifft, so überrascht uns darin zuerst eine ganz eigenthümliche Selbsttäuschung, welcher der General verfallen zu sein scheint. Er spricht im Allgemeinen für zweijährige Dienstzeit, und glaubt, seine Vorschläge darnach eingerichtet und bemessen zu haben; sowie wir aber diese Vorschläge selbst etwas genauer

in das Auge fassen, kann uns nicht entgehen, daß die Sache sich in der That ganz anders verhält. Die Compagnie soll, seinem System zu Folge, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten ungerechnet, jeden Winterseemester über 60 Mann zählen, und jedes Jahr durch 40 Rekruten, die am 1. April eintreten, für das Sommerhalbjahr auf 100 Mann verstärkt werden. Um diesen Mechanismus in dem angenommenen regelmäßigen Gang zu erhalten, müßte nun aber nothwendigerweise die Eine Hälfte eines jeden Jahrescontingents nur $1^1/_2$ Jahr — die andere Hälfte dagegen $2^1/_2$ Jahre im Dienste bleiben, und das Princip der zweijährigen Dienstzeit käme nirgends zur Anwendung. Ein anderes Ergebniß ist dem sehr einfachen Rechnenexempel nicht abzugewinnen, und auch ohne alle Berechnung ist wohl an sich vollkommen klar, daß ein jedes System, durch welches für die beiden Hälften des Jahres ein wesentlich verschiedener Präsenzstand bedingt sein soll, immer auf eine $1^1/_2$ oder $2^1/_2$jährige Dienstzeit führen muß, in keiner denkbaren Combination auf eine zwei- oder dreijährige führen kann. Dem General Willisen scheint es entgangen zu sein.

Auch mancher andere Zweifel bleibt ungelöst. Der General geht von dem „Hauptgrundsatze" aus, daß im Frieden „gut gebildete Rahmen" für das Heer, wie es im Felde erscheinen soll, bereit sein müssen, damit man der Nothwendigkeit entgehe, im Augenblick des Krieges ganz neue Truppentheile bilden zu müssen, worin eben die Schwäche unseres bisherigen Systems liege. Nach dieser Einleitung aber, die gewiß nicht gerade darauf vorbereitet, schlägt der General eine Organisation vor, der zu Folge für nicht weniger als ein volles Drittheil aller Bataillone, die in das Feld geführt werden sollen, gar kein Rahmen vorbereitet wäre; und gerade diese Bataillone, die im Frieden gar nicht da sind, sollen im Kriege die Grenadier-, die Eliten-Bataillone der Regimenter bilden. Die beiden Füsilier-Bataillone, die das Regiment noch außer seinem ideellen Grenadier-Bataillon zählt, sollen im Augenblick der Mobilmachung für den Krieg, nicht weniger als die Hälfte ihrer Offiziere und Unteroffiziere — und zwar wie ausdrücklich verlangt wird — die qualitativ bessere Hälfte — abgeben, um die Bildung des Grenadier-Bataillons möglich zu machen. Der General scheint nicht zu besorgen, daß durch eine so gewaltige Umbildung, gerade im Augenblicke des Krieges, der Organismus der beiden Füsilier-Bataillone irgendwie erschüttert werden könnte.

Der General deutet dann auch an, daß die Verpflichtung zum Dienst in erster Linie, nach unserem bisherigen System auf eine zu lange Reihe von Jahren ausgedehnt sei; nämlich bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahr des Verpflichteten; dann aber dehnt er selbst sie noch um ein Jahr weiter aus, nämlich bis auf das dreiunddreißigste Jahr des Soldaten, der vom zwanzigsten Jahre ab, acht Jahre lang Soldat und Reservist der Füsilier-Bataillone, und dann noch fünf weitere Jahre Grenadier sein soll.

Nothwendig kommen wir zuletzt dahin, uns zu fragen: wenn auf diese Weise keinem der Mängel abgeholfen werden soll, die General Willisen in unserer bisherigen Militairverfassung zu sehen glaubt: wozu dann der gewaltig gesteigerte Aufwand finanzieller Mittel, den sein System gleichwohl fordert? — Denn wie man dieses System auch im Uebrigen beurtheilen mag, die einfachste Berechnung führt zu der Ueberzeugung, daß es sich wenigstens ganz gewiß nicht als ein wohlfeiles erweisen würde! — Es frägt sich, ob das Land im Stande wäre, die Kosten der so verstandenen zweijährigen Dienstzeit zu tragen.

Die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung wird dem preußischen Heer auch in seiner neuen Formation Elemente zuführen, die, wie uns scheint, erst in dieser zu ihrer vollen Geltung kommen können.

Den jungen Leuten aus den gebildeten Ständen wird jedenfalls auch in der neuen Formation eine ihren bisherigen Verhältnissen in der Armee entsprechende Stellung angewiesen werden.

Es ist dringend geboten, diesen jungen Leuten die Möglichkeit zu gewähren, ihrer Dienstpflicht in einer Form zu genügen, die nicht eine Verschwendung der intellectuellen Kräfte des Landes einschließt, und der Zukunft des Landes, insofern diese auf den intellectuellen Kräften der jüngeren Generation beruht.

Wie das auf der einen Seite eine Nothwendigkeit ist, kann auf der anderen für die Armee großer Gewinn daraus gezogen werden.

Man hat im Felde nie Offiziere genug. In den meisten Armeen Europa's sieht man sich in jedem Kriege sehr bald in die Nothwendigkeit versetzt, Unteroffiziere massenweise und ohne sonderliche Auswahl zu sehr mittelmäßigen Offizieren zu befördern. Später findet man

sich dann mit einer großen Menge Offiziere belastet, mit denen man nicht weiß wohin, und deren man sich gelegentlich zu schämen hat.

Die preußische Armee besitzt in den Landwehroffizieren, in den einjährig Freiwilligen ein Element, das trefflich geeignet ist, sie vor diesem Unheil zu schützen; und unter die Offiziere eines Linienregiments eingereiht, hat der Landwehroffizier der Mannschaft gegenüber gleich eine ganz andere, viel günstigere Stellung als bisher.[4])

Gewiß kann niemand wünschen, daß dem gemeinen Soldaten, dem Unteroffizier, der Weg zur Beförderung — ja selbst zu den höchsten Ehrenstellen — abgeschnitten werde, wenn er durch Tapferkeit und kriegerisches Geschick den Anspruch darauf erwirbt: aber Verdienst und Tapferkeit belohnen, wo sie sich zeigen oder aus bloßer Noth ohne sonderliche Wahl, und ohne daß sie eine besondere Befähigung bekundet hätten, Unteroffiziere massenweise befördern, das sind sehr verschiedene Dinge.

Die Ansicht, daß Preußen, allerdings durch seine besondere Lage dazu gezwungen, einen ganz unverhältnißmäßig großen Bruchtheil — verhältnißmäßig mehr als jeder andere Staat — auf die Erhaltung seines Heeres verwende, ist ziemlich verbreitet und beruht dennoch auf einem Irrthum.

Was darüber gesagt wird, war allerdings eine Wahrheit, nämlich unmittelbar nach den großen europäischen Kriegen, als das Land verarmt und der Gesammtbetrag der Staatseinnahmen ein verhältnißmäßig sehr geringer war. Es ist nicht mehr wahr, seitdem der allgemeine Wohlstand sich im Lauf eines langen Friedens mächtig gehoben hat, seitdem in Folge dessen dem Staat reichlichere Mittel zufließen, während die Ausgaben für das Heerwesen keineswegs in demselben Maße, sondern nur um ein Geringes gesteigert worden sind.

Man vergleiche das preußische Jahresbudget mit dem anderer Großmächte, mit dem Frankreichs und Englands zumal, und man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Preußen einen geringeren Bruchtheil seiner verfügbaren Gesammtmittel auf sein Heerwesen verwendet als diese Staaten; einen geringeren Bruchtheil als England für sein Landheer jährlich aufwendet, ohne die Kosten der Armee in Indien, welche bisher die Indische Compagnie zu bestreiten hatte, und ohne die Ausgaben für seine Flotte zu rechnen.[5])

Anmerkungen.

[1]) Es war ein französisches Heer von 28,000 Mann, das (am 27. April 1794) bei Chatillon vor 18 Reiterschwadronen, die zum Angriff heranritten, die Flucht ergriff, sich in alle vier Winde zerstreute und den größten Theil seiner Artillerie im Stich ließ. — In dem geringfügigen Verlust der angreifenden Reiterei zeigt sich dann auch, wie haltungslos der Widerstand des französischen Fußvolks war.

Aehnliche Beispiele ließen sich aus den ersten Feldzügen des französischen Revolutions-Krieges gar viele beibringen. Doch darf man eingehende Berichte darüber im Allgemeinen nicht bei den französischen Geschichtschreibern suchen. Da werden diese unerfreulichen Dinge ganz mit Stillschweigen übergangen — oder nur leise berührt in einer Weise, die das eigentliche Wesen der Ereigniffe nicht erkennen läßt — und auch hier noch den Ruhm des Tages mehr oder weniger für Frankreichs Krieger in Anspruch nimmt. Selbst so zart gehaltene Andeutungen, wie die des Marschalls Gouvion St. Cyr in Beziehung auf Valmy, wird sich nicht leicht ein minder charakterfester Franzose erlauben. Ein französischer Geschichtschreiber darf nicht wahrhaft sein in Dingen, die National-Gefühl und Eitelkeit seiner Landsleute unangenehm berühren könnten; er würde sich rettungslos um alles Ansehen, um jeden Einfluß bringen, wenn er so „unfranzösisch" handeln wollte. So ist denn in allen der Oeffentlichkeit bestimmten Darstellungen der erwähnten Feldzüge immerdar nur von Begeisterung und Heldenhaftigkeit die Rede, die angeblich Frankreich gerettet haben. In diesem Sinn erzählt natürlich auch Thiers, obgleich er die Dinge im Stillen sehr gut und sehr bestimmt anders weiß.

Anders in dem vertraulichen gleichzeitigen Briefwechsel der französischen Generale, theils mit der Landesregierung, theils unter sich. Da erscheinen die französischen Heere jener Zeit in einem keineswegs glorreichen Licht — und diese Briefwechsel, von denen jetzt doch wenigstens Ein und Anderes zu Tage kommt, hatte ich im Sinn bei der Bemerkung, daß man nur die Zeugnisse und Geständnisse der Franzosen selbst zu befragen brauche, um zu erfahren, wie die Dinge wirklich standen.

Es ließe sich aus diesen geheimen Berichten und vertraulichen Briefen wohl eine Blumenlese zusammenstellen, die alle die älteren, enthusiastischen und verherrlichenden Historiographen der Revolutionskriege — wie z. B. Schlosser — in ein namenloses Erstaunen versetzen müßte.

Ein paar Beispiele mögen genügen.

Als sich Verdun 1792 den Preußen ergeben hatte, versäumte der Herzog von Braunschweig den Les Islettes genannten Paß durch den Argonner Wald zu besetzen; es gelang den Franzosen noch rechtzeitig, Truppen dorthin zu werfen, doch hätte ihnen auch das nichts geholfen, wenn man nur auf Seiten der Preußen mit Bestimmtheit gewußt hätte, was man eigentlich wollte, wenn nicht der Herzog von Braunschweig vorzugsweise — beinahe ausschließlich — damit beschäftigt gewesen wäre, die Plane des Königs von Preußen zu durchkreuzen und den Gang des Invasionskriegs zu lähmen; denn auf die bloße Nachricht, daß sich ein preußisches „Detachement" etwa eine Meile von Les Islettes, bei Varennes, gezeigt habe, lief Alles, was von französischen Truppen bei Les Islettes stand, bis auf den letzten

Mann davon und lief in einem Athem bis St. Ménehoult. (Dumouriez, Mémoires, II, 398.)

Die französische Armee bei Sedan war, als Dumouriez nach Lafayette's Flucht den Befehl übernahm, wie er selber gesteht, in einer solchen moralischen Verfassung, daß sie sich ohne Zweifel ohne alles Gefecht vollständig aufgelöst und zerstreut hätte, wenn der Herzog von Braunschweig auch nur eine mäßige Truppenzahl grade auf sie zu marschiren ließ. (Dumouriez, Mémoires, II, 382.)

Bekannt ist, daß diese Armee dann auf dem Rückzug von Grandpré nach St. Ménehould vor 1500 preußischen Husaren in wildester Auflösung die Flucht ergriff, und nur weil sie nicht verfolgt wurde, überhaupt wieder gesammelt werden konnte.

Zehn Bataillone jener „volontaires", von deren Heldenhaftigkeit so viel und in so schwunghafter Weise erzählt und gesungen worden ist, standen zur Zeit weiter zurück, fern von jeder Berührung mit dem Feinde, zu Chalons an der Marne. Sowie die erschreckende Kunde von der Flucht zwischen Grandpré und St. Ménehould zu ihnen gelangte, plünderten diese Freiwilligen die Magazine zu Chalons — und liefen aus einander. (Dumouriez III, 38.)

Der republikanische General Beurnonville sollte im December 1792 Trier erobern; der Versuch lief sehr unrühmlich ab — Beurnonville muß das gestehen, — aber es wirkt fast komisch und ist charakteristisch für die Zeit — daß er auch da noch, dem Ingrimm der Jakobiner gegenüber, die Freiwilligen, die ja aus dem „peuple vertueux" hervorgegangen waren, schonen muß, und alle Schuld ihren Offizieren beizumessen sucht. „Ich muß", berichtet er, „nicht zum Nachtheil der Freiwilligen vom Lot und der Seine Inférieure, sondern zum Nachtheil ihrer Befehlshaber sagen, daß sie (die Freiwilligen) bei ihrer Ankunft auf dem Rendezvous keinerlei taktische Ordnung bewahrt haben; daß sie, anstatt die lautlose Stille zu beobachten, die ihr Auftrag erforderte, unter lautem Geschrei getanzt haben, bis zu dem Augenblicke, wo ein Trupp von 4 bis 500 Reitern und ungefähr 200 Infanteristen (Oesterreicher), die selber weit eher geneigt waren, sich zu ergeben oder davon zu laufen, als sich zu schlagen, sie endgültig in die Flucht jagten". (Je dois dire, au désavantage, non pas des volontaires du Lot et de la Seine inférieure, mais à celui des commandants de ces bataillons, qu'à leur arrivée au rendez-vous ils n'ont observé aucun ordre de bataille, qu'ils ont dansé à cris assez bruyants au lieu d'observer le silence qu'exigeait leur mission, jusqu'au moment où un corps de 4 à 500 chevaux et environ 200 fantassins plutôt disposé à se rendre qu'à se battre et à se sauver eux-mêmes, les ont mis définitivement en déroute. Camille Rousset, les volontaires 1791—1794, p. 134.)

Welchem irgend ernsten Angriff hätte wohl eine solche Truppe Stand gehalten?

Auch 1793 sah es um nichts besser aus, so lange nicht Carnots Reorganisation wirksam wurde, nicht die Freiwilligen und Nationalgarden-Bataillone aufgelöst und unter die alten Linien-Regimenter vertheilt worden waren.

Daß diese freiwilligen Schaaren sich nach der verlorenen Schlacht bei Neerwinden durch Desertion fast ganz auflösten, ist bekannt; Dumouriez gesteht, daß Frankreich in Folge dessen eine Zeit lang so gut wie vollkommen wehrlos war, und nur dadurch gerettet wurde, daß die gegen Frankreich verbündeten Heere unthätig blieben

oder ſich Monate lang mit unbedeutenden Unternehmungen an der Grenze aufhielten. (Dumouriez IV, 133.)

Selbſt die Abgeordneten des National-Convents, die ſich eben bei der Armee befanden, und unter ihnen der bekannte Merlin von Douai, ſahen ſich ſchon vor der Schlacht bei Neerwinden veranlaßt, auf die Einführung einer ſtrengen und mit äußerſter Strenge zu wahrenden Disciplin zu dringen. Zunächſt wollen ſie die von Lafayette eingeführte Wahl der Offiziere durch die Mannſchaften bei den Freiwilligen und Nationalgarden abgeſchafft wiſſen, weil die gewählten Offiziere eben gar keine Autorität über die Leute hätten. „Nous sommes affligés, citoyens nos collègues", ſagen ſie in ihrem Bericht vom 18. März 1793, „d'être toujours dans la nécessité de vous parler, au milieu des triomphes, comme dans les revers, de l'indiscipline, du brigandage et des excès de quelques(!) soldats. — Sie ſind auf allen Wegen zahlreichen Ausreißern begegnet, die ſchon vor der Schlacht davon gelaufen waren — aber ſie können nichts weiter thun als mit Verachtung von den Leuten ſprechen: „Des lauriers ne sont pas faits pour ces êtres vils, que le bruit d'une nombreuse artillerie, ou la vue de quelques ulans effraye". — Auch kennen ſie unter den National-Garden noch ſchlimmere Elemente: „des franzöſiſchen Namens unwürdige Feiglinge, die im Augenblick des Gefechts nur einen Vorwand ſuchen, das Schlachtfeld zu verlaſſen und dann über Verrath ſchreien, um ihre Flucht zu beſchönigen" (— des lâches indignes du nom de Français, qui ne cherchent au moment du combat que le prétexte d'abandonner le champ de bataille, et qui, pour colorer leur fuite crient à la trahison —" Camille Rousset 172—175).

Auch Carnot, der unmittelbar nach der Schlacht zur Armee eilte, fand ſie in dem allerbedenklichſten Zuſtand moraliſcher Verkommenheit. Er klagt über „lassitude" und „dégoût", den er bei den Truppen bemerkt: über Plünderer, die ſelbſt franzöſiſche Dörfer verwüſten, über Sorgloſigkeit, Feigheit, Mangel an Patriotismus, die ſich zeigen. Als ein beſonderes Unheil, das die Armee vollends zu Grunde zu richten droht, bezeichnet er dann die „Heerde" von Weibsbildern, die ſich ihr angeſchloſſen hatten; er meint, es ſeien ihrer eben ſo viel als Soldaten (il faut compter qu'il y en a autant que de soldats. — Legros, la Révolution telle qu'elle est, II, 9.)

In einem Bericht über die Schlacht bei Famars (23. Mai 1793) tadeln die Convents-Deputirten den General Lamarche, als einen zwar tapferen, aber beſchränkten Mann. Während der Schlacht habe er die Führung ſeiner Diviſion ſeinen Adjutanten überlaſſen, er ſelbſt ſei in alle Schänken geeilt, um die National-Freiwilligen daraus zu vertreiben — zurück in das Gefecht.

Die ſouveränen Volksvertreter tadeln den General; daß die National-Garden ſich vom Schlachtfelde weg in alle benachbarten Schänken verloren, ſcheinen ſie gewohnt geweſen zu ſein; ſie ſagen kein Wort darüber (Legros II, 35).

Beſonders eingehende Berichte liegen über eine Expedition vor, die der linke Flügel der franzöſiſchen Armee 1793 von Bergen aus nach Fürnes unternahm. Eine kleine holländiſche Beſatzung wurde ohne große Mühe, ohne eigentliches Gefecht aus dem Ort vertrieben. Aber kaum eingerückt waren die franzöſiſchen Krieger, wie es ſcheint ohne Ausnahme betrunken, begannen zu plündern und verfeuerten dabei muthwillig ihre Patronen in die Luft.

Carnot, der den Zug mitmachte, und die Generale wußten dem Unfug nicht anders zu ſteuern als dadurch, daß ſie den ganzen Trupp aufbrechen hießen zum

weiteren Marsch nach Nieuport — der ursprünglich nicht beabsichtigt war. Man setzte sich in Bewegung — aber man kam nicht weit; der Marsch erwies sich unmöglich. „Fast alle waren mehr oder weniger betrunken", berichtet Carnot: „bei jedem Schritt fielen ihrer einige zu Boden; in den Reihen herrschte große Unordnung. Die Tornister der Soldaten waren dermaßen mit gestohlenen Gegenständen angefüllt, daß die Leute sie kaum tragen konnten. Bei dem ersten feindlichen Vorposten, auf den man traf, fehlte es an Munition, weil ein großer Theil davon in dem Freudenfeuer verfeuert worden war, das man sich zu Fürnes erlaubt hatte." — (Ils étaient presque tous ivres du plus au moins, il en tombait à chaque pas: il y avait beaucoup de confusion dans les rangs. Les sacs des soldats étaient tellement pleins d'effets volés qu'ils ne pouvaient plus les porter. Au premier poste ennemi qu'on rencontra, les munitions manquèrent, parce qu' une grande partie avait été consommée dans la fusillade de réjouissance qu'on s'était permise à Furnes.)

In einem solchen Zustande durfte man sich natürlich nicht in Gegenden wagen, wo man einem Feinde begegnen konnte. Man ging zurück nach Fürnes. Ein Theil der Truppen blieb dort unter dem General Stettenhofen, mit den übrigen setzte Carnot am folgenden Tage den Rückzug nach Bergen fort. — Zahlreiche Patrouillen waren in Gang gesetzt worden, um weitere Plünderungen zu verhindern: vergebens! — „Während dieses Marsches (nach Bergen St. Winox) fährt Carnot fort: „hatten wir den Kummer zu sehen, daß die Truppen nach allen Richtungen hin zerstreut waren, und daß außer den ungeheuer vollgepackten Tornistern, die sie auf den Schultern trugen, einige auch Hühner mitnahmen, andere Pferde, wieder andere Ochsen, Schaafe und Schweine davon führten; fast alle verbrauchten vollends die Munition, die ihnen ausgetheilt worden war —" nämlich indem sie mutwillig in die Luft feuerten. (Pendant cette route, nous eûmes la douleur de voir que les troupes étaient éparpillées de toutes parts, qu'indépendamment des sacs énormes qu'ils avaient sur les épaules, les uns emportaient des poules, les autres emmenaient des chevaux, d'autres des boeufs, des moutons, des cochons; que presque tous achevaient de consommer les munitions qui leur avaient été distribuées). Ermahnungen und Vorwürfe der Generale halfen zu gar nichts. Unterwegs wurde auch noch ein Dorf ganz unnützer Weise angezündet und niedergebrannt.

Carnot bespricht alle diese Dinge nicht als eine einmalige und außerordentliche, im allgemeinen unerhörte Erscheinung, nicht als eine Ausnahme, sondern als etwas, was man, bei der Zusammensetzung und Disciplin der französischen Armee, wie sie nun eben war, immer wieder erwarten müsse. Er findet es gerechtfertigt, daß man nichts weiter gegen Nieuport und Ostende unternommen habe und fügt hinzu: „In der That, es ist unmöglich, mit Truppen dieser Art, wie brav sie auch sein mögen, an irgend eine ernsthafte Eroberung zu denken. Nichts widersteht ihrem ersten Anlauf; aber sowie der vollführt ist, reißt überall die Auflösung der Ordnung ein, und wenn der Feind zurückkehrte, hinge es nur von ihm ab sie niederzumetzeln." (En effet, il est impossible de songer à aucune conquête sérieuse avec des troupes de ce genre, quelques braves qu'elles soient. Rien ne résiste à leur premier choc; mais au moment où il est fait, la débandade se met partout, et si l'ennemi revenait, il ne tiendrait qu'à lui d'en faire une boucherie. Legros II, 24—32.)

Ein anderer Convents-Deputirter — Levasseur — spricht vier Monate später —

in einem Bericht vom 16. September 1793 — noch ausdrücklicher von Scenen, wie man zu Fürnes erlebt hatte, als von Erscheinungen, die regelmäßiger Weise bei jeder solchen Veranlassung wiederkehren. Er sagt ganz im Allgemeinen: „In einem Angriff kommt nichts der Tapferkeit unserer Truppen gleich; aber sowie unsere Soldaten in ein Dorf eingerückt sind, schreiten die feigsten unter ihnen zur Plünderung, zu Mordthaten, zur Nothzucht, wie zu Menin, während die guten und braven Soldaten bei ihrer Schaar bleiben und ihr Leben wagend den Feind verfolgen. — — Wenn der Feind uns eine Stunde nachdem wir in ein Dorf eingerückt sind, angreifen wollte, würde er leichten Kaufs mit uns fertig werden." (Pour attaquer, rien n'égale la valeur de nos troupes; mais dès que nos soldats sont entrés dans un village, les plus lâches s'y portent au pillage, au meurtre et au viol comme à Menin, tandis que les bons et braves soldats poursuivent l'ennemi au péril de leur vie, — — si l'ennemi voulait nous attaquer une heure après que nous sommes entrés dans un village, il aurait bon marché de nous. Legros II, 214.)

Von der Tapferkeit der National-Freiwilligen rühmend zu sprechen, das konnte man sich im Jahr 1792 und zu Anfang des folgenden Feldzugs allenfalls erlassen — unter Robespierre's Selbstherrschaft, selbst in geheimen Berichten nicht, und am wenigsten wenn man ihren Mangel an Disciplin, ihre Unzuverlässigkeit rügen wollte. Mehr als Einer hat unvorsichtige Aeußerungen über sie mit dem Leben gebüßt. „Wer die National-Freiwilligen der Feigheit zeiht, der liebt sie nicht, und wer sie nicht liebt, der ist kein Patriot, kein Sansculotte" — so hallte es wider im Sitzungssaal des Convents!

Wie sich von selbst versteht, sah es bei der Rheinarmee um nichts besser aus als bei der Nordarmee.

Von der Kanonade bei Valmy sagt der Marschall Gouvion St. Cyr (Mémoires 1, LXVI) — „s'il (Dumouriez nämlich) n'y a pas perdu son armée, c'est que le Duc de Brunswick ne l'a pas voulu",

und dann wieder (ibid. 1, LXXVI) — „si le Duc de Brunswick eût laissé déployer les colonnes d'attaque que le Roi de Prusse avait mises en mouvement, il serait survenu un grand désastre."

Wie bescheidener Natur der Maßstab war, den die französische Armee damals an ihre Thaten legen mußte, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß derselbe Marschall von Frankreich sich veranlaßt sieht, zu sagen, das Gefecht um die Trümmer der Burg auf dem Stromberg habe dem ersten Bataillon von der Corrèze und seinem Chef Delmas Gelegenheit gewährt „de la vigueur et de l'intelligence" zu zeigen. (Mém. 1, 43.)

Der Stromberg wurde von dem preußischen Lieutenant Gauvain mit zwanzig Füsilieren vertheidigt, die dem Angriff erlagen, als ihnen die Munition ausgegangen war.

Auch ist es gar sehr der Mühe werth, nachzulesen, was Gouvion St. Cyr von dem kläglichen Gang der Gefechte bei Rilsheim und Rothweiler erzählt.

Als es zu Ende des Jahres 1793 den Franzosen mit Hülfe der Guillotine, vermöge einer sehr großen Uebermacht und mehr noch einer lahmen und verkehrten Kriegführung von Seiten ihrer Feinde gelang, die Oesterreicher aus dem Elsaß zu verdrängen, wollten die Freiwilligen die Beschwerden des Winterfeldzugs nicht weiter ertragen

und verweigerten den Dienst. Da die Generale die Operationen dennoch fortsetzen wollten, liefen die Truppen großentheils auseinander und brachten dadurch die militairische Thätigkeit zu einem erzwungenen Stillstand.

Hoche, an die Spitze zweier Armeen gestellt, war es, der vor Allen die Operationen gegen Lust und Neigung der Truppen betrieb, und die republikanische Großsprecherei, die diesem Helden zur Zeit eigen war, führt mitunter komische Effecte herbei, die er nicht beabsichtigt hatte. So schreibt er an Pichegru: „Deine tapferen Truppen sind ermüdet, ich weiß es. Aber Vaterland und Ehre fordern sie auf, Opfer zu bringen. Du führst sie zum Ruhm und der genügt, Patrioten zu entflammen. Gieb ihnen Brandtwein heute Abend und morgen früh, und es wird gehen." („Tes braves troupes, je le sais, sont fatiguées. Mais la patrie et l'honneur les engagent à faire des sacrifices. Tu les conduits à la gloire et elle suffit pour enflammer des patriotes. Donne-leur l'eau de vie ce soir et demain matin et ça ira." Rousselin vie de Lazare Hoche II, 33.)

An einer anderen Stelle sagt Hoche, daß er „de grandes mesures" anwende, um seine Truppen zu begeistern: doppelte Rationen Brandtwein nämlich, und Aussicht auf Belohnungen in Geld (ibid. II, 35).

Besonders lehrreich ist auch ein Brief an den Präsidenten des National-Convents, in welchem ein ehemaliger Unteroffizier der alten Armee, Namens Bézu, den die Revolution nach 28 Dienstjahren in Reihe und Glied zum Bataillons-Chef gemacht hatte, die freiwilligen National-Garden-Bataillone nach dem Leben schildert. (Camille Rousset 225—232.)

Die Zahl dieser Citate ließe sich leicht in die Hunderte vermehren und ich bin keineswegs gewiß daß ich mich im Augenblick gerade immer der schlagendsten erinnert hätte; das Facit aller dieser Geständnisse von französischer Seite aber ist, daß die Welt wohl kaum jemals elendere Armeen gesehen hat als diejenigen waren, welche die französische Republik während der ersten Jahre ihres Daseins in das Feld gesendet hat.

*) Es wäre über die Nothwendigkeit einer nicht all' zu knapp bemessenen Dienstzeit wohl noch sehr viel mehr zu sagen gewesen; besonders da nicht vergessen werden darf, daß die Erziehung eines Rekruten zu einem tüchtigen und zuverlässigen Krieger selbst mit der Uebung im individuellen Gebrauch der Waffen und in der Benutzung des Geländes noch so wenig vollendet ist, als mit der flüchtigen Einübung einiger Handgriffe und Evolutionen.

Seltsamer Weise ist noch niemand darauf verfallen daß eine zweijährige Dienstzeit für Artillerie und Reiterei genügen könne. Nur für die Infanterie wird sie gefordert; da soll sie genügen. Und doch giebt es auf dem gesammten Gebiet der Heeres-Organisation keine wichtigere und zugleich schwierigere Aufgabe, als eben die, eine solide, zuverlässige Infanterie zu bilden.

Man erinnere sich nur der Forderungen, denen die verschiedenen Waffengattungen auf dem Schlachtfelde zu genügen haben. Die Gefechte der Reiterei sind schwungvolle momentane Anstrengungen (élans), zu denen man die Mannschaften verhältnißmäßig leicht fortreißt; — der Artillerist schießt sich auf Entfernungen von tausenden von Schritten mit einem Gegner herum, für den nicht er selbst, sondern das Geschütz das eigentliche Ziel ist. Dagegen nun vergegenwärtige man sich die Infanterie in oft stundenlangem Feuergefecht, nicht selten aus großer Nähe. Hier auszudauern,

dazu gehört ein ganz anderes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, ein ganz anderes Bewußtsein der Pflicht und der Nothwendigkeit des festen Zusammenhaltens. Hier vor Allem macht sich der Werth einer unerschütterlich gegründeten Disciplin geltend.

Wir kommen zu demselben Ergebniß, wenn wir erwägen, um wie viel, regelmäßiger Weise, die Verluste der Infanterie im Gefecht verhältnißmäßig größer sind als die der anderen Waffen, und welchen moralischen Eindruck diese Verluste machen müssen.

*) Seither hat die Erfahrung gelehrt, daß die in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika getroffenen militairischen Anstalten — die zwei Millionen Mann Miliz, von denen man erzählte, und die kleine stehende Armee des Freistaats — genau nur genügten, dem öffentlichen Wesen diejenigen Dienste zu leisten, die dort der gewöhnliche, der Friedenszustand mit sich bringt. Sie waren eben nur hinreichend für Polizei-Zwecke und als Schutz gegen die geringen Reste der Urbevölkerung. Für den Krieg erwiesen sich namentlich die Milizen vollkommen unbrauchbar, als sie in dem Secessions-Kriege auf eine etwas ernstere Probe gestellt wurden; darüber war man in den nördlichen Staaten nach der ersten Schlacht, die bei Bull's runn fast ganz ohne Blutvergießen entschieden wurde, hinreichend aufgeklärt.

Sollte der Krieg nicht ein wesenloses Gebahren ohne die Möglichkeit einer Entscheidung bleiben, sollte er eine Wirklichkeit werden und zu irgend etwas führen können, so mußten beide Parteien, wie ja geschehen ist, zu Werbungen genau im Styl der verrufenen Landsknecht-Periode schreiten. Beide Parteien sahen sich genöthigt zu den vor Allen von den Bewunderern amerikanischen Wesens in Europa perhorrescirten „Miethlingen" und „Söldlingen" ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie überhaupt brauchbare Armeen haben wollten.

Ob diese geworbenen Heere unter meist ungenügend gebildeten Offizieren, deren Autorität nicht unbedingt sicher begründet war, einer europäischen Armee gegenüber gerade eine sehr glänzende Rolle gespielt hätten, muß dahingestellt bleiben.

Nach beendigtem Kriege wurden alle militairischen Einrichtungen des Freistaats in den alten Zustand zurückversetzt, nur die stehende Armee, die natürlich aus zusammen geworbenen Berufs-Soldaten besteht, gegen früher um etwas verstärkt. Wäre die Trennung von Nord und Süd eine bleibende geblieben — dann hätte jeder der beiden so entstandenen Staaten sich gegen einen mächtigen Nachbar zu wahren gehabt, es wären wohl für beide etwas ernstere militairische Anstalten nothwendig geworden, und es wären jetzt schon durchgreifende Veränderungen der dortigen Zustände eingetreten, die in Folge des vollständigen Sieges, den der Norden davon getragen hat, der Zukunft vorbehalten bleiben.

Im Allgemeinen haben uns nicht nur die Ereignisse, deren Schauplatz Nord-Amerika war, sondern die Kriege, die überhaupt während der letzten drei Jahrzehnte geführt worden sind, über gar Vieles auf dem Gebiet der Heeres-Organisation und der Kriegführung, durch Erfahrungen nach dem großartigsten Maßstab in tief gehender Weise belehrt.

Die Feldzüge der sardinisch-italienischen Armee haben bewiesen, daß ein all' zu schwacher Präsenzstand und kurz bemessene Dienstzeit nicht genügen, feste Rahmen für im Fall des Krieges unverhältnißmäßig verstärkte Bataillone — und überhaupt eine solide, zuverlässige Infanterie zu bilden.

In Nordamerika hat sich gezeigt, wie wenig ein Miliz-System für ernste Zwecke genügt.

In Frankreich endlich haben wir im Lauf der zweiten Hälfte des Feldzugs 1870—1871 beurtheilen können, wie wenig improvisirte Armeen den ernsten Aufgaben des Krieges gewachsen sind.

[4]) Das hier Gesagte bezieht sich auf Dinge, die Seite 392 angedeutet sind. Was für treffliche Dienste die „Reserve-Offiziere", in die Linien-Regimenter eingereiht, in den Feldzügen 1864—1871 geleistet haben, das weiß ganz Deutschland.

[5]) Man täuscht sich darüber leicht, wenn man das Militair-Budget mit der Gesammtheit der Staats-Ausgaben vergleicht, ohne von diesen zuvor abzuziehen, was die Verzinsung der Staatsschuld in Anspruch nimmt. Das ist aber eine sehr verkehrte Art zu rechnen. Kein Privatmann wird wohl so leicht seine Schulden zu seinem Vermögen rechnen, oder die Summen, welche die Verzinsung seiner Schulden erfordert, zu dem Einkommen, über das er frei verfügen kann.

Die Zinsen der Staatsschuld von dem Ausgaben-Budget Englands abgerechnet, ergiebt, daß dieser Staat nahezu ein Drittheil seiner verfügbaren Einnahmen auf seine Landmacht verwendet, und auf seine Waffenbereitschaft im Ganzen, d. h. auf Landheer und Flotte zusammen, im Durchschnitt ungefähr die Hälfte der gesammten Staats-Mittel.

Außerdem muß, wie gesagt, Indien die Kosten der dortigen königlichen Armee tragen, obgleich diese Armee wahrhaftig nicht bestimmt ist, die Interessen der indischen Bevölkerung zu verfechten.

VI.

Die Reform der Heeresverfassung.

(Bemerkungen zu dem Bericht der Militair-Commission des Abgeordneten-Hauses.)

Januar 1861.

In den ersten Monaten des jüngst vergangenen Jahres, als eine Umgestaltung unserer vaterländischen Heeresverfassung, deren Nothwendigkeit allgemein anerkannt war, zuerst einer öffentlichen Erörterung entgegen ging, glaubte auch der Verfasser dieser Blätter, einige Bemerkungen sowohl über die Mängel unseres bisherigen Systems, als über die nach seiner Meinung zweckmäßigen Normen einer Neubildung, zunächst an die Mitglieder der Landesvertretung richten zu dürfen.

Ueber den Reorganisationsplan, den die Regierung im Sinn hatte, war damals nicht mehr bekannt, als daß die dreijährige Dienstzeit beibehalten werden solle, und daß die Absicht dahin gehe, nicht allein die Rahmen zu allen Bataillonen, die in das Feld geführt werden sollen, schon im Frieden bereit zu halten, sondern auch diesen Stämmen einen Präsenzstand zu geben, der hinreichte, sie zu einer tüchtigen Schule für die Offiziere und Unteroffiziere, wie für die Soldaten zu machen, und die feste Haltung der Schaaren in allen Wechselfällen des Krieges zu verbürgen. Damit waren leitende Grundsätze ausgesprochen, mit denen wir uns im Allgemeinen entschieden einverstanden erklären mußten.

Seitdem ist die Sache nun vielfach und in sehr verschiedenem Sinn besprochen worden, wie man erwarten mußte, wo es sich um eine Frage von solcher Wichtigkeit handelte.

In der Commission des Hauses der Abgeordneten, welcher die Militair-Vorlagen der Regierung überwiesen waren, nahm die Be-

rathung einen sehr weit greifenden Charakter an. Die Majorität dieser Commission gelangte nämlich im Lauf der Debatte dahin, dem Entwurf der Regierung einen anderen entgegenzusetzen, den sie selbst einen „Gegenentwurf" nannte; der, in Beziehung auf militairische Zweckmäßigkeit, von gerade entgegengesetzten Ansichten und Ueberzeugungen ausging — und in Folge dessen natürlich fast in allen Bestimmungen einen Gegensatz zu jenem bildete.[1])

Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Fragen zu erörtern, die sich diesem Gesetzentwurf gegenüber aufdrängen. Aber da sich der Verfasser in der Lage befindet, auch seine öffentlich ausgesprochene Ueberzeugung gegen die Argumentation der Commission — oder vielmehr ihrer Majorität — vertheidigen zu müssen, scheint es nöthig, nicht nur die Gründe, die gegen seine Ansicht geltend gemacht worden sind, einer prüfenden Betrachtung zu unterwerfen, sondern auch die positiven Vorschläge der Commission. Beides ist der Natur der Sache nach so eng mit einander verflochten, daß es nicht getrennt werden kann; denn wo die Kritik sich nicht darauf beschränkt, einen vorliegenden Entwurf abzulehnen, wo sie, weiter schreitend, aus ihrem verneinenden Urtheil ein vollständiges System neuer Vorschläge hervorgehen läßt, das an die Stelle jenes ersten, getadelten Planes treten soll —: da ist die Frage, auf deren Beantwortung es eigentlich ankömmt, die, ob die Normen dieses Gegen-Entwurfs wirklich als die besseren anerkannt werden müssen, ob die ablehnende Kritik durch sie gerechtfertigt erscheint oder nicht.

Schon bei einem ersten, flüchtigen Blick auf den „Bericht" der Commission an das Haus der Abgeordneten, ergiebt sich nun aber, daß wir in dem Plan zu einer Reorganisation des preußischen Heeres, den er uns bringt, doch nur in sehr bedingter Weise und mit gewissen Einschränkungen eine eigene Schöpfung dieser Commission anerkennen dürfen. Die Vorschläge, die uns darin vorgelegt werden, sind im Wesentlichen einer kleinen Schrift des Generals v. Williſen entlehnt; jener Flugschrift, die unter dem Titel: „Ueber große Landes-Vertheidigung oder Festungsbau und Heerbildung in Preußen," in den ersten Wochen des vergangenen Jahres erschienen war.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der General selbst nicht erwartet, daß man einen so ernsten Gebrauch von seiner Schrift machen werde. Wenigstens scheint die Vermuthung gerechtfertigt, daß er den

Inhalt seiner Schrift wohl noch einmal in allen seinen Theilen ernster Erwägung, das Ganze einer gründlichen, folgerichtigen Ueberarbeitung unterzogen haben würde, wenn er hätte ahnen können, daß man beabsichtigen werde, seine flüchtig hingeworfenen Gedanken ohne Weiteres zu leitenden Grundsätzen bei der wirklichen Neubildung des vaterländischen Heeres zu erheben.

General v. Willisen selbst nennt seinen Entwurf einen „nur leicht skizzirten"; und das ist er auch. Eine solche leicht hingeworfene Skizze kann genügen, wo es nur darauf ankömmt, flüchtige Gedanken in die Oeffentlichkeit zu werfen, im Allgemeinen anzuregen und eine Diskussion hervorzurufen. Da ist es allerdings nicht unbedingt Pflicht, alle Einzelnheiten ängstlich zu erwägen, vielmehr ist selbst einer gewissen Freiheit der Abstraction ein weites Feld geöffnet; es ist durchaus gestattet, in solcher Absicht auch „rêveries" niederzuschreiben, wie der Marschall von Sachsen gethan hat, und sie können sogar sehr fruchtbar werden. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn es die Ausarbeitung eines Planes gilt, der bei der Reorganisation eines Heeres wirklich befolgt werden soll; die Neugestaltung dieses Heeres selbst, von dessen zuverlässiger Tüchtigkeit die Würde und Unabhängigkeit des Staates nach außen, das Wohl und Weh des Vaterlandes, und da unglückliche Wechselfälle des Krieges den Feind gar wohl tief in das Innere der heimathlichen Länder führen können, in der bestimmtesten Weise das Wohl und Weh der einzelnen Familien, das Ergebniß gar manches, mühevollem Fleiß gewidmeten Lebens, das geschützt werden und verloren gehen kann, sehr wesentlich abhängig sind. Hier tritt uns der hohe Ernst einer Verantwortlichkeit entgegen, wie sie auf dem ganzen Gebiet menschlicher Thätigkeit kaum größer und umfassender gedacht werden kann. Es ist eine Aufgabe, deren Lösung wohl kein ernster und gewissenhafter Mann nach einem „nur leicht skizzirten" Entwurf unternimmt.

Wäre der General v. Willisen veranlaßt worden, seine flüchtige Skizze zu ernstem Gebrauch umzuarbeiten, so möchte sich wohl gar Manches darin anders gestellt haben, und Vieles wäre vielleicht daraus verschwunden. Zunächst würde der General dann wohl die Nothwendigkeit gefühlt haben, vor Allem die Sätze, die sein ganzes System bedingen, fester zu begründen und bestimmter zu beweisen. Der General spricht — wenigstens so lange er in ganz abstracten Vorstel-

lungen verweilt — für zweijährige Dienstzeit; er sagt unter Anderem: „wir läugnen, daß es dreier Jahre ununterbrochener Dienstzeit bedürfe, um einen Infanteristen kriegsfähig zu machen." Natürlich sahen wir den Gründen, auf welche dieses Läugnen sich stützt, dem Beweis, daß eine kürzere Dienstzeit genüge, mit einer gewissen Spannung entgegen, mußten aber bald — und wir gestehen, zu unserer Ueberraschung — gewahren, daß sie fehlen; daß die so hingestellte Behauptung ganz einfach für den Beweis ihres eigenen Inhaltes gelten soll.

Auf diese Weise wäre sehr leicht über alle Schwierigkeiten hinaus zu kommen. Nur bliebe es dabei ein bedenklicher Umstand, daß es eben so leicht wäre, einem solchen Satz mit der gerade entgegengesetzten Behauptung zu begegnen — und zwar genau mit demselben Recht die Bedeutung eines Beweises für sie in Anspruch zu nehmen. Das Gewicht eines solchen kurz und bündig gefaßten Gegenbeweises dürfte wenigstens der nicht in Frage stellen, der selber kein tiefer gehendes Argument beigebracht hat. Die Erörterung käme auf diesem Wege bei dem allerersten Schritt zu einem vollkommenen Stillstand, und es möchte ihr wohl nur dadurch weiter zu helfen sein, daß beide Theile diese Art der Beweisführung fallen ließen.

Weiter würde der General, wenn er den größten Feldherrn einer nicht sehr entfernten Vergangenheit redend und als Autorität einführen wollte, ohne Zweifel seine Erinnerungen vollständiger gesammelt und kritisch gesichtet haben.

Er führt nämlich Worte an, die Napoleon I. zur Zeit der Schlacht bei Lützen gesprochen haben soll, und die sich zu Gunsten einer kurzen Dienstzeit deuten lassen. — „Vieux officiers et jeunes soldats, c'est la meilleure troupe!" so lautet der Spruch.

Hätte Napoleon sich je wirklich in solcher Weise geäußert, so könnten seine Worte doch immer nur der Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung gewesen sein, denn daß er im Allgemeinen nur von Berufs-Soldaten wissen wollte, und mit sehr großer — sogar mit viel zu großer Verachtung auf alle und jede Art von Volksbewaffnung — auf jede schnell gebildete, mehr oder weniger improvisirte Truppe herabsah, das ist weltbekannt.

Es ist uns nicht gelungen, bestimmte Beweise für die Authenticität der angeführten Worte Napoleon's aufzufinden. Dagegen

wüßten wir aus seinen Briefen, Befehlsschreiben und sonstigen Schriften eine lange Reihe sehr scharf und bestimmt gefaßter Aeußerungen in gerade entgegengesetztem Sinn, mit aller Genauigkeit, die irgend verlangt werden kann, nachzuweisen. Sie würden schlagend darthun, daß Napoleon's Autorität durchaus nur für die gerade entgegengesetzte Ansicht der militairischen Dinge, für lange Dienstzeit, für die Bildung der Heere so viel als möglich aus Berufssoldaten in Anspruch genommen werden kann.

Nur um zu zeigen, welcher Geist in diesen Aeußerungen athmet, sei es vergönnt, hier ein paar derselben mitzutheilen, die dem General v. Williſen natürlich so gut bekannt sind als uns.

Die älteren Zeitgenossen erinnern sich noch des „Manuscrit venu de Ste. Hélène d'une manière inconnue," das im Jahr 1817 in ganz Europa so viel Aufsehen machte, so ungeschickt der Betrug auch angelegt war. Die kleine Schrift, in der nicht einmal die Reihenfolge der Begebenheiten richtig wiedergegeben war, wurde für ein Werk Napoleons ausgegeben, und der Verfasser ließ diesen unter Anderem sagen: „Mes artilleurs étaient braves et sans expérience, c'est la meilleure de toutes les dispositions pour le soldat" — ein Ausspruch, der freilich in Beziehung auf Artillerie ganz besonders absurd ist.

Der wirkliche Napoleon bemerkt in seinen mémoires zu dieser Stelle: „Avec de pareils principes il ne faut pas d'armée de ligne, la garde nationale suffit. On ne disconvient pas que l'auteur du manuscrit de Ste. Hélène ne soit un homme d'esprit, mais certes il n'est pas militaire."

In den Pensées de Napoléon (§. 55) lesen wir dann weiter: „Avec une jeune armée on peut enlever une position formidable, mais on ne peut pas suivre jusqu'au bout un plan, un dessein."

Auch stimmte Napoleon's Praxis durchaus zu seiner Theorie. Er suchte sich zwar allerdings für seine Elite-Truppen, seine Garden, wie wir das selbst nach den vom General v. Williſen angeführten Worten erwarten mußten, alte Offiziere aus — keineswegs aber junge Soldaten. Regelmäßiger Weise konnte kein Soldat in die „alte Garde" aufgenommen werden, der nicht auf seinem linken Aermel den „Chevron", das Zeichen einer durchgemachten zehnjährigen Dienstzeit, aufzuweisen hatte.

Ferner würde es der General v. Williſen bei einer ſorgfältigen Ueberarbeitung ſeiner Schrift für einen ernſten Gebrauch gewiß vermieden haben, gelegentlich gegen ſich ſelbſt und ſeine eigenen Sätze zu beweiſen.

Das widerfährt ihm, wie uns ſcheint, einigermaßen ſchon in dem, was er über Napoleon's Heer bei Lützen und Bautzen in folgenden Worten ſagt: „Seine Armee, mit der er jene Siege erfocht, beſtand aber ganz aus Rekruten, und nur weil er ſie mit den alten Offizieren und Unteroffizieren verſehen konnte, welche er aus Spanien heranzog und mit denen, welche ſich aus der furchtbaren Kataſtrophe von Rußland gerettet hatten, war es möglich geweſen, wieder ſo ſchnell eine Armee zu bilden und mit ihr zu leiſten, was er leiſtete".

Vermöge des Nachſatzes, der in ſo charakteriſtiſcher Weiſe durch das Wörtchen „nur" eingeführt wird, geſtaltet ſich das Ganze gewiß nicht zu einem Beweis dafür, daß eine kurze Dienſtzeit unter allen Bedingungen genüge. „Nur" weil Napoleon über viele Tauſende alter Offiziere und Unteroffiziere verfügen konnte, war überhaupt möglich, was damals geſchah. Und dies waren Offiziere und Unteroffiziere, die nicht etwa ihre Erfahrungen in einem längeren Friedensdienſt erworben hatten: es waren Leute, die ihre Haltung, die Fähigkeit, in kurzer Zeit eine moraliſche Herrſchaft über das Gemüth des Soldaten zu gewinnen und energiſch zu behaupten, ſowie das Geſchick, die Umſtände und jeden Vortheil zu nützen, auf unzähligen Schlachtfeldern gewonnen hatten. Dergleichen ſind nur in Zeiten unaufhörlicher Kriege zu haben.

Faſſen wir vollends den Gang der Schlachten bei Lützen und Bautzen näher in's Auge, rechnen wir hinzu, daß Napoleon bei alledem nicht weniger als einer geradezu doppelten Ueberlegenheit bedurfte, um mit ſeinen alten Offizieren und jungen Soldaten dieſe beiden ſehr dürftigen Siege zu erfechten, und daß er ſie durch ſehr große Opfer erkaufen mußte, durch ganz unerhörte Verluſte, die großentheils durch das eigene Ungeſchick der jungen Krieger herbeigeführt worden waren —: erwägen wir alle dieſe Umſtände, dann ſcheint das Beiſpiel überhaupt nicht glücklich gewählt, wenn es beweiſen ſoll, daß junge Soldaten in jeder Beziehung genügen, ſofern ſie nur von erfahrenen Offizieren geführt werden — oder vollends, daß „alte Offiziere und junge, — d. h. nicht etwa blos an Jahren, ſondern

im Dienst, an Erfahrung und Schule junge — Soldaten" ein Ideal seien, das man streben müsse zu verwirklichen.

Bestimmter noch scheint uns der General gegen sich selbst zu beweisen, wenn er in Beziehung auf die Verhältnisse die im Jahre 1813 obwalteten, sagt: „Die Armee von 1813 bestand nur aus Leuten, die 1 Jahr gedient hatten, und die Landwehren waren Rekruten von 3 Monaten; Napoleon's ganze Armee von Lützen und Bautzen ebenso." — Offenbar will der General andeuten, es sei bei alledem auf beiden Seiten ganz gut gegangen. Gewiß aber kann Niemandem entgehen, wie bedenklich nahe uns durch die zweite Hälfte des Satzes die Frage gelegt wird: wie nun aber, wenn Napoleon nicht in dem Fall war, gegen die jungen preußischen Krieger eben auch Neulinge in das Feld führen zu müssen? — Wenn seine geprüften und gestählten Soldaten aus dem Lager von Boulogne, die Soldaten der Feldzüge 1804 bis 1809 auch noch 1813 um seine Fahnen geschaart waren? — wie dann?

Weiter würde der General in dem vorausgesetzten Fall wohl auch nicht das, was nach unserer und — wie wir aus manchem entschiedenen Wort seiner Schrift folgern dürfen — auch nach seiner Meinung gerade die Hauptsache ist, ganz unerörtert gelassen haben. Je entschiedener er die Ansicht ausspricht, daß Kosten und Anstrengungen im Frieden vorzugsweise auf das gerichtet sein müßten, was man sich im Augenblick des Bedürfnisses nicht schaffen kann, daß es mithin darauf ankomme, tüchtige Cadres, ein zahlreiches, so gut als möglich durchgebildetes Offizier- und Unteroffiziercorps heranzubilden; desto weniger durfte die Frage umgangen werden, wie denn die Schule beschaffen sein müsse, aus der diese vortrefflichen Offiziere und Unteroffiziere hervorgehen sollen? Und — was damit auf das engste zusammenhängt — ob der Friedensdienst in ganz schwachen Stämmen, in bloßen Schein-Bataillonen und Schein-Regimentern, wie sie vom Standpunkt der absoluten Sparsamkeit aus empfohlen werden, wohl geeignet ist, dergleichen zu bilden.

Die Schrift des Generals bringt über diese wichtigen Fragen kein Wort. Alles, was sich darauf beziehen könnte, wird so vollständig vorausgesetzt, daß wir nicht einmal mit einiger Bestimmtheit zu sagen wissen, was denn eigentlich vorausgesetzt wird.

So wenig in einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan die Erör-

terung dieser Fragen umgangen werden konnte, so wenig durfte in einem solchen ein starker innerer Widerspruch unbeachtet bleiben. Er liegt darin, daß die im Allgemeinen aufgestellten leitenden Grundsätze in den bestimmten Vorschlägen für die Organisation im Einzelnen entschieden verleugnet sind. So zwar, daß hier das Einzelne in mancher Beziehung geradezu einen Gegensatz zu den als maßgebend anerkannten Prinzipien bildet.

Der General geht nämlich von dem „Hauptgrundsatz" aus, daß im Frieden „gut gebildete Rahmen" für alle Schaaren, für das ganze Heer, wie es im Kriege auftreten soll, bereit sein müssen, damit man der Nothwendigkeit entgehe, im Augenblick des Kriegs ganz neue Truppentheile zu bilden, wie das durch unser bisheriges System geboten sei. Er fügt hinzu, daß eben in dieser Nothwendigkeit, im Augenblick der Mobilmachung ganz neue Bataillone zusammenzustellen, die bedenkliche Schwäche der bisherigen Einrichtungen liege — und schlägt dann selbst eine neue Organisation vor, der zu Folge für nicht weniger als ein volles Drittheil aller Bataillone, die in das Feld geführt werden sollen, im Frieden gar kein Rahmen vorbereitet wäre. Noch dazu sollen diese Bataillone, die im Frieden gar nicht da sind, im Krieg die Elite-Bataillone der Regimenter bilden.

Endlich konnte ein auffallender Rechnungsfehler, der es geradezu unmöglich macht, den grundsätzlichen Forderungen des Generals in den von ihm vorgeschlagenen Formen zu entsprechen, wohl nur in einer flüchtig hingeworfenen Skizze stehen bleiben. Der General verlangt zweijährige Dienstzeit. — Die Compagnie soll, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten ungerechnet, jedes Winterhalbjahr über 60 Mann zählen und jedes Jahr durch 40 Rekruten, die am 1. April eintreten, für die sechs Sommer-Monate auf 100 Mann verstärkt werden. Um aber diesen Mechanismus in dem vorausgesetzten regelmäßigen Gang zu erhalten, müßte nothwendiger Weise die Eine Hälfte eines jeden Jahres-Contingents nur $1\frac{1}{2}$ Jahr — die andere Hälfte dagegen $2\frac{1}{2}$ Jahr im Dienst bleiben. Das Princip zweijähriger Dienstzeit ist nach dem System des Generals v. Willisen auf keinen Theil der Mannschaft zur Anwendung zu bringen.

Das Alles sind Dinge, die in einem lebendigen Gespräch, das ungebunden den Inspirationen des Augenblicks folgt — im Austausch flüchtiger Gedanken — in einer Discussion aus dem Stegreif

über Probleme, die unerwartet zur Sprache gebracht werden, durchaus gestattet sind. Sie machen ein geistreiches Gespräch nicht weniger anziehend oder anregend. In einem Organisations-Plan, den ein berühmter militairischer Schriftsteller, wie der General v. Willisen, im Rath seines Monarchen oder im Schoos der Landes-Vertretung für den wirklichen Gebrauch auszuarbeiten hätte, würden wir sie aber, wie gesagt, gewiß nicht finden.

Indeß die Commission des Abgeordneten-Hauses hat sich über den Charakter dieser Schrift getäuscht. Sie hat in ihr etwas gesehen wozu der General selbst sie offenbar nicht machen wollte. Dieser Umstand wird uns nöthigen auch in der Erörterung des „Gegen-Entwurfs" mehrfach auf diese Flugschrift, als die eigentliche Quelle der gemachten Vorschläge, zurückzugehen.

Die Bestimmungen des Organisations-Plans, den die Commission ausgearbeitet hat, lassen sich im Einzelnen erst dann beurtheilen, wenn der Werth der allgemeinen Vorstellungen, die den Verfassern dieses Plans für maßgebend und entscheidend gegolten haben, geprüft und festgestellt worden ist. Werth und Unwerth des Einzelnen ist davon abhängig ob und in wie weit der Anordnung des Ganzen eine richtige oder unrichtige Ansicht zum Grunde liegt.

Entschiedene Vertreter des „Gegen-Entwurfs" erklärten: „Daß eine dreijährige Dienstzeit besser ist, als eine zweijährige, daran ist kein Zweifel; — eine vierjährige wäre wahrscheinlich noch besser: es kömmt nur darauf an, ob man sie bezahlen kann; wenn man sie nicht bezahlen kann, muß man sich mit weniger begnügen!"

Die Ansicht der Sache von der man sich im Allgemeinen bestimmen ließ, ist in diesen Worten sehr deutlich ausgesprochen. Aber aus nahe liegenden Gründen war man nicht in der Lage diese eigentlich entscheidend erachteten Motive in dem Bericht der Commission hervortreten zu lassen, denn in solcher Weise eingeleitet, hätte die zweijährige Dienstzeit und das ganze System, das sich daran knüpft, wohl nicht füglich als das an sich bessere empfohlen — nur als ein Nothbehelf, wir dürfen sagen, als ein leidiger Nothbehelf hingestellt werden können.

Die Vorstellung selbst, von welcher dieses Argument ausgeht, ist dem Haushalt des Einzelnen im Privatleben entlehnt, und hat da,

innerhalb gewisser Gränzen, ihre vollkommene Berechtigung. Eine Frau, die einen ächten Cachemire nicht bezahlen kann, hüllt sich in einen Shawl von pariser Fabrik. Weich und warm ist der am Ende auch. Wer nicht viel auf seine Tafel zu verwenden hat, der speist, wie ein deutsches Volkslied singt „anstatt des Wildprets Würste" — satt wird man auch davon! — Indessen darf es uns doch nicht entgehen, daß der Satz selbst in dem Haushalt des Einzelnen nur so lange seine vollständige, unbestreitbare Geltung hat, als von Dingen die Rede ist, die mehr oder weniger in die Kategorie des Luxus, zu dem Schmuck des Lebens gerechnet werden können. Das unbedingt Nothwendige zu beschaffen, ist auch der Einzelne unbedingt gezwungen, wenn er anders überhaupt existiren will; von einem Behelfen kann da nicht die Rede sein.

In dem Haushalt eines Staats stellt sich die Sache noch wesentlich anders. Wenigstens würde die Alternative, wenn es auf diesem Gebiet nicht möglich wäre, das wirklich Genügende, dem Zweck Entsprechende aufzubringen, zu einem anderen Ergebniß führen, als zu einem Nothbehelf. Stellt sie sich doch selbst für den Einzelnen sehr wesentlich anders. Der Mensch geht unter, wenn er das Nothwendige nicht zu bestreiten vermag.

Nun aber bilden die Grundsätze des Staatshaushalts, wie allen bekannt ist, die einigermaßen mit der Staatswirthschaftslehre vertraut sind, in gewissem Sinn einen Gegensatz zu denen die im Haushalt des Privatmanns maßgebend sind.

Der Privatmann hat seine Ausgaben, insofern sie über das unbedingt Nothwendige hinausgehen, nach seinen Einnahmen zu bemessen, und darf sich mehr oder weniger Genuß und Schmuck des Lebens gestatten, je nachdem seine Mittel ausreichen. Im Haushalt des Staats dagegen liegt umgekehrt in den nothwendigen, unabweisbaren Ausgaben das Maß, auf welches die Einnahmen gebracht werden müssen. Dort sind die Einnahmen das Gegebene und Bestimmende, hier sind es die Ausgaben; denn nur insofern er gewisse Ausgaben zu bestreiten hat, um seine Bestimmung erfüllen zu können, ist der Staat überhaupt berechtigt, seinen Angehörigen Steuern abzufordern und ein Einkommen zu haben.

Die Berechtigung des Staats geht natürlich nicht weiter als auf das Bedürfniß. Der Reichthum des Landes, die Möglichkeit, höhere Steuern aufzubringen, giebt dem Staat an sich keineswegs, wie dem

Privatmann der Besitz eines großen Vermögens, das Recht, seine Ausgaben zu steigern und sich mit einem glänzenden Luxus zu umgeben. Während der Privatmann bemüht sein muß, seinem Vermögen das größte mögliche Einkommen abzugewinnen, hat der Staat umgekehrt die Verpflichtung, stets nur das kleinste mögliche Einkommen aus dem Nationalvermögen für sich in Anspruch zu nehmen.

Darf aber einerseits der Staat nicht über das wirkliche Bedürfniß hinausgehen, so können andererseits die Ausgaben, als ihrer Natur nach nothwendige, auch nicht ohne Weiteres durch eine ganz willkürliche Sparsamkeit, nach Rücksichten die außerhalb der Sache selbst liegen, festgestellt werden, und es giebt eine Gränze, innerhalb welcher es unbedingt geboten ist, aufzubringen, was die Umstände verlangen. Denn es gilt, daß dem Zweck des Staats genügt, seine Bestimmung erfüllt werde; willkürlich das Ungenügende, das zu gar nichts helfen kann, an die Stelle des Genügenden setzen, wäre die verkehrteste aller Verschwendungen. —

Einleuchtend ist, daß die Berechtigung, eine bewaffnete Macht zu errichten, am allerwenigsten in den Verhältnissen des inneren Haushalts gesucht werden darf; etwa blos darin, daß günstige Verhältnisse die Kosten einer solchen ohne Beschwerde aufzubringen gestatteten — und daß umgekehrt die Pflicht, durch eine bewaffnete Macht für die Sicherheit des Staats zu sorgen, nicht ohne Weiteres aus ökonomischen Gründen abgelehnt werden kann. Die Nothwendigkeit, uns zu waffnen, stets auf einen möglichen Kampf gehörig vorbereitet dazustehen, wird uns durch auswärtige Verhältnisse auferlegt; durch Gefahren, die den Staat von außen her bedrohen, durch eine Mission die er nach außen hin zu erfüllen hat. Damit ist schon gesagt, daß es eine gar seltsame Verirrung wäre, wenn man in Beziehung auf die Institutionen, die durch eine solche Nothwendigkeit in das Leben gerufen werden, auf die Wehrhaftmachung des Staats und ihr Maaß, ganz von den Mächten, den Verhältnissen absehen wollte, die sie von uns fordern; wenn man vermeinte, hier Alles mehr oder weniger willkürlich, nach anderweitigen Rücksichten, die außerhalb der Sache selbst liegen, bestimmen zu können. Es steht uns nicht unbedingt frei, ganz willkürlich zu bestimmen, innerhalb welcher Gränzen wir die Aufgabe lösen, wie weit wir mit unseren Anstrengungen gehen wollen. Unsere Aufgabe tritt uns vielmehr in sehr bestimmter

Form und Bedeutung als eine gegebene entgegen, und sie trägt das Maß der Macht, der Anstrengungen, die ihre Lösung erfordert, in sich selbst.

Eben deshalb ist, wie wir schon bei einer früheren Gelegenheit geltend machten, in Beziehung auf alle militairischen Anstalten der Begriff des Zweckmäßigen und Genügenden ein so durchaus relativer daß es einen allgemein gültigen Maaßstab dafür gar nicht giebt; weder ein Ideal militairischer Vollkommenheit das unter allen Bedingungen erstrebt werden müßte, noch ein Minimum militairischer Tüchtigkeit, das in allen Fällen genügend geachtet werden dürfte. — In Nordamerika z. B., wo man sich eigentlich nur gegen einige verkommene Stämme der Ureinwohner zu schützen braucht, von allen gefährlicheren Gegnern aber ganz oder fast ganz durch das Weltmeer geschieden ist, sind die einfachsten Anstalten, eine Grenzwache und ein Miliz-System, ohne Zweifel vollkommen genügend. Es wäre Thorheit, wenn man dort Zeit und Mittel — mögen diese auch noch so reichlich vorhanden sein, — darauf verwenden wollte, ein zahlreiches Heer zu bilden, das den höchsten Forderungen entspräche. Preußen hat gefährlichere Gegner in größerer Nähe, und seine Aufgabe wird ihm noch durch ungünstige örtliche Verhältnisse erschwert. Sie zu lösen, erfordert natürlich militairische Vorbereitungen nach einem ganz anderen Maßstab. Es wird wohl kaum Jemand geneigt sein, zu behaupten daß selbst das Beste und Höchste, was wir vermögen, über das Maß der Aufgabe sehr weit hinausgehen könnte und als bloßer Luxus durchaus zu verwerfen wäre.

Würde erwiesen, daß Preußen eine Heeresmacht, die geeignet wäre, seine europäische Stellung wirklich und nachhaltig zu sichern, nicht aufzubringen vermag, dann beschränkte die Alternative sich wohl nicht darauf, daß man sich einfach mit einer wenigstens an innerer Tüchtigkeit geringeren begnügen müsse — und auch könne, *ohne daß dies irgend etwas weiter auf sich hätte*, — wie in den vorhin angeführten Worten vorausgesetzt wird.

Die Alternative ist vielmehr, entweder die Wehrkraft des Landes in solcher Weise zu steigern, daß die Selbständigkeit des Staats, und die Erfüllung seiner geschichtlichen Mission, durch sie, so weit menschliche Berechnung reicht, sicher gestellt wird — oder der europäischen Stellung des Staats, der Erfüllung seiner geschichtlichen

Mission zu entsagen, um selbst dessen Sicherheit von auswärtigen Verhältnissen zu erwarten.

Denn mit ungenügenden Mitteln die Lösung einer unmöglichen Aufgabe unternehmen —: wozu könnte das führen? — Wer solche Thorheit säen wollte, könnte nur unermeßliches und dazu schmachvolles Unheil ernten.

Das „Begnügen" ist also keineswegs eine so ganz einfache, unverfängliche Sache, bei der wir uns weiter gar nichts zu denken hätten. Der Satz, der es empfiehlt, ist nicht so unbedingt unabhängig von allen weiter reichenden Rücksichten, als er gedacht scheint.

Wer ablehnt, was er selbst als die an sich bessere Heeresverfassung anerkennt — und was nicht unerreichbar ist — um uns auf einen Nothbehelf zu verweisen, der ist uns wenigstens — sofern er uns nicht zugleich ganz unumwunden eine gewisse demüthige Resignation empfehlen will — den bestimmten Beweis schuldig, daß der vorgeschlagene Nothbehelf den Forderungen bestimmt gegebener Verhältnisse gegenüber — z. B. in der gegenwärtigen Lage Europa's — immerhin noch vollständig genüge. Wir müssen den strengen, auf wirkliche Thatsachen, wirkliche Erfahrungen gestützten Beweis von ihm fordern. Mehr oder weniger willkürlichen Vorstellungen — und wenn sie auch erhabene wären — können wir keine Geltung zugestehen wo es sich um so gar ernste Dinge handelt, und am wenigsten natürlich dann, wenn sie der Erfahrung widersprechen.

Auch noch in einer anderen, in der That besser begründeten Wendung, wurden die Vorschläge der Commission, eine Organisation, die den bisherigen Einrichtungen möglichst nahe bliebe, und dabei dadurch, daß die Dienstzeit bei der Fahne auf zwei Jahre beschränkt würde, die Ausbildung einer größeren Zahl Mannschaften bewirkte, als ein nothwendiger Ausweg empfohlen; als bedingt und gefordert durch die eigenthümlichen Verhältnisse Preußens.

Man sagte: „Nach rein militairischen Rücksichten können wir nicht zu Werke gehen, in der Weise wie Oesterreich und Frankreich kann Preußen seine Armee nicht organisiren; denn daß Oesterreich und Frankreich auf ihrem Wege so weit gegangen sind, als irgend möglich, bis zur äußersten Gränze möglicher Anstrengung ihrer Fi-

nanzen, das wird Jedermann zugeben. Ueberbieten können wir sie nicht in Anstrengungen derselben Art; will Preußen dieselben Bahnen einschlagen, so wird es, mit seinen geringeren materiellen Mitteln, nie eine Armee aufbringen können, welche denen Frankreichs oder Oesterreichs gewachsen wäre; es wird dann stets in Beziehung auf seine bewaffnete Macht weit gegen die benachbarten Großmächte zurückstehen."

Die natürliche Folgerung war, da Preußen demnach ein an Zahl und Tüchtigkeit hinreichendes Söldnerheer nicht haben könne, so müsse es, um eine Wehrkraft zu entwickeln, die seiner europäischen Stellung entspreche, eine Organisation des Heerwesens annehmen, die seiner bewaffneten Macht weniger den Charakter einer Armee von Berufssoldaten gäbe, und sie mehr als die anderer Staaten zu einer Volksbewaffnung gestalte.

In diesem Satz liegt unstreitig sehr viel Wahres. Unter welchen Gesichtspunkten man aber auch die Aufgabe betrachte, so kömmt es doch immer zuerst und vor Allem darauf an, der Wehrkraft des Landes eine Organisation zu geben, die ihre Brauchbarkeit auf dem Schlachtfelde hinreichend verbürgt. Diese Rücksicht ist und bleibt durchaus maßgebend.

Auch auf diese Weise eingeleitet, dreht sich also der Streit keineswegs um die eben angeführten Sätze selbst, sondern darum, ob sie wirklich in den Vorlagen der Regierung verläugnet sind, wie vorausgesetzt wird — und andererseits darum, ob die Einrichtungen, welche der „Gegen-Entwurf" anräth, auch diejenigen Bürgschaften für eine ausreichende Tüchtigkeit bieten, ohne die jede Bewaffnung überhaupt eine thörichte, ja eine frevelhafte Verschwendung genannt werden müßte; ein leichtsinniges Spiel mit dem edelsten Blut der Nation und dem Schicksal des Staats.

Wenn dabei auf Frankreich, auf Oesterreichs zerrütteten Haushalt hingewiesen und die Besorgniß ausgesprochen wird, daß ein übertriebenes, unabsehbares Militair-Budget auch Preußen in ähnliche Finanz-Calamitäten verwickeln könnte, so mag es vergönnt sein, bei diesem Vergleiche einen Augenblick zu verweilen.

Daß es nur zum Unheil führen kann, wenn ein Staat, sei es in seinen Militair-Einrichtungen, sei es in irgend einer anderen Beziehung, entschieden und bleibend über seine Mittel hinausgeht, stellt

niemand in Abrede. In Beziehung auf Oesterreich aber hieße es, die dort obwaltenden Verhältnisse in sehr einseitiger und beschränkter Weise beurtheilen, wenn man etwa vermeinen wollte, der finanzielle Ruin des Staats sei lediglich durch einen übermäßigen Aufwand für die bewaffnete Macht herbeigeführt worden; wenn man dann vollends noch etwa bei der Vorstellung stehen bleiben wollte, daß erst die neueste Zeit das Unheil veranlaßt habe.

Der Schaden ist weit älter und liegt viel tiefer. Der gegenwärtige Zustand hat seine Wurzeln in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der Gegen-Reformation; die tiefen Wunden, die Oesterreich sich selbst geschlagen hat, um den katholischen Glauben im Inneren seiner „Erblande" wieder herzustellen, sind eigentlich nie geheilt, und der Staat krankt bis auf den heutigen Tag an den Folgen. Oesterreich vertrieb oder vernichtete damals, im Eifer für die heiligen Zwecke der Jesuiten, den besten, intelligentesten, strebsamsten Theil seiner eigenen Bevölkerung, und bemühte sich dann fort und fort in demselben Sinn, indem es Erziehung, Bildung und Literatur der Kirche unterordnete, die erwachende Intelligenz, den aufstrebenden Geist seiner deutschen Länder darnieder zu halten. So konnten die von der Natur so reich gesegneten Gebiete nie zu einer vollständigen Entfaltung ihres natürlichen Reichthums gelangen. Und anderer Seits brachte es die dürftige Bildung, das herrschende, man möchte sagen byzantinisch-conservative System mit sich, daß die Verwaltung des Staatsvermögens stets in unfähigen, und, wenigstens in den unteren Schichten, auch in unredlichen Händen lag.

Der Staatshaushalt wurde unter den letzten Habsburgern, unter Leopold I., Joseph I., Karl VI., in der kläglichsten Weise geleitet, die Finanzen waren im tiefsten, traurigsten Verfall. Trotz größerer Ordnung unter Maria Theresia, brachten die übermäßigen Anstrengungen, welche diese Monarchin machte, um Schlesien wieder zu gewinnen, das Unheil eines sehr unsicher begründeten Papiergeldes, von dem sich Oesterreich seither nicht wieder frei zu machen gewußt hat. Die unruhige, nach allen Seiten über die Grenzen hinaus strebende Politik Joseph's II., die Störungen im Innern, die sie hervorrief, der Aufwand, den sie erforderte, steigerten die Verwirrung und erschöpften die Hülfsquellen. Zu einem fast hoffnungslosen wurde alsdann der ganze Zustand dadurch, daß Oesterreich mit schon durch-

aus und bis auf den Grund zerrütteten Finanzen in die europäische Krisis eintrat, welche die französische Revolution herbeiführte. Diese Erschöpfung, die den großen europäischen Kämpfen voranging, übte natürlich einen lähmenden Einfluß auf die Art der Kriegführung, und war nicht die geringfügigste der Ursachen, die bewirkten, daß der Kampf gegen das jakobinische Frankreich, in den ersten Jahren, wo man seiner gar wohl hätte Herr werden können, immer und immer mit unzureichenden Kräften geführt wurde, sich eben deshalb, lahm und ohnmächtig fortgesetzt, durch eine Reihe von Jahren zog, um zuletzt mit der gänzlichen Niederlage Oesterreichs zu enden. Eben die lange Dauer des Krieges trug dann wieder dazu bei, den finanziellen Ruin des Staats zu vervollständigen.

Daß es der österreichischen Regierung auch während der langen Friedens-Periode nach dem Sturz Napoleon's I. wieder nicht gelungen ist, diese Schäden zu heilen, die fortwährend an dem Leben des Staats zehrten, hat dann auch seinen Grund nicht in einem übermäßigen Aufwand der etwa für die Militair-Macht des Reichs gemacht worden wäre — denn das ist erweislich nicht geschehen. Der Grund lag letzt, wie früher, in der allgemeinen Politik, die Oesterreichs Regierung mit nur einer kurzen Unterbrechung — unter Joseph II. — seit Jahrhunderten befolgte; die den Grundbedingungen jedes heilsamen, mächtigen Fortschritts stets ablehnend entgegen trat, und, durch sich selbst gelähmt, die Verwaltung des National-Vermögens einer kaum glaublichen Unfähigkeit, im Einzelnen eben so unredlichen wie unwissenden Subalternen überlassen mußte. —

Wenden wir nun den Blick auf Frankreich, so überzeugt uns schon eine flüchtige Betrachtung der dort bestehenden Einrichtungen, daß die preußische Heeresverfassung, auch wie sie jetzt im Sinn der Regierungsvorlagen modificirt dasteht, so gut wie früher, weit entfernt ihnen nachgebildet zu sein, vielmehr einen entschiedenen Gegensatz zu denselben bildet.

Das jährliche Rekruten-Contingent, welches Frankreich in Friedenszeiten regelmäßiger Weise zu stellen hat, ist seit einigen Jahren von 80 auf 100,000 Mann erhöht worden. Der französische Soldat dient den Vorschriften nach fünf Jahre ohne Unterbrechung bei der Fahne, ehe er zur Kriegsreserve entlassen wird, der er alsdann noch zwei Jahre angehört. Er kann zwar während seiner Dienstzeit in der

Linie hin und wieder Urlaub erhalten, dieser darf aber im Ganzen, im Lauf der fünf Jahre, nicht mehr als drei Monate betragen.

Würde das Alles buchstäblich so ausgeführt, dann hätte Frankreich — abgesehen von dem zufälligen Abgang, der überall in Anschlag gebracht werden muß — im Frieden beständig 475,000 Mann unter den Waffen, um bei dem Ausbruch eines Krieges sofort über 700,000 Mann fertiger, geschulter Soldaten verfügen zu können.

Es hätte und unterhielte demnach im Frieden = 0,678 der Macht, die es für den Krieg vorbereitet, unter den Waffen.

Buchstäblich so verhält sich nun aber die Sache nicht, und es ist nichts weniger als leicht, die wirklichen Zahlen mit unbedingter Genauigkeit zu ermitteln.

Schon um die wirkliche Zahl der jährlich eingereihten Ersatzmannschaften genau feststellen zu können, müßte uns ein Blick in die Acten des französischen Kriegsministeriums gestattet sein. Denn die Zahl der Conscribirten wird jedesmal durch „Dispensirungen", scheinbar um etwa fünfzehn Procent vermindert. Gewisse Kategorieen sind nämlich von der Verpflichtung als Conscribirte einzutreten, wenn sie das Loos trifft, durch das Gesetz freigesprochen. Zieht ein diesen Kategorieen angehöriges Individuum bei der Rekruten-Aushebung ein Loos, das ihn zum Soldaten bestimmt, so wird er „dispensirt", d. h. seine Dienstpflicht wird ihm nicht erlassen, sondern es wird angenommen, er habe sie bereits geleistet. Deshalb braucht die Gemeinde, der er angehört, auch keinen anderen Mann für den Dispensirten zu stellen; dieser wird vielmehr auf das Contingent der Gemeinde in Abrechnung gebracht; auch die Verpflichtung der Gemeinde ist durch ihn bereits erfüllt.

So eigenthümlich das auf den ersten Blick erscheint, so natürlich wird man es finden, sobald man frägt, wer es denn eigentlich ist, der das Recht auf Dispensirung in Anspruch nehmen darf. Da stehen die Offiziere der Land- und Seemacht, die in activem Dienst sind, ganz oben an; es folgen die Individuen, die als Matrosen von Gewerbe in die Listen der See-Präfecturen eingetragen und zum Dienst auf der Flotte verpflichtet sind; die eigentliche Masse aber bilden diejenigen, die bereits als Freiwillige in den Reihen des Heeres dienen. Diese Letzteren machen mindestens neun Zehntheile der Gesammtzahl aller Dispensirten aus.

Wir sind demnach wohl berechtigt, die Verminderung des Jahres-Contingents, die sich auf diese Weise ergiebt eine scheinbare zu nennen. Eine wirkliche kann sich nur ergeben, insofern Matrosen durch das Loos getroffen werden, oder Mitglieder des Lehrer-Standes. Diese Letzteren haben aber, wie sich von selbst versteht, das Alter der Conscription in der großen Mehrzahl bereits weit hinter sich, so daß in dieser Kategorie das Gesetz nur in Beziehung auf die Zöglinge der Schullehrer-Seminarien und auf die Novizen derjenigen Mönchsorden, die sich dem Volksunterricht widmen, zu wirklicher Anwendung kömmt.

Außerdem befreit sich noch eine Zahl Conscribirter, die derjenigen der Dispensirten mindestens gleich kömmt, dadurch vom wirklichen Dienst, daß sie einen Ersatzmann, einen „remplaçant" stellen. Das wird in Frankreich „exonération" genannt. Das Jahres-Contingent erfährt aber dadurch, wie von selbst einleuchtet, keine Verminderung. — Ehemals überließ es die Regierung jedem, der sich frei machen wollte, selbst, einen tauglichen Ersatzmann zu finden, und er stellte dann gewöhnlich einen ungeschulten Rekruten. Jetzt läßt sich die Regierung für die Exoneration einfach eine Summe Geldes zahlen, und übernimmt es dafür, selbst den Ersatzmann anzuwerben. Sie wählt diesen mit Umsicht stets unter den alten Soldaten, die ihre siebenjährige Dienstzeit — ja vielleicht eine doppelte — bereits durchgemacht haben; unter den Leuten, denen das Soldaten- und Lagerleben Bedürfniß, das Waffen-Handwerk Lebensberuf geworden ist, die den Kreisen des bürgerlichen Lebens durchaus entfremdet sind.

Eine Folge dieses Verfahrens, die man vielleicht nicht hinreichend beachtet hat, ist unter anderen die, daß sich auch die Zahl der unabhängig von der Conscription freiwillig eintretenden Rekruten sehr bedeutend vermehrt hat. Wer Lust zum Waffenhandwerk hat und seinen Lebensberuf daraus machen wollte, fand sonst leicht Gelegenheit sich als Ersatzmann — unter Umständen für eine bedeutende Summe — dingen zu lassen, und zählte dann mit im Jahres-Contingent. Jetzt muß er einfach als Freiwilliger eintreten, und steht außerhalb des Jahres-Contingents, insofern ihn nicht nachträglich auch noch das Loos trifft, was natürlich bei Weitem nicht immer geschieht.

Im Ganzen stehen durchschnittlich jedes Jahr etwa 32,000 Dispensirten und Exonerirten 40,000 Wiederangeworbene und Freiwillige

gegenüber, so daß der Regierung schließlich einige tausend Mann mehr zur Verfügung stehen, als das Jahres-Contingent beträgt.

Theils deshalb, theils auch aus Sparsamkeit, wurde früher, namentlich unter Ludwig Philipp, meist nicht das ganze Jahres-Contingent wirklich einberufen. Mehrere tausend Mann blieben als blos designirte Soldaten in ihrer Heimat, und sieben Jahre lang zur Verfügung der Regierung. Sie waren aber nicht in demselben Sinn wie die nach fünf vollbrachten Dienstjahren Entlassenen eine „Kriegs-Reserve" zu nennen; ihre ideelle Aushebung gewährte keinen Vortheil weiter, als daß man nicht lauter ganz junge Leute zu nehmen, nicht einen besondern Jahrgang der jungen Mannschaft über Gebühr in Anspruch zu nehmen brauchte, wenn sich im Lauf der siebenjährigen Periode das Bedürfniß eines ungewöhnlich zahlreichen Ersatzes einstellte. Natürlich kamen diese „Designirten", wenn später einberufen, gleich jüngeren Conscribirten, als ungeübte Rekruten zur Fahne.

Napoleon III. fand, wie es scheint, eine solche ideelle Reserve im Zusammenhang mit seinen Planen nicht genügend. Er wollte eine möglichst zahlreiche Kriegs-Reserve von wirklich geschulten Soldaten haben. Demgemäß wird nach den jetzt geltenden Vorschriften sofort nach der Aushebung das ganze Jahres-Contingent wirklich zu den Regimentern einberufen. Insofern in diesen nicht für alle Platz wäre, soll, — um die Gränzen des Militair-Budgets nicht überschreiten zu müssen, — der Raum dadurch geschafft werden, daß eine entsprechende Anzahl Mannschaften, die ihre fünfjährige Dienstzeit noch nicht vollendet haben, vermöge eines „congé anticipé" zur Reserve entlassen werden; doch nur Leute, die mindestens zwei Jahre wirklich in Reihe und Glied gedient haben. Uebrigens kündigt sich die Maßregel überhaupt als eine temporäre an.

In wie weit kömmt sie nun wirklich zur Ausführung? — Das ist nicht ganz leicht zu ermitteln. Da Frankreich stets vorgiebt, nicht im Entferntesten gerüstet zu sein, darf man selbst den Angaben des Moniteurs nicht unbedingt trauen — und es scheint fast, als wäre es Absicht, die Beobachtung selbst an Ort und Stelle schwierig, die Berechnung des Effectiv-Stands der Armee unsicher zu machen. Die Compagnieen haben je nach der Verwendung der Regimenter in Algerien — im Lager bei Chalons — zu Paris, zu Lyon, oder in den übrigen Garnisonen einen verschiedenen Stand. Ja bei einem

und demselben Bataillon im Innern des Landes wechselt der Effectiv-Stand der Compagnieen mitunter mehrere Male im Lauf eines Jahres.

Im Jahr 1857, ein Jahr nachdem das Jahres-Contingent auf 100,000 Conscribirte erhöht worden war, zu einer Zeit, die wenigstens den Anschein einer durchaus friedlichen hatte, betrug der Effectiv-Stand der französischen Armee — freilich ungefähr 20,000 Gensdarmen mitgerechnet — in runder Zahl 409,000 Mann. Dann mußten aber, wenn man die Streitkräfte Frankreichs berechnen wollte, auch noch ungefähr 19,000 Mann Landtruppen mitgezählt werden, die, ebenfalls aus der Conscription ergänzt, zu dem Ressort des See-Ministeriums gehören —: Marine-Infanterie u. s. w. — Sie sind wirklich eine reine Landmacht, die nicht etwa zu einem Dienst auf den Schiffen, sondern dazu bestimmt ist, die Besatzung der Seefestungen, Toulon, Brest, Cherbourg u. s. w. — und die der Colonieen, die unter dem See-Ministerium stehen, zu bilden.

Seitdem ist der Effectiv-Stand des Heeres, trotz der von Zeit zu Zeit verfügten Entlassungen par anticipation, um ein sehr Bedeutendes gestiegen. Nach einer sehr zuverlässigen Notiz, die vor uns liegt, betrug er im März 1860, nachdem alle Kriegsreserven entlassen, alle Schaaren auf den Friedensfuß zurückgeführt waren, nicht weniger als 430,000 Mann. Es war die Rede davon, 50,000 Mann par anticipation zu entlassen, und das war auch wohl nöthig, um für die Conscribirten dieses Jahres Raum zu schaffen. Ist es geschehen, so wird die neu ausgehobene Ersatz-Mannschaft den Effectiv-Stand auf ungefähr 460,000 Mann gesteigert haben, und dazu sind dann noch die auf etwa 23,000 Mann verstärkten Landtruppen zu rechnen, über welche das See-Ministerium verfügt.

Die 1859 verfügte Aushebung von 140,000 Mann hat demnach trotz aller Verluste, die der Krieg herbeiführte, den Effectiv-Stand selbst über das Maaß hinaus verstärkt, das wir oben berechneten. Ein solches Ergebniß scheint uns auch nicht schwer zu erklären. Es hat seinen Grund ohne Zweifel großentheils darin, daß die Verluste im Felde vorzugsweise die älteren Klassen trafen, die der Entlassung nahe standen sowie die einberufenen Kriegsreserven — die junge Mannschaft aber, die noch in den Depots und in den vierten Bataillonen geschult wurde, gar nicht berührten. Diese ist in ihrer Voll-

zähligkeit weit mehr als ein Ersatz für den nach dem Frieden entlassenen Jahrgang.

Betrachten wir nun dagegen die Preußische Armee nach der Reform. Es sollen jährlich 63,000 Rekruten eingestellt werden, und stets drei Jahrgänge, mithin 189,000 Mann bei den Fahnen vereinigt sein. Die Dienstpflicht in erster Linie, im Feld, aber von 12 Jahren — dem früheren Maaß der Verpflichtung in Linie und erstem Aufgebot der Landwehr — auf 8 Jahre beschränkt. Vermöge dieser Einrichtungen gewinnt Preußen eine Masse von 504,000 geschulten Kriegern, über die es im Augenblick eines Krieges verfügen kann, und dazu kommen dann noch 252,000 Mann Landwehren — die Altersklassen vom 29. bis zum 32. Jahre — als Reserve-Armee. Selbst ganz abgesehen von diesen erhält also Preußen im Frieden nur = 0,375 der Mannschaften, über die es für den Fall eines Krieges verfügen kann, unter den Waffen. — Den zufälligen Abgang, der sich immer ergiebt berücksichtigen wir hier natürlich so wenig als in Beziehung auf die französische Armee.

Wollte man nun auch annehmen, die französische Regierung werde in ruhigen Zeiten, wie sie uns für jetzt leider sehr fern liegen, den Effectiv-Stand des Heeres soweit vermindern, daß er, selbst das Offizier-Corps mit eingerechnet, nur = 0,650 des Kriegsfußes betrüge, der Effectiv-Stand der preußischen Armee im Frieden würde dagegen durch Hinzurechnung des Offizier-Corps und freiwilliger Capitulanten bis nahe an 200,000 Mann gesteigert, und betrüge = 0,390 der Streiterzahl, die im Augenblick des Krieges verfügbar wird, so zeugten auch diese Zahlen — bei denen die Landwehr stets außer Rechnung bleibt, für den Gegensatz, den die Wehrverfassungen der beiden Reiche bilden.

Zu demselben Ergebniß führt eine Vergleichung des finanziellen Aufwandes, der in beiden Ländern für das Heer gemacht wird. Das jährliche Militair-Budget Frankreichs beträgt nahe an ein Hundert Millionen — und den Aufwand für die Landmacht, die unter den Befehlen des See-Ministeriums steht, mitgerechnet, — bedeutend über ein Hundert Millionen Thaler. Mit diesem Aufwand erkauft Frankreich die Möglichkeit, 700000 geübte Krieger aufzubieten. Die preußische Wehrverfassung stellt der Regierung, vermöge eines jährlichen Aufwands von vierzig Millionen Thalern, 504,000 geschulte Soldaten zur Verfügung.

Man darf sagen: die französische Armee steht schon im Frieden fertig da; sie wird nur verstärkt in dem Augenblick wo sie in das Feld rückt.

Das preußische Heer, wie es im Frieden dasteht, ist auch in seiner jetzigen Verfassung immer nur Waffen-Schule für die wehrhafte Jugend des Landes, und der feste Rahmen, der sie im Fall des Krieges aufnehmen soll. Der eigentliche Körper des Heeres wird aber wesentlich erst im Augenblick der Mobilmachung durch die einberufenen Mannschaften gebildet.

Noch ein Punkt darf dann auch nicht übersehen werden, wenn man den Charakter der heutigen französischen Armee vollständig und richtig würdigen will. Der sehr wichtige Umstand nämlich, daß sich unter den 100 und 105,000 Mann, die jährlich dem Heer zuwachsen, 35 bis 40,000 reine Berufs-Soldaten befinden. Etwa zur Hälfte alte Soldaten, die sich nach vollendeter Dienstzeit als Stellvertreter neu anwerben lassen, zur anderen Hälfte junge Leute, die sich als Freiwillige stellen, eben um sich von dem bürgerlichen Gewerbe loszusagen und das Waffenhandwerk als Lebensberuf zu wählen.

Unter den 450,000 Mann, die Frankreich, mäßig gerechnet, im Frieden unterhält, befinden sich demnach jedenfalls bedeutend mehr als 200,000 Berufs-Soldaten — Landsknechte — zünftige Söldner. Der kriegerischen Tüchtigkeit der Armee thut das wahrlich keinen Eintrag, aber wenn man hinzurechnet, daß die Regierung die Regimenter grundsätzlich in beständiger Bewegung erhält und nirgends lange verweilen läßt, damit sie sich nirgends einbürgern; ferner, daß in den höheren Ständen so ziemlich ein jeder junge Mann, der bestimmte politische Grundsätze hat, sich vom Dienst in der Armee entfernt hält, daß in Folge dessen die Armee zur Zeit nur sehr wenige Offiziere zählt, die irgend namhafte Verbindungen oder Interessen im Lande hätten; daß endlich die Offiziere in den Garnisonstädten so ziemlich vollständig von der Gesellschaft ausgeschlossen und auf ein Leben unter sich angewiesen sind —: da wird man ungefähr ermessen können, in welchem Verhältniß das heutige französische Heer zum Lande steht.

Während diese Armee in solcher Weise zu einem Drittheil aus Berufssoldaten besteht, geht Preußens bewaffnete Macht dagegen stets neu aus der Blüthe seiner Bevölkerung hervor; sie ist „das Volk in Waffen".

Daß die eigenthümlichen Verhältnisse Preußens auch in seiner gegenwärtigen Heeresverfassung allerdings sehr bestimmt berücksichtigt sind, scheint uns demnach nicht zu verkennen zu sein. Der Grundsatz, daß Preußen darauf angewiesen ist, einen verhältnißmäßig geringeren finanziellen Aufwand zu machen, als z. B. Frankreich, und den Ersatz in der Intelligenz, der Tüchtigkeit und dem Gemeinsinn seiner Bevölkerung zu suchen, ist in dieser Organisation keineswegs verläugnet.

Es sei vergönnt hinzuzufügen, daß uns die preußischen Einrichtungen keineswegs blos im Licht eines Nothbehelfs erscheinen. Wohl uns und dem Vaterlande, daß es ein Heer haben kann, das im besten Sinn des Worts ein nationales genannt werden darf!

In dem „Gegen-Entwurf", in welchem die bisher besprochenen Argumente, wie gesagt, mit Stillschweigen übergangen sind, wird die zweijährige Dienstzeit und das ganze System, welches die stimmführenden Mitglieder der Militair-Commission, den Spuren des Gen. v. Willisen folgend, daran geknüpft haben, auch nicht blos als ein immerhin ausreichender, durch die Verhältnisse Preußens gebotener Nothbehelf, oder auch nur vorzugsweise als ein solcher angerathen. Dieses System wird vielmehr in dem Bericht der Commission wie in der Flugschrift des Generals, als das an sich bessere empfohlen; es wird auf entschiedene positive Vortheile hingewiesen, die es angeblich gewährt.

Hierbei verwickelte man sich indeß, wie uns schien, in unlösbare Widersprüche, indem man abwechselnd gerade entgegengesetzte Vortheile geltend machte, die zu erwarten seien.

Einmal wurde gesagt, eine zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie gestatte jedes Jahr um die Hälfte mehr Rekruten bei den Regimentern einzustellen und für den Kriegsdienst auszubilden, und werde mithin die Wehrkraft des Landes massenhaft steigern. Und dann wurde wieder geltend gemacht: eine zweijährige Dienstzeit, die stets nur zwei Jahres-Contingente bei der Fahne vereinigt halte, vermindere den Präsenzstand der Bataillone im Frieden um ein Drittheil — und folglich die Verpflegungskosten der Mannschaft um eben so viel.

Wer gewahrt nicht auf den ersten Blick, daß jede dieser Verheißungen die andere ausschließt!

Gen. v. Willisen hebt in seiner Flugschrift vorzugsweise — oder vielmehr ausschließlich — jene erstere Seite des Systems mit Nachdruck hervor, und verlangt die kürzere Dienstzeit, damit eine größere Menge junger Leute durch die militairische Schule gehen könne. Er sagt: „Wenn es aber unabweisbar ist, sich eines der ersten Bedürfnisse aller Kriegführung zu versichern, der Zahl nämlich, der Masse, wie man es in der Kunstsprache bezeichnet, so darf dagegen wohl ein so zweifelhaftes Gut, wie die etwas bessere Ausbildung in dieser oder jener Fertigkeit entschieden zurücktreten. Dürfte es Jemanden geben, der nicht lieber 300,000 Mann haben wollte, die nur 2 Jahre gedient haben, als nur 200,000 mit 3jähriger Dienstzeit? und so und nicht anders heißt doch die Aufgabe, die gestellt wird, die Wahl, welche zu treffen ist."

Genau dieselbe Ansicht wurde kürzer in die Frage zusammengefaßt: ob 300,000 Mann, die zwei Jahre gedient haben, nicht besser seien, als 200,000, auf deren militairische Ausbildung drei Jahre verwendet worden wären?

Es ließe sich auch darüber streiten. Wir könnten wenigstens bedeutsame Erfahrungen und gewichtige Zeugnisse dafür beibringen, daß die Zahl nicht so ganz unbedingt ein mehr als hinreichender Ersatz für eine genügende Ausbildung des Soldaten und eine feste Organisation der Schaaren sei. Wir könnten dergleichen schon aus dem klassischen Alterthum beibringen.

Schon Vegez sagt: „In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam."

Doch wir würden, wenn die Frage erschöpfend erörtert werden müßte, sehr gern auf Zeugnisse und Erfahrungen aus der allerneuesten Zeit übergehen, und uns auf solche beschränken. Die Ausbeute würde sehr reich ausfallen.

In der sardinischen Armee z. B. ist das sogenannte Cadres-System bekanntlich auf die Spitze getrieben. Der Soldat dient nur 14 Monate bei der Fahne und wird dann zur Reserve entlassen. Die schwachen Friedensstämme werden erst im Augenblick, wo Kriegsbereitschaft eintritt, durch eine überwiegende Anzahl einberufener Re-

serviſten zu wirklichen Bataillonen verſtärkt. Der öſterreichiſche Feld-Zeugmeiſter Schönhals ſieht ſich durch die 1848 und 1849 gemachten Erfahrungen veranlaßt, von der Armee König Carl Albert's zu ſagen: — „dem piemonteſiſchen Heer gingen trotz des blendenden Aeußeren doch die Haupttugenden des Soldaten ab, nämlich eine ſtrenge Disciplin, der blinde Gehorſam, der nie nach dem Warum fragt, die Liebe des Soldaten zu ſeinem Regiment und ſeiner Fahne, und endlich das freundliche, innige Band, das Soldat und Führer mit einander verknüpft. Der Mangel dieſer Soldatentugenden lag in dem den preußiſchen Inſtitutionen nachgebildeten Conſcriptionsſyſtem. Es iſt wahr, der Italiener iſt ſchnell zum Soldaten abgerichtet, das heißt, er lernt in verhältnißmäßig kurzer Zeit exerciren, marſchiren und manövriren, aber darum iſt er noch kein Solbat, et hat noch keinen echten Soldatengeiſt eingeſogen; dazu bedarf der Italiener und, wir behaupten, auch der Deutſche mehr als 14 Monate. Das Beſtreben kleiner Staaten, große Armeen zu erhalten, die mit ihren ſonſtigen Kräften im Mißverhältniß ſtehen, erzeugt immer ſolche unſtichhaltige Theorieen."

„Hätte Carl Albert eine aus alten tüchtigen Soldaten beſtehende Armee von 50,000 Mann ſtatt der 140,000 Mann, die er beim Wiederbeginn des Feldzuges von 1849 auf die Beine gebracht, uns entgegengeführt, er würde keine ſolchen Niederlagen erlitten haben."

Will man das Urtheil eines Oeſterreichers über die piemonteſiſche Armee, als ein vielleicht befangenes, nicht unbedingt gelten laſſen, ſo können wir das eines verſtändigen piemonteſiſchen Offiziers daneben ſtellen, der ebenfalls die beiden Feldzüge mitgemacht hatte. Wir laſſen den Bruder des Miniſters Pinelli ſprechen. Der ermahnt am Schluß ſeines Werkes ſehr ernſtlich, man müſſe künftig den Soldaten gehörig ausbilden, ehe man in das Feld rücke; ſonſt werde man ſich immer wieder in derſelben Lage befinden, wie 1848 und 1849; „das heißt in der Lage, Haufen bewaffneter Landleute zu haben, aber nicht disciplinirte und auf die Beſchwerden eines Kriegs vorbereitete Soldaten." (D'aver cioè turbe di contadini armati, ma non soldati disciplinati ed induriti alle fatiche della guerra.)

Man kann nicht ſagen, daß der Gang der Ereigniſſe in dem Krieg, von dem ſie ſprechen, dem Urtheil beider Herren widerſpräche.

Aber auch in der Schrift des Generals v. Williſen ſelbſt findet ſich eine Stelle, durch welche der zuvor ſo entſchieden ausgeſprochene Satz, daß die Zahl der Uebung unbedingt vorzuziehen ſei, denn doch eine nicht unerhebliche Einſchränkung erfährt.

Da leſen wir: „Nichts iſt einfacher, als daß, wenn alles Andere gleich iſt, die Zahl der Streiter jedesmal den Ausſchlag geben wird. 20,000 Mann werden 30,000 Mann auf die Länge nicht widerſtehen können, wenn ſie etwa nicht beſſer geführt, beſſer bewaffnet, beſſer geſchult oder tapferer ſind."

Wir hätten demnach jedenfalls den Beweis zu fordern, daß eine etwas eilige Ausbildung des Soldaten während einer kurz zugemeſſenen Dienſtzeit genügt, nicht nur als Schulzeit, ſondern auch, um die Disciplin hinreichend zu begründen; und zwar, daß ſie nicht etwa blos nach einem abſtracten, mehr oder weniger willkürlich angenommenen Maßſtab genügt, ſondern der beſtimmten Aufgabe, dem beſtimmten Feinde gegenüber, mit dem wir uns zu meſſen haben; daß die vorgeſchlagene Organiſation genügt, uns, wie der General ſelbſt verlangt, auf dem Fuß der Gleichheit mit dieſem Gegner zu erhalten, und nicht der Gefahr ausſetzt, auf einen „beſſer geſchulten" Widerſacher zu treffen, und zu unſerem Schaden zu erfahren, daß wir ihm nicht gewachſen ſind.

Die einfache, ohne allen Beweis hingeſtellte Vorausſetzung, daß allen dieſen Forderungen entſprochen ſei, reicht nicht hin. Auch können wir es nicht für einen genügenden Beweis gelten laſſen, wenn der General z. B. anführt, nach dem Urtheil Napoleon's ſei die preußiſche Infanterie 1813 die beſte in den Heeren der Verbündeten geweſen, die öſterreichiſche dagegen erbärmlich; und doch habe dieſe Letztere aus Mannſchaften beſtanden, auf deren militairiſche Ausbildung nicht etwa zwei oder drei — ſondern ſechzehn Dienſtjahre verwendet worden ſeien. Wir können das nicht gelten laſſen, weil die öſterreichiſche Infanterie — nach den Verluſten des Jahres 1809 — und beſonders nach den Einſchränkungen, welche die finanzielle Lage des Reichs während des Friedens nothwendig gemacht hatten, nachdem der Präſenzſtand der Bataillone, der auf dem Kriegsfuß über 1200 Mann betragen ſollte, im Frieden auf 300 — zum Theil, nämlich bei den dritten Bataillonen der Regimenter, ſogar auf 200 Mann beſchränkt worden war, in der That im Jahr 1813 nicht aus

Leuten bestand, die sechzehn — oder drei — oder auch nur zwei Jahre gedient hatten, sondern, der Masse nach, aus sehr jungen Rekruten.

Indeß, wie viel mithin noch zu erörtern bliebe, wir können uns die Untersuchung, inwieweit und innerhalb welcher Gränzen die größere Zahl die Vortheile einer besseren Ausbildung und festeren Organisation aufwiegt oder nicht, an dieser Stelle wohl ersparen, da die Militair-Commission in ihrem Gegen-Entwurf und seiner Motivirung den Anspruch, etwa eine größere Anzahl Mannschaften auszubilden, als bei dreijähriger Dienstzeit möglich wäre, vollständig fallen läßt, ohne diesen Punkt weiter ausdrücklich zu berühren. Sie beschränkt sich darauf, ihre Vorschläge aus Gründen der Sparsamkeit zu empfehlen, und hat, wie wir sehen werden, ihre guten Gründe, auf jene andere Seite der Frage, — auf die 300,000, die besser sein sollen als 200,000 — gar nicht einzugehen.

Die Militair-Commission erzählt uns, daß in ihren Berathungen „neben dem militairischen und nationalen Interesse", das sich an die Organisation im Allgemeinen knüpfte, bei Erwägung der zwei- oder dreijährigen Dienstzeit, insbesondere „der finanzielle Gesichtspunkt mit allem Gewicht in den Vordergrund getreten" sei. „Eine ganz einfache Berechnung" — sagt der Bericht — lieferte das Ergebniß, daß, wenn bei der Infanterie jährlich circa 40,000 Rekruten eingestellt werden, für eine dreijährige Dienstzeit ein Präsenzstand von 120,000 Mann, für eine zweijährige nur von 80,000 Mann folgt, und da jeder Mann der Infanterie der Staatskasse alljährlich 73 Rthlr. 7 Sgr. 2 Pf. kostet, so erwächst aus der Annahme der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie allein schon ein jährliches Ersparniß von etwa 3 Millionen."

Auf diese Berechnung gestützt, entwirft dann die Commission einen Plan, dem zufolge jährlich nur genau eben so viele Rekruten einberufen würden, als nach dem Entwurf der Regierung, aber nur zwei Jahre bei der Fahne zu dienen hätten, ehe sie in das Reserve-Verhältniß übertreten. Auf diese Weise sollen an dem Präsenzstand eines jeden Regiments 390, an dem der gesammten Infanterie 31,590 Mann und ein Bedeutendes, wenn auch nicht in demselben Verhältniß, an den Kosten erspart werden.

„Einfach" ist die Berechnung allerdings, aber es handelt sich

nun doch, wie gesagt, nicht mehr um die 300,000 Mann, die besser sind als 200,000. Die Frage ist nun ganz einfach, ob 200,000 Mann, die nur zwei Jahre dienen, besser sind, als eine gleiche Zahl Soldaten, die drei Jahre gedient haben, wie das der officielle Bericht der Commission anzudeuten scheint; — oder ob eine zweijährige Dienstzeit, die nicht mehr Leute ausbildet, als nach den Entwürfen der Regierung eine dreijährige, wenigstens als Nothbehelf überhaupt, und dann namentlich in der besonderen Lage Preußens, wirklich genügt — da sich jener erste etwas abenteuerliche Satz denn doch nicht wohl im Ernst vertheidigen läßt.

Trotz aller Bemühungen, der Frage ein anderes Ansehen zu geben, handelt es sich doch immer nur darum, ob die Ersparnisse, welche die Commission im Auge hat, nicht der Tüchtigkeit des Heeres in bedenklicher Weise Eintrag thäten und Gefahren mit sich brächten, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Nachdem wir gesucht haben uns von der Bedeutung der allgemeinen Vorfragen Rechenschaft zu geben, können wir nunmehr auf die einzelnen Bestimmungen des „Gegen-Entwurfs" eingehen, um zu ermitteln, ob sie die unerläßlichen Bürgschaften gewähren.

In diesen Bestimmungen treten uns die Vorschläge des Generals v. Williſen in nur wenig, nicht in ihrem Grundprinzip, sondern eigentlich nur in Beziehung auf die Zahlenverhältnisse, veränderter Gestalt entgegen. Die Schüler haben sich nur insoweit Hand an den Plan des Meisters zu legen erlaubt, als dies durchaus nöthig schien, um ihn ausführbar zu machen.

Nach Herrn v. Williſen sollte jedes vorhandene Linienbataillon zu einem Regiment erweitert werden, — mit Ausnahme der vormaligen Reserve-Regimenter jedoch, wie sich im Verlauf der Darstellung ergiebt.

Jedes Regiment besteht nach seinem Plan aus zwei Füsilier-Bataillonen, die im Frieden wirklich formirt und vorhanden sind, und einem ideellen Grenadier-Bataillon, für das im Frieden auch nicht einmal ein Rahmen vorbereitet ist, das — in auffallendem Widerspruch mit dem Hauptgrundsatz des Verfassers — im Augenblick des Krieges erst gebildet werden soll. — Außerdem hat ein je-

des Regiment noch ein zweites solches Grenadier-Bataillon, das zum Besatzungsdienst bestimmt ist.

Die Leute dienen angeblich 2 Jahre bei der Fahne — d. h. sie müßten zum Theil 1½ zum Theil 2½ Jahre dienen — und bleiben im Ganzen 8 Jahre lang zu dem Dienst in den Füsilier-Bataillonen verpflichtet; dann treten sie in die Grenadier-Bataillone über; d. h. in die Landwehr ersten Aufgebots. Dieser gehören sie noch weitere fünf Jahre an, also bis zum vollendeten dreiunddreißigsten Jahr. — Nachdem der General v. Williſen als einen der Hauptmängel unserer früheren Militairverfassung hervorgehoben hat, daß sie die verpflichtete Mannschaft zu lange für den Dienst im Felde in Anspruch nimmt; zu weit in das Lebensalter hinein, in welchem der Mensch gewöhnlich feste Verhältnisse gründet, nämlich bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Jahr, hat diese Bestimmung gewiß etwas Ueberraschendes.

Drei solcher Regimenter (9 Bataillone) bilden eine Brigade, vier Brigaden ein Armee-Corps. Dieses zählte also, das Reserve-Regiment von 3 und ein Jäger-Regiment von 2 Bataillonen mitgerechnet, 41 Feldbataillone; wie General v. Williſen rechnet, das Bataillon zu 700 Mann, im Ganzen 28700 Feuergewehre.

Da aber die Compagnie außer den 175 Gemeinen auch noch 1 Feldwebel, 11 Unteroffiziere und 10 freiwillige Capitulanten haben soll, beträgt die Combattanten-Zahl eines Bataillons in der That — ohne die Offiziere — 785 Mann, und die gesammte Infanterie des Armee-Corps ergiebt 32,185 Mann; oder, da die Grenadier-Bataillone die Capitulanten nicht haben sollen, und ein Ersatz für dieselben nirgends angedeutet ist, diese Bataillone mithin um 40 Mann jedes schwächer ausfallen müßten, als die der Füsiliere, 31,565 Mann.

Vorausgesetzt, daß die Grenadier-Bataillone, die, wie ausdrücklich gesagt wird, im Frieden gar kein Offizier-Corps haben sollen, denn doch wenigstens jedes einen Commandeur und einen Adjutanten haben, die schwerlich zu entbehren sein möchten, zählte das Offizier-Corps 558 Köpfe.

Der Präsenzstand im Frieden betrüge, ohne die Offiziere, während der sechs Winter-Monate 10,100, während des Sommerhalbjahrs 14,580, während der Uebungszeit 21,980 Mann.

Es würden jährlich 4480 Rekruten eingestellt. Bei allen neun Armee-Corps also 40,320. — Wir sprechen hier wie überhaupt natürlich blos von der Infanterie.

Die Grenadier-Bataillone sollen jährlich nur einmal, unter Offizieren, die von den Füsilieren dazu commandirt werden, zu einer acht- bis zehntägigen Uebung zusammentreten.

Wie die Schrift des Generals v. Willisen besagt, hätte das Armee-Corps dann auch noch achtzehn zweite Grenadier- (Landwehr-) Bataillone zum Besatzungsdienst. Hier scheint aber ein Irrthum, wenn nicht vielleicht ein Druckfehler vorzuliegen; denn nach dem Schema können die 14 Regimenter doch nur 14 solche Bataillone haben. Wo die 4 anderen herkommen sollten, ist nicht zu ersehen.

Unabhängig von dergleichen zufälligen Versehen und größerer Beachtung werth scheint das Folgende:

Nach den Lehren des Generals gilt es vor allen Dingen, sich im Kriege den Vortheil der Zahl zu sichern; er wiederholt mehrfach, eben deshalb müsse die Organisation des Heeres darauf angelegt sein, im Frieden die größte mögliche Zahl Mannschaften für den Waffendienst auszubilden. Er tadelt es mit Recht als einen der hauptsächlichsten Mängel der früheren Militair-Verfassung, daß sie viel zu wenig Rekruten einzustellen gestatte, und viel zu wenig Leute ausbilde; daß eben dadurch ein sehr großer Theil der männlichen Jugend ganz von dem Militair-Dienst befreit bleibe, der Theil derselben aber, der in die Reihen des Heeres eintreten müsse, dagegen bei weitem mehr als billig in Anspruch genommen werde — bis in ein Lebensalter, wo die Verpflichtung eine sehr drückende werde.

Was er darüber sagt, ist sehr treffend, und wir können es nur mit voller Ueberzeugung unterschreiben. Er spricht von dem „schweren Druck", den die bisherigen Verhältnisse herbeiführen, so oft ein „vermehrter Truppenbedarf eintritt" — und Reservisten oder Landwehrmänner einberufen werden müssen — und der besonders bei einer allgemeinen Mobilmachung am fühlbarsten hervortrete. Er fährt fort: „Dieser Druck aber wird besonders dadurch so empfindlich, daß eine Menge älterer und verheiratheter Leute eingezogen werden müssen, während andere, obgleich jünger und unverheirathet, zu Hause bleiben. Es trifft also die neue Last die, welche schon die frühere, das Dienen überhaupt getragen haben, und zwar nicht ob-

schon sie jene erste Last, sondern gerade weil sie sie getragen haben, und die Anderen bleiben frei, nicht obschon sie erst verschont wurden, sondern weil sie erst verschont geblieben, deshalb bleiben sie es wieder. Jene müssen dienen, weil sie gedient haben, und diese bleiben frei, weil sie frei geblieben sind."

Sehr wahr! General von Willisen läßt sich sogar durch ein lebhaft angeregtes Gefühl bestimmen, die etwas harte Bemerkung hinzuzufügen: es lasse sich kaum etwas Irrationelleres denken.

Nun ist ermittelt worden, daß im preußischen Staat jedes Jahr füglich, selbst wenn alle billigen Rücksichten genommen werden, mindestens 63,000 junge Leute für das Heer ausgehoben werden können, und wahrscheinlich ist selbst damit die Zahl der jährlich heranwachsenden Mannschaft nicht erschöpft.

Nach den Vorschlägen des Generals könnten nun aber doch trotz der Vervielfältigung der Cadres, der Regimenter und Bataillone, trotz einer in der That ganz unverhältnißmäßigen Steigerung des finanziellen Aufwandes, den die Ausführung seines Entwurfs nöthig machen würde, nur etwa um ein Viertheil mehr Rekruten als nach den bisherigen Einrichtungen jährlich zu dreijährigem Dienst einberufen werden, theils zu einer anderthalbjährigen — d. h. ganz gewiß ungenügenden — theils zu einer zwei und einhalbjährigen Waffenschule in die Regimenter eingereiht werden, d. h. im Ganzen etwa 50,000.

Bei der Infanterie insbesondere 40,000 Mann, von denen 20,000 nur anderthalb Jahre bei der Fahne blieben; um 3000 bis 4000 Mann weniger als nach den Absichten der Regierung in einem jeden Jahrgang zu dreijähriger Dienstzeit einberufen werden.

Wir bleiben also mit diesen Vorschlägen trotz allen Aufwandes weit vom Ziel, weit von der massenhaften Ausbildung der Jugend zum Waffendienst, um derentwillen der General eigentlich die zweijährige Dienstzeit empfiehlt.

Er meint die gerechten Klagen über den Druck einer zu weit auf einen zu großen Theil des Lebens ausgedehnten Verpflichtung zum Dienst in erster Linie, im Felde, gäbe es nicht mehr, „wenn Alle, welche dienen können, auch eingezogen und kriegsfähig gemacht würden; dann könnten leicht 3—400,000 Mann aus den 5 bis 6 jüngeren Altersklassen gestellt werden, und man hätte nur nöthig,

zur Zeit einer Noth, in welcher sich jeder bereitwillig dem König und dem Vaterlande zur Verfügung stellt, in spätere Altersklassen zurückzugreifen."

Ein schönes Ideal! — Aber die Vorschläge des Generals reichen bei Weitem nicht aus, es zu verwirklichen. In diesen Vorschlägen liegt sogar das Geständniß, daß er sich dessen bewußt ist. Denn mit welcher schonungslosen Schärfe er auch den Hauptfehler der bisherigen Militair-Verfassung, die allzulange Dienstverpflichtung, rügt, sieht er sich doch veranlaßt, gerade diesen Fehler auch in seinem Organisations-Plan fortbestehen zu lassen, ja sogar noch um etwas zu steigern, wie schon bemerkt.

In dem Bericht der Commission erscheint der Entwurf des Herrn v. Willisen, was die Zahl der Regimenter und Bataillone betrifft, um ein Viertheil vermindert. Im Uebrigen soll zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie eingeführt werden, und man verzichtet, um sie möglich zu machen, auf jede Verschiedenheit im Präsenzstand während der Winter- und Sommermonate. Die Eintheilung der Landwehr in ein erstes und zweites Aufgebot wird beibehalten, sowie die Verpflichtung der Landwehr ersten Aufgebots zum Dienst in erster Linie.

Der Soldat soll zwei Jahre bei der Fahne dienen; vier weitere Jahre gehört er der Kriegsreserve seines Regiments an; darauf geht er in die Landwehr ersten Aufgebots über, in der er sechs Jahre verpflichtet bleibt, d. h. bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Lebensjahr; dann folgt auf weitere sieben Jahre die Verpflichtung zum Dienst in der Landwehr zweiten Aufgebots, so daß die endliche Befreiung vom Militair-Dienst erst im vierzigsten Lebensjahr der Verpflichteten einträte.

Das Armee-Corps soll nicht 13 Linienregimenter zählen, wie General v. Willisen verlangt — sondern nur 9, die gesammte Armee mithin 81, ganz wie nach dem Entwurf der Regierung.

Jedes Regiment aber soll nur zwei wirkliche Bataillone haben, und ein ideelles, ein Landwehr-Bataillon, das in dem Augenblick der Rüstung zum Krieg gebildet wird, und dann, weil es aus älteren, aus Landwehrleuten besteht, für ein Elite-Bataillon gelten soll, ganz wie in General v. Willisen's Entwurf.

Das Linien-Bataillon soll außer 68 Unteroffizieren und Capitulanten, 510 zu zweijähriger Dienstzeit einberufene Soldaten zählen. Das Regiment wäre also auf dem Friedensfuß 1156, ohne prima plana, d. h. Unteroffiziere u. s. w., 1020 Mann stark, und es ergäbe sich, im Vergleich mit der von der Regierung beabsichtigten Organisation, die 3 Bataillone zu 538 — die Unteroffiziere ungerechnet, zu 470 Mann — im Ganzen einen Friedensstand von 1410 annimmt, — ein um 390 Mann geringerer Präsenzstand für jedes Regiment.

Rekruten würden jährlich bei jedem Bataillon 255 eingestellt; bei der gesammten Infanterie 43,000 — genau so viel als nach der von der Regierung angenommenen Organisation zu einem dreijährigen Dienst eingereiht werden.

Wie man sieht, legt die Militair-Commission das allergrößte Gewicht darauf, die Landwehr in die ersten Reihen des Heers zurückzuführen, und zwar nicht nur in einer der bisherigen so viel als irgend möglich ähnlichen Verfassung, sondern auch — und zwar hauptsächlich und vor allen Dingen — unter diesem Namen. Hier sind Rücksichten, die General v. Willisen gar keiner Beachtung werth hält, für die Commission im Gegentheil geradezu entscheidend und maßgebend. Der General hat die Ansicht, von der sie dabei ausgeht, eigentlich zum Voraus widerlegt, indem er sagt, worauf es der Bevölkerung ankomme, das sei eine Umgestaltung des Heeres, vermöge welcher die gesammte Jugend zur wirklichen Erfüllung ihrer Dienstpflicht herangezogen würde, und eine entsprechende Beschränkung ihrer Verpflichtung auf die jüngeren Lebensjahre. „Wie es heiße, ob Landwehr oder Reserve, das möchte ihr ziemlich gleichgültig sein; es handelt sich hier um eine Sache, eine Last, eine Gerechtigkeit, eine Gleichheit der Leistung und nicht um einen Namen."

Wer gewissen Lieblings-Ideen und Vorstellungen mit einer Befangenheit nachhängt, die nicht von ihnen lassen will, ist sich dessen selten bewußt, und setzt eben deshalb bei dem Gegner, der seine Ueberzeugungen nicht theilen kann, sehr leicht Befangenheit im entgegengesetzten Sinn voraus.

So scheint es auch hier ergangen zu sein. Die Verfasser des Berichts setzen, scheint es, bei allen denen, welche die Verschmelzung von drei Jahrgängen der bisherigen Landwehr ersten Aufgebots mit

der Linie nothwendig achten, um die Kriegstüchtigkeit des gesammten Heeres sicher zu stellen, ein Vorurtheil gegen die Landwehr voraus, und sind geneigt, das vorausgesetzte Vorurtheil mit der politischen Gesinnung in Verbindung zu denken. Daß man unbefangen eben nur die Sache selbst im Auge haben, und sich ein objectives Urtheil über sie bilden könne, das nicht durch Nebenrücksichten bestimmt wird —: das wird in dem Bericht eigentlich nicht angenommen.

Wir sehen da die Bedenken, die früher und später in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit des Landwehr-Systems erhoben worden sind, mit einer überraschenden Ausschließlichkeit mit den verrufenen Carlsbader Beschlüssen von 1819 in Verbindung gebracht. Man erzählt uns, an den Umschwung der damals in der gesammten Staatsleitung erfolgte, habe sich auch die Maßregel geknüpft, die Landwehr, wie es in den Motiven des Gesetz-Entwurfs bezeichnet worden sei, der Linie näher anzuschließen. Die Generale Boyen und Grolmann hätten auch keinen Augenblick verkannt, daß damit dem Charakter des ganzen Instituts wesentlich zu nahe getreten sei, daß sich weitere Consequenzen daran knüpfen würden, und sie hätten sich dadurch bewogen gefunden, von ihren dienstlichen Stellungen zurückzutreten.

Das ist, beiläufig bemerkt, ein Irrthum, der uns sehr überrascht hat, denn wir glaubten, die Gründe, durch welche Boyen und Grolmann sich damals zum Rücktritt veranlaßt sahen, seien im Vaterlande bekannt genug. Sie lagen tiefer, und hatten mehr zu bedeuten als einige nicht sehr wesentliche Modificationen in der Organisation der Landwehr.

„In der That traten diese Consequenzen auch sehr bald ein", fährt der Bericht fort: „man legte an die Leistungen der Landwehr einen Maßstab, der für sie nicht paßte und erst, als eigentlich in kaum zu erwartender Weise, auch bei den Friedensübungen die Landwehr neben der Linie bestand, ließ die Befehdung nach und es trat nun im Gegentheil eine Epoche ein, in welcher der Landwehr nur Lobsprüche und Anerkennung gezollt wurden. — Mit und nach dem Jahre 1848 aber machte sich erneuert und mit verstärkter Kraft ein der Landwehr ungünstiges Urtheil, namentlich in militairischen Kreisen, geltend, die in Unordnungen und mehr oder weniger schweren Verletzungen der militairischen Disciplin, welche bei einzelnen

Landwehr-Bataillonen vorkamen, eine Berechtigung zu finden glaubten, und wenn dieses Urtheil damals wohl zunächst mehr auf politische als militairische Anschauungen sich gründete, so habe darauf die Mobilmachung von 1850, und zuletzt die von 1859 mit den Erfahrungen, die dabei gemacht worden sind, oder gemacht sein sollen, auch in rein militairischer Beziehung den Stab über die Landwehr brechen machen." Es wird noch hinzugefügt, was die bei der Mobilmachung angeblich hervorgetretenen Erfahrungen betreffe, so komme dabei sehr viel auf den mehr oder weniger strengen Maßstab an, da dem guten Willen der Landwehrmannschaft wenigstens die Anerkennung nicht versagt werde.

„Erfahrungen, die gemacht worden sind oder gemacht worden sein sollen!" — Es wäre allerdings sehr bequem, wenn man mit solchen Wendungen über alle Schwierigkeiten hinweg schweben, alle unwillkommenen Thatsachen, alle ernsten wirklichen Erfahrungen ablehnen könnte, um sich ganz ungestört in anmuthigen aber willkürlichen Vorstellungen zu ergehen. Nur sehen wir nicht, was uns zwänge, eine solche Redensart ohne Weiteres gelten zu lassen; in wiefern sie uns zwingen könnte, die Forderung fallen zu lassen, daß man die gemachten Erfahrungen näher in das Auge fasse, und ihre Realität wie ihre Bedeutung wirklich prüfe und wäge.

In den eben angeführten Worten des Berichts wird ziemlich lesbar angedeutet, das angebliche „Vorurtheil" gegen die Landwehr müsse entweder aus politischer Partei-Gesinnung hervorgehen, oder aus militairischer Befangenheit und Pedanterie, die auf den sogenannten Gamaschen-Dienst, auf eine peinliche Präcision und conventionelle Eleganz in der Ausführung der taktischen Evolutionen bei Friedensübungen, namentlich auf den Parademarsch, einen übertriebenen Werth legt. Es wird vorausgesetzt, die Bedenken, welche die Haltung der Landwehr in den Jahren 1848 und 1849 erweckte, hätten sich lediglich um disciplinarische Unordnungen von untergeordneter Bedeutung gedreht, die hier und da bei einzelnen Bataillonen — sporadisch — zum Vorschein gekommen seien.

In der Wirklichkeit aber verhält sich die Sache ganz anders, ja in gewissen Beziehungen grade umgekehrt. Bei den Friedensübungen hat sich die Landwehr immer sehr gut gezeigt — die Infanterie nämlich; — und namentlich bei dem Parademarsch in der Regel

ganz ausgezeichnet. Das ist leicht zu begreifen; sie hat schöne Männer im kräftigsten Lebensalter; die Haltung der Leute ist ruhiger als die der jüngeren Soldaten der Linie — und das Wenige, was zur glänzenden Ausführung eines Parademarsches erfordert wird, ist mit gewesenen Soldaten leichter und schneller wieder eingeübt als alles Andere. Sehr natürlich also ist es, daß — wie auch der Berichterstatter der Commission weiß — alle Welt mit der Landwehr außerordentlich zufrieden war und sich in ihrem Lob erging, so lange sie eben nur Friedens-Uebungen auszuführen hatte und nicht auf eine ernstere Probe gestellt wurde.

Die Jahre 1848 und 1849 brachten nun aber eine erste Veranlassung, sie im Ernst des Krieges zu verwenden. Die Probe, die sie nunmehr im Gefecht, auf dem Schlachtfelde zu bestehen hatte, war, wie wir dabei nicht vergessen dürfen, als eine ernste betrachtet, noch immer von nur mäßiger Bedeutung; die Aufgaben, die ihr im Kampf gegen polnische Insurgenten und kosmopolitische Freischärler gestellt wurden, waren keineswegs der höchsten Art; sie reichten sogar bei Weitem nicht an das Maaß, das im großen Kriege, wo mächtige Staaten ernstlich mit einander ringen, das gewöhnliche wird. Die gemachten Erfahrungen aber waren von der Art, daß das Urtheil über die Brauchbarkeit der Landwehr in erster Linie im Felde sich sehr bedeutend anders gestalten mußte, und sich dabei keineswegs, wie der Berichterstatter der Commission willkürlich annimmt, „mehr auf politische als auf militairische Anschauungen" zu gründen brauchte. Auch handelte es sich nicht bloß um gelegentliche Unordnungen und einzelne Vergehen gegen die militairische Disciplin, — sondern — und zwar vor Allem — um das, was auf diesem Gebiet schlechthin entscheidend ist: um die Haltung der Bataillone im Gefecht.

Wir beklagen es, Dinge, von denen wir bisher aus nahe liegenden Gründen pflichtmäßig geschwiegen haben, öffentlich erörtern zu müssen. Aber wenn die zum Rathe Berufenen gerade die entscheidenden Thatsachen vollständig ignoriren wollen, wäre fortgesetztes Schweigen schlimmer als Sprechen. Doch hoffen wir daß es genügen wird auf einige der Erfahrungen hinzuweisen, die in bereits veröffentlichten Schriften schonend angedeutet sind. In diesem Sinn erinnern wir an das Gefecht bei Xionz (das Jahr 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des K. Pr. 7. Infanterie-Reg. S. 51 und den Plan)

— und an das Gefecht bei Waghäusel (Operationen und Gefechts-Berichte aus dem Feldzug in der Rhein-Pfalz und im Großherzogthum Baden 1849; Bericht des Majors von Bornstädt S. 70, und eine Bemerkung in dem Bericht des Generals v. Hannecken S. 51). — Man wird da Stoff zum Nachdenken finden. Für Diejenigen, die berufen sind, sich ein Urtheil zu bilden, ist es unerläßliche Pflicht, sich über diese und ähnliche Erfahrungen aus den Quellen gewissenhaft zu belehren.

Wenn man sich anstatt dessen auf die Worte der Thronrede vom 26. Februar 1849 beruft, auf die rühmende Anerkennung, die der Linie und Landwehr wiederholt zu Theil geworden ist, bei öffentlichen, feierlichen Acten, wo die Absicht wahrhaftig nicht sein konnte Schäden und Mängel des Bestehenden rücksichtslos aufzudecken; wenn man dann hinzufügt: „Die Schlüsse, welche man aus einzelnen tadelnswerthen und verwerflichen Vorfällen zu ziehen geneigt scheint, zerfallen vor solchen Urtheilen von selbst, ohne daß es nöthig ist, dabei weiter zu verweilen" — so vermögen wir wenigstens in solchen Wendungen nichts weiter zu sehen als eben nur das fortgesetzte Streben, jeder ernsten Erwägung der vorliegenden Thatsachen und Erfahrungen geflissentlich aus dem Wege zu gehen.

Daß die Haltung der Landwehr den Forderungen, die unbedingt an jede Truppe gestellt werden müssen, nicht vollständig genügte, wird auch von den Anhängern des alten Systems — insofern ihnen die Ereignisse nicht ganz unbekannt geblieben sind — ohne Einschränkung zugegeben —: aber man sucht die Erscheinung aus der politischen Stimmung jener Tage zu erklären, die eine schwankende gewesen sei.

Das wäre jedenfalls eine Erklärung von sehr zweideutigem Werth! — Denn mag man immerhin hervorheben, daß Preußen weniger als jeder andere Staat in den Fall kommen könne, große Kriege zu führen, an denen nicht die gesammte Bevölkerung regen Antheil nähme, so ist doch gewiß nicht weniger wahr, daß die Haltung eines preußischen Heeres auf dem Schlachtfelde nicht von der politischen Einsicht der Landwehrmänner, nicht von ihrem mehr oder weniger zutreffenden Urtheil über die politische Tragweite des einzelnen gegebenen Falles abhängig werden darf.

Uebrigens scheint uns auch diese bedenkliche Erklärung auf einer willkürlichen Vorstellung zu beruhen, die keine Realität hat. Die

Mannschaften der Linien-Bataillone bestanden zur Zeit dieser Ereignisse eben auch zum großen Theil aus einberufenen Reservisten, — und ihre Haltung war eine durchaus befriedigende. Der Landwehrmann ist der ältere Bruder des Reservisten — sehr oft im buchstäblichsten Sinne des Worts. Sie kommen aus Einer Heimath, Einem Dorf — in vielen Fällen aus einer und derselben Hütte zu den Fahnen: wie hätte da der Wehrmann eine andere politische Stimmung mitgebracht als sein jüngerer Waffenbruder?

Auch weist der Bericht der Commission eine jede solche Erklärung wenn auch mittelbar, doch mit einer Entschiedenheit zurück, der wir nur beistimmen können. Sie thut das, indem sie geltend macht, den ungünstigen Urtheilen von 1848 und 1849 stehe die Thatsache gegenüber: „daß auch in jenen Tagen die Landwehr im Großen und Ganzen Beweise ihrer Treue, ihres Gehorsams und ihrer Disciplin gegeben hat, ungeachtet alle möglichen Versuchungen an sie heran traten, sie ihren militairischen Pflichten abwendig zu machen. Gerade das Scheitern dieser Versuchungen war das ehrendste Zeugniß wie für das Volk im Allgemeinen, so für die Landwehr insbesondere."

Gewiß, die ehrende Anerkennung, welche der Landwehr in dieser Beziehung von allen Seiten wie von höchster Stelle, wiederholt zu Theil geworden ist, war auf das Rühmlichste verdient. Eben dadurch aber sind wir ganz entschieden darauf angewiesen, die Gründe jener minder erfreulichen Erscheinungen anderswo zu suchen: sie liegen in den Mängeln der Organisation offen zu Tage, wie wir dessen schon in einer früheren Schrift gedachten. Darin, daß man ältere Männer, die auf der Höhe des Daseins, an der Spitze eines kleinen gewerblichen Unternehmens oder ländlichen Anwesens stehen, aus ihrem Lebensberuf, der dadurch oft in sehr bedenklicher Weise gestört wird, herausruft, um sie dann nicht etwa in schon bestehende Schaaren einzureihen, sondern aus ihnen — noch dazu aus ihnen allein — improvisirte Bataillone zu bilden; Truppen-Körper, die sich schon durch die besondere Benennung, die sie tragen, berechtigt glauben können, in schonender Weise verwendet zu werden, wie das auch durch die Lebensverhältnisse der Mannschaften geboten scheint.

Mit dem Jüngling werden nur Hoffnungen begraben. Der gereifte Mann läßt, wenn er fällt, eine wirkliche Lücke im Leben, die irgendwo gar schmerzlich empfunden wird. Wer sich von dem Gewicht

dieser Verhältnisse Rechenschaft geben will, braucht nur in die Erfahrungen des eignen Lebens zurückzugreifen. Wer von uns war nicht in der früheren Jugend bereit, Leben und Gesundheit leichthin zu wagen? — oft genug selbst auf Veranlassungen, die es wahrlich nicht werth waren. Und wer von uns thäte als gereifter Mann in derselben Weise dasselbe?

Der Landwehrmann bringt ein unendlich größeres Opfer als der jüngere Linien-Soldat, wenn er ins Feld rückt, und es bedarf daher für ihn einer sehr viel größeren Macht der Motive, wenn er mit gleicher Freudigkeit der ernsten Erfüllung seiner Pflicht entgegen gehen soll! — Wir können und wollen doch gewiß dem Vaterland nicht stets, als einzigen denkbaren Kriegsfall, Verhältnisse und Zustände wünschen, wie die von 1813 waren, die allerdings eine hinreichende Wucht der Motive für jeden Einzelnen in sich trugen.

Den Thatsachen, den Erfahrungen gegenüber, die sich auf solche Weise erklären, will es wenig bedeuten, wenn die Majorität der Commission sich auf die Autorität der Generale Grolmann und Boyen beruft, die das Landwehrsystem nicht als einen Nothbehelf, sondern als das an sich Beste angerathen haben sollen. Denn selbst wenn die Genannten sich ganz so entschieden ausgesprochen hätten, wie hier vorausgesetzt wird, würde doch die einfache Antwort genügen, daß zur Zeit, wo sie sprachen, in Beziehung auf das, was von Landwehr, in weniger außerordentlichen Lagen als die von 1813 war, zu erwarten sei, noch keine Erfahrungen vorlagen. Man müßte eine sehr geringe Meinung von der Intelligenz der berühmten Generale haben, wenn man annehmen wollte, daß lehrreiche Erfahrungen spurlos an ihnen hätten vorübergehen können, ohne Einfluß auf ihre Ansicht der Dinge zu üben.

Aber der Berichterstatter der Commission ist auch gar nicht einmal berechtigt, ihre Autorität so entschieden für sich in Anspruch zu nehmen. Wir wissen uns nicht zu erinnern, auf welche allgemein bekannt gewordenen Worte Grolmann's er sich dabei stützen könnte. Wer den General noch persönlich gekannt hat, weiß, daß er auf eine Discussion der Landwehrverfassung niemals einging — sondern sie ablehnte wenn sie entstehen wollte.

Von Boyen liegen bestimmte Aeußerungen vor, aber sie haben nicht so ganz entschieden die in dem Commissionsbericht vorausgesetzte

Richtung. General Boyen war bekanntlich entschieden für dreijährige Dienstzeit, und vertheidigte außerdem den Satz: je kürzer im Allgemeinen die Dienstzeit, desto stärker müsse der stehende Rahmen jedes Bataillons an Offizieren, Unter-Offizieren und Capitulanten, d. h. Berufs-Soldaten, sein.

In Beziehung auf die Landwehr insbesondere findet sich einiges Bezeichnende in Boyen's bekannter Schrift: „Darstellung der Grundsätze der alten und gegenwärtigen Kriegsverfassung." Da sagt der Feldmarschall, der als einer der Schöpfer des Landwehr-Systems angerufen wird:

„Eine Ansicht ist gegen die stehenden Heere gerichtet. Sie hält die Vertheidigung des Staats durch Landwehren allein ausreichend gesichert. Wie unhaltbar diese Behauptung sei, da selbst die beste Landwehr, unter den günstigsten Verhältnissen gedacht, einem zerstreut kantonirenden Heere ähnlich, nie zur rechten Zeit auf den bedrohten Grenzen würde vereinigt werden können, ergiebt sich bei dem ersten Blicke auf die bestehenden Einrichtungen anderer Staaten und durch unsere eigene Erfahrung. Hätte das stehende Heer die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen nicht geschlagen, wie würde es der Landwehr möglich geworden sein sich zu bilden? Aber auch die glücklichen Resultate der letzten Feldzüge können nur bedingungsweise als Muster für die kommenden aufgestellt werden. Fast ganz Europa zu einem Zwecke verbündet, stellte solche bedeutende Streitkräfte in dem Kampfe, die, wenn auch nicht alle vorhergegangenen Ereignisse jenen herrlichen Willen erzeugt hätten, schon ihrer bloßen Zahl nach überwiegend waren. Der Feind hatte den größten Theil seiner alten, erfahrenen Soldaten verloren. Unseren neu ausgehobenen Wehrmännern wurden nur junge Conscribirte entgegengestellt. Nicht alle künftigen Feldzüge werden gleich günstige Verhältnisse gewähren. Höchst verderblich würde es daher sein, bei der jetzigen Art Krieg zu führen, die Ausbildung unserer Soldaten auf die unterbrochene Uebung weniger Wochen beschränken zu wollen."

Wir sehen, ein erfahrener und besonnener Krieger äußert sich in diesen Worten, wie ihm das durch seine Stellung geboten war, in schonender Weise über ein Institut, das zur Zeit bestand und fortbestehen sollte und mußte. Aber er spricht doch eben mit Schonung

von Einrichtungen die nach seiner Ueberzeugung einer schonenden Besprechung bedurften*).

Positive militairische Vortheile, die aus der vorgeschlagenen Organisation hervorgehen könnten, weiß der Berichterstatter der Commission nicht nachzuweisen. Er muß sich auf diesem Gebiet darauf beschränken, die Nachtheile, die zu befürchten sein könnten, theils zu leugnen, theils als unwesentlich mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln — theils endlich, und zwar gerade in den wichtigsten Beziehungen, vollständig zu ignoriren, die eigentliche Discussion der gemachten Erfahrungen aber zu meiden.

Nur indem sie die Frage auf ein anderes, wenn auch angränzendes Gebiet, auf das der inneren, der Social-Politik, hinüber führten und erörterten, welchen Einfluß die so oder anders gestaltete Organisation der Armee dorthin üben, welche Rückwirkung alsdann von dorther auf das Heer und seinen Geist erfolgen müsse, je nachdem das System des Gegenentwurfs oder das der Regierung angenommen werde, suchten „mehrere Mitglieder der Commission" wenigstens mittelbar einen positiven Gewinn nachzuweisen, der von Einrichtungen in ihrem Sinn zu hoffen sei. Sie verwiesen auf die Nachtheile, die sich nach ihrer Meinung ergeben würden, wenn die erste Feld-Armee Preußens nicht mehr zu einem namhaften Theil aus Bataillonen bestehe, die „Landwehr" heißen, und im Augenblick der Kriegsbereitschaft erst aus den Elementen improvisirt werden müssen. Der Gegensatz ergiebt sich dann von selbst.

„Durch die Verweisung der Landwehr aus den Reihen des mobilen Heeres werde das Verhältniß des letzteren zu dem Volke ein wesentlich verändertes;" heißt es da: „mit der Landwehr sei gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen Heer uud Volk weggenommen; jenes werde diesem dann viel ferner gegenüber stehen. Das Land werde mit einem Netz von Garnisonen überzogen werden und die Soldaten, in Kasernen abgeschlossen, dem Einfluß eines exclusiven Geistes des zum bei Weitem größten Theil aus Adeligen bestehenden Offiziercorps unterliegen, und gerade, um diesen Einfluß desto wirksamer zu machen, halte man die dreijährige Dienstzeit für die Infanterie fest, und wolle man die der Kavallerie auf vier Jahre aus-

dehnen. Schon längst sei die Bevorzugung des Adels in der Armee von den Bürgerlichen als eine tiefe Verletzung und als eine Kränkung ihres Rechts empfunden worden und wenn man bei der Verdoppelung des Heeres dasselbe System verfolge, so würde damit die Kluft zwischen dem Heer und dem Volk immer tiefer werden; es werde sich ein Zustand, ähnlich dem von 1806, mehr und mehr herausbilden und schließlich zu ähnlichen Resultaten führen, denn niemals werde eine preußische Armee siegreich sein, mit welcher nicht die Herzen des Volkes schlügen."

Ein großer Aufwand von Beredsamkeit um die verhängnißvollverderblichen Folgen hervorzuheben, welche der Uebergang dreier Jahrgänge Landwehr in die Linie herbeiführen müsse!

Will man damit in Erinnerung bringen, daß Standes-Vorrechte, von denen unsere Gesetze nichts wissen, nicht auf Nebenwegen eine unberechtigte Anerkennung finden dürfen; — daß in der Armee jede Bevorzugung, die irgend etwas Anderes als eine hervorragende militairische Tüchtigkeit zum Grund hätte, ein Uebel wäre; — daß alles und jedes politische Parteiwesen der Armee, die sehr ernste und bestimmte Pflichten einfach und loyal zu erfüllen hat, fern bleiben müsse; — daß sich in den Reihen des Heeres am allerwenigsten irgend welche Sonder-Interessen neben den allgemeinen der Regierung und des Landes geltend machen dürfen, so haben wir dagegen natürlich durchaus nichts einzuwenden.

Das Mittel aber, den entgegengesetzten Möglichkeiten vorzubeugen, kann doch nur ganz einfach darin gesucht werden, daß die Regierung keinen Einfluß des politischen Parteiwesens auf die Bildung des Offiziercorps gestattet.

Wollte man es, solcher Befürchtungen wegen, darauf anlegen, dem Einfluß der militairischen Vorgesetzten auf den Soldaten gewisse Grenzen zu ziehen, so wäre das Mittel jedenfalls sehr viel schlimmer, als das vorausgesetzte Uebel. Es wäre das gewiß und wahrhaftig nicht der rechte Weg, ein kriegstüchtiges Heer zu bilden. Daß im Gegentheil alles Mögliche aufgeboten werden muß, um den Einfluß der Führer so fest als möglich zu begründen, das sieht wohl jeder Unbefangene ohne weitere Erinnerung.

Im Uebrigen drehen sich diese Besorgnisse um Dinge, die sehr wenig Realität haben. Fürchtet man, daß durch eine veränderte

Stellung der Landwehr ersten Aufgebotes das Verbindungsglied zwischen Heer und Volk weggenommen sein könnte, will man darüber ganz beruhigt sein, so gehe man in die Dörfer und frage „das Volk," ob ihm der Dienst in den Truppentheilen, die nie eine gesonderte Landwehr gehabt haben, bei der Artillerie und den Jägern, irgend in einem anderen Licht erscheine, als der bei der Linien-Infanterie und Kavallerie.

Macht der Wehrmann irgend einen Unterschied zwischen den Verhältnissen, in welchen er als Reservist und als Landwehrmann steht, so ist dieser gerade nicht wünschenswerther Art. Denn er besteht einfach darin, daß mancher Wehrmann seine ernstliche Dienstpflicht mit dem Uebertritt aus der Kriegs-Reserve in die Landwehr im Wesentlichen für abgemacht und erledigt hält. Ob daraus ein Gewinn für den kriegerischen Geist der Landwehr hervorgehen kann? — Das ist eine Frage, die wohl jeder sich selbst beantwortet.

Die Zustände von 1806 zurückzuführen, ist die neue Organisation des Heeres gewiß nicht geeignet. Man vergesse doch nicht, daß die Armee von 1806 zu einem großen Theil, mindestens zu einem Drittheil, aus Berufssoldaten der schlechtesten Art bestand; angeworbenen Ausländern, die auf die Gelegenheit lauerten zu desertiren. Die Inländer, die „Cantonisten", wie man sie nannte, waren freilich zuverlässiger; aber das Verlangen der Hauptleute, aus Beurlaubungen Gewinn zu ziehen, hatte dahin geführt, daß die Zeit, während welcher sie wirklich Dienst thaten bei der Fahne und an den Uebungen Theil nahmen, viel zu kurz zugemessen war, während andererseits die Verpflichtung zum Dienst den besten Theil des Lebens in viel zu großer Ausdehnung — vom 20. bis zum 40. Jahr umfaßte. Darin lag der schlimmste, unheilbringende Fehler des Systems.

Stellt man nun neben das Bild dieser Armee das der heutigen, die sich fort und fort — jährlich zu einem Drittheil des Präsenzstandes — aus der Blüthe der Bevölkerung erneuert; in der eine längere, ausreichendere Waffenschule im wirklichen Dienst bei der Fahne mit einer um nicht weniger als um $^1/_3$ verkürzten Verpflichtung zum Dienst in der Linie verbunden ist, deren Offiziercorps im Kriege zum Theil aus den bisherigen Landwehr-Offizieren besteht —: so ergiebt sich dem unbefangenen Blick gewiß, daß dieses Heer wohl stets

etwas, sowohl von der alten preußischen als von der heutigen französischen Armee wesentlich Verschiedenes bleiben wird.

Wie uns scheint, wird der Charakter des gegenwärtigen preußischen Heeres und sein Verhältniß zur Bevölkerung wesentlich durch die allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung festgestellt, nicht dadurch, ob die Leute von 25—28 Jahren der Kriegs-Reserve oder der Landwehr ersten Aufgebots angehören, noch durch die Eintheilung der Landwehr in erstes und zweites Aufgebot.

Wir sagten vorhin: positive militairische Vortheile wisse der Berichterstatter der Militair-Commission nicht als Ergebniß des von ihm befürworteten Organisations-Planes in Aussicht zu stellen. Vielleicht müssen wir beschränkend hinzufügen: mit Einer Ausnahme! — Denn es scheint in der That fast, als solle ein Umstand, auf den großes Gewicht gelegt wird, für einen Vortheil im eigentlichen Sinn des Wortes militairischer Art gelten. Es bleiben nämlich nach dem Project der Commission mehr vollständig ausgebildete Soldaten für das Ersatz-Bataillon übrig, als nach den von der Regierung angenommenen Normen.

Der Berichterstatter der Commission stellt folgende Berechnung an, um uns davon zu überzeugen.

Der von der Regierung angenommenen Organisation zu Folge zählt die Linien-Infanterie in 81 Regimentern 243 Bataillone, deren jedes im Frieden einen Präsenzstand von 538 Mann hat und jährlich 170 Rekruten einstellt. „Diese 170 Mann liefern für die fünf Jahrgänge der Reserve 850 Mann, und nach Abzug von 25 pCt. für den muthmaßlichen Abgang, also von 212 Mann, bleiben für die Kriegsstärke disponibel 638 Mann. Zur Completirung auf dieselbe bedarf das Bataillon 464 Mann, so daß für das Ersatz-Bataillon nur eine Quote von 174 Mann übrig bleibt. Die Ersatz-Bataillone würden daher zum großen Theil auf Rekruten angewiesen sein, wenn man nicht auf die 29- und 30jährige Altersklasse sofort zurückgreifen will, wodurch die Voraussetzung, daß nur die ersten 8 Jahrgänge für den Dienst im stehenden Heer bestimmt sind, in sich selbst zerfallen würde."

Die von der Majorität der Commission „in Aussicht genommene"

Organisation ergiebt in 81 Regimentern nur 162 Bataillone; die Mannschaft ist, wie schon gesagt, sechs Jahre zum Dienst in der Linie, ebenso lange zum Dienst in der Landwehr ersten Aufgebotes verpflichtet. Bei zweijähriger Dienstzeit stellt ein jedes Bataillon jährlich 255 Rekruten ein, das Regiment 510 Mann, genau ebenso viel wie die drei Bataillone nach dem Plan der Regierung. „Jedes jener Bataillone hat also in den 4 Jahrgängen seiner Reserve disponibel 1020 Mann, und nach Abzug von 25 pCt., d. h. von 255 Mann bleiben für die Kriegsstärke disponibel 765. Das Bataillon bedarf zur Completirung auf diese 424 Mann, so daß für das Ersatz-Bataillon eine Quote von 341 Mann, also erheblich mehr als nach der Regierungsvorlage, bleibt."

Der Regimentsbezirk behält also, fügen wir hinzu, nach dem Plan der Regierung 522 Mann für seine Ersatz-Bataillone übrig, nach dem Project der Commission 682 Mann.

Was soll denn das eigentlich für ein Gewinn und Vortheil sein?

Denken wir uns einen Zustand der Gesellschaft, in welchem die gesammte erwachsene männliche Bevölkerung des Staates in den Waffen geübt wäre, und auch wirklich aufgeboten werden könnte für die kriegerischen Zwecke des Staates, da wäre man allerdings in der beneidenswerthen Lage, den Ersatz für alle Verluste einer im Felde stehenden Armee stets durch vollständig für den Krieg vorbereitete Mannschaft zu bewirken, ohne daß es dazu besonderer Anstalten bedürfte. Der Staat könnte stets aus dem Vollen schöpfen; er brauchte, so weit seine Kräfte und seine Bevölkerung überhaupt reichen, sofern man nicht voraussetzt, daß er mit einem feindlichen Reiche von ganz unverhältnißmäßig überlegenen Dimensionen zu ringen hätte, nicht sowohl bedächtig zu erwägen, ob Alles, was er überhaupt an Streitkräften aufbringen kann, wohl genüge, ihn sicher zu stellen, sondern nur, welchen Theil derselben er in jedem gegebenen Falle, nach der Natur, dem Maaße der jedesmaligen Aufgabe aufzubieten habe — und um die Verluste des Heeres im Felde durch geübte Mannschaft ersetzen zu können, bedürfte es keiner besonderen Anstalten, keiner Ersatz-Bataillone; auch ein solcher Ersatz könnte stets unmittelbar aus der Bevölkerung geschöpft werden.

Ein idealer Zustand! — In den Republiken des Alterthums, wo Kriegstüchtigkeit für jeden Einzelnen die unerläßliche Bedingung

auch seiner bürgerlichen Existenz war, und die Sorge, sich für den Kriegsdienst auszubilden, eben deshalb ihm selbst überlassen blieb, konnte er innerhalb gewisser Grenzen annähernd erreicht werden.

In unseren unermeßlich erweiterten, unberechenbar vielseitiger gewordenen Verhältnissen, wo die ganze reiche Entfaltung des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, die gesammte Gestaltung des Volks- und Staatshaushaltes, uns zum Gesetz macht, den einzelnen Wehrmann nur eine mäßige Zeit über zum Dienste im Felde verpflichtet zu halten, und dann wieder dem bürgerlichen Leben zu überlassen, wird man stets — selbst da, wo allgemeine Wehrpflicht Prinzip ist — sehr weit von solchen Zuständen entfernt bleiben.

Bei der Spannung, in welcher alle Staaten, mit denen man sich auf gleicher Höhe zu behaupten hat, schon seit den Tagen Ludwigs XIV. ihre Kräfte erhalten — und da die erste Forderung der Strategie unbedingt dahin geht, die nach den Umständen mögliche, größte Masse von Streitkräften zu gleichzeitiger Wirksamkeit zu bringen, — wird Preußen wohl mehr noch als jeder andere Staat, in jedem ernsten Kriege, in welchem mit großartigen Mitteln um große Interessen gekämpft wird, aufgefordert sein, zu wirklicher Verwendung aufzubieten, was es an ganz fertigen und sofort verwendbaren Kriegsmitteln überhaupt besitzt; jede Verzettelung derselben, die Bruchtheile seiner brauchbaren Streitkräfte außer unmittelbarer Wirksamkeit setzt, so viel als möglich zu meiden; und für den Ersatz dadurch zu sorgen, daß die neu heranwachsende Jugend, und was etwa von den jüngst vorhergehenden Jahrgängen derselben als „zurückgestellt" u. s. w. nicht in das Heer eingereiht werden konnte, mit energischer Thätigkeit in Ersatz-Bataillonen geübt werde.

Ein Ersatz-Bataillon, das gar nicht die Bestimmung hat, als selbstständiger Truppenkörper, als Bataillon verwendet zu werden, bedarf am wenigsten eines starken Rahmens von ausgebildeter Mannschaft; es braucht nicht zur Hälfte und mehr aus solchen zu bestehen. Wenn es „großentheils auf Rekruten angewiesen ist," erfüllt es eben seine Bestimmung; nur der Rekruten, nicht der alten Mannschaft wegen wird es gebildet. Es bedarf an alten Soldaten wesentlich nur Instructoren, und eine Anzahl Mannschaft, die hinreicht, die Disciplin unter den Neulingen festzustellen und gehörig zu handhaben. Wird ihm über dieses Maaß hinaus kriegstüchtige geschulte

Mannschaft überwiesen, so kann das unter Umständen eine nicht bloß ganz unnütze, sondern geradezu schädliche Verschwendung sein, die mit den vorhandenen Streitkräften getrieben wird, und es frägt sich, ob diese nicht besser sofort in erster Linie vor dem Feinde verwendet wären, anstatt weit rückwärts in den Depots müßig und unwirksam zu bleiben.

Allerdings müßten wir es für einen Gewinn achten, daß dem „Gegen-Entwurf" zufolge nach der Bildung der Feld-Bataillone eine zahlreichere ausgebildete Mannschaft zu weiterer Verfügung bliebe, als nach der angenommenen Organisation — wenn dieser Ueberschuß an Mannschaft sich daraus ergäbe, daß überhaupt eine größere — womöglich massenhaft größere — Anzahl Wehrmänner jährlich in den Waffen geübt und für den Krieg ausgebildet würden. Da das aber durchaus nicht der Fall ist, da nur genau ebenso viel Rekruten jährlich einberufen werden sollen, als nach den Vorlagen der Regierung, da keineswegs für die Bewaffnung des Landes und den Ersatz im Allgemeinen nach einem großartigeren Maßstab gesorgt wird, und nur das Ersatz-Bataillon etwas besser bedacht erscheinen soll, müssen wir uns vor allen Dingen Rechenschaft davon geben, wo denn der gepriesene Ueberschuß an Mannschaft eigentlich herkömmt.

Das ist nicht schwer zu ermitteln. Die Regierung will aus acht Jahrgängen Rekruten die gesammte Feld-Armee bilden; jeder Regimentsbezirk soll aus diesen acht Jahrgängen drei Feld-Bataillone oder 3000 Mann stellen. Nach dem Entwurf der Commission wären nur sechs Jahrgänge bestimmt, die Linientruppen zu bilden, und der Regiments-Bezirk, — identisch mit dem von der Regierung angenommenen — hätte aus diesen Jahrgängen nur zwei Bataillone oder 2000 Mann aufzubringen, da das dritte ein Landwehrbataillon sein soll. Nach diesem Schema würden demnach drei Viertheilen der Jahrgänge, die nach dem Plan der Regierung das gesammte Heer bilden, nur zwei Drittheile dieses Heeres entnommen. Natürlich bliebe eine Anzahl Leute übrig, die, beispielsweise angenommen, daß die Bildung dreier Bataillone die Gesammtzahl der in acht Jahrgängen verfügbaren Mannschaft erschöpfte, $^1/_3$ der in sechs Jahrgängen zur Verfügung stehenden Zahl betragen müßte. Der Entwurf der Commission überweist nun diesen Rest dem Ersatz-Bataillon.

im Frühjahr darauf schon gegen den Feind zu führen, beschloß man, bei den Regimentern vierte Bataillone zu bilden, und diesen sämmtliche Rekruten zu überweisen, die zugleich den dritten Bataillonen durch einberufene Reservisten ersetzt wurden.

Zur Bildung des vierten Bataillons mußte ein jedes der drei alten zwei Compagnien abgeben. Die Bataillone rückten mit sechs Compagnien, 720 Mann stark, in das Feld. Die neugebildeten vierten Bataillone aber sind den Regimentern im Lauf des Feldzugs nicht nachgesendet worden und gar nicht zur Verwendung gekommen. —

In Folge dieser Neubildung war die Lage, in welcher selbst das dritte Bataillon sich in Beziehung auf seine Wehrhaftmachung für den Feldzug befand, um etwas, ja nicht unerheblich günstiger, als die der sämmtlichen Bataillone der preußischen Armee im Fall einer Mobilmachung sein wird.

Sie nahmen nämlich die einberufenen Reservisten in einen Stamm auf, der nicht weniger als 0,45 der vollen Kriegsstärke betrug; dieser Stamm bestand außer der ungemein starken prima plana, theils aus Berufs-Soldaten, theils aus solchen, die schon bis in das fünfte Jahr bei der Fahne dienten; die Reservisten waren auch größeren Theils Leute, die fünf Jahre gedient und das Regiment höchstens seit anderthalb Jahren erst verlassen hatten.

Sollte man es in der preußischen Armee angemessen finden, bei einem Feldzug, der im Frühjahr eröffnet würde, die erst im October vorher einberufenen Rekruten gleichfalls zunächst dem Ersatz-Bataillon zu überweisen und durch Reservisten zu ersetzen, so betrüge der schon bei der Fahne befindliche Stamm, der die einberufenen Wehrmänner aufnehmen soll, nur 0,368 der Gesammtzahl, auf die das Bataillon zu bringen ist; ungerechnet, daß die prima plana eine sehr viel schwächere ist, als bei der französischen Infanterie, hätte ein solches Bataillon Soldaten und Reservisten von bedeutend kürzerer Dienstzeit. Das preußische Heer ist ein von Grund aus anderes als das französische; es steht in einem anderen Verhältniß zu dem Lande, es sind andere geistige Elemente in ihm rege, und wir glauben, daß es dem Feind in dieser Verfassung die Wage halten wird.

Würden dagegen die Entwürfe der Militair-Commission angenommen, so geriethe schon das Linien-Bataillon in eine etwas bedenkliche Lage. Wollte es die Rekruten, die in seinen Reihen stehen, dem

Ersatz-Bataillon überweisen, so bliebe ihm nur ein Stamm, der nicht mehr als = 0,322 des Kriegsfußes betrüge. Dieser Stamm bestände ganz aus Leuten, die erst im zweiten Dienstjahr, wenn der Feldzug im Frühjahr eröffnet wird, erst seit anderthalb Jahren im Dienst stehen. Die einberufenen Reservisten wären dann auch Leute, die bei dem Regiment nur eine sehr knapp zugemessene Schulzeit durchgemacht hätten; die zum Theil seit viertehalb Jahr entlassen, das Regiment und das Kriegerleben in dieser Zeit nur einmal auf „höchstens vier Wochen" wieder gesehen hätten. Es wäre wohl Grund zu befürchten, daß ein solches Bataillon ein etwas lockeres sein könnte.

Was nun vollends die Bildung des dritten, des Landwehr-Bataillons, nach dem Schema der Commission betrifft, so ist sie natürlich etwas durchaus Anderes als die angebliche Formirung der dritten französischen Bataillone, neben die sie mit so vieler Unbefangenheit gestellt wird. Die einberufenen Wehrmänner würden gar nicht in ein schon vorhandenes Bataillon eingereiht; sie hätten, um die Offiziere gesammelt, ein solches erst zu bilden. Sie hätten sämmtlich eben auch nur eine sehr kurze, ungenügende Dienstzeit durchgemacht, und den kurzen Traum ihres Kriegerlebens bereits seit mindestens fünf Jahren, möglicher Weise seit zehn Jahren hinter sich. Sie wären seit ihrem Uebertritt in die Landwehr nur ein- oder zweimal durch Einberufung zu kurzer Uebungszeit an ihre fortwährende Verpflichtung erinnert worden, seit lange anderen Interessen zugewendet, durch vermehrte Bande an das bürgerliche Leben gekettet. Die Benennung Landwehr, und der Umstand, daß sie allein, ohne Beimischung anderer Elemente, besondere Bataillone bilden, könnte wohl unter ihnen die Vorstellung fortpflanzen, daß sie, eigentlich nur zur Landesvertheidigung bestimmt, geschont werden müßten.

Wer, der die Menschen, die Wirklichkeit und das Leben kennt, der weiß in wie weit und unter welchen Bedingungen auf die Macht idealer Motive der höchsten Art im Menschen — in der Masse — zu rechnen ist: welcher erfahrene Mann kann die Ueberzeugung der Commission, daß eine solche Schaar sich ohne Weiteres immer und unter allen Umständen als ein „Elite-Bataillon!" bewähren werde — ohne Einschränkung theilen?

Neben mancher anderen etwas leichthin idealisirenden Anschauung waltet eben in diesem Theil des Planes, wie in dem Entwurf über-

haupt, die viel zu ausschließlich gefaßte und beschränkte Vorstellung, daß das stehende Heer nur die Waffenschule für die wehrhafte Jugend des Landes zu sein brauche.

Seine zweite mindestens eben so wichtige Bestimmung, als fester, vorbereiteter, in sich vollendeter Organismus, die Mannschaften aufzunehmen, die im Fall der Rüstung für den Krieg hinzutreten, und sie in gegliederter Ordnung zu einem festen Ganzen zu gestalten; — die Forderungen, denen es in dieser Eigenschaft zu genügen hat, werden nicht beachtet wie sie sollten. Darum vor Allem hält man die zweijährige Dienstzeit für genügend, und glaubt für die „Elite-Bataillone" des Rahmens eigentlich ganz entbehren zu können, wenn nur die zerstreuten Elemente dazu vorhanden sind.

Eine zweijährige Dienstzeit, sagt man, genügt als Waffenschule. Angenommen, dem sei wirklich so, dann würde uns doch ein Krieg, der im Frühjahr ausbräche, mit lauter unfertigen Soldaten betreffen, von denen keiner seit länger als anderthalb Jahren bei der Fahne wäre. — Im besten Fall aber hätte das Bataillon eine Anzahl Leute, die auf dem Punkt stehen, ihre militairische Erziehung zu vollenden, und Soldaten zu werden, und dann eine überwiegende Anzahl Reservisten, die einige Jahre früher einmal auf dem Punkte waren, Soldaten zu werden. — Soll es gar keine Leute zählen, die Soldaten sind? Man vergesse doch nicht, während man so viel vom „Geist" spricht, die moralischen Mächte, die in jeder Truppe thätig sein müssen, wenn sie tüchtig sein soll. Ueber die großartigen Motive solcher Art, die ein idealisirender Sinn leicht überall wirksam denkt und voraussetzt, vergesse man nicht die Beziehungen von Mensch zu Menschen, die in dieser Alltagswelt in allen nicht ganz außerordentlichen Fällen, mehr Realität haben und auf die mit Zuversicht zu rechnen ist.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß es in jedem Bataillon — jeder Compagnie — auch außer der prima plana, eine tüchtige Anzahl Leute gebe, die den Offizieren seit etwas längerer Zeit bekannt sind, zwischen denen und den Offizieren sich in Folge längeren Zusammenlebens und Wirkens ein Verhältniß gegenseitigen Vertrauens entwickelt hat. Diese Leute sind auch der neu eintretenden Mannschaft gegenüber Vermittler des Vertrauens und des kriegerischen Geistes.

Schon dem Linien-Bataillon würde dieses wichtige Element bei

zweijähriger Dienstzeit in bedenklicher Weise fehlen. Bei dem Landwehr-Bataillon vollends, um dessen Fahne sich Offiziere und Mannschaften versammelten, die einander ganz, oder so gut wie ganz unbekannt wären, fiele dieser Factor militairischer Tüchtigkeit vollständig aus.

Da nun diese Schaar den Bedingungen, auf welchen die Tüchtigkeit eines Linien-Bataillons beruht, so wenig entspricht, da es „Landwehr" sein und heißen soll, müssen wir uns fragen, ob es sich denn vielleicht dem Ideal einer Landwehr nähert, wie man sie sich unter gewissen besonderen Bedingungen, wohl innerhalb eines gegebenen Kreises tüchtig und brauchbar denken kann. Gewiß nicht! ja, noch viel weniger!

Man denke sich in einem gefährdeten Grenzland, wo die Vertheidigung durch die Oertlichkeit begünstigt wird, eine militairisch geschulte Bevölkerung in Bataillone und Compagnieen eingetheilt, unter die Befehle der durch ihre bürgerliche Stellung hervorragenden — und auch zu militairischer Tüchtigkeit vorgebildeten Einwohner des Landstrichs gestellt; man nehme an, daß diese militairischen Oberen auch in manchen bürgerlichen Beziehungen die Vorgesetzten der Bevölkerung, in vielen Fällen die Brodherren der Mannschaft und Leute des öffentlichen Vertrauens wären; Männer, die gleiche Interessen, und Jahr aus Jahr ein Freude und Leid mit ihren Untergebenen zu theilen hätten. Müßte man auch gestehen, daß solche Streitkräfte doch meist nur insofern wirksam werden und ein wirkliches Gewicht in die Wagschale legen, als der Feind sie in ihrer unmittelbaren Heimath aufsucht, daß in den Combinationen des großen Krieges immer nur bedingungsweise auf sie gezählt werden kann, — so würde man doch gern einräumen, daß sie in der unmittelbaren Vertheidigung des betreffenden Landstrichs Tüchtiges leisten könnten. Namentlich wenn eine wirkliche Feindesgefahr sich — wie am Fuß des Kaukasus, wie in Nordamerika am Saum der Wildniß — durch das ganze Leben zöge, und das militairische Verhältniß in fortwährender Realität erhielte.[*])

Wie unendlich weit ist aber das „dritte Bataillon" des „Gegen-Entwurfs" von einem solchen Vorbild entfernt! — Es muß in der That etwas ganz anderes sein, da es einer ganz anderen Bestimmung, dem activen Dienst in weiterer Bedeutung entsprechen, nicht der rein

örtlichen, sondern der strategischen Landesvertheidigung dienen soll. Und es ist in der That nicht mehr und nicht weniger als ein unter Offizieren, die der Mannschaft fremd sind, ohne vorhandenen, organisirten Stamm, aus lauter dem Regiment seit längerer Zeit mehr oder weniger entfremdeten Urlaubern eilig errichtetes Feld-Bataillon. Die Offiziere wüßten nicht, auf wen sie sich vorzugsweise verlassen können, die Mannschaft wäre schon dadurch, daß sie nicht unter die alten Fahnen eingereiht wird, veranlaßt, an eine besondere Bestimmung zu glauben, und ihrer Verpflichtung in der Vorstellung gewisse Grenzen zu ziehen.

Da nun die Schwächen und Mängel einer solchen Organisation so ganz offen zu Tage liegen, drängt sich uns unabweisbar die Frage auf, warum die Commission nicht eine andere vorgezogen hat, die in der That sehr nahe lag.

Die beiden Linien-Bataillone sollen nach ihrem Entwurf einen Präsenzstand von 1156 Mann haben, außerdem das Offiziercorps für das „Landwehr-Bataillon" vollständig, und der „größte Theil" der Unteroffiziere — vielleicht also 48, wenigstens 36 — desselben bei dem Regimentsstab bereit stehen.

Warum theilt nun der „Gegen-Entwurf" nicht ganz einfach diese gesammte Mannschaft in drei Bataillone ein? — Das gäbe drei Bataillone zu 400 Mann; die Ersparnisse im Vergleich mit den Vorlagen blieben genau dieselben; die Offiziere und Unteroffiziere des dritten Bataillons hätten ein wirkliches Commando; — Alles gewänne mehr Realität und eine festere Haltung.

Zwar uns würde bei einer solchen Organisation und der kurzen Dienstzeit noch manches Bedenken bleiben. Denn wir sind der Ueberzeugung, daß ein all zu schwaches Bataillon keine genügende Schule für Offiziere und Unteroffiziere ist. Dann müssen auch der vorbereitete, feste, zusammenhaltende Rahmen einer Kriegerschaar, und die Elemente, die er in sich aufnehmen soll, um sich zu dem bestimmten Maaß von Macht zu entfalten, in einem richtigen dynamischen Verhältniß zu einander stehen. Dies Verhältniß ist in der Natur der Sache gegeben, und kann nicht ganz willkürlich festgestellt werden. Ist der vorbereitete Rahmen eines Bataillons zu schwach im Verhältniß zu den Elementen, die ihm zur Erweiterung auf den Kriegsfuß überwiesen werden, so wird er von ihnen aufgelöst und verschwindet in der Masse, anstatt sie in sich aufzunehmen.

Vierhundert Mann bei zweijähriger Dienstzeit, wären ein schwacher und ein lockerer Rahmen für ein Bataillon von 1000 Mann! — Aber jedenfalls wäre viel dadurch gewonnen, daß der einberufene Reservist oder Wehrmann wieder in dieselbe Schaar zurückkehrte, in der er seine Dienstzeit durchgemacht hat; unter dieselbe Fahne — zum Theil wenigstens unter die Befehle seiner früheren Offiziere; — mit dem Bewußtsein, daß er wieder in die volle Verpflichtung des Soldaten eintritt. — Innerhalb der Grenzen, welche der „Gegen-Entwurf" zieht, wäre diese Organisation unstreitig ohne allen Vergleich die bessere.

Warum haben also die leitenden Mitglieder der Commission, die noch dazu unsere Bedenken nicht theilen, diese Organisation gemieden, und jenes andere, seltsam-künstliche Schema vorgezogen?

Es ist wohl geschehen, um die Eintheilung der Landwehr in ein erstes und zweites Aufgebot aufrecht zu erhalten; um einer bestimmten doctrinären Vorstellung zu huldigen, gleichviel, um welchen Preis; — ausdrücklich damit es im geraden Widerspruch mit dem „Hauptgrundsatz" des Generals v. Willisen, in der mobilen preußischen Armee eine Anzahl Bataillone gebe, für die kein stehender Stamm und Rahmen vorhanden ist, die im Augenblick, wo man ihrer bedarf, erst gebildet werden müssen, die mehr als nöthig wäre aus älteren Leuten, aus verheiratheten Familien-Vätern bestänben, und den Namen „Landwehr ersten Aufgebots" trügen. Das Alles in der Voraussetzung, nicht das Streben, die Armee kriegstüchtig zu machen — sondern das, ihren Organismus einer „mehr auf politische als militairische Anschauungen gegründeten" abstracten Doctrin entsprechend einzurichten, müsse in erster Linie maßgebend sein, — und in dem Glauben, mit Hülfe solcher Seltsamkeiten werde die preußische Armee das sein, was sie bei einer weniger unzweckmäßigen Organisation nicht sein könne: „Das Volk in Waffen!"

Heißt das nicht wesenlosen Schatten nachjagen? einem Wahn in unverantwortlicher Weise Opfer bringen, durch welche die theuersten Güter gefährdet werden könnten? —

Eine verwandte — wenn auch harmlose — Erscheinung tritt dann auch in Beziehung auf das zweite Aufgebot der Landwehr hervor. Der Bericht sagt nämlich:

„Das Landwehr-Bataillon (ersten Aufgebots natürlich) hat für

jeden der 6 Jahrgänge 510 Mann, also überhaupt 3060 Mann disponibel, eine so große Zahl, daß deren Zulänglichkeit keiner weiteren Erörterung bedarf, selbst wenn man den Begriff der Unabkömmlichkeit in sehr weitem Sinn nimmt."

(Seltsamer Weise sind hier die 25 Proc. wahrscheinlichen Abgangs, die sonst überall berechnet werden, und die Zahl auf 2295 Mann ermäßigen würden, mit Stillschweigen übergangen. Das könnte über die Nothwendigkeit täuschen, mehr als nach den Vorlagen der Regierung nöthig ist, auf ältere Jahrgänge zurück zu gehen.)

„Die Mannschaft des Landwehr-Bataillons 1. Aufgebots würde sogar meistens hinreichen, außer dem mobilen Feldbataillon noch ein Besatzungs-Bataillon herzustellen, ohne daß man wesentlich auf das 2. Aufgebot zu rekurriren brauchte."

Zur Bildung eines solchen behält das 1. Aufgebot 1295 Mann übrig. Nach der von der Regierung angenommenen Organisation hat die aus 4 Jahrgängen bestehende Landwehr, nach Abzug des vorausgesetzten Abgangs von 25 pCt. für den gleichen Zweck 1538 disponibel. Man ist also hier um so viel weniger in dem Fall, ältere Jahrgänge zu Hülfe nehmen zu müssen.

Jedenfalls spricht der Bericht der Commission in den beigebrachten Zeilen die Hoffnung aus, das Dasein der Landwehr zweiten Aufgebots, an deren wirkliche Organisirung in irgend einer Weise auch gar nicht weiter gedacht ist, werde ein bloßer Schein bleiben. Wozu ist sie dann überhaupt da?

Ueberall ein seltsames Streben, Scheingebilde festzuhalten, und wenn auch das Phantasma zu einem ganz leeren werden sollte!

Wir haben uns absichtlich nur mit der Organisation der Infanterie beschäftigt, wie sie in dem „Gesetzentwurf" der Commission vorgeschlagen wird, zum Theil schon deshalb, weil die Commission selbst eigentlich nur diesen Theil ihres Plans sorgfältig ausgearbeitet hat. In Beziehung auf die Artillerie schlägt sie nichts von den Normen der Regierungsvorlagen wesentlich Abweichendes vor, und was in ihrem Bericht über die Reiterei gesagt ist, hält sich, leicht skizzirt, durchaus im Allgemeinen.

Es liegt keine Veranlassung vor, im Einzelnen zu erörtern, was

so flüchtig angedeutet ist —: doch aber scheint es nicht überflüssig, uns im Vorbeigehen Rechenschaft davon zu geben, von welchen Vorstellungen die Commission in Beziehung auf die Organisation der Reiterei im Allgemeinen ausgeht und ob sie für wohlbegründet gelten können.

Wir ersehen aus dem Bericht, daß in der Commission geltend gemacht worden ist: „Welche Rolle die Kavallerie in den nächsten Kriegen nach der großen Verbesserung der Schießwaffe, sowohl der Infanterie als der Artillerie, überhaupt noch übernehmen werde, müsse doch die Erfahrung erst lehren, es ließen sich sogar gute Gründe dafür aufstellen, daß sie viel weniger in kleinen Abtheilungen noch sich werde wirksam zeigen können, als vielmehr in großen Massen, die bis zu dem gegebenen Moment weiter zurückständen. Nur zum Sicherheits- und Beobachtungsdienst bedürfe man daher vorzugsweise einer gewissen Zahl auch individuell in Mann und Pferd vollkommen ausgebildeter Schwadronen."

„Für die Reserve-Kavallerie komme man auch mit geringeren Anforderungen aus und in derselben werde die Landwehr-Kavallerie ihre recht eigentliche Bestimmung finden; auf ihre Erfolge müsse und werde stets die geschickte Führung einen entscheidendern Einfluß üben, als die größere Gewandtheit des einzelnen Mannes und Pferdes u. s. w."

Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß der Bericht-Erstatter die „guten Gründe", die sich nach seiner Meinung „aufstellen ließen" — nicht wirklich aufstellt, denn es wäre jedenfalls höchst interessant, sie kennen zu lernen — und sie zu errathen, ist eine schwierige Aufgabe!

In einer Uebergangsperiode, wie wir sie jetzt in Beziehung auf die Bewaffnung und die von ihr abhängige Taktik erleben, kann natürlich gar vieles Gegenstand der Discussion sein; über Vieles, so namentlich über das Verhältniß, in welchem die Reiterei fortan, der Zahl nach, zu der Gesammtmasse des Heeres stehen müßte, — über die zweckmäßigste Formirung des Regiments in vier oder sechs Schwadronen, — selbst über die angemessenste Bewaffnung des Reiters — können verschiedene Meinungen, durch Gründe unterstützt, hervortreten. Außer dem Allgemeinen ist da für jeden einzelnen gegebenen Staat auch noch manches Besondere zu erwägen, das aus seinen eigenthümlichen Verhältnissen hervorgeht: so namentlich die Natur und Beschaffenheit des Geländes, auf dem seine Heere vorzugs-

weise bestimmt sind sich zu bewegen — und selbst das größere oder geringere Geschick der Bevölkerung für den Reiterdienst. Nicht daß etwa ein Staat, dessen Bevölkerung wenig für den Dienst in dieser Waffe geeignet ist, die Zahl seiner Reiterschaaren dem gemäß beschränken müßte. Im Gegentheil, da könnte eher das Entgegengesetzte nothwendig werden, um sicher zu haben, was im Krieg erforderlich ist. Frankreich z. B. hat nicht unrecht, im Frieden eine verhältnißmäßig viel zahlreichere Reiterei zu bilden, als Preußen je brauchen wird. Denn die Franzosen sind schlechte Pferdewärter und müssen darauf gefaßt sein, daß ihre Reiterei im Felde durch große Verluste an gedrückten, verfütterten und sonst verdorbenen Pferden sehr schnell zusammenschmilzt, wie das die Erfahrung ihres letzten Feldzugs in Italien von Neuem gelehrt hat.

Aber so Vieles auch auf diesem Gebiet theils Gegenstand eingehender Erörterung sein — theils sogar erst durch die Erfahrung endgültig entschieden werden kann: gewiß ist jedenfalls, daß die von der Commission ausgesprochenen Ansichten bei einer Neubildung der Reiterei nicht maßgebend sein dürfen; jene so geheimnißvoll verschleierten „guten Gründe" müßten denn von einem Gehalt sein, den wir nicht zu ahnen vermögen, und geeignet, uns in durchaus überraschender Weise über neue Entdeckungen zu belehren.

Nur als schwere Kavallerie, nur zu Angriffen in großen Massen könne die Reiterei überhaupt noch verwendet werden, erklärt der Bericht der Commission, während der einfachste Augenschein uns belehrt, daß schon die steigende Cultur in dem ganzen mittleren und westlichen Europa immer weniger Raum und Boden übrig läßt, auf dem solche massenhafte Angriffe ausgeführt werden könnten!

Denken wir uns aber auch ernste Kämpfe in dem ost-europäischen Flachlande, so sieht wohl jeder ohne Weiteres ein, daß es gerade in der neuesten Zeit, gerade den neuern Schießwaffen gegenüber, sehr viel schwerer geworden ist, als es früher war, große Reitermassen über weite Flächen zum Angriff heran zu bringen. Waren doch sonst die feindlichen Geschosse nur auf Kartätschen-Schußweite ernstlich zu fürchten, auf einem letzten, beschränkten Raum, der mit Sturmes-Eile durchjagt werden konnte. Aus welcher Entfernung könnte dagegen jetzt schon das Feuer der feindlichen Batterieen auf eine solche heranrückende Reitermasse gewaltig wirksam concentrirt werden!

„Weiter zurück" sollen diese Massen Reserve-Reiterei „bis zum gegebenen Moment" stehen: hat der Bericht-Erstatter der Commission sich wohl die Frage vorgelegt, wie weit solche Massen unter den heutigen Verhältnissen hinter der Gefechtslinie zurückstehen müßten, um durch die bloße Entfernung vor den Wirkungen des feindlichen Feuers gehörig geschützt zu sein? — Wir kämen da auf halbe Meilen, auf Entfernungen, die ein rechtzeitiges Eingreifen der Reiterei im entscheidenden Augenblick, ein rasch entschlossenes Benützen des schnell fliehenden günstigen Moments so gut wie ganz unmöglich machen könnten. Grade weil die bloße Entfernung ihr allein weniger als je nützen kann, wenn sie nicht selber unnütz werden soll, wird wohl die Reiterei mehr als je darauf angewiesen sein, in möglichster Nähe Aufstellungen zu suchen, in denen sie durch Bodengebilde gedeckt ist — und schon dadurch wird die Vereinigung großer Reitermassen in Reserve-Stellungen sehr erschwert. Denn für kleinere Reiter-Abtheilungen finden sich zwar in den örtlichen Verhältnissen zweckmäßige Aufstellungen, selbst im Flachlande, häufig genug — für große, tiefe Reiter-Massen weit seltener, und die Aufgabe, solche Massen gehörig gedeckt zu halten, wird dadurch noch schwieriger, daß es im Laufe eines längeren Gefechts auch wohl noch nothwendig werden könnte, die Stellung ein- oder mehreremale zu wechseln, um sich selbst da, wo die Verhältnisse sonst günstig sind, den Wirkungen feindlicher Wurfgeschosse zu entziehen.

Im graden Widerspruch mit den Ansichten der Commission müssen wir dagegen glauben, daß kleinere Abtheilungen leichter Reiterei, den Infanterie-Divisionen beigegeben, durch rasche, kurze Ausfälle gegen unvorsichtig heranrückende Tirailleur-Schwärme, — durch augenblickliche Verfolgung weichender feindlicher Abtheilungen — dadurch, daß sie sich rasch der Verfolgung entgegen werfen, wo einzelne Abtheilungen der Unsrigen weichen, heute wie 1813 sehr wirksam in das Gefecht eingreifen können. Man vergesse nicht, daß der Unterschied in der Wirksamkeit der heutigen und der früheren Schießwaffen auf kurze Entfernungen sehr viel geringer ist als auf größere. Zu solchem Dienst aber bedarf es einer gewandten leichten Reiterei.

Uebrigens ist selbst das, worauf die Mehrzahl der Commission die leichte Reiterei ausschließlich angewiesen glaubt, der Sicherheits- und Beobachtungsdienst viel zu eng, in zu beschränktem Sinn aufgefaßt.

Die ungeheueren gleichzeitigen Anstrengungen, auf die alle Staaten Europa's sich gefaßt machen müssen und wirklich vorbereiten, und so manches Andere — namentlich auch die unberechenbar vermehrten Transportmittel — deuten auf einen entweder im Allgemeinen und Ganzen — oder doch periodenweise, von einem Anhaltspunkte zum anderen, raschen Verlauf der kommenden Feldzüge. Je intensiver aber die kriegerische Thätigkeit, je rascher der Gang der Ereignisse ist, desto wichtiger sowohl als schwieriger wird es, stets über den Feind und seine Operationen gehörig orientirt zu bleiben. Wer durch seine leichten Truppen Herr des Geländes zwischen dem eigenen und dem feindlichen Heer wird, der hat sehr viel voraus. Darauf muß man es anlegen. Es gilt, unsere Streifwachen so nahe als möglich an den Feind bringen — die seinigen allen unseren Bewegungen fern halten. Dazu bedürfen wir wieder vor Allem einer gewandten leichten Reiterei, und sie wird wohl aus etwas mehr als einigen Schwadronen bestehen müssen. Nebensächlich läßt sich die Sache nicht behandeln*).

Man könnte es wohl ein eigenthümliches Zusammentreffen nennen, daß in demselben Augenblick, wo unsere Militair-Commission die Ansicht aussprach, man bedürfe unter den heutigen Bedingungen eigentlich nur noch einer (schweren) Reserve-Reiterei zu Angriffen in Masse, und zu solchem Dienst genügten wenig geübte Landwehrmänner, auf wenig gerittenen Pferden — ein vielerfahrener französischer Reiteroffizier — der General de Noé — mit dem Vorschlag hervortrat, die schwere Reiterei, als im heutigen Kriege nicht mehr verwendbar, ganz abzuschaffen und fortan nur Eine Art, nach dem Muster der gewandten, sorgfältig ausgebildeten Chasseurs d'Afrique eingerichteter und geübter leichter Reiterei zu haben.

Der General hat jedenfalls, den stimmführenden Mitgliedern unserer Commission gegenüber, die Erfahrungen einer langen Reihe von Feldzügen voraus, und er beruft sich auch auf die in der Krimm und in Italien gemachten Erfahrungen.

Er sagt unter Anderem: „Le rôle nouveau que joue l'artillerie dans les grandes luttes de notre époque, semble supprimer une division empruntée au moyen age; il rend inutile cette grosse cavalerie, ces cuirassiers immortels d'Eylau et de la Moskowa, pour lesquels leur armure n'est plus une défense contre les armes de précision inventées de nos jours. La mobilité, l'élasticité, si

je puis me servir de cette expression, doivent être les principes fondamentaux de la nouvelle cavalerie, qui devra sortir de ces modifications apportées aux engins de guerre. La cavalerie est appelée à une tactique nouvelle. Il s'agira pour elle d'être transportée vivement d'un point à un autre, d'être toujours prête à jouer indistinctement tous les rôles et surtout le dernier, celui qui achève et complète les victoires. La poursuite d'une armée battue et en déroute, cette partie de l'action exigera une cavalerie d'autant plus agile, d'autant plus manoeuvrière, que ce dénouement se produit, à de rares exceptions près, au moment où quelques heures seulement sont accordées avant la chute du jour. Il faudra donc une cavalerie qui, ayant pu combattre en ligne toute la journée, trouve encore dans son élément constitutif la vigueur, l'entrain, l'audace de la cavalerie légère, qui, répandue de tous côtés dans la plaine, coupe les fuyards, ramasse les pièces que l'on cherche à sauver, assure enfin ces triomphes qui, dans une seule bataille, font tomber les empires."

Schon durch die bisherigen Erfahrungen findet de Noé seine Ansicht bestätigt, obgleich während der letzten Feldzüge das System der neuen Bewaffnung der Heere noch nicht vollständig durchgeführt war. Er faßt das Ergebniß dieser Erfahrungen schließlich in folgende wenige Zeilen zusammen: „La grosse cavalerie, qui s'est couverte de gloire dans les campagnes immortelles du premier empire, n'a pu trouver depuis 1815 une seule occasion de justifier la confiance que l'on peut à juste titre avoir en elle. Appelée deux fois à de grandes luttes, en Crimée et en Italie, l'occasion a semblé fuir devant elle. Les lanciers se sont trouvés dans le même cas, sauf un engagement dans la journée de Solferino, où un témoin oculaire a vu un grand nombre de ces braves cavaliers jeter leurs lances à terre pour se servir de leurs sabres. Rien ne prouve mieux la nécessité de ramener la cavalerie française au type créé en Afrique, et dont tant de campagnes heureuses ont établi la supériorité.

Mag man auch den Ansichten dieses französischen Cavallerie-Offiziers nicht ganz ohne Einschränkungen beistimmen, so wird sich doch ohne Zweifel das Urtheil aller Sachverständigen dahin einigen,

daß er dem Zutreffenden, Richtigen, sehr viel näher gekommen ist, als der deutsche Berichterstatter. —

Einzelne Mitglieder der Commission haben die Besorgniß ausgesprochen, es könnten durch die Umbildung des Heeres Zustände herbeigeführt werden, denen, die vor 1806 bestanden, in unerwünschter Weise verwandt. Wir haben schon vorhin ausgesprochen, wie wenig uns eine solche Besorgniß begründet erscheint, sowohl in Beziehung auf die socialen, als auf die eigentlich militairischen Verhältnisse, die dabei zur Sprache kommen.

Doch verlohnt es der Mühe, den angeregten Gegenstand noch einmal in das Auge zu fassen, und dabei namentlich über die Schwächen jenes alten, nach dem unglücklichen Kriege beseitigten Systems, über die Mängel, die es vorzugsweise unhaltbar machten und unermeßliches Unheil herbeiführten, zuerst und vor Allem den Feldmarschall Boyen zu hören.

Von der Unzuverlässigkeit der Ausländer sprechen wir nicht weiter, sie ist hinlänglich bekannt und besprochen; was aber die Inländer betrifft, die von Rechts wegen den eigentlichen Kern des Heeres bilden mußten, so sagt Boyen:

„Die vorschriftsmäßige zwanzigjährige Dienstzeit konnte diesen (d. h. den durch die Beurlaubungen hervorgerufenen) Nachtheil nicht aufwiegen. Bei der Reiterei verwendete man in der Regel das erste Dienstjahr zur Ausarbeitung der Rekruten. In den übrigen 19 Jahren fand die Einberufung früher auf 6, später auf nur 4 Wochen statt, so daß der beurlaubte Soldat am Schlusse seiner Dienstzeit, durch mehrmalige Entlassungen oft unterbrochen, im Ganzen nur 2 Jahre 7 Monate bei den Fahnen sich befand. Bei dem Fußvolk war dieses Verhältniß bei weitem ungünstiger. Die Neigung, die Zahl der Freiwächter zur Erhöhung des Einkommens zu benützen, nahm in kleinen Garnisonen bis zum Unglaublichen überhand. Nur selten dauerte die Rekrutenzeit länger als 10, die jährliche Exerzierzeit nicht über 4 Wochen, so daß der Kern und die überwiegende Mehrzahl des Fußvolks nach Ablauf von 20 Jahren nur 21¼ Monat wirklich dienstthuend war."

Der kriegerische Geist konnte natürlich unter solchen Bedingungen

in den Leuten kaum erwachen. Der Inländer, der „Cantonist" war und wurde eigentlich nie Soldat. Er war im Wesentlichen ein armer Tagelöhner, der seine Verpflichtung gegen das Regiment nur als ein hemmendes und lähmendes Nebenverhältniß empfand, das ihn in seinem eigentlichen Lebensberuf fortwährend störte und zurücksetzte; als eine drückende Fessel, die er unerträglich lange durch den besten Theil seines Lebens schleppen mußte.

Im Unglück zeigte sich, daß das Band, welches auch diesen besten Theil der Leute an die Fahnen knüpfte, ein zu lockeres war. Scharnhorst gewahrte mit Erstaunen, mit welchem Gleichmuth gerade die ältesten Soldaten nach dem Schlage bei Jena ihre Fahnen verließen. Sie gingen einfach nach Hause, um für ihre Familien zu sorgen, und antworteten auf die Vorstellungen und Vorwürfe, die ihnen gemacht wurden: sie hätten lange genug gedient; es seien jüngere Leute genug im Lande, den Handel auszufechten. Gerade diese bitteren Erfahrungen bestimmten Scharnhorst, das Heil des Staats in einem entgegengesetzten System zu suchen, und in seinen Organisationsplanen die Verpflichtung zum Dienst auf die Jugendjahre der Mannschaft zu beschränken, dagegen eine längere Zeit effectiven Dienstes bei der Fahne vorzuschreiben. Dieselben Erfahrungen bestimmten auch Boyen, eine ununterbrochene dreijährige Dienstzeit in derselben Weise nothwendig zu halten.

Beide erkannten in all' zu lange währender Verpflichtung und ungenügendem, zerstückeltem wirklichen Dienst, Hauptmängel des alten Systems.

Nach den Entwürfen der Commission bleibt — selbst ganz abgesehen von den sieben Jahren Landwehr-Pflichtigkeit im zweiten Aufgebot — jeder Wehrmann nicht weniger als zwölf Jahre — für unsere Verhältnisse viel zu lange — zum Dienst in erster Linie verpflichtet. Nach Beendigung seiner zweijährigen Lehrzeit könnte er dann freilich im Lauf der folgenden 10 Jahre noch fünf Mal, jedesmal auf einen Monat, zu Uebungen einberufen werden, die Commission spricht aber die Hoffnung aus, daß man sich, das Drückende solcher Verpflichtungen erkennend, darauf beschränke, ihn nicht so oft (vielleicht nur etwa dreimal) einzuberufen, und rechnet darauf, daß drei Uebungsperioden von je einem Monat, auf zehn Lebensjahre vertheilt, vollständig genügen werden, die Leute nicht nur in Uebung,

sondern auch den kriegerischen Geist und Sinn in ihnen wach zu erhalten; das Bewußtsein, daß sie während dieser langen Zeit den Waffendienst mit Freudigkeit als ihren Hauptberuf zu betrachten haben, nicht erlöschen zu lassen. Sie rechnet mit solcher Sicherheit darauf, daß sie in den ältesten und verheiratheten Ackerbürgern und Gewerbsleuten, die ihrer Lehrzeit am weitesten stehen und dem Waffendienst am längsten entfremdet sind, gerade das beste Material für „Elite-Bataillone" zu erkennen glaubt.

Der Wehrmann hätte demnach am Schluß seiner zwölfjährigen Dienstzeit im Ganzen höchstens 29 Monate — wahrscheinlich nur 27 Monate wirklich gedient.

Je entschiedener sich die Commission dem vor 1806 herrschenden Militair-System abhold erklärt, desto seltsamer muß es gewiß auffallen, daß gerade ihre Vorschläge, wie wir sehen, ganz dazu geschaffen sind, die mit am schwersten empfundenen Mängel jenes perhorrescirten Systems wieder in das Leben zu rufen. — Allerdings nicht ganz in derselben Weise und in demselben Maße. Die Lehrzeit ist etwas reichlicher, wenn auch noch immer knapp zugemessen, dagegen dürften die späteren Uebungszeiten, weiter auseinander gelegt, nicht so bestimmt und regelmäßig wiederkehrend, verbunden mit dem Uebertritt in die haltlosen Landwehrbataillone, wohl noch weniger genügen, die pflichtige Mannschaft während einer so langen Zeit bürgerlichen und gewerblichen Lebens in kriegerischer Tüchtigkeit zu erhalten.

Als positiven Gewinn, der sich aus der Annahme ihres Systems ergeben müsse, macht die Majorität der Commission die Ersparnisse geltend, die bei der Infanterie gegen $2^1/_2$ Million Thaler betrügen und sich nicht wegrechnen ließen.[5])

Ersparnisse sind zwar stets erwünscht, doch haben sie, wie schon gesagt, nur in der Voraussetzung, daß der Zweck der Ausgabe, an der gespart wird, erreicht sei, ihren wirklichen Werth. Im entgegengesetzten Fall verwandeln sie den ganzen überhaupt gemachten Aufwand in unfruchtbare Verschwendung der allerschlimmsten Art.

Wir müssen zum Schluß darauf zurückkommen: damit wir uns dieser verhältnißmäßig nicht allzu bedeutenden Ersparnisse freuen könnten, müßte unwiderleglich dargethan sein, daß die Bewaffnung

Preußens, wie sie sich nach den Vorschlägen der Commission gestalten würde, durch Werth und Gehalt den Aufwand rechtfertigte, der für sie gemacht würde. Es dürfte nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß sie hinreichend fest in sich geschlossen sei, um Preußens Fahne hoch zu halten in den Stürmen, die in naher Zukunft drohen. Sonst ist die Ersparniß Verschwendung.

Der geforderte Beweis aber scheint uns nicht genügend geführt.

Anmerkungen.

[1]) „Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Fragen zu erörtern, die sich diesem Gesetzentwurf gegenüber aufdrängen. —"

Es konnte, heißt das, zur Zeit nicht unsere Absicht sein, die Gegensätze, die einander gegenüber traten, zu verschärfen, die Leidenschaftlichkeit zu steigern, in die sich die Discussion ohnehin verirrte, und darum schien es uns geboten, die schwebende Frage ausschließlich nur im technisch-militairischen Sinne zu besprechen, ohne der staatsrechtlichen Bedenken zu erwähnen, die das Verfahren des Abgeordnetenhauses wohl hervorrufen konnte.

Jetzt nach beinahe zwei Jahrzehnten, und nachdem wir so Manches erlebt haben, das die Erinnerung an den damaligen Zwist mehr noch in die Ferne rückt, als die seither vergangenen Jahre, — jetzt aber darf man doch wohl sagen daß dieses Verfahren ein sehr eigenthümliches war.

Indem das Haus der Abgeordneten — zunächst dessen Ausschuß — sich nicht darauf beschränkte, den Entwurf der Regierung abzulehnen, sondern seinerseits mit dem vollständigen Plan einer Heeres-Organisation hervortrat, den die Regierung annehmen sollte, unternahm das Haus thatsächlich nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch, das normale Verhältniß, in dem Regierung und Parlament zu einander zu stehen haben, geradezu umzukehren.

Das Haus der Abgeordneten nahm einfach, indem es in solcher Weise die Initiative ergriff, die Stelle der Regierung ein, und versetzte die Regierung in die Stellung eines Parlaments, das die Entwürfe annehmen soll, die ihm vorgelegt werden.

So weit ich mich zu erinnern vermag, hat nie irgend ein Parlament etwas Aehnliches unternommen — wenigstens nicht so lange es das Dasein einer Regierung anerkannte.

[2]) Es wurde überhaupt auch im Lauf der Debatten mit den Citaten nicht all' zu genau genommen, sowohl was die Autorität, als was die Erfahrungen betrifft, auf die man sich berief.

So führte ein Redner der Fortschrittspartei, um die Verwendung der Landwehr in erster Linie zu empfehlen, die Tage von Prenzlau (28. October 1806) und von Eylau

(14. Februar 1814) an. Dort, bei Prenzlau habe ein aus lauter Linientruppen, aus Berufs-Soldaten bestehender preußischer Heertheil ohne eigentliche Nothwendigkeit, entmuthigt im freien Felde capitulirt und die Waffen gestreckt —: bei Etoges habe sich preußische Landwehr, von einer gewaltigen Uebermacht unter Napoleon's persönlicher Führung vollständig umringt, mannhaft durchgeschlagen. Seltsamer Weise erhob sich niemand im Hause der Abgeordneten, um diese Angaben zu berichtigen.

Der 14. Februar 1814 ist nämlich allerdings ein Ehrentag für die preußische Infanterie, die allen Angriffen widerstand und sich schließlich einen freien Weg durch die Massen der Feinde bahnte.—: aber es war nicht ein einziger Landwehrmann dabei; buchstäblich nicht ein einziger! — Kleist v. Nollendorf, dessen Heertheil diese Kämpfe ruhmvoll bestand, hatte, als er von der Einschließung von Erfurt nach Frankreich aufbrach, seine sämmtlichen Landwehren vor den Citadellen von Erfurt zurückgelassen.

Das heutige 6., 7., 10., 11., 18., 19., 22. und 23. Infanterie-Regiment, das sind die Truppen, denen der Ruhm des Tages von Etoges gebührt.

[3]) Wer erinnert sich nicht, was auch die Bauern der Vendée 1793 und das Tiroler Landes-Aufgebot 1809 geleistet haben! — Ihre Thaten überragen in Wahrheit Alles, was sonst und anderswo eine Volks-Erhebung vermocht hat. — Und dennoch hat sich auch in der Vendée und in Tirol wieder gezeigt, daß Streitkräfte dieser Art doch immer nur dann überhaupt da sind und wirksam werden, wenn der Feind sie in ihrer Heimath im engsten Sinn des Worts aufsucht und bekämpft. Zu einer nachhaltigen Offensive über den heimischen Bezirk hinaus, zu einer Offensive, die eine Entscheidung herbeiführen könnte, sind sie nicht zu verwenden.

Eben deshalb ist denn auch, sofern sie auf sich selbst allein angewiesen und sich selbst überlassen bleiben, immerdar und überall ihr Schicksal — nachdem sie eine Anzahl wiederholter Angriffe mannhaft abgewehrt haben — endlich doch zu unterliegen.

[4]) In dem Feldzug 1870—1871 in Frankreich ist die Reiterei der deutschen Heere mit großer Energie in diesem Sinn verwendet worden; mit welchem glänzenden Erfolg, darüber berichtet die Geschichte.

In den nächsten Kriegen der Zukunft müssen wir uns auf vielfache und hartnäckige Reitergefechte gefaßt machen. Denn ohne Zweifel werden unsere Gegner uns mit gleichen Waffen zu begegnen suchen und bemüht sein, unserer Reiterei die Herrschaft in dem Gelände zwischen den beiderseitigen Heeren viel nachhaltiger streitig zu machen als 1870—1871 geschehen ist.

Eine sorgfältige Ausbildung der Reiterei, eine sorgfältige Zusammensetzung ihres Offizier-Corps ist mehr als jemals geboten.

[5]) Ersparnisse, die gegen $2^1/_2$ Millionen Thaler betragen konnten! — Es ist wie ein Traum, daß man jemals gesonnen sein konnte, um solcher Ersparnisse willen die Zukunft Preußens und mit ihr die Zukunft Gesammt-Deutschlands zu gefährden.

Preußens, wie sie sich nach den Vorschlägen der Commission gestalten würde, durch Werth und Gehalt den Aufwand rechtfertigte, der für sie gemacht würde. Es dürfte nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß sie hinreichend fest in sich geschlossen sei, um Preußens Fahne hoch zu halten in den Stürmen, die in naher Zukunft drohen. Sonst ist die Ersparniß Verschwendung.

Der geforderte Beweis aber scheint uns nicht genügend geführt.

Anmerkungen.

[1]) „Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Fragen zu erörtern, die sich diesem Gesetzentwurf gegenüber aufdrängen. —"

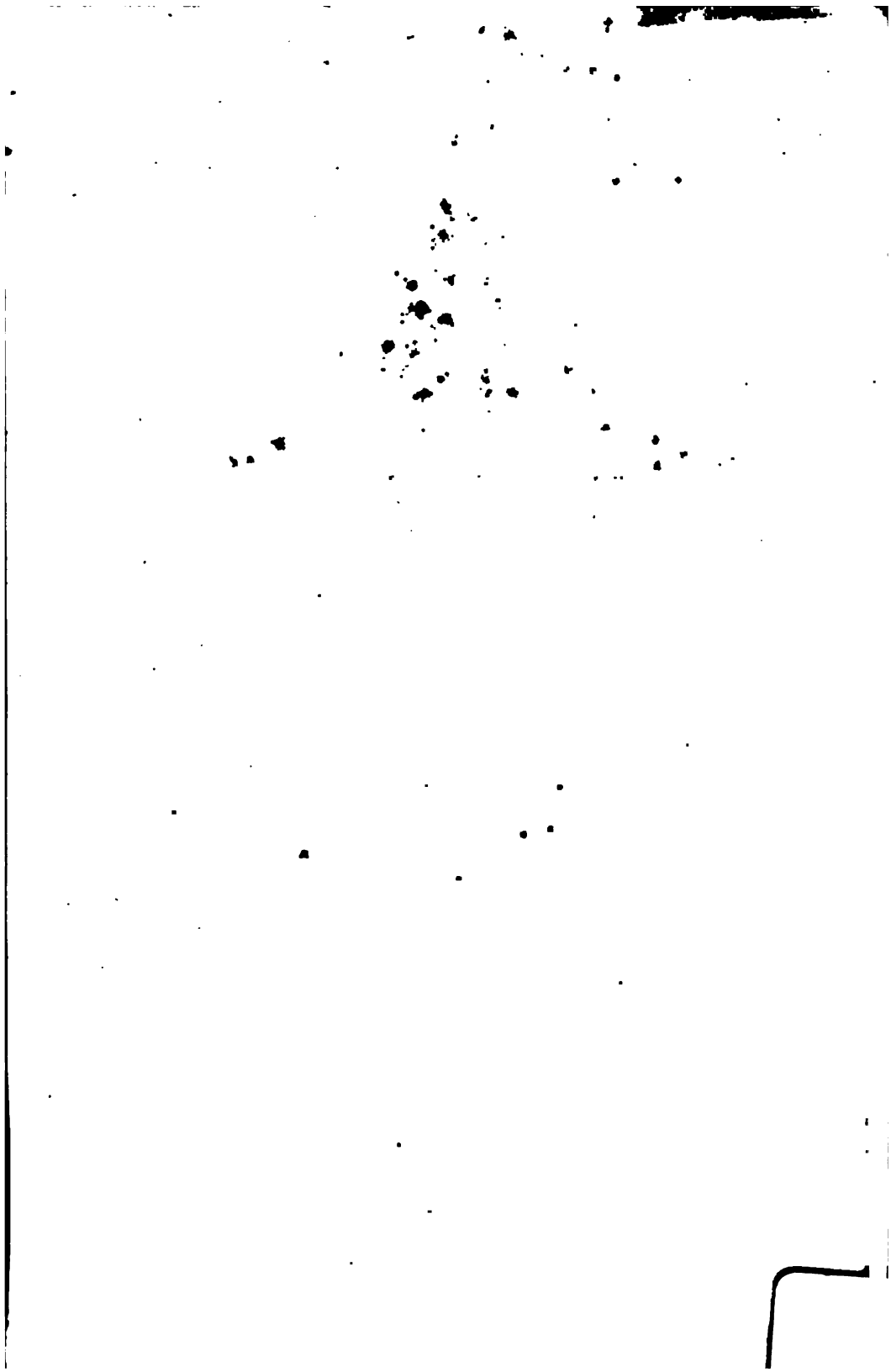
Es konnte, heißt das, zur Zeit nicht unsere Absicht sein, die Gegensätze, die einander gegenüber traten, zu verschärfen, die Leidenschaftlichkeit zu steigern, in die sich die Discussion ohnehin verirrte, und darum schien es uns geboten, die schwebende Frage ausschließlich nur im technisch-militairischen Sinne zu besprechen, ohne der staatsrechtlichen Bedenken zu erwähnen, die das Verfahren des Abgeordneten-Hauses wohl hervorrufen konnte.

Jetzt nach beinahe zwei Jahrzehnten, und nachdem wir so Manches erlebt haben, das die Erinnerung an den damaligen Zwist mehr noch in die Ferne rückt, als die seither vergangenen Jahre, — jetzt aber darf man doch wohl sagen daß dieses Verfahren ein sehr eigenthümliches war.

Indem das Haus der Abgeordneten — zunächst dessen Ausschuß — sich nicht darauf beschränkte, den Entwurf der Regierung abzulehnen, sondern seinerseits mit dem vollständigen Plan einer Heeres-Organisation hervortrat, den die Regierung annehmen sollte, unternahm das Haus thatsächlich nicht mehr und nicht weniger als einen Versuch, das normale Verhältniß, in dem Regierung und Parlament zu einander zu stehen haben, geradezu umzukehren.

Das Haus der Abgeordneten nahm einfach, indem es in solcher Weise die Initiative ergriff, die Stelle der Regierung ein, und versetzte die Regierung in die Stellung eines Parlaments, das die Entwürfe annehmen soll, die ihm vorgelegt werden.

So weit ich mich zu erinnern vermag, hat nie irgend ein Parlament etwas Aehnliches unternommen — wenigstens nicht so lange es das Dasein einer Regierung anerkannte.

[2]) Es wurde überhaupt auch im Lauf der Debatten mit den Citaten nicht all' zu genau genommen, sowohl was die Autorität, als was die Erfahrungen betrifft, auf die man sich berief.

So führte ein Redner der Fortschrittspartei, um die Verwendung der Landwehr in erster Linie zu empfehlen, die Tage von Prenzlau (28. October 1806) und von Etoges